



600010997W

27. 594.

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Zwölfter Band.

W bis Z.



~~CONFIDENTIAL~~

~~SECRET~~

~~SECRET~~

~~SECRET~~



Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauslage dieses Werks sind drei verschiedene Ausgaben veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als durch alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk 15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche
Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

zwölfter Band.

W bis Z.

Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müß' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Galberon.

Leipzig:

F. A. Brodhaus.

1827.

594

U e b e r
die Entstehung und den Fortgang
d e r
Allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie
i n s i e b e n A u f l a g e n.

Zu dem Vorreden der sechs frühern Auflagen dieses Werkes und
zu dem Berichte über den Plan der Neuen Folge, deren vier Abthei-
lungen in der gegenwärtigen siebenten Auflage mit enthalten sind.

Es sind jetzt 33 Jahre, daß ein Werk zu dem Bücherbedarfe der ge-
bildeten Stände unserer Nation gehört, welches man das Conversa-
tions-Lexikon nennt. Anfangs berechnet auf die Wünsche gewöhnlicher
Leser, hob es sich erst nach 16 Jahren zu dem höhern Standpunkte,
an welchem es die geistige Bildung der neuesten Zeit, sowie sie in der
Gesellschaft erscheint, in ihrer weiten Verzweigung zu umfassen erstrebte,
und darnach ein Abbild der das öffentliche Leben durchbringenden Be-
weirung aufzustellen. Je näher das nach diesem Zwecke neu begrün-
dete Werk seinem Ziele kam, um so mehr verbreitete es sich in allen
Kreisen der Gesellschaft. Doch sind es noch nicht 13 Jahre, als es
erst in seiner vierten, und noch entschiedener, 2 Jahre später, in
der fünften Auflage, eine Stelle in der Literatur der Nation errang,
und es seitdem, trotz aller Anfeindungen, behauptet hat.

Jetzt erscheint die siebente Auflage unsers Lexikons, das, seiner
Anlage nach, binnen 33 Jahren gänzlich veraltet oder längst ver-
altet wäre, wenn nicht eine nunmehr 22 Jahre lang ununterbrochen
gefortgesetzte, neunmalige Ausbildung im Einzelnen, und 6 Mal durch-
geführte Umbildung im Ganzen dasselbe stets erneuert und mit der lez-
ten Gegenwart in Übereinstimmung gebracht hätte.

Dieses so begründete, in seiner Art einzige Lexikon ist das Werk
eines ausgezeichneten Mannes, des verstorbenen Buchhändlers Fried-
rich Arnold Brockhaus.

Wir halten es daher für angemessen, aus der Vorrede zum ersten
Theile der fünften Auflage, im ersten Bande, S VII — IX, Leipzig
den 1. October 1818, unterzeichnet:

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Herausgeber.

ferner aus der im zehnten Bande, S. xvii — xxxix, Leipzig 15. April 1820, unterzeichnet: Friedrich Arnold Brockhaus
Ludwig Hain;

sowie aus der Nachschrift zu dem dritten Drucke der fünften Aufl. im ersten Bande S. ix, Leipzig den 1. Juli 1821, und aus dem Schworte im zehnten Bande, S. xi. — xlviii, Leipzig den 15. Juli 1821; beide unterzeichnet: F. A. Brockhaus,

insbesondere aber aus der Vorrede zur sechsten Aufl., Leipzig im December 1823, unterzeichnet:

Die Verlags-handlung des Conversations-Lexikons
F. A. Brockhaus, —

das Geschichtliche von der Entstehung, von der Entwicklung Grundidee, von dem äußern Fortgange und von dem Verfahren der wiederholten Erneuerung des Conversations-Lexikons hier zusammenzustellen.

Die erste Idee zu unserm Werke wurde um das Jahr 1796 von dem nun verstorbenen Dr. Löbel gefaßt. Er sagt darüber in der Vorrede zur ersten Auflage Folgendes:

„Vor 30, 40 Jahren, als im Allgemeinen größtentheils nur eine gewisse Gattung von Kenntnissen, nämlich die politischen, Gegenstand der Conversation war, mochte Hübner's „Zeitungs- und Conversations-Lexikon“ mehr als hinreichend sein, das erwähnte Bedürfnis zu befriedigen; allein zu einer Zeit, in welcher eine Menge Gegenstände aus den verschiedensten Wissenschaften in das gesellige Gespräch einströmen, hat sich der Begriff der Conversation mit dem Gebiete derselben gar sehr erweitert. Zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Streben nach Geistesbildung, wenigstens nach dem Scheine derselben (zugleich die Ursache und die Folge der immer mehr sich verbreitenden Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen an einander), das Weib wie den Mann, den Nichtgelehrten wie den Gelehrten in einen gemeinschaftlichen Conversationskreis führt, in welchem man gewisse Begriffe und Kenntnisse bei einem Jeden schon aus Höflichkeit voraussetzt, deren Mangel zwar nicht selten stattfindet, aber doch ohne Scham nie verrathen wird; zu einer solchen Zeit muß ohne Zweifel dem gegenwärtigen Umfange der Conversation angemessenes Wörterbuch für dieselbe mehr als jemals nothwendig und nützlich sein. — Mit der Conversation hält, wenigstens bei dem männlichen Geschlechte, die Culture gleichen Schritt; nur daß der Schriftsteller bei seinen Lesern nicht mehr Begriffe voraussetzen zu dürfen glaubt, als es bei der Conversation der Fall ist“.

„Indem wir es versucht haben, durch gegenwärtige Erklärung in das gemeine Leben übergegangenen wissenschaftlichen Kenntnisse und Begriffe die Theilnahme an einer lehrreichen Unterhaltung und zu gleicher Zeit die Benutzung schätzbarer Schriften zu erleichtern, haben wir im Allgemeinen folgende Grundsätze vorgeschwebt: erstlich mit sorgfältiger Vermeidung der Einseitigkeit uns so viel als möglich über alle meinnützige Zweige des menschlichen Wissens zu verbreiten, zweitens aber aus diesen verschiedenen Kenntnissen bloß das Gemeininteressante herauszuheben, wovon vorzüglich im gemeinen Leben die Rede ist. Dieser zweite Gesichtspunkt enthält zugleich die Ursache, warum von einer Wissenschaft mehr, aus der andern weniger Begriffe ausgehoben sind“.

Der Zweck eines solchen Wörterbuches kann auf keinen Fall der vollständige Kenntniss zu gewähren; es wird vielmehr dieses Werk — welches eine Art von Schlüssel sein soll, um sich den Eingang in jenen Cirkel und in den Sinn guter Schriftsteller zu öffnen — aus dem reichhaltigen Gebiete der Geographie, Geschichte, Mythologie, Philosophie, Naturlehre, der schönen Künste und andern Wissenschaften diejenigen Kenntniss enthalten, welche ein Jeder als gebildeter Mensch haben muß, wenn er an einer guten Conversation Theil nehmen und ein Buch lesen will, wiefern gewisse wissenschaftliche Begriffe und den Begriffen des gemeinen Lebens das Bürgerrecht erlangt haben“.

Man hatte aber Dr. Löbel die Ausführung unternommen und die Bände der ersten Auflage dem Drucke übergeben, als ihn der Tod überfiel und die Fortsetzung in weniger geübte Hände kam. Überaus sehr nachtheilig auf das Ganze, daß dem damaligen Verleger königliche Geldkräfte fehlten, um die Vollendung zu beschleunigen. Es waren daher nach 11 Jahren, als das Werk im Jahre 1807 im Ankauf des Verlagsrechts in die Hände des Buchhändlers Friedrich Arnold Brockhaus kam, erst 5 Bände, jeder 36 — 40 Bogen fertig. Der nunmehrige Eigenthümer ließ es vor allen Dingen seine Sorge sein, die erste Auflage zu vollenden, was auch in 2 Jahren geschah, während welcher der sechste (und letzte) Band und 2 Supplementbände erschienen.

Die unvollkommen unter so störenden Umständen das Conv.-Lex. in seiner ersten Gestalt erscheinen mußte, so bewies doch der Beifall welchen ihm dessenungeachtet das Publicum schenkte, deutlich genug, daß der Bedürfnis eines Hilfsmittels, wie es hier dargeboten worden, vorhanden sei.

Im J. 1812 ward eine neue Ausgabe nöthig. Damit beginnt die gewöhnliche Umbildung und die höhere Bedeutung des Conversations-Lexikons, dessen Seele und Lebenskraft der Herausgeber, F. A. Brockhaus, 11 Jahre lang, bis zu seinem Tode geblieben ist. Weil sich nicht sogleich ein Redacteur, wie ein Werk dieser Art ihn erforderte, für die Leitung desselben finden wollte, so stellte sich der Verleger seine Kraft und sein Urtheil dabei versuchend, selbst und allein an die Spitze der neuen Unternehmung. Ihm schwebte dabei die Idee vor, ein Werk zu liefern, das nicht für einzelne Personen der Gesellschaft, sondern für Alle und Jeden auf einer gewissen Stufe der Bildung passend und anziehend sein, das sich zwar allenthalben vom Gemeinen entfernen, aber sich auch ebenso sehr durch einfache, klare und zweckmäßige Behandlung empfehlen sollte. Schon war unter seiner alleinigen Leitung der erste Band dieser zweiten Auflage erschienen, und der zweite bis zur Hälfte vollendet, als er Herrn Dr. Ludwig Hain zum Mitredacteur annahm. Seit diesem Zeitpunkte haben Beide der Unternehmung, bis zur Vollendung des ersten Drucks der fünften Auflage im April 1820, vereint vorgestanden.

So leicht es einzusehen war, daß die Grundsätze der ersten Redaction unter dem Dr. Löbel, welche sich auf den Standpunkt des gemeinen Lebens gestellt hatte, nicht mehr befolgt werden konnten, da die Bedürfnisse desjenigen Publicums, für welches das Buch zunächst bestimmt war, seit 1796 in einem hohen Grade sich gesteigert hatten: so lag die Aufgabe, nach welchen Grundsätzen die neue Redaction zu verfahren sollte, praktisch zu lösen. Die vorige Redaction hatte sich

darauf beschränkt, aus dem Gebiete der Geographie, Geschichte, Mythologie, Naturlehre und der schönen Künste diejenigen Gegenstände auszuwählen, von welchen sie annahm, daß sie für den Kreis ihrer Leser den sie aber sehr niedrig gezogen hatte, paßten. Die neue Redaction fand dieses Ausgewählte durchaus unzureichend, und auf dem jetzigen Standpunkte der Gesellschaft und der Wissenschaft nur selten noch brauchbar. Das Vorhandene erforderte also zuerst Erweiterung und meistens eine durchaus neue Bearbeitung. Außerdem glaubte die jetzige Redaction vor Allem die Biographie sehr erweitern und auf lebensmerkwürdige Zeitgenossen — insofern diese in der Literatur oder der Welt zu den sogenannten public characters gehören — ausdehnen zu müssen; nicht minder glaubte sie aus dem Gebiete der Politik und Diplomatie, der neuesten Zeitgeschichte, der Staatswirtschaft, der Religionsphilosophie, der classischen und der neuen europäischen Literatur, der Archäologie, der Anthropologie und populären Medicin, der Mathematik, der Natur-, Handels- und Kriegswissenschaften, und selbst der Jurisprudenz die wichtigsten Gegenstände, welche zu der mündlichen Unterhaltung oder Lecture für höher gebildete Circel oder Individuen sich eignen konnten, auf eine angemessene, zwar einfache, jedoch nie zum Gemeinen herabsinkende, immer den neuesten Standpunkt bezeichnende Weise abhandeln zu müssen.

So schwierig die so gefaßte Aufgabe schon an und für sich war, so wurde sie es dadurch noch mehr, daß sie in einer kleinen Bändezahl gelöst werden mußte; daß ferner eine Vereinigung über die Artikel, welche man zu geben habe, kaum möglich war, wenn man auf die größtentheils sich widersprechenden Forderungen jedes Einzelnen Rücksicht nehmen wollte; daß endlich das Ganze in einer möglichst kurzen Zeit ausgeführt werden mußte, wenn es harmonisch ausfallen, und wenn dem Fehler aller ähnlichen zeitherigen Wörterbücher und Encyclopädien, deren Anfang nirgends zum Ende und kaum zur Mitte paßte, wodurch nothwendig ihre Brauchbarkeit sich verminderte, begegnet werden sollte. Ueberdies glaubte der Unternehmer, dem Werke einen so niedrigen Preis geben zu müssen, daß es Jedem, der seiner intellectuellen Cultur nach zu den gebildeten Ständen gehört, zugänglich sei.

Man wird zugestehen, daß Muth und Vertrauen zu sich selbst und zum Publicum, Kenntniß der Welt, der Zeit und der Literatur, und eine große Thätigkeit und Ausdauer dazu gehörten, um mit den beschränkten Mitteln, die damals dem Unternehmer zu Gebote standen, an die Lösung dieser so gestalteten Aufgabe zu gehen, zumal in der bedenklichen Zeit von 1812, der 2 Kriegsjahre folgten, die für literarische Unternehmungen nirgends günstig waren und Alles doppelt erschwerten.

Als nun zur Ausführung geschritten wurde, bestimmte der Herausgeber die Bändezahl der zweiten Auflage anfangs wieder auf 8, in der Folge jedoch, bei dem so sehr erweiterten Plane des Werks, auf 10 Bände; zugleich verstärkte er, aus demselben Grunde, diese Bände von 36 nach und nach bis auf 60 und mehr Bogen; auch ward von ihm eine solche raumbenußende Einrichtung des Drucks gewählt, daß der Bogen noch einmal so viel faßte als früher.

Die Aufgabe, das ganze Werk in etwa 2 Jahren zu vollenden, und ihm dadurch die erforderliche Einheit zu geben, gehörte zu den schwierigsten, wie nur Derjenige ganz beurtheilen kann, der sich je mit der Re-

action literarischer Werke, die mit Hülfe vieler Mitarbeiter und nach alphabetischer Ordnung zusammenzustellen sind, beschäftigt hat. Dessenungeachtet wurde die Forderung, mit dem Ganzen in ein Paar Jahren fertig zu werden, wol gelöst worden sein, wenn nicht erstlich jene Kriegsjahre und dann der Beifall des Publicums selbst störend darauf eingewirkt hätten. Erstere unterbrachen den Briefwechsel mit den Mitarbeitern oft monatelang, sodaß in dieser Zeit die Redactoren, obendrein durch tägliches Kriegsgetümmel gestört, sich fast allein mit ihren eignen Materialien zu helfen suchen mußten. Späterhin aber nahmen die stets nöthigen neuen Drucke die Zeit der Redactoren so sehr in Anspruch und beschäftigten in gleichem Grade die Pressen so sehr, daß die Förderung der Hauptfortsetzung nothwendig darunter leiden mußte. Dennoch wurde die zweite, dritte und vierte Ausgabe in 10 Bänden, welche das Sechsfache der ersten Ausgabe insichfaßten, in Zeit von 6 Jahren vollendet, während die erste allein 13 Jahre bedurft hatte.

Zugleich erhielt das Geschäft selbst in seiner ganzen Ausbreitung einen bestimmtern und raschern Gang, sodaß die fünfte Auflage in 2 Jahren zu Stande kam und 18 Monate nach ihrer ersten Ankündigung erschien. Es wurden nämlich die ersten 5 Bände am 1. Nov. 1818, die 3 folgenden am 1. Aug. 1819, und die beiden letzten am 25. April 1820 ausgegeben. Als sich diese Auflage aber schon binnen Jahresfrist vergriffen hatte, so veranstaltete der Herausgeber einen neuen verbesserten Abdruck aller 10 Bände, von welchen die ersten 5 am 1. März 1820, und die letzten 5 am 30. Sept. 1820 vollendet wurden. Dieser erste Nachschuß vergriff sich abermals innerhalb eines Jahres, und es ward ein zweiter, verbesserter Nachschuß, oder der dritte Abdruck der fünften Auflage nothwendig. Dieser erschien den 15. Nov. 1821.

Doch schon im Sommer 1822 zeigte sich, daß auch der dritte Abdruck bald verkauft und ein vierter nothwendig sein würde. Die zweimalige Durchsicht der fünften Auflage aber hatte den Herausgeber überzeugt, daß einzelne Nachbesserungen den Hauptcharakter des Werks, die geistige Bildung der Gesellschaft, der Gegenwart getreu darzustellen, nicht mehr festhalten könnten. Binnen 5 Jahren waren viele Gegenstände, welche früher die Gesellschaft beschäftigten, aus dem Kreise des öffentlichen Lebens verschwunden, andre hatten an Bedeutung und Einfluß verloren, noch andre eine wesentliche Umbildung erfahren, dagegen waren ältere Gegenstände wiederum in die Gegenwart eingetreten, und eine Menge neuer Gegenstände und Ansichten hatten sich aus dem Schoße eines rastlos thätigen, alle gebildete Stände und Völker durchdringenden Lebens entwickelt. Daraus folgte, daß viele Artikel in der fünften Auflage veraltet, andre zu ausführlich, wiederum andre zu kurz oder nicht gründlich abgefaßt waren, und daß eine Menge alter und neuer Gegenstände darin fehlten, die eine besondere Wichtigkeit in den letzten Jahren erlangt hatten. Es galt die Aufgabe, das Bleibende und Feststehende in der Masse des in das Leben eingedrungenen Wissens abzusondern von Dem, was die neueste Zeit Bewegliches gestaltete und ausbildete; zugleich aber auch die wichtigern Gegenstände, von denen eine dürftige Kenntniß keinem Gebildeten genügt, umfassender und erschöpfender darzustellen, insbesondere das Fach der Biographie, wofür sich die sichersten Nachrichten immer reichlicher darbieten, zu erweitern, weil von dem Leben und Wirken ausgezeichneten Männer, die man darum mit Recht das Salz der Erde nennt,

zunächst doch Alles ausgeht, was die Gegenwart bewegt und die Kunst vorbereitet.

Nachdem der Herausgeber und nunmehrige alleinige Redacteur dieses Werkes dies Alles sorgfältig erwogen hatte, entschloß er sich 1) zu einer zeitgemäßen Umbildung des Werks, in Hinsicht auf Inhalt und Form, das als ein Gesamtmagazin des Wissenswürdigen für die gebildeten Stände der Gesellschaft, den Kern aller Lebensbilder und das Bleibende in der Masse des dazu nöthigen Wissens, so viel als möglich enthalten sollte; 2) zu der Herausgabe einer Neuen Folge des Conv.-Lex. in 2 Bänden, welche das in dem öffentlichen Leben neu sich Gestaltende und Fortbildende zu beschreiben, Hauptgegenstände umfassend darzustellen und das biographische Fach dem Zeitgeiste gemäß zu erweitern, bestimmt war.

So entstand seit dem September 1822 bis zu dem Ende des Novembers 1823 die sechste neue Auflage des Hauptwerks in 10 Bänden, und seit dem 1. März 1822 bis zum Mai 1823 erschienen die ersten drei Lieferungen der Neuen Folge. Allein mitten unter diesen ganzen Reichthum seines Geistes und die volle Kraft seiner selbstthätigkeit in Anspruch nehmenden Arbeiten warf eine lebensgefährliche Krankheit den Herausgeber 3 Monate lang im Winter 1822 — 23 auf ein Krankenlager, und kaum war er wiederhergestellt, so entriß ihn, 20. August 1823, der Tod seiner Familie, seinen Freunden und der Literatur, die er auf die vielfachste und erfolgreichste Art, nach ganzartigen Ansichten und achtungswerthen Grundsätzen, mit selbständiger Einsicht und Kraft, besonders in den letzten 10 Jahren seines Lebens, obgleich sehr angefochten, dennoch standhaft und muthvoll gefördert hatte.

Nach seinem Tode wurde der schon fast bis zum Schlusse gedruckte Druck der sechsten Auflage, der von ihm veranstaltet und geleitet worden, zur Umbildung des Ganzen gemäß, bis Ende November vollendet. Die Vorbereitung und Vollenbung der noch rückständigen fünf Lieferungen der Neuen Folge aber (G — Z) ward von der Verlagshandlung, welche, nach dem letzten Willen ihres Gründers, F. A. Brockhaus, 6 Jahre lang unter der bisherigen Firma ungetheilt fortgeführt wurde, einem bisherigen Mitarbeiter an dem Conversations-Lexikon und Specialredacteur einzelner Fächer desselben, dem Professor F. Ch. A. Schönbach, damals in Dresden, übertragen.

Nach diesem Bericht von der Entstehung, von der Entwicklung der Grundidee und von dem äußern Schicksale des Conv.-Lex., ist es unsere Pflicht, dem Publicum auch von dem Verfahren der Redaction bei der Ausführung des Plans und bei der mehrmaligen innern Umbildung des ganzen Werks genaue Rechenschaft abzulegen.

Bei der Ausführung übernahm F. A. Brockhaus, als Hauptredacteur, außer dem Geschäftlichen und Technischen, die äußere Leitung des Ganzen im Allgemeinen; er zunächst bezeichnete die aufzunehmenden Artikel, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Arbeiten unter sie, deutete Quellen und Materialien dafür an, die er größtentheils beschaffte, und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel über die seiner Ansicht aufzufassenden Gesichtspunkte. Daß aber der Herausgeber die aufzunehmenden Artikel in letzter Instanz selbst bestimmte, ist darum nothwendig, weil es nur sachverwirrend gewesen wäre, sich über viel mit Andern zu berathschlagen. Indem Jeder sein Fach

ausgehoben wissen wollte, der Theolog, Jurist, Mediciner, Philolog, Militär, der Kaufmann, der Landwirth, der Politiker, machte Jeder in seiner Art andre Anforderungen, und es blieb für die beiden Redactoren Nichts übrig, als sich dabei am Ende ihrem individuellen Takte zu überlassen, zwar alle darüber laut werdende Stimmen zu hören, jedoch nur Dem zu folgen, was ihnen die eigne Beachtung der Welt, der Literatur und der Wissenschaft darüber anrieth.

Bei den neuen Auflagen hingegen verglich der Herausgeber und Hauptredacteur die von wohlwollenden Freunden eingegangenen Bemerkungen, und beachtete vor Allem die Zeit und ihre Erscheinungen mit Sorgfalt und mit Rücksicht auf die für das Werk daraus sich ergebenden Gegenstände. Außerdem hatte er die höchste Aufmerksamkeit auf die gesammte europäische Literatur gerichtet, und sobald die Unterzückung des Publicums es zuließ, ward jedes neue Werk, welches Aussicht für das Lexikon hoffen ließ, angeschafft. Nicht bloß die deutschen, sondern auch fast alle wichtigern ausländischen Zeitschriften wurden in Beziehung auf das Werk von ihm durchlaufen und aus ihnen Alles angemerkt, was für dasselbe passend oder näherer Erwägung werth schien. Er nahm ferner die von den Mitarbeitern eingehenden Artikel in Empfang und besprach sich über ihre Aufnahme nach Inhalt, Form und Umfang mit dem zweiten Redacteur Dr. Ludwig Hain. Eigene Ausarbeitungen unterzog er sich dagegen selten, und nur im Fache der neuesten Zeit- und Literaturgeschichte und Biographie. In letzterer übernahm er jedoch bei der vierten und fünften Auflage die letzte Durchsicht. Eine große Thätigkeit, ein besonders auf das Praktische gerichteter Blick, eine allgemeine encyclopädisch-literarische Bildung, ein vielbewegtes Leben, bedeutende Reisen, Kenntniß der neuern Sprachen und der neuern europäischen Literatur, verbunden mit einem lebendigen Eifer für Alles, was Kunst und Literatur und deren Förderung betrifft, machten ihn zur Leitung dieser nicht für die Schule, sondern für die Welt bestimmten Unternehmung vielleicht vor vielen Andern geschikt. Denn, indem er die Schule, als Verleger bedeutender wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften, insbesondere als Herausgeber und Redacteur des „Hermes“, stets vor Augen hatte, die Welt aber, als Herausgeber und Redacteur der „Deutschen Blätter“, der „Zeitgenossen“, des „Literarischen Conversationsblatts“ *) und der „Urania“, prüfend beobachtete, stand er gleichsam in der Mitte zwischen beiden, was auf die Ausbildung des Conv.-Lex. und auf die sichere Grundlegung der Neuen Folge desselben den wichtigsten Einfluß haben mußte.

Die innere Leitung im Ganzen und im Einzelnen, mithin die eigentliche Redaction der Artikel, hatte dagegen der zweite Redacteur. Ihm lag es zunächst ob, in die vielen Hunderte der aus jeder Wissenschaft gewählten Artikel eine gewisse Übereinstimmung zu bringen, die Stellen derselben anzugeben, die Verweisungen anzuordnen und die Wiederholungen auszumerken. — Wo sich nach gedruckten Hülfsmitteln Artikel entwerfen oder bearbeiten ließen, faßte er dieselben in der Regel selbst ab. Die Beiträge fremder Mitarbeiter wurden, nach vorgängiger

*) Dieses „Literarische Conversations-Blatt“, seit Juli 1826 „Blätter für literarische Unterhaltung“ genannt, hat sich, aller Anfeindungen ungeachtet, seine Fortdauer gesichert, und der verstorbene Herausgeber erlebte noch die Genugthuung, zu sehen, daß es eins der gelesensten und geschäftigsten deutschen Blätter wurde.

Berathung darüber mit dem Herausgeber, von ihm stylistisch und materiell geprüft und nach Befinden dem Zwecke des Werks gemäß gebildet. Bei neuen Drucken und Auflagen machte er auf Verbindung stehenden Artikel aufmerksam und suchte durch Verknüpfungen und Zusammenziehungen den Raum zu gewinnen, an welchem immer gebrach, da die Masse der zur Aufnahme sich eignenden täglich wuchs.

An Materialien für den eignen Gebrauch, wie auch für Mitarbeiter wurde nach und nach Alles angeschafft, was die Ausführung unterstützen konnte. Die Hülfsmittel, die sich in der deutschen Literatur fanden, glauben wir übergehen zu können, da ihre Aufzählung zu führen würde. Von den ausländischen wollen wir wenigstens nennen. So haben der Redaction die englischen Encyclopädien, als „Encyclopaedia britannica“ mit Napier's reichhaltigen Supplemente, Brewster's „Edinburgh Encyclopaedia“ mit ihren Supplemente, „The Metropolitan Encyclopaedia“; Nicholson's „Encyclopaedia“ und Gregory's „Encyclopaedia“ viele Dienste geleistet; ein Glück gilt von dem „Edinburgh gazetteer“, den beiden Biographical dictionaries von Aikin und Chalmers, dem trefflichen „Annual register“ von Stockdale, den Monthly, Edinburgh und Quarterly reviews, den Monthly und New monthly magazines, den „Annual biography and obituary“ und den „Public characters of all nations“, welche Werke, nebst vielen andern dieser Sprache, stets vollständig in der Hand waren. Von französischen Werken benutzte die Redaction insbesondere Bayle's reichhaltiges Werk, die d'Alembert'sche „Encyclopédie“, die „Revue encyclopédique“, die „Biographie universelle“, das „Dictionnaire historique“, das „Dictionnaire des sciences médicales“, das „Dictionnaire des hommes vivans“, die brüsseler „Galerie des contemporains“, das „Annuaire historique“, die „Tablettes universelles“, die „Biographie nouvelle des contemporains“ von Arnault, Jay, Jouy u. A., und außerdem Vieles, was die ältere und neuere französische Literatur darbot. Auch die ältere und neuere italienische und holländische Literatur blieb nicht unbeachtet und unbenuzt.

Nicht so leicht als bloße Materialien waren thätige, einsichtsvolle, kenntnißreiche und den Zweck des Conv.-Lex. stets berücksichtigende Mitarbeiter zu finden; indessen wurde die Unternehmung auch darin begünstigt. Gleichwol gehörte die unermüdlige Thätigkeit beider Redactoren dazu, um die unglaublichen Schwierigkeiten zu überwinden, die mit der Zusammenstellung eines alphabetischen Werks verbunden sind, zu welchem man einer großen Anzahl von fremden, in ganz Deutschland zerstreuten Mitarbeitern bedarf. Ein einziger ausbleibender wichtiger Artikel kann die ganze Unternehmung aufhalten. Kommt hinzu, daß auch der regsamste Eifer der Thätigsten nach einiger Zeit in der Regel zu erkalten pflegt, daher nur wenige Mitarbeiter mit den Redactoren die ganze Bahn durchmessen haben. Insbesondere ward das Redactionsgeschäft dadurch erschwert, daß häufig einzelne, sonst schätzbare Mitarbeiter, statt dem Zwecke des Lexons angemessener kurzer und bündiger Artikel, ganze Abhandlungen oder doch viel zu weit ausgesponnene Artikel einschickten, die entweder völlig unbrauchbar waren, oder erst wieder eine eigne, Zeit kostende Bearbeitung forderten, oder auch wol im Gedränge der Arbeit ganz genommen werden mußten, wodurch öfters ein Übelstand eintrat,

bert in Erlangen. — Hauptmann Schulze in Magdeburg. — Dr. vers. — Prof. Kurt Sprengel in Halle. — Prof. Stenzel in Breslau. — Prof. Sturm in Jena. — Dr. Treitschke in Leipzig. — Superint. Prof. Tzschirner in Leipzig (verst.). — Musikdirector Ueber in Dresden. — Prof. Uebelen in Stuttgart. — Geh. Reg.-Rath Karl August Baron von Ense in Berlin. — Dr. Karl Venturini in Hordorf. — Prof. W. in Danzig. — Dr. Adolf Wagner in Leipzig. — Dr. Wöhner in Dessau. — und Prof. Amadeus Wendt in Leipzig. — Insp. Werner in Leipzig. — Theresie Emilie Henriette aus dem Winkel in Dresden. — Hofr. Karl Theodor Winkler in Dresden. — Legationsrath von Woltmann in Prag. — Consistorialrath Wunster in Breslau.

Hierzu fügen wir aus dem Berichte, Leipzig und Dresden v. August 1826: „Über den Plan der Neuen Folge des Lex.“, welcher der letzten oder vierten Abtheilung derselben (S. vorgeseht ist, die Namen der erst bei der Neuen Folge hinzutretenden Mitarbeiter, deren Arbeiten jedoch größtentheils unbeitet und durchgängig einer neuen Prüfung unterworfen, in die bente Auflage alphabetisch an Ort und Stelle aufgenommen worden sind. Es wurden daselbst S. xi und xii bis auf einige ausländische Gelehrte, welche nicht genannt sein wollten, außer denen, welche in obiger Reihe als Mitarbeiter an dem Hauptwerke stehen, noch folgende von der Redaction namhaft gemacht:

Prof. Dr. Abrian in Gießen. — Hofr. Chr. Karl André in Stuttgart. — Oberappellationsgerichtspräsident Christoph Freiherr v. Aretin in Amberg. — Prof. Ch. Bachmann in Jena. — Conrector Karl Baumgarten-Crusius in Dresden. — Prof. R. W. Bessel in Königsberg. — Boje in Kopenhagen. — Hofr. Karl August Böttiger in Dresden. — Prof. Karl Wilh. Böttiger in Erlangen. — Medicinalrath Dr. J. E. Casper in Berlin. — Prof. Dr. Choulant in Dresden. — Insp. Dr. Friedrich Cramer in Halberstadt. — Heintr. Döring in Jena. — Kriegsarchivsecretair R. A. Engelhardt in Dresden. — Forstrath Fischer in Karlsruhe. — Geh.-Rath Johann Isaak Freiherr Gerning in Frankfurt a. M. — Prof. Dr. Wilhelm Gesenius in Halle. — Dr. Joh. David Goldhorn in Leipzig. — Prof. Dr. Friedrich David Gräff in Ulm. — Dr. Wilh. Häring in Berlin. — Geh. Reg.-Rath Dr. Theod. Leben in Mannheim (verst.). — Hofr. Dr. Heintr. Hase in Dresden. — Prof. J. mann in Jena. — Joh. Christian Hüttner in London. — Hofr. Friedr. cobis in Gotha. — Dr. E. S. Jaspis in Dresden. — Regierungsassessor R. in Düsseldorf. — Dr. Moriz Kind in Leipzig. — Dr. Wilh. Körte in Halle. — Prof. Dr. J. E. L. Kosgarten in Greifswald. — Major Freiherr Landsberg in Dresden. — Dr. J. W. Löbell in Berlin. — Kirchenr. Dr. Matthäi in Altenburg. — Freiherr v. Meseritz in Frankfurt a. M. — Dr. Friedr. Joh. Lorenz Meyer in Hamburg. — Consistorialrath Dr. Friedr. Meißner in Meiningen. — Bergcommissionsrath und Prof. Friedr. Mohs in Freiberg. — Prof. Münnich in Dresden. — Oberlandesgerichtsrath Dr. Neugebauer in Breslau. — Karl Eduard Freiherr v. d. Nelms in Leipzig. — Prof. Dr. in Leipzig. — Dr. Wilh. Friedr. Palmblad in Upsala. — Premierlieut. P. in Dresden. — Major v. Polenz in Dresden. — Prof. Dr. H. G. E. Reibach in Dresden. — Prof. Ernst Reinhold in Jena. — Kammerassessor Rüder in Leipzig. — Prof. L. Schacht in Mainz. — Geh.-Rath Dr. Karl Schmid in Jena. — Hofr. Alons. Schreiber in Karlsruhe. — Wilh. v. S. in Biebingen. — Prof. Gustav Schwab in Stuttgart. — Hofgerichtsadvocat Sommer in Kirchhunden. — Geh. Oberfinanzrath J. D. F. Soßmann in Berlin. — Dr. Ernst Stapf in Raumburg. — Prof. Dr. Joh. Severin Batz in Halle (verst.). — Dr. E. H. Weller in Dresden. — Prof. Dr. Gustav Wiggers in Rostock. — Forstmeister George Franz Dietrich aus dem Winkel in Rößbach. — Prof. August Zeune in Berlin.

Insbefondere aber fühlt sich die Verlags-handlung verpflichtet, den Herren Prof. Hase, damals in Dresden, und Wendt in Leipzig, als Diejenigen zu nennen, welche mit vorzüglicher Treue die g

Sahn mit der Redaction durchmessen und sie stets mit Rath und That dabei auf das kräftigste unterstützt haben. Hr. Prof. Hasse und Hr. Prof. Wendt übernahmen nämlich, außer einzelnen wissenschaftlichen Fächern, späterhin theils mehre Bände zu einer vollständigen Revision, theils in andern Bänden und ganzen Ausgaben die Durchsicht einzelner Hauptfächer, und sie haben durch diese mühsame Arbeit unser Werk wesentlich gefördert. Herr Prediger Petri in Zittau verfaßte die Artikel aus dem Fache der Pädagogik, Kirchengeschichte und Dogmatik. Herr Prof. Gruber, jetzt in Halle, war zu Anfang und bis zum fünften Bande ebenfalls einer der thätigsten und schätzbaren Mitarbeiter und Revisoren, und wir haben es sehr bedauert, daß er späterhin durch andre Geschäfte und Berufsarbeiten abgehalten wurde, weitem Theil an unserm Werke zu nehmen.

Bei der fünften Auflage fanden noch folgende Specialrevisionen für einzelne Fächer statt, um dem Plane des Werks gemäß das Fehlende hinzuzufügen, das Mangelhafte zu vervollständigen und das Unrichtige zu verbessern. Hr. Rector Cannabich besorgte die Revision sämtlicher geographischen und statistischen Artikel; — Hr. M. Schmidt in Schleusingen revidirte die philologischen; — Hr. Geh.-Kirchenrath Pauluß in Heidelberg eine Anzahl Artikel der neuern Zeitgeschichte; — Hr. Hofr. Dr. Nürnberger in Sorau die naturwissenschaftlichen; — Hr. Kammerrath von Schlieben in Dresden die mathematischen; — Hr. Capitain Schulze in Magdeburg und ein Ungeannter die kriegswissenschaftlichen; — Hr. Dr. Greiner in Eisenberg die medicinischen; — Hr. Hofr. Müllner in Weissenfels einen Theil der auf Dramaturgie und Mathematik sich beziehenden Artikel; und die vorhin gedachten Freunde, die Herren Hasse, Petri und Wendt die Politik, Diplomatie, neueste Staatengeschichte, Kirchengeschichte, Biographie, Pädagogik, schönen Künste und Philosophie. Außerdem lieferte zu der fünften Auflage ein deutscher Reisender, der Italien erst vor kurzem besucht hatte, eine ganz neue Bearbeitung der wichtigsten, Italien betreffenden Artikel mit besonderer Rücksicht auf Kunst und Literatur. Dagegen mußte die Redaction zahllose Erinnerungen wegen fehlender Artikel unbeachtet lassen, wollte sie anders nicht von dem Plane des Werks ganz abweichen und die eigenthümliche Grundlage desselben vernichten. Ihr Hauptgeschäft war, die gesammten Materialien möglichst in Übereinstimmung zu bringen, viele Artikel theils abzukürzen, theils zu erweitern, theils neu abzufassen, je nachdem es das Bedürfniß des Werks nach dem gesteigerten Ansichten zu erfordern schien; verhältnißmäßig sind daher nur wenig Artikel der vierten Auflage in der fünften ganz unverändert geblieben. So ward durch möglichste Bedrungenheit des Vorraths, durch Weglassung des mehrmals Gesagten und dadurch, daß im Durchschnitt jeder Band der fünften Auflage um 6 Bogen stärker gemacht wurde, für mehr als 2000 neue Artikel Raum gefunden, bei deren Wahl und Bestimmung die Redaction auf dem ganzen Felde des menschlichen Wissens nachforschte, insbesondere aber die neueste Zeit und was in ihr besonders anspricht und zu Gegenständen der höhern Unterhaltung gehört, beachtete. Um jedoch in Hinsicht der geographischen Artikel falschen Beurtheilungen zu begegnen, muß hier noch Folgendes bemerkt werden. Der Plan des Werks erlaubte nicht, in denselben vollständig zu sein. Es wurden daher in der fünften Auflage eine

Menge Ortsbeschreibungen ganz weggelassen, die beibehaltenen oder hinzugekommenen geographischen Artikel aber um so vollständiger deldt. Diese betrafen jetzt, außer den souverainen Staaten, nur Länder, Provinzen und Städte, die sich durch höhere Wichtigkeit sonst eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, durch daran geknüpftenheiten, durch Handel, durch Erzeugnisse der Natur oder Kunst dgl. auszeichnen. Zu manchen derselben erhielt der Herausgeber namentlich neue Ausarbeitungen aus den Orten und Gegenden selbst getheilt.

Darf man nach dem Erfolge urtheilen, den unser Werk hat, so hat dieser das Verfahren des Herausgebers gerechtfertigt. Der erste 8 Bände der fünften, 12,000 Exemplare starken Auflagen in einem einzigen Jahre völlig verkauft, ehe noch der neunzehnte Band in dieser Auflage vollendet werden konnten. Noch in der Umarbeitung dieser beiden Bände beschäftigt, die erst Ende März beendet wurden, konnte die Redaction sich nicht einer neuen Durchsicht des Ganzen unterziehen; es ward daher ein bloßer Nachschuß im Abdruck von 10,000 Exemplaren veranstaltet. Auch dieser ward in halb eines Jahres verkauft. Da nun der Herausgeber unmöglich eine neue Ausgabe in der kurzen dafür bleibenden Zeit die erforderliche Sorgfalt widmen konnte, so bestimmte ihn dies, sowie der allgemeine Wunsch der zahlreichen Besitzer der beiden Drucke, einen zweiten Nachschuß (den dritten Druck also) in der Art unverändert zu lassen, daß derselben keine neuen Artikel beigelegt wurden. Dieser zweite Nachschuß von abermals 10,000 Exemplaren ward zu Ende des Novembers 1821 fertig.

Beide Nachschüsse der fünften Auflage sind also insofern unverändert geblieben, daß kein neuer Artikel aufgenommen, und kein im ersten Drucke dieser Auflage befindlicher weggelassen wurde. Wol aber waren alle der Redaction bekannt gewordene, oder von den mit der Durchsicht beauftragten Gelehrten bemerkte Irrthümer und falsche Angaben verbessert und berichtigt, die geschichtlichen Artikel aber sämmtlich mit den Zügen bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden. Da jeder Bogen aller 3 Drucke sich darin ähnlich sein mußten, daß jeder mit demselben Worte und Satz anfang und endete, so konnte jede Verbesserung und Erweiterung nur dadurch errungen werden, daß auf demselben Bogen dafür anderweitig etwas gestrichen oder abgekürzt wurde. Von diesen Grundsätzen einer bloßen Revision war jedoch die Redaction bei dem dritten Abdruck der fünften Auflage darin abgewichen, daß sie glaubte, die politische Ansicht der Zeitverhältnisse wesentlich ändern zu müssen, als es bei den 2 ersten Drucken der fünften Auflage geschehen war. Sie bemühte sich daher, bei allen Artikeln mit der Politik und neuesten Zeitgeschichte in Verbindung stehen, es den Zeitgenossen möglich, einen rein historischen Standpunkt zu gewinnen.

Was sich auch hiergegen einwenden läßt, so glaubte die Redaction dennoch die Pflicht eines jeden Berichterstatters, das Bekannte seiner Zeit et studio, beobachten zu müssen. Denn bei einem in alle Classen der Gesellschaft eingedrungenen Werke, wie es das Conv.-Lex. ist, darf man allerdings von demselben in einer so bewegten Zeit, wie es die Zeit damals war, eher Beruhigung und Verständigung als Aufregung und Trennung erwarten. Ueberdies hat die Zeit selbst — immer d

— seit 1819, wo (und zwar in dem so aufgeregten Herbst dieses Jahres) die fünfte Auflage zuerst vollständig erschien, über Vieles eine richtigere und unbefangene Ansicht gegeben. Es wurde daher der Artikel der fünften Auflage, in welchem man eine leidenschaftliche, der einseitige Ansicht fand, völlig umgearbeitet, sodaß schon in dem ersten Drucke durchaus eine ruhigere, oder eine reinhistorische Ansicht vorherrschend wahrgenommen werden konnte. Dabei ist jedoch weder der Charakter des Rechts und der Wahrheit aufgegeben, noch die Stimme der eignen Überzeugung unterdrückt worden.

Eine nicht geringere Sorgfalt wurde bei dem letzten Abdrucke der fünften Auflage auf alle Artikel gewandt, welche sich mit den religiösen Dogmen oder den kirchengeschichtlichen Ansichten der verschiedenen christlichen Confessionen beschäftigen. Die Redaction bemühte sich, aus jenen Artikeln Alles zu entfernen, was irgend eine derselben feindselig berühren könnte, ohne jedoch dabei den Charakter des Protestantismus zu verletzen, oder die Überzeugung von göttlichen Dingen und kirchlichen Begriffen mit Rauheit zu betrachten.

Dessenungeachtet hoffte der verstorbene Herausgeber nicht, daß es ihm gelungen sei, durch seine vermittelnde Leidenschaftlosigkeit, den Beiz der verschiedenen, einander so schroff entgegenstehenden politischen und religiösen Parteien gewonnen zu haben. Wäre es ihm vielleicht nicht gelungen, so glaubte er dies für das beste Zeichen zu halten, indem es darthun würde, daß die Redaction mitten durch die Parteien ihren eignen, ruhigen und festen Gang genommen habe.

In der Redaction und Revision der beiden Nachschüsse zur fünften Auflage hat Hr. Dr. Ludwig Hain keinen Theil gehabt, so wenig als in der Redaction der Neuen Folge und der spätern Auflagen des Conv.-Lex. Die Durchsicht des Hauptwerks in 10 Bänden für den ersten Nachschuß übernahm im Allgemeinen Hr. Prof. Hasse in Dresden. Das Verdienst der abermaligen Revision für den dritten Nachschuß gehört demselben allein.

Aus dem bisher Angeführten wird man jedoch keineswegs folgern, daß der Urheber dieses von ihm 5 Mal erneuerten Werks je geglaubt, er habe die Aufgabe, die er sich zu lösen vorgenommen:

die gegenwärtige Bildung der Umgangswelt oder des geselligen Verkehrs, sowol ihrem Inhalte als ihrer Form nach zunächst für den umfassendern Blick des deutschen Europäers treu darzustellen — wirklich vollständig gelöst. Diese Aufgabe ist an und für sich zu schwierig, um je erwarten zu können, daß sie ohne Fehl und Irrthum verwirklicht werden dürfte; sie verändert sich nach der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Menschen; endlich schreitet die Zeit so rasch und unaufhaltsam fort, daß es treten fast täglich so bedeutende Veränderungen in allen Staats- und politischen Verhältnissen, in der Literatur und dem Gesamtgebiete der Wissenschaften ein, daß Das, was heute wichtig, neu und richtig war, oft schon in wenig Monaten veraltet und ungültig ist. Ebenso entstehen auch neue Interessen für früher unbeachtete oder gar nicht da gewesene Gegenstände. Dies Alles bewog den Herausgeber, wie schon oben gesagt worden ist, statt eines vierten Abdrucks der fünften Auflage, eine sechste Auflage des Conv.-Lex. zu veranstalten. Er unternahm daher als alleiniger Redacteur das Was, das Wieviel von jedem Gegenstande und die Sprachform des ganzen Werks einer durchgängigen Musterung, wobei er folgendes Verfahren befolgte.

Er schied zuerst aus der Masse von ungefähr 12,600 die veralteten und unwichtigen, sowie solche Artikel aus, die als Worterklärungen in ein Wörterbuch gehören, das reine Romane gibt; zweitens wurden solche Gegenstände, die in den Hintergründen der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten waren, kürzer dargestellt, dagegen, welche ein besonderes Interesse wieder erregt hatten, neue Gegenstände, welche wichtig schienen, besonders aus den fünften Auflage noch nicht genug berücksichtigten Fächern der Geschichte, Naturwissenschaft, Archäologie und Rechtskunde, aufgenommen; drittens wurden neu abgefaßte Gesamtartikel zur Übersicht der Ideen, welche die Zeit bewegen und das Schicksal der Völker bestimmen, aufgestellt; viertens wurden eine Menge Artikel, für welche der Fortschritt der Wissenschaft und Kunst bis auf den Zeitpunkt der fünften Auflage 1823 neuen Stoff gegeben hatte, vorzüglich solche, die durch die Geschichte, Staaten- und Länderkunde berichtigt oder bereichert waren, sowie mehrere, die nicht nach einem allgemeinen, sondern nach besonderen Gesichtspunkte abgefaßt waren, theils gänzlich umgearbeitet oder neu verfaßt, theils ergänzt und fortgesetzt; fünftens wurden längere Artikel, insbesondere die historisch-statistischen, der Leichtigkeit der Übersicht wegen, in Abschnitte getheilt; sechstens wurde das ganze Werk hinsichtlich der Richtigkeit, Angemessenheit, Kürze und Einheit des Ausdrucks verbessert. Insbesondere unterzog sich Herr Regier. Rath Knolle in Braunschweig der mühevollen Durchsicht der Form des ganzen Werks.

Da sich auf diese Art der vierte Abdruck der fünften Auflage, sowohl in der Form nach, wesentlich von dem dritten — was ein Blick auf Register und Seitenzahl zeigt, — unterschieden würde, so mußte ihn der Herausgeber als eine neue, folglich als sechste Auflage des in seiner auch hier festgehaltenen Grundform währte erfundenen Conversations-Lexikons dem Publicum vorlegen. Nothwendigkeit ergab sich ihm jedoch erst bei fortgesetztem Druck umgearbeiteten ersten Bandes der fünften Auflage, der daher auch noch durch die Norm der Bogen (Ausl. V. †††) als dritter Nachschuß bezeichnet wurde. Diese einmal gebrauchte Norm mußte auch in dem ganzen Werke der sechsten Auflage beibehalten werden, was freilich einen kleinen Übelstand gab, jedoch zugleich mit daran erinnerte, daß zwischen dem ersten Drucke der fünften und dem zweiten, Auflage 2 verbesserte Nachschüsse von jener nothwendig gemacht waren.

Außer dem Hauptwerke von 10 Bänden hatte der verst. Herausgeber, wie wir schon oben bemerkten, noch eine Neue Folge desselben in zwei Bänden gegründet und die Ausführung derselben den ersten 3 Lieferungen, welche die Artikel aus dem A — S umfassen, selbst geleitet. (Die Fortsetzung und Vollendung derselben den übrigen Buchstaben von T — Z besorgte, wie wir schon erwähnt haben, der Professor Hasse, von 1824 — 26.) Beide bildeten ein Ganzes, inwiefern sie nach derselben Grundidee der Darstellung und den Umfang der geistigen Bildung in dem geselligen Leben darstellen sollten. Eine Erweiterung des Hauptwerkes aber durch Aufnahme so vieler neuen, zum Theil erst in ihrer Entwicklung befindlichen Gegenstände war damals nicht rathsam. Denn was sich in der sehr beweglichen Welt erst gestaltete, konnte wol die Aufmerk-

wichtigen, trat jedoch darum noch nicht auf die Dauer als vollendet in sich abgeschlossen, in den Kreis der allgemeinen Bildung ein, da entging dem Herausgeber die Bemerkung nicht, daß es wichtig und inhaltsreiche Gegenstände gebe, welche jeder Gebildete nach dem ganzen Umfange zu betrachten wünscht; dahin gehören z. B. naturwissenschaftliche und historisch-politische, literarische und kunsthistorische, naturwissenschaftliche und geographische Forschungen, deren Resultate das Leben der Völker unmittelbar berühren. Für diese beiden Kategorien Gegenständen legte F. A. Brockhaus die Neue Folge des Conv.-Lex. an. Da nämlich die 10 Bände des Hauptwerks nur das Bleibende und in sich Abgeschlossene darstellen sollten, umfassende Entwicklungen einzelner Zweige des Wissens aber nicht aufnehmen, so waren die 2 Bände der Neuen Folge bestimmt, die Fortsätze von Dem, was entsteht und sich entwickelt, also das Veränderliche, das Veränderliche in seinen interessantesten Entwicklungen aufzustellen, dann aber auch die oben bezeichneten, allseitig wichtigen Gegenstände umfassend vorzutragen. Nothwendig war es, in beider Hinsicht das Fach der Biographie zu betonen, weil im Staat und in der Kirche, in der Kunst und in der Wissenschaft die Geschichte doch nur den verdienstvollen Mann voranzuführen. Außerdem hatte der verstorbene Herausgeber, aus Achtung für die allgemeine Überzeugung unserer nicht protestantischen Sprach- und Völker, eine besonders paginirte Abtheilung der Neuen Folge zur Darstellung der wichtigsten Lehren und Ansichten der katholischen Kirche, von einem katholischen Gelehrten bearbeitet, bestimmt, um dem Vorwurfe der Einseitigkeit bei einem Werke zu begegnen, das sich die Allgemeine Real-Encyclopädie nennt.

Die meisten Artikel dieser Neuen Folge, welche in 2 Bänden, von 4 Abtheilungen, statt der versprochenen 140 Bogen, an 200 enthalten, zum Originalaufsätze, oder beruhten auf ungedruckten und authentischen Mittheilungen, welche nur mit einem beträchtlichen Aufwande an Zeit, Kosten und Mühe erlangt werden konnten. Das Publicum nahm die Neue Folge mit Beifall auf, indem in 3 Jahren 20,000 Exemplare verkauft worden sind, und ein unbefangener Beurtheiler derselben in „Hesperus“, Nr. 71, 137, 139 und 140 d. J. 1823, in Nr. 119 d. J. 1824, und in Nr. 214 — 220 d. J. 1825, hat der Fortsetzung und Erweiterung gewisser Fächer des Hauptwerks und ihrer Ausführung im Ganzen wie im Einzelnen Berechtigung widerfahren lassen.

Die Zeit selbst hat die Aufnahme der meisten darin dargestellten Gegenstände gerechtfertigt, oder über das bleibende Interesse derselben entschieden. Als daher eine siebente Auflage des Conv.-Lex. vorbereitet werden mußte, so war die Erweiterung derselben von zehn zu zwölf Bänden nicht allein zweckmäßig, sondern auch nothwendig, wenn das Wesentliche aus den beiden Bänden der Neuen Folge, nebst andern Ergänzungen, besonders des geschichtlichen, des literarischen, des Kunst- und des philosophischen Faches, darin Platz finden sollte. Eine zweite Auflage der Neuen Folge aber zu veranstalten, war der Idee derselben selbst widersprochen. Darum ward die schwierige Aufgabe, die Art und Weise, wie beide Werke in Eins von 12 Bänden umgearbeitet werden sollten, zu bestimmen, und zugleich die Redaction der siebenten Auflage im J. 1826 dem Professor Haffse,

damals in Dresden, übertragen. Der nunmehrige Redacteur des einigten Werkes entwarf, mit Zuziehung der Verlags-handlung, Plan, und vertheilte die Fächer zur Durchsicht und Umarbeitung sachkundige Gelehrte, von denen die meisten schon Mitarbeiter am Conv.-Lex. gewesen waren. Es kam hier darauf an, nicht Vollständigkeit zu erringen, sondern das Wichtigste zusammenzubrängen, Veraltete oder dem Plane des Werkes nicht Angemessene auszuschließen, verwandte und bisher getrennte Gegenstände aber schicklich ineinander zu fügen, das Geschichtliche und Statistische bis auf die neueste fortzuführen, die oben genannten Fächer reicher auszustatten, ohne zu überfüllen, und überall die neueste Literatur beizufügen, dabei auch den verhältnißmäßigen Umfang von 12 Bänden, jeden zu 500 Seiten, mit einer bequemen Abtheilung der Buchstaben zu vereinigen. Dieses Maßverhältniß ließ sich nicht gleichförmig bestimmen; daher sind alle Bände bedeutend stärker geworden. Dessenungeachtet erlaubt der Umfang einiger Buchstaben nicht, den für sie bestimmten Band mit den vorgeschlagenen, in die Liste bereits eingetragenen, oft sogar bearbeiteten, jedoch minder nothwendigen Artikeln noch mehr anzuschließen. Aus demselben Grunde hat die Redaction die der fünften und sechsten Auflage vorgesezte Einleitung: „über die Entwickelung des höheren geselligen Lebens in Europa, vorzüglich die Literatur in der neueren Zeit“, vom Prof. Hasse, in der siebenten Auflage nicht mit aufgenommen.

Was nun die Revisoren und Bearbeiter der einzelnen Fächer des Conv.-Lex. in der gegenwärtig vollendeten siebenten Auflage desselben betrifft, so haben wir sie bereits in dem Vorworte zu dem ersten Bande genannt, und auch daselbst über das von der Redaction bei der gänzlichen innern und äußern Umarbeitung des Werkes mit Einschluß der Neuen Folge, angenommene Verfahren erklärt. Dem wir jetzt unsern Dank für die einsichtsvolle und thätige Mitwirkung der in jenem Vorworte genannten Gelehrten, hinsichtlich der ihnen übertragenen und von ihnen nicht bloß durchgesehenen, sondern größtentheils umgearbeiteten einzelnen Fächer, hier nochmals aussprechen, bemerken wir nur dies, daß der Staatsrath von Jakob in Jena und der Hofrath D. Wilh. Müller in Dessau, die Revision der Fächer schon vollendet hatten, als sie ihren Freunden, dem Staat der Wissenschaften durch den Tod entrissen wurden.

Die Besitzer der vorigen Auflagen werden daher, nach Dem, was über den Zweck unseres Werkes gesagt worden ist, die Umbildung, Kürzung und Erweiterung desselben zu einer neuen Auflage in 3 Bänden in der Natur der Sache gegründet finden. Eine solche Umbildung führt die Zeit selbst herbei, mit welcher das Werk, seit dem Plane nach, der die Gegenwart umfaßt, die Vorzeit aber nur insoweit berührt, als sie mit der Gegenwart zusammenhängt, stets übereinstimmen soll; auch weiß es jeder Gebildete, daß jetzt ein einziges Jahrzehnt an historischen Erscheinungen und wissenschaftlichen Fortschritten mehr als es sonst ein Jahrzehnt sein mochte.

Auf der andern Seite ist die Redaction aber auch billig geneigt, das Gefühl des Unangenehmen zu würdigen, das für Jedermann da liegt, ein Werk eben angeschafft zu haben, von welchem man in kurzer Zeit nachher erfährt, daß schon wieder eine neue und viel reichere Ausgabe erschienen sei. Daher bestimmte sowohl dies, als überhau-

Erwägung, daß es Pflicht sei, die Veränderungen in der Zeit und Eigenschaften, wie sie in der jedesmaligen neuesten Auflage enthalten sind, auch den Besitzern der vorhergegangenen Ausgaben mitzutheilen, den Unternehmer zu einer Einrichtung, welche ihm allen billigen Ansprüchen, die man an ihn machen könnte, genug zu thun schien. Er brachte nämlich das jedesmalige Neue, das eine neue Ausgabe enthält, für die Besitzer der frühern Auflagen in besondern Supplementen heraus, die er für einen sehr billigen Preis erließ. So wurde für die erste, zweite und dritte Auflage das Neue der vierten in einem starken Supplementbände gesammelt, und ebenso das Neue der fünften für die Besitzer der ersten bis vierten Auflage in 2 dergleichen Supplementbänden. Dasselbe geschah für die Besitzer der fünften Auflage, denen in einem Supplementbände, der alles Neue der sechsten Auflage enthielt, jede Ergänzung und Bereicherung der fünften Auflage dargeboten wurde. Nach demselben Grundsatz hat die Verlagshandlung auch für die Besitzer der sechsten Auflage und der Folge, Alles, was die siebente Auflage Neues enthält, in einem Supplementbände zusammenstellen lassen, dessen Redaction von dem Major Freiherr von Landsberg, welcher schon bei der fünften Auflage die Redaction durch seine thätige Theilnahme sehr unterstützt hat, übernommen worden ist. Wie beträchtlich auch diesmal die neue Art. sei, welche weder in der sechsten Auflage noch in der Folge sich befanden, beweist am besten dieser starke Supplementband. Insbesondere haben sich um die Bereicherung ihrer Fächer der Geh. Rath Dr. Schmid, Herr Prof. Wendt, Herr Hofr. Dr. Rörnberger, und was die Umarbeitung der mineralogischen Theile betrifft, Herr Dr. Hartmann in Blankenburg sehr verdient gemacht. Durch dieses Supplementbandes können die Besitzer der frühern Ausgaben den neuern immer folgen, und da aus diesen Vieles zu ergänzen werden müssen, was sich in den frühern befand, um das Neue zu gewinnen, so sind sie selbst in dieser Hinsicht nicht anders als die Besitzer der neuesten Auflage.

Es viel über das Verfahren der Redaction. — Bei aller hierin bewiesenen Sorgfalt aber war schon der verst. Herausgeber sich wohl bewußt, daß auch die neueste Auflage das Gepräge jedes Menschen- — Unvollkommenheit, an sich trage. Wenn jedoch mancher einzelne biographische Artikel vermissen sollte, die in den Plan un- — des Werkes gehören, so muß die Redaction mit Bedauern gestehen, daß sie über mehrere ausgezeichnete Individuen unserer Zeit entweder gar keine oder untaugliche Materialien, über einige aber die gewünschten zu spät erhalten hat. Die Verlagshandlung glaubt wenigstens, wie sie es dem Publicum schuldig ist, so gut als möglich vorbe- — zu haben, damit die innere und äußere Ausbildung des Werkes seinen Forderungen entspreche. In jedem Falle werden die Zeitgenossen, die zur Herstellung eines solchen Werkes ganz geeigneten Heraus- — gebers, nach seinem Tode, das Zeugniß nicht versagen, Er habe alle zu Gebot gestandene und zugänglich gewordene, sowie in dem Bereich seiner Beurtheilung liegende Hülfsmittel angewendet, um seinem Werke eine würdige und der deutschen Literatur Ehre bringende Gestalt zu geben.

Endlich gebietet die Dankbarkeit, noch des Beifalls zu gedenken, den der verst. Herausgeber zur Verdoppelung seines Fleißes und

seiner Sorgfalt so kräftig ermuntert hat. Dieser Beifall ist zu eine bibliographische Merkwürdigkeit, indem vielleicht seit Erfindung der Buchdruckerkunst von keinem Werke gleicher Bogenzahl in so wenigen Jahren eine solche Masse Exemplare gedruckt und abgesetzt worden ist, als von dem unserigen.

Von der ersten Auflage, welche vom Dr. Löbel begonnen wurde, waren 2000 Exempl. gedruckt worden, und zu dem Verkauf der ersten 16 Jahre (1796 — 1812) erforderlich gewesen. Dagegen war der Druck des ersten Bandes von der zweiten Auflage, freilich nur 1500 Exempl., da der Unternehmer vorsichtig zu Werke gehen wollte, schon vergriffen, ehe der zweite Band vollendet war. Jetzt wurden die Auflagen der folgenden Bände zwar verstärkt und die frühern immer nachgeschossen; dennoch genügte keine auch noch so starke Auflage nach den gewöhnlichen Berechnungen, den Bedürfnissen des Publicums. So folgte der zweiten bald die dritte, vierte und fünfte Ausgabe, und der Absatz ist von 1812 bis jetzt stets gestiegen.

Das Conversations-Lexikon ist daher seit 33 Jahren in seiner Originalauslagen (von welchen die fünfte drei Mal gegeben ist), in 80,000 Exemplaren vorhanden. Außerdem erschienen Übersetzungen in dänischer (Kopenhagen, bei Goldin), schwedischer (holländischer (Zütphen, bei Thieme) Sprache. Bearbeitungen desselben in englischer und französischer Sprache wurden vorbereitet. Eine russische Übers. der siebenten Aufl. in Nordamerika, u. d. T.: „Populär Encyclopaedia of arts, sciences, literature, commerce, politics, geography, history, biography, and all useful knowledge of general interest“, wurde, durch Dr. Franz Lieber und Edw. L. Leßworth Esq. besorgt, im J. 1828 von Carey, Lea und Carey in Philadelphia unternommen, die amerikanische Biographie in derselben von Mr. Walsh bearbeitet. Rechnet man dazu die Nachdrücke: die erste von Schrambl in Wien nach der ersten Auflage und gemeinlich mit dem Baigt'schen „Handwörterbuch für Geschäftsführer“ (Leipzig, in einer neuen Auflage, von Reinhardt verbessert, in 10 Bänden), und die beiden andern von Maclot in Stuttgart: so man nahe an 90,000 Exemplare von diesem Werke seit 1812 gedruckt und größtentheils auch ins Publicum gebracht worden sein: eine Erscheinung, die gewiß außerordentlich ist und als ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit und des Charakters unsers Werks betrachtet werden kann.

Die Zeit, wo der Herausgeber und Eigenthümer des Conversations-Lexikons sich über die Nachdrücke, übrigens keineswegs ohne gültiges Recht dazu, ereiferte, ist vorüber. Es gelang ihm nicht, den billigsten Preis sein Eigenthum vor den Nachdruckern zu sichern. Der verst. König von Würtemberg autorisirte einen Nachdruck, und gleich der jetzt regierende König dem Unternehmer ein Privilegium, die Wiederholung desselben erteilte, so war dies doch bei der Unvollkommenheit der sich darauf beziehenden Gesetzgebung und der Beförderung des Nachdruckwesens durch das damalige würtembergische Ministerium ohne Erfolg, und der Nachdrucker durfte unter dem Vorben, einen Auszug des privilegirten Werks liefern zu wollen, einen zweiten Nachdruck desselben veranstalten. Dabei hat jedoch das Publicum mehr als der Eigenthümer verloren, indem diese Nachdrücke den Absatz der Originalausgabe nicht unterbrachen, wol aber die Redaction und den Unternehmer in ihren Anstrengungen für das Werk da-

und störten, daß sie dieselben nöthigten, stets ein Auge auf die Operationen der Nachdrucker zu halten, um nicht von diesen, die Setzer und Drucker anzustellen brauchten, die Sorge für den Text zu ihnen überließe, überflügelt zu werden.

Das Publicum hat seitdem entschieden, und jene Freibeuter haben zu Ende durch ihre Ungeschicklichkeit selbst gestraft, indem ihre letzte Folge, dem Vernehmen nach, um nicht Maculatur zu werden, hat abgelehnt werden müssen, während von der Originalausgabe nie gedruckt werden können.

Auf der Bemerkung eines geachteten Geschichtschreibers „würde es in Griffe der trefflichen Verfassung sein, welche Württemberg seit dem Könige verdankt, wenn ein kräftiger Mann in der Mitte sich seine Stimme gegen die Schmach des Nachdruckergewerbes und die öffentliche Brandmarkung desselben vor einer ehrwürdigen Versammlung bewirkte, bis endlich auch im südlichen Deutschland das Eigenthum des Norddeutschen ebenso durch das öffentliche Recht geschützt und geheiligt wird, wie bereits seit Jahrhunderten das Eigenthum unserer süddeutschen Brüder im nördlichen Deutschland, in Sachsen und Preußen, geschützt ist“.

Die Verlags-handlung hat sich selbst zu schützen gesucht, indem sie während zu verbessern und zu bereichern sich bemühte, so daß der Nachdrucker mit seinem Fabrikat dasselbe nie einholen konnte; und sie nicht nur, wie schon bemerkt worden ist, den Preis des Buches niedrig, wie kein ähnliches im deutschen Buchhandel verkauft wird, indem sie nahm dabei auch auf alle billige Wünsche des Publicum, ohne Kosten zu scheuen, sorgfältige Rücksicht. Durch dieses und mehr durch ihr Vertrauen auf das rechtliche Gefühl ihres Publicum glaubte sie sich gegen den Nachdruck besser verwahrt als durch ein Privilegium. Daher erschien schon die sechste Auflage des Buches. Hoffentlich wird die von dem verst. Brockhaus mehrmals mit Gründen und Thatsachen unterstützte Behauptung bald allgemein anerkannt werden: Nur Sicherheit des Eigenthums beim Buchhandel kann den deutschen Bucherverkehr in Beziehung auf Wohlthun, Lichtheit und schöne Ausführung mit dem Buchhandel anderer Nationen, bei denen der Nachdruck abgeschafft ist, in Gleichgewicht bringen.

An nahen Erfüllung dieser Hoffnung sah er mit voller Zuversicht. Überhaupt vertraute er ganz der am 20. Sept. 1819 durch den kaiserlich österreichischen Gesandten am Bundestage feierlich ausgesprochenen Versicherung *) und war überzeugt, daß, eingedenk des Zwecks des deutschen Bundes, der für die Staaten wie für die Unterthanen den Rechtszustand feststellt, jede deutsche Regierung dieses Werk, das mehr als einer Hinsicht wol ein Nationalwerk genannt werden kann, dem dem Unternehmer einen großen Theil seines Eigenthums und seiner Thätigkeit gewidmet hatte, gegen alle willkürliche und unbillige

*) „Die gegen den Mißbrauch der Presse zu ergreifenden einstweiligen Maßregeln können keineswegs den Zweck haben, die Thätigkeit nützlicher und achtungswerther Schriftsteller zu hemmen, den natürlichen Fortschritten des menschlichen Geistes Festhalten oder Mittheilungen und Belehrungen irgend einer Art, so lange sie innerhalb der Grenzen bleiben, die noch keine bisher vorhandene Gesetzgebung zu verhindern erlaubt hat, zu verhindern“.

Präsidialvortrag vom 20. September 1819.

Ansprüche vertreten und demselben, die Bestrebungen des Herausg unparteiisch und ohne Leidenschaft würdigend, allen Schutz werde deihen lassen.

Die Verlags-handlung kann daher den Erfolg des von dem drucker Wilhelm Spiz in Köln seit 1823 begonnenen „Rhein Conversations-Lexikon“, sowie die Vollendung andrer Nachwerke verfehlten Speculation ruhig abwarten. Auch ein Auszug aus Conv.-Lex. würde wenig Glück machen. Denn sollte dieser bed wohlfeiler werden, so könnte er nicht mehr als die Nomenclatur bloßen Wörterbuchs geben; zu einem Wörterbuche aber gehört ein von Vollständigkeit, den unser Werk weder erreichen kann noch umfaßte er aber mehre Bände, so würde er im Preise dem G so nahe kommen, daß jeder Liebhaber doch eher zum Hauptwerke fen möchte. Denn nur durch die Stärke der Auflage des Haupt und den schnellen Umsatz desselben ist es dem Unternehmer möglich worden, einen Preis dafür zu machen, der in der Geschichte des päischn Buchhandels und nach dem Maßstabe der jetzigen Bücher in seiner Wohlfeilheit einzig ist.

Manche haben zwar ein unter der alleinigen Redaction des Prof. Hassé, unter dem in der Note angegebenen Titel *) ersc nes, alphabetisch-encyklopädisches Werk als einen solchen Auszug dem Conv.-Lexikon ansehen wollen; allein es ist nach einem von Conv.-Lex. ganz verschiedenen Plane angelegt. Es enthält nämlich die allgemeinen Elementar-, die Stamm- und Hauptbegr oder die ersten Wurzeln der Künste und Wissenschaften, das Unentbehrlichste aus dem Umfange derselben für Jeden, an das Wissenswürdigste in Hinsicht auf Natur und Kunst, S und Kirche, Wissenschaft und Sitte sich erinnern oder damit kannt machen will. Aus diesen Gebieten sind von einzelnen G ständen nur die wichtigsten, zur Erläuterung der Hauptbegriffe zur Erklärung der reichen Verzweigung der gesammten wissenschaft Erkenntniß, als Beispiele und Belege ausgehoben und beschrieben. Ubrige aber, worüber man Wörterbücher nachschlägt, wie namen, Personen u. s. w., also das ganze Fach der Topographie Biographie ist ausgeschlossen geblieben. Dafür ist jenes Werk mit Sammlung von 50 instructiven Kupfern und mit einem treff Repertorium, welches zu einer systematisch-encyklopädischen sicht aller Künste und Wissenschaften unentbehrlich ist, sowie bei wichtigen Artikel mit der Angabe der besten neuern in- und auß schen Schriften begleitet. Auch haben sich die Verfasser der eing Artikel sämmtlich genannt.

So wenig also Auszüge rathsam sind, ebenso wenig würd Herausgabe von Nachträgen zu dem Conv.-Lex. dieses Werk e zen, weil sie in keinem Falle mit dem Plane und der Haltung des zen übereinstimmen und Nichts als formlose Bruchstücke sein könnt.

In Ansehung der äußern Einrichtung unsers Werks haben noch Folgendes zu bemerken. Der Titel desselben, als Con v tions-Lexikon, — der, allein gebraucht, vielen Besizern des

*) „Deutsche Taschen-Encyclopädie, oder Handbibliothek des Wis würdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft Sitte“. In alphabetischer Ordnung. (4 Theile, mit 50 Kpfen., 1816 — 20, bei Brockhaus.)

mißel, und allerdings weder den Inhalt noch die Gesammttendenz desselben gehörig bezeichnete — ist von dem Herausgeber, weil derselbe einmal allgemein bekannt war, beibehalten worden; jedoch hat die fünfte Auflage, sowie die sechste und siebente, noch den Haupttitel: „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände“ erhalten, der dem Herausgeber den Inhalt und Zweck seines Werks ziemlich genau, obgleich allerdings nicht ohne einige Annäherung, gegen die er sich jedoch ausdrücklich verwahrte, zu bezeichnen schien.

Ungeachtet nun das Format, die größere Schrift, der mit Abzügen versehene Druck und das weiße Papier die Kosten der siebenten Auflage von 12 Bänden beträchtlich erhöht haben, so ist dennoch der Preis verhältnißmäßig sehr niedrig geblieben. Schon der verst. Herausgeber hatte das Äußere verbessert. Bei der fünften Auflage sorgte er auch für Ausgaben mit breitem Rande und auf feinem Papier. Bei der sechsten Auflage hatte er dasselbe Verfahren beobachtet, nur daß er bei längern Artikeln zur leichtern Übersicht auch Abschnitte und Absätze machte und die Columnentitel darnach einrichten ließ.

Von öffentlichen Beurtheilungen waren dem Herausgeber nur 2 von Bedeutung, die in der halleischen „Allgem. Literaturzeitung“ (von Prof. Schrö) und die in den wiener „Jahrbüchern d. Literatur“ (von Matthäus v. Collin), zu Gesicht gekommen. Er dankte in der Vorrede zur fünften Auflage den Verfassern für das Wohlwollen und die Nachsicht, welche sie dann für sein Werk gezeigt haben, indem er selbst nur zu sehr fühlte, wie leicht es übelwollenden oder gar hämischen Recensenten sein würde, aus der großen Masse von Notizen, die das Werk enthält, eine Reihe irriger aufzuführen, oder unter mehr als 12,000 Artikeln, welche es in sich faßt, einige schlecht redigirte herauszusuchen, oder endlich die Lücken, deren es, besonders nach jedesmaliger subjectiven Ansicht des Beurtheilers, sehr viele haben muß, aufzufinden und anzugeben. Wol ließe sich für ein solches Werk ein Ideal aufstellen, das aber in der Wirklichkeit nicht auszuführen sein möchte. Die Beurtheilungen sollten daher mehr das Ganze im Auge behalten, als sich zu sehr mit dem Einzelnen beschäftigen.

Es bleibt der Verlagshandlung nur noch übrig, allen Denen, die durch Rath und That sowol den verstorbenen Herausgeber dabei unterstützt und sein Unternehmen so wohlwollend befördert, als auch diese siebente Auflage ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben, dafür den verbindlichsten Dank abzustatten. Möge dieses Wohlwollen den jetzigen Besitzern der unterzeichneten Verlagshandlung auch künftig erhalten bleiben! Sie werden ihrerseits Alles thun, um das Vertrauen des Publicums zu verdienen. Lehre und Vorbild hat ihnen der eigentliche Urheber des Werkes hinterlassen.

Leipzig, den 31. Januar 1829.

Die Verlagshandlung des Conversations-Lexikons:

F. A. Brockhaus.

Indem die Redaction sich auf Das bezieht, was sie in dem Worte zu dem ersten Bande dieser Auflage gesagt hat, dankt sie Herren Mitarbeitern auf das verbindlichste für die bewiesene theilnahme an dem gemeinschaftlichen Werke. Ist die Ausführung selbst nicht mißlungen, so kann der Unterzeichnete dies nur einem hohen Beistande gutschreiben. Die Mängel in der eignen Leistung der Redaction beurtheile das Publicum mit Nachsicht, und wenn Jos. Scaliger nicht ohne Grund behauptet hat: Lexicographis et Grammaticis secundus post Herculeum labor, so verzeihe es mir die Arbeit, daß ich ein Claviger sein wollte!

Leipzig, den 31. Januar 1829.

Friedrich Christian August Hassé.

W.

W, der 23. Buchstabe des deutschen Abc, der sanfteste und weichste unter den Consonanten.

Waadtland, *Pays de Vaud*, die *Waadt*, eine schweizerische Landschaft, welche südlich an den Genfersee, westlich an Frankreich, nördlich an Neuchâtel und Freiburg und östlich an Freiburg und Bern grenzt, durch die schweizerische Revolution ein eigener Canton wurde, und 1798 auf 45 □ M. 145,000 Einwohner zählte. Die Einkünfte betrugen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Taler. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde diesen 1536 dem Canton Bern entzogen, und als untergebenes Land behandelt. Da nun weder der adeliche Adel, noch sonst ein Einwohner zu Ehrenämtern kommen konnte, und die bernische Landvögte mancher Bedrückungen beschuldigt wurden, so entstanden häufige Unruhen, die während der franz. Revolution zum Vorwande eines Angriffes gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land ist mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut gebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Taback und Schlachthorn. Der Canton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich nur 20,000 Etr. liefert. Der Hauptreichthum des Landes ist der Obst- und Weinbau. Der Koffwein und der *Vin de la Côte* sind berühmt. Die Manufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen etc. blühen, außer zu Lausanne, zu Yverdon und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner sind Reformirte, die Landessprache die französische. Durch die Anordnungen von 1803 beruht die gesetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher seine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lausanne hält. Neun Mitglieder desselben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Gesetze sorgt, auch in der Zwischenzeit Verfügungen trifft, worüber sie aber dem großen Rathe Rechenschaft ablegen muß. Die Justiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Instanz die Justiztribunale des Districts und in höchster Instanz das Appellationsgericht zu Lausanne. *Documents relatifs à l'histoire du Pays de Vaud dès 1293 à 1750* (Genf 1817).

Waal, s. Rhein.

Waarenversicherung, s. Assurance.

Wach (Wilhelm Karl), Professor der Historienmalerei zu Berlin, geb. d. 11. Sept. 1787, bildete sich in den dasigen Galerien bis zum 17. Jahre unter Karl Kretschmer aus Braunschweig für seinen Künstlerberuf aus. Ein nach einem kleinen Kupferstich von Rafael gemaltes Bild in Lebensgröße, und ein Altarbild seiner Erfindung für die kleine Kirche von Trebbin, erregten die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und seines Monarchen, sodaß ehrenvolle Aufträge von nun an sich mehreten. Ein lebensgroßes Bild der allbetraurten Königin, nach den Angaben ihres Gemahls aus allen vorhandenen Bildnissen zusammengesetzt, und die Historienmalereien für die Capelle des griech. Cultus im Schlosse zu Berlin, möchten die bedeutendsten aus dieser frühern Periode sein. Die Kriegsjahre 1813 und 1814 entführten auch W. seiner Werkstatt. Er trat als Freiwilliger, bald darauf als Adjutant in das 4. kurmärkische Landw.-Inf.-Reg. ein, mit dem er bis Holland

vordrang. Aber kaum war der Friede hergestellt, so eilte er zu seiner Wache zurück, um jene Heiligthumswand zu vollenden und ein Portrait der Prinzessin Luise, Gemahlin des Bruders des Königs, welches sich jetzt im Besitze der verwitweten Fürstin von Rudolstadt, der Schwester der Dargestellten, befindet. Bonaparte's zweitem Auftreten eilte W. den Fahnen wieder zu. Durch Bestimmung des Königs wurde ihm seine Wirksamkeit im Generalstabe des Generals Tauenzien v. Wittenberg angewiesen. Siegreich zog das Heer in Paris ein. W. mit dem Heere, aus dem er nun, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, um mit Erlaubniß seines Monarchen in Paris zurückbleiben zu können. Von August 1815 bis Mai 1817 benutzte er dort die Schule von David und Legros, bildete in dem Umgange mit den ausgezeichnetsten Künstlern ein Talent aus, schon von seinem ersten Aufleuchten an, sich als glänzend bemerklich gemacht. Noch glaubt man in den Werken des Künstlers den Einfluß jener Schule bemerken, daß er, fern von ihren Übertreibungen, größere Schattenmassen scheut, wie viele seiner Zeitgenossen, und ein plastisches Princip sich namentlich in den schönen Falten seiner Gewänder bemerklich macht. So vorbereitet trat im Mai 1817 die Reise nach Rom an, wo damals Overbeck, Cornelius, Schadow, Vogel, Lund u. A. im regsten Eifer eines befreundeten Strebens sammelten. Außer einem sehr gefälligen Bilde eines Mädchens aus Rom, wozu ihm ein franz. Künstler das Motiv hergegeben hatte, führte er in Rom Cartons und Studien zu jenen Arbeiten aus, die sein Pinsel im Vaterlande schaffen sollte. Dafür sammelte er sich auf einer Kunstreise durch Toscana Zeichnungen nach den ältern Meistern, die Rafael vorausgingen, und vollendete in Florenz eine Copie der berühmten Vision des Ezechiel von Rafael. Ein großer Carton, die symbolische Darstellung des Christenthums, dessen festes Gebräuch die Repräsentanten seiner einzelnen Bekenntnisse tragen und halten, dann die Copie in Farben einer Einsetzung des Abendmahls, von dem Könige für die Garnison zu Berlin bestimmt, und eine kleine Copie des Bildes von Tizian, der irdischen Liebe, in der Galerie Borghese, machten den Schatz aus, den der Künstler 1819 aus Rom ins Vaterland zurücknahm. Bei seiner Ankunft in Berlin übernahm W. die Darstellung der Musen für den Plafond des neuen Schauspielhauses. Das größere auswärtige Publicum hat das Verdienst des Künstlers der geistreichen Auffassung und der anmuthvollen Ausführung seiner Aufgaben danken können, da diese Musen von Caspar, zum Theil unter Longhi's Leitung vortrefflich gestochen worden sind. Später wurde dem Künstler der erwünschte Auftrag einer Auferstehung, als Altarbild für die protestant. Peter-Paulskirche in Moskau, nebst dem dazu gehörigen Untersatzbilde (predella), über dessen Verfertigung wir an einen geistreichen Aufsatz der Frau v. Helwig, im „Kunstblatte“, 1823 S. 25 fg., verweisen. Beide, sowohl die Auferstehung als die Abendmahls-Einsetzung, in welcher der Künstler, wie Lucas Signorelli, den Heiland stehend dargab, waren nicht bloß räumlich die größten Kunstwerke der berliner Kunstausstellung vom J. 1823. Späterhin gab W. außer mehreren Portraits, in denen geistreiche Individualisirung und glücklich berechneter Effect der Farben mit sorgfältiger Ausführung vorzüglich anzieht (z. B. das von Berlin bestellte Portrait der gegenwärtigen Königin der Niederlande, der Kronprinzessin von Preußen), die Legende der h. Elisabeth, in mehreren zu einem Ganzen vereinigten Bildern. W. ist seit 1819 Mitglied des Senats der berliner Kunstakademie und seit dem Ankaufe der Solly'schen Sammlung mit Hirt und einigen Andern beauftragt, die Auswahl zu entscheiden, welche aus ihr zur Ausschmückung des Museums bestimmt ist, und zugleich die Herstellung der Bilder zu beaufsichtigen.

Wache, Wacht, ein militairischer Ausdruck, welcher einen einzelnen Soldaten oder mehrere Soldaten bezeichnet, die zur Sicherheit eines Orts, Gegenstandes, Posten

der Herrs ausgestellt werden. Ihre Benennung ist nach der Absicht, die Wachen verschieden, daher gibt es Schildwachen, Hauptwachen, Feldwachen. Die Wichtigkeit eines Wachtpostens hat es nöthig gemacht, ihm die Ehre seines Ansehens (gegen Beleidigung, Gewaltthätigkeiten u. s. w.) zu gestatten auf das nachdrücklichste zu gestatten und ihn gewissermaßen unantastbar zu erklären. Daher aber auch die schwerste Verantwortung, wenn eine Wache ohne Ablösung ihren Posten verläßt, dabei schläft, oder ihn sonst vernachlässigt. Sie muß eher das Leben lassen, als der Gewalt oder List weichen, so lange sie nicht durch ihren Vorgesetzten — denn nur von diesem allein hat sie Befehle anzunehmen — abgelöst wird. Die Kosten einer Schildwache sind beträchtlich. Da jeder einzelne Soldat im Staate jährlich an Geld und Brot 66 — 67 Gldn., an Kleidung und Bekleidung 24 — 25 Gldn. kostet, für jeden Posten aber täglich 3 Mann zu beschäftigen, folglich für einen Posten 12 Soldaten Jahr aus Jahr ein zu bezahlen, so verursacht jeder einzelne Schildwachtposten dem Staate jährlich von mehr als 1100 Gldn. — Auf den deutschen Schiffen heißt die Wachzeit von 4 Stunden, binnen welcher ein Theil des Schiffsvolks Wache abwechseln, während die Andern ruhen. Tag und Nacht sind in 6 solche Theile getheilt, die nach Verschiedenheit der Tageszeit auch verschiedene Namen haben.

Wachen, s. Schlaf und Tag.

Wachler (Johann Friedrich Ludwig), Prof. der Geschichte und Oberbibliothekar der Universität in Breslau, geb. den 15. April 1767 zu Gotha, wo er als Regierungsrath und Assessor des Steuercollegiums war, empfing den Unterricht von 2 trefflichen Hauslehrern, die auch sein Vater unterstützte. Der Bücherhang konnte er im väterlichen Hause nicht befriedigen, doch las er die „Asiatische Banise“ und Kleist's Werke einen unvergeßlichen Gesandten. Im Jahr 1783 besuchte er das Gymnasium in Gotha, und seine Wissbegierde wurde durch Krieger's, Stroth's und Manso's Unterricht eine wissenschaftliche Leidenschaft. Die Lehrer wirkten durch ihren freundschaftlichen Umgang besonders auf ihn ein, und die herzogliche Bibliothek erregte seine Vorliebe für Literatur, daß er schon Collectaneen zu sammeln anfang. Seit 1784 studierte er in Jena Theologie und Philosophie unter Ulrich, Succow, Eichhorn, Döderlein. Höchst nützlich war für seine weitere Ausbildung sein Umgang mit dem zu früh verstorbenen Rathe E. G. Lenz, sowie die Mitgliedschaft in 2 wissenschaftlichen Gesellschaften mit Schlichtegroll, Lenz, Mnioch, Lange, unter Leitung des Präsidenten Hufeland, nachherigen Präses in Danzig, und Tennemann's (nachher in Marburg). Aus diesem so glücklichen Verhältnisse riß ihn eine jugendliche Übereilung und führte ihn nach Göttingen, wo die Vorlesungen Heyne's, Spittler's und Gatterer's besuchte, an einem öffentlichen Disputatorium bei Feder theilnahm, und neben den Selbstbeschäftigungen mit den Alten die gemeinschaftlichen Studien mit Schlichtegroll, Lenz und Gatterer fortsetzte. Aber auch hier konnte er sich nicht ganz von den beschäftigten Unwesen losreißen, wodurch er in neue Unannehmlichkeiten verwickelt gerieth. Glücklicherweise kam er durch Feder's Empfehlung als Privatlehrer nach Kinteln (1788 — 89) zu Regierungsrath Heuser, der bald sein Freund und Rathgeber wurde. Seine Lieblingsbeschäftigung blieb die Literatur. Noch 1788 ward er Dr. der Philosophie und außerordentl. Professor. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit Juliane Asbrand, des dasigen reform. Predigers Tochter, und im Jan. 1790 ging er als Rector nach Kinteln, durch Hassencamp's Fürsprache, 1794 anzunehmen. Nach

Wippermann's Tode 1797 ward ihm die Professur der Geschichte nebst besicht über die Universitätsbibliothek mit übertragen, und nach Hassencamp setzte er dessen „Theologische Annalen“ fort, 1798. 1801 beschenkte ihn die theol. Facultät mit der theol. Doctorwürde, und in demselb. J. ward er an der Philosophie nach Marburg versetzt, wo er dann auch die Lehrstelle der Wissenschaften erhielt, und 1802 auch zum ordentl. Prof. der Theologie ernannt wurde. Als er 1805 einen Ruf nach Heidelberg ausschlug, bekam er eine Pension und ward zum wirklichen Consistorialrath ernannt. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er 1788 mit s. Dissert. „De Pseudo-Phocylide“, auf welche eine Reihe kleinerer und größerer Schriften von Jahr zu Jahr folgten, unter welchen wir die wichtigsten ausheben: „Über Hesiod's Vorstellungen von den Göttern u. s. w., ein Progr. (1789); „Rede über Geschichte, ihre Zwecke, Behandlungsart und ihren Vortrag“, ein Versuch (1789); „Programm über das Studium der Geschichte der Literatur und Kunst auf Schulen“ (1790); „Geschichte der Literatur und Kunst auf Schulen“ (2 Hefte, 1790 u. 1791); „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur“ u. s. w. (3 Bde., 1793 — 96); „Aphorismen über die Universitäten und ihr Verhältniß zum Staate“ u. s. w. (1802); „Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur“ (2 Thle., 1804 und 1805); „Grundriß der ältern, mittlern und neuern Zeit“ (1806) und einige minder bedeutende Arbeiten. 1815 ging er von Marburg als Prof. der Geschichte und Consistorialrath nach Breslau, wo er im Mai 1824, mit Entbindung von Consistorialgeschäften, aber mit Beibehaltung der Professur, zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Seit seinem Abgange von Marburg hat W. herausgegeben: „Lehrbuch der Geschichte“ (1816, 5. Aufl., 1828); „Vorträge über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (2 Thle., 1819); „Biblische Theologie“ (3 Bde., 1819 — 21); darin sind von ihm: Luther der Sprechende der Menschheit und Volk; Leben Joh. v. Müller's; Seb. Frank's Sprüche über Statistik; Fragmente über J. J. Rousseau. Sein „Handbuch der Geschichte der Literatur“ erschien umgearbeitet zu Frankfurt a. M. (4 Thle., 1822 — 24). Auch vollendete W. in Breslau seine treffliche „Geschichte der historischen Geographie und Kunst, seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa“ (5 Bde. in 2 Thln., Göttingen 1812 — 20); 1826 eine „Darstellung der pariser Revolution“, und 1827 f. „Lehrbuch der Literaturgeschichte“. Seine „Theologische Annalen“ hat er mit 1823 geschlossen. — Das frühere Leben und Wirken dieses Historikers, der seines Stoffes wie der Form gleich Meister, durch gründliche Forschung, umfassende Belesenheit, selbständiges Urtheil, Kraft des Vortrages, edle Sprache sich auszeichnet, erzählt Strieder's „Hessische Gelehrtengeographie“ (1812, Bd. 16 und 17). Über mancherlei niederschlagende Erfahrungen im Laufe seines Lebens wird eine Selbstbiographie nach seinem Tode Aufschluß geben, man nach einer Äußerung des Verf. in der Vorrede zum 4. Th. seines „Handbuchs der Gesch. der Literatur“ erwarten darf. Das Urtheil der Zeitgenossen über den freimüthigen Mannes nie verborgen gehaltenes Streben und edle Wirksamkeit hat sich jedoch schon für ihn einstimmig ausgesprochen.

Wachs ist ein brennbares organisches Erzeugniß, das zum Theil aus dem Harze der Bäume (der reifartige Überzug der Pflaumen, Flechten), oder aus ihm gewonnen werden kann (aus den Beeren der *Myrica cerifera*), und hauptsächlich von den Bienen gesammelt und zu Honigzellen verarbeitet wird. Dieses Bienenwachs ist gelb und mit Honig vermischt. Durch Bleichen wird es rein und weiß. Um es zu bleichen, schmelzt man das Wachs in verzinneten Kesseln mit Wasser, gießt es in ein Holzgefäß, läßt dort alle Unreinigkeiten absetzen, zapft das Wasser durch einen Hahn am Boden ab, und läßt dann durch einen höhern Hahn das saubere Wachs in einen Trog mit Wasser laufen, so daß es durch bleicherne T

auf eine Walze fällt, die immer gedreht wird, wodurch es Bandform erhält. Geklärtes Wachs wird auf einem Viereck von Holz, welches man mit einem Leinwand überspannt, 4 — 6 Wochen lang gebleicht, nochmals geschmolzen, geklärnt und gebleicht, endlich als Handelswaare in Formen gegossen oder weiter verbeitet.

Fa.

Wachsen. Man versteht unter **Wachsthum** die allmälige Vergrößerung organischer Körper vermöge eines von Innen nach Außen wirkenden Triebes, wodurch die räumliche Sphäre (die Ausdehnung, Größe) eines organischen Körpers, in einer mehr oder weniger bestimmten Zeit, bis zu einer gewissen Grösse anwächst. Das Wachsen der organischen Körper ist bedingt durch Aufnahme und Aufnahme des Nahrungstoffes von Außen, welchen der organische Körper aus innerer, eigentümlicher Kraft sich aneignet oder assimiliert, d. h. in eine Natur entsprechende organische Masse verwandelt, und eben in dieser Umwandlung und Vermehrung der assimilierten Masse besteht das Wachsen oder Wachsthum. Die Aufnahme des Nahrungstoffes von Außen nennt man im Allgemeinen nähren, im Besondern, bei Pflanzen, einsaugen, bei Thieren befeuchten, saufen, bei Menschen essen, trinken, nur beim Mineral, insofern es im Wasser krystallinisch bildet und bildend wächst, hat man für diese Thätigkeit noch keine besondere Benennung. Denn allerdings kann man auch von anorganischen Krystalle sagen, daß er sich nährt, indem z. B. der Salzkrystall durch Salzauflösung entstehen und sich vergrößern kann, und bei dieser Entstehung ja die Salztheile nicht von Außen durch äußere Kräfte zusammengekommen man sich schwerlich eine vernünftige Vorstellung machen kann), sondern der Krystall, als ein organischer Körper der niedersten Stufe, wächst aus dem innern bildenden Triebe, und zieht aus eigener Kraft den dazu nöthigen Nahrungstoff von Außen an sich, um ihn zum Bau seiner eigenen Masse zu verwenden. Nun steht aber dem Vorgange der Einsaugung bei organischen Wesen der Proceß (Vorgang) der Ausscheidung gegenüber, welche nicht anders als eine theilweise Auflösung der organischen Masse durch anorganische Elemente ist. Diese Auflösung ist also der Proceß, wodurch die organischen Wesen von den organischen Dingen nähren; denn wenn diese nur dadurch leben können, daß sie unaufhörlich Nahrungstoff ansichreißen und ihn in anorganische Elemente verwandeln, so können auch die Elemente auf keine andre Weise leben, als daß sie die verlorenen Bestandtheile wieder ersetzen, welche sie in der Wechselwirkung (im Kampf) mit den organischen Dingen, und mit einander aufheben und sich selbst gegenseitig entziehen. Wie bald müßte z. B. die atmosphärische Luft durch das Athmen unzähliger Thiere und Pflanzen, und so auch die Unterhaltung des Feuers an unzähligen Punkten der Erdoberfläche, wo das Sauerstoffgas entzogen wird, zerlegt und entzogen, mithin zum Athmen und Verbrennen ganz untauglich werden, wenn sie nicht durch die Thätigkeit der organischen Wesen (namentlich die Pflanzen) und die übrigen Elemente fortwährend zur Ausscheidung des Sauerstoffs reizte, und so den fortwährenden Verbrauch auch fortwährend wieder ersetzte. So ist Alles in gegenseitigem Nahrungsaufgeben, Wachsen und Abnehmen, Ausgeben und Einnehmen des Nahrungstoffes begriffen, und das Fortbestehen, die Erhaltung aller Dinge ist durch diesen Wechselkampf bedingt. (Vgl. Natur.) — Über Wachsthum im engeren Sinne nimmt man nur an, wo durch Prozesse der Einsaugung, Verdauung und Assimilation die Vergrößerung des organischen Körpers bewirkt wird. Eine Vergrößerung kann aber nur erfolgen, so lange mehr Nahrungstoff auf- oder eingegeben und assimiliert, als ausgegeben (verloren oder ausgeschieden) wird. Wachsthum eines Dinges, z. B. eines Thieres, müssen also die oben genannten Prozesse des Einsaugens, Verdauens und Ernährens das Übergewicht

über die Aussonderungs- oder Ausscheidungsprocesse (z. B. das Ausdünsten athmen, Abgang des Koths u. s. w.) haben. Alle diese Processe, auf das Wachsthum beruht, werden, weil sie nur in den pflanzlichen Theilen e stemen des thierischen Organismus vorgehen, und weil das ganze Leben der in diesen Processen besteht, die vegetativen oder pflanzlichen genannt. (S. 1.) Ihnen sind nun im thierischen Körper die eigenthümlichen Functionen der Empfindung und Bewegung, entgegengesetzt, und da die pflanzlichen (Verdauungs-, Ernährungs- und Athemorgane) mit den thierischen Organ Systemen (dem Nerven- und Muskelsystem) in Wechselwirkung stehen; so die pflanzlichen Processe durch die thierischen nothwendig beschränkt. Je m die thierischen Systeme sich ausbilden, je vollkommener und herrschender sie im thierischen Organismus, desto mehr wird das Wachsthum begrenzt. Das Wachsthum der Thiere und Menschen ist daher das Jugendalter; eine Epoche des herrschenden pflanzlichen Lebens. Im männlichen Alter hat merkbare Wachsthum s. Grenze erreicht, welche nicht mehr überschritten wird in dieser Epoche des Lebens wird die pflanzliche Thätigkeit durch die thierische weit beschränkt, daß die Einsaugungs-, Verdauungs- und Assimilation (Ernährungs-) Processe nur noch den Ausscheidungsvorgängen das Gleichgewicht; im hohen Alter endlich gewinnt die ausscheldende Thätigkeit die Oberhand, das Wachsthum wird rückgängig, der Körper schrumpft zusammen, und es folgt der Tod, d. h. die Elemente siegen über die Kraft des Organismus, le auf, und jedes nimmt die Bestandtheile, die ihm bei der Bildung des Organ entrissen wurden, wieder in sich zurück. Aus dieser Ansicht geht hervor, das Wachsthum eigentlich Attribut (Eigenthümlichkeit) der Pflanzennatur ist, das Thier (s. d.) nur wächst, insofern es die Pflanze in sich aufgenommen hat. Je allmäliger daher oder langsamer in einem Thiere sich die thierischen Systeme und Einrichtungen (welche das Wachsen beschränken) ausbilden, desto länger dauert das Wachsthum; der Grad der Geschwindigkeit aber, in welchem sich die thierisch-organischen Kräfte ausbilden, richtet sich im Ganzen bei den luftathmenden Thieren nach der Vollkommenheit des ganzen Organismus, hinsichtlich der Idee oder Anlage, und nach der Größe, welche der Organismus, dieser gemäß, erreichen kann. Daher ist die Dauer des Wachsthums beim menschlichen Organismus, bei welchem das schönste Ebenmaß der organischen Kräfte ausgebildet stattfindet, im Verhältniß zu seiner normalen Größe, die längste. Bei wasserathmenden Thieren (Wasserthieren) hat die Dauer des Wachsthums haupt keine so bestimmte Grenze, wie bei den luftathmenden Landthieren, die thierischen Organe bei jenen Thieren noch auf einer niedern Stufe stehen, den pflanzlichen Trieb nicht genug beschränken können. Daher wachsen die welche im Ganzen ein bedeutendes Alter erreichen, fast während ihrer ganzen Lebenszeit. — Schwerer sind die organischen Geseze auszumitteln, nach welchen die räumliche Grenze des Wachsthums, d. h. die bestimmte Größe bei den verschiedenen Thiergattungen richtet. Auch hier scheint indeß ein gewisses Verhältniß zwischen den vereinigten pflanzlichen und thierischen Naturen das am meisten Bestimmte zu sein, und es ist merkwürdig in dieser Beziehung, daß die meisten riesigen Thiere unter den Wasserthieren vorkommen, und daß die größten Landthiere pflanzenfressende sind. Ebenso merkwürdig ist es, daß unter den luftathmenden classen diejenigen fast durchgängig nur kleine Thiere enthalten, welche von atmosphärischen Luft am abhängigsten und ganz für dieses Element organisirt sind, nämlich die Insekten und Vögel (vergl. d.). Die Luft ist aber, in jeder Hinsicht oder ihrer Substanz nach, der thierischen Materie verwandt, beide durch Stickstoff charakterisirt sind (s. Gasarten und Thiere), daher der Pflanze verwandter als dem Thier und zugleich Nahrung.

die Pflanze; und so bewährt sich auch von dieser Seite das in der ganzen organischen Welt herrschende Gesetz, daß das Thierische das Beschränkende für das Wachsthum, mithin für das Wachsthum ist. Unter den Vögeln sind die strausartigen die größten, also gerade Diejenigen, welche von jener Abhängigkeit der fliegenden Vögel von der Atmosphäre freier geworden sind, indem sie sich in ihrer Drusen und Lebensart den Säugethieren annähern. — Wenn also, nach Obigem, das Wachsthum Attribut der Pflanzennatur, d. h. eigenthümliche oder wesentliche Function der Pflanze ist, so folgt, daß das Wachsthum der Pflanzen nur im Tode oder todähnlichen Winterschlaf aufhört, da das Leben derselben sich nur im Wachsen, d. h. im Erzeugen pflanzlicher Masse, äußert. Gleichwohl ist bei der Pflanze eine Beschränkung des Wachsthums bemerkbar, und diese Beschränkung kommt von der Blüthe, bis zu welcher das Wachsthum die Richtung nach Außen hat, indem sich die Pflanze vor der Blüthezeit im Stengel in die Länge ausdehnt, und im treibenden Laube nach allen Seiten ausbreitet. In der Blüthe ist das Wachsthum beschränkt, in ihr hat sich die Pflanze in einen engen Raum zurückgezogen; nach der Blüthe dauert zwar das Wachsthum noch fort, aber in einer entgegengesetzten Richtung: die Pflanze wächst gleichsam in sich selbst zurück, concentriert ihre Säfte in der sich bildenden Frucht, und wird im Samen (der, wie die Blüthe und Frucht, die ganze Pflanze in sich darstellt) auf den kleinsten Raum zurückgeführt. In der Blüthe hat sich aber die Pflanze zur thierischen Natur hingeneigt; denn die Begattung ist eigentlich eine thierische Function, und in ihr ist die Pflanze zu einer Art willkürlicher Bewegung (nämlich des Staubfadens gegen den Griffel) gebracht. Also wird selbst in den Pflanzen das Wachsthum durch das Thierische, durch das in ihr vorgebildete Thier beschränkt, wodurch die Allgültigkeit dieses Naturgesetzes noch mehr bestätigt wird. — Zu den äußern Bedingungen des Wachsthums gehört vorzüglich die Wärme, und es ist allgemein bekannt, daß nur unter dieser die Vegetation, d. h. das Wachsthum der Pflanzen, befördert, und nur unter dieser zurückhält. Dies ist auch sehr begreiflich, sobald man bedenkt, daß die Wärme das Princip (die Ursache) der Flüssigkeit ist, daß sie, wie alle Körper, sich und die flüssigen Dinge ausdehnt (verdünnt) und dadurch die zum Wachsthum notwendige ungehinderte Bewegung der Säfte bedingt. Auch das Wachsthum der Thiere und Menschen wird durch Kälte gehemmt, was man z. B. an der Kleinigkeit der nördlichen Völker wahrnimmt. Denn die Thiere ersetzen zwar durch eigenthümliche innere Wärme den Mangel der äußern, und das Vermögen des thierischen Organismus, Wärme zu erzeugen, steigert sich in gleichem Verhältnisse mit der Kälte der Klimate. Da es aber eben die pflanzlich-thierischen Organe sind, welche die innere Wärme hervorbringen, so werden durch die Anstrengung dieser Organe im Kampf gegen die äußere Kälte die zum Wachsthum wesentlich notwendigen Prozesse aufgehalten. Die andern Bedingungen für das Wachsthum der Pflanzen sind einerseits Feuchtigkeit, andererseits die gute Beschaffenheit des Bodens oder Erdreichs, worin sie wurzeln. Diese letztern Bedingungen lassen sich aber auf eine zurückführen, nämlich auf das Dasein genugsamen und in der besondern Natur der Pflanzengattungen entsprechenden Nahrungsstoffes, der sowohl in den verschiedenen Arten des Düngers enthalten ist, als auch im Wasser selbst besteht, welches keineswegs bloß Behälter (Träger) des Nahrungsstoffes ist, sondern man weiß, daß Pflanzen, mit der Wurzel in bloßes Wasser gestellt, sich vollständig entwickeln können. Das Licht hingegen scheint keine unmittelbare Bedingung des Wachsthums zu sein, da die Pflanzen auch an dunkeln Orten, z. B. in Kellern, gut wachsen, wo sie indeß der eigenthümlichen Farben ermangeln, auch nicht zur gehörigen Entwicklung der Säfte sowol als der festen Theile gelangen können. Das Licht bestimmt also nicht sowol das Wachsthum selbst, als die Richtung desselben und die Qualität der Producte des Wachsthums. Zu einem nor-

malen (naturgemäßen, zeitgeregelten) Wachsthum gehört ein gewisses äußern Bedingungen, im Verhältniß zur besondern Natur der organischen. Daß z. B. ein zu fetter Boden bei reichlicher Feuchtigkeit und zu viel Wasser das Wachsthum vieler Pflanzenarten übertreibt (zu sehr beschleunigt), wobei die Pflanze und deren Substanz nicht die gehörige, naturgemäße Consistenz oder Reife erreichen können, weil unter solchen Umständen der Trieb des Stengels und des Wurzelstumpfs (die vorzugsweise Organe des Wachsthums sind) auf Kosten der Blüthe und mehr der Frucht begünstigt werden muß, ist leicht zu begreifen. — Erscheinungen in Beziehung auf das Wachsthum der Thiere und Menschen, daß durch viel Bewegung (angestrenzte Muskelthätigkeit), durch große Reize des Nervensystems, und vieles Denken, selbst bei guter Kost, in der Regelmäßigkeit des Körpers bedingt ist, welche daher sowol bei Lebensarten, die schwerliche Arbeit, als bei solchen stattfindet, die mit vieler Geistesanstrengung verbunden sind; daß im Gegentheil bei vieler Ruhe des Geistes, Gemüths und des Körpers, wozu phlegmatische Temperamente geneigt sind, zumal in Verbindung mit reichlicher Kost, die Corpulenz, d. h. die Production der organischen Materie begünstigt wird, daß heftige Gemüthsbewegungen, starke Leidenschaften, wenn sie oft erregt werden, die Gesundheit nothwendig stören müssen, und viele andre hierher gehörige Erscheinungen erklären sich nun leicht aus dem im Artikel entwickelten gegenseitigen Verhältniß der pflanzlichen und thierischen Systeme, welche im thierischen Organismus in stäter und inniger Wechselwirkung beieinander sind, und auf deren harmonischem Wechselspiel die Gesundheit beruht. — Man spricht auch in geistigen Dingen von einem Wachsthum, und im Allgemeinen verstehen wir in diesem Worte das Unsichtbare der Natur, ihre thätigen (lebendigen) Kräfte zusammen. Auch der menschliche Geist ist kein von der Natur verschiedenes, von ihr getrenntes Wesen; man kann ihn sehr schicklich die bewußte Natur nennen, und alle Thätigkeiten desselben sind in der bewußtlosen Natur schon vorgebildet. Daher entspricht jedem System des leiblichen Organismus ein Vermögen der Seele, mithin auch den pflanzlichen (productiven oder reproductiven) Systemen ein geistiges Vermögen, durch dessen Thätigkeit der Geist wächst und wachsend sich bildet. Es ist das sinnliche Wahrnehmungsvermögen und die schaffende (reproductiv) Einbildungskraft, die jenen leiblichen Systemen entsprechen, und das Gedächtniß hält den angeeigneten Stoff in einer bestimmten Form fest, wie die pflanzlichen Kräfte des leiblichen Organismus den assimilirten körperlichen Stoff in einer bestimmten Gestalt. Aufnahme des geistigen Stoffs, den der Unterricht darbietet, Verdauung des aufgenommenen Stoffs und Absonderung zur Bildung der Kenntnisse sind Vorgänge des pflanzlichen Vermögens im menschlichen Geiste, und die Jugend die Zeit des leiblichen Wachsthums ist, vermöge der vorherrschenden Thätigkeit der pflanzlichen Systeme, so ist dasselbe Lebensalter die Zeit des geistigen Wachsthums, des Lernens, bei welchem die vegetativen Vermögen des Geistes vorwaltend thätig sind. Verstand und Vernunft, als höhere Vermögen des intelligenten Geistes, gelangen später, im Jünglings- und Mannesalter, zur vollen Entwicklung, wie die thierischen Systeme des leiblichen Organismus, welche denselben Vermögen entsprechen, ebenfalls in den genannten Lebensaltern erst zur vollen Reife gelangen. Dieser Parallelismus (Gleichlauf) kann aber hier nicht näher entwickelt werden. Es offenbart sich daher in der Entstehung des Sprachgebrauchs in Beziehung die bewußtlose (dunkle) Anerkennung der Einheit des Geistes mit der Natur, kraft welcher sich das Geistige mit dem Leiblichen wie von selbst parallel entwickelt, indem man häufig den jugendlichen Geist mit einer edeln Pflanze vergleicht, die bei zweckmäßiger Nahrung (Unterricht und Erziehung) wächst und gedeiht, Blüthen treibt, und endlich Früchte trägt (in menschlicher Geistesbildung und Fertigkeiten).

Wachsfiguren und Wachsbildnereien überhaupt waren schon bei Griechen und Römern gekannt. Daß sich jeder Künstlerphantasie so willig liegende Wachs ward im griech. Alterthum auf die mannigfaltigste Weise benutzt; man bediente sich des Wachses zu Abdrücken bei den Siegeln, der gefärbten Wachstafeln bei der enkaustischen Malerei, und des Wachsfirnisses für Marmorstatuen; auch gab es eine eigne Classe von Künstlern, die mit den Bildhauern und Bildgießern durch die niedlichsten Wachsbildnereien nach größern Werken gleichsam wetteiferten, und bei den Griechen unter der allgemeinen Bezeichnung Puppenbildner bekannt waren, die Römer nannten sie Sigillarii. Wer kennt hierbei nicht des wachsernen Amors aus Anakreon's Gedichten und der so nachgeahmten Gruppe der Amorverkäuferin. Bei dem Schachspiel bestanden die Steine oft aus zierlichen Wachsbildchen. Bilder schöner Knaben, in Wachs gegossen, verjagten häufig die Schlafzimmer der Griechen. Am meisten wurde die Kunst der Wachsfiguren zu künstlichen Zweigen, Früchten, Blumen und Kränzen angewendet. In dem Adonisfeste gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentöpfen und Fruchtkörbchen aufzupflanzen, in der so frühen Jahreszeit war es selbst dort fast unmöglich, diese in der Natur zu finden, und Kränze, Füllhörner, Obstschalen und Fruchtschnüre von Wachs zu machen. Bei den Zaubergaukeleien des Alterthums wurden gleichfalls Wachsfiguren gebraucht, und Artemidorus erzählt in s. Traumbuche, daß Wachsfiguren den Träumenden Krankheit und Tod bedeuten. Der berühmte Herkules setzte seinen Tischgenossen tantalische Schaugerichte von Wachs vor, welche die Bedenken täuschend nachbildeten, die er selbst verzehrte. So wurden Wachsfiguren immer nur zu Täuschungen oder zu niedlichen Kleinigkeiten gebraucht. Sie wurden sie zu Nachbildungen anatomischer Präparate, oder um pomologische Kenntnisse daraus zu formen, sehr passend angewendet; auch zu plastischen Studien und Übungen, sowie zu kleinen halberhobenen Portraits ist das Wachs sehr geeignet; letztere lassen sich schön und zart darin ausführen, aber lebensgroße Wachsfiguren, wie man wol auch ganze Sammlungen zeigt, deren Portraitähnlichkeit man rühmt, treten aus dem eigentlichen Gebiete schöner Kunst. Ihre lebendige Ähnlichkeit kann unser Staunen erregen, aber erfreuend, wie ein ächtes Leben, werden sie nie auf uns wirken. Das Scheinleben, welches sie lügen, ist nicht ihr wahren Tod, ihre Bewegungslosigkeit auf eine schauerliche Weise zu fühlen. Das echte Kunstwerk lebt ein unsterbliches Leben, weil es zu unserm Verstand und unserer Seele spricht, ohne unsere Sinne betrügen zu wollen. Die Wachsfigur scheint sich an das Sterbliche in uns zu wenden, unwillig wendet sich aber der Geist von dem seelenlosen Gaukelbild weg, welches, wenn es mit der Gestalt und Sprache eines Automats vereint wäre, uns bis zum Wahnsinn bringen könnte. Die Grenzlinie ist zart, wie weit sich das Kunstwerk der Natur nähern darf; sobald sie überschritten wird, kann es nur Widerwillen und Mißbehagen erregen. In Florenz bildet man jetzt alle Theile des menschlichen Körpers in gelbem Wachs, zum Behuf des Studiums der Anatomie. Es sind einige und Zimmer im Schlosse mit diesen Wachspräparaten angefüllt, auch Pflanzen hat man da in Wachs mit täuschender Wahrheit nachgeahmt. Den ersten Gelehrten, Wachsfiguren dieser Art zu verfertigen, hatte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts der Spitalarzt de Nones zu Genua. Er war eben im Begriff, einen Leichnam durch Balsamirung aufzubewahren; da er aber die Fäulniß nicht ganz verhindern konnte, so gerieth er auf den Einfall, den Körper so natürlich als möglich in Wachs bosciren zu lassen. Der Abbate Zumbo, ein Sicilianer, der zwar nichts von der Anatomie verstand, aber sehr gut in Wachs boscirte, machte, unter Nones's Aufsicht, zuerst den Kopf des Leichnams ingefärbtem Wachs so täuschend nach, daß Alle, die ihn sahen, ihn für den abgeschnittenen Kopf hielten. Zumbo hatte in-

dessen denselben heimlich noch einmal für sich nachgemacht, und ging da-
 Frankreich, wo er die Sache für s. Erfindung ausgab. Er starb kurz dar-
 Nones nahm einen andern Wachsbossirer, Namens de la Croix aus Frankrei-
 der den erwähnten Leichnam nach allen s. Theilen sehr schön in Wachs bossir-
 ließ P. la Courge dergleichen Figuren in Hamburg sehen, und 1737 wur-
 in London zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Merkwürdig sind in die-
 die Arbeiten von Ercole Lelli, Giovanni Manzolini und dessen Fra-
 Manzolini, welche sonst in dem Institut zu Bologna aufbewahrt wur-
 dann nach Paris kamen. Von der Anna Manzolini, die 1755 starb, be-
 schöne Arbeiten in Turin und Petersburg. Neuere Wachskünstler in Ita-
 L. Calza, Filippo Balugani und Ferrini. Der berühmte Fontana
 erhob diese Kunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. (S. „S-
 die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anat-
 Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung, für Künstler, S-
 haber und Anthropologen“, von D. Engelbert Winkelhausen. Frankfurt a. M.
 Da nämlich anatomische Präparate so schwer zu erhalten sind, so war
 Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und
 ihm, dieses Unternehmen so weit auszudehnen, daß er, wegen der vieler-
 lungen, eine ganze Gesellschaft Anatomen, Modellschneider, Wachsbos-
 Maler beschäftigen konnte. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide-
 nern Theile Gegenstand dieser Präparate. Der Professor M. Vogt in W-
 suchte nach genauen Zeichnungen auch die Verästelungen der Gefäße und
 ven künstlich so darzustellen, und er bediente sich dieser Präparate bei s. Vor-
 In Frankreich gab sich Pinson mit dieser Kunst ab, und später zeichnete
 monier zu Rouen darin aus. Das Bossirwachs wird aus 4 Theilen W-
 Theilen weißem Terpenthin und etwas Baumöl oder Schmalz zusammenges-
 und dann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den
 geformt; die feinere Ausbildung geschieht mit Griffeln verschiedener For-
 Holz oder Elfenbein; auch gießt man Figuren in Formen. Diese müssen vo-
 fein und aus vielen Stücken bestehen; sie werden inwendig mit Öl bestrich-
 fest zusammengebunden; das Wachs wird durch eine an den Füßen gemach-
 nung in die Form gegossen und diese wird später in kaltes Wasser geworfen,
 das Wachs sich leichter ablöse. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre
 machen, besteht aus 16 Th. Wachs, 2 Th. burgunder oder Schusterpech
 Th. Schmalz; oder aus 10 Th. Wachs, 1 Th. Terpenthin, ebenso viel S-
 pech und ebenso viel Schmalz; dies wird bei langsamem Feuer geschmolzen,
 rührt und durchgeseiht, damit die Masse dicht und ohne Luft sei. Sehr
 ist das Wachs zu Abdrücken in Stein geschnittener Figuren. Man bereite
 gendernmaßen dazu: Zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem
 nen Gefäß langsam schmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein gestoßen-
 diszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebrannten Ofenruß und 2 bis
 pfen Terpenthin. Will man einen Abdruck nehmen, so wärmt man dies
 und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein darauf. Dieser Composition
 nen sich besonders die Steinschneider bei ihren Arbeiten.

Wachsmalerei, s. Enkaustik.

Wachteln sind kleine 3pfündige Handgranaten, welche aus 60 = un-
 pfündigen Mörsern, auch aus Steinpöllern geworfen werden, und ihre Ben-
 von dem Bischen, das sie beim Zerspringen verursachen, erhalten haben. In
 60pf. Mörser werden deren 40 und in einen 100pf. 60 Stück geladen. Di-
 tung ist 45 Grad. Sie dienen hauptsächlich, um vor Anfang eines Sturm-
 Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben, oder auch die ausgestellten Feuer-
 zu verjagen. Der franz. Artillerieofficier Bergueil ist ihr Erfinder. 1758

nach Östreich. Berühmt sind sie dadurch geworden, daß Laudon durch Belag im letzten Türkenkriege 1789 Belgrad bezwang.

Wächter (Georg Philipp Ludwig Leonhard), oder, nach s. Schriftsteller-
Zeit Weber, geb. zu Ulzen 1762, verdankte s. Vater (Prediger an der
Michaeliskirche zu Hamburg und dem Johanneum) den ersten Unterricht.
Ein feuriger Knabe, welcher sich schwer in die Fesseln des Schulzwanges
setzte, der durch s. Gutmüthigkeit und geniale Laune gewann er bald die Liebe
seiner Schüler. Nach dem Wunsche s. Vaters studirte er Theologie in Göttingen,
er sich aber auch viel mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Er
kam in s. Vaterstadt als Candidat, ohne ein geistliches Amt erhalten zu
haben, welches sich vielleicht aus der zu offenen Geradheit s. Charakters erklären
läßt. In diese Zeit fallen die ersten Bde. s. „Sagen der Vorzeit“ (1787—98).
Wächter als Erzähler die Bahn, die Goethe mit s. „Götz“ für das Drama
bahnte, und man kann sagen, daß die Ritterromane, welche von jetzt an
überflutheten, größtentheils von s. „Sagen der Vorzeit“ ausgegan-
gen sind. Er hatte sich mit dem Geiste der Vorzeit bekanntgemacht; es blickte
in die Dichtungen ein echtes deutsches Gemüth hindurch, und man kann ihm
in diese Zeit bedeutende Lob einer gewissen Originalität nicht versagen. In-
halt die 3 ersten Thle. den spätern weit vorzuziehen, in welchen sich, wie z. B.
in der 1. Thl., nicht selten eine ermüdende Trockenheit zeigt. Überhaupt verlegt
er sich nicht nach innerer Wahrheit oft ohne Noth den Wohlklang und gefällt
sich in Härten und Harten. 1792 nahm er Dienste unter den hanoverischen Trup-
pen, machte mehre Feldzüge gegen die Franzosen mit, bei welchen er sich durch
seine Disziplinargewandtheit auszeichnete und bei Mainz verwundet ward. 1793
gab er 2 Holzschnitte, die Betfahrt des Bruders Gramsalbus enthaltend, und
2 „Historien“, deren 1. Th. die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs be-
trifft. Die Holzschnitte sind in ihrer Gattung vorzüglicher als das letztgenannte
Büchlein, da sich dort findet man eine Menge von Härten und Unebenheiten, für
welche er sich nicht entschädigt, mit welchem er die Formen und Gebräuche
der Vorzeit studirt und selbst in Noten erläutert hat. Bei s. Zurückkunft
von Hamburg war er Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt des Prof. Voigt, welche
er 1814 einem Rufe nach Riga gefolgt war, bis jetzt allein mit großem
Erfolge leitet. Im Befreiungskriege 1813 befand er sich unter den Ber-
einigten Hamburgern, und gab auch da viele Proben s. Aufopferung und s. Muthes.
Man ihm das Schauspiel „Wilhelm Tell“ zu erwähnen, welches vor dem
Jahre „Tell“ 1804 erschien. Die Charaktere darin sind ziemlich gut ge-
zeichnet, man findet schweizerische Natur und Örtlichkeit darin, und sieht, daß er
diesen schönen Stoff mit Liebe behandelt, wenn auch nicht durchdrun-
gen.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker
in der See kreuzt, auf Alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht, wenn
andere Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Ein-
gange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sund bei
Copenhagen, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den
richtigen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder an-
dere Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von
Griechenland und Italien sind mehre wegen der Anfälle der Barbaren angelegt wor-
den. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der
Küste leichte Reiter, die, sowie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beob-
achten, was vorgeht.

Wackenroder (Wilhelm Heinrich), geb. zu Berlin 1772, wo s. Vater

Geheimerath und Bürgermeister war. Dieser mit Hardenberg-*Novalis* v. Genius mußte ebenso früh als Jener von der Erde scheiden, und hinter nur wenige, aber vielversprechende Proben seines liebenswürdigen Geistes auch nicht ohne Einfluß auf andre Geister geblieben sind. Als Knabe sch. W. die herrlichsten Talente, die durch eine sorgfältige Erziehung entwickelt. Früh gewann er einen gleichgesinnten Freund in Ludw. Tieck (s. d.), chem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und die Universitätsjahre verlebte. Er hatte sich eigentlich den Rechten gewidmet, und nach vollendet worden ward er als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angestellt. erschienen von ihm die „Herzensergießungen eines Kunstliebenden Klosterbr.“ zu welchen Tieck die Vorrede, „Sehnsucht nach Italien“, „Brief eines deutschen Malers“ und die „Bildnisse der Maler“ geliefert hat. Diese liter. Erscheinung ward in Deutschland, besonders aber in Rom von den daselbst den deutschen Künstlern, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und bereits Wurzel fassende Vorliebe für die ältern Meister und ihre Werke d. wicklung um Vieles näher. Der in dieser Schrift herrschende Geist streben künstlerischen Ansichten der zergliedernden Kritik entgegen, und drang bendiger Beredsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle. empfahl der Vf. mit einbringlicher Wärme das Studium der meist vernachlässigten Künstlergeschichte und vorzüglich die Leseung des Vasari. Nach der Erscheinung des Buchs hatten sich beide Freunde vorgenommen, die Geschichte eines K. zu schreiben. So entstanden „Franz Sternbald's Wanderungen“, herausg. L. Tieck 1798. In einem gewissen Sinne, besonders in Beziehung auf den 1. Th. dieses Werks, gehört unserm W., nach Tieck's Zeugnisse, ein Theil des Ganzen, obgleich ihn s. Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuwar die er übernommen hatte. Seine Krankheit endete 1798 mit einem heftigen Unbestimmte Sehnsucht und die Blut seiner in der Kunst schwelgenden Ph. hatten ihn vor der Zeit verzehrt. Doch müssen wir mit Liebe und Rührung gedenken, wenn wir auch mit Göthe und seinen Kunstfreunden (s. „Kunst u. Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“, 2. Heft) darüber einig sind, daß die Lehre auf Manche einen sehr nachtheiligen Einfluß geäußert hat, indem sie der Kunstregeln und gründlichen Studien überhoben zu sein glaubten. Den laß von W. gab Tieck 1799 in den „Phantasien über die Kunst“ heraus, in der 1. und 5. Aufsatz, nämlich die Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben, und die Peterskirche, von W. herrühren. Die sämtlichen U. von W. sind vor kurzem in einer neuen Ausg. der „Herzensergießungen“ erschienen. Tieck hat im 2. Hefte s. „Poetischen Journals“ W.'s Andenken in rührenden Worten netten gefeiert.

Wackerbarth (August Joseph Ludwig, Graf v.), geb. d. 7. März 1772 zu Ruchendorf in der Niederlausitz, stammt aus einer alten Familie, die ihren Stammsitz auf dem Familiengute Rogel im Herzogthum Sachsen-Lauenburg hatte. Seine erste Erziehung empfing er im väterlichen Hause; dann besuchte er, 12 J. alt, die Stadtschule in Muskau, die lat. Schule zu Kamenz, studirte hierauf 2 J. in Wittenberg und ebenso lange in Göttingen, und erwarb sich überall Achtung und Freundschaft. Nachdem er noch ziemlich 1 Jahr in Leipzig zugebracht hatte, reiste er nach England, fuhr nach Amerika, nach Ostindien, und kehrte über London s. Vaterland zurück, wo er sich abwechselnd in Wien und Dresden aufhielt. Da machte er wieder mehrere Reisen, u. a. nach Italien und in die Türkei. Seit 1800 wohnte er größtentheils zu Hamburg und Rastenburg; später machte er Reisen nach Paris, wo er wegen einer unglaublichen Forderung an Sachsen-Lauenburg und Hannover, die er schon vergeblich beim Reichskammergericht zu Weimar angebracht hatte, mit dem Kaiser Napoleon seltsame Ausstritte hatte, da dieser ihn immer

in Erfindungen hinhielt. Seit 1812 lebte er wieder meistens in und um Göttingen mit Kunst und Wissenschaften beschäftigt, aber auch für die Leibesübungen sorgend. Als Schriftsteller schreibt er sich August Naugrav zu. *Lebenslauf.*

Waffen. Es liegt in der Natur des Kampfes ein Streben, die Kräfte zu verheeren, um leicht, schnell und vollständig den Gegner zu überwinden, theils dem Andrang zu wehren, sich vor demselben zu schützen, ihn möglichst unthätig zu machen. Das Gefühl der Unzulänglichkeit physischer Kraft treibt den Menschen für jene Zwecke zu erfinden, und diese Mittel sind zunächst Wehr und Angriffswaffen. So ergreift schon der Affe Baumäste und Prügel und wirft mit Steinen nach seinem Dränger; so nimmt der Wilde eine Keule, einen Speer, den er bald spizen und härten lernt, zum Stich, in die Hand, und erlauscht die Kraft der Schnellkraft, die er zum Bogen verwendet; so erdenkt er sich einen Schirm, besonders für die edlern Theile seines Körpers, Kopf und Brust. In dem Zustande der Civilisation mühte sich der menschliche Geist von jeher, immer neue und zweckmäßigere Angriffs- und Schutzwaffen zu erfinden, zu verbessern, ihren Gebrauch zu erleichtern; es wurde gekünstelt und verfeinert. Bei einem aufmerksamen Blick auf die Geschichte der Waffen wird man sehen, wie vom Faustkampfe und dem Handgemenge an in allen Perioden der Menschheitsgeschichte das Bestreben sich zeigt, eine Kraft der Natur nach der Anwendung zu verheeren, um aus immer größern Entfernungen auf den Gegner zu wirken. Im umgekehrten Verhältnisse geht der rohe persönliche Muth, die körperliche Kraft in Gewandtheit über; sie weicht dem Geschick des Waffenkünstlers und zuletzt auch dieses der geistigen Überlegenheit. (Man betrachte die kriegsstrategischen Operationen.) — Die Bekanntschaft mit den verschiedenen Stücken zu Spießen, Speeren, Piken, Lanzen umbilden, führte zur Erfindung des Schwertes (Säbel und Degen), des Harnisches; aus Schleuder und Bogen entstanden die Armbrust und die großartigen Kriegsmaschinen der Alten, die man u. N. Katapulten, Balisten u. kennen. Mit ihnen vermochte man von 1000 Ellen zu wirken. — Mit der Entdeckung der Kraft im Salpêtre und in der Erfindung des Schießpulvers veränderte sich das ganze Bewaffnungssystem. Es wurde dadurch möglich, ein Ziel in 6000 Schritt weiter Entfernung zu erreichen (vgl. Schußweite) und in kurzer Zeit Widerstände zu zerstören, wie sonst Jahre gehörten. Es ist nicht unmöglich, daß durch Anwendung des Dampfes (vgl. Perkins's Dampfgeschütz) einst noch Mehreres geleistet werden könnte. — Genauer unterscheiden sich jetzt 1) Angriffs-, 2) Schutzwaffen, welche wieder in a) Hieb- (Säbel, Pallasch), b) Stoßwaffen (Degen, Lanze, Bayonnet), c) Wurf- (Mörser, Haubitz u. ähnliche), d) Schusswaffen (Pistol, Carabiner, Büchse, Flinte, Kanons); letztere a) in Einzelwaffen (Helme, Kürasse u. dgl.), und b) in Schirmwerken, wohin die Festungen der Befestigungskunst gehören. Von den bedeutendsten derselben wird in bes. Art. gesprochen. — Die Geschichte der Kriegskunst enthält zugleich die der Waffen; doch finden wir auch u. d. N. Waffenlehre besondere Abhandlungen sowohl der im Alterthume gebräuchlichen Waffen (aus ältern Schriftstellern gesammelt), als auch der jetzt üblichen Bewaffnung in den verschiedenen Zeiten, zugleich Belehrung über deren Anwendung. Doch fehlt ein dem entsprechenden, vollständiges Werk aus höhern und weitumfassendern Gesichtspunkten. — Man pflegt auch die 3 Haupttruppengattungen, Fußvolf, Reiterei und Geschützwesen durch den Namen *Waffengattung* oder *Waffen* zu bezeichnen. — In Ansehung der Waffen der alten Völker und die des Mittelalters verweisen wir auf das für Staats-, Kriegs-, Sitten- und Kunstgeschichte wichtige Prachtwerk: „Critical inquiry into ancient ar-

mour etc.", mit einem Glossar über die Waffenbenennungen des Mittelalters (Sam. Rush Meyrick (3 Bde., Fol., m. Kpfen., Lond. 1824, 138 Thlr.).

Wage ist ein mechanisches, auf der Lehre vom Hebel (s. d.) beruhendes Werkzeug, das Gewicht der Körper zu bestimmen. Es gibt 2 Arten der Wage, die alte oder Schnellwage, und die neue oder gemeine Wage. An der ungleicharmigen oder Schnellwage kann einerlei Gewicht in verschiedenen Entfernungen von der Unterstüzung verschiedenen Lasten das Gleichgewicht halten, da sich an der römischen Schnellwage das Gegengewicht am langen Arme, an der schwedischen oder dänischen aber der Ring des Wagebalkens verschieben läßt. Die gemeine Wage besteht aus einem gleicharmigen Hebel, **Wagebalken** genannt, der genau in der Mitte so aufgehängt ist, daß er sich frei um seine **Are** hin und herbewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hineinlegen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß sich genau das Gleichgewicht halten. Beschwert man nun die eine Schale mit einem Gegenstande von beliebigem Gewicht, so wird das Gleichgewicht der Wage aufgehoben und man wird, um es wiederherzustellen, in die andre Schale ein gleich schweres Gegengewicht legen müssen. Kennt man nun die Schwerkraft des Gegengewichts, so erfährt man dadurch zugleich die des Körpers in der andern Schale. Um genau zu wissen, wann sich die Wage im Gleichgewicht befindet, ist auf dem Wagebalken, und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem sie hängt, eine Spitze, die sogen. Zunge, im rechten Winkel angebracht. Steht die Zunge senkrecht inne, so ist dies ein Zeichen, daß der Wagebalken sich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht befindet. Die hydrostatische Wage ist eine gemeine Wage, nur von größerer Feinheit und Empfindlichkeit. Über die Theorie der Wage s. die Lehrbücher der angewandten Mathematik und Physik; namentlich Biot's „Physik“, deutsch durch Fechner (Lpz. 1824, 4 Bde.).

Wagen. Ohne Zweifel sind die mit Rädern versehenen Wagen aus der Schleife entstanden, die man auf Walzen legte. Dann schnitt man aus den Walzen Scheiben, die man zum Umdrehen einrichtete und an das Fuhrwerk befestigte. Nach Moses war Ägypten das Land, wo man zuerst die Wagen gebrauchte. Chinesen schreiben die Erfindung des Wagens dem Hiene-Yuene zu. Die Griechen hielten Erichthonius, den 4. König von Athen, für den Erfinder desselben und erzählten, er habe sich, weil er lahm war, desselben bedient. Die zweirädrigen Wagen mögen wol die ersten gewesen sein; doch gedenkt schon Homer auch vierrädrigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuschrieb. Ein Gegenstand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden. Man zog die Sänfte und das Fahren als bequemer und anständiger vor. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht: Moses erwähnt schon der Kriegerwagen des Pharao. Den Griechen soll Theseus die Streitwagen eingeführt haben. Die Pferde waren mit Eisenschuppen bedeckt, vorn an der Deichsel befanden sich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sichel aus. Mit solchen Sichelwagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Ubrigens bedienten die Griechen sich auch anderer Wagen, auf denen die Krieger standen und von denen aus sie ihre Wurfspieße warfen. Diese Wagen waren hinten offen und die Räder niedrig. Römer bedienten sich frühzeitig der Wagen; schon auf den 12 Tafeln wird die *Arcera* erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu sie die Wagen bestimmten, gaben sie denselben auch verschiedene Benennungen, als *Carpentum*, ein zweirädriges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, dessen sich besonders die römischen Damen bedienten; *Carruca*, eine Art Staatswagen mit 4 Rädern (s. *Kutsche*); *Cisium*, *Essedum* u. waren Benennungen von 4 Arten von Wagen. Noch erwähnt man die Triumphwagen (*Carrus triumphalis*) der Römer. — Die Wagen werden entweder von Thieren oder Menschen bewegt, oder auch durch Maschinen.

Wagen der letztern Art sind ebenfalls schon von den Griechen gemacht worden, man erzählt, daß bei den Panathenäen eine Galeere, die durch inwendig angelegte Räder getrieben wurde, durch die Stadt gefahren sei, wie wenn sie auf dem Wasser liege; und von dem engl. Franciscaner Roger Baco (13. Jahrh.) bis zu unsern Zeiten herab wurden solcher sich selbst bewegenden Wagen viele erfunden, allein noch keine dieser Erfindungen schien von bedeutendem Erfolge. Bald wurde die Maschinerie zu künstlich, bald fodert sie zu viel Kraftaufwand, bald sind andre unüberwindliche Unbequemlichkeiten damit verbunden. Für wichtiger sollte man die Bewegung, Wagen mittelst der Segel in Bewegung zu setzen, halten, allein es gelang immer bei Versuchen. Simon Stevin aus Brügge erfand einen solchen Wagen, der wie ein andrer Wagen mit Rädern zc. versehen war und in dem man sitzen konnte. Er ging auf dem flachen Lande so schnell, daß er in 14 holl. Meilen zurücklegte. Der Engländer Slater reiste auf einem Wagen mit starken Rädern, der durch Segel getrieben wurde, von Alexandria nach Syon; er legte bei starkem Winde in 1 Stunde 4 deutsche Meilen zurück. *) — Die Uebersetzung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verspricht die Erfindung des Hrn. v. Baader in München hervorzubringen, wie er dieselbe angekündigt hat. (Vgl. auch Dampfswagen und Draisine.) Über die Erfindung und Geschichte der Fuhrwerke, Wagen und die Bespannung derselben bei den Alten, so wie man das mit vielen Kupfern versehene Prachtwerk des Hrn. Ginzrot, Ingenieur-Inspector (München 1817 fg., 2 Bde.). — Wagen (elektrischer) ist ein kleiner dreirädriger Wagen mit einem Haspel, auf welchen die leitende Schnur des elektrischen Drachen gewunden ist. Man bedient sich desselben, um ihn nicht mit der Hand halten zu dürfen und vor der herabgeleiteten Elektricität zu seyn.

Wagenaar (Johann), Historiograph der Stadt Amsterdam, wo er 1709 geboren wurde und 1773 starb, ist einer der bedeutendsten holländ. Gelehrten und nach ihm einer der besten Geschichtschreiber seines Vaterlandes. Sein berühmtestes Werk ist die Geschichte von Holland: „De Vaderlandsche historie vervattende de Geschiedenissen der vereenigde Nederlanden, inzonderheit die van Holland, van den vroegsten Tyden ab“ (bis 1751) (21 Bde., Amst. 1749 — 60, 1756, 8 Bde., 4.). 1788 kam eine Fortsetz. dieses Werkes heraus: „Vervolg van Wagenaar Vaderlandsche historie“ II. (48 Bde., 1788 — 1810), welche die Geschichte Hollands von 1776 — 1802 enthält, und diese Fortsetzung mit dem Hauptwerk zu einem Ganzen zu machen, sind noch ein 22., 23. und 24. Bd. erschienen, worin die Geschichte von 1751 — 74 enthalten ist. Spittler sagt von diesem Werke: „Wagenaar war Historiograph der Stadt Amsterdam; man darf also in vielen Fällen, wo Dranisches mit im Spiele ist, keine reine Unparteilichkeit erwarten. Doch da er weit mehr Compiler als Historiograph ist, so hat dies weniger Einfluß als man annehmen sollte, und es wird deswegen von beiden Parteien immer mehr als ein Werk betrachtet“. Einen bedeutenden Werth, nur mit beschränktem Geschichtswert, hat auch f. „Schilderung der Verein. Staaten“ (12 Bde., 1739) und eine Beschreibung von Amsterdam (3 Bde., 1760, Fol.). Auch in Hinsicht des bürgerlichen Wits (f. d.) zeigte er sich als ebenso feurigen wie redlichen Vertheiler. Seine theologischen Schriften sind zum Theil polemischen Inhalts und dürften am wenigsten gesucht werden. Ubrigens war er ein ebenso tugendhafter als gelehrter Mann.

Wagenbauer (Max Joseph), Landschaftsmaler, seit 1815 Inspector der Gemäldegalerie zu München, geb. 1774 zu Gräding im Isarkreise, besuchte

*) Ich soll es in England Wagen mit 6 Rädern geben.

die Zeichnungsschule zu München, wo er das Thier- und Landschaftsfach. Man schätzt von ihm aus dieser Zeit einige Aquarellzeichnungen, welche von Baiern und Trachten des Landvolks darstellen. Seine weitere Bildung dankt er der Galerie zu München und der Anleitung des verst. k. Galeriedirectors v. Mannlich, vorzüglich aber dem Studium der Natur in Baiern und in der Schweiz. Von hier rief ihn der Krieg in die Reihen des vaterländischen Heeres. Nach dem Frieden lebte er ganz dem Studium seines Kunstfaches, und ein tieferes Eingehen in die Natur gab bald s. Ölgemälden mehr Kraft und Wahrheit, indem ihnen das Mattee der frühern Aquarellmanier verlor. W. weiß Hirtenscenen einer gefälligen Landschaft trefflich zu gruppieren; s. Figuren haben Charakter. In der Ausführung liebt er meistens Potter's Geschmack, verbunden mit Leichtigkeit und Freiheit des Pinsels. Seine Vorgründe sind fleißig behandelt, sein Hintergrund ist durchsichtig, s. Beleuchtung natürlich, s. Farbenton harmonisch. Der König von Baiern besitzt von ihm einige treffliche Gemälde, u. a. das Innere eines Stübchens, die Ansicht des stahremberger Sees im Hintergrunde bei untergehender Sonne. In der Vorgründe Ruhe und Schafe mit einem Hirtenknaben. Auch in der k. Gemäldegalerie und im Saale zu Nymphenburg sieht man von ihm große Bilder, u. a. Gegend vom Kochel- und vom Tegernsee. Einige Werke vom ihm hat der Kaiser von Oesterreich gekauft. Eins s. vorzüglichern Werke kam in die Galerie des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, ein andres in die gräf. Schönborn'sche Galerie in Pommersfelden. Kunstfreunde in München, Augsburg u. a. a. D. besitzen von ihm schöne Gemäldestücke. 1809 und 1815 gab W. Anleitungen zur Landschaftszeichnung in der Aquarellmanier heraus, jede von 18 Bl. Auch s. Baumstudien in 12 Bl. (1811) verdienen Erwähnung.

Wagenburg, eine Verschanzung von Wagen, war in ältern Zeiten in Kriegen ein gewöhnliches Vertheidigungsmittel durch in einander geschobene Wagen, hinter welchen die Fußvölker gegen die Angriffe der Reiterei gesichert waren. Der stärkere Gebrauch der Artillerie hat diese Art der Vertheidigung unstatthaft gemacht. — **Wagenburg** wird auch, obwol unpassend, die ganze Masse der Equipage, viant- und Packwagen genannt, die zu einem Armeecorps gehören; man nennt sie besser Fuhrwesen (franz. Train).

Wagerecht, horizontal, s. Horizont.

Wagner (Ernst), geb. den 2. Febr. 1768. Bei dem ersten Anblicke der Leistungen dieses Schriftstellers als Romanendichter scheint das Genie vorzuherrschen; doch bei genauerer Prüfung wird man ebenso sehr von s. schöpferischen Phantasie, wie von s. feinen, stets psychologisch motivierten Charakteren und Menschenkenntniß überzeugt. Leider muß man bei diesem ausgezeichneten Schriftsteller beklagen, daß er nicht lange und besonders nicht gesund genug gelebt, um den ganzen Reichthum s. edeln Geistes zur Belehrung, zum Genusse und zur Ehre seiner Nation noch mehr zu entfalten, als es durch die vorhandenen Werke geschehen ist. — Wie das wahre Talent oft, ja fast gewöhnlich, sich über dem Druck der äußern Verhältnisse mit verstärkter Federkraft emporhebt, so auch der Fall bei ihm, welcher, als der Sohn eines unbemittelten Landgeistlichen, dem sachs.-meiningischen Dorfe Rosßdorf, sogar der nothwendigen Unterstützung ermangelte, um ein Gymnasium beziehen zu können. Die gründlichen Kenntnisse des wackern Vaters und die mit Fleiß verbundene schnelle Fassungskraft des Sohnes ersetzten indeß diesen Mangel so, daß er die Prüfung bestehen und die Universität Jena besuchen konnte, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach seiner Zurückkunft wurde er Privatsecretair des Guts Herrn, Freih. v. Wechmar, Gerichtsactuar und zugleich Verwalter des dortigen Rittergutes. Wiewol auf dem freundlichsten Fuße mit der Guts Herrschaft, fühlte er sich doch mannigfaltig eingeengt; denn da er bald Gatte und Vater wurde, reichte selbst die höchste Sp

ihm für die nothwendigsten Bedürfnisse aus, keineswegs für s. brennenden
 zu fortzubilden und das Leben als Reisender von mehreren Seiten anzu-
 gen. Gewiß war es indeß mehr ein geistiges Bedürfniß, was ihm 1803 die
 Lebensbahn eröffnete. „Wilibald's Ansichten des Lebens“ war das erste
 Ergebniß seiner Muse; denn schon früher hatte er einzelne Gedichte in
 der alljährlich erscheinenden „Damenjournal“ abdrucken lassen. Die meisten Ge-
 lehrten Deutschlands kennen diesen durch 3 Aufl. verbreiteten Roman als einen
 sehr unfer, an dergl. Büchern reichen, aber an solchen Dichtungen armen
 und einfach angelegten, ihr Interesse immer steigenden und bis zum befreie-
 ten Schluß fortführenden Erzählung stellt er ein Gemälde auf, das, vom an-
 gelegentlichsten Rahmen eingefast, vielleicht in unserer gesammten Roma-
 nistik nur wenige gleich gelungene Seitenstücke findet. Auch sind wol nur
 wenige Dichter gleich bei ihren Erstlingsversuchen mit so ungetheiltem Beifall
 aufgenommen worden als Ernst W. Durch dieselben ward Jean Paul Fr. Rich-
 ter auf den jungen Mann und empfahl ihn dem Herzog Georg von
 Meiningen, einem Fürsten, der wahres Talent zu schätzen und hervorzu-
 heben liebte. W. erhielt hierauf höchst unerwartet das Decret als herzogl. Ca-
 merarius, mußte aber den großen Schmerz erdulden, s. geliebten Fürsten, noch
 ehe er angetreten, zu beweinen. Seine fürstl. Witwe erfüllte indeß, was der
 Fürst gesprochen, auf das großmüthigste. W. zog unter sehr angenehmen
 Umständen 1804 nach Meiningen, und es blieb ihm dort Muße genug, sich ganz
 der Dichterei zu widmen. Binnen einem kurzen Zeitraume erschienen von
 ihm „Der reisende Maler“; „Die Reisen aus der Fremde in die Heimath“;
 „Der Miller“; „Isidora“ (Roman in 3 Bdn., Tüb. 1812) und „Das hi-
 storische Leben eines 40jährigen Fibelschützen“ (ein Anhang zu den „Reisenden Ma-
 lern“ — ein rühmlich bekannte Namen in den Annalen deutscher schöngeistiger
 Literatur fanden sich schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Mei-
 ningen in Meiningen einer in der Regel unheilbaren Krankheit, der Rückenmarks-
 krankheit, an. Er raubte ihm bald die Hoffnung eines langen Lebens, aber nicht die
 Geduld und den Muth, die wenigen ihm zugezählten Tage durch Schön-
 heit und Schönen zu benutzen. Für seine Charakterentwicklung ward
 sein Schicksal entscheidend. — Die Leiden der letzten Periode waren groß;
 er lebte von ihm mit männlichem, ja noch mehr, mit christlichem Muth er-
 zogen. Am 25. Febr. 1812 erschien ihm am 25. Febr. 1812 als ein Friedensbote und Be-
 rufung im 45. Lebensjahre. Nur ein Sohn, Karl, ein junger talent-
 voller Landschaftsmaler, ist von s. ganzen Familie zurückgeblieben. Eine nähere
 Kenntniß des Vf. des „Wilibald etc.“, sowie s. Dichtungen, findet der Leser in
 dem Buch über den Dichter Ernst Wagner; enthaltend: Lebensgeschichtliche
 Nachrichten; Mittheilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse; herausgeg. von
 C. Wagner's „Sammt-
 gesammte“ erschienen in einer wohlfeilen Taschenausgabe zu Leipzig 1827 fg.
 Wagram (Schlacht bei), am 5. und 6. Juli 1809 von Napoleon gegen
 Kaiser Karl gewonnen. Sie entschied den Krieg und das Schicksal der
 Welt auf denselben Feldern, auf welchen Rudolf v. Habsburg 1278 den stol-
 zen König besiegte und den Grund zu Oesterreichs Macht gelegt hatte. Der beträcht-
 liche Verlust, den Napoleon bei dem fehlgeschlagenen Übergange seines Heeres über
 die Donau durch die Schlacht bei Aspern (s. d.) erlitten hatte, machte s. Streit-
 kräfte zur Belagerung nöthig. Sein großartiger Plan war zwar nicht zerstört, aber
 seine Ausführung aufgehalten, und er bedurfte zum Verfolg desselben Verstärkung.
 Er wurde ihm durch die ital. Armee unter dem Vizekönig, der endlich die Oestrei-
 cher bis nach Ungarn gedrängt hatte und bald zur großen Armee stoßen
 sollte, es näherte sich ferner Bernadotte mit den Sachsen, es näherten sich die
 Russen. Siebente Aufl. Bd. XII.

in Überhand, überwältigend, so, daß Bernadotte bei Aspern den linken Flügel, den zur rechten die ital. Armee bei Eßlingen, dann Masséna (der die dortigen Beschanzungen umging und Enzersdorf nahm), nachher Dubinot eine Linie, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Diese Entwicklung dem unaufhaltsamen Hervorbrechen eines eingedämmten Stromes, doch dem rechten Flügel schon die umfassende, den linken östr. Flügel am meisten in die Richtung gegeben. Eine zahlreiche Artillerie längs der ganzen, eine Abschwärzung machenden franz. Linie, wirkte unaufhörlich; die Östreichen den Tag über langsam zurückgedrängt, und nur erst gegen Abend ging es mit ihrer Fassung verloren, was jedoch mit Besonnenheit und Muth auszuhalten. Erzherzog Karl bestand dieses Gefecht eigentlich nur mit 3 Armee-Brigaden in Cavalerie- und der Grenadierreserve. Erst bei Einbruch der Nacht hatte er die übrigen Streitkräfte in Verbindung gesetzt, dergestalt, daß sie in Zusammenhang vom Bisamberge an der Donau über Stammersdorf, Haspersdorf, Wagram, Baumersdorf und den Höhen von Markgrafens-Neusiedel kamen. Wir können den Gang des Gefechts, sowie den von den Sachsen versuchten Angriff auf Wagram, nicht umständlich anführen, auch nicht eine Entscheidung, die von dem folgenden Tage zu erwarten war. Die französische Division an manchen Stellen sehr nahe gegenüber. Man hat sich nicht in die Dispositionen des östr. Oberfeldherrn nicht finden können und hat am 5. Juli eine geflissentliche Übereinstimmung mit den Operationen des aus Ungarn herbeigerufenen Corps des Erzherzogs Johann zu erblicken gesehen, wodurch die Franzosen gleichsam zwischen 2 Feuer gebracht worden wären. Es ist zu erweisen, daß dieser Entwurf höchst ungewiß blieb, da der Erzherzog für einen entscheidenden Erfolg viel zu schwach war und weil ihm durch die unbrauchbaren franz. Divisionen, sowie auch durch die 10,000 Mann starke Division Brede gehörig begegnet worden wäre. *) Am 6. früh verlängerte der östr. linke Flügel gegen Hirschstätten verlängert (Bernadotte, Masséna); das Centrum bei Raschdorf (die Garden und die ital. Armee); dann Dubinot und Davoust auf dem äußersten rechten Flügel bis über Haspersdorf hinaus. Der Erzherzog Karl beabsichtigte jetzt weislich einen Angriff, der wie gegenförmig vom rechten Flügel gegen den linken der Franzosen, welcher nicht ohne Besorgniß für seinen Anlehnungspunkt an die Lobau sein durfte; konnte der am meisten bedrängte östr. linke Flügel mehr Luft und das Ganze die andre Gestalt gewinnen. — Der Angriff begann auch nach der gegenwärtigen Richtung und hatte anfangs guten Erfolg; die Franzosen wurden bis hinter Haspersdorf zurückgedrückt. Weniger glücklich als General Klenau mit dem linken Flügel war das östr. Centrum; es fand mancherlei verwirrende Hindernisse und Schwierigkeiten. Es konnte daher nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrücken, wodurch eine schädliche Ausdehnung der so im eingehenden Winkel laufenden Schlachtordnung entstand; Napoleon wußte sie darin festzuhalten und seine Angriffsbewegungen zu hemmen; bald schritt er, der indeß die Umwälzung des linken Flügels bewirkt hatte, zum lebhaften Angriffe desselben; besonders hatte er, den Unfall auf s. linken Flügel nicht achtend und s. Plan unverrückt verfolgend, die Stellung bei Markgrafens-Neusiedel zu gewinnen **); Fürst Rosen-

*) In Napoleons „Mémoires, notes et mélanges“, I, S. 180, wird auch Bernadotte, der die Sachsen commandirte, bitter getadelt. General von Gersdorff hat in einem an die Generale Gérard und Gourgaud (Dresden 1823) Thatsachen angeführten Briefe jene Beschuldigung widerlegen. S. „Lit. Conv.-Bl.“, Nr. 84, 1823, wo die Welt hat den Ungrund jenes Tadel, wie die Gründe des Tadlers jederseits erkannt.

**) Sie wird durch einen alten Thurm bezeichnet; die längs des Rußbaches lau-

berg behauptete sich hier nur mit großem Verlust. Während nun gleich östr. rechte Flügel mehrere starke Angriffe abgewiesen hatte, machte Napoleon Versuch, die Schlacht durch Zerstreuung des Centrums zu entscheiden. griff, von Macdonald, Mansouty, Lauriston und den Garden zu Pferde u mit 100 Kanonen überflaa an, auf halbe Schußweite begannen diese i Macdonald warf sich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das 3. Corp menstießen. Gelang es hier, durchzubrechen, so war das östr. Heer, in geschieden, unrettbar verloren, aber eine von Fürst Liechtenstein angeor schickte Rückbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, sowie die ungen pferkeit der Truppen, ließ diesen Versuch scheitern; alle wiederholte An feindlichen Cavalerie und Infanterie, in starken Massen kraftvoll ausgefü ben ohne Erfolg. (Ungefähr 12 Uhr Mittags.) Wenn in diesen Aug Erzherzog Johann, wie er sollte, auf dem linken Flügel anlangte, so hätten günstige Erfolge erlangt werden können; dies geschah aber nicht, und l Truppen, welche bisher längs des Rusbaches gestanden, zogen sich, Für berg überflügelnd, soweit rechts, daß dadurch die Fronte des Fürsten Hoh frei wurde, der darauf unaufgefordert Jenem Unterstützung sendete, welche längerung des gegen die Überflügelung gebildeten Hakens benutzt ward. B ten Angriff bemächtigte sich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen- Fürst Rosenberg zog sich nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wieder zu in der Richtung von Wolkersdorf zurück. Fürst Hohenzollern folgte diese gung und stellte sich bei Enzesfeld auf, die Straße nach Mähren deckend; d Flügel mußte demnach die errungenen Vortheile aufgeben und sich zurück Klenu bedeckte diese Bewegungen, blieb die Nacht hindurch bei Stammersdo und schlug erst am folgenden Morgen die Straße nach Mähren ein, auf we genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Erzherzog — welchen, wie angegeben wird, die Versammlung seines Corps bei P aufgehalten hatte — erfuhr erst spät am Abend vom Schlachtfelde her, de schon entschieden sei; der eignen Sicherheit halber zog er sich wieder hi March zurück. — Man sieht aus dieser allgemeinen Darstellung, daß die E von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Entwickeln mit vieler Geschid eingeleitet und durch die Niederlage des linken östr. Flügels entschieden ward. Heere hatten darin mit großer Tapferkeit gefochten; der Verlust der Öst mochte 23,000 Tödt und Verwundete betragen, darunter mehrere General hatten dabei 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Kanon obert; der Verlust der Franzosen ist nicht geringer zu berechnen, auch sie u sich mehrer gewonnenen Siegeszeichen und Gefangenen, unter denen sich ab Verwundete befanden. Am 7., 9. und 10. zog sich der Erzherzog unter stet fechten bis auf die Höhen von Znaim zurück, wo ihn Marmont und Masse reichten. Hier kam es den 11. zu einem Treffen, das aber der vom Fürsten v von Liechtenstein dem Kaiser Napoleon angetragene Waffenstillstand unter welcher am 12. Juli zu Znaim zwischen Berthier und Wimpfen abgesi ward, worauf die Friedensunterhandlungen ihren Anfang nahmen. Über de gen Feldzug vgl. m. auch des Generals Pelet (Masséna's Adjutant) „Mém. guerre de 1809, en Allemagne, avec les opérations particulières des d'Italie, de Pologne, de Saxe, de Naples et de Walcheren" (Paris 184 4 Bde., m. e. Atlas).

Wahabi, Wahabiten, Wehabiten nannten sich mehrere ar Völkerstämme, welche sich zu dem religiösen Glauben bekennen, den Scheik M

finden Höhen fallen hier ab: sie war als Schlüssel der ganzen Stellung zu l ren, sowie denn auch ihr Besitz die Schlacht entschied. Vgl. von Valentini's, des Feldz. von 1809 an der Donau" (2. Aufl.)

Abd-el Wahab's Sohn, in der Mitte d. 18. Jahrh. lebte, und gleich dem der Koransreligion, durch Klugheit, Tapferkeit und Muth zu verbreiten. Scheik Mohammed, zu dem großen Völkerstamme der Tamini gehörig (geb. in der Stadt Ujen, die nahe an der Wüste im Distrikt Al Ured liegt), hatte in Basora, Bagdad und Damask eine große Gelehrsamkeit erworben. Er kam in Ujen, und bald gewann er die Bewohner des Landstrichs Al Ured. In dieser Umgebung sich berufend, lehrte er, wie der Koran, dessen Glaubensgrundsätze er nur theilweise annahm, das Dasein eines einzigen Gottes, des Ururhebers der Welt, des Belohners des Guten, des Rächers des Bösen; aber er verwarf im Koran enthaltene Sagen, besonders die von dem Propheten Mohammed, den er nur einen von Gott geliebten Menschen nannte, dessen Anbetung er mit der wahren Verehrung der Gottheit im schrecklichsten Widerspruche stand. Er bezeichnete; auch verbot er die Pracht und den Reichthum, wie man in den Moscheen der Mohammedaner antrifft. Wer sich dieser neuen Lehre widersetzt, soll mit Feuer und Schwert vernichtet werden. — Mohammed gewann für seine Lehre den Herrn von Drehveh (Derafeh) und Lahsa, Ebn-Isa, den er dann zum Fürsten (Emir) und Beschützer der neuen Sekte ausrief, welcher aber zum obersten Priester derselben erklärte, und so die geistliche und weltliche Macht, die in Ebn-Sehud's und Scheik Mohammed's Familien forterbten, von einander trennte. Der Hauptsitz der Wahabis war die Stadt Drehveh (Derafeh), in der Prov. Nedjed und Temama, 54 Meilen westlich von Basora. Da die neuen Glaubensgenossen bis zur höchsten Schwärmerei begeistert, alle Entehrungen bereit (den Nichtgebrauch des Caffees und Tabacks, sowie aller Kleidungsstücke, schreibt ihnen ihr Gesetz vor), unermüdet tapfer und hartnäckig waren, da Glauben oder Sterben ihr Lösungswort blieb, so verbreitete sich die Sekte mit unglaublicher Schnelligkeit unter den umherstreifenden arabischen Stämmen, von welchen sie nach kurzer Zeit 26 unterjocht, sich einverleibt und zugleich mit dem Haß gegen den reinen Islam der Mohammedaner, und mit der Lust nach Zerstörung des Moscheenreichthums erfüllt hatten. Sehud's Sohn und Nachfolger, Abd-Elaziz, konnte schon ein Heer von 120,000 streitfähigen wohlberittenen Mannen ins Feld stellen. Mit Kameelen und Pferden wohl versehen, mit Schwert und Speiß wohl bewaffnet, waren die Wahabis, obgleich den Beduinen (I. d.) ähnlich, auch ohne eine bedeutende Artillerie, die sie sich erst erobern mußten, gefährliche Feinde. Die Natur des Landes, Lebensweise und Glauben haben ihren Charakter gebildet, der nach den bergigen Gegenden ihres Stammlandes hin und wieder kühner ist als der der ersten Anhänger Mohammed's. Vorzüglich die Zerstörung, welche die hohe Pforte in allen Theilen ihrer Herrschaft, also auch in den arabischen sogen. Schugländern, dulden mußte, begünstigte die Unternehmungen der Wahabis, welche schon von ihrem Sitze zwischen dem persischen Meere und dem rothen Meere aus, mehrere Theile der asiatischen Türkei berührt hatten. Gegen ihre Verheerungen und Befehungen die geringsten Maßregeln. Erst 1801 erhielt der Pascha von Bagdad Befehle, mit den dem Mohammedanismus treu gebliebenen Volksstämmen gegen die Wahabis zu ziehen, welche den gegen sie geschickten Feldherrn durch große Geschenke zum Rückzuge bewegen, und dann die Stadt Iman-Hussien überfielen, zerstörten, und nach Eroberung vieler Schätze in ihre Wüsten zurückflohen. Bei dieser Unternehmung hatten die Wahabis auch die Moschee des von den Persern hochverehrten Ali beraubt. Der persische Monarch Fath Ali drohte ihnen vergebens mit seiner Rache, er ward durch innere Kriege davon abgehalten. Nun lüstete den kühnen Wahabis nach den mit größern Schätzen der heiligen Stadt Mekka. Hier hatte der jüngere Bruder, Abalab, dem ältern, Abd-Al-Mein, das Scherifat geraubt; angeblich um dieses zu rächen, sandte Abd-Elaziz seinen Sohn Sehud mit 100,000 M.

gen Mekka, wo er den Ghalab in die Flucht schlug, an der Eroberung der selbst zwar einstweilen durch die Ankunft der großen Karavane unter Führung Pascha von Damask verhindert wurde, mit diesem aber einen Vergleich traf, welchem derselbe nur 3 Tage in Mekka verweilen, und sich in den Bruderstreit das Scherifat nicht mischen durfte. Nach dem Abzuge der Karavane nahm Wahabis die heilige Stadt ohne Widerstand ein, ermordeten viele Scheiks und Islams treu verharrende Mohammedaner, setzten den Abd-El-Mein zwar ein, zerstörten jedoch alle heilige Denkmale und führten unermessliche Schändungen an. Nur wenige 100 Mann ließ Sehub als Besatzung zurück, versuchte dann vergeblich die Eroberung von Dschidda und Medina, und zog sich daher nach Dscheneh, wo indeß 1803 sein Vater von einem Perser ermordet worden war. Sehub ward nun Fürst der Wahabis; ihr Oberpriester war Scheik Mohammed, ältester Sohn, Hussein der Blinde. Die erlittenen Unglücksfälle wurden verschmerzt, die Wahabis erschienen (1806) zahlreicher als je, plünderten die heiligen Gräber wallfahrtende Karavane, erbeuteten den Mahmel (eine prächtige Kade, in welcher der Großherr jährlich die für des Propheten Grab bestimmte Schenke sendet), eroberten Mekka, Medina, selbst Dschidda, und bezeichneten ihre Tage durch Blutströme und durch Bekehrungen, unter denen die des 12. von Mekka die meiste Verwunderung erregte. — Die Furcht vor den Wahabis verbreitete sich im ganzen Morgenlande, und selbst die Briten besorgten, daß in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem sich einige Kriegerhorden nach persischen Meerbusen zogen, mit den dortigen Seeräubern sich vereinigten und Verbindung zwischen Bassora, Maskate und Indien beunruhigten. Die Briten nahmen daher den Imam von Maskate, gegen den sich sein Bruder im Lande Dscheneh empört hatte, wider die Wahabiten in Schutz, und schickten ihm von Bombee (1809) eine Escadre nebst Landtruppen zur Züchtigung seiner und ihrer Feinde. Dieser Zweck ward auch durch mehrere See- und Küstengefechte, besonders durch die Zerstörung des Hauptsammelplatzes Ras el Elyma (Aherim), wo 3200 Einwohner tödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen sich die Briten dem Imam, um ihm ferner nahen Schutz angedeihen lassen zu können, die durch reichen Perlenfischereien berühmten Inseln des persischen Meerbusens Bahrein, Zebora ausbedungen. 1810 rief die hohe Pforte den Mohammed Ali, Pascha von Kairo, und die von Damask und Akre auf, gegen den Pascha von Bagdad, Jussuff Pascha, und gegen die mit ihm verbundenen Wahabis zu ziehen. Der Pascha von Akre vollführte diesen Befehl mit so vieler Thätigkeit als Tapferkeit und eroberte Bagdad, dessen seiner Schätze beraubter Pascha nun zu dem wider ihn befehligenden Pascha von Kairo, seinem Vater, floh und dort gute Aufnahme fand. So hatten die Wahabis in der Zwietracht und Eifersucht der Paschen des türkischen Reichs der Khans des persischen Reichs die sicherste Bürgschaft für das Gelingen ihrer Streifzüge. — Bald vereinigten sie sich nach dem Blutbade, welches Mohammed Ali unter den Beyn und Mamelucken zu Kairo anrichtete, mit den nach Dscheneh geflohenen Überresten derselben. Nun betrieb Mohammed Ali mit unermüdeter Thätigkeit die Rüstungen zur Vernichtung der Wahabis; er eroberte Jambouhah (1811); als die Frucht dreier erfochtener Siege schickte er 3 Säcke voll Wahabitenohren nach Konstantinopel; jedoch wurden späterhin keine Fortschritte gemacht; Jussuff Pascha, der jetzt mit seinem Vater, Mohammed Ali, für die Osmanen focht, ward sogar zum Rückzuge gezwungen. (Er starb bald darauf an Pest.) Allein die von ihrem Bundesgenossen, dem Scherif von Mekka, verrathenen und von mehreren arabischen Stämmen verlassenen Wahabis erlitten in den Gebirgen von Sofra und Dschudejda neue Niederlagen und wurden von der Seite nach Medina ganz abgedrängt. Diese heilige Stadt war schwach besetzt und da sie von den Osmanen leicht zu erobern; bald darauf fiel auch Mekka wieder in ihre

Die feierliche Überreichung der Schlüssel der wiedergewonnenen Glaubens-
monaste zu Konstantinopel hohe Feste. Allerdings hatte der Islam durch
seine für s. eigne Erhaltung, die mit dem Besitze von Mekka und Medina
dem ungestörten Wallfahrten der Gläubigen dorthin in enger Verbindung
gewonnen. — Jedoch war die furchtbare Sekte bei weitem noch nicht
zertrennt. Darum rüstete sich Mohammed Ali, Pascha von Aegypten, von neuem;
er unter durch einen Überfall den besetzten Waffenplatz Kumsida, unermess-
liche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen; auch waren die persischen Un-
günstig für die Wahabis, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um
Arabstämme wieder mit sich zu verbinden. Doch ihre Kühnheit war nicht
in Klugheit großer Entwürfe gepaart. Sie unternahmen verwegene Beute-
züge an die Befestigung ihrer Macht zu denken, während ihr Feind, der
Pascha von Aegypten, in jeder Hinsicht planmäßige Anstalten traf, um sie gänzlich
zu vernichten. Als daher 1814 ihr Oberhaupt, Sehud II., gestorben war, und
wegen der Nachfolge bedeutende Unruhen ausbrachen, erlitten sie mehrere
Schlagen. Entscheidend war der Sieg, den Mohammed Ali im Anfange 1815
bei Bassila, unweit der Stadt Tarabe, erfocht. Doch war es schwer, sie
am Punkte ihrer Macht anzugreifen. Endlich gelang es dem tapfern Sohne
des Pascha Ibrahim, die Wahabiten unter ihrem Oberhaupte, Abdallah Ben
Saud, 1818 gänzlich zu schlagen und in ihrem besetzten Lager, 4 Tagemärsche
von der Hauptstadt Derafeh, einzuschließen. Das Lager ward d. 3. Sept. er-
obert, 80 Stück Geschütz erobert, 20,000 Streiter ermordet und Abdallah selbst
gefangen. Hierauf unterwarfen sich die Einw. der Stadt, verlangten
Sicherheit und Schonung des Lebens und der Häuser; allein der Sieger er-
laubte nur der Gropherr diese Bedingungen genehmigen oder verwerfen könne.
Es ward die Ankunft des Gefangenen, der als Rebell und als abtrünniger
Fürst gleich große politische Wichtigkeit für die hohe Pforte hatte, zu Kon-
stantinopel ein Nationaltriumph gefeiert. Dann ward er, nebst seinem Mufti
und Schreiber, in Ketten dem Grohsultan vorgeführt, vom Divan verhört
und schließlich mitgefangenen enthauptet (d. 17. Dec. 1818). Zwar sollen noch
einige Stämme der Wahabiten in der Wüste umherstreifen, und die heldenmüthige
Wittwe des Stifters der Sekte soll ihre Anführerin sein; allein ihr Hauptsitz ist,
nachdem der Gropherr die von den Besiegten gemachten Vorschläge dem Gutdünken
des Pascha von Aegypten überlassen hatte, von diesem gänzlich zerstört, und die
Wahabis, nach dem Verluste ihrer Habe, überall hin zerstreut worden. *) Da
der tapfere Sohn des Pascha Yemen erobert und den bisher unabhängigen
Theil des Landes zu Mekka der hohen Pforte unterworfen hat (er entrichtet an
die Pforte einen jährl. Tribut von 2000 Etrn. Caffee), so scheint es, daß die
Unterwerfung der Wahabiten zugleich die Macht der Pforte (oder vielmehr des großen
Pascha von Aegypten) in dem bisher seit Alexander von Macedonien
keinem Eroberer unterjochten Arabien dauerhaft befestigt und weiter als jemals
vergrößert habe.

*) Derafeh, in der arab. Provinz Nadsched, lag, durch Steppen und Gebirge ge-
gründet, 60 Meilen N. B. in der großen 60 Meilen langen Schlucht Wadyhenisch, um-
geben von Gärten und Fruchtfeldern, 12 Tagereisen von Bagdad, 130 Stunden öst-
lich von Medina, 100 Stunden südwestlich von Bassora, und 160 Stunden südöstlich
von Jerusalem. Sie war 2 Stunden lang, eine halbe Stunde breit, häufigen Über-
fluthungen ausgesetzt, und hatte 2500 steinerne Häuser, 28 Moscheen, 30 Schulen.
Die Regenten hatten ihren Sitz in der Vorstadt Dereif. Nach einigen Nach-
richten theilten sich die Wahabis in 3 Classen, in Krieger, Feldarbeiter und Hand-
werker, allein da, gleich den übrigen Arabern, jeder fähige Mann in den Raubzügen
Theilnahme findet, so ist wol die Eintheilung in Priester, in Krieger und
in Handwerker die richtigere. Nach neuern Nachrichten soll die Sekte der Wahabis noch im
Arabien sehr ausgebreitet sein.

Wahlcapitulation, s. Capitulation.

Wahlenberg (Georg), Dr., Demonstrator der Botanik an der Universität zu Upsala, und Intendant des Museums der dasigen Societät der Wissenschaften. Dieser als Botaniker und Geolog ausgezeichnete Gelehrte und Forscher wurde 1784 in der Prov. Wermland, wo sein Vater bei einem Hofe angestellt war, geb. Schon während s. Studienjahre in Upsala gab er ein gründliches Wissen und s. tiefeindringenden Forscherinnss bei Behandlung geschichtlicher Gegenstände. Bald wurde er als Amanuensis bei dem natürlichen Museum der Universität angestellt und kurze Zeit darauf zum Intendanten des Museums der Societät der Wissenschaften ernannt. Unterstützt von berühmten schwedischen Patrioten Baron v. Hermelin und von den Societäten der Wissenschaften zu Stockholm und Upsala, stellte W. botanische und geologische Forschungen an, auf s. Reisen in die entlegenern Landstriche Scandinaviens das schwedische und norwegische Lappland, und nach Gothland. Nachdem fast ganz Scandinavien untersucht hatte, trat er, auf Kosten der Universität zu Upsala und mit Beihülfe des größten dortigen, durch den Baron v. Asp gestifteten stipendiums, eine Reise ins Ausland an. 1810 hielt er sich in Böhmen auf, untersuchte die Karpathen und begab sich dann nach der Schweiz, suchte ferner die wichtigsten Universitäten Deutschlands und kehrte 1814 nach Schweden zurück. Hier war er zum Demonstrator der Botanik ernannt worden. S. „*Lapponica*“, s. „*Flora Carpathorum*“ und s. „*Flora Upsaliensis*“ haben einen bedeutenden Rang unter den gleichzeitigen Schriften dieser Gattung. Als Geolog ist W. sehr geachtet wegen s. genauen Beschreibung des Kamibist Lappland, sowie des Klimas in der südlich. Schweiz; wegen seiner Abhandlung über die Entstehung der schwedischen Erde, in der Zeitschrift „*Svea*“, die in Upsala herausgegeben wird, und wegen s. in dem 8. Theile der *Nova Acta der Societät der Wissenschaften zu Upsala* abgedruckten wichtigen Abhandl.: „*Petrificata Terrae Sueciae*“, worin diese systematisch geordnet, beschrieben und zum Theil abgezeichnet sind. W.'s „*Flora Suecica*“ erschien zu Upsala 1824 in 2 Bdn.

Wahlformen, von jeher der schwierigste Punkt der Verfassungen. Die Vernunft fodert, daß der Beste und Tüchtigste zu öffentlichen Ämtern gewählt werde, und daß, wenn auch die höchste Stufe der Macht nach einer Regel der Erblichkeit von Einem zum Andern übergeht, doch gerade darum nur in den untergeordneten Behörden eine desto unbeschränktere und strengere, denn auch eine zum Theil von der erblichen Regierung unabhängige Wahl stattfinden muß, so lehrt wieder die Erfahrung, daß die Wahlen um so weniger nach richtigen Schätzung der moralischen und technischen Würdigkeit erfolgen, je sie der größern Zahl der Staatsbürger anvertraut werden. Veruft man die Volksgemeinde zur Wahl der Reichs- oder Landstände, der Gerichtspersonen oder anderer Beamten (wie dies in Nordamerika geschieht), so wird die Kunst, großen Haufen zu schmeicheln, seine Vortheile zu benutzen, seine Leidenschaften zu entflammen, kurz die Kunst der eigentlich demagogischen Umtriebe freies und eine höchst gefährliche Macht erlangen, wie denn an ihr die alten Stimmzettel sämtlich zu Grunde gegangen sind. Dies ist es, was die neuere Verfassungslit' vornehmlich zu vermeiden und auf einem verschiedenen Wege versucht hat. Eine ist der historisch-zufällige, welcher auf Gleichförmigkeit Verzicht leistet, die Wahlformen einer verschiedenartigen Ausbildung nach der localen Verfassung und den besondern Umständen einzelner Districte und Orte überläßt. Es wäre weitläufig, die mannigfaltigen, oft sehr künstlichen und (wie bei der Wahl des Doge in Venedig) verkünstelten Einrichtungen durchzugehen, welche man bei uns in den städtischen Gemeinwesen des Mittelalters hierüber versucht hat, es mag also hier bloß England gleichsam als Repräsentant dieser historisch-zu-

mannigfaltigkeit erwähnt werden. Es sind außer einigen städtischen Umständen hauptsächlich die Parlamentsdeputirten, deren Wahl für die Nation und den von der höchsten Wichtigkeit ist. Dabei herrschen nicht nur zwischen England, Irland und Wales große Verschiedenheiten, sondern in England hat sich fast Alles nur local gestaltet, und selbst da, wo eine allgemeine Grund liegt, ist diese in der Anwendung sehr ungleich geworden. So in jeder Grafschaft von den Grundeigenthümern (freeholders) 2 Deputirte gewählt werden, allein erstlich sind die Grafschaften geographisch sehr ungleich: so über 1 Mill., Rutland kaum 20,000 Einw.; und zweitens ist auch die Zahl der Grundeigenthümer (d. h. der Lehnbesitzer mit Eigenthumsrecht) in manchen Grafschaften so gering — indem das Land nur im Besitz weniger Familien ist, welche die Pächtern bearbeitet wird —, zugleich aber auch der Einfluß der Lehnsherren selbst über ihre Lehnleute so groß, daß die Wahl der Parlamentsdeputirten gradezu von der Bestimmung der Familien abhängt, welche am meisten in der Grafschaft begütert sind. Um vergebliche und sehr kostspielige Kämpfe zu vermeiden, theilt man sich; den einen Deputirten ernennt die dominirende Familie, den andern wählen die Freeholders, oder wo 2 solcher Familien da sind, theilen sich diese in die Ernennungen. So wird in Bedfordshire das eine Mitglied vom Herzog v. Bedford, in Buckinghamshire das eine vom Herzog v. Buckingham, das andre vom Marq. v. Buckingham ernannt, in Cambridgeshire der Herzog v. Rutland und der Graf v. Hardwicke die Wahlherren, u. s. w.; für London independent hält man etwa 12 Grafschaften, die übrigen 28 stehen unter dem mehr oder weniger entschiedenen Einflusse der großen Familien. Ebenso groß ist die Einrichtung und das Recht der Wahlen in den Städten. In einigen Städten, welche Gemeindesteuern bezahlen und eine eigne Haushaltung haben, ist die Wahl berechtigt, in den meisten aber nur die Besitzer gewisser Lehngüter, welche, so daß in sehr großen Städten doch nur eine geringe Zahl von Wählern übrig bleibt, und diese häufig wieder ganz und gar von ihrem Lehnsherrn abhängig sind. Es wäre daher eine wahre Satyre, die Mitglieder des Hauses der Gemeinen zum Volk gewählt zu betrachten, und wenn dennoch in einigen Beziehungen das Parlament die Dienste einer Nationalrepräsentation leistet, so geschieht dies nur, weil ein gebildeter und redlicher Mann nicht unterlassen kann, als Repräsentant der Cultur zu handeln.

In Frankreich waren die alten reichsständischen Wahlen nach den 3 Ständen, Geistlichkeit, Adel und Bürgerstand, geordnet, und wurden in den königl. Verordnungen vorgenommen. Die Zahl jedes Standes wurde vom Könige vorgeschrieben, und war ziemlich gleichgültig, weil die Stände nach Kammern stimmten. Bei dem Ausschreiben des Reichstages 1789 wich man nur in Nebendingen von der alten Regel ab. Man zog auch die Ämter, welche bisher keinen Antheil am Reichstage genommen hatten, dazu, indem man sie einem benachbarten Oberamte (baillage principal oder sénéchaussée principale) zugetheilte. Zu den Wählern wurden alle präbendirte Geistliche, Pfarrer, Klöster, Comthure der geistlichen Orden, im adeligen Stande alle adelige Lehnbesitzer, im dritten Grade alle wählbare Gemeindemitglieder berufen. Aus den Deputirten dieser 3 Stände wählte sich die Generalversammlung des Oberamtes, welche den doppelten Auftrag hatte, die Deputirten zu dem Reichstage zu erwählen, und die reichsständische Beschwerdeschrift (Cahier de doléances, oder Libellus gravaminum et desideriorum) zu entwerfen. Auch hier folgte man also dem historisch-zufälligen Wege; allein schon im Ausschreiben ward darauf hingedeutet, daß die Reichsstände den Ungleichheiten und Mängeln dieser Wahlverfassung für die Zukunft abzuheben suchen würden. In den Constitutionen von 1791, 1793 und 1795 ging man aber immer mehr von der alten Grundsatz aus, daß das Wahlrecht dem ganzen Volke zustehen, und

gestattete folglich auch einem Jeden, welcher nur nicht in unmittelbarer Feindlichkeit stand, einen directen Antheil an denselben. Die Wahlen wurden der Kampfplatz, das Werk und Werkzeug der Factionen, und die Regierung sich einigemal genöthigt, eigenmächtig einzugreifen und die Wahl zu cassiren. Bonaparte erster Consul wurde, schlug er daher den zweiten Weg ein, eine scheinbar formigen Einrichtung und Beschränkung der Wahlen. Er ließ der Nation den Schein derselben, indem sie in ihren verschiedenen Versammlungen nur die Wahlverzeichnisse erwählen durfte, aus welchen die Regierung die Beamten selbst die Deputirten der Gesetzgebung und die Senatoren auswählen sollte. Bei der Restauration wurde den Wahlcollegien die directe Ernennung der Deputirten zurückgegeben (Charte const., a. 35), aber dabei ein Princip der Beschränkung angenommen, welches nachher das allgemein herrschende aller neuen Constitutionen geworden ist. Schon in der Charte von 1814, A. 40, wurden nur die Bürger für stimmfähig bei den Wahlen erklärt, welche jährlich 300 Fr. (75 Thlr.) Steuern bezahlen, und dadurch das Wahlrecht auf einen sehr kleinen Theil der Bevölkerung oder wenigstens sehr wohlhabender Leute beschränkt. Man nahm 1814 90,000 stimmfähige Hausväter an, und seitdem ist diese Zahl theils durch die Erhebung der Grundsteuer, theils durch Aufgeben der Gewerbe, wovon Paoli angegeben wurde, theils endlich durch Erbschaftsfälle und Theilungen noch vermindert worden. Die Wahlgesetze sind in Frankreich seit 1815 3 Mal geändert worden. Zuerst 1817, wo unter dem Minister Decazes dem Übergewicht die Partei der Emigranten bei den Wahlen erlangt hatte, entgegen zu wirken werden sollte. Sodann 1820, wo diese Partei die Ermordung des Herzogs benutzte, um sich die vollkommene Herrschaft Frankreichs zuzueignen. Das Gesetz vom 29. Juni 1820 wurde die Zahl der Deputirten von 258 auf 300 erhöht, und zwar so, daß die ersten nach wie vor unmittelbar von den Wählern der Depart. erwählt wurden, die hinzugefügten 172 Deputirten von den reichsten Leuten eines jeden Depart. Das am höchsten besteuerte 1/10 der sämmtlichen Wähler des Depart. scheidet sich nämlich, nachdem es schon an den allgemeinen Wahlen Theil genommen hat, zu einem Departementscollegium aus, und wählt nun noch die dem Depart. zugetheilte Zahl der Deputirten für sich allein. Auf diese Weise ist der Einfluß des Vermögens bei den Wahlen ganz außerordentlich gesteigert, aber auch wieder der Beweis geliefert, daß Vermögen, weit entfernt, eine Bürgschaft für die Unabhängigkeit Staatsbürger zu sein, vielmehr ein Band ist, die Wahlen und die Deputirten hängiger von den Ministern zu machen. Denn seitdem ist die Klage in Frankreich allgemein geworden, daß nur die Gunst und der Wille des Ministers, nicht die Meinung der Nation den Weg in die Deputirtenkammer eröffne, und das dazu angewandte Mittel gewiß nicht als constitutionnell gerühmt werden kann. Dies ist noch wichtiger geworden, seitdem durch das Gesetz vom 9. Juni 1831 die Deputirtenkammer nicht mehr alljährlich zu 1/2, sondern alle 7 Jahre ganz erneuert wird. Einer einmal erlangten Majorität ist also ein Minister 7 Jahre lang durch sicher, und kann seinen Willen, s. Überzeugungen diese lange Zeit an die Stelle der öffentlichen Meinung setzen. — In Deutschland ist auch im Allgemeinen das Princip festgehalten, daß Grundbesitz die Basis des ständischen Wahlrechts und der Wahlfähigkeit sei, und dieses Princip hier nur durch wenige Ausnahmen gemildert. Die Formen der Wahlen sind auf mannigfaltige Weise bestimmt worden, aber doch sind sie im Ganzen bei uns mehr in die Hände der Bürger gelegt, als in Frankreich, und wo man doppelt so viele mittelbare Wahlen angeordnet hat, ist der Antheil der Ernennung der Deputirten weniger gemeinlich ein allgemeines Bürgerrecht. (Vgl. hierüber die Landstämme in einzelnen deutschen Staaten.)

Wahlreich, ein Reich, dessen Oberherrschaft dem Regenten nur für seine Person, nicht aber zugleich für seine Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das Königreich Polen, das Herzogthum Venedig, die geistlichen Kurfürstentümer. Wenn auch, besonders in Deutschland, dem verstorb. Regenten ein oder näher Verwandter auf dem Throne folgte, so geschah dies doch immer nach der freien Wahl der Stände. Den Wahlreichen sind die Erbreiche entgegengesetzt, in denen eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familien eingeführt ist. Die Vorzüge und Nachtheile beider Formen ist viel gestritten worden. Die Wahlreichen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt zu halten eifersüchtig darüber, weil sie glaubten, ihre Rechte und Freiheiten auf diese Art am besten behaupten zu können. Die schädlichen Uneinigkeiten, welche die damalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigten, und die Erbreiche, welche sich der Thronbewerber abdingen läßt, haben wol den einen Beweis gegeben, daß eine bestimmte Erbfolge vorzuziehen sei. Auch kann der Fall eintreten, daß, nach Abgang des regierenden Geschlechts, die Regierung auf das Volk zurückfällt, das sich dann einen Regenten nach der freien Wahl wählen kann. Ein Fall dieser Art hat in neuern Zeiten in Schweden stattgefunden. Zwischen einem Wahl- und Erbreiche ist noch der wichtige Unterschied, daß in dem letztern der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt angesehen wird, indem die Regierung unmittelbar an den bestimmten Nachfolger übergeht. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Regenten als erledigt angesehen; es entstand ein Zwischenreich (interregnum), in welchem die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis der neue Regent von Reichsverwesern geführt.

Wahlpruch, s. **Symbol**.

Wahlstatt, **Wahlplatz** — von dem alten Worte *Wal*, Gefecht, todtgefecht; daher *Walhalla* der alten Deutschen — ein Schlachtfeld, wo die Schlachten stattfanden. — **Wahlstadt**, ein großes Dorf in Schlesien unweit Liegnitz an der Oder. Heinrich II., Herzog von Schlesien, lieferte in dieser Gegend am 24. April 1241 den Tataren eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor und die Tataren siegten. Zum Andenken an diese Schlacht wurde das späterhin hier errichtete Dorf Wahlstadt genannt. In eben dieser Gegend siegte der preuß. Feldmarschall Blücher am 26. Aug. 1813 über ein franz. Heer (s. *Kasbach*), und wurde deßwegen wegen seiner übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

Wahlverwandtschaft, s. **Verwandtschaft** (chemische).

Wahnsinn, im Allgemeinen chronisches Irresein, oder anhaltender Verlust der Freiheit des Bewußtseins; als Species angenommen, ist er Verlust der Freiheit des Bewußtseins in der Thätigkeit des Verstandes, Überspannung der Thätigkeit und Exaltation des Gemüthes. Er hat nämlich folgende Namen davon, daß er eine grundlose Vorstellung von den Dingen) sich an die Stelle des Bewußtseins setzt, mithin ein unwillkürlicher Irrthum sich anhaltend des Geistes bezieht. Der Wahnsinn, als Gattungsbegriff genommen, erstreckt sich entweder auf die Thätigkeiten der Seele, allgemeiner Wahnsinn, oder nur über eine einzelne Thätigkeit oder ein Vermögen derselben, partieller Wahnsinn; ferner dauert er entweder in gleicher Stärke fort, oder setzt ab und kehrt zu gewissen Zeiten wieder. Im ersten Falle heißt er continuirender, im andern intermittirender, periodischer Wahnsinn. Man kann eine wesentliche Unterscheidung der Arten des Wahnsinns nur dadurch festhalten, daß man auf die Thätigkeit der Seele Rücksicht nimmt, in welcher ursprünglich oder hauptsächlich die Freiheit des Bewußtseins verloren gegangen ist. Demnach ging der Wahnsinn entweder vom Erkenntniß-

vermögen aus, stellt sich als Geisteskrankheit mit falschen Vorstellungen, Urtheilen dar, und kann dann mit dem Namen *Wahnwitz* oder *Verrücktheit* bezeichnet werden; oder er entsteht im Empfindungs- und Gefühlsvermögen der Seele, offenbart sich als Gemüthskrankheit, und erhält den Namen *Manie* oder *Melancholie* (s. d.). Geht von beiden Arten des Wahnsinns krankhafter und zugleich heftiger Wille in verkehrte und gewaltsame Handlungen über, so heißt er *Tollheit*, *Manie*, *Raserei*. Was das Verhältniß zwischen Vernunft und Verstand bei dem Wahnsinn befinden, so ist bei beiden nicht auf gleiche Weise gestört. Jedesmal leidet die Vernunft, die Freiheit des Bewußtseins verloren ist, weil jene zunächst mit dem Verstand in Verbindung steht. Daher fehlt bei dem Wahnsinn allemal der freie Gebrauch der Vernunft, das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit der Handlungen und der Kraft. Dagegen der Verstand in Bezug auf einige Gegenstände zwar irrthümlich, kann aber s. Thätigkeit ungehindert fortsetzen kann, sodaß ein Wahnsinniger wol in vielen Stücken noch Verstand zeigen kann, obgleich er ohne Vernunft ist. Bei den Gemüthskrankheiten (s. d.) bemächtigt sich zugleich meistens eine falsche Vorstellung des Gemüths so sehr, daß dieses davon ganz eingenommen wird und kein andrer Gegenstand mehr Eindruck auf dasselbe macht, als jener in Verbindung steht. Eine solche Vorstellung nennt man die *fixe Idee* der Kranken. Sie wird durch die übermäßige Thätigkeit der Phantasie so lebhaft, daß sie die Vernunft und das Bewußtsein in Betreff dieser Vorstellung verdunkelt, und sie mit dem Charakter der Überspannung verbunden und zieht das Gemüth zu ferneren Gegenständen, so wird es die mit *Wahnsinn* bezeichnete Art des Wahnsinns. Sie den Charakter von Niedergeschlagenheit und Traurigkeit und versenkt das Gemüth in sich, so wird es *Melancholie*. — Die nächste und wesentliche Ursache des Wahnsinns besteht in einer krankhaften Veränderung desjenigen Organs des Gehirns, durch welche die Störung jener Thätigkeit anhaltendgemacht wird. Eine krankhafte Veränderung im Gehirnsorgan kann in einer regelwidrigen Reizung oder in einer bleibenden organischen Umänderung bestehen, kann sowohl örtlich im Organ selbst seinen Grund haben, z. B. in einem mechanischen Druck von außen, oder in einer lymphatischen Flüssigkeit nach einer Hirnkrankheit, oder in einer regelmäßigen Einwirkung von dem Nervensystem des Unterleibes aus nach diesem Organ, z. B. von einer heftigen Erregung dieser Nerven, durch materielle Reize, betäubende Gifte, anhaltenden oder oft wiederholten Genuß geistiger Getränke etc. Die krankhafte Veränderung im Hirnsorgane kann aber auch von der Thätigkeit der Vernunft selbst veranlaßt werden durch einseitige Bildung des Geistes, übermäßige und anhaltende Anstrengung der Kräfte desselben, z. B. durch zu große Begünstigung der Phantasie, übermäßige Anstrengung des Gedächtnisses, oder zu heftige Regungen des Gemüthes, Leidenschaften, heftige Affecten. Durch solche Veranlassungen wird um so eher Wahnsinn erzeugt werden können, je mehr organische oder psychische Anlage dazu vorhanden ist, und diese verschiedenen Anlagen bestimmen auch meistens die Art des Wahnsinns selbst. Die organische Anlage besteht in besondern Beschaffenheit des Hirnsorgans und der Verbindung desselben mit dem Nervensystem des Unterleibes, vermöge deren es leicht einer heftigen Reizung, Umwandlung in seiner organischen Zusammensetzung und Masse und einer Störung von regelwidriger Einwirkung vom Nervensystem des Unterleibes (vielleicht durch zu leichte Überströmung des Nervenäthers aus demselben vermittelt der zuleitenden Nerven, oder aus Mangel an isolirenden Nervenknoten) ausgesetzt ist. Was psychische Anlage betrifft, so wird diese im Allgemeinen durch die Herrschaft der Leidenschaft und des Lasters begründet, auch sind besonders gewisse Stimmungen und Zustände der Seele dahin zu rechnen, von denen Zerstreuungs- und Phantasiesucht den Geist zu Verrücktheit und Wahnwitz, Hochmuth (*Egoismus*)

Gemüth zu Nartheit oder Melancholie herabziehen können. Die Anlage veranlassende Ursache bestimmen in Verbindung die verschiedene Art des Wahns. Wo die Anlagen bemerkt werden, sind um so sorgfältiger alle Veranlassungen zu vermeiden. Organische Anlage kann erblich werden. Jeder Wahnsinn ist schwerer heilbar, je länger er gedauert hat, je mehr Anlage dazu vorhanden ist, je mehr er sich der Nartheit nähert; um so leichter heilbar, je kürzere Zeit gedauert hat, je weniger Anlage dazu da ist, je mehr er sich der Melancholie nähert. Je mehr die Ursache in materieller Reizung von den Unterleibsnerven besteht. Ist der Wahnsinn beschränkt in einer Art und in einer Sphäre der Seelenthätigkeit, meistens ergreift er in der Folge mehrere und geht aus einer Art in die andere. Jeder Wahnsinn kann in Manie, jeder endlich in Lähmung der Seelenthätigkeit, Stupidität, übergehen. Im Schlafe hört wahrscheinlich jeder Wahnsinn auf. Auch kurz vor dem Tode ist dies oft der Fall. H.

Wahrhaftigkeit, s. Lüge.

Wahrheit, im logischen Sinne, ist die Übereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst oder mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Sie heißt daher **formale Wahrheit**, weil jene Gesetze sich nur auf die Form der Erkenntniß betreffen, im Stoff oder Gegenstand derselben dagegen nicht berücksichtigen. Nun ist eine Erkenntniß, die der logischen Form, d. h. sich selbst, nicht widerspricht, und den Gegenständen, welche sie betrifft, widersprechen. Die Übereinstimmung der Erkenntniß mit den Gesetzen der Logik, oder die Richtigkeit, ist daher ein allgemeines Kennzeichen der Wahrheit. Ein Begriff ist in dieser Beziehung wahr, wenn seine Merkmale unter einander übereinstimmen; ein Urtheil, wenn es dem Gegenstande des Denkens gemäß gedacht wird; ein Schluß endlich ist wahr, wenn sein Resultat zu schließen übereinstimmt. Wir bestreben nun nicht bloß eine Übereinstimmung unserer verbindenden Thätigkeit mit sich selbst, sondern in der Erkenntniß, wessendern Idee der Wahrheit ist diese zugleich mit der Forderung einer Übereinstimmung unseres Wissens mit seinem Gegenstande enthalten. Ist nun unsere Thätigkeit auf einzelne in der Erfahrung gegebene Wahrheiten beschränkt, so ist die Wahrheit empirische; die Wahrheit des nur von der Vernunft selbst aus und in ihr selbst Erkannten aber ist rationale Wahrheit, welche in der Wissenschaft ausgebildet philosophische Wahrheit genannt wird. Die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange aber ist die absolute Einheit des Denkens, das Eins. Sie kann nur durch Vereinigung des empirischen und rationalen in der Entwicklung des Menschengesistes approximativ erworben werden. Verschwindet auch der Unterschied der objectiven und der subjectiven Wahrheit, wenn jene Einstimmung eine allgemeine und nothwendige für alle denkenden Wesen ist, so bleibt die subjective nur als Daseinhalten des Individuums, das je größern Werth hat, je mehr sich das Denken des Individuums mit der allgemeinen Vernunft in Übereinstimmung setzt. — Wenn es für die Wahrheit, in der That nach, kein allgemeines Merkzeichen (Kriterium) gibt, an welchem sie erkannt werden wäre, keinen Satz, unter welchen sie sich subsumiren ließe, weil auch jeden Satz erst wahr macht, so gibt sie nur von sich selbst unmittelbare Wahrheit, und die menschliche Erkenntniß zeigt zwar verschiedene Denkart und Gesetze, die sich widerstreiten und sie aufzuheben scheinen, die aber in ihr selbst als Momente der Entwicklung hervortreten und in die umfassende Wahrheit aufgehen werden. — Die Wahrheit in der Kunst ist theils die äußere, d. i. die Übereinstimmung des Dargestellten mit einem in der Wirklichkeit gegebenen Gegenstande, theils die innere, d. i. die Übereinstimmung der Darstellung in sich selbst und mit ihren eignen Voraussetzungen.

Wahrsagen. Die den Menschen so natürliche, mit dem Triebe nach Erkenntniß verbundene Neigung, die Zukunft zu erforschen, hat zu allen Zeiten

und bei allen Völkern Wahrsager und Wahrsagerkünste hervor. Die heiligen Bücher der Juden reden davon, und erzählen, daß König Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Reiche vertrieben habe. Und der König war schwach genug, kurz vor einer entscheidenden Schlacht, die ihn und Leben raubte, die bekannte Wahrsagerin zu Endor zu befragen. Die Römer und Griechen hatten ihre Orakel (s. d.). Bei den Römern war Wahrsagen Zeichendeuterkunst in ein System gebracht, und machte einen Theil ihrer Politik aus, deren sich die Häupter des Staats oder die Anführer der politischen Parteien nach ihren jedesmaligen Absichten schlaue bedienten. (S. Augustin, *de divinatione*.) Den Kennern der alten Literatur ist das Werk des Cicero „*De divinatione*“ (über Wahrsagungen und Ahnungen) bekannt. Unsere deutschen Fürsten bedienten sich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforschen, gewissermaßen und geheiligter weißer Pferde, die, wie bei den Römern die Vögel, für die Befehle der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben der glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen. Vorzüglich schrieben auch die Deutschen einigen Weibern eine besondere Gabe zu, und befolgten die Rathschläge, die sie gaben; bekannt sind die *Wiedewaden* (s. d.) und die *Urunen*. Als bei der Verbreitung der christlichen Religion die heidnischen Orakel ihr Ansehen verloren, und auf Befehl einiger christlichen Fürsten nach und nach ganz verstummten, traten in der Folge biblische Orakel an ihre Stelle. Sowie die Griechen und Römer, jene ihre *Sortes Homericae*, diese ihre *Sortes Virgilianae* u. s. w. hatten, so wurden bei den Christen, vom 3. Jahrh. an, *Sortes Sanctorum* gewöhnlich. Man suchte nämlich den Willen Gottes in der Schrift, nicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer solchen Erforschung des göttlichen Willens bereitete man sich durch Fasten, Gebet und andre religiösen Übungen vor, und schlug sodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des Alten oder Neuen Testaments auf, mit der Überzeugung, daß die erste in die Augen fallende Stelle Auflösung des Zweifels geben würde. Nicht bloß Privatpersonen bedienten sich dieses Mittels, die Zukunft zu erforschen; auch bei öffentlichen Angelegenheiten, besonders bei den Wahlen der Bischöfe und Äbte, wurden von den Wahlmännern selbst diese heiligen Orakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt. Der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, veranlaßte, daß mehrere Kirchenversammlungen diese *Sortes Sanctorum* in ihren Beschlüssen verwarfen, und einige Concilien selbst bei Strafe des Kirchenbanns verboten. Auch in den *Capitularien* Karls d. Gr. vom J. 739 wird untersagt, die künftigen Schicksale vermittlest der Prophetien und Evangelien vorherzusagen. Ungeachtet aller Verbote dauerte jedoch der Mißbrauch bis zum 14. Jahrh. fort, und er scheint selbst jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt sind andre Arten, die Zukunft vorherzusagen, als die *Chromantie* (s. d.) und *Astrologie* (s. d.); die letztere fand mehrere Jahrhunderte hindurch, selbst unter großen Männern, eifrige Anhänger. Alle diese Wahrsagungskünste haben zwar, ebenso wie die Wahrsagerkünste der Zigeuner, in den gebildeten Ländern ihr Ansehen verloren; aber die klugen Frauen, bisweilen auch kluge Männer, treiben leider noch immer im Finstern ihr Wahrsagen. Karten schlagen, Prophezeien aus der Kaffeetasse u. s. w. Wem ist wol das Geheimniß der wahren Zeiten des Jahres übliche Bleigießen, Schuh- oder Pantoffelwerfen unbekannt, womit es bei Manchen auf etwas mehr als auf bloßen Scherz abgesehen wird. Die Landesherren haben verschiedentlich das Wahrsagen aller Art, wegen der häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten. In Deutschland setzte die sächsische Polizeiordnung von 1661 sehr harte Strafen für Wahrsagen allein der Uberglaube läßt sich so leicht nicht ausrotten. Es ist eine durch Erfahrung bestätigte Thatsache, daß Zeiten, in denen große Ereignisse geschehen oder

immer fruchtbar an Propheten sind; so war es im Anfange des dreißig-
 des siebenjähr. Krieges. Auch wir sahen unlängst in unserm, für so auf-
 geputzten 19. Jahrh. den schwäbischen Bauerpropheten Müller, sowie
 in Eßle, Mamsf. Lenormand, und nicht Wenige, die an sie glaubten.
 Wahrscheinlichkeit. Wo bei einander entgegenstehenden Gründen
 die Gründe überwiegen, da findet Wahrscheinlichkeit statt.
 Sie schließt die Möglichkeit des Gegentheils nicht aus, hat aber
 einen Grade, durch welche sie sich der Gewisheit annähert; nach dem
 Gründe, welche für eine Annahme sprechen. Hierbei nun findet ein
 Maß, welches unvollständig ist; denn die Gründe betreffen entweder die
 nicht mit völliger Allgemeinheit, oder die Unterordnung, welche
 ist, und wir bedienen uns ihrer, wo wir im Leben eine bestimmte
 suchen, oft auch durch Wunsch und Neigung getrieben. Der Kauf-
 der eine Speculation unternimmt, kann in den meisten Fällen nur
 Wahrscheinlichkeit des Gewinnes handeln. Man unterscheidet aber mathe-
 und philosophische Wahrscheinlichkeit. Die erste, welche sich
 zwischen Verhältnisse des gemeinen Lebens vorzugsweise bezieht, tritt
 unter den möglichen Fällen eine und dieselbe Sphäre für den Fall,
 sei oder kommen werde, die wenigsten Gründe hat. Die Berech-
 für und wieder ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche einen
 Arithmetik ausmacht. Pascal, Fermat, Parisot („Traité
 conjectural etc.“, Paris 1810, 4.); Laplace („Philos. Versuch über
 Wärsheiten“; a. d. Franz. von Tönnies, Heidelb. 1819); Lacroix
 émentaire du calcul de probabilité“, Paris 1816; deutsch Erf.
 diesen Gegenstand bearbeitet; und Viele diese Art von Rechnung auf
 auf Affecuranzen, auf Staatsbevölkerung u. angewendet; z. B.
 „Abhandlungen aus der jurist. und polit. Rechenkunst“ (Altenb.
 1). — Die philosophische Wahrscheinlichkeit findet statt, wenn man von der
 auf die Einheit der Regel schließt. Hiervon hat Fries in s.
 sehr gründlich gehandelt. Die Schlüsse, welche hier vorkom-
 Relation, Analogie, und der Schluß durch Hypothese. — Die
 Wahrscheinlichkeit oder die Wahrscheinlichkeit in der Kunst besteht
 in etwas, was als geschehen oder sich ereignend vorgestellt wird, von
 von Künstler zu machenden Voraussetzungen und Grundbedingun-
 Darstellung, als wirklich genommen werden könne. Sie beruht also
 auf.

Waid, eine bekannte Pflanze, die zum Färben gebraucht wird, und eine
 tiefste blaue Farbe gibt. Sie erfordert einen von Natur guten und gut
 Boden, und gedeiht daher nicht überall. Die rübenförmige Wurzel
 tief in die Erde, und treibt 5 bis 6 Blätter, die den eigentlichen Far-
 geben, aber erst im 2. Jahre zu gebrauchen sind. Wenn die Blätter an-
 fänglich zu werden, so werden sie abgenommen, getrocknet, auf der Waid-
 gemahlen und zu einem Teige gemacht, aus dem man Ballen oder Ru-
 tungen, welche die Färber verbrauchen. Der beste Waid wird im südli-
 reich, im ehemaligen Languedoc, gebaut; in Deutschland baut man ihn
 in Thüringen, bei Erfurt und Langensalza, in der Oberlausitz und im
 böhmischen. Auch in der Schweiz, in Portugal und Spanien und in
 ist der Bau desselben bekannt. Ehemals wurde der Waidbau sehr stark
 weil man noch keinen andern Farbestoff zum Blaufärben kannte. Allein
 den Holländern in der ersten Hälfte d. 17. Jahrh. aus Ostindien eingeführte
 hat dem Waid Abbruch, und noch mehr hat dieser von seinem Ansehen ver-
 loren, seit etwas mehr als hundert Jahren, der Indigo in Westindien

und Südamerika stärker gebauet und häufiger in Europa eingeführt worden. Der Indigo wird vorgezogen, weil er allerdings eine schönere Farbe gibt; die Färbung mit Waid ist dagegen dauerhafter, und die Färber können denselben ganz entbehren.

Waisenhäuser, eine der wohlthätigsten Anstalten für die Menschheit, um verlassene und hilflose Geschöpfe dem Verderben zu entreißen, und sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden. Der Staat hat die größte Verpflichtung, für die Erziehung der Waisen zu sorgen, weil sie f. Schutz und Pflege mehr bedürfen als die Kinder der noch lebenden Bürger. Außer dem Leid, das ihr hilfloser Zustand in Anspruch nimmt, erfordert es selbst theil des Staats, sich ihre Erziehung angelegen sein zu lassen, um nützlicher und gute Hausmütter aus ihnen zu bilden. Die Geschichte der Entstehung der Waisenhäuser ist dunkel. Bei einigen alten Völkern waren öffentliche Erziehungsanstalten errichtet, in welche wahrscheinlich auch Waisen aufgenommen wurden. Was man bei den Römern unter *Pueris und Puellis alimentariis* verstand, läßt sich nicht wol mit unsern Waisenhäusern verglichen werden. Trajan, der sehr viel für die Waisen that, die beiden Antonine und Alexander Severus stifteten Stiftungen für sie. Doch waren es unstreitig keine eigenthümliche Erziehungsanstalten. Erst nachdem die christliche Religion sich mehr verbreitet hatte, wurden auch Anstalten für Waisen öfter erwähnt, ihre eigentliche Verfassung doch nicht bekannt. In der Folge gaben die durch Handel und Gewerbe reicher blühend gewordenen Städte, wie in vielen andern nützlichen Einrichtungen, auch hierin ein löbliches und nachahmungswürdiges Beispiel. Dies gilt namentlich von den großen Handelsstädten in den Niederlanden. In Deutschland sind sich in den Reichsstädten die ersten Anstalten dieser Art, doch reicht ihr Ursprung nicht über das 16. Jahrh. hinaus. Man hatte bis dahin die ganz verlassenen und mutterlosen Geschöpfe bei einzelnen Bürgern in die Kost gegeben, fand aber mit der Zeit diese Einrichtung nachtheilig und zweckwidrig, und so wurden Waisenhäuser errichtet, wo die Kinder unter einer gemeinschaftlichen Aufsicht gehalten werden konnten. Zu Augsburg wurde 1572 ein Waisenhaus errichtet. Das berühmteste in Deutschland ist das von A. H. Franke (s. d.) zu Halle errichtete. In den neuesten Zeiten hat man für die vaterlosen Kinder gewisse Klassen von Staatsbürgern besondere Erziehungsanstalten errichtet (militärische Erziehungsanstalten in einigen Staaten; Erziehungsanstalten für die Töchter von Offizieren in der Ehrenlegion in Frankreich), die zum Theil einen bestimmten Zweck der Erziehung haben. — Was man früher nachtheilig gefunden hatte, die Waisen Privatleuten in Kost und Erziehung zu geben, hat man in spätern Zeiten allmählig theilhaft für den Staat sowol als für die Kinder selbst angesehen, und es erhob sich eine Menge Stimmen wider die fehlerhafte Einrichtung der Waisenhäuser. Der Vorwurf, von dem freilich wenige dieser Anstalten frei geblieben sind. Die holländische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gab im Jahr 1779 als Preisaufgabe eine auf Erfahrung gegründete Vergleichung, zwischen diesen beiden Arten von Erziehung der Waisenkinder am vortheilhaftesten aus. Die Gesellschaft erkannte den beiden Abhandlungen von Stark und Haug, „Über die Erziehung der Waisenkinder in gewöhnlichen Waisenhäusern oder in der einzelnen Beföstigung“ (Hamburg 1780) den Preis zu. Später erschien die Schrift von Goldbeck: „Über die Erziehung der Waisenkinder“ (Hamburg 1781). In sehr ins Einzelne gehende Berechnungen ist dargethan worden, daß es für den Staat oder die Anstalten selbst weit vortheilhafter sei, die Kinder in auswärtige Pflege zu geben. Die bedeutenden Kosten für Unterhaltung der oft großen weitläufigen Gebäude, der Aufseher oder Lehrer, die Zuschüsse, die bismal notwendig werden, wenn die Einnahme zur Deckung der Ausgabe nicht hinreicht.

weg. Aber noch größer und in f. Folgen wichtiger ist ganz unleugbar
 theil, der für die Waisen selbst aus ihrer Vertheilung an Pflegeältern ent-
 springt. Zwar können in einer allgemeinen Waisenanstalt die Kinder vielleicht
 Kenntnisse für den Verstand sammeln, aber ihre körperliche Gesundheit und
 Sittlichkeit — für welche letztere in den Waisenhäusern, ungeachtet der
 zu häufigen Religionsübungen, nicht immer ganz zweckmäßig gesorgt
 und bei einer zu großen Anzahl Kinder gesorgt werden kann — werden un-
 besser gedeihen. Anstatt der in den Waisenhäusern gewöhnlichen einförmig-
 keitungen werden die Kinder in Privathäusern mehr mit den Geschäften
 des Lebens bekannt, und frühzeitig daran gewöhnt. Nur müssen
 die Pflegeältern der Waisen gehörig ausgewählt, und immer unter einer
 Aufsicht, die nicht so schwierig ist, als es scheinen möchte, gehalten wer-
 den. Die Pflegeeltern müssen den Vorstehern der Anstalt von Zeit zu Zeit vorgestellt,
 und ihre Aufführung müssen genaue Register mit Sorgfalt geführt werden.
 Hofmanstalten werden besonders deswegen gerühmt, daß sie die von ihnen
 aufgenommenen Waisen auch später noch unterstützen. So unterstützt z. B. das Wai-
 senhaus zu Frankfurt a. M. Knaben, wenn sie studiren oder als Handwerker reisen
 Mädchen, bis sie, bei fortdauernder guter Aufführung das 20. Jahr er-
 zeichnen und Gelegenheit finden, sich zu verheirathen. Alle diese und andre
 Einrichtungen können auch bei der Vertheilung der Waisen außer den Häu-
 sern bestehen. Die Mehrheit der Stimmen hat sich in den neuern Zeiten für
 die Erziehung der Waisenkinder erklärt, und man hat an mehreren Orten die
 Anstalten abgeschafft, und dagegen die Waisenvertheilung eingeführt. Der
 Vortheil ist eine bedeutende Ersparniß der Ausgaben und eine sehr verminderte
 Unter den Kindern gewesen. Es ist keineswegs zu bestreiten, und
 Erfahrung beweist es, daß einsichtsvolle und menschenfreundliche Vorsteher sol-
 chen vielen Gebrechen derselben abhelfen, und das Wohl der ihrer Ober-
 vertrauten Jugend wesentlich befördern können. Aber es ist schon ein
 Umstand, daß das Wohl oder Wehe einer zahlreichen Jugend von den
 Einrichtungen und dem guten Willen eines einzelnen, vielleicht mit andern Ge-
 schäften betrauten Mannes abhängen müssen. Sollen Waisenhäuser noch ferner
 bestehen, so ist für die physische Pflege der Zöglinge mehr Sorge zu tra-
 gen, als bisher gewöhnlich geschehen, vorzüglich aber darauf zu sehen, daß die
 Kinder nicht zu hoch anwachsen. Unter einer großen Menge von Kindern
 Gefahr der physischen und moralischen Ansteckung, auch bei dem besten Wil-
 len immer zu vermeiden. Ein großer Fehler, der sich bei vielen Waisenhäu-
 sern findet, ist der, daß man Waisen, preßhafte Arme und Zuchtlinge in einer
 Anstalt vereinigt, wie dies u. a., bis 1811, in dem 1730 errichteten
 Waisenhaus zu Torgau der Fall war. S. Rulf: „Wie sind Waisenhäu-
 ser?“ (Göttingen 1783). Riecke: „Soll man Waisenhäuser beibehalten?“
 (Hamburg 1806). Pflaum: „Über Einrichtung der Waisenhäuser“ (Stuttgart
 1813). Die Schrift: „Die Waisen im Großherzogth. S.-Weimar“, von Gün-
 ther (Weimar 1825), enthält die Gesch. der Versorgungsanstalt der Waisen durch
 Vertheilung in Familien, nebst ihrem Erfolge binnen 40 Jahren. In Ham-
 burg besteht ein wohleingerichtetes Waisenhaus unter der unmittelbaren
 Aufsicht der Bürger, welche sich besonders bei dem Kinderfeste, genannt das
 Kindertag, zu äußern pflegt. S. Meno Günther Riehn: „Das hamburger
 Waisenhaus“ (Hamb. 1821, Th. 1).
 Ähnliche Anstalten sind die fast überall weit früher als die Waisenhäuser ent-
 standenen Findelhäuser, in welche ausgesetzte und gefundene neugeborene Kin-
 der aufgenommen und erzogen werden. Die Absicht dabei ist, solchen Kindern das
 Leben zu retten, und ihnen eine verständige Erziehung zu verschaffen. Gewöhnlich

sind sie aus unehelichem und unsittlichem Beischlaf entstanden. So sehr es die Pflicht des Staats ist, hilflosen menschlichen Geschöpfen seinen Beistand zu gewähren, so ist doch schon die Frage, ob er s. Anstalt dazu so einrichten soll, darin das Laster und der Leichtsinns gegen alle unangenehme Folgen und Besorgnisse, die aus ihnen entstehen, gedeckt werde? Es scheint vielmehr einer gesunden Vernunft gänzlich zuwider, dem Laster Unterstützung zu gewähren; die Schuld des Unglücks, das daraus entsteht, mögen die Schuldigen tragen. Der Staat kann nur, da, wo er kann, den Gelegenheiten entgegen zu wirken, welche bergangene unsittliche Handlungen hervorbringen. Dieses wird er thun, wenn er den fassbaren die Schlupfwinkel abschneidet, die Ursachen der Verirrung zerstört, dabei die guten Sitten durch zweckmäßigen Unterricht und gute Beispiele verbreitet. Dann breitet sich das Wohlgefallen am ehelichen Leben und die Freude der Häuslichkeit aus, die Verletzungen der Keuschheit bringen Unehre und Schande und es entsteht ein strengsittlicher Sinn unter dem Volke, der Findelhäuser endlich macht. Je mehr aber die Staatsanstalten dem Laster der Wollust zu kommen, wie es die Findelhäuser ohne Zweifel thun, desto mehr wird dasselbe sich greifen. Aber selbst von der Zweckwidrigkeit der Findelhäuser an sich abgesehen, wird die Erziehung, den daselbst gemachten Erfahrungen zufolge, so schlecht betrieben, daß die Sterblichkeit in denselben allenthalben fürchterlich ist, und es besser zu sein scheint, daß hilflose Kinder bei Privatpersonen in die häusliche streifende Erziehung gegeben werden, als daß man sie in große Häuser zusammenpflöpft.

Walefield (Gilbert), Kritiker und Theolog, geb. 1756 zu Nottingham erhielt von seinem Vater, der daselbst Geistlicher war, bann auf den Schulen zu Nottingham und Richmond den ersten Unterricht, worauf er seit 1772 im St. John's Collegium zu Cambridge die alten Classiker mit vorzüglicher Liebe studirte. Leichtigkeits lernte er die hebr. Sprache für sich, hierauf binnen 6 Monaten Syr. Chaldäisch, Samaritanisch, Koptisch, Äthiopisch, Arabisch und Persisch. In seiner Urtheilskraft zu schaden, war sein Gedächtniß in jüngern Jahren so aufmerksames, daß er den Virgil und den Horaz, beinahe auch den Homer, den Pindar, sowie die Bibel auswendig wußte. Er wurde Fellow und 1776 „*Poemata latine partim scripta, partim reddita*“ (4.) drucken. Nach seiner Weihe zum Diakonus 1779 verließ er aus Gewissenszweifeln die von ihm unterzeichneten 39 Artikel der engl. Kirche und lebte als Dissident ohne öffentliche Anstellung, erst als Lehrer bei einer Dissenterakademie, dann assistirte er zu Nottingham und Hackney, wo er mehrere Schriften gegen die Kirche und eine Übersetz. des N. Test. mit Anmerk. (London 1792, 2. Aufl. 1794) herausgab. Endlich mischte sich dieser streitsüchtige Gelehrte seit 1794 durch seine Schriften gegen Pitt's Maßregeln auch in die politischen Angelegenheiten, wodurch er die Zahl seiner Feinde sehr vermehrte. Zu gleicher Zeit bekämpfte er den Th. Payne und vertheidigte gegen ihn die Sache des Christenthums. Allein die Freiheit, womit er den Krieg gegen Frankreich tadelte, zog ihm 1798 2jährige Gefängnißstrafe zu. Am 29. Mai 1801 verließ er, nach Erlegung einer starken Buße, sein Gefängniß zu Dorchester und kehrte nach Hackney zurück, wo er am 9. Sept. 1801 starb. W. war als Mensch offen, gut, einfach, voll Eifer und Muth für Recht und Wahrheit, wodurch er im Umgange viele Freunde gewann, aber als Schriftsteller war er anmaßend, reizbar und rauh; doch enthalten seine Schriften, ungeachtet des darin sichtbaren Mangels eines gebildeten poetischen Geschmacks und der Incorrectheit seines lateinischen Styls, einen trefflichen Bemerkungen und die überraschenden Ansichten eines von keinem Zwange gefesselten Geistes. Man schätzt insbesondere seine Ausg. von Homer, Virg. u. d. griech. Schriftsteller, z. B. des Horaz, Virgil, Lucrez, „*Tragoed. Delect.*“

„Silva critica“ (5 Bde., Cambridge 1785 — 95). Im Gefängnisse
 „Noctes carcerariae“ (London 1801). Vgl. „Memoirs of the life
 Wakefield, written by himself“ (2 Bde., 2. Aufl., London 1804).

Es lebt in England eine geachtete Schriftstellerin für die Jugend, Mrs.
 Wakefield, geb. Trewman, welche einen Hauptantheil an der
 Leitung der Sparbanken gehabt haben soll. Sie hat sich seit 1795 bis
 heute eine Menge brauchbarer Jugendschriften bekanntgemacht. Ihr älter-
 Bruder Edward W. ist ein tüchtiger Land- und Staatswirth. Sein „Ac-
 Ireland, statistical and political“ (2 Bde., 4., 1812) wird wegen
 Nachrichten von dem Zustande dieses Landes und wegen freimüthiger
 der öffentlichen Verwaltung geschätzt. Sein Bruder Daniel
 Schriftsteller, vorzüglich im Finanzfache. Er hat seit
 die Ansichten des Thomas Payne, des Lord Lauderdale, des Mr.
 zu widerlegen gesucht. 20.

Walachei, eine osmanische Schutzprovinz, hat 1100 □ M. Flächenraum
 Moldau (570 □ M.) kaum 900,000 Einw. Sie liegt
 Donau, der Moldau und Siebenbürgen. Die Hauptst. ist Buka-
 Zu den Zeiten der Römer machte die Walachei einen Theil von
 erhielt im 12. und 13. Jahrh. ihre von Byzanz abhängigen Fürsten,
 dem Verfall des byzantinischen Reichs bald an Ungarn, bald an Polen
 nachdem eins dieser Reiche einen glänzenden Zeitraum hatte, und ward
 den Osmanen zinsbar. Doch ließen diese der Provinz, da sie sich frei-
 wesen hatte, ihre eignen Fürsten (Hospodare) und Verfassung, und
 die ungehinderte Ausübung ihrer Religion, nur nahmen sie für
 die: Jorail, Dschurdschiu (Giurgewo) und Thurnul, welche sie zur
 Donau noch jetzt besetzt halten. Die Vorrechte, welche die Pforte
 theilte, betrafen jedoch allein diese und die Bojaren. Das Volk
 und Walachei blieb im strengsten Sinne Sklave der Bojaren.
 dem Pforten-Dragoman Nikol. Maurokordatos, Hospodar
 war der erste Grieche, der sich zu dieser Würde empor schwang.
 die Moldau und Walachei in dem Zustande gänzlicher Verwil-
 theile des Landes lagen brach. Die griechischen Hospodare civi-
 Maurokordatos errichtete eine Druckerei und eine Schule, wo
 Griech., Altgriech. und Latein. lehrte. Sein Bruder Konstantin
 befreite die walachischen Bauern von der drückendsten Leibeigen-
 den türkischen Weizen ein, der jetzt fast ihre einzige Nahrung
 griech. Hospodare ließen die Bibel und die Liturgien der griech.
 Landesdialekt übersetzen. Die Hospodare Alexander Ipsilantis,
 und Karadja ließen Gesetzbücher drucken, die noch gelten.
 Walachei hat Korn, Taback, Lein, Pferde, Schafe und Salz im Über-
 konnte zu den reichsten Ländern des Erdbodens gehören, wenn eine
 Nation es bewohnte und eine bessere Verfassung vorhanden wäre.
 Karpathen durchziehen in mannigfaltigen Richtungen das Land, und
 Thäler von unzähligen Bächen bewässert; auch fehlt es nicht an
 Ebenen. Auf den Bergen erheben sich ansehnliche Laub- und Nadelwal-
 Die feuchte Boden erzeugt Getreide im Uebersusse, ungeachtet die Cultur
 Das Obst, der Taback ist vortrefflich, und der Wein gibt dem un-
 nach. In den grasreichen Ebenen und auf kräuterreichen Höhen
 Herden; daher der beträchtliche Handel mit Vieh aller Art. Ebenso
 an Wildpret und an Fischen, als Hasen, Störe, Karpfen, Hechte,
 Die Schätze des Mineralreichs sucht Niemand auf. Die Einwohner,
 600,000 Köpfe, sind der größern Masse nach entweder Walachen oder

Zigeuner; jene, die ursprünglichen Bewohner, ein Gemisch der verschiedensten Nationen: Dacier, Bulgaren, Slawen, Gothen und Römer, die die Römer nennen, ein verdorbenes Latein reden, und in ihrer Sommertracht ihren Vorfahren im römischen Zeitalter gleichen, wie sie auf Trajan's Euseum in Rom abgebildet sind, machen einen verderbten Volkshaufen aus, der sich durch angeborene Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wollust, und durch Unmoralität auszeichnet; diese, die in großer Zahl vorhanden sind, sehen sich hin und wieder in allen Ländern, wo sie eingewandert sind, gleich. Die Bergbewohner, welche das Recht haben, Waffen zu tragen, werden in der Moldau und in der Walachei *Panduren* genannt, ein moldauisches Wort, das so viel als Streifwächter, bedeutet. Die Religion sämmtlicher Einwohner ist die griechisch-orthodoxe. Die vornehmen Familien sprechen reingriechisch. Überhaupt haben sich unter den niederen Ständen griechische Sitten und Sprache verbreitet. Auch lernt man Französisch und Deutsch. Die Verfassung ist völlig despotisch. Der Fürst oder Hospodar wird von der Pforte ernannt, die ihn jährlich durch einen Firman bestätigt, und nach Gutdünken absetzen kann; er ward sonst immer aus einer der großen griechischen Familien, die in Konstantinopel wohnten, genommen, und zahlte der Pforte einen jährlichen Tribut von 300,000 Löwenthalern, außer den jährlichen Geschenken, die er für Bestätigung seines Firmans geben mußte. Dafür war ihm dann frei, das Land so methodisch auszuplündern, als er wollte. Aus Mangel an Muth oder Argwohn wegen Hochverrath (Einverständnis mit Rußland oder Frankreich), oft nur verleumdete, wurden die Hospodare gewöhnlich abgesetzt; starben selten eines natürlichen Todes. Durch die Verträge von Kainardschik und Bukarescht kamen die Fürstenthümer unter russ. Schutz; allein die Pforte der Donaueinfestigungen setzte ihre Plackereien fort, und türkische Aufkäufer des Alleinhandels mit allen Früchten des Landes an sich. Der Vertrag, nach welchem ein Hospodar 7 Jahre im Amte bleiben, und in dieser Zeit unverleglich sollte, wurde häufig gebrochen. Ebenso drückend waren für das Land die Steuern und die willkürlichen Frohnen, welche die Bauern den Grundeigenthümern leisten mußten. In dieser mißlichen Lage entzog sich der letzte Fürst, Carol, im Oct. 1818 der von ihm befürchteten Absetzung durch die Flucht, und begab sich mit seiner Familie und seinen Schätzen durch Ungarn nach Genf und Genua. Die Pforte ernannte im Jan. 1819 an seine Stelle den Fürsten Alexander Suze, Hospodar. Allein dieser starb zu Bukarescht den 20. Jan. 1821. Der Ausgang seines Todes war gleichsam das Zeichen zu einem Aufstande, der zuerst in der Walachei und Moldau ausbrach, bald aber in Griechenland und den Inseln der ägäischen Meeres umschlug und in seinen Folgen für Europa noch jetzt abzuschätzen ist. (S. Griechenland und Griechischer Aufstand.) Ein 70,000 Pflaster beschädigter Bojar, Theodor Vladimirschko, früher russ. Officier, ein kühner, tapferer Mann, aber ein planloser Abenteurer, der durch Kornhandelsvermögen und großen Anhang unter den Bauern gewannen hatte, glaubte, es sei in dem eben eingetretenen Interregnum die beste Gelegenheit, dem Drucke der Bojaren und Hospodaren ein Ende zu machen. Da die Türken war nicht unmittelbar in der Walachei zu spüren und so von Absehung desselben nicht die Rede. Er stellte sich daher 1821 in der kleinen Walachei an die Spitze von 50 Getreuen, denen bald einige tausend Bauern zuströmten. Inzwischen ernannte die Pforte einen neuen Hospodar, Kallimachi; dieser, dessen vorausgeeilter Stellvertreter suchten mit Theodor durch Vergleich zu kommen, weil sonst Kallimachi seine ungeheure Summe, die ein Hospodar in Konstantinopel zur Erkaufung der Stelle zu zahlen hatte, verlieren konnte. Es scheint, daß beide ihre Absicht erreicht haben. Allein schon hatte sich Alex. Ipsilantis (s. d.), der Nachkömmling eines 1806 die Walachei beherrsch-

bars und russ. Generalmajor, an die Spitze einer verbündeten Griechenschar gestellt; dadurch war ein neues Feuer aufgegangen, welches in der Walachei dem fürchterlichsten Blutbade damit endete, daß die Türken das Land in ihre Gewalt brachten, der Sultan aber statt des griech. Hospodaren einen Griechen dazu ernannte (1822), Gregor Ghika, der aber, von einer türk. Leibwache umgeben, weniger zu sagen hatte als je. Nach jahrelanger Belagerung durch türkische Truppen räumten diese zwar das Land, und Fürst Alexander trat die Regierung an; allein seine Lage war unsicher, bis Rußland 1828 bei der Pforte wegen Verletzung des Tractats von Uckermark den Krieg eröfnete, beide Fürstenthümer besetzte und in Bukarescht eine besondere Verwaltung durch den Grafen Pahlen, als Generalgouverneur, organisirte. Das Schicksal Moldau und Walachei hängt jetzt von den Friedensbedingungen ab, welche die Pforte bewilligen wird. S. Wilkinson's „Histor.-geogr.-polit. Geogr. der Moldau und Walachei“ (a. d. Engl. ins Franz. übers. von Laroquette, 1824); und Jakobsky Rizzo's „Hist. de la Grèce depuis la chute de l'empire de l'occident jusqu'à la prise de Missolonghi“. Rizzo war Großpostrichter (Minister) des Fürsten Karadja.

Walcheren, die bedeutendste der zeeländischen Inseln zwischen den Mündungen der Schelde und dem deutschen Meere. Sie ist in 4 Theile, Uitwateringen, Oost- und West- und Noorder- und Zuyder- getheilt, die nach den 4 Himmelsgegenden benannt werden, und gegen das Meer durch hohe Deiche verwahrt werden müssen; doch schützen auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluten. Die Insel ist eben, durchaus mit fetter Dammerde bedeckt, und liefert den schönsten Weizen, besonders die herrliche Färberröthe und die besten Kartoffeln Hollands. Sie gehört zum Bezirk der Provinz Zeeland; ihre Hauptstadt ist Middelburg mit 13,200 E.; sie hat einen guten, aber ungesunden Hafen der Festung Bliessingen.

Walckenaer (Charles Athanase, Baron), Mitglied der königl. franz. Académie des Inschriften und der schönen Wissenschaften, Ritter der Ehrenlegion, war 1816 einer von den 12 Maires der Stadt Paris und Generalsecretair der Präfektur des Seine-Depart., ist geb. zu Paris den 25. Dec. 1771, studirte daselbst, nach der Revolution Reisen in den Niederlanden und in England, setzte seine Studien in Schottland fort und vollendete sie dann zu Paris in der École polytechnique und im Collège de France, und in der polytechnischen Schule. Durch sein Vermögen unabhängig, lebte er auf seinem Landgute, 8 Stunden von Paris, in der Wissenschaften. Im Oct. 1813 wurde er Mitglied des kaiserl. Instituts in der Classe der Geschichte und alten Literatur. Ludwig XVIII. gab ihm 1814 den Titel des Barons und ernannte ihn 1816 durch die Ordonnanz vom 21. Dec. welche das Institut umgestaltete, zum Mitglied der Akademie der Inschriften. 1823 erhielt er die Stelle eines Requetenmeisters und den Titel Baron. Als Schriftsteller hat er sich seit 1798 in mehreren Fächern bekanntgemacht. Wir bemerken: „Faune parisienne“ (nach dem System des Fabricius, 2 Bde., Paris 1802); „Géographie moderne“ (nach Pinkerton, 6 Bde., 1804). Von der 2ten Aufl. 1812 sind nur 2 Bde. erschienen; ein „Abrégé“ dieser Geogr. hat 3 Bde. 1812. Wichtiger ist seine franz. Ausg. der „Voyages dans l'Amérique méridionale“ von Felix d'Azara (a. d. Span. mit Anm. von Cuvier, 4 Bde., Paris 1809, m. e. Atlas). (Die beiden letzten Bde. sind von Sonnini.) Von W.'s „Histoire naturelle des Aranéides“, 1807 fg., sind nur 5 Liefer. mit 50 Abbild. gedruckt worden. Seine übrigen Schriften, die er zum Theil nur gedruckt hat, betreffen die Naturgeschichte der Bienen, die neuere Geographie und die Gesch. des ostind. Archipels, Polynesiens und Australasiens; das alte Corsica, das alte Aegypten, das cisalpinische und transalpinische Italien; vorzüglich hat W. über die alte Geographie des Orients gründliche Unter-

suchungen angestellt. Das neueste Werk dieses fleißigen Gelehrten sind *cherches géographiques sur l'intérieur de l'Afrique septentrionale* gänzeband zu der franz. Übers. der „Gesch. der Reisen und Entdeck. in von Leyden und Hugh Murrap (Paris 1821, 4 Bde.). Außerdem be von ihm eine „Notice sur la vie et les ouvrages de Don F. Azara“, „Histoire de la vie et des ouvrages de Lafontaine“ (2 Bde.). Auch mehren wissenschaftlichen Sammlungen und Zeitschriften, z. B. zum „journal“, schätzbare Beiträge geliefert.

Wald, s. Böhmischer und bairischer Wald.

Waldbau, s. Forstwesen. (Vgl. Cotta's „Anweisung zum W 4. Aufl., Dresden 1827, m. Kpfen.).

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besiz Grafen v. Waldburg 1803 gebildetes Fürstenthum, das in Schwaben der Donau und Ilser liegt, durch die Rheinbundsacte unter bairische und u Hoheit kam, auf 13½ □ M. 26,500 Einw. hat, und gegen 180,000 Th gibt. Es besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, Algau, den Grafschaften Wolfegg, Friedberg und Trauchburg, den H ten Waldburg (mit dem Berg- und Stammschlosse Waldburg), Rißlegg, Scheer, Marstätten u. a. m. Das Stammschloß Waldburg soll Gerhart v. Thann, im 4. Jahrh. n. Chr. (?) gebaut haben. Einer seiner Nachf Babo, Graf v. Thann und Winterstetten, der um 680 lebte, wird Stammvater der Häuser Althann und Waldburg gehalten. Die Herren v burg besaßen bei den Herzogen von Schwaben und bei den Kaisern aus diesen das Truchseßamt (Vapifer). 1525 erlaubte ihnen Karl V., sich des h. röm. Erbtruchseße zu nennen, und 1528 ertheilte ihnen der Kurfürst von der Pf Erztruchseß, die Anwartschaft auf diese Würde, welche sie 1594 zuerst au und seit der Zeit auch den Namen Truchseß als Geschlechtnamen f Johann, Herr v. Waldburg, der 1403 starb, ist der Stifter des Hauses 2 von Waldburg. Seine Söhne, Jakob und Georg, stifteten 2 Linien. D von Jakob verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm und Friedrich Wilhelmsche Linie, welche Scheer und Trauchburg besaß, erlosch 1772. rich trat in die Dienste des Großmeisters des deutschen Ordens, und ließ Preußen nieder, wo sein Haus (s. d. folg. A.) unter dem Namen Truch Waldburg noch blüht, ohne je an den unmittelbaren Besizungen des Hau Schwaben einen Antheil gehabt zu haben; denn die Besizungen des alos Astes von Wilhelm sind an die jüngere von Georg gestiftete Linie gefallen. j ü n g e r e Linie war mit dem Erbtruchseßamte belichen, welches der jedes Senior verwaltete. Sie theilten sich 1589 in 2 Linien. Jakobs, der im 5. von Georg abstammte, älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, sich in die Äste Wolfegg = Wolfegg und Wolfegg = Walbsee theilte, von dem 1798 erlosch, und dieser dessen Besizungen erbt. Jakobs jüngerer Sohn, benius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jakob und Sebastianibald, die beiden Äste derselben: Zeil = Zeil, auch Trauchburg genannt Wurzach. 1628 wurden alle Zweige der von Georg gestifteten Linie i Reichsgrafenstand, und 1803 wurden die Häupter der einzelnen Äste in den 2 fürstenstand, jedoch nach dem Rechte der Erstgeburt, sowie die sämtlichen sungen derselben zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Nach der Auflösung deutschen Reichs legten sie den Namen Truchseß ab; erhielten aber am 23 1808 die Reichs-Erbhofmeisterwürde des Königreichs Württemberg, welche eb durch den jedesmaligen Senior der regierenden Fürsten verwaltet wird. C also gegenwärtig 3 regierende Fürsten von der Georgischen Hauptlinie des Waldburg: 1) Fürst Joseph v. Waldburg, zu Wolfegg und Walbsee (besitzt i

Güter Rohrmos und Alpe; residirt zu Waldburg; 2) Fürst Franz v. Waldburg zu Zeil und Trauchburg (residirt zu Zeil); 3) Fürst Leopold v. Waldburg zu Wurzach (residirt zu Wurzach). Das Haus Waldburg ist katholisch. K.

Waldburg (Friedrich Ludwig), Graf Truchseß von Waldburg, Erb- und Kapustigal, gehört zu dem in Preußen ansässigen jüngern Zweige (reformirte Religion) der ausgest. ältern Linie des alten schwäbischen Dynastengeschlechts Truchseß von Waldburg (s. d.), ist k. preuß. Generalmajor und außerord. Min. in Brüssel und im Haag, geb. d. 25. Oct. 1776, und seit 1803 verm. mit der Prinzessin Antoinette von Hohenzollern-Hechingen. Er diente in der k. bair. Armee und wurde in mehreren Sendungen nach Würtemberg gebraucht. Er zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück. Als aber s. Gemahlin zur Kammerin der Königin von Westfalen ernannt worden war, trat auch er wieder in die Dienste des Königs Hieronymus. 1809 gab er s. Dienstverpflichtung in Kassel auf und machte eine Reise nach Italien. 1813 trat der Graf Truchseß v. W. als Volontair in die k. bair. Armee und vollzog mehrere Aufträge des Königs v. Baiern an den Kaiser Alexander. Bald nachher trat er in der preuß. Armee an. 1814, nach Napoleons Abdankung, begleitete er am 20. April als k. preuß. Abgeordneter den gewesenen Kaiser Napoleon von Fontainebleau bis St.-Napheau bei Frejus, wo Napoleon sich aufhielt, bloß von dem östreich. Abgeordneten, dem Feldmarschalllieutenant Baron von Nugent, und von dem englischen Abgeordneten, dem Obersten Campbell, begleitet, nach Elba einschiffte. Der russ. Abgeordnete, General Schuwaloff, und der preuß. Abgeordnete, General Truchseß, kehrten nach Paris zurück. Damals fand der Oberste Truchseß 10 Preußen, theils von der Schill'schen Schar, theils von der Besatzung von Danzig seit 1807, als Galeerensklaven, und bewirkte durch s. Anzeige ihre Befreiung. Der Graf hat einen kurzen Bericht über die Abreise Napoleons von Fontainebleau nach Elba drucken lassen. In der Folge ward er zum k. preuß. Gesandten in Turin und Florenz ernannt; im Jahr 1819 er als außerord. Gesandter und bev. Min. an den k. niederländ. Hof. Der Licut. Bar. v. Martens trat an s. Stelle in Turin und Florenz.

Waldeck. Das Fürstenthum oder die alte Grafschaft Waldeck (ehemals zum hessischen Kreise gehörig) grenzt gegen S. und D. an Kurhessen, gegen N. an die jetzige preuß. Prov. Westfalen. Es zählt auf 21½ □ M. 54,000 Einw. (hat Pyrmont 1¼ □ M., 4500 Einw.), in 14 Städten, 105 Dörfern und 46 Weilern und Schlössern. Der Boden ist größtentheils steinig und mit Kalkstein bedeckt, doch wird mehr Getreide erbaut als der Bedarf erfordert. Die Viehzucht ist ansehnlich. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Eisen, Kupfer, etwas Goldsand findet sich in der Eder; auch gibt es Marmor- und Basaltsteine. Die Einw. sind, so wie das fürstl. Haus selbst, lutherisch, doch leben auch 800 Katholiken, 600 Reformirte, Quäker und Juden unter ihnen. Sie sind arbeitsam, aber nicht sehr wohlhabend; außer der Viehzucht und den Berg- und Eisenwerken beschäftigen sie sich mit der Verfertigung grober Tücher und a. wollenen Zeuche, auch mit Garnspinnen. Die lange Zeit eingeführten Landstände bestehen nach der zu Krolsen d. 19. Dec. 1816, mittelst eines mit den versammelten Ständen abgeschlossenen Hausvertrags, bestimmten Verfassung 1) aus den Besitzern landtagsfähiger Rittergüter, 2) aus den Abgeordneten der 13 Städte; und 3) aus 10 Vertretern des Landes. Die Landschaft (eine Kammer) ist berechtigt, sämtliche Steuern zu erheben und zu bewilligen, die Landescasse zu verwalten, Gesetz- und a. Verordnungen einzutreiben und bei der Gesetzgebung durch Berathung und Einwilligung mitzuwirken, über Mißbräuche Beschwerde zu führen, und mit zu wachen, daß die landesherrliche Rechtspflege ausgeübt werde. Der landschaftliche Ausschuss ver-

sammelt sich jährlich zu Arolsen. Die sammtl. Eink. des Fürsten. sol 400,000 Gldn. betragen. Abgesondert von dem Fürstenthume Walde dem Fürsten gehörende Grafschaft Pyrmont (s. d.). Die ehemals gr 1682 fürstl. Familie von Waldeck gehört zu den ältesten in Deutschland. Grafen v. Waldeck theilten sich 1580 in die Linien Eisenberg und Wildung. tere erhielt 1682 die fürstl. Würde, starb aber 1692 aus, worauf ihr Für 1711 auf die ältere Linie übertragen wurde. Von Josias (dem Bruder d Fürsten der ältern Linie, Friedr. Ant. Ulrich) stammt die apanagirte Linie f v. Waldeck-Bergheim ab. Die durch Heirath von Waldeck getrennte G Pyrmont fiel 1625, nach Aussterben der Grafen v. Gleichen, an Waldeck. Die Grafschaft Waldeck war seit 1438 ein Lehen des Gesamtthausen Hess. Streitigkeiten über diese Lehenshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich l der im westfälischen Frieden (1648) bestätigt wurde. Erst 1803 erhielt d eine Virilstimme bei dem Reichstage, und 1807 durch den Beitritt zum schen Bunde die völlige Souveränität. Der jetzt regierende Fürst, Friedr. Heinr., der f. Vater, Georg, am 9. Sept. 1813 in der Regierung trat von dem rheinischen Bunde ab. Bei dem Bundestage hat der Fürst. Häusern Hohenzollern, Lippe, Reuß und Lichtenstein eine Gesamtstimme 16., bei der weitem Bundesversammlung aber, oder im Pleno, Eine E. Das Militair des Fürsten bestand ehemals, vermöge des Subsidienvertr. Holland, aus 1800 Mann. Zum deutschen Bundesheere stellt er 519 M. die 1. Divis. des 10. Heerhaufens. Die Hauptst. des Fürstenthums ist Arolsen mit 400 H., 2062 E., und einem guten Gymnasium. Zu Arolsen, einem, regelmäßig gebauten Stadt mit 1741 E., befindet sich das Residenz ein ansehnliches Gebäude, in welchem sämtliche Landescollegia ihren Sitz. Der gräßl. Nebenlinie gehören im Waldeckischen die Güter Bergheim, Me Königsbagen. Ihr Wohnsitz ist zu Bergheim. Auch besitzt sie als Standtschaft im Württembergischen einen Theil der Grafsch. Limburg.

Walbenser. Diese als Vorläuferin der Reformation im Mittelalt. rühmte christliche Sekte (s.) schon um 1100 nach alten Handschriften der Un Cambridge vorhanden. sen sein. Nach der gewöhnlichen Meinung v. sie dem Petrus Waldo (Waldo, Vaud), einem reichen Bürger zu Lyon, stehung und Name. ol einige ihrer Schriftsteller die Benennung „Wald von Vallis, Vallée, ...iten und Thalbewohner, Waadtländer (Vaudois) wollen. Um 1170 kam Walbus beim Lesen der Bibel und einiger Stellen den Kirchenvätern, die er sich in die Landessprache übersetzen ließ, auf den schluß, die Lebensart der Apostel und ersten Christen nachzuahmen, gab f. den Armen, und sammelte sich durch f. Predigten zahlreiche Anhänger, mel der Classe der Handwerker, welche nach dem Orte ihrer Entstehung Leonisten. Arme von Lyon, wegen ihrer freiwilligen Armuth, wegen ihrer hölzernen S oder Sandalen (Sabots) Sabatati oder Insabatati, wegen ihrer Demuth. liaten genannt, und oft mit den Katharern, Patarenern, Albigensern und kern, deren Schicksale sie theilten, verwechselt wurden. Verachtung der arteten Geistlichkeit und Widersetzlichkeit gegen die römische Priesterherrschaft die Walbenser mit a. Sekten des Mittelalters gemein; aber indem sie über d sicht ihres Stifters, nur die Sitten zu verbessern und das Wort Gottes in d desprache für Jedermann frei zu predigen, hinausgehend, die Bibel allein g gel ihres Glaubens machten, und, was in ihr und dem apostolischen Alte nicht gegründet sei, verwarfen, legten sie es auf eine Reform der ganzen d chen Kirche an, sagten sich von den Lehren, Gebräuchen und Satzungen der schen Kirche gänzlich los, und bildeten eine abgesonderte Religionsgesellschaft. wurden daher schon 1184 auf dem Concilium zu Verona mit dem Fluche d

noch eine allgemeine Verfolgung erfuhren sie erst, nachdem sie sich im
 Frankreich ausgebreitet und unter Begünstigung der Grafen von Toulouse
 befestigt hatten, in dem Kegerkriege gegen die Albigenser (s. d.).
 Waldenser flohen damals (1209 — 30) nach Aragon, Savoyen und
 Spanien litt sie nicht, in Languedoc wußten sie sich bis 1330, in
 Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, wo das Parlament zu Aix
 grausamste Weise vertilgen ließ, länger noch in der Dauphiné zu erhal-
 ten. Im Cevennenkriege wurden die letzten Waldenser aus Frankreich ver-
 trieben. In der Mitte d. 14. Jahrh. waren einzelne Haufen dieser Sekte nach
 Apulien, wo sie bald unterdrückt wurden, andre nach Böhmen
 und hießen hier Grubenheimer, weil sie sich in Höhlen und Gruben zu-
 verschanzten. Diese verloren sich später unter die Hussiten, und die böhmi-
 schen Häupter von ihnen die rechtmäßige apostolische Weihe ihrer Bischöfe ab.
 In Piemont sie eine bleibende Heimath in den von Natur befestigten Thälern
 des Piemonts und gründeten hier eine besondere Kirche, die mit allen
 Waldensern verbunden, bis jetzt der Hauptsitz ihrer Sekte geblieben ist.
 Sie hielt lediglich auf dem Evangelium selbst, daß sie nebst einigen Kate-
 chismen alten, aus franz. und ital. Sprachelementen gemischten Mundart
 in dieser Sprache wurde auch ihr höchst einfacher Gottesdienst gehalten, bis
 die alten Barben (Barbes, Dheime, Lehrer) ausgestorben waren. Sie er-
 zeugten Prediger aus Frankreich, und seitdem wird bei ihnen französisch gepre-
 digt. Prediger bilden jedoch keinen besondern Priesterstand, und ergänzen sich von
 den Reformirten. Ihre Gebräuche beschränkten sich auf Taufe und
 Abendmahl, indem sie Calvin's Vorstellung annahmen. Die Verfassung ihrer meist
 in Ackerbau und Viehzucht beschäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Syno-
 den verbunden, ist republikanisch; jeder steht ein aus Ältesten und Diakonen,
 ein Prediger zusammengesetztes Consistorium vor, welches die streng-
 e Sittenhandhabt und kleine Streitigkeiten schlichtet. Seit ihrer Entstehung
 haben sie durch reine Sitten, Fleiß und Betriebsamkeit vor ihren kath.
 Nachbarn ausgezeichnet und als die besten Unterthanen geachtet. Nachdem sie im
 16. Jahrh. zu den Reformirten in kirchliche Gemeinschaft getreten waren, traf
 ein allgemeiner Sturm, welcher die Reformation vertilgen wollte, deren
 sie schon über 3 Jahrhunderte beobachtet hatten. Daher ihre Ausrot-
 tung in Frankreich und ihre wechselnden Schicksale in Piemont. Die im Marquisat
 von Saluzzo wohnten wurden bis 1733 gänzlich vertilgt, und die in den übrigen
 Marquisaten, nachdem sie vom turiner Hofe erst 1654 eine neue Versicherung ihrer Re-
 ligionsfreiheit erhalten hatten, mit der treulossten Hinterlist durch Mönche und
 1655 angegriffen, mit viehischer Grausamkeit gemißhandelt und viele
 umgebracht. Der Rest ihrer Mannschaft setzte sich zur Wehr, und nächst
 ihrer Tapferkeit verschaffte ihnen die Verwendung der protest. Mächte end-
 lich, obschon beschränktere Bestätigung ihrer Freiheiten, durch den am
 1655 zu Pignerol geschlossenen Vergleich. Neue Gewaltthatigkeiten ver-
 urloßten sie 1664 neuen Kampf und Vergleich. Die 1685 durch franz. Einfluß be-
 festigte Verfolgung nöthigte Tausende zur Auswanderung in protest. Länder. Sie
 zogen nach London mit den franz. Reformirten, in den Niederlanden mit den
 holländ., in Berlin mit der franz. Gemeinde; bei 2000 gingen in die Schweiz.
 In Frankreich brachen einzelne Haufen mit gewaffneter Hand 1689 wieder in Pie-
 mont und behaupteten sich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückun-
 gen endlich auf preuß. Fürsprache durch neue Zusicherungen des turiner Ho-
 fes 1706 Gengen gesetzt wurden. Noch jetzt genießen sie in ihren alten Thälern
 von Aoste, Perusa und St.-Martin im westlichen Piemont Religionsfreiheit
 und bürgerliche Rechte, und zählen daselbst in 13 Kirchspielen gegen 20,000 See-

len. Ihren Kirchendienst ordnet die Synodalversammlung. Einige Hundt Flüchtlinge siedelten sich nach langen, durch den Religionseifer der th. Theologen sehr erschwerten, Unterhandlungen 1699 im Württembergischen ihre Nachkommen jetzt in 10 Gemeinden 1600 Köpfe stark sind. Denen stehen sie durch ihren einfachen Gottesdienst und durch ihre Kirchen am nächsten, doch in der Geistesbildung hinter den übrigen Protestanten. In der neuern Zeit nahmen sich England und Preußen der Waldenser an Beiträge, welche sie 1824 in ganz Europa sammelten, errichteten sie mit dem nöthigen ärztlichen Personale. Die neuesten Nachrichten hat Geistlicher, W. St. Gilly, 1823 an Ort und Stelle gesammelt. („Narrative of an excursion to the mountains of Piemont, and researches among the vaudois, protestant inhabitants of the Cottian Alps etc.“, 2. H., Lond. 1823). Auch s. m. Hugh Dyke Akland's „Sketch of the history and present state of the Valdenses in Piemont“ (Lond. 1826), sowie desselben Wfs. „History of the glorious return of the Vaudois to their valley in 1689 (nach dem Jahresberichte ihres Pastors, H. Arnaud) with a compendium of the history of that people etc.“ (Lond. 1827, 1. Bd.).

Waldgötter, s. Faunen und Satyrn.

Waldhorn, s. Horn.

Waldis (Burkard), s. Burkard.

Waldmenschen. Viel wurde früher von Waldmenschen gesagt durch die Ausbildung der Naturgeschichte und durch die kritische Sichtung der handenen Berichte der Reisenden, wie nicht weniger durch die in den neueren insbesondere betriebene vergleichende Anatomie, hervorging: daß es kein Wesen gebe, welches dem Affen und dem Menschen in der Mitte stehendes Wesen gebe, und daß zwischen beiden eine in geistiger, wie in körperlicher Hinsicht bedeutende Kluft gibt. Zwar sehr rohe wilde Völker, und diese mögen in frühern Zeiten viel mehr als Thiere angesehen worden sein; allein öfter wurden die schwänzten, zuweilen aufrecht gehenden Affenarten, der Schimpanse, in Südafrika, und der Orangutang in Ostindien, für eine Menschenart gehalten. Selbst Linné machte irrigerweise einen homo troglodytes daraus, und werden die genannten Affenarten oft Waldmenschen genannt.

Waldnymphen, s. Nymphen.

Waldstein-Wartemberg, Grafen v., Kathol. Religion; ein altes Geschlecht, das seit d. 13. Jahrh. bekannt ist, und aus welchem der Herzog von Wallenstein (s. d.), Herzog von Friedland, stammte. Es theilt sich in die Waldstein'sche und Arnow'sche Linie. Jene, die unter den schwäbischen Grafen Sitz und Stimme hatte, besitzt das Stammschloß Waldstein in der Gegend von Großkall im böhmischen Kreise Bunzlau, das Oberst-Erbland-Vorschne im Königreich Böhmen und die Magnatensfähigkeit in Ungarn. Beiden Linien gehören die Fideicommiss'herrschaften Münchengrätz, Dux, Oberleutensdorf, Maltheuern in Böhmen, sowie die Senioratherrsch. Trebith in Mähren. Alodialgüter Großkall, Zwiban u. a., mit 90,000 Einw. Der letzte dieser Herrschaft Graf Franz Adam v. W., k. k. m. Kämmerer, Obernuntius, geb. zu Wien d. 14. Febr. 1759, gest. zu Oberleutensdorf den 2. Febr. 1823, wählte die Naturwissenschaft, vorzüglich Botanik, zu f. Hauptf. Als Malteserritter nahm er an einigen Seekaravanen gegen die Barbaren Theil; dann focht er als Officier in dem östreich. Heere, von 1787 — 89 gegen die Türken; hierauf nahm er als k. k. Rittmeister f. Abschied und lebte fortwährend der Botanik. Mit dem Prof. Kitabel machte er auf eigene Kosten mehrere Jahre lang botanische Reisen in Ungarn und gab mit demselben 1802 ein Verzeichniß über die seltenen Pflanzen Ungarns heraus, von welchem 1812 eine Fortsetzung

Species et icones plantarum rariorum Hungariae (Wien, 3 Bde., wurde jest Mitglied der gelehrten Gesellschaften von Berlin, Prag, u. a. Willdenow nannte in s. „Species plantarum Linnei“ eine von ihm entdeckte Pflanzengattung *Waldstenia*. Während dieser Zeit hatte Graf W., als das unter Bonaparte 1797 in Steiermark eingedrungen war, sich bei dem kaiserlichen adeligen Cavaleriecorps anstellen lassen. 1808 trat er in die k. Landwehr ein, und führte in dem Feldzuge 1809 als Major das 3. Bataillon wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß der Kaiser ihn Lieutenant ernannte und ihm das Commandeurkreuz des Leopoldordens verlieh. Nach dem Tode s. Bruders 1814 übernahm er die Fideicommissherrsch. Allodialgüter in Böhmen, wo er durch ökonomische und Fabrikanlagen den Zustand seiner Gutsunterthanen sehr verbesserte. Der neue Bau des Schlosses zu Dux, die Einrichtung des dortigen Naturaliencabinetes, der Bibliothek, der Kunstgalerie, der Waffenkammer u. s. w., sind sein Werk. Er gründete Schulen für die Landjugend und erhob aufs neue die Tuchfabrikation in Zittau, welche 1815 ihr Säcularfest feierte. Die ganze Verwaltung ist ein Denkmal s. edlen gemeinnützigen Lebens. Seine botanischen Sammlungen hat er dem böhmischen vaterländischen Museum zu Prag vermacht. Die Gräber s. Bruders, Graf Ernst Philipp, geb. d. 30. Oct. 1764, k. k. Rath und Geheimerrath. 20.

Wales, s. Wallis.

Walhalla, Balhalla, s. Nordische Mythologie.

Walken heißt das Auswaschen des gewebten Tuches, wodurch es von seinen Unreinigkeiten erhaltenen Unreinigkeiten befreit wird; mit dieser Reinigung zugleich sein Zusammenfilzen, d. i. s. größere Dichtigkeit, bezweckt. Man wäscht das Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, um die Schlichte abzuwaschen, dann mit Seife oder seifenartigen Dingen (Urin, Schweineoth, u. dgl.), und einer gehörigen Menge immer erneuerten Aufschlagewaschens (Kumpen oder Walkstocke) durch Stampfen oder Hämmern zu waschen. Die Zeit der Erfindung der eigentlichen Walkerkunst ist nicht bekannt. Das Reinigen der Zeuche durch Treten u. s. w. verstanden schon die Alten, wie uns Homer berichtet. — Walkererde (Füllerde) ist eine Erde, die statt der Seife zum Walken der Tücher gebraucht wird. Sie hat eine graugelbliche und weißgraue Farbe, die ins Grünliche fällt, ist feinst und glatt an, glänzt, mit dem Nagel gerieben, und schäumt im Wasser umgerührt. Sie hat die Eigenschaft, daß sie das Fett in den Tüchern auflöst und ihre Verwendung zum Walken. Man findet an vielen Orten in England Walkererde, die beste aber gräbt man zu Hampshire in England.

Wallen oder Disen, s. Nordische Mythologie.

Wall ist im Allgemeinen der Erdaufwurf, welcher jeden zu befestigenden Ort umgibt, um ihn gegen das Geschütz des Feindes (und ursprünglich auch gegen den Angriff) zu decken. Insbesondere nennt man das höchste und stärkste Theil der Festung den Hauptwall. Auf ihn stützt sich in der Regel das ganze Befestigungssystem des Ortes. Er erhebt sich zunächst des innern Theils der Festung so hoch, als es der jedesmalige Zweck erfordert, also daß er Schutz dem Besatzung für die Vertheidiger, besonders zur gehörigen Wirksamkeit für deren Feuer über die tiefer liegenden Werke gewähre, dem Feinde hingegen die Annäherung erschwere. Er muß stark genug sein, um den Wirkungen des feindlichen Geschützes widerstehen zu können, und hinlängliche Breite haben, damit oben ein Brustwehr zum besondern Schutz für die Vertheidiger aufgeführt und erhalten werden könne für das Geschütz und den Wallgang, den Bau- und Besatzung annimmt, zur Aufstellung von Mannschaften und dgl. An einigen

Festungen hängt etwas tiefer, wie ein Absatz, noch ein schmalerer, eben Brustwehr verschiebener Unterwall (fausse braye), wodurch die Vertheidigung verdoppelt wird. Im Walle befinden sich die Casematten, d. i. Gewölbe zur sichern Unterbringung der Garnison und Aufbewahrung der Vorräthe. Vertheidigung bestimmt sind, im letztern Falle Defensivcasematten genannt. Zur Verhinderung jedes Etablissements im bedeckten Wege oder auf der Contermine unter die Facen der Bollwerke gelegt werden. Der Umriss des Walles hängt von der Länge der Linien ab, die den zu befestigenden Raum einschließen, und wegen der nöthigen gegenseitigen Bestreichung aus- und eingehende Wälle. Seitenvertheidigung, die in ältern Zeiten durch Thürme bewirkt ward, wird durch die Bastionen (s. d.) erlangt.

Wall (Anton), oder mit s. wahren Namen Christian Leberecht. 1751 zu Leuben bei Lommashaus, einem Dorfe im Königr. Sachsen, geb. Vater war Prediger. Von s. frühern Erziehung ist nichts bekannt, außer daß er weder die Dom- oder die Stadtschule in Naumburg besucht und dann in Jurisprudenz, besonders aber Staatsrecht, Politik und Geschichte in Hülfswissenschaften studirt, und sich dabei mit den neuern Sprachen beschäftigt. 1779 trat er daselbst zuerst als Dichter auf; es erschienen von ihm „Kriegslieder und Melodien, zu welchen ihm ohne Zweifel der preuß. Grenadier (Gleim) beigetragen hatte. Ihnen folgten im Anfange der achtziger Jahre 2 Bände. Sie befinden sich auch im „Römischen Theater der Franzosen für die Deutschen“ ausgeg. von J. G. Dyk (Lpz. 1777 — 86, 10 Thle.); nämlich „Die beiden Billets“, nach Florian, und „Die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tod Collé. Überhaupt fällt in diese, wie schon Andre bemerkt haben, ziemlich dürftige Zeit die Hauptperiode seines schriftstellerischen Ruhms. Vorzüglich „Die beiden Billets“ in ihrer classischen Bearbeitung durch ihre wirklich eigentümliche Laune und durch die Wahrheit der trefflich wiedergegebenen Charaktere, daß sie noch immer nicht von der Bühne verschwunden sind, und daß sie sogar den Lustspielschreibern Veranlassung zu Fortsetzungen gegeben haben, unter denen wir nur den „Bürgergeneral“ von Goethe nennen. W. selbst lieferte 1791 in dem Geiste eine höchst gelungene Fortsetz. der „Beiden Billets“ im „Stammbuch“. Die „Dramatischen Kleinigkeiten“, welche 1783 herauskamen, bilden eine der anmuthigen Darstellungen, welche später den Beifall des deutschen Publikums unter dem ausländischen, aber anspruchlosen Titel „Bagatellen“ gewannen und erschienen in 2 Bdn., Lpz. 1786 und 1788. Der Verf. hatte mehrere Fortsetzungen dargestellt; in allen aber zeigte sich eine glückliche, wenn auch mehr Kunst nachgezauberte Leichtigkeit. Dabei hatte der Styl außer der strengsten Correctheit einen Grad von Politur und feinem Farbenschmelz, wie man ihn etwa nur bei dem Dichter der „Wilhelmine“ fand. Auch die Erfindung war, Muthwillen abgerechnet, größtentheils fein und geistreich; in dieser Hinsicht dient „Antonie“ eine besonders rühmliche Erwähnung. 1787 gab er eine Reihe Erzählungen nach Marmontel, welche ebenfalls günstig aufgenommen wurden. Unterdessen hatte W. Leipzig verlassen und lebte als Privatsecretair bei dem Hofmann in Halle; von da ging er nach Berlin, wo er ziemlich lange praxirte. Dieser Aufenthalt fällt etwa in die J. 1788, 1789, 1790, oder in die Berlinerische Periode. Von s. öffentlichen oder literarischen Thätigkeit daselbst ist wenig bekannt; doch ist zu bemerken, daß er damals für Andre Memorialblätter züge aus juridischen Schriften, Gutachten und a. Aufsätze dieser Art verfertigte, in welchen man schwerlich den Verf. der „Bagatellen“ erkennen möchte. Auch ihm von der preuß. Regierung eine ehrenvolle Stelle angeboten, die er aus der literarischen Muße ausschlug. Nachdem er Berlin verlassen hatte, lebte er in verborgener Zurückgezogenheit erst in Rochlitz, dann in Geringwalde in S.

folgte er 1798 der Einladung des Buchhändlers Richter in Altenburg, unter der Bedingung, für f. Verlag einige Schriften auszuarbeiten. Hier leuchtete die fast erstickene Geistesflamme noch einmal auf, erschien unter f. Namen 1799 „Amathonte“, ein persisches Märchen, darauf das „Lamm unter den Wölfen“, als Anhang zur „Amathonte“. Man merkte etwas von der natürlichen Frische seines Colorits, er war weder geschwätzig und gefiel sich oft in einer gezielten Naivetät; doch blieben seine Werke immer eine erfreuliche Erscheinung. Weniger gefielen „Almar“, eine Mischung von Ritter- und Liebesgeschichten, in die nicht immer ganz rein zugeht. Dieser Roman, vorgeblich nach einem in der That aber nach einem franz. Muster gebildet, erschien 1800. In guten Laune ist in der darauf folgenden „Korane“ noch etwas weiter als in der „Amathonte“; im „Murad“ verstummt er fast gänzlich. Die persischen Märchen kamen nach des unglücklichen Richter's Tode zu 1801 in einem andern Verlage heraus. Seitdem verfiel W. wieder in eine Apathie, so daß er nicht einmal den 2. Thl. des „Murad“ geschrieben hat, wiewol dieser unter f. Namen erschienen ist. Von 1805 — 9 in Ehrenberg, einem reizenden Kammergute bei Altenburg, auf Kosten der Kammer. Man hoffte, daß sich in der Freiheit und Schönheit der Landschaft die geistige Kraft stärken würde; allein mehre Umstände vereinigten sich, um seine Arbeitscheu und geistigen Ohnmacht gefesselt zu halten. Raum zum Gehen, um sich einmal in freier Luft zu bewegen, oder das Federvieh zu füttern. In diesem Zustande kam er im Mai 1809 nach Gößnitz, einem Gut bei Altenburg, wo er bei einem Freunde in ziemlich blühender Gesundheit ohne literarische Thätigkeit, 14 Wochen lang lebte. Von da ging er nach Grimma zu einer Frau v. Burghardi als Hauslehrer, und dieses Verhältniß löste, nach Bedwich bei Hof zum Kammerh. v. Plotho, über die Kinder er unterrichtete. Er hätte hier eine angenehme Lage finden können, verließ auch diese Stelle bald und privatisirte in Hirschberg, einem Gut bei Hof im Voigtlande, wo er am 13. Jan. 1821, gegen 70 J. alt, starb. — Sein jüngerer Bruder, Friedrich Adolf Heyne, herzogl. Rath, geb. zu Leuben d. 3. Apr. 1760, hat sich durch Übersetz. „Kalenders“ (2. Aufl. 1806) bekanntgemacht. Er starb zu Rochlitz d. 1826.

Wallace (William), ein Schotte des 13. Jahrh., der in den Sagen des Mittelalters eine Geschichte unvergeßlich ist. Damals lastete Eduards I. von England auf Schottland. W., von unbegrenztem Muth, ungemeiner Größe und Kraft, und ebenso feurig als treu dem Vaterlande ergeben, faßte den Entschluß, das letztere zu befreien. Er hatte einen Engländer im Zweikampfe gegen sich, der deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden, floh er in die Freiheit und stellte sich hier an die Spitze einer Menge Gedächter, mit denen er in England machte. Seine Kenntniß des Landes, sein Muth, f. Umsicht und sein Beispiel, der nur ein kleiner Gutsbesitzer war, zum Abgott der Gegend ringsum und zum Schrecken der Engländer. 1297 konnte er bereits größere Dinge ausführen und es gesellten sich große Edle zu ihm. Doch 40,000 in Annandale einmarschirende Engländer, unter der Anführung von Eduard Warenne, schienen jede Unternehmung zu vereiteln. W. ging auf die Hochlande zurück, bis er ihn an den Ort brachte. Hier ging er über denselben mit solcher verstellter Hast, daß der Theil des engl. Heeres nachfolgte, aber sogleich angegriffen und geschlagen wurde. Die Reste unter Warenne zogen unverzüglich heim. W.'s Ruhm war gegründet. Er drang selbst nach England vor. Alles hatte ihn zum König von Schottland ausgerufen, dessen König gefangen in England war. Allein

um den Mord und die Eifersucht der Großen zu vermeiden, verzichtete er auf diese Würde. Eduard bot alle Kräfte auf, den Widerstand zu beugen. Der Mann schlug er bei Falkirk 1298 die Schotten gänzlich. W.'s große That ein Ende. Er behauptete f. Freiheit nur mit wenigen Anhängern hoch oben zu den. Neue 1303 unternommene Versuche führten zu nichts. Indessen hielt f. Macht nicht eher für gesichert, bis er den Gefürchteten in f. Hände Verrath überlieferte ihm denselben. Er wurde nach London gebracht, und in England Treue geschworen hatte, als Verräther 1305 hingerichtet. Sein Leben erhielt sich in den Liedern der schottischen Volksänger, den Sagen der manns, und ist auch bei uns durch Auffsberg's Trauerspiel: „Wallas“, weckt worden. W.'s Schwert wurde erst vor wenigen Jahren von der Dumbardon, wo es neben einer Schildwache auf der Wallmauer lag, nach in den Tower gebracht.

Wallenstein (Albrecht, Graf v., eigentlich Waldstein), Herr Friedland, Generalissimus des östreich. Heeres im dreißigjährigen Kriege Mann, dessen Name ein gemischtes Gefühl von Staunen und Abscheu denn W. that zwar Großes und Ungewöhnliches, kannte aber keinen andern als die Befriedigung seines Ehrgeizes, wozu er sich aller, auch der verwerflichen Mittel bediente. Dadurch ward er das Schrecken f. Zeitgenossen, ohne sich f. Thaten die Achtung der Nachwelt zu erwerben. Er griff in dem engen M. von 1625 — 34 mächtig ein in die Begebenheiten f. Zeit, daher hat er die schichtschreiber gefunden. Doch ist der Schleier, der über den letzten Act f. liegt, noch von Keinem ganz gehoben worden. Arndt („Ansichten der deutschen schichte“, I) entwirft von ihm folgende Schilderung: „Was Muth und schreckenheit Großes, was Herrschaft und Befehl Strenges und Gebieterisches, was Freundlichkeit und Freigebigkeit Liebliches und Herzgewinnendes haben, in der Geschwindigkeit und Kühnheit begeistert, in der Festigkeit stählt und in Zuversicht ermuthigt: — das Alles und eine stattliche Gestalt, einen heroischen Blick und einen königlichen Anstand hatte die Natur in diesem Einen Manne einigt. Dazu ein Reichthum von Kenntnissen und ein tiefer unergründlicher Geist ein dunkler und geheimer Aberglaube, der aus den Gestirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geschichte deuten wollte. Weil W. in f. großen Gemüths in f. Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen Menschen über und ermordet werden. Welche seine Plane, wie weit gereift, wohin sie zielten er nicht ebenso gut für das deutsche Vaterland und Kaiser Ferdinand als gegen einlenken konnte, ob seiner Seele in den Sternen seines Herzens Alles schon zum Entschlusse klar und hell war, das deckte die Nacht zu, die ihn in seinem A. schwimmen sah“. — Albrecht v. Waldstein (unter welchem Namen das Gesch. zu Dux in Böhmen noch blüht), geb. 1583 zu Prag, stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie ab, die der protestant. Religion zugethan war. An Unterrichte, der ihm im väterlichen Hause und auf der damals berühmten protestant. Schule zu Goldberg in Schlesien ertheilt wurde, fand Albrecht keinen Beschäftigung sein unruhiger, aufbrausender Geist widerstrebte der Zucht, und bei allen muthigen Streichen war er stets der Anführer f. Mitschüler, über die er eine gewisse Herrschaft ausübte. Ebenso betrug er sich auf der Universität Altorf, die er 1601 bezogen hatte; verübter Unfug brachte ihn hier in das akademische Gefängnis. Albrecht kam hierauf als Page in die Dienste des Markgrafen Karl v. Burgau, Prinzen der östreichisch-tirolischen Seitenlinie, der zu Innsbruck residirte, trat in die kath. Kirche über, und erhielt von seinem Herrn Unterstützung, eine Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien zu machen. Auf dieser Reise war das Studium des Heer- und Finanzwesens und die Beobachtung der verschiednen Staatsmänner und Feldherren sein einziges Augenmerk. Dann studierte er

der damals berühmten Universität Padua Mathematik und Politik,
 und Astrologie. Sein Lehrer in derselben, Argoli, scheint ihn durch Vor-
 eines glänzenden Glücks besonders für diese Wissenschaft gewonnen und
 zu Entwürfen angeregt zu haben. 1606 machte W. bei dem kaiserl.
 Feldzug gegen die Türken in Ungarn mit, bewies viel persönliche Tap-
 wurde Hauptmann. Der Friede (11. Nov. 1606) endigte diesen Feld-
 W. ging ohne Anstellung nach Böhmen zurück. Hier heirathete er eine
 , der schon bejahrte Witwe, die ihm nach einer kurzen kinderlosen Ehe
 Vermögen hinterließ, welches ihn in den Stand setzte, an dem Hofe des
 Rudolph zu Wien eine glänzende Rolle zu spielen. In einem unbedeuten-
 , der 1617 zwischen dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark und der
 Medig in Friaul ausbrach, warb er auf eigene Kosten 200 Reiter und
 dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser Ferdinand II., zu, bei dem er sich
 große Gunst setzte. Er zeichnete sich durch Tapferkeit und Klugheit bei
 von Gradiſca aus, und erwarb sich die Anhänglichkeit der Officiere
 durch außerordentliche Freigebigkeit und durch die Sorgfalt, die er für
 ihrer Bedürfnisse bewies. Nach geendigtem Kriege ernannte ihn
 zum Obersten der Miliz in Mähren zu Olmütz. Damals heirathete er
 die Isabelle, die T. des Grafen Harrach, eines Günstlings Ferdinands,
 Ferdinand in den Grafenstand erhoben. — Bei dem Ausbruche der
 Böhmen ergriff W. (1619) die östreich. Partei gegen die protestant.
 Von diesen gedrängt, mußte er Olmütz verlassen, rettete jedoch die an-
 kassette nach Wien. Er hatte davon 12,000 Thlr. behalten; mit die-
 nem Gelde warb er 1000 Mann Kürassiere an, die er dem östr. Gene-
 nach Böhmen zuführte. Hier zeichnete er sich als Oberster in ver-
 fochten aus. Daß er, wie Hormayr sagt, bei der Schlacht auf dem
 vor Prag (8. Nov. 1620) zugegen gewesen, ist nicht erwiesen. Da-
 auch zwischen ihm und Tilly, die späterhin so folgereiche Abnei-
 nämlich die von Tilly gewählte Schlachtordnung getadelt. Nach
 mit dem östr. Heere unter Boucquoi nach Mähren, dessen feste
 Eignen bald öffneten. W. wurde jetzt Militairgouverneur in Mäh-
 von den protest. Böhmen eingezogenen Güter zurück, und comman-
 Generalmajor ernannt, nachdem Boucquoi geblieben war, gegen den
 Eidenbürgen, Bethlen Gabor, mit Glück. 1622 belehnte ihn der
 Herrschaft Friedland in Böhmen und erhob ihn 1623 zum Fürsten
 . — Als der Krieg auch das nördliche Deutschland ergriff, wo der
 Dänemark (1625) an die Spitze des niedersächsischen Kreises gegen die
 da befand sich der Kaiser in großer Verlegenheit, weil es ihm an Geld
 fehlte. W. erbot sich, auf eigene Kosten und ohne den geringsten Bei-
 Eines des Kaisers ein Heer von 50,000 M. aufzustellen, mit der Be-
 der oberste Befehlshaber desselben zu sein und die in den eroberten Län-
 derten Brandschatzungen für sich behalten zu dürfen. Es war in jenen
 nicht ungewöhnlich, daß ein General ein Truppencorps auf eigene Kosten
 sich dann in Feindes und Freundes Land für s. Aufwand entschädigte.
 W. ein so zahlreiches Heer aufstellen wollte, mußte als ein abenteuerlicher
 erscheinen. Dem Kaiser blieb jedoch kein andres Mittel übrig und er nahm
 auf jede Bedingung an, auch erhob er ihn bald nachher zum Herzog.
 und die thätige Mitwirkung vieler ihm ergebenen Officiere machten,
 bald ein Heer von 25,000 M. unter s. Fahnen bei Eger versammelte. Un-
 geg er mit demselben (1625) nach Franken, wo das Land sie eine Zeit-
 abhalten mußte, dann durch Schwaben und den oberrheinischen Kreis nach
 , wo er den Winter in Halberstadt zubachte, und selbst einen Theil

von Obersachsen besetzte. Überall mußten f. Truppen, deren Anzahl sich fort vermehrte, von den Einwo. unterhalten werden. Ihm stellte sich der berühmte Peter Ernst von Mansfeld mit einem weit schwächern Heere entgegen. Peter Ernst griff den Brückenkopf an der Elbe bei Dessau, ward aber von W. (1626) gänzlich geschlagen. Doch sammelte er neue Truppen, mit denen er um zu Bethlen Gabor zu stoßen (Juli 1626), durch Schlesien gegenwärtig wandte. W. folgte ihm rasch; Gabor schloß Waffenstillstand und wandte sich nach Dalmatien zurück, wo er starb. Hierauf entsetzte W. das von den Türken belagerte Novigrad und eroberte Waizen. Nachdem Gabor mit dem Kaiser gemacht hatte, zog W. 1627 aus Ungarn durch Schlesien, die Lausitz und Brandenburg (Aug. 1627) nach Niedersachsen zurück, wo er den König von Dänemark, der ihm und dem ligistischen Heere unter Tilly nicht zugleich widerstehen konnte, zum schnellen Rückzug nöthigte, in kurzer Zeit das Herzogthum Schlesien, Holstein, bis auf Glückstadt, sowie den größten Theil von Schlesien eroberte, weil man auf einen so unerwarteten Angriff nicht vorbereitet war. Alle diese Länder wurden sehr hart behandelt und mit ungeheuren Brandschatzungen belegt. Da W. aus Mangel an Schiffen in die dänischen Inseln eindringen konnte, so nahm er f. Winterquartiere längs der Küste der Ostsee in Pommern und dehnte f. Truppenlinie bis Berlin aus. Nur das feste Stralsund widerstand ihm. Der Kaiser bedrohte (durch den Erlass vom 9. Juni 1629) den Herzoge von Mecklenburg, weil sie die dänische Partei ergriffen hatten, die Acht, und belehnte (16. Juni 1629) mit ihren Ländern, sowie auch mit den gefallenen Fürstenthümern Sagan in Schlesien, W., den er auch zum Adm. der Ostsee ernannte. Es schien dabei die Absicht zu sein, den Kaiser zum Herrn der Küste der Ostsee zu machen und den Handel der mit Spanien entzweiten Niederlande in diesem Meere zu Grunde zu richten. Allein die Hansestädte schlugen es für Unsinnen, ihm Schiffe zu liefern, ab, und dieser hatte nicht genug, den abgedachten Plan auszuführen. Auch mißlang ihm der Angriff auf das von Dänemark und Schweden unterstützte Stralsund, das er vom Mai bis Juli 1628 belagerte, er verlor dabei in verschiedenen Stürmen mehr als 12,000 M. Ebenso mußten Truppen vor Glückstadt und vor Magdeburg abziehen. Nochmals unternahm (im Sept.) den Angriff auf Stralsund. „Die Stadt müsse sein werden, wie sie mit Ketten an den Himmel befestigt!“ Aber umsonst. Er mußte zum dritten Male die Belagerung aufheben. Darauf eroberte er Rostock und schlug die Dänen bei Wolgast. Seine weitem Fortschritte hemmte der von ihm selbst, weil er den ruhigen Besitz von Mecklenburg dadurch zu erlangen glaubte, beförderte Frieden zwischen dem Kaiser und Dänemark zu Lübeck (1629). Da aber W. von dem Congresse die schwed. Gesandten schimpflich weggewiesen und zugleich f. Truppen, Arnheim, mit 12,000 M. dem König Sigismund von Polen zu Hülfe zu schicken Gustav Adolf geschickt hatte, so gab er dadurch Ursache zu einem neuen Kriege zwischen dem Kaiser und Schweden. — Doch die weitaussehenden Entwürfe des Kaisers, das übermüthige Betragen W.'s und die ungeheuern Erpressungen, die er von seinen Truppen selbst in neutralen Ländern verübten (er hatte binnen 7 Jahren 600 Tblr. an Brandschatzungen im nördlichen Deutschland erhoben), bewogen die deutschen Fürsten, auf dem Reichstage zu Regensburg (1630), dem Kaiser die Forderungen abzuwehren, sein Heer bis auf 30,000 M. herabzusetzen und den Oberbefehl desselben abzunehmen. Es geschah wol nur aus der Absicht, die f. Truppen zum römischen Könige zu befördern, daß Ferdinand II. sich zu dem Beschlusse bewegen ließ, einen Feldherrn, der Oesterreich gerettet und auf den Gipfel der Macht gebracht hatte, auf eine fränkische Art zurückzusetzen. Vorzüglich trübte von W.'s Stolz beleidigte Kurfürst von Baiern und Richelieu's Vertraulichkeit.

Joseph *), dazu bei. W., der mit dem Heerbefehl zugleich das Herzogthum Mecklenburg aufgeben mußte, schien diese Zurücksetzung gleichgültig zu ertragen und lebte von der Zeit an in Prag als Privatmann, aber mit einem königl. Eigne Garden umgeben, 60 Pagen und 20 Kammerherren bedienten und reiste auf f. Güter mit einem Gefolge von 200 Wagen. Und Battista Astrolog, verkündigte ihm aus den Gestirnen eine neue glänzendere Laufbahn. Diese zeigte sich ihm nach Tilly's (s. d.) Tode. Gustav Adolfs Kriege in Deutschland nöthigte nämlich den Kaiser zu dem demüthigenden Schritt, erbat W. den Oberbefehl des Heeres wieder anzutragen. Nach einigem Zögern nahm dieser den Antrag an, aber unter Bedingungen, die das Ansehen des Kaisers herabsetzten. W. erhielt eine unumschränkte, vom Kaiser fast unabwiesene Gewalt, nicht nur über das Heer, sondern auch in den Reichsländern nach Belieben zu handeln, Güter einzuziehen, zu strafen und zu belohnen. Für Mecklenburg erhielt er sich Entschädigung und überdies als Belohnung ein kaiserl. Erbland. In unglaublich kurzer Zeit versammelte er ein Heer von 40,000 M. Er vertrieb zuerst aus Böhmen die Sachsen, die Prag und a. Städte besaßen, darauf vereinigte er sich mit den Truppen des Kurfürsten von Brandenburg und zog nach Franken gegen Nürnberg. Aber schon war Gustav zum Schutz der Protestanten herbeigeeilt, und W., obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es doch, zu schlagen. Beide Theile verschanzten sich; Gustav wartete auf verstärkenden Verstärkungen ab; W. unternahm keinen Angriff, und es fielen bedeutende Gefechte vor. Da er nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, so ließ Gustav Adolf das östreich. Lager (24. Aug. 1632) zu erstürmen, aber wurde wiederholt abgeschlagen. Das schwed. Heer wendete sich nun nach Schwaben und machte da neue Eroberungen, W. aber fiel plötzlich in das sächs. Land ein, um den Kurfürsten von dem Bündnisse mit Schweden abzuwenden. Gustav Adolf folgte ihm dahin nach, und es kam (6. Nov.) zu der Schlacht bei Lützen (s. d.). W., selbst verwundet, mußte mit großem Verlust sich zurückziehen, und W. verlor sein ganzes Geschütz. Das Schlachtresultat war, daß die Schweden, obgleich ihr großer König geblieben war, unter dem Befehl Bernhard von Weimar behaupteten. W. zog sich nach Böhmen zurück und ließ in Prag ein strenges Kriegsgericht über Officiere und Soldaten halten, die schuldig waren, daß sie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; 1000 M. wurden hingerichtet. — Im Mai 1633 rückte W. wieder ins Feld nach Schlesien, wo sich ein schwed. Heer, mit sächsischen und brandenburg. Truppen vereinigt, befand. W. unternahm anfangs, ungeachtet f. Überlegenheit, nichts Ernstliches. Diese Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er heimliche Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Östreichs, stehe. Man ihm selbst die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum Herrn von Böhmen zu machen. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen geschahen, war kein Geheimniß. Daß diese aber bloß die Grundlage eines zu ewigen Friedens und nicht W.'s eignen Vortheil zugleich mit betrafen, geht aus den bisher bekannt gewordenen Urkunden (z. B. aus dem v. Arnim'schen Archiv) hervor. *) Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen Thaten dieses Capuciner, den Richelieu der franz. Gesandtschaft bei Kaiser und Reich zum unverdächtigen Begleiter zugegeben hatte, war das Hauptwerkzeug der schwed. Untertriebe in Deutschland, welche besonders gegen die weitere Ausbreitung der Macht des Hauses Östreich gerichtet waren. Sein Vater war Jean le Tremblay, Président aux requêtes du palais bei dem Parlament zu Paris, sein Onkel Kanzler des Herzogs von Alençon. Bei der größten Anspruchslosigkeit in seinem Leben war Joseph einer der gewandtesten Diplomaten.

*) D. Karrig in Berlin will 200 ungedruckte Briefe von Wallenstein u. A. 1627 — 34) herausgegeben.

Schritte des Kaisers wider W. bekanntgemacht hat, dürfte wol nicht ganz anzunehmen sein. — Nachdem ein 7wöchentlicher Waffenstillstand fruchtlos ge-
 Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen W.'s in der
 Zeit dieses Feldzugs bloß darauf, daß er (18. Oct. 1633) ein schwed. Corps
 und gefangen nahm, verschiedene schlesische Städte besetzte und einen Einf
 Lausig und die Mark Brandenburg, selbst bis Berlin, machte. Allein den
 nen Grafen Matth. Thurn, den Anstifter des ersten Aufstandes der Böhmen
 ließ er frei und reich beschenkt mit geheimen Aufträgen zum schwed. Kanzl
 über man in Wien sehr aufgebracht war. Der Herzog aber kümmerte sich
 die Gunst eines Hofes, den er als undankbar erkannt hatte und den er v
 Indes bewirkten s. Unternehmungen nichts Entscheidendes. Noch wenig
 hatte der Zug, den W. auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die L
 machte, um des Herzogs Bernhard v. Weimar weitere Fortschritte in Ba
 zuhalten. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog W. bei der Annäher
 Herzogs sich nach Böhmen zurück und nahm da s. Winterquartiere. Die
 regel, die ganz wider den Willen des Kaisers war, der s. Erbländer möglic
 nen wollte, vermehrte den Verdacht gegen W.'s Treue; seine Feinde am
 sonders die spanische Partei, schilderten ihn als einen Verräther. Man l
 Kaiser den Plan einer von W. gemachten Verschwörung vor, deren Zweck
 te, sich durch Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn v
 men zu machen, und sich in diesem Besitz durch den Beistand der Schweden
 niger protest. deutschen Fürsten zu behaupten. Als nun W. zu Pilsen am 1.
 1634 einem versammelten Kriegsrathe alle s. Beschwerden gegen den Kaiser
 legt und die Generale zum Theil für s. Absicht gewonnen hatte, erkannte
 Wien, wo von Octavio Piccolomini Alles angezeigt worden war, das Dr
 der Gefahr. Ferdinand II. erließ daher (18. Febr. 1634) ein Mandat, in w
 er W. des Oberbefehls der Armee entsetzte, und ihn, nebst zweien s. Generale
 und Tercza (spr. Tertscha), als Verräther und Rebellen ächtete. Es wurd
 gleich Generale, auf deren Treue man sich verlassen konnte, befehligt, sich W.
 oder lebendig zu bemächtigen. W. begab sich daher nach Eger, um, wie man
 Schritt erklärte, der Grenze und den schwed. Truppen näher zu sein. Es sch
 lich ihm Nichts übrig zu bleiben, als sich eines festen Places, wie Eger,
 sichern und sich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre diese Vereinigung
 geschehen, so würden die Folgen davon für den Kaiser nicht zu berechnen
 sein. W.'s Ermordung machte allen s. wirklichen oder vermutheten Plan
 plötzliches Ende, und Deutschland ward dadurch wahrscheinlich von einer
 Katastrophe gerettet. Einige Officiere der Garnison zu Eger, der Oberst
 ein kath. Irländer, dem W. Alles vertraut hatte, der Festungscommandant
 ler und der Oberstlieutenant Gordon, Beide protest. Schottländer, verschw
 da jeder Verzug Gefahr zu bringen schien, zu W.'s Untergang. Am 23.
 1634 wurden bei einem in dieser Absicht von den Verschworenen veran
 Gastmahle die vertrautesten Freunde W.'s, Illo, Wilh. Kinsky, Tercza und
 Adjutant, der Rittmeister Neumann, von Buttler's Dragonern, unter Anf
 des Majors Geraldin, überfallen und getödtet. Darauf übertrugen sie dem
 der Deveroux und 6 Hellebardierern die Vollstreckung des Blutbefehls an W.
 in s. Schlafzimmer überfallen, schweigend mit ausgebreiteten Armen der Hel
 tödtlichen Stoß in die feste Brust empfing und ohne einen Laut todt niedersa
 war noch nicht 52 J. alt. Kein Arm erhob sich, um s. Tod zu rächen, und
 ohne Gepränge in der von ihm gestift. Karthause zu Gitschin beigesetzt. S
 weinte allein eine trauernde Witwe; wahre Freunde hatte der kalte, stets ver
 ne, herrische Mann nicht. Die beträchtliche Baarschaft, die man bei ihm fand
 eine Beute der Verschworenen und ihrer Gehülfen. Man hatte sich s. sämm

benachthigt; aber es ist davon Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, Ratherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser gezogen und zum Theil Denjenigen gegeben, die f. Untergang hatten beifolten. — Die Haupturkunde zu W.'s Anklage ist der Bericht seines Unterthanen Scesina an den Kaiser 1635, den Herr v. Murr im lat. Originale (zu-geleitet 1806) bekanntgemacht hat. Nach diesem Bericht hatte W. schon seit vor und nach der Schlacht bei Leipzig) mit Gustav Adolf geheime Unterhandlungen angeknüpft. Aber hatte nicht Scesina ein Interesse, W. als schuldig anzusehen? Die Rechtfertigungsschrift der Mörder W.'s, am 10. Tage nach der Schlacht in Eger gedruckt, ist wieder abgedruckt im „Morgenblatt“, 1816, Nr. 175.

— W. war von großem, starken Körperbau. Seine kleinen schwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Seine Miene war stets ernst und zurückstoßend. Er besaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüden- de Thätigkeit. An f. immer sehr reichbesezten Tafel war er selbst sehr mäßig, so-wohl in den Reden als in den Handlungen der Sinne widerstand, und Nichts suchte als Befriedigung der Ehre und Herrschbegier. Doch verschwendete er viel in prächtigen Gebäuden und einem zahlreichen, glänzenden Hofstaate. Seine eigne Kleidung war ge- wöhnlich nicht ohne seltsame Zusammensetzung. Er besaß viel Klugheit, Menschen-kenntnis und Arglist, besonders die Kunst, Andre zu erforschen und dabei f. eignen Zwecken zu verbergen. Gegen Die, welche von ihm abhingen, war er hart und grausam. Er war verschwenderisch, um Personen, die er zu f. Zwecken gebrauchen wollte, sich verbindlich zu machen; aber die Kunst, die Herzen zu gewinnen, besaß er nicht. Mit persönlichem Muth verband er eine gewisse Zuversicht auf sich und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüber- stehenden großen Taktikern, Gustav Adolf und Bernhard v. Weimar, nicht vergli- chen kann. Alle f. Unternehmungen baute er auf die Überlegenheit an Trup- pen und f. Art Krieg zu führen war mehr Politik als Kriegswissenschaft. Ohne irgend eine Religion selbst war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn nicht nur nicht liebte, sondern auch nicht achtete. Über die Vorurtheile f. Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor f. Hofe trennte, war der ital. Astrolog Seni, der, wie man vermuthete, von Kaiser Ferdinand II. gekauft war, um ihn irrezuführen. — Die dramat. Dichtungen von W. sind: „Wallenstein's Lager“, „Die Piccolomini“ und „Wallenstein's Tod“ berühmte Meisterwerke der Kunst und ruhen auf historischem Grunde. Denn, wie Schiller selbst von W. sagt: „Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen“. Ei- gentliche handelnde Personen (Thekla und Max) sind bloß Geschöpfe der Phantasie des Dichters.

Wallerstein'sche Kunstsammlungen. Als der Fürst Ludwig Kraft v. Dillingen-Wallerstein 1812 das Erbe seiner Väter aus der vormundschaft- lichen Verwaltung erhielt, überkam er auch auf dem Schlosse Wallerstein (im Re- gierungsbezirk Baierns, an der Grenze des alten Schwabens) außer einer bedeutenden Bibliothek (nach der Angabe von 100,000 Bdn.) mehrere altdeutsche Bilder, die, geordnet und gesäubert, den Gedanken einer Sammlung altdeutscher Kunst- werke anregten. Bald fand sich Gelegenheit von 1812 — 14, diesen wenig zahl- reichen Anfang durch glückliche Ankäufe zu vermehren, und als 1815 die Samm- lung des Hr. Jos. Rechberg hinzukam, durfte man an eine Aufstellung denken, die der Kaiser belehrte, daß hier für die Geschichte des Mittelalters eine monumen- tale Bildersammlung beabsichtigt sei. Ein ganzer Flügel des Schlosses ward einge- richtet; und weil nur „Mittelalterliches und Vormittelalterliches (?) hier zusam- gebracht werden sollte“, so wurde auch in der äußern Verzierung diese Zeit be- zogen und das Ganze in der Weise aufgestellt, als wenn ein der Kunst vertrau- ter Mann des sich neigenden 16. Jahrh. die Hervorbringungen der Zeit, die

eben ablief, gewissenhaft und in gefälliger Ordnung einem Kunstliebhaber geschlechte hätte erhalten wollen. Alles was in den Kreis der eine höhere Geistesthätigkeit jener Periode gehört, fand daher hier ein doch ist von den mancherlei Schätzen noch keine befriedigende Nachricht Publicum gekommen; nur über die Gemäldesammlung hat das „*Ann.*“ 1824, Nr. 80, 81, 89 und 90, einige Auskunft gegeben. Daß man beiläufig, daß bei Anordnung der Büchersammlung die Idee verfolgte, eine möglichst vollständige (?) Miniaturen-, Handzeichnung- und Stich-, auch Holzschnittsammlung aufzustellen; daß die Arbeiten in zahlreich und nicht unwichtig, daß die Reihe der Glasgemälde glänzend und daß mittelalterliche Münzen und Waffen nicht fehlen, die durch Rungen an Ahnherren des ritterlichen Geschlechts der Ottinger ein locales haben. Am besten angeordnet scheint, nach den angeführten Nachrichten Sammlung der Gemälde zu sein, bei deren Aufstellung man einen künftigen Zweck im Auge hatte. Der Stifter der Sammlung theilte nämlich die oberdeutsche Malerei in Bilder der charakterlosen- und Entwicklung (Übergangsbilder) und dann in 4 Kunstcyclen ab, die er nach den Namen vorragendsten Männer jedes Kunstcyclus, den Cyclus des Schön, Zeitl Schaffner, den Cyclus des Wolgemuth und Dürer, den Cyclus des Erdmann den Cyclus des Holbein nannte. Für diese Annahmen finden sich in der Stein'schen Sammlung die beachtenswertheften Beweisstücke. Datirte Werke der namhaftesten Meistern Mart. Schön, Hans Burgmeier, Sigm. Barth. Zeitblom, Albr. Dürer und vielen A. noch viel zu wenig gekannt werden Wallerstein zu einem Drakelplatze für Alle machen, welche seinem schwierigen Theile der Kunstgeschichte versuchen wollen. Mancher wird dort erst sein Recht gewinnen können. Die Benennung und Vertheilung namenlosen Bilder zu den einzelnen hier angenommenen Abgrenzungen durch den verstorb. Director der k. Galerie zu München, Hrn. v. Dillis, Autorität dieser Art kann wol Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit der Angaben flößen. Daß eine Capelle mit diesen alten Kunstsälen in Verbindung gegeben ist, haben mehrere Stimmen als eine sehr glückliche Näherung gepriesen. 1821 ist diese interessante Sammlung zu einem Hausfideicommiß erklärt, und Urkunden und Verträge sichern dem interessanten Schatze seine Erhaltung und fältige Pflege. Doch ist sie schon jetzt nicht mehr in den Händen ihres Besizers sondern ging durch freiwillige Abtretung an des Fürsten Ludwig Kraft von Gern Brader über, der alles so sinnig Angefangene weiterzuführen und erhalten hat.

Wallfahrten, s. Procession.

Wallfischfang. Der Wallfisch, ein Säugethier, ist das größte aller jetzt auf der Erde lebenden Thieren. Ehemals, wo ihm noch nicht nachgestellt und er also älter wurde, soll er noch größer geworden sein; man ihn 200 Fuß lang, während man ihn jetzt selten länger als 70 — 80, grönländischen nicht länger als 60 Fuß findet. Die Höhle seines Rachens ist groß und weit, daß sie ein Boot mit 8 Mann fassen kann. Seine Stärke ist glaublich; er vermag mit einem Schlage seines Schwanzes den Narwal zu schlagen. Das Gewicht eines Wallfisches von 60 Fuß beträgt wenigstens Tonnen oder 224,000 Pfund. Das Weibchen gebiert ein lebendiges, saugt es groß und vertheidigt es mit der größten Wuth. Das Gehirn, beim Menschen wenigstens ein Vierzigtheil seines Gesamtgewichts ausmachend, beträgt beim Wallfisch nur ein Dreitausendtheilchen desselben. Darum zeigt sich dieses Geschlecht so schwach und stumpfsinnig. Über die Lebensweise Wallfische weiß man sehr wenig, da man sie nicht in der Nähe beobachtet.

fische können ein hohes Alter erreichen. Buffon meint, sie könnten wol
 alt werden. Man fängt den Wallfisch bloß des Thrans und des Fisch-
 en, und es gehen alljährlich mehre 100 Schiffe auf den Wallfischfang
 in gebraucht dazu große und starke Schiffe, weil kleinere der Gewalt des
 würden widerstehen können. Sobald man den Wallfisch erblickt, schickt
 einige Schaluppen entgegen, die möglichst nahe und behutsam an ihn
 und sie ihm auf 30 Schuhe nahe, so wirft der Harpunier seine Harpune
 — 6 Fuß lange, spizige, mit scharfen Widerhaken versehene Lanze —
 in den Leib. Ist er getroffen, so senkt er sich auf den Grund, erhebt
 bald wieder auf die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Mitteltst des an der
 befestigten Seiles ziehen die Schiffer den Wallfisch, wenn er vom Blut-
 ter vielen Zuckungen gestorben ist, an das Schiff, und steigen auf den
 hoch daliegenden Körper des Thieres, um den Speck und die Baar-
 zu haben, welche letztere man des Fischbeins wegen aus dem Oberkiefer
 Arbeiter haben, um auf der Haut des Wallfisches desto sicherer zu stehen,
 beide Eisen unter den Schuhen. Das Fleisch mit dem ganzen Gerippe
 liegen; es wird eine Beute unzähliger Seethiere und Vögel. Ein großer
 gibt an Speck und Baarten einem dreimastigen Schiffe volle Ladung und
 in 5000 Thlr. an Werth geschätzt. Jetzt ist der Wallfisch wenig einträglich
 die Zahl der Thiere und der Gebrauch des Fischbeins sehr vermindert ist.
 nischadalen u. a. nördliche Völker gebrauchen vom Wallfische nicht nur
 Baarten, sondern auch das Fleisch, die Haut, die Gedärme, die Kno-
 m. Vgl. Trampler's „Beschreibung des grönländischen Wallfischfanges“
 (1771); und Will. Scoresby's d. J. „Account of the arctic regions
 history and description of the northern whaling“ (Edinburg
 2 Bde.).

Wallis (Wales), ein Theil des eigentlichen Englands u. d. Titel eines
 Fürstenthums, grenzt gegen W. u. N. an das irländische Meer, und hat auf 340
 607,380 Einw. Es wird in Süd- und Nordwales getheilt; jedes enthält
 317,190 (ihires). Das Land ist meistens bergig, daher nicht sehr fruchtbar,
 mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet; doch gewinnen die Einw. ih-
 ren Lebensbedarf. Sie sind im Ganzen genommen arm; eine ihrer vorzüglichsten
 Beschäftigungen ist Fischerei; in einigen Städten wird ein nicht unbedeutender Handel
 in Mineralien, besonders Kupfer, Steinkohlen und Torf, sind die vor-
 züglichsten Ausfuhrartikel. Die Hauptst. des Fürstenthums ist Pembroke. Zu
 Wales gehört die bloß durch einen schmalen Meerarm von dem Lande getrennte
 Insel Anglesey. Die Walliser sind Abkömmlinge der alten Briten, die von den
 Sachsen (450) aus ihren eigentlichen Wohnsitzen vertrieben, und in diese kleine
 Insel, die vorher *Cambria* hieß, eingeschränkt wurden, aber doch nie ganz
 unterworfen werden konnten, ebenso wenig als ihre alte cimbriische oder celtische Sprache,
 die noch immer, obgleich sehr verändert, reden. Die mittlere und niedere Volks-
 sprache von Wales unterscheidet sich daher auch in ihren Sitten und überhaupt im Au-
 sehen von den Nationalengländern, die von ihnen keineswegs geliebt werden. Zur
 Erleichterung des Unterrichts der ganz unwissenden Landleute sind vor geraumer
 Zeit Schulen errichtet worden, in denen Schulmeister, die von einem Orte zum
 andern wandern, die ersten Anfangsgründe lehren. Auch wird seit kurzem jährlich
 ein Kampf der walliser Barben und Harfenspieler gefeiert. Wales behauptete
 seit seiner Freiheit gegen die Engländer, obgleich es ihnen einen jährlichen
 Tribut zahlen mußte. Als aber der letzte Fürst Lewelyn (Lewlin) im Kriege gegen
 Eduard I. (1282) umgekommen war, unterwarf sich dieser das Land, und
 es seinem Sohne und Nachfolger Eduard II. zum Lehen. Heinrich VIII. ver-
 einigte es ganz mit England. Seit Edwards Zeiten führt der älteste Sohn des Königs

nigs von England den Titel eines Prinzen von Wales, wozu er aber erst durch einen offenen Brief des Königs ernannt wird, wenn er einige Jahre alt geworden. Denn bei seiner Geburt erhält er den Titel eines Herzogs von Cornwall. In England sind durchaus englische Geseze und Gerichtsverfassung eingeführt. Jährlich werden 4 Advocaten aus England nach Wales geschickt, welche richterliche Assizes halten, und mit den Sheriffs jeder Landschaft ihre Gerichte (Assizes) in den Städten halten. Das ganze Fürstenthum sendet 24 Abgeordnete zum Parlament. Über die Alterthümer von Wales gibt Belehrung Peter Robert: „The Cambridge popular antiquities“ (Lond. 1815), und dessen „Collectanea Cambriae“. Prinz-Wales-Insel, s. Pulo-Penang. — Auch in Australien hat eine der neuentdeckten Inseln den Namen Prinz-Wales-Insel gezelet.

Wallis (das Walliser Land, franz. le Valais), einer der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, grenzt an die Cantone Waadt, Bern, Tessin, und an die königl. sardinischen Staaten und hat auf 90 □ M. 6 Einw. Dieses ehemals stärker bevölkerte Land wird in Ober- und Unterwallis theilt, besteht aus 16 kleinen Thälern und einem großen Hauptthale, das vom Morgen gegen Abend durch das Land erstreckt, und in der Mitte, vom Aletsch bis zu Ende, von der Rhone durchströmt wird. Die südlichen Seitenthäler sind beträchtlicher als die nördlichen. Diese Thäler werden durch die 2 höchsten Gebirgsketten der Schweiz gebildet, welche von den Felsspitzen Dent de Midi und Dent Morcle gegen S. und N. auseinander-, und am Ende von Wallis am Gotthard wieder zusammenlaufen. Die südliche Reihe, welche Wallis von Italien trennt, hat höhere Gipfel, z. B. den Rosa (s. d.), das Weiß- und Matterhorn; es erhebt sich in seiner Nähe der jedoch nicht hierher gehörige Montblanc, und über den Simplon und den Grossen St. Bernhard führen 2 Straßen nach Italien. In der nördlichen Reihe, welche Wallis von Bern trennt, liegen die berühmtesten Gipfel des bernischen Landes, als das Finsteraarhorn, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Grimsel, der Gemmi mit sehr gangbaren Pässen, und am Gotthard die Furka. Das Klima und Erzeugnisse sind daher sehr verschieden. Die Berge sind fast stets mit Schnee und Eis bedeckt; die Thäler sind dagegen warm und fruchtbar, haben Viehzucht und bringen Getreide, edle Obstsorten und Weine von vorzüglicher Qualität hervor; doch ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Auch ziehen sie sich von der starken Durchfuhr, besonders über den Simplon. Es gibt gute mineralische Bäder; im Innern des Gebirges Eisen, Kupfer, Blei, und treffliche Steinkohlen, auf welche aber nicht gebaut wird; hingegen findet man den sehr schönen Marmor, den weichen an der Luft stets härter werdenden Tropfstein, den Gyps etc. Die Salzwerke zu Berne beuten jährlich ungefähr 13 Ctr. aus. Die Einwohner sind der katholischen Religion zugethan und sprechen nach Verschiedenheit der Abstammung entweder deutsch (die Oberwalliser), französisch (die Unterwalliser), doch in höchst verdorbenen Mundarten. Allenfalls merkt man Unreinlichkeit und Trägheit vor. Eine unter ihnen sehr gewöhnliche Krankheit sind die Kröpfe, deren Entstehung man der schlechten Beschaffenheit des Wassers zuschreibt. — Die ursprünglichen Einw. wurden von den Römern unter Augustus bezwungen. Späterhin gehörte es zum zweiten burgundischen Reiche, und 1032 mit demselben, unter Kaiser Konrad II., an das deutsche Reich. Ebenfalls Kaiser überließ Unterwallis an Savoyen. Oberwallis machte sich in der Folge von dem deutschen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unterwallis, und trat dem Canton Bern in einen Bund, der 1529 mit der Eidgenossenschaft aufgeschlossen wurde. Das walliser Land wurde nun zu den sogenannten zugewandten Orten der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils aristokratische, theils demokratische Verfassung. Als 1802 neue Unruhen in der Schweiz ausbrachen, sonderte sich Wallis, unter franz. Einflusse, ganz von der Eidgenossenschaft ab, und

die sich bestehende Republik und nahm eine demokratische Verfassung an. Sie übte eine gewisse Schutzherrschaft über Wallis aus, ließ die Republik durch seine Gesandten vertreten, und hielt die Pässe des Landes, die von der Verbindung mit Italien sehr wichtig waren, besetzt. Auf Napoleons Befehl wurde die berühmte, 1806 vollendete Straße über den Simplon angelegt. Da die Walliser die bei Anlegung dieser Straße übernommenen Pflichten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwischen Oberwallis nicht aufhörten, so erklärte Napoleon am 12. Nov. 1810 die längst bestehende Einverleibung des ganzen Landes, unter dem Namen des Depart. des Alpes, mit Frankreich. Die Ereignisse von 1814 änderten auch das Schicksal Wallises. Durch die Acte des wiener Congresses vom 9. Jun. 1815 wurde das Land als ein neuer Canton mit der Schweiz vereinigt und in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Der ganze Canton ist in 13 Zehnten abgetheilt, bestehend aus einigen Gemeinden besteht. Jeder Zehnte und jede Gemeinde hat einen aus verschiedenen Mitgliedern bestehenden Rath. Die höchste gesetzgebende Behörde ist der Landrath, zu welchem jeder Zehnte und der Bischof 4 Abgeordnete entsendet. Der vollziehende Gewalt steht bei dem Staatsrathe und dem obersten Gerichte. Die Staatseinnahme belief sich 1824 auf 879,124 Fr., die Staatsausgaben auf 809,463 Fr. In geistlicher Hinsicht bildet der Canton ein eignes Bisthum, dessen Landrath gewählter Bischof hat seinen Sitz in der Hauptst. Sion (1350 Einw. mit einem Jesuitenseminar). Der Canton stellt zum Bundesrathe 2 M., und gibt zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen des Bundes 100000 Franken.

Wallis (Johann), in Ashford 1616 geb., ein ausgezeichnete Mathematiker und mehrere Jahre Prediger. In dem bürgerlichen Kriege 1640 machte er sich durch den Schlüssel zu den verborgensten Chiffren zu finden, bemerkbar. Er beschäftigte sich durch mathematische Arbeiten und theologisch-polemische, während er auch mit Feuer für Karl I. sprach. 1649 trat er von der Kanzel ab, um als Professor der Geometrie zu wirken. Von der Zeit an blieb kein wichtiges mathematisches Problem von ihm unerforscht. Was seine Zeitgenossen in und ausserhalb der Wissenschaften leisteten, ward von ihm beachtet, verbessert, bereichert, und 1654 in Oxford auch Doctor der Theologie wurde, berechnete er Sonderung, die Quadratur des Kreises, entzifferte er Geheimschriften, und beschäftigte sich mit der Berechnung der unendlichen Größen („Arithmetica infinitorum“, 1665, 4.), die Regelschnitte, oder stritt darüber mit andern Mathematikern, namentlich mit Hobbes, mit Frenicle in Paris, mit Fermat in Toulouse. In seinen kleinen und großen Arbeiten in jedem Zweige der Mathematik ist er so gründlich, und da er bei Lösung der schwierigsten Aufgaben auch noch Archivar und Bibliothekar in Oxford war, bleibt es fast unbegreiflich, wie ihm Zeit und Kraft wurde. Als Karl II. 1660 den Thron bestiegen hatte, ernannte er ihn zum Kaplan. W. hatte bereits in einer lateinisch geschriebenen Grammatik der engl. Sprache (1653) seine Beobachtungen über die Sprache und über die Art, wie sie gebildet werden, mitgetheilt und seitdem fortgesetzt. Diese brachten ihn 1661 auf den Gedanken, zu versuchen, wie ein Taubstummer unterrichtet werden könnte. Es glückte ihm. Sein Zögling lernte jedes Wort genau aussprechen. 1663 ward die so berühmt gewordene Royal Society gebildet, und er eins ihrer Mitglieder. Seine mathematischen Arbeiten und die Beurtheilung der von andern Instituten eingehenden fremden Abhandlungen gründeten mit den Ruf, den er erhielt. Von dieser Zeit an mit Problemen, mit Herausgabe alter in seinem Fach berühmter Schriftsteller und mit Commentaren dazu beschäftigt, schien W. die Theologie ganz entsagt zu haben, als er 1687 wieder 3 Abhandlungen über die Natur des Hies und Melchisedek, und 1690 ein Werk über die Dreieinigkeit veröffentlichte.

herausgab: Schriften, die, wäre nicht das Zeitalter dafür günstig gewesen, Ruße, den immer neue mathematische Werke verjüngten, schwerlich fördern gewesen sein würden. Von 1692 an ließ die Universität Oxford eine Ausgabe sämtlichen Werke drucken. W. starb 88 J. alt 1703 mit dem Ruße, langen stürmischen Zeit gemäßigt, bescheiden als Geistlicher und in so manchem Art immer das Beste beabsichtigt und bewirkt zu haben. Die „*Aritmetica infinitorum*“ gilt unter seinen vielen Arbeiten für die beste, obschon sie durch Newton herausgeg. „*Analysis des Unendlichen*“, die W. selbst 1696 gegen anparteiisch in Schutz nahm, ebenfalls in Schatten gestellt worden ist.

Wallonen nennt man die Bewohner des zwischen der Schelde und Lys gelegenen Landstrichs, wozu ein Theil des ehemaligen franz. Flandern, die jetzigen franz. Depart. des Norden und des Canals (pas de Calais) gehören. Im weitern Sinne versteht man darunter diejenigen Bewohner des ehemaligen Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg, und zum Theil des ehemaligen stiftes Lüttich, welche die sogenannte wallonische oder altfranzösische Sprache sprechen, die von Einigen für den Überrest der alten gallischen Sprache gehalten wird. In den ältern geographischen Werken, welche die heutige Eintheilung jener Provinzen noch nicht haben, wird ein wälsches oder wallonisches Flandern und ein wallonisches Brabant aufgeführt. Die Benennung kommt entweder von Wall, so viel Wasser oder Meer — weil diese Völker in Rücksicht Deutschlands nach dem Rheine zu wohnen — oder von dem alten deutschen Worte Wale, welches Fremder, Ausländer, im engern Sinne aber einen Italiener — daher Wälschland für Italien — bedeutete. — Die wallonische Garde, welche sonst einen Theil der königl. spanischen Haustruppen ausmachte, erhielt ihren Namen davon, daß diese Truppen aus dem wallonischen Theile Flanderns, so lange es unter spanischer Herrschaft war, gezogen wurden.

Wallraf (Ferdinand Franz), ein durch Gelehrsamkeit, Kunst- und Bürgertugend ausgezeichnete Mann, geb. zu Köln am Rhein d. 20. Juli 1757, war der letzte Rector der ehemaligen kölnischen Universität. Von seinem Vater, einem bemittelten Meister der Schneiderzunft, frühzeitig in die Stadtschule gegeben, zeigte er eine entschiedene Neigung zum Lernen. Von allen Seiten her sammelte er alte Bücher zusammen und stellte sie in seinem Dachstübchen auf. Durch den Anblick der Kunstsammlungen seiner Vaterstadt ward in ihm der Schöneitsgeist geweckt. Im 20. Jahre hatte er seine akademischen Studien beendet; Philosophie, römische Sprachkunde und Geschichte waren seine Hauptstudien gewesen. Als Prof. am montanen Gymnasium setzte er das Studium der Alten und des Schönen fort; zugleich studirte er Theologie und wurde 1772 Priester. Seine Stellung als Lehrer war für ihn niederdrückend; dennoch überwand sein aufstrebender Geist jedes Hinderniß, und in seinem 27. J. gab er Proben eines originellen Dichtertalents. Auch der Tonkunst widmete er sein Studium, und ihn beschäftigte vorzüglich das Geschichtliche. Auch stiftete er zu Köln einen Singverein. Der Fürst Maximilian v. Dalberg kam dadurch mit Wallraf in Briefwechsel. 1783 begleitete er den damaligen Domgrafen zu Köln, Reichsgrafen von Dillingen-Balder, auf einer Reise nach Schwaben. Da wurde zuerst die ihm eigenthümliche Kraft geweckt, und er faßte bei sich den Entschluß, seine Vaterstadt von der Besatzung des Obscurantismus und der Unwissenheit zu befreien. 1784 ward ihm der Auftrag, die lat. Inschriften zur Leichenfeier im Dome zu Köln anzufertigen; seine dadurch bewährte Meisterschaft im römischen Lapidarstyl war so anerkannt, daß von mehreren gelehrten Anstalten Deutschlands, Englands und Italiens, aus Frankreich durch Talleyrand und Fontanes dieserhalb Gesuche bei W. eingingen. Um diese Zeit wurde er Mitglied der philosophischen Facultät der Universität; dem trug er die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften

Wallraf (Johann)

der Naturgeschichte, Botanik und
 chen Garten, für welchen er
 mmlung von Alterthü-
 enso seine Fähigkeit
 hielt er von der kölni-
 sie. 1794 wählte ihn
 dieses Amt nieder, weil
 ighume!" nicht schwören
 1799 eine Professur der Ge-
 zentralschule. Jetzt machte er
 annt; seine „Beschreibung der
 ssisch. Die Resultate seiner histo-
 mlung von Beiträgen zur Geschichte
 n 1799—1804 gab er das an Kunst-
 enbuch der Ubier" heraus. Beweise
 dlungen über Quellinus und Rubens
 W.'s Eifer für das Studium der altdeut-
 olutionnären Zeit, mit Gefahr von Leben
 , diese unschätzbaren Meisterstücke der Enkau-
 offen war, zu retten. Im J. 1802 nahm er
 ation seiner Vaterstadt. 1804 wurde ihm, ein-
 s, die Propstei, zum lebenslänglichen Eigenthum
 e seine immer mehr anwachsenden Sammlungen,
 n in Gefahr waren. 1812 unternahm W. eine Kunst-
 Paris. Bald darauf trat er in nähere Verbindung mit
 u. A. 1815 folgte er der Einladung, mit den Landes-
 preuß. Königshause den Eid der Treue zu leisten. Bei
 Gelegenheiten erhielt der würdige Mann von den höchsten
 le Beweise der Achtung. Als er 1818 von einer schweren
 te er seine Vaterstadt Köln zur Erbin seiner an seltenen Ge-
 st und Wissenschaft überaus reichen Sammlung ein. Die von
 m dafür bewilligte Pension wendete er an, um eine Sammlung
 n, die eben nach England verkauft werden sollte, zu erwerben.
 teilte ihm damals den rothen Adlerorden 3. Classe, und 1819 eine
 st führte W., der sein nahes Ende fühlte, noch eine längst gehegte
 Er ließ an dem Hause, wo Rubens geboren ward und Maria von
 , einen großen Denkstein mit von ihm verfaßten Inschriften einmauern.
 n er sich auch der Baugewerk- und Professionistenschule an, ging aus
 hülte in die andre und ermunterte die Arbeiter zum Fleiß. Die 50jähr.
 schließ der edlen Greises, am 20. Juli 1823, war ein allgemeines Fest
 und seiner Vaterstadt. Auch die königl. Gesellschaft der Alterthums-
 in Frankreich übersandte ihm zu diesem Tage das Diplom als correspon-
 Mitglied. Am 18. März 1824 starb W. Die Würde des Menschen hat
 Mann in großen, reinen Zügen an sich dargestellt. Richtiger Blick,
 heit, wahre Erfindung machten im schönen Verein seinen Genius aus.
 m sagte Dr. Gall, daß er keinen Schädel dem von Goethe ähnlicher gefunden
 m wenigen. Seine Sammlungen, welche 521 Handschriften, 488 Urkun-
 150 alte Drucke, 13,248 Bücher, 9923 Mineralien, 1616 Gemälde,
 300 Zeichnungen, 38,254 Kupferstiche, 3165 Holzschnitte, 104 vater-
 Alterthümer, 323 geschnittene Steine, 1297 Anticaglien u. s. w. ent-
 , wurden 1827 in dem kölnischen Hofe aufgestellt und sind der Grund zu

einem Kölner Museum. Der Domkaplan Smets zu Köln hat über „Biographischen Versuch“ (Köln 1825) in Druck gegeben.

Wallrath (*sperma ceti*) ist der Name einer sehr weissen, feinen und glänzenden Masse, welche in den grössern Höhlungen und besonders nach der ganzen Länge des Rückenmarks heruntergehenden Canale des Coder Pottfisches in der Gestalt eines milchweissen Ols gefunden wird, die bald sie aus dem Fische herausgenommen wird, an der Luft sich verdickt, einem halb durchsichtigen Talg sich verhärtet. Wenn durch eine besondere Reinigung alle Unreinigkeiten geschieden worden sind, wird der gereinigte Wallrath in Stücken geschnitten und an der Luft völlig getrocknet. Der Wallrath ist weiss, fett und süsslich von Geschmack; der gelbliche und thranigte tauet. Man versendet ihn gewöhnlich in Gläsern, um zu verhüten, daß er verderbe. Er wird als Arznei innerlich und äusserlich, auch zur Schminke gebraucht. In Nordamerika und in England werden Lichter daraus verfertigt, mit denen nicht unbedeutender Handel getrieben wird. — Man hat auch eine Wallrathwachs, die man auf dem Meere schwimmend gefunden zu haben behauptet, und verschütteten Samen der Wallfische (daher der lat. Name *sperma ceti*) hat, Wallrath genannt.

Walmoden (Ludwig, Graf v.), kaiserl. östr. Feldmarschall, geb. zu Wien 1769, wo sein Vater, Hans Ludwig, Graf v. W., a. d. brit. Gesandter angestellt war. Er trat in das hannover. Leibgarde 1790 in preussische, und als Preussen in Folge des baseler Friedens die Kriege gegen Frankreich niederlegte, in östr. Kriegsdienste. Hier zeichnete er sich in allen Feldzügen als Parteigänger aus. Auch unterhandelte er und schloss den Hülfsgeldervertrag zwischen England und Oesterreich, als dieses 1809 von Frankreich die Waffen ergriff. Aus London zurückgekehrt, wohnte er der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Jul.) bei, und erkämpfte sich den Thron. Nach dem wiener Frieden ward er, nachdem er sich bereits zum Feldmarschall ernannt aufgeschwungen hatte, Divisionnaire in Böhmen, wo er meist in Verbindung mit politischen Berührungen, lebte. 1813 trat W. mit gleichem Charakter in östr. Kriegsdienste, wo er zum Befehlshaber der deutschen Legion bestimmt wurde, führte sie nach Mecklenburg, wo er der Übermacht Davoust's mit einem gleichgewicht hielt und sogar im Treffen an der Göhrde die franz. Division vernichtete. Nach dem zweiten pariser Frieden verließ W. die russ. Armee und kehrte nach Oesterreich zurück. 1817 ward er an des Grafen Nugent's Stelle in neapolitanische Dienste trat, Oberbefehlshaber der im Königreich Neapel zurückgebliebenen östr. Truppen, und 1821 befehligte er einen Haupttheil des gegen Neapel bestimmten östr. Heers, welcher im Jun. d. J. die Insel Sicilien besetzte. Er wurde 1823 zurückberufen. Ein durchbringender Verstand, ein neuer Überblick alles Dessen, was zur Ausführung eines Unternehmens erforderlich ist, ruhige Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters sind, verbunden mit edlen Gemüth und grossen Sinne, die Hauptzüge seines Wesens.

Walpole (Robert), Graf v. Orford und Pair von Großbritannien, der berühmteste engl. Minister, geb. 1674, starb 1745. Er studirte in Oxford und Cambridge, ward nach dem Tode seines Vaters Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und, erst 26 Jahre alt, von einem kleinen Flecken ins Parlament gewählt. Hier zeichnete er sich bald durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit aus. Er gehörte zu der Partei der Whigs, die unter der Regierung Wilhelms III. der Königin Anna dem Hofe ergeben war, und blieb sein ganzes Leben diesen Grundsätzen getreu. 1708 erhielt er den wichtigen Posten eines Secretairs. Als aber 2 Jahre nachher die Tories die Oberhand am Hofe erhielten, Marlborough gestürzt wurde, verlor auch W. seine Stelle, ward von seinem

geklagt, und selbst ins Gefängniß gebracht. 1713 wieder zum Parlamentswähl, zeigte er sich als einen eifrigen Vertheidiger der protestant. Erbfolge. Als Georg I. (1714) den britischen Thron bestieg, gewannen die Tories die Oberhand bei Hofe; W. wurde zum Zahlmeister der Truppen ernannt und erlangte bald großes Ansehen. 1716 bewirkte sein Vorschlag, daß Wilhelm III. 3jährig erneuertes Unterhaus in ein 7jähriges verwandelt, 1721 zum Kanzler der Schatzkammer (so viel als erster Minister) ernannt, und er sich, ungeachtet der heftigen Angriffe seiner Gegner, 20 Jahre hindurch diesem Posten. Es ist bekannt, welchen großen Antheil England damals im wichtigen Welthandel nahm. König Georg und seine Minister scheuten den Krieg, und suchten ihm durch geschickte Unterhandlungen und mächtige Allianzen auszuweichen. Allein die Mittel, die sie in dieser Hinsicht anzuwenden, waren Ursache, daß die Nationalschuld, die bei Georgs I. Regierungsantritt 1 Mill. Pf. Sterl. betrug, während seiner friedlichen Regierung nicht vermindert wurde. W. wendete aber auch einen Theil des Schatzes zu Bestechungen, um sich im Parlamente Anhänger zu verschaffen, die seine Grundsätze unterstützten. Er erklärte sich über diesen Punkt ziemlich offen in einer berühmten Rede, die er am Ausbruche des Kriegs mit Spanien (1740) im Unterhause hielt. Er hielt die Mittel gleich, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichen konnte. Bei dem allen war W. ein großer Minister; das Wohl seines Vaterlandes war ihm am Herzen, besonders suchte er den Handel desselben emporzubringen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Aus eben diesem Grunde suchte er den Krieg zu vermeiden. Als aber Spanien 1739 den zu Pardo geschlossenen Vertrag nicht erfüllte, sah er sich wider seine Neigung genöthigt, der Stimme der Majorität nachzugeben und jener Macht den Krieg zu erklären. Man klagte in England nicht ohne Grund über sein Zögern dabei. Als er aber einmal zum Kriege gefaßt hatte, ergriff er kräftige Maßregeln und bewies sich als ein Mann, der Befehlshaber ganz unparteiisch. Indessen machte die Nachlässigkeit, die er gegen die öffentliche Meinung gezeigt hatte, seine Gegner, die seinen halben Sieg über ihn erhalten zu haben glaubten, desto muthiger; sie setzten das Parlament auf die Entfernung des Ministers an, die jedoch nicht erfolgte. Als aber W. beim weitem Fortgange des Kriegs fühlte, daß sein Ansehen abnahm, und er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhause nicht mehr rechnen konnte, legte er 1742 seine Stelle nieder. Er wurde vom Könige von Großbritannien, u. d. N. eines Grafen v. Orford, erhoben, und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pf. St. Seine Nachfolger im Ministerio folgten denselben Maßregeln, die sie vorher bestritten hatten, aber es fehlte ihnen die Gabe. Eine Untersuchung, welche die Gegner des entlassenen Ministers über seine Verwaltung, besonders über die von ihm in den letzten 10 Jahren für den öffentlichen Dienst ausgegebenen 8 Mill. Pf. St., verlangten, blieb ohne Erfolg, und W.'s Andenken ist in England noch immer in Ehren. S. „Memoirs of the Administration of Sir Rob. Walpole“ (aus Originalpap. und ungedr. Quellen) von Will. Gore (London 1798, 3 Bde.).

Walpole (Horatio, Lord), des Vorigen jüngster Sohn, ein wichtiger Schriftsteller und Beförderer der englischen Literatur, geb. 1718, starb 1797. Seine Mutter leitete seine erste Jugendbildung, und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er studirte dann auf der Schule zu Eton, wo er mit dem Grafen Grey ein Freundschaftsbündniß schloß, mit dem er nachher 1739 einen Reisezug nach Italien durchreiste. Von 1741 an 4 Mal nacheinander ins Unterhaus gewählt, zeigte er bei allen Verhandlungen einen festen, unbestechlichen Charakter. Im Jahr 1761 gab er alle Theilnahme an politischen Geschäften auf, zog sich

auf sein Landhaus unweit London zurück, und widmete sich hier ganz seinen rischen Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Landhause legte er eine eigenbruckerei an, welche schöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare von ihm verkauft wurden. Von seinen eignen Schriften sind die merkwürdigsten: „Verzeichniß englischen Könige und Großen, welche Schriftsteller gewesen sind, nebst Angabe ihrer Schriften“, ein munter und witzig geschriebenes Werk, das viele sache Notizen enthält; „Kleine Aufsätze“ („Fugitive pieces“); „Anekdoten die Malerei in England“ (dieses Werk ward mehrmals aufgelegt und in Sprachen übersetzt); „Die Burg von Otranto, eine gothische Geschichte“ ein grausenvoller Roman und das Urbild aller Geister- und Gespenstergeschichten; sein ebenso gräßliches Trauerspiel: „Die geheimnißvolle Mutter“ („The rious mother“), erschien 1788. Noch ist von ihm eine Beschreibung der Landsitze seiner Familie in Norfolk befindlichen, später an die Kaiserin Katharina von Rußland verkauften Gemälde und Kunstwerke, u. d. T. „Aedes Walpole“ und ein raisonnirendes Verzeichniß aller Kunstwerke seines in mehr als eine sichts anziehenden Landhauses bei London zu erwähnen. Seine sämtlichen ihm selbst zum Druck geordneten Werke wurden nach seinem Tode in 3 Bdn., 4., mit 164 Kpfrn. prächtig gedruckt. Einen Auszug Dessen, was auch für das Ausland Interesse haben kann, gab A. W. Schlegel in den „Schriften, literarischen und unterhaltenden Schriften von Horatio Walpole“. Seine „Briefe von 1745 — 82“ kamen erst 1818 zu London heraus. „Geschichte von König Georg II. 10 letzten Lebensjahren“ gibt die einzige Kenntniß von dieses Königs Regierung. S. „Zweifel über Richard III.“ ein Muster historischer Kritik und Forschung zu betrachten. Von den „Works of Hor. Walp., Earl of Oxford“ erschien der 9. Bd. London 1825, 4., was Briefe an den Earl of Herford (Botschafter in Paris) von 1763 — 65, Anekdoten von ihm findet man in den „Reminiscences d'Hor. Walpole“ (1826). W. besaß viel Witz, das Talent der Unterhaltung und einen Schatz von Anekdoten über die europäischen Höfe und die berühmtesten Männer seines Zeitalters. Vorzüglich hatte er Alles, was zu seiner Zeit in England gefallen war, sorgfältig beobachtet, und zu diesem Behufe Alles, was seit George II. Regierungsantritte in England gedruckt worden war, bis auf die kleinsten phlets, mühsam gesammelt. Als Sonderling, der er den größten Theil seines Lebens hindurch gewesen war, zeigte er sich auch in seinem sehr weitläufigen Hause, in welchem er besonders für die unveränderte Fortdauer seines Landes gesorgt hatte.

Walpurga, Walburga, die Heilige, gewöhnlich Walpurgis in England geb., eine Schwester des heil. Willibald, des ersten Bischofs zu Eichstätt, und Schwestertochter des heil. Bonifatius, des Apostels der Deutschen. Sie ging, wie ihr Oheim und Bruder, nach Deutschland, in der Absicht, die christliche Religion auszubreiten, und wurde ungefähr in der Hälfte des 8. Jahrhunderts in dem neuerrichteten Kloster zu Heidenheim im Fränkischen. Sie muß ein lehrtes Frauenzimmer gewesen sein, denn man hielt sie für die Verfasserin der lat. Beschreibung der Reisen des heil. Willibald. Nach ihrem Tode (776 oder 777) ward sie ihrer großen Verdienste wegen unter die Heiligen versetzt, als Wunderthäterin verehrt, und es wurden ihr zu Ehren an verschiedenen Orten Capellen erbaut. Ein Öl, das unter ihrem Namen im katholischen Deutschland bekannt ist, für sehr wirksam gegen Krankheiten der Hausthiere angesehen. *) Der Zufall

*) In einem Benedictinerkloster zu Eichstätt liegen in einer Höhle die sogenannten Gebeine der heil. Walpurga. Aus dieser Höhle schwißt eine Feuchtigkeit; nach der Aberglaube vorgibt, sie quille aus den längst verdorrten Knochen, und dieses Öl nennt, ungeachtet sie weder brennt, noch auf dem Wasser schwimmt, sondern

nischen Calendern der Name der Walpurgis bald allein, bald mit den Namen Philipp und Jakob zugleich, auf den 1. Mai gesetzt worden, hat die Erinnerung der durch die vorgegebene Herenfahrt berüchtigt gewordenen dem 1. Mai Veranlassung gegeben. Der 1. Mai ist für die Landleute der Tag; mit ihm fängt sich das ökonomische Jahr an, viele Nachtconvente mit diesem Termin in Wirksamkeit, die Feldarbeiten werden von dieser Zeit an angetrieben. Kein Wunder also, daß der Aberglaube unserer Vorfahren, ein Unfall, vorzüglich in der Landwirthschaft, für eine Tücke des Teufels und die Hülfsinnen, der Heren, ansah, sich einbildete, daß zu dieser Zeit die Heren fertig machten, um Unheil anzurichten, und sich deswegen an einem Orte versammelten, die Befehle ihres Oberhauptes zu empfangen. Da in verschiedenen Gegenden die Gewohnheit auf, in der Walpurgisnacht um den Strohwischen, die auf lange Stangen gesteckt wurden, herumzuwandern auf die benachbarten Berge — denn nicht bloß auf dem Brocken oder dem Teufelsberg, sondern auch auf andern Bergen argwohnte man Herenzusammenkünfte zu begehen, und wiederholt zu schießen, wahrscheinlich, um die Heren zu verscheuchen.

Walther von der Vogelweide, einer der vorzüglichsten altdeutschen Dichter, unter den sogenannten Minnesängern der vielseitigste, umfassendste und reichste, welcher mit seinen Gesängen nicht allein die Liebe und den Mai, sondern in ihnen ein anschauliches Bild seiner Zeit und seines innern und äußern Lebens in und mit derselben gegeben hat. Er stammte aus einer adeligen, wohl begüterten Familie, deren Burg, Vogelweide, man nach der gewöhnlichen Angabe in dem obern Thurgau zu suchen hat. Die erste sichere geschichtliche Nachricht von Walther's Leben weist uns nach Österreich hin, wo er singen und sagen lebte hier am Hofe Friedrichs, des ältesten Sohnes Leopolds VI., des Markgrafen, Herzogs von Österreich und Steier. Friedrich nahm 1195 das Kreuz, und 1197 nach Palästina ab und starb im folgenden Jahre auf der Kreuzfahrt, welcher dessen Tod in einem spätern Gedicht schmerzlich beklagt, scheint nach dem Verluste seines fürstlichen Gönners den Hof von Wien verlassen zu haben, und es beginnt mit diesem Jahre für ihn, wie für sein Vaterland, eine Zeit Zerrüttung und des unstillen Treibens, die Kämpfe der beiden Gegenkönige, Friedrich von Schwaben und Otto von Braunschweig. In dieser Periode der Zerrüttung tritt W. als vaterländischer Dichter auf, indem er über des Reichs Zwietracht, den Verfall alter Sitte, Zucht und Mannheit klagt. W. gehört in seiner Zeit zu der hohenstaufenschen Partei; er klagt den Papst an, dessen Umtriebe die Zerrüttung seines Vaterlandes herbeigeführt, und ruft Philipp auf, der Beruhigung im Ende zu machen. Nach Philipps Ermordung 1208 begab sich W. als wandernder Sänger auf die Wanderschaft; und wie er selbst sagt, hat er viele Länder gesehen. Am Hofe des Königs von Frankreich (Philipp August) scheint er Aufnahme gefunden zu haben; aber am längsten hielt ihn der glänzende Hof des Landgrafen von Thüringen, Hermanns, fest, welcher fürstl. Freund und Schützer des deutschen Gesangs immer einen Kreis von Dichtern um sich versammelte, und jenen berühmten poetischen Wettstreit, den Krieg auf der Wartburg (1207) veranstaltete, in welchem auch W. als ein Sprecher mit auftritt. Er preist den König von Frankreich, und scheint mit dem Östreicher (Leopold VII., Hermanns jüngerm Bruder) unzufrieden, den er zwar nachher seine Sonne nennt, im spätern Tag, den Landgrafen von Thüringen, über diese Sonne hoch erhebt. Auch den Leptern mag auch W. v. d. Vogelweide ein Anhänger des hohenstaufen-

mit diesem vermischt, daher es wahrscheinlich nichts Andres ist, als der Dunst aus dem benachbarten Brauhause. (Nicolai's „Reise“, Bd. 9, 1795.)

schen Kaiserhauses, dem jungen freigebigen König Friedrich II. nahe gekor-
 Er preist in vielen Liedern dessen fürstliche Tugenden, und zeigt sich in
 tischen Gedichten als ein warmer Vertheidiger der kaiserlichen Macht
 gegen die Anmaßungen der ausgearteten Geistlichkeit und ihres Oberh
 Rom. So freimüthig aber auch W. gegen den weltlichen Übermuth und G
 Geistlichkeit und namentlich des Papstes zu Felde zieht, so gläubig und fe
 er doch die heilige Kirche und ihre würdigen Diener, und ist ein feuriger
 Kreuzes, mit dem er sich in der Folge auch selbst bezeichnen ließ. Er
 schenkte dem Dichter ein Reichslehn, worüber dieser seine Freude kaum a
 kann, ohne uns jedoch zu sagen, wie es geheißen habe. Eine geraume
 Friedrichs II. Ankunft in Deutschland finden wir W. wieder an dem Hofe
 wo er an Leopold VII., dem jüngern Bruder seines ersten Gönners Friedri
 milden Herrn fand; und nicht minder war ihm dessen Oheim, Heinrich,
 welcher bis 1223 lebte. Nach Leopolds Tode, 1230, scheint W. den Hof
 über dessen Verfall er klagt, verlassen zu haben, und wir erfahren nun
 äußern Leben nur noch seine Theilnahme an einem Kreuzzuge, wahrsc
 dem, welchen Kaiser Friedrich II. 1227 nach Palästina unternahm. De
 in welchem W. starb, ist so wenig bestimmt, wie das seiner Geburt; jed
 er wenigstens bis nach 1230 gelebt haben. Die letzten Jahre seines Lebens
 W. einer frommen und in sich zurückgezogenen Betrachtung der Welt in ihr
 tigkeit, des Todes und der Ewigkeit. Er starb zu Würzburg, oder ist doch
 graben. W. v. d. W. wird nicht allein von den vorzüglichsten Dichtern sei
 als ein Meister im Gesange gepriesen, sondern auch bis in die Periode der
 sänger klingt sein Name mit hellem Ruhme fort und wird unter den Zwöl
 nannt, welche nach der Sage zu Kaiser Ottos des Großen Zeit die edle En
 erfunden und gestiftet haben. Beide Gedichte, sämmtlich lyrische, stehen
 handschriftlichen Liedersammlungen der sogen. Minnesänger (s. d.). Lach
 hat sie im Originaltext herausgegeben (Berl. 1827). Vgl. L. Uhland's grü
 und umfassende Darstellung des Lebens und Charakters dieses Dichters und
 Gedichte u. d. L.: „Walther von der Vogelweide 1c.“ (Stuttgart 1822).
 Gedichte W.'s v. d. W. stehen in dem Mittelpunkte der schönsten Blüthe d
 deutschen Minnegesanges und verbreiteten sich nach allen Richtungen der
 und spätern lyrischen Kunst. Seine eigentlichen Minnelieder gefallen mehr
 Witz und freies Spiel der Empfindung als durch eine tiefe Innigkeit.
 überall Herr seines Gegenstandes, auch in der Liebe, und seine Vielseitigk
 leugnet er selbst im Herzen nicht. Seine politischen, moralischen und rel
 Gedichte tragen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes und der B
 tung, welches jedoch nicht selten durch heitern Scherz und witzigen Spott ges
 wird. Seine Versmaße und Reimweisen sind sehr mannigfach, von den präc
 grobstrophischen und langgegliederten Weisen, in denen er Könige preist,
 dem leichthüpfenden Volksliede. Im Ganzen steht er auch in diesem Betr
 der Mitte zwischen der musikalischen Freiheit der ältesten Minnesänger und der
 gen Mesekunst der in die Meistersängerei übergehenden.

Walzer. Ein deutscher Tanz von fröhlichem Charakter. Obgleich
 mig, ist er doch nicht ohne Bedeutung. Er stellt ein sich leicht drehendes, v
 tes Paar vor, das sich zur Fröhlichkeit vereinigt. Früher hatte er eine mäßig
 ferm Nationalcharakter angemessene Bewegung, und ging bisweilen ins sehr
 tig Zärtliche über. In der letztern Zeit dagegen, seitdem der wiener Walzer
 schend wurde, hat sich der Frohsinn und die Lustigkeit, die sich darin ausdr
 bis zur bacchantischen Wuth gesteigert. Die Musik, die Seele des Tanzes
 diese Perioden mit durchlaufen. Die Musikstücke werden in der Bewegung d
 oder $\frac{3}{8}$ = Takt geschrieben. Um die Eintönigkeit derselben zu vermeiden, hat

mehre Walzermelodien auf einander folgen lassen, und sie in einem Coda) verbunden. (S. Tanzmusik.)

Walzwerk, Streckwerk, nennt man eine Maschine, in welcher 2 milder starke Cylinder oder Walzen, die entweder aus Gußeisen oder Eisen und ganz genau abgedreht und abpolirt sind, mit einer entgegengesetzten Bewegung mittelst Wasser-, Thier- oder Dampfkraft, dicht an einander umgetrieben werden, um Metalle, als Eisen, Blech, Stahl, Messer, Zink, Blei &c. auszudehnen und denselben eine gehörige Dicke und Form zu geben. Indem nämlich das auszuwalzende Metall zwischen die beiden Walzen gedrückt wird, erhält es eine Stärke, die gleich dem Abstände der beiden Walzen an einander ist.

Wandelstern, s. Planet.

Wandern. Das Reisen der deutschen zünftigen Handwerker in fremde Länder zur vollkommenen Erlernung ihres Gewerbes, scheint ebenso alt zu sein als die Entstehung der Handwerke in Deutschland selbst. Ein großer Theil der Handwerker wandte in den Städten, die Heinrich I. anlegte. Unter seinen Nachfolgern, besonders unter den Königen, wurden die Züge der deutschen Könige nach Italien häufiger. Die Könige und Freien in ihrem Gefolge nahmen Knechte mit, die sich in jenem Lande Fertigkeiten erwarben, welche man in Deutschland noch nicht kannte. Dies hat die Idee von der Nothwendigkeit erweckt zu haben, daß Künstler und Handwerker in fremde Länder besuchen mußten, um sich in ihren Kunstfertigkeiten zu vervollkommen. Als nun Innungen, Zünfte (s. Gilde) aufkamen, da ward das Wandern der Handwerksgefallen als ein Hauptpunkt festgesetzt, in der Erwartung, daß die jungen Leute die in andern Ländern eingeführten guten Erfindungen und Handgriffe, nebst andern nützlichen Kenntnissen, erlernen sollten; man hielt es selbst zur nothwendigen Bedingung der Aufnahme in eine solche Zunft. Die Absicht dabei ist nicht zu verkennen. Aber wie die Zunftverfassung selbst das Wandern der Handwerker seine gute und schlimme Seite. Seine unbestrittenen Vortheile sind, daß die Gefellen dadurch mehr Geschäfts- und Menschenkenntnis und mehr Bildung im Allgemeinen erlangen, als in der Regel zu Haus, und daß wenn an einem Orte der Gefellen zu viel werden, mehrere von ihnen in andern Orten ihr Unterkommen finden. Wenige Ausnahmen abgerechnet, erhalten die Handwerkslehrlinge von ihren Meistern keinen Unterricht, den sie bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit in ihrem Gewerbe bringen. Nicht selten sucht der Meister, aus Eifersucht, gewisse Handgriffe den Gefellen zu verbergen. Aber auch angenommen, daß ein Meister seinen Lehrlinge alles Das beibrächte, was er selbst in seinem Gewerbe weiß, so erhält der Lehrling doch nur eine einseitige, mangelhafte Bildung erhalten, seinen Meister für den Kunstverständigsten halten, und sich in der Folge nicht leicht zu einem Mittelmäßigen in seinem Gewerbe erheben. Durch das Reisen lernt er nicht nur Handgriffe, oft auch die zu seinem Gewerbe erforderlichen Materialien nach ihrem wahren Werthe und ihrer verschiedenen Behandlung kennen. Das Besuchen fremder Werkstätten und die Beobachtung andrer Sitten und Gebräuche macht ihn gewandter, gibt ihm ein gewisses Selbstvertrauen, und erwirbt ihm bei seinen vereinstigen Mitbürgern einen Namen, sich etwas versucht zu haben. Indes sind auch die damit verbundenen mannigfaltigen Nachtheile nicht zu übersehen, die aber meistens in der Person der Wandersleute selbst liegen, und größtentheils durch Verfügungen der Obrigkeit, durch größere Sorgfalt der Meister und Lehrherren, sowie der Ältern der Zünfte selbst, verhütet werden könnten. Viele junge Handwerker gehen leichtfertig, ohne gehörige Vorbereitung, auf die Wanderschaft. Diese müssen meistens ihre Erfahrungen oft theuer genug erkaufen. Andre finden auf der Wanderschaft kein Unterkommen, entweder weil sie so ungeschickt sind, oder weil sie nicht

Lust haben, sich an eine feste Lebensart zu gewöhnen; sie wandern da weiter, und mancher wandert sein ganzes Leben hindurch. Die unaufgeklärte Folge davon ist Sittenverderbniß, Rohheit, Arbeitscheu und, bei einem Mangel, Versuchung zu Betrügereien und Diebstählen. Ein anderer ist der, daß die wandernden Handwerker dem Publicum bisweilen sehr fallen. Nicht alle Handwerke gehören unter die Zahl der geschenkten, nützlichsten, bei welchen die wandernden Gesellen mit einem festgesetzten Gesellen Reisegelde versehen werden. Aber auch diese Gabe ist oft so gering, daß eigenen Mitteln entblößte Reisende nicht dabei bestehen kann. Man hat zu Zeiten diesen Gegenstand öffentlich zur Sprache gebracht. Die Königl. Gelehrten in Göttingen gab 1797 die Preisfrage auf: „Wie können die Nachtheile, welche durch das Wandern der Handwerksgelegenheiten möglich sind, und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden?“ Unter mehreren eingegangenen Beantwortungen erhielten die beiden Schriften von Mohl (zusammen herausgegeben Erlangen 1798; des Letztern Abhandlungen, ebend.) den Preis. Eine löbliche Einrichtung unserer Zeit sind die an vielen Orten errichteten Sonntagschulen für Handwerker, deren Nützlichkeit, da es selbst am nächsten angeht, vielleicht oft am wenigsten erkannt wird. In preuß. Staaten besteht schon lange ein Gesetz, welches den jungen Handwerksgesellen das Auswandern in fremde Länder streng verbietet. In einigen deutschen Staaten sind Wanderordnungen gegeben worden, die aber meistens unerschwerte Erlangung mannigfaltige Mißbräuche beförderte, sind 1808 und in Sachsen 1810 Wanderbücher eingeführt worden, wozu obrigkeitlicher Aufsicht ausgefertigt werden. (S. auch „Preisschrift vom Wandern der Handwerksgelegenheiten“, Nürnberg 1809.)

Wanken der Erdbare, Nutation. In dem Art. Vorrückung der Nachtgleichen sind die Gründe entwickelt, aus denen die Axe der Erde gegen der sphäroidischen Gestalt der letztern und der daher rührenden Unebenheiten, in den Anziehungen der Sonne und des Mondes eine jährliche Veränderung von beiläufig 50" erleidet. Von diesen 50" kommen im Maximum auf die Anziehung des Mondes. Er kann aber diese Wirkung wegen der steterdeß eintretenden Stellungsveränderung, nicht auf eine gleichmäßige Wirkung vorbringen, vielmehr ergeben sich aus diesen Veränderungen nicht nur Unebenheiten in dem Maße der Vorrückung der Nachtgleichen, sondern auch ein Wanken (nutatio) der Erdbare und also der Ebene des Äquators, in dem sich die Gestirne demselben bald zu nähern und bald sich davon zu entfernen. Welche geringe Verschiedenheiten in der Declination auch die Veranlassung zur Beobachtung dieser periodischen Änderung gegeben haben, die wir Bradley danken. Im Allgemeinen leuchtet von selbst ein, daß eine Verschiedenheit in der Stellung des Mondes gegen den sphäroidischen Erdkörper, besonders aber die Lage seiner Knoten, die einer eignen schnellen Bewegung unterworfen (Mond), und seiner Lage gegen den Äquator, die sich um 10° verändert, notwendig Veränderungen in der Neigung der Ebene des letztern gegen der Ekliptik hervorbringen, und also die Schiefe der Ekliptik, d. h. den Winkel zwischen den genannten beiden Ebenen mit ändern muß. Von der Lage des Mondes gegen die Ekliptik und ihrer gemeinschaftlichen Durchschnittslinie ist in dem Art. ebenfalls gezeigt worden, andererseits auch die Lage der Erde gegen die Ekliptik, die man sich gewöhnen muß, als etwas nur Eingebildetes, welches von der Rectascension, Declination und Länge (nur in der Länge) abhängig; und wenn also, wie dies angegeben ist, in den Stellungen des Mondes periodische Verschiedenheiten

so müssen davon periodische Verschiedenheiten in den aus andern Gründen secularen Veränderungen der Schiefe der Elliptik und der Lage der Apsiden die Folge sein. Auf diese periodische Veränderung jener Beziehungen beschränkt sich aber die Erscheinung der Nutation. Der Herr d'Alembert („Recherches sur la précession des équinoxes et sur la nutation“, Paris 1749, 4.) und Laplace („Mécanique des Cieux“, in der 2. Bd., Cap 4 fg.) ist es gelungen, alle diese verwickelten Erscheinungen mit dem entschiedensten Erfolge auf das Gesetz der Schwerkraft (Gravitation) zurückzuführen, und die dafür berechneten und in den astronomischen Tabellen Berichtigungen finden sich mit den Beobachtungen in der vollkommensten Übereinstimmung.

D. N.

Wanken des Mondes, Libration. Fortgesetzte Beobachtungen haben gelehrt, daß der Mond der Erde immer eine und dieselbe Seite zuwendet; bemerkt man aber, daß sich diese der Erde zugewendete Halbkugel zuweilen etwas verrückt, indem die den Rändern nahe stehenden Flecke bald verschwinden und wieder erscheinen, die dem Mittelpunkte näher gelegenen aber gegenwärtig scheinen, Alles jedoch ohne Veränderung ihrer gegenseitigen Lage. Diese Erscheinung nun wird das Wanken (libratio) des Mondes genannt. Die Ursache davon ist der Umstand, daß die während eines Umlaufs um die Erde Revolution des Mondes um seine Ase mit gleichförmiger, der Umlauf um die Erde mit ungleichförmiger Geschwindigkeit geschieht. Hat also der Mond seinen Umlauf vollendet, so hat er indeß nicht auch gerade eine Viertelsare um die Erde herumgelaufen. Außer diesem Wanken, wodurch offenbar die Länge der Mondflecke verändert wird, und welches deshalb das Wanken in der Länge heißt, beobachtet man auch ein Wanken in der Breite. Die Umlaufsare des Mondes steht nämlich auf der Bahn nicht senkrecht. Sowie daher aus demselben Grunde die Erde bald den Nord- und bald den Südpol zuwendet, so muß hinwiederum die Erde bald seinen einen und bald seinen andern Pol zukehren, und es wird ein abwechselndes Erheben und Senken der Flecken gegen die Ebene der Erde, somit zugleich Veränderungen in der Lage gegen die Ebene der Erde in der Breite, bewirken. Hierzu tritt noch ein tägliches Schwanken hinzu, welches rührt, daß der Mond nicht aus dem Mittelpunkte der Erde, sondern aus der Oberfläche aus beobachtet wird, woraus eine neue Verschiedenheit in der Erscheinung des Umrisses der Mondscheibe entspringen muß. (S. Lit. über Astronomie“, Wien 1825.)

D. N.

Wankler (Ferdinand Geminian), Dr. der Theol., groß. habsburger geistl. Prof. der Moral zu Freiburg im Breisgau und designirter Erzbischof. Der ausgezeichnete kathol. Theolog der neuern Zeit wurde zu Freiburg am 1. März 1754 geb. Bei einem schwächlichen und kleinen Körperbau entwickelte sich ein sehr energiegelader und kräftiger Geist. Anfangs für das väterliche Gewerbe (die Landwirtschaft) bestimmt, erhielt er gleichwol, nach seiner Neigung, die Erlaubnis zum Studium; er zeichnete sich vorthellhaft aus und wurde in dem unter dem Namen des Sapienzcollegium, und später, 1782, als Priester in dem Seminar aufgenommen, das durch vorgenannten Monarchen die edelste Weihe und die beste Richtung empfangen hatte. Bei seiner Rückkehr nach der Vaterstadt wurde er als Vicar zu Feldkirch, einem den Hrn. v. Wessenberg, die er angehörigen Dorfe; darauf nahm er den Plaz eines Hofmeisters bei dem Hrn. v. Wessenberg in Freiburg an; später ernannte ihn die Universität zum Professor der Theologie, und endlich bezog er als erster Subrektor das Josephinische Gymnasium, 1783. Obgleich sehr jung für eine so bedeutende Stelle, behauptete er durch angestregten Eifer in den Wissenschaften sowol als einen edlen Charakter allgemeine Achtung. In diesem Verufe schrieb er auch

sein „Lehrbuch über die Pastoral“, welches er in spätern Zeiten vollständig zuarbeiten gedachte. Ebenso legte er die Grundzüge zu seinem später ers. „Lehrgebäude der christlichen Moral“ nieder. Die Universität erkannte W. diensste an durch seine Ernennung zum Prof. der Moral (1788). In diesen Kreise übte er sowol auf den Geist der Facultät als auf den der Stud. einen äußerst wichtigen Einfluß. Eine neue Schule bildete sich unter den, welche diese Hochschule besuchten, recht eigentlich durch W., und der langen Dauer seines Lehramtes kann man mehrere tausend junge M. Sicherheit annehmen, die von der Stätte, wo früher bloß Jesuitismus banterie geherrscht, liberalere Grundsätze und gebiegneres Wissen mit sich nahmen und weiter verpflanzten. „Deutschland — so drückt ein Bericht über ihn sich aus — zählt viele Schriftsteller, deren Name genannter als ist; dennoch hat manche dieser Celebritäten bedeutend weniger auf die Jug. Zeit, und namentlich auf einer kathol. Hochschule, in so vorzüglichem wirkt als der Verewigte. Sein inneres Leben strömte mit jedem Tag das Herz und in den Verstand einer Menge von Zuhörern, und regte lebendige Wort des Vortrags mehr an, als wenn es, auf Massen von die enge Norm flüchtig und zahlreich hintereinander geschriebener Lehrbüd zwingt, die Meßkataloge ruhmredig geziert hätte“. — Als Schriftsteller sich W. durch sein „Lehrbuch der christlichen Sittenlehre“ aus, welches als vollkommensten Werke in dieser Hinsicht gelten kann. Es erhielt unter auf die Aufforderung der östr. Regierung erschienenen einen unbestrittenen und hat, die Nachdrücke abgerechnet, bereits 3 Aufl. erlebt. Der Lob den Verf. an gänzlicher Umarbeitung desselben. Noch erschienen von W. kleinern Umfangs, als: „Über Vernunft und Offenbarung, mit Hinsicht moralischen Bedürfnisse der Menschheit“ (Wien 1804, 2. A., zu Freib.), „Über die Verbindung der sittlichen Cultur der Geistlichen mit der wissenschaftl. (im Archiv des Bisthums Konstanz, redig. von Wessenberg, 1806), und „Über das Band der Ehe nach ihrer naturrechtlichen und reinen moralis. sicht“ (ebend., 1810). Das Gutachten, welches die theol. Facultät zu in Bezug auf die geschworenen Geistlichen zu Gunsten des franz. National ausstellte, und welches im kathol. Deutschland damals so großes Aufsehen soll ebenfalls aus W.'s Feder geflossen sein. W.'s Verdienste als Hochsch. Priester, seine religiösen und politischen Hauptansichten und Grundsätze, durch einen ebenso liberalen und aufgeklärten als religiösen und edeln Charakter sich auszeichneten, schildert die von seinem Freunde Hug erschien. von Münch (im 1. H. des „Deutsch. Museums“, 1824) commentirte „Lebensrede“ auf W. Seine Bezeichnung zum Erzbischof von Freiburg W. Wessenberg's Zurücktritt oder Entfernung, die einzige tröstliche Entschädigung diesen unerseßlichen Verlust. Leider erlebte W. die Bestätigung von Rom nicht mehr, sondern starb 1824 an einer Gedärmentzündung. Sein Tod war langer Erwartung des rücksichtlich der Kirchenverhältnisse nun Folgenden, schmerzhaft empfunden. Banker und Werkmeister werden lange noch unter seinen Namen bleiben.

Wappen sind Zeichen von Ländern, Städten, Körperschaften, und einzelnen Personen, die mit gewissen, aus der Natur oder dem Ge. Kunst hergenommenen, oder auch nach Willkür erfundenen Bildern, und in Stein und Metallen vorgestellt werden, und die dazu dienen, Familien, einzelne Personen u. von einander zu unterscheiden, vorzüglich aber eine Würde oder die eines Landes, wenigstens eines Rechtes zu demselben, anzuzeigen. Über die Stellung s. Heraldik. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verschiedener Form ist, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes

Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt ist, auf 8 unterscheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es sind 7 Farben kommen, die, wenn man sich der wirklichen Farben nicht bedient, auf diese angedeutet werden: Gold durch Punkte, Silber durch weißen Grund, senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün durch schräge, nach der rechten Seite, und purpurrothe durch schräge, nach der linken Seite des Beschauers, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Diejenige Seite des Wappens, welche der rechten Seite des Beschauers gegenüber steht, heißt die linke, diejenige, welche der linken Seite des Beschauers gegenüber steht, die rechte Seite des Wappens.

Die Wappenschilder kamen erst im Anfange des 13. Jahrh. auf. Zur Bekleidung der Wappen gehören die Kronen bei kaiserl. und königl., rätzl. und fürstl. Häusern, Cardinälen, Erzbischöfen, und Äbten, und die Helme bei dem Adel. Die Kronen sind sehr verschieden, wie denn auch überhaupt bei der Bildung und Zusammensetzung der Wappen sehr viel Willkür geherrscht hat, und noch herrscht. Die Helme sind geschlossen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Visir, mit Kosten besetzt. Auf den Helmen werden zur Zierrath große Federbüsche angebracht. Zur Bekleidung der Wappenschilder gehören noch der Wappenmantel oder Baldaquin (Paravillon), die Schildhalter und die Ordenszeichen.

Wappenkönig, **Wappenherold**, ein Beamter, der die Wappen zu zeigen muß, um die Richtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden besonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung sie nach den Gebräuchen oder Gewohnheiten anordneten; auch hatten sie dabei das Ge-
Wappen der Ritter zu untersuchen, und ihre Turnierfähigkeit darnach zu beurtheilen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Kleidung, auf welche das Wappen ihres Fürsten gestickt war (s. **Wappenröcke**).

Wappenkunde, s. Heraldik.

Wara, s. Nordische Mythologie.

Warburton (William), ein scharfsinniger theologischer Schriftsteller, war in Warwick in der engl. Grafschaft Nottingham geb., und beschäftigte sich, nach dem Beispiele seines Vaters, mit der Advocatur, wählte jedoch den geistlichen Stand, und ward 1728 Rector der Schule zu Burnt Norton. Aufsehen in der Literatur machte er zuerst durch seine Abhandlung *Ueber die Verbindung des Staats mit der Kirche*, in welcher er schon sein Werk *Ueber die göttliche Sendung des Moses* ankündigte, das 1736 erschien. Hier wollte er mit dem größten Aufwande von Kunst und Wissenschaft zu zeigen, daß die alten Gesetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Lebenszustande zur Erhaltung der bürgerlichen Anstalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden; nur Moses habe eine Ausnahme gemacht, keine Er-
regung eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehor-
sam der Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze bloß durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Es
entstand daraus zwischen ihm und seinen Feinden ein wissenschaftlicher Streit, der
seiner Heftigkeit geführt wurde. In der Folge übernahm er die Vertheidigung
Lope's „Versuch über den Menschen“, wodurch eine dauernde Freundschaft
zwischen ihm und dem Dichter begründet wurde, der ihm auch die Hälfte seiner
Einkünfte und die Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum seiner Schriften ver-
machte. 1749 vertheidigte daher W. den Charakter seines Freundes mit großem
Erfolge gegen Volingbrooke, und bald darauf veranstaltete er eine vollständige Ausg.
Lope's Werken, dessen Leben er auch etwas panegyrisch beschrieb. Ungeachtet

seines großen literarischen Rufes gelangte er doch erst spät zu den höhern in der Kirche; 1754 ward er in kurzer Zeit Capellan des Königs, Canon Durham und Bischof von Gloucester. Der Schmerz über den Tod seines Sohnes machte tiefen Eindruck auf ihn; er überlebte ihn nicht lange, sondern 7. Jun. 1779. W., einer der größten Gelehrten Englands, verba so selten vereinigt ist, einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntn eine höchst lebendige Phantasie; als Theolog und Kritiker machte er 50 J gleich großes Aufsehen. Seine Werke, unter denen wir außer den schon ten seine Abhandl. über den Ursprung der Ritterbücher und seine Predig anführen müssen, sind 1789 in 8 Bdn. 4. erschienen. Außerdem hat er Herausg. vieler fremden Werke besorgt und sie mit seinen Anmerkungen b

W a r d e i n (auch **Guardein**), ein Beamter, der den Gehalt der der Münzen zu untersuchen hat. Bei dem Bergwesen heißt er Bergwart der Münze **Münzwarbein** (s. d.). Der Name kommt von einem al noch im Niedersächs. üblichen Worte, **Warden**, **Wardiren**, her, das se deutet als den Werth bestimmen, den Gehalt vermischter Metalle un probiren, würdigen. Die Schreibart **Warbein** ist daher richtiger als die wöhnliche **Guardein**, bei welcher man das Wort a. d. Italien., von ge Acht geben, herleitete.

W a r e n d o r f, an der Ems, eine ehemals bischöfl. münsterische, i fische Stadt in dem westfälischen Regierungsbezirk Münster, mit 748 4200 E., bekannt durch ihre starke Leinweberei und ihren Leinenhandel; d ein großer Theil der sogen. warenborfer Leinwand, jährlich mehr als 16,00 oder 960,000 Ellen, von den Landleuten der umliegenden Gegend im wo die Hände von der Felarbeit ruhen, gefertigt. Berühmt sind auch die sogen. Baumseidenfabriken und die Bleichen.

W a r m b r u n n, auch **Warmbad** genannt, ein Badeort im schlesie birge, eine Stunde von Hirschberg, 1077 F. über der Meeresfläche. Derselbst enthält etwa 300 H. mit 1900 E., ist gut gebaut, und nährt sich Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, der Weberei, Handwerken, vorzügl und Steinschleifen, wozu noch der stete Aufenthalt der Grafen Schafg Herren des Ortes, kommt. Seinen Ursprung verdankt Warmbrunn den Quellen. Diese sollen schon im Anfange des 12. Jahrh. entdeckt worden se testens ist dies 1295 unter Herzog Boleslaus Crispus geschehen. Ems Bädern überließ Graf Gotthardt v. Schafgotsch, der 1403 hier eine Prop tete, derselben, weshalb es das Propsteibad genannt wird. Außer jenem das gräfliche oder Schafgotsch'sche Bad vorhanden. Beide sind gut überb hoch gewölbt. Die Quelle gehört zu den alkalischen Schwefelquellen; sie ihr Wasser in einem Becken, in welchem sich die Kranken, ohne Unter Standes und Geschlechts, in angemessener Kleidung baden; Mittags und wird das Bad verschlossen. Zum Aus- und Ankleiden sind mehrere Zimmer Badesaal her angebracht. Seit 1771 trinkt man auch Brunnen, jetzt in de genstunden bis 6 Uhr. Im gräflichen Bade wird auch das Wasser zum B bade gewärmt. Nützlich ist das Bad bei Sicht, Rheumatismen, Versto im Unterleibe, Hautauschlägen, Urinbeschwerden, Bleikolik u. s. w. Zu enthalt der Fremden sind gute Einrichtungen getroffen. Für 24 arme Ki der Graf Schafgotsch 1820 ein treffl. Hospitium erbaut. Spaziergänge f fernere Ausflüge macht man von hier nach Hirschberg, Hermisdorf, dem dem Zackenfall u. s. w.

W ä r m e. Die Wärme spielt in der Natur eine ebenso wesentliche d das Licht, mit welchem sie auch, wie in der Folge gezeigt werden soll. e nahe verwandt zu sein scheint, während sie andrerseits desto mehr von ihm

Wir nehmen die Wärme durch das Gefühl wahr, und erkennen ihre son-
 dlichen (erfahrungsgemäßen) Eigenschaften an den Veränderungen, wel-
 che in verschiedenen Körpern hervorbringt. Bei der Theorie der Wärme
 sind folgende Punkte wissenschaftlich zu erörtern: 1) Die Quellen der Wärme,
 die verschiedenen Arten, wie sie erregt oder hervorgerufen wird, welche theils
 natürlichen, theils künstliche sind. 2) Sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften oder
 die Natur der Wärme. 3) Gesetze der Fortpflanzung oder Verbreitung.
 Unterschied zwischen gebundener und freier Wärme, Temperaturverthei-
 lung, Verhältniß der Wärme zum Lichte, Ähnlichkeit und Unterschied beider.
 Die Bedeutung oder philosophische Ansicht von der Natur der Wärme. —
 Die Quellen der Wärme, Erregungs- und Erzeugungsarten, gehört
 die Sonne oder das Sonnenlicht, worin sich die Wechselwirkung zwi-
 schen der Sonne und den Planeten offenbart. (S. Licht.) Diese von der Sonne
 kommende Wärme muß zunächst von allen übrigen Wärmequellen, die ihre Stätte
 auf den Planeten haben, wohl unterschieden werden. Manche Naturforscher
 unterscheiden die Entstehungsart der Wärme, und wahrscheinlich mit Recht, für die Ur-
 sachen aller andrer Quellen erst möglich werden. Wenigstens kann man
 das Wechselspiel zwischen der Sonne und dem Planeten erzeugte Wärme
 als kosmische Wärme schicklich bezeichnen, zum Unterschied
 von der, die durch eigenthümliche Kräfte des Planeten erzeugt wird, welche
 tellurische oder terrestrische Wärme heißen muß. Letztere entsteht unter an-
 dern verschiedenen Umständen: a) Durch Reiben, vorzüglich fester Körper.
 So erhitzen und entzünden sich trockene Hölzer, wenn sie heftig anein-
 ander gerieben werden, so verkohlt sich das Holz an der Oberfläche, wenn der
 Holzklotz beim schnellen Umdrehen des auf der Drehbank befestigten Holzes, ein
 wenig Holz (am besten Eichenholz) an die umlaufende Arbeit anhält, wo-
 durch Ringe zur Verzierung entstehen; so entglühen beim Feueranschlagen
 die Lichttheile, und erscheinen als Funken (s. Feuerzeug); so erhitzen
 die Zapfen der Mühlwellen in ihren Pfannen, wenn sie nicht fleißig
 mit Oel bestrichen werden, und beim Kanonenbohren wird, selbst wenn es
 mit Wasser geschieht, sehr viel Wärme erzeugt. b) Durch Stoßen, Schlagen
 oder Pressen. So kann z. B. ein Stück Eisen durch starkes und schnelles
 Stampfen erhitzt und endlich zum Glühen gebracht werden. Daher kann sich
 auch beim Stampfen in der Pulvermühle leicht entzünden, wenn es
 nicht feucht erhalten wird, daher kann man durch schnelles Zusammen-
 drücken atmosphärischen Luft, mittelst einer kleinen Pumpe, Zunderschwamm ent-
 zünden. c) Durch chemische Veränderungen, durch Mischungen, wodurch während
 des Aggregatzustandes der Verbrennungsproceß angeregt wird. So
 entzündet sich das Wasser plötzlich und unter heftigem Aufbrausen, wenn es mit Vi-
 triol (konzentrierter Schwefelsäure) vermischt wird, und Nelkenöl entzündet sich mit
 Kalium beim Zusammengießen mit rauchendem Salpetergeist. Sogar d) bei der
 Berührung mancher sehr entgegengesetzter Substanzen wird Wärme plötzlich
 erzeugt, wie bei der Berührung des Wasserstoffgases (als der leichtesten und
 einfachsten Substanz) mit staubförmigem Platin (als dem schwersten Metall),
 welches sogleich erglüht (eine sehr merkwürdige neue Entdeckung von Döbe-
 niner). Endlich wird auch e) die tellurische Wärme auf organische Weise in den or-
 ganischen Körpern, besonders im Organismus der höhern Thiere und der Menschen,
 bei welcher Erzeugung der Proceß des Athmens vorzüglich wirksam zu sein
 scheint. Alle diese Quellen der tellurischen Wärme sind aber im Grunde nur schein-
 bar verschieden, und lassen sich auf eine Hauptquelle, auf den Verbrennungspro-
 ceß (oder die Wirkung des Verbrennens) zurückführen, welcher mit der Elektricität in sehr
 naher Beziehung und Verwandtschaft steht. Von der nahen Verwandtschaft der

Elektricität mit dem Verbrennen zeugt vorzüglich der elektrische Funke, in sich die elektrische Spannung oder Polarität endigt; der Funke erscheint und Wärme zugleich, mithin als (elektrisches) Feuer, worin sich der Streik entgegengesetzten elektrischen Pole oder Stoffe durch Vereinigung beider vollendet. Der elektrische Proceß endigt also bei seiner höchsten Steigerung in Verbrennen, denn bei allem Verbrennen erfolgt eine solche Ausgleichung entgegengesetzter Pole und das Product dieser Ausgleichung ist ein Oxyd, d. h. ein mit Sauerstoff verbundener, zuvor brennbarer Körper, der durch diese Verbindung seiner Brennbarkeit beraubt ist und nun ein verbrannter Körper heißt. Bei der Verbrennung also der Sauerstoff im Gegensatz und Wechselwirkung mit verbrennlichen Stoffen, vorzüglich mit dem Wasserstoff, dem verbrennlichsten in der Natur. Eine Bedingung des Verbrennens ist daher der Sauerstoff des atmosphärischen (s. d. und Gasarten), und es ist begreiflich, daß die Verbrennung um so leichter erfolgen muß, je mehr Sauerstoff eine Gasart in seiner Mischung enthält, daß mithin die Verbrennung im Sauerstoffgas die vollkommenste ist. Das Sauerstoffgas wird aber durch das Verbrennen zerlegt, weil sich der Sauerstoff mit dem brennenden Körper verbindet, und wenn dieses Gas als eine Verbindung von Sauerstoff mit Wärmestoff betrachtet wird, so erhält aus dieser Ansicht durch die Zerlegung des Sauerstoffgases beim Verbrennen der Wärmestoff wieder seine Einheit, der nun einerseits sich dem Gefühl als Wärme, andererseits als Licht offenbart; denn Licht und Wärme müssen als zwei verschiedene Eigenschaften einer Substanz betrachtet werden. Bei der Elektricität sind nun dieselben Kräfte thätig oder in Wechselwirkung begriffen, aber bei den geringern Graden des elektrischen Proceßes kommt es noch zu keiner Zerlegung und neuen Verbindung der wirkenden Kräfte und Stoffe, diese erfolgt erst, wenn der elektrische Proceß die höchste gesteigert ist, d. h. wenn er in Verbrennung ausschlägt. Die oben erwähnte Einheit der genannten verschiedenen Quellen der tellurischen Wärme kann nun besser nachweisen lassen. Durch das Reiben werden die entgegengesetzten Pole der Körper erregt, ihre Polarität (polare Wechselwirkung) wird erhöht, entsteht zuerst Elektricität; durch heftiges Reiben wird letztere gesteigert, und die Körper brennbar sind, so werden sie sich entzünden, d. h. der elektrische Proceß wird in Verbrennung übergehen. Die Flamme ist sonach eine elektrische Entladung, und sie kann als eine stetige (ununterbrochene) Folge elektrischer Funken betrachtet werden, wobei sich einerseits der brennbare Stoff des Körpers in Gas verwandelt, andererseits das Sauerstoffgas der Luft in steter Zerlegung, und in fortwährender Wärme- und Lichtentwicklung begriffen ist. Bei schwer verbrennlichen Körpern (z. B. Eisen) entsteht durch das Reiben ein schwächerer elektrischer Proceß, es erfolgt Wärme und endlich Glut (Glühen), mehr Wärme und Licht, wobei die Oberfläche des geriebenen Körpers (z. B. des Eisens oder strengflüssigen Metalls) oxydirt oder verkohlt, d. h. mit Sauerstoff verbunden wird. Wenn nun auf diese Art die Wirkung des Reibens zur Erzeugung der Wärme oder des Feuers (Wärme in Verbindung mit Licht) begreiflich wird, so ist mit zugleich auch die Erzeugung der Wärme durch Schlagen oder Hämmern durch Zusammenpressung erklärt. Denn diese Verrichtungen oder Berührungen sind ja im Grunde ebenfalls ein Reiben, indem beim Hämmern ein Metall die Theile desselben gewaltsam verschoben werden und sich daher aneinander reiben; Dasselbe findet begreiflicher Weise auch beim Zusammendrücken statt. Was nun die Wärmeerzeugung durch chemische Mischung betrifft, so ist man, daß bei jeder chemischen Verbindung auch Zerlegungen (Trennungen) gehen, besonders in der dem chemischen Vorgange benachbarten atmosphärischen Luft, wobei also wieder das Sauerstoffgas die Hauptquelle der entstehenden Wärme ist. Da ferner bei allen chemischen Vorgängen der Sauerstoff mit seinem

ein Brennstoff, in mancherlei Gestalten im Wechselspiel begriffen ist, so überhaupt der chemische Proceß, trotz seiner sehr mannigfaltigen Formen, auf eine Verbrennung (Oxydation), die im Wasser (im Flüssigen) vor andrerseits auf Reduction (Desoxydation), d. h. auf Wiederherstellung der Materien in brennbaren Zustand, zurückführen. Daß endlich durch Mischung sehr entgegengesetzter Substanzen das Verbrennen erregt, mithin hervorgerufen wird, ist auch nicht schwer zu begreifen, da der Grad der mit der Stärke des Gegensatzes in geradem Verhältniß stehen muß, und auch das Reiben nichts Andres als eine oft wiederholte, stets veränderte Mischung ist. Und somit wäre die obige Behauptung, daß alle Wärmeerzeugung (allen) auf unserm Planeten sich im Verbrennungsproceß vereinigen, nachgewiesen, wenn noch bemerkt wird, daß auch die organische Wärme auf einem Verbrennen beruht, auf dem Athmen nämlich, welches ein Verbrennungsproceß ist, indem durch diesen organischen Vorgang das Gas der atmosphärischen Luft zersetzt wird. — 2) Durch die Eigenschaften der Wärme, wenn man darauf achtet, lernt man ihre Natur kennen, diese Kenntniß auf Erfahrung gründet; denn in den Eigenschaften zeigt, die es in der Wechselbeziehung mit andern Dingen kundgibt, offenbart seine Natur (sein Wesen). Daher bezieht sich alles Folgende nothwendig auf die Eigenschaften oder die Natur der Wärme, und es kann unter dieser Nummer von den Haupteigenschaften die Rede sein; es sind folgende: a) Die Wärme dringt alle Körper, auch die dichtesten (die Metalle), wodurch sie sich von materieller Materie, von allen irdischen Körpern unterscheidet, welche im Gegensatz mechanische Weise) undurchdringlich und daher auch nicht durchdringt. Daher kann auch die Wärme nicht eingesperrt und nicht gewogen werden, sie gehört (in der Sprache der Chemiker) zu den unsperrbaren und ungewogenen Stoffen. b) Indem die (freie, fühlbare) Wärme die Körper durchdringt, so wird dadurch in einen größern Raum, und zwar nach allen Dimensionen ausgedehnt (sie nehmen ein größeres Volumen an). Diese Eigenschaft der Wärme, die Körper auszudehnen und dadurch specifisch leichter zu machen (bezieht sich auf alle Körper), und Jeder kann sich durch die tägliche Erfahrung davon überzeugen. Am meisten wird aber die Luft und das Wasser durch die Wärme ausgedehnt. Man nehme z. B. eine festverbundene Blase, die zum Theil mit Luft erfüllt ist, und halte sie über ein Kohlenfeuer, so wird sie aufschwellen, straff ausgespannt werden und auch wol zerplatzen, wenn die Luft verstärkt wird. Daher kommt es, daß die Luft am geheizten Ofen beständig steigt, wenn im Gegentheil im Winter beim Öffnen eines Fensters, einer anströmende kalte Luft zu Boden sinkt; denn die Kälte hat die entgegengesetzte Eigenschaft, die Körper zu verengern, zusammenzuziehen (das Volumen zu vermindern). Auf jene Eigenschaft der Wärme und diese entgegengesetzte der Kälte (welche bloßer Mangel der Wärme ist) gründet sich das Thermometer (Wärmemesser) und Pyrometer (Higemesser, Feuermesser) (s. d.), wovon das erstere bekanntlich ein so wichtiges Werkzeug für die Meteorologie ist. Am auffallendsten ist aber die ungeheure Ausdehnung des Wassers, wenn es durch das Feuer in Dampf (s. d.) verwandelt wird. Eben diese Eigenschaft ist auch die Ursache der Ausdehnung der Körper in der Wärme, wie des Schmelzens bei höhern Temperaturen, in welcher Hinsicht die Glut ihre Gewalt auf die härtesten Metalle ausübt. Daraus ersieht man, daß die ausdehnende Kraft der Wärme der Cohäsion (des Zusammenhanges der Theile) feindlich entgegenwirkt, die Banden der Materie zu lösen strebt. Körper, die mit der Luft viel Verwandtschaft haben (welche leicht entzündlichen sind), werden aus gleicher Ursache verflüchtigt, d. h. in Gas verwandelt, die ausdehnende (lösende) Kraft der Wärme vergast (in Gas verwandelt).

Die entgegengesetzte Eigenschaft, das Flüchtige, wo möglich zu sammeln, das zu verdichten, das Weiche zu verfesten, das Flüssige zu erstarren, hat nämlich die Kälte, die daher der Cohäsion (eine Eigenschaft der tellurischen Körper) günstig ist. — 3) Gesetze der Fortpflanzung der Wärme. Man nennt die Fortpflanzung der Wärme auch Mittheilung, Verbreitung und in gewisser Hinsicht Vertheilung, in anderer Hinsicht Leitung der Wärme. Wenn nämlich ein Körper erwärmt ist, so bleibt seine Wärme nicht unverändert, sie erhält sich nicht einen Augenblick in demselben Grade, sondern wird vermindert, sie geht in den grenzenden Körper zum Theil über, sie pflanzt sich durch diese fort, der Körper theilt seine Wärme den benachbarten Körpern mit, oder sie wird durch sie fortgeleitet. Bei diesem Fortleiten der Wärme darf man sich aber die Körper nicht bloß leidend, sondern vielmehr thätig vorstellen, und man spricht daher von der wärmeleitenden Kraft der Körper. Hier zeigt sich nun bei verschiedenen Körpern ein großer Unterschied, indem einige Körper die Wärme gut und daher schnell, andre schlecht, d. h. langsam, andre vielleicht gar nicht oder doch in höchst geringem Grade leiten. Die ersten heißen in dieser Beziehung gute Wärmeleiter, die andern schlechte und die letzten Nichtleiter der Wärme. Die besten Wärmeleiter sind die Metalle, schlechte dagegen z. B. Glas, Steine, Ziegel- oder Backsteine (über gebrannter Thon), und es nimmt die Wärmeleitungskraft durch eine Reihe von Körpern, z. B. trockenes Holz, Kohle, Stroh, Federn, Haare, Wolle allmählich bis auf die Gasarten, welche die besten Nichtleiter der Wärme sind. Wenn man die mineralischen Körper in dieser Hinsicht miteinander vergleicht, so findet man, daß die Leitungskraft nicht sowohl mit der Dichtigkeit als vielmehr mit der Sprödigkeit in Beziehung steht, und mit letzterer zwar in umgekehrtem Verhältniß, d. h. je mehr in der Reihe der Körper die Sprödigkeit zunimmt, desto mehr vermindert sich die Leitungsfähigkeit. Letztere paart sich daher mit dem Gegentheil der Sprödigkeit, welche Dehnbarkeit oder Streckbarkeit heißt: eine Eigenschaft, die sich in hohem Grade bei den edeln Metallen (Gold, Silber, Platina) findet, welche eben die besten Wärmeleiter sind. Die Wärmeleitungskraft steht also mit der Dehnbarkeit in geradem, mit der Sprödigkeit in umgekehrtem Verhältniß. — Die Kenntniß der Gesetze der Wärmeleitung, wie überhaupt die Theorie der Wärme oder des Feuers, ist auch in technischer Hinsicht (in Betreff der künstlichen Benützung dieser natürlichen Naturkraft für das Leben) von großer Wichtigkeit. (S. Heizung.)

4) Gebundene und freie Wärmetemperatur. Der Grad, in welchem ein Körper erwärmt ist, ohne Rücksicht auf die Quelle der Ursache seiner Erwärmung, heißt Temperatur, nach Einigen auch die thermometrische Wärme des Körpers. Das Thermometer den Grad dieser freien Wärme anzeigt, indem sie ihm mitgetheilt wird. Durch die Mittheilung oder Leitung der freien Wärme nach bestimmten Gesetzen ist ein Gleichgewicht der Temperatur bedingt, welches, so oft es auch durch irgend eine Ursache wird, sich immer wiederherzustellen im Begriff ist. Um aber Körpern von ungleicher Natur eine bestimmte Temperatur zu geben, dazu werden oft sehr verschiedene Quantitäten freier Wärme erfordert, und es sind dadurch bestimmte Gesetze der Vertheilung der Wärme gegeben, auf welche wir durch Folgendes aufmerksam machen. Wenn nämlich 2 gleichartige Körper von ungleichartiger Temperatur einander berühren oder miteinander gemengt werden, so vertheilt sich der Unterschied (Überschuß) freier Wärme, welchen der wärmere Körper enthält, unter beide nach dem Verhältniß ihrer Massen, die Wärme setzt sich unter beiden ins Gleichgewicht, so daß sie nun beide gleiche Temperatur haben, und die neue Temperatur verhält sich wie die halbe Summe der Temperaturen der einzelnen Körper vor der Berührung oder Vermischung. Es werde z. B. 1 Pfund Wasser von 80° mit 1 Pf. Wasser von 10° R. gemengt, so wird die Temperatur der Mischung $80 + 10 = 45^\circ$ sein. Sind dagegen die Körper ungleichartig, so geschieht

ung der Wärme, hinsichtlich der entstehenden Temperatur bei der Mischung eines ganz andern Geseß. Mengt man z. B. 1 Pf. Quecksilber von 10° R. mit 1 Pf. Wasser von 110° R., so wird die Temperatur des Gemenges nicht wie man nach jenem Geseß erwarten sollte, sondern 107° sein. Das Wasser hat also nur 3° verloren, während das Quecksilber 63° gewonnen hat. Umgekehrt das Pfund Wasser 44° und das Quecksilber von gleichem Gewicht 10° R. hat, so wird die Temperatur des Gemenges nur 47° sein; hier hat das Quecksilber 63° Wärme abgegeben und das Wasser dadurch nur 3° gewonnen. Dies klingt nun sehr paradox, wenn man sich die Mittheilung der Wärme als Ab- und Zufluß eines eigenthümlichen Wärmestoffs denkt. Aber, die dieser Ansicht huldigen, erklären sich diese Erscheinung so, daß im ersten Falle das Wasser von den 63° Wärme, welche ihm das Quecksilber abgegeben hat, 60° gebunden oder verschluckt, und daher nur 3° an freier Wärme gewonnen hat. Im ersten Falle dagegen waren 3° Wärme, welche das Wasser dem Quecksilber mittheilte, hinreichend, um dieses zur Entbindung von 60° Wärme zu veranlassen. Diese Eigenschaft ungleichartiger Körper, bei gleichen Gewichtsmassen die gleiche Wärme zu erfordern, um zu gleichen Graden der Temperatur zu gelangen, heißt (nach Crawford) die *Capacität* (Empfänglichkeit) der Körper für Wärme. Je mehr freie Wärme nämlich ein Körper braucht, um eine gewisse Temperatur zu erlangen, desto größer ist seine Capacität, und umgekehrt, je weniger, desto geringer. In obigen Beispielen also zeigt das Wasser eine große, das Quecksilber eine geringe Capacität. Dieser Ausdruck hat seinen Ursprung ebenfalls in der Analogie, welche die Körper in Beziehung auf den Wärmestoff als rein leidend (passiv) betrachtet, was freilich nicht philosophisch (wissenschaftlich) ist. Die sogen. Capacität der Körper hängt vielmehr von ihren verschiedenen Thätigkeiten ab, wodurch sie, angeregt durch freie Wärme von Außen, sich entwickeln oder freie Wärme ab- und ausstoßen. Je erregbarer die Körper hinsichtlich sind, desto geringer ist ihre Capacität, d. h. desto weniger Wärme bedarf es, um ihre Temperatur zu erhöhen, um sie zur thätigen Ausstrahlung ihrer Wärme in bedeutendem Grade zu bestimmen. Bei chemischen Veränderungen der Körper, besonders beim Verbrennen, wird jedes Mal ihr Verhältniß zur Wärme, ihre Capacität, zugleich mit ihrem Aggregatzustande (chemischen Verbindung) verändert; oder umgekehrt, wenn ein Körper seine Wärme abgibt, so geschieht es nun zugleich mit der Veränderung seines Aggregatzustandes. So steigt die Temperatur des Wassers, welches dem Feuer ausgesetzt wird, durch freie Wärme erregt wird, nur bis zu einem bestimmten Grade (bis zu dem nämlich = 212° F., s. Sieden), weil es, wie alle Körper, eine gewisse Wärmecapacität hat. In dem Augenblicke also, da dieser dem flüssigen Wasser eigenthümliche Wärmegrad überstiegen wird, verändert es seinen Aggregatzustand, es wird in Dampf verwandelt (geht in Gasform über), der nun eine weit geringere Capacität hat, mithin durch eine gleiche Quantität freier Wärme viel stärker erhitzt werden kann als das flüssige Wasser. Daher kommt es, daß ein Körper bei einem bestimmten Wärmegrade, bei einem solchen nämlich, der seine Capacität übersteigt, entweder schmelzen (flüssig werden) oder verbrennen, sei es mit Flamme (wobei sie ganz oder zum Theil verflüchtigt werden, die Gasform annehmen) oder ohne Flamme (wodurch sie oxydirt werden, sich mit Sauerstoff verbinden, wie die meisten Metalle). Im letzten Falle wird die Capacität jedes Mal durch die verbrannte (oxydirte) Körper haben eine weit geringere Erregbarkeit, d. h. eine weit größere Wärmecapacität als vor dem Verbrennen, so daß sie noch als verbrennliche Körper existirten. — 5) Verhältniß der Wärme zum Lichte. Bei genauer Vergleichung der Eigenschaften oder Verhältnissen der Wärme mit denen des Lichts bemerkt man fast durchgängig ein

entgegengesetztes Verhalten, woraus man schließen muß, daß Licht und obgleich beide in den höchsten Graden der Verbrennung (im sichtbaren) gleich und in Verbindung mit einander erscheinen, von sehr verschiedener gegenseitiger Natur sind. Dies verräth sich schon durch die Verschiedenheit, deren Gegenstände Licht und Wärme sind. Letztere nehmen wir durch Gefühl, ersteres durch den Sinn des Gesichts wahr; das Gefühl ist aber das Gesicht dagegen der höchste oder edelste Sinn im ganzen System der (S. b. und Thier.) Vergleicht man ferner diese beiden allgemeinen Hinsichtlich ihrer Fortpflanzung oder Fortleitung mit einander, so zeigt sich geheimer Unterschied in der Geschwindigkeit, mit welcher diese Fortpflanzung geschieht. Die Wärme wird selbst in den Metallen (den besten Wärmeleitern) langsam fortgeleitet; denn man kann z. B. eine mehrere Fuß lange Eisenstange an einem Ende schon glüht, noch einige Zeit in der Hand halten, bis man die Erhöhung ihrer Temperatur verspürt. Dagegen ist die Geschwindigkeit des Lichtes zeitlos, indem es sich bekanntlich von der Sonne bis zur Erde (ein Raum von als 20 Mill. Meilen) in einer Zeit von 8 Minuten fortpflanzt. Man kann annehmen, daß die Wärme, welche das Sonnenlicht hervorbringt, nicht mit dem Licht zugleich auf die Erde herabströmt, sondern nur das Licht erregt wird; denn in jenem Falle müßte man zugeben, daß die Wärme gute Leiter sich langsam, durch schlechte oder Nichtleiter der Wärme (z. B. Luft ist) mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzt, was ein Widerspruch ist. Man bemerke außerdem noch folgende Unterschiede: Die durchsichtigen Körper, welche das Licht leiten, sind gerade schlechte oder Nichtleiter der Wärme, die durchsichtigsten Körper (die Metalle) sind Nichtleiter des Lichts, aber die besten Wärmeleiter. Ferner: die hellen Farben, besonders die weiße, sind am wenigsten für die Erwärmung empfänglich, aber desto mehr für die Beleuchtung; das Gegentheil findet sich bei den dunkeln, besonders bei der schwarzen, indem die Erfahrung lehrt, daß dunkelfarbige Körper, besonders die schwarzen, durch das Sonnenlicht leicht erwärmt, aber theils nur schwach, theils gar nicht erleuchtet werden; denn das Dunkle oder Lichte der Farben ist eben eine Unfähigkeit oder Unfähigkeit, erleuchtet zu werden, d. h. durch das Licht zu erregt, selbst oder mitzuleuchten. (Vgl. Tageslicht.) Auch ist es klar, daß Wärme und Oxydation (Sauerstoffung) in steter und notwendiger Wechselwirkung mit einander stehen, so daß die Oxydation, als der wesentlichste Theil beim Verbrennen, Wärme entwickelt, aber auch umgekehrt die Wärme, mitgetheilt wird, die Oxydation hervorruft, d. h. oxydirend wirkt. Auch in dieser Beziehung hat das Licht die entgegengesetzte Eigenschaft, indem es desorpbirt (Sauerstoff entziehend) wirkt. Davon kann man sich durch Beobachtung des Farbenwechsels überzeugen, der beim Oxydiren und Desorpbiren der Körper vorgeht. Die Oxydation wirkt nämlich färbend, die Desorpbation entfärbend; z. B. die grüne Farbe des Pflanzenlaubes die Folge des Einathmens der Pflanze, das Laub ist das Athemorgan der Pflanze), mithin Folge einer Oxydation haben die Metallkalke (Metalloryde), besonders die Bleikalke (Bleiglaser), meist sehr lebhaftes Farben. Das Sonnenlicht dagegen bleicht die Körper, d. h. es entzieht ihnen die Farben, und dies vermöge seiner beleuchtenden Kraft. Endlich zeigt sich auch bei der Fortpflanzung, hinsichtlich der Fortleitung, ein Unterschied zwischen Licht und Wärme. Die Wärme durchdringt alle Körper nach allen Dimensionen, das Licht befolgt dagegen bei seinem Fortgange eine Dimension, nämlich die Länge (Linie), es pflanzt sich in gerader Linie fort. Aber das Letztere behauptet man neuerlich auch von der Wärme. Man spricht von einer strahlenden Wärme, von einer Reflexion (Zurückstrahlung) der Wärme, sogar von einer Refraction (Brechung der Wärmestrahlen). Und hierin wird

bei ihrer Fortpflanzung dem Lichte ganz ähnlich, und es wäre dieses die Ähnlichkeit bei aller sonstigen Entgegensetzung. Diese geradlinige Fortpflanzung der Wärme geschieht aber bloß in der Luft (nicht in andern Wärmeleitern), das Licht in allen Lichtleitern (durchsichtigen Körpern) seine gerade Richtung behält. Und doch ist eben die Luft, durch welche die Wärmestrahlen gehen, Nichtleiter der Wärme, was keinem Zweifel unterworfen ist. Man achte auf folgenden Unterschied: Da in der Luft die gewöhnliche Fortleitung der Wärme nicht vorsichgehen kann, so würde z. B. ein Zimmer nicht geheizt werden, wenn nicht die den heißen Ofen berührende Luft sogleich aufsteigen und abziehen müsste, welche, durch Wärme ausgedehnt, ebenfalls in die Höhe steigt, so daß die Wärme durch Circulation der zunächst am Ofen erwärmten Luft im ganzen Zimmer verbreitet wird. Diese Art der Erwärmung kann sehr langsam erfolgen. Man halte dagegen ein glühendes Eisen in einiger Entfernung vom Gesichte, oder stelle sich in die Nähe eines lebhaften Feuers, z. B. eines Kiebelkohlenfeuers, und man bemerkt sogleich eine Wärme, die von dem glühenden Eisen gegen das Gesicht auszustrahlen scheint und vergleicht man sie mit dem Wärmeschein, so kann man sie als Wärmeschein bezeichnen. Diese strahlende Wärme ist auch keineswegs langsam, sondern vielmehr mit einer dem Lichte ähnlichen Geschwindigkeit. Denn man kann durch eine vorgehaltene Scheibe, ohne sie zu verändern, den Wärmeschein von sich abhalten, aber er ist im Augenblicke da, sobald man die Scheibe entfernt. So viel ist also gewiß, daß die Wärme auf zweierlei Arten fortpflanzt: hier langsam auf dem Wege der gewöhnlichen Fortleitung in Metallen und andern Wärmeleitern, dort schnell und wie das Licht, und zwar in einem Medium, welches ein Nichtleiter der Wärme ist. Über die Ursachen dieser verschiedenen Fortpflanzung der Wärme ist in der Theorie noch nicht im Reinen; übrigens erstreckt sich der Wärmeschein nicht auf die strahlende Wärme auch beim stärksten Feuer nur auf eine beträchtliche Entfernung, während dagegen das Licht in unendliche Fernen strahlt. — 6) Universelle Ansicht der Wärme, oder philosophische (wissenschaftliche) Ansicht der Natur der Wärme. Der wissenschaftliche Begriff (die Idee) der Wärme ist sich nicht für sich ohne die Idee des Lichts klar machen, mit welchem, wie wir schon gesehen haben, die Wärme durchgängig im Gegensatze und Wechselwirkung steht. (M. vgl. daher d. Art. Licht.) Da allen Gegenständen eine Einheit (eine Indifferenz) zum Grunde liegt, aus welcher der Gegensatz entsteht, oder in welcher die entgegengesetzten Pole entstehen, so werden auch die Wärme wissenschaftlich nicht als 2 verschiedene Stoffe, sondern als 2 verschiedene Zustände eines Ur- und Grundstoffs betrachtet, worauf oben schon hingewiesen wurde. Diesem Urstoff, dieser Urgrundlage der ganzen materiellen Welt, hat man verschiedene Benennungen gegeben, z. B. Urmaterie, Urelement, Weltsubstanz, Urfeuer (Elementarfeuer), Äther, auch Menstruum universale (in der Sprache der Alchymisten, nämlich: allgemeines Lösungsmitel); da es auf den Namen nicht ankommt, so wählen wir hier der Kürze wegen den Namen Äther. Durch Äther bezeichnet man also den ursprünglichen, höchsten Zustand der Materie, in welchen sie unter Umständen wieder übergehen kann. Dieser Übergang ist eine Befreiung der Materie aus den Banden der Cohäsion (des Zusammenhangs der Theile der festen Körper), welcher nur theilweise durch den Streit der solaren Kräfte der Materie mit den Kräften des Lichts mit dem Magnetismus oder den Cohäsionskräften bedingt ist, und dieser Streit eben ist es, welcher als Wärme erscheint. Der unmittelbare Ausgangspunkt dieses Streites ist theilweise Sieg auf beiden Seiten; hier werden freie Kräfte gebunden, was in der Oxydation beim Verbrennen geschieht, dort gebundene Kräfte frei, was die bei der Oxydation erscheinende Wärme anzeigt, noch mehr aber

rad dieser noch vorhandenen Erdwärme zu bestimmen, müßte man tiefer möglich war in das Innere des Erdballs eindringen. Mehrere Beobachtungen zwar gezeigt, daß die unterirdische Wärme mit der Tiefe selbst zu-
lein die Temperatur hat in unserer Breite in einer Tiefe der Erdschichten
- 2400 und 3000 Fuß, selten mehr als $10 - 12^{\circ}$ R. über dem Ge-
betragen. Die Wärme auf der Oberfläche der Erdoberfläche ist verschieden
der Breite oder Polhöhe (s. Erdstrich und Schneelinie) und nach
den Jahreszeiten, als auch nach der Höhe und nach der Beschaffenheit
s. Sie hängt demnach zuerst ab von der Höhe der Sonne über dem Ho-
von der Länge der Zeit, in welcher die Sonne auf die Erdoberfläche wirkt.
für die Strahlen herabfallen und je mehr sie sich kreuzen, oder je länger
lender sie die Erdoberfläche bescheinen, desto wärmer wird dieselbe, und diese
hält sie der Atmosphäre mit, welche selbst keine merkliche ursprüngliche
in der Sonne zu erhalten scheint. Was Erde und Luft des Tages durch
an Wärme gewinnen, verlieren sie des Nachts wieder. Daher ist die
je immer erst des Nachmittags und die stärkste Kälte gegen Morgen.
den Wendekreisen, wo die Nächte den Tagen fast gleich sind, kann sich die
abkühlen als in unsern Gegenden, wo im Sommer die Sonne nur eine
unter dem Horizonte bleibt. Daher sind auch die Nächte in dem heißen
sehr kühl. Das Land, von welchem die Sonnenstrahlen zurückprallen,
die Luft weit eher als das Meer, welches die Strahlen verschluckt, wird
weit leichter kalt. Die Wirkung der Sonne ist um den Sommerstillstand
größten, da aber noch 4 — 6 Wochen die Erwärmung größer ist als die
so nimmt die Hitze zu. Der Unterschied zwischen den heißesten und
Monaten innerhalb 20° vom Äquator ist meistens unbeträchtlich, nimmt
sowie die Breite größer wird. Zu Petersburg z. B. ist die mittlere größte
Hitze 79° , die mittlere größte Kälte 25° unter dem Gefrierpunkte. Jede
Breite empfängt eine Hitze von wenigstens 60° auf 2 Monate, zum
zum und zur Reife des Getreides. Zweitens hängt der Wärmegrad der
de von der Höhe des Bodens über der Oberfläche des Meeres ab; denn die
werden immer kälter, je mehr sie über die Oberfläche erhöht sind.
nicht die Lage und Beschaffenheit des Bodens, z. B. die Nähe der Wäl-
des, die Richtung der Stromthäler und die Abdachung, der Mangel
an, die morastige oder sandige Umgebung eines Orts, eine große Masse von
den u. auf die Lufttemperatur ein. Davon hängt das physische Klima ei-
des Landes ab. (Vgl. Physische Geographie.) — Im Allgemei-
die südliche Halbkugel beträchtlich kälter als die nördliche. So sind die Falk-
seln unter 51° S. Br. viel kälter als die Länder in unserer Hemisphäre
auf demselben Breitenkreise, der mitten durch Deutschland geht. Die Berge des
nides, Staatenlandes, Südgeorgiens und des Sandwichlandes, die zwischen
 59° S. Br. liegen (mit denen also die brit. Inseln, Norddeutschland,
und u. a. Länder gleiche, aber N. Br. haben), sind selbst im dortigen
er, folglich beständig, bis an die Seeküste herab mit Schnee und Eis
Um 60° S. Br. steht das Thermometer mitten im Sommer nie
dem Gefrierpunkte, oft aber unter demselben; häufig fallen Schnee und
m und es friert nicht selten des Nachts. In der nördl. Hemisphäre ist unter
Breitenkreise und noch weit nördlicher eine Hitze von $75 - 82^{\circ}$. Nach
sehr wahrscheinlicher Meinung ist der Mangel eines süd!. großen Landes
sache dieses Unterschiedes. Um den Nordpol liegen bis über den 66° der Br.
viele Länder, die bewohnt, zum Theil sogar bebaut sind und Früchte tragen.
nehmen die vom Lande zurückprallenden Sonnenstrahlen im Sommer die
zu einem Grade, der der Hitze im heißen Erdstriche wenig nachsteht. Auf

der südl. Halbkugel erreicht die Südspitze von Afrika nicht den 40., die von Neuhoiland nicht den 50. und die Südspitze von Amerika nicht den 60. Br., und alle diese Continente laufen gegen Süden schmal aus. Nur Landmassen liegen in den bemerkten südl. Breiten nur einige kleine Inseln. Die übrigen 30 Grade nach dem Südpole sind Wasser und Eis, bis auf kurzem erst entdeckte, unwirthbare Felseneilande. Nun findet aber auf keinem Zurückprallen, Brechen und Kreuzen der Sonnenstrahlen statt, wodurch nämlich die Luftwärme entsteht. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Sonne in den nördl. Zeichen des Thierkreises 8 Tage länger verweilt als in den südlichen, folglich wird der Winter der südl. Halbkugel um 8 Tage verlängert, und die Kälte, wie man berechnet hat, um den 16., oder wenigstens beinahe um den Theil größer werden kann als in der nördl. Halbkugel. — Im 3. Bd. des russischen Übers. von Kirwan's physisch-chemischen Schriften findet man die Tabelle von der Temperatur in verschiedenen Breiten.

Warnberger (Simon), Landschaftmaler zu München, geb. 1773 zu Pullach im Landgerichte Wolfratshausen, lernte die Zeichenkunst bei dem Maler und Kupferstecher Jos. Georg Winter, hierauf bei Mettenleitner in München. Als er sich für die Landschaftmalerei entschied, blieb er eine Zeitlang ohne Anleitung sich selbst überlassen und hielt sich ganz an die Natur. Von da an er nach und nach durch Betrachten, Forschen und Vergleichen Das, was ihm sonst durch Regeln und vielfältige Übung im Nachzeichnen zu lehren pflegt. Die malerische Gebirgsgegenden boten ihm mannigfaltigen Stoff zu guten Werken. Bald erlangte er die Fertigkeit, die Natur in ihren schönsten Partien an die verschiedenen Gründe richtig anzuordnen und ihre Entfernungen durch die Linienperspective genau anzudeuten; hierauf fing er an in Aquarell zu malen. Seine Leistungen bewogen den Staat, ihm die zu einer Kunstreise nach Wien und nach Italien nöthige Unterstützung zu bewilligen. Er brachte 1807 auch eine reiche Sammlung von Studien mit. Jetzt ging W. ganz zur Oelmalerei über. Indes hatte er sich durch die Aquarellfarben so verwöhnt, daß in den frühesten Gemälden von ihm jener trockene, matte und kraftlose Ton des Aquarells bemerkbar ist, und er nur langsam den bessern Ton sich aneignete, der s. später ausgezeichnet. Diesen Umschwung s. Kunst verdankt er der Anleitung des Maleriedirectors v. Mannlich und dem fortgesetzten Studium des ernsten Malers der bairischen Gebirgsgegenden. Er malt seitdem oft selbst an Ort und Stelle der Natur s. Skizzen in Öl, wodurch er immer glücklicher auf dem Wege der Kraft, Wahrheit, Harmonie und des Hellbunkels der Färbung fortgeschritten. Seine vorzüglichsten Werke sind: der Staffel- und Kochelsee (beide im Städt. Museum zu Nymphenburg), dann Gegenden von Tegernsee. Auch die Galerie zu Berlin enthält von ihm einige gute Bilder. Die ständische Galerie zu Prag enthält von ihm die Ansicht von Ariccia, 5 Stunden von Rom, mit der Aussicht auf das Meer. 1825 vollendete er s. Waldpartie am Tegernsee.

Warschau, poln. Warszawa; jetzt die Hauptstadt des russ. Reichs in Polen und der Wojwodschaft Masowien, in einer angenehmen Lage, ein großer Theil aus der in die Alt- und Neustadt getheilten eigentlichen Stadt und aus den Vorstädten, wohin zuweilen auch das auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegene mit der Stadt durch eine Schiffbrücke verbundene Praga (s. d.) gerechnet besteht; unter diesen Vorstädten zeichnen sich besonders Krakau und die neugegründete durch Regelmäßigkeit und schöne Gebäude aus. Die Stadt hat mit den Vorstädten einen Umfang von 3 Meilen, worin aber auch viele Gärten und Felder eingeschlossen sind, 300 Straßen, 4500 H. (mit Praga) und, nach der Zählung von 1823, 117,284 E., worunter 10,000 Juden. Man findet sehr viele prächtige Gebäude, worunter das königl. Schloß, der sächs. Palast, die Münze, das

115 Paläste poln. Magnaten sich auszeichnen, eine Menge Klöster und Kirchen aller geduldeten Religionen, 6 Hospitäler, aber auch neben dem alle die bitterste Armuth. Doch vereinigt Warschau Alles, was Polen Schönes hat: hier ist der Versammlungsort des Reichstags, der Sitz des Königs und der höchsten Behörden des Königreichs; hier ist seit 1816 eine Universität (mit 660 Studirenden i. J. 1825) errichtet; hier bestehen Akademien der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Physik und eine Menge Unterrichtsanstalten, auch Sammlungen, wie die reiche archäologische des zu Warschau 1826 verst. Wiestoloweki. Die Bibliothek von 150,000 Bdn. hat 7000 Incunabeln, darunter einen krakauer Kalender von 1490 (im poln. Druck) und 1260 Bde. Handschriften. In Warschau befindet sich auch die engl. Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Armen und finden Kunstausstellungen statt. In W. vereinigt sich ein Theil des Handels und der ganze poln. Binnenhandel durch die schiffbare Weichsel und durch 2 Messen begünstigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker, über 50 größere Handelshäuser und 5 Buchhandlungen. Zu den Sehenswürdigkeiten gehören die vor dem krakaischen Thore befindliche messingene Statue des Königs Sigismund, auf einer marmornen, 25 Fuß hohe Säule, und die große Saluski'sche Bibliothek. Die Stadt ist nicht eingewallt, doch mit Linien umgeben. 1828 befahl der Kaiser Nicolaus, in Warschau eine Nationalbank zu errichten, die bestimmt ist, die Nationalschuld abzutragen und den Handel zu befördern.

Wartburg, ein altes Bergschloß in einer schönen Gegend, $\frac{1}{2}$ Stunde von Eisenach, im Großherzogthum von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ward 1069 und 1072 vom Grafen Ludwig II. (dem Springer) erbaut. Als thüringischen Landgrafen war es berühmt wegen der glänzenden Turnierspiele, welche daselbst vorzüglich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts des Landgrafen Hermann I. und des Markgrafen Heinrich des Löwen die Wettgesänge der ersten deutschen Minnesänger gefeiert wurden. Vgl. „Beschreibung der Wartburg“; ferner: „Das Schloß Wartburg, ein Denkmal der Vorzeit“, 3. A. 1815, und vgl. Wartburg, Krieg auf.) Bis Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen den auf dem Reichstage zu Worms verurtheilten D. Luther auf diese Feste in Sicherheit bringen, wo er als Gefangener verborgen vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522 an der Überseele lebte. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat.

Wartburg (Krieg auf). U. d. N. ist uns eine der ältesten dramatischen und dialogisirten Dichtungen der deutschen Sprache noch übrig. Um 1200 schied sich auf der Wartburg bei Eisenach, unter Landgraf Hermanns und s. Gemahlin Elisabeths Schutz und Begünstigung, 6 der berühmtesten altdeutschen Sängerkünste: Heinrich der Schreiber (Heinr. v. Rispach, auch der tugendhafte genannt), Walther v. d. Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach, Heinrich v. Ofterdingen und Reimer v. Zweter oder Zwenen. Ursache des Kampfes mag Folgendes gewesen sein. Heinr. v. Ofterdingen war ein Gefangen mehr dem wirklich altdeutschen Sagen- und Heldenkreise angehört, während Wolfr. v. Eschenbach sich fast allein an die von a. Völkern, den Franzosen und Engländern, zu uns gekommenen Kreise von Arthur und Lancelot gehalten hat. Dieser Gegensatz der beiden Sagenkreise gab Veranlassung zum Krieg, welchen Heinr. v. Ofterdingen mit dem Preis Leo-III., Erzhertogs v. Osterreich, eröffnet, während s. Gegner, vor allen der König von Frankreich als Muster aller Ritterschaft erheben und zum höchsten Streben nach Kräften zusehen, also, daß er zuletzt zur Landgräfin Elisabeth um ihren Schutz bittet. Sie wird Mittlerin, und Alle kommen

bahin überein, daß Ofterdingen nach Siebenbürgen ziehen und den hochdichter und Zauberer Klingsohr von Ungarland oder Klinfor als Richtscheider herbeiholen solle. Er erscheint, und es entsteht zwischen ihm nach eine Art theologischer Disputation, nach welcher Klingsohr endlich versöhnt. Klingsohr zieht beschenkt von dannen. — Dieses Gedicht ist in den Bearbeitungen in der Manesse'schen Sammlung, und in der jena'schen Schrift der Minnesänger vorhanden, woraus Zeune es 1818 hat abdrucken lassen (aber ganz unkritisch). Über den Dichter sind die Meinungen verschieden, man sprach es dem Wolfram zu. Andre schreiben wenigstens den größten Theil der Strophen einem thüringischen oder hennebergischen Dichter zu. Das Gedicht ist in eine große Unordnung gerathen, welche schwer zu heben sein möchte.

Wartburgsfest der Jünglinge von Deutschland
antischen Hochschulen, am 18. Oct. 1817. Jene ehrwürdige Stadt Jena mit ihren Erinnerungen an das lebendige Wort der Kraft, welches hier die glorreichste Begebenheit der neuern Menschengeschichte aus den Tiefen der Vergangenheit und des Glaubens hervorgerufen wurde, erhielt in der neuesten Zeit eine ungeheure Berühmtheit durch das Fest, mit welchem eine Schar deutscher Jünglinge einen doppelten Sieg der Wahrheit und des Rechts über die Macht der Verdrückung zur eignen Erhebung für das Edle und Große feiern wollte: den Sieg der Geister, im Reiche der Überzeugung vor 3 Jahrhunderten durch Augen; den Sieg der Völker in dem Gesammtleben des Bürgerthums, die Eintracht des Muthes und der Vaterlandsliebe der Fürsten und Völker gegen die Tyrannen von Leipzig erkämpft. Dieses Fest der edelsten Begeisterung, das (versteht sich) der Großherzog von Sachsen-Weimar ganz in seinem reinen Sinn und genehmigte, hat durch zufällige und bedenkliche Äußerungen des letzten Theils einer lebensfrohen Jugend ganz andere Folgen gehabt, als die Unternehmungen der Festkommission dachten. Da Einige von den strengern Beurtheilern vom Scheine getäuscht, aus Unfähigkeit, das jugendliche Gefühl psychologisch zu würdigen, noch mehr aus gekränkter Eigenliebe, oder aus Furcht vor jeder kräftigen Lebensregung, aus Haß gegen alles Freisinnige überhaupt, das ganze Fest als demagogisch und schädlich klagen, so verdient es hier eine genauere Darstellung. Um an dem Tage d. 18. Oct. 1817 zugleich das 3. Säkularfest der Reformation, d. 1817, als eine Doppelfeier der beiden größten Ereignisse in der Geschichte des deutschen Vaterlandes, auf der Wartburg zu begehen, erließ die Universität Jena eine Einladung an die Studirenden auf den protestant. Hochschulland, nach Eisenach zu der gemeinschaftlichen Feier jenes Festes abzusenden. Der Großherzog gab die Erlaubniß, und verfügte, daß die Studenten von den Bürgern Eisenachs unentgeltlich aufgenommen würden. Auch zu den Octoberfeuern nöthige Holz unentgeltlich geliefert, und zur Beleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Festes nahte, kamen von allen Seiten her die studirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Geschenken nach Eisenach ein. Hier versprach Jeder, sich aller Händel zu enthalten, und die Stimmenmehrheit ernannten Ausschusse, der das Fest ordnete, in Folge der darauf Folge zu leisten. Es hatten sich namentlich eingezeichnet und zu dem Festes beigetragen, 468 von 12 Universitäten, darunter über 200 von 70 — 80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der Universität Würzburg, unter denen die Mehrzahl an dem Befreiungskriege Theil genommen hatte. Außerdem erschienen Einige von Halle, Einige von Breslau und mehrere ehemalige akademische Bürger aus freier Theilnahme; keiner von Greifswalde, Königsberg und Breslau. Am 18. Oct. früh um 6 Uhr erklangen die Geläute aller Glocken sämtliche Studenten auf den Markt, von wo sie

zogen. Hier ward in dem altdeutschen Minnesänger- oder Rittersaale, für den öffentlichen Behörden 4 Professoren aus Jena, Geh. Hofr. Oken, Hofr. Fries und Hofr. Kieser, und mehrere Fremde vertreten, die Feier des Tages mit dem Gesange: „Eine feste Burg ist unser Gott“. Darauf hielt Niemann, Student in Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine Rede, in der im Namen Aller gelobte, „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend“. Nach dem Gesange: „Nun danket alle Gott“, hielt er dazu aufgefordert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endigte mit dem: „Der Herr segne uns!“ — Darauf vertheilte man sich auf dem Markte, wo man sich über die Art besprach, wie alle Spaltungen des akademischen Lebens in Landsmannschaften aufzuheben seien (was Jena bereits gethan), alle Hochschulen zu einer Burschenschaft zu vereinigen. Auch Karl Schlegel war bei dieser Gelegenheit sehr thätig, den von der studirenden Jugend beabsichtigten Bund: eine edlere Bildung des deutschen Universitätsstudiums zu befördern. Noch sprach Hofr. Oken im Sinne der Rede, welche später in der „Jfz“ (1817) erschienen ist. Darauf ward im Rittersaale gehalten ein Festessen der deutschen Freiheit, dem Andenken Luther's, Augustin's von Sachsen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Vorkämpfern Trinksprüche ausbrachten. Nach dem Mahle begab sich der Zug in die Kirche, wo der Gen.-Super. Nebe den Festgottesdienst hielt. Auf dem Markte ein Lied des Gen.-Super. Nebe abgesungen und ein Lied gebracht. Damit schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Wort der Unzufriedenheit durch irgend eine Übereilung entweicht worden wäre. — Hier- nach trafen sich mehrere Jünglinge mit Turnspielen bis zum Abend, wo der Zug nach dem nahe gelegenen Wartenberge unternommen wurde, um daselbst, auf dem mit dem eisenacher Landsturm, das Siegesfeuer der Octoberschlacht zu zünden. Die Studenten schlossen einen Kreis um die flammende Berghöhe. Hier wurden gesungen, und ein Jenaer, Namens Rödiger, hielt eine Rede, in der mit Begeisterung, ohne Leichtsinns oder Unbesonnenheit, aussprach, daß die Feier des Tages mit einer Spende für die Armen beschlossen wurde. Nach dem Abgange der Professoren Kieser und Oken waren gar nicht zurückgeblieben, sondern in der Stadt bei Freunden gewesen; Schweiger war bereits nach Jena abgereist, und Fries hatte den Berg, nebst der Mehrzahl der Studenten, nach Rödiger's Rede verlassen. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geschah es, daß den ernstlichen Ein- wirkungen des Festes der Muthwille Einzelner störte. Diese hatten nämlich, ohne Bewußtsein oder Mitwissen des Ausschusses der sämtlichen Hochschulen, das Fest, dem genehmigten Entwurfe gemäß, geleitet worden war, einige Sachen ins Feuer zu werfen, welche nach ihrer Meinung der Stimmung des deutschen Volks nicht zusagten. Es waren die Titelblätter von Büchern, und zum Theil die Bücher selbst; darunter: Dabelow, „Über die deutsche Bundesacte“; K. A. v. Kampz, „Code der Gensdarmen“; K. E. v. Haller, „Geschichte des deutschen Reichs“; K. E. v. Haller, „Rechtslehre der Staatswissenschaft“; v. Cölln, „Vertraute Briefe“; Saul Ascher, „Manomanie“; der „Code Napoleon“, und Zacharia über denselben; gegen die Turnkunst; die Statuten der Adelskette; W. Reinhard, „Rechtsacte über Ob, Wann und Wie deutscher Landstände“; einige Schriftstücke, die „Alemannia“ und ähnliche. Außerdem wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Corporalstock. Zum Schluß sang man noch ein Lied, und die Studenten zogen mit den Landsturmmännern gegen Mitternacht nach Eisenach zurück. — Jenes Verbrennen der Bü- cher. Siebente Aufl. Bd. XII.

cher ward mit Recht gerügt. Die Handlung hatte etwas Öffentliches, durchaus nicht in dem Plane des Ganzen lag; darum war sie polizeimäßig gerade an diesem Tage höchst muthwillig, sowie an sich, moralisch sehr anmaßend und unbescheiden. Dies wirft aber keinen Schatten auf selbst, dessen Bedeutung edel und dessen Ausführung würdig war. einst die Griechen die großen Tage ihres Vaterlandes feierten, so durften Deutschlands Jünglinge die weit größern Tage unserer Zeit festlich begehen. übrigen der damals besprochene Entwurf, dem Unfuge der Landmannschaft und Orden, sowie dem Unwesen der Duelle, ein Ende zu machen, und den Jünglingen zu Einem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Bildung zu verbinden, zu Stande gekommen wäre, so würde das Wartburgsfest durch den eignen Geist der Studirenden (der sich nur mittelst der sogenannten Freiheit ausbilden kann) etwas erreicht haben, das bisher keiner anderen Staatsgesetzgebung zu bewirken möglich gewesen war. In jener Nacht sammelten sich die noch anwesenden Studirenden den 19. früh auf der Wartburg, wo man eine Rede von Fries vertheilte; auch sprachen Mehre für die Vereinigung aller Landmannschaften und für eine allgemeine Vereinigung, vorzüglich von der Hochschule zu Heidelberg, dessen Rede in F. J. Frommann's „Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg“ (Jena 1818) abgedruckt ist. machte solchen Eindruck, daß die eifrigsten Anhänger der Landmannschaftlicher Verbrüderung die Hand boten, und durch fast allgemeine Theilnahme an den Mahlen des Herrn, noch an demselben Tage in der Kirche zu Eisenach, die seitige Ausöhnung besiegelten, worauf Alle Eisenach verließen. Die Nachrichten, welche öffentliche Blätter über das Fest verbreiteten, und die Regierung in Weimar eingereichte Denunciation der Wartburgsverbrennung, welche das Verbrennen der Schriften als einen Frevel darstellte, veranlaßte richtliche Untersuchungen. Noch mehr reizte eine Erklärung des Hofraths im „Oppositionsblatt“ vom 24. Oct., welche, jene falschen Gerüchte nicht nur der Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, sowie die Wälsche (nach schiefen Ansichten abgefaßte) „Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg“, und Oken's „Jfif“, Bl. 195: „Der Studentenfrieden auf der Wartburg“, den Zorn der beleidigten Schriftsteller. Das letztere Blatt war mit sinnbildlichen Bildern neben den Namen der verbrannten Gegenstände, unterzeichnet, der Verf. selbst in Untersuchung gezogen. Auch Hofrath Fries kam in Untersuchung, da sich aber ergab, „daß der Verdacht einer Theilnahme an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Beleidigung verschwinde“, so erkannte die Regierung d. 29. Dec. 1817, „Criminaluntersuchung gegen ihn nicht stattfinden“. Endlich kam die Angelegenheit auch in der Conferenz des preuß. Staatskanzlers, Fürsten v. Hardenberg, des östr. Gesandten am berliner Hofe, Grafen v. Zichy, mit dem Großherzog von Weimar am 14. Dec. zur Sprache; doch der Blick dieser Staatsmänner schied sogleich das Wesentliche des Wartburgsfestes von dem Unwesentlichen gegen die Anordnung desselben zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beleidigungen Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherzogl. Staatsraths Freih. v. Fritsch an den Großherzog über das Fest der Wartburg (Zeit., 1817, Nr. 355) rechtfertigte ebenfalls die Studirenden in Jena. bezeugte der großherzogl. Staatsm. Hr. v. Edling in s. Rundschreiben d. 18. Dec. an sämtliche großherzogl. Residenten bei den verschiedenen Höfen („Allg. Zeit., 1818, Nr. 15), in welchem u. A. auch die Überzeugung des k. östr. Hofes angeführt ist, „daß die Sache nicht so sei, wie man sie dargestellt habe“. D. Kieser's Schrift: „Das Wartburgsfest am 18. Oct. 1817“, (Jena 1817, S. 146 S.) Als aber dessenungeachtet einige Schriftsteller in der jugendlichen

revolutionnaire Schwärmerei, und in der allgemeinen Burschenschaft zur Republikanisirung Deutschlands erblickten (z. B. S. Ascher, Wartburgfeier, mit Hinsicht auf Deutschlands religiöse und politische Stimmung Berlin 1818), so ward durch diese Beschuldigungen und andre von ihnen geführte Umstände eine solche Erbitterung erregt, daß einzelne Jünglinge Unmässigkeit verloren, hier Rohheit, dort Anmaßung zeigten, und Unordnungen, welche den Gegnern (vgl. Stourdza) zu einer allgemeinen Verurtheilung aller Hochschulen und ihrer Lehrer den Vorwand liehen. Endlich ein schwärmerischer, von seiner Zeit überhaupt zur fixen Idee des Märtyrertodes getriebener Jüngling (s. Sand), sich durch ein Verbrechen dem Tode im Vaterland weihen zu müssen; nun klagte man den Geist aller Hochschulen, was der unselige Wahnsinn jenes Unglücklichen verübt hatte; der Bund aller deutschen Hochschulen unter besondere polizeiliche Aufsicht, und die Versammlung, sowie die Theilnahme an der Burschenschaft ward als untersagt.

K.

Warte, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um zu sehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritterbüchern nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Gegend übersehen, und die Annäherung eines Feindes, oder auch Reisender, die man zu entdecken konnte. Auf einem solchen Thurme, der auch Schauhochwacht genannt wurde, Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts, der davon s. Namen hatte. Jetzt ist dieses Wort nur noch in der Bedeutung Sternwarte (Observatorium) gebräuchlich.

Entgelt, eine Art Pension, welche man Denjenigen gibt, die zum Dienste bestimmt und für fähig oder berechtigt dazu anerkannt sind, deren wirkliche Dienstthätigkeit aber durch äußere Umstände aufgehalten wird. Die gewöhnlichsten Fälle sind Auflösung einer Staatsbehörde, eines Arrondissements, einer Provinz, wobei man Denjenigen, welchen man für die Zukunft disponibel erhalten will, bis zur Wiederanstellung einen Interimssold bewilligt.

37.

Wartenburg (Treffen bei), am 3. Oct. 1813. Der Feldmarschall Blücher, entschlossen, durch die Versetzung s. Heers auf das linke Elbufer die entscheidende Wendung zu geben, brach am 26. Sept. aus dem Lager bei Kamenz auf, und marschirte mit Pontons bis zum 3. Oct. über Kamenz, Herzberg, Jessen nach Elster: eine Bewegung, deren Ausführung in der Kriegsgeschichte Epoche machen wird. Der große franz. Marsch war ganz verborgen, doch traf am 2. Oct. das 4. franz. Corps im Theil des 7. unter General Bertrand bei Wartenburg ein, um die Fronte zu decken, der als solcher bereits durch kleine Abtheilungen der Preußen gefährdet worden war. Jenes Corps vertrieb die wenigen auf das linke Elbufer übergegangenen Truppen der Nordarmee, und besetzte die Dörfer Globig, Wartenburg — letzteres als Mittelpunkt — sowie die daran liegende durchgehende Gegend; die Fronte war nur auf wenigen durch Batterien gedeckten Punkten zugänglich, von einem todten Arm der Elbe geschützt. Die Preußen besaßen 2 Schiffbrücken. York ging zuerst über; ihm folgten Langeron und das Corps des Generallieutenants v. York — der von diesem rühmlichen Namen den Ehrentitel Graf York v. Wartenburg führt — begann den Angriff auf die fast unüberwindlich scheinende Stellung des Feindes am Morgen des 3. Oct. Eine Brigade in der Fronte von Wartenburg Terrain zu gewinnen, unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg strebte, Globig zu nehmen, um den Feind rechts zu umgehen. Während jene vorwärts Wartenburg einrückte, aber unentschiedenes Gefecht bestand, eroberte diese nicht ohne Verlust

Bloddin, schwenkte rechts, und drang nach Globig. Jetzt rückten die Brigaden des Corps — die des Gen.-Maj. v. Horn an der Spitze — die feindliche Stellung an; der Zugang nach Wartenburg war nur schmalen Damme möglich, die Truppen ließen sich zum Feuern vertheilen dabei unverhältnißmäßig, ohne daß der Zweck des Gefechts erreicht wäre. Da setzte sich der Gen.-Maj. v. Horn an die Spitze des 2. Bataillon Leibinfanterieregiment, und führte es mit dem Ausrufe: „Ein Hundsfott einen Schuß thut!“ vorwärts, und in einem Anlaufe ward das Dorf genommen. Die Umgehung desselben durch Abtheilungen links machte den Sieg vollständig; der abziehende Feind stieß auf die wahrmer weiter in seiner rechten Flanke und Rücken angerückte Brigade Karl, und gerieth dadurch vollends in Unordnung. Nachmittags um 4 Uhr die preuß. Tapferkeit den Sieg entschieden. Das Corps des Generallieutenants war ungefähr 24,000 M. stark, hatte 70 Officiere, 2000 M. todt und verwundet, 1000 Gefangene, 13 Kanonen, 80 Kriegswagen. Der Bertrand wurde unbezweifelt die natürlichen Vertheidigungsmittel benutzte und unter so günstigen Verhältnissen den Übergang vielleicht ganz unmöglich gemacht haben, wenn ihm Zeit geblieben wäre, sich von den örtlichen Verhältnissen f. Stellung genau zu unterrichten; er zog sich gegen Wittenberg zum wichtigsten Resultat dieses Treffens war die Festsetzung der schlesischen Armee dem linken Elbufer, was ihre Vereinigung mit der Nordarmee entscheidend machte. Der brave Bataillon dankte der heldenmüthige Heerführer auf eine Art, die Geist der Armee zu schön bezeichnet, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Als nämlich das Corps nach der Schlacht vor dem General anmarschirte, grüßte er alle Bataillonsführer, doch als jenes nahete, und als dieses das 2. Bataillon vom Leibregiment sei, von dessen erstem Zuge befehligt, zog er schweigend den Hut und bedeckte sich nicht eher, als bis das ganze Corps vorüber war.

Warze, im Allgemeinen ein unregelmäßiger Auswuchs auf der Oberfläche eines organischen und thierischen Körpers. Bei dem Menschen insbesondere ein solcher Auswuchs auf der Hand, welcher die Größe eines Hirsens oder einer Erbse und noch mehr erreicht. Man hält sie gewöhnlich für eine Verdickung der Oberhäutchen (der Epidermis); dies ist sie aber nicht, sondern kommt mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, ist zunächst noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber diese bald, indem sie sich anwächst. Man muß sie für das Erzeugniß einer Ausartung des Bildens der Haut halten, und manche Menschen haben eine besonders starke Anzahl bei denen sie häufig, vorzüglich an den Händen zum Vorschein kommen, werden nicht anders geheilt, als durch Zerstörung ihrer Wurzeln, durch Zerschneiden, Brennen oder durch Ätzmittel. Nicht selten stirbt jedoch die Wurzel selbst ab, und die Warze verschwindet.

Wasa, eine mittelmäßige See- und Handelsstadt im russischen Gouvernement Finnland, mit breiten geraden Straßen, dem verfallenen Schloß Stockholm, dem schönen Gustavsplatz und einem Schiffswerfte, hat gegen 10,000 Einw., welche Schifffahrt und Handel mit Theer, Pech und Roggen treiben. Die Schiffe müssen in dem neuen Hafen Smultronören anlegen, da der alte nicht mehr brauchbar ist. Der schwedische König Karl IX. legte sie 1606 an, und nannte sie nach dem Namen der königl. Familie. Seit 1809 ist sie mit dem übrigen Finnland an Rußland abgetreten worden. — Wasa, ein alter Rittersitz in der schwedischen Provinz Upland, 3 Meilen von Stockholm, das Stammort des Geschlechts, aus welchem König Gustav I. (s. d.) geb. war.

Wasa (Gustav), s. Gustav I.

Wasa-Orden, s. Schweden.

Waser (Johann Heinrich), Pfarrer zu Kreuz, e. Dorfe im schweizerischen Kanton Zürich, bekannt wegen s. unglücklichen Endes, wurde zu Zürich, wo s. Vater war, geb., hatte gute natürliche Anlagen, und widmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber aus Neigung mit Physik und Mathematik. Sehr bald die Priesterstelle zu Kreuz, ward aber derselben wieder entsetzt, als er bei Untersuchung der Almosenrechnungen mit den Mitgliedern des Rathes gerieth, und von diesen bei dem Rathe zu Zürich, obwohl ohne Verurtheilung, verklagt wurde. Diese Bestrafung erregte in ihm einen tiefen Haß gegen die Regierung des Cantons. Er lebte hierauf, ohne sich zu Zürich von dem Vermögen s. Frau, und als dieses aufgezehrt war, in literarischen Arbeiten. Sein großer Hang zur Politik ließ ihn an den Zustand seines Vaterlandes einen vielleicht zu leidenschaftlichen Antheil nehmen, und er einen Theil s. Mitbürger wider sich aufbrachte. Als ein fähiger Rathgeber auch von einigen bedeutenden Männern in Staatsgeschäften geschätzt schien, jedoch, als wenn er, aus Haß gegen die Regierung, mehr in s. Vaterland arbeite, und dieses in eine allgemeine Verwirrung stürze. Man beschuldigte ihn dieser Absichten, besonders bei der Gelegenheit, als Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als über dem Zürchersee zwischen den Cantonen Zürich und Schwyz Prozesse in öffentlichen Schriften die Partei des letztern gegen seinen Canton nahm. Ein Vorfall, der sich damals in Zürich ereignete, daß bei einer Abendmahlfeier mehrere Personen erkrankten, welches man einer giftigen dabei gebrauchten Weines zuschrieb, ward ihm ebenfalls Schuld gegeben, konnte diese Beschuldigung nicht erwiesen werden. Eine sehr wichtige Sache, die ihm der Stadtschreiber zu Zürich aus dem Stadtarchive zu einem Manuscript anvertraut hatte, suchte er zu unterschlagen. Deswegen, und weil er in öffentlichen Zeitschriften geheime Nachrichten über die Verfassung der Schweiz gemeldet hatte, ward er gefänglich eingezogen. Er suchte sich durch eine gefährliche Flucht zu retten, aber der Versuch mißlang. Nach seiner Rückkehr räumte er endlich die Entwendung wichtiger Bücher und Handschriften der Stadtbibliothek und militairischer Pläne und Zeichnungen ein, worüber er der Landesverratherei schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt, den Tod auf dem Blutgerüst mit Fassung erlitt. Von ihm ist: „Historisch-geographisches Jahrbuch zur Prüfung der Urkunden etc.“ (Zürich 1779), ein sorgfältig und geschätztes Werk; ferner eine gelungene Übers. von Lucian's Schriften (Zürich 1769 — 73, 4 Thle.).

Wassgau, s. Vogesen.

Washington (George), Nordamerikas erster Bürger, Feldherr und Staatsmann, im Sinne des Alterthums einer der größten Männer s. Zeit, geb. 1733 in der Grafschaft Fairfax in Virginien, wo s. Vater ein reiches Landbesitzer war, und wo ungefähr 60 Jahre früher s. Großvater, der aus England stammte, wegen damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, sich niedergelassen hatte. W. erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, dann auf der Universität von Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginien's. Bei glücklichen Fortschritten machte er gute Fortschritte, und studirte besonders Mathematik. Nach Beendigung seiner Studien lebte er, wie die meisten Gutsbesitzer in Virginien, auf s. eigenen Gütern, und trat, wie andre Staatsbürger, unter die Miliz. Als 1752 zwischen Engländern und Franzosen in Nordamerika, wegen der Befestigungen am Ohio anlegten, Feindseligkeiten ausbrachen, wurde W. von dem Gouverneur in Virginien an den franz. Befehlshaber als Unterhändler

abgesendet. Er kam zurück, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, hatte sich aber bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnisse der Umstände erworben, nun, als Major, mit 300 M. virginischer Miliz gegen die neuen Franzosen am Ohio abgeschickt, und vertheidigte sich muthvoll und gegen eine weit überlegene Anzahl Feinde. 1755 ward er Oberst, und unter General Braddon, führte ein Corps virginischer Scharfschützen und an, zeichnete sich als geschickter Parteigänger im kleinen Kriege aus und erwarb sich dadurch Ruhm und Achtung bei s. Mitbürgern, gab den Kriegsdienst auf, heirathete eine reiche Erbin, und lebte nun auf s. eigenen ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Als Unruhen zwischen den engl. Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in wirkliche Unruhen ausbrachen (s. Vereinigte Staaten), bewarben sich zum Theil auf eigene Kosten, die Miliz von Virginien, übte sie in der Kriegskunst und stellte sich an ihre Spitze. Nachdem bei Lexington (19. Apr. 1775) das erste Blut in diesem Kriege vergossen worden war, beschloß am 10. Mai der in Philadelphia versammelte Congress die Errichtung eines stehenden, von s. Provinzen zu besoldenden Heeres, und ernannte W. einmüthig zum Oberbefehlshaber desselben. Nicht leicht hat ein Feldherr unter mißlichen Umständen ein Amt angetreten. Es fehlte den Amerikanern beinahe an allen Kriegsbedürfnissen und die Truppen, größtentheils Freiwillige, konnten einer strengen Disziplin unterworfen werden. W.'s seitdem bekannt gewordene Berichte an den Congress schildern am besten s. damalige Lage. Es gelang ihm jedoch, die Schwierigkeiten nach und nach zu beseitigen, und mehr durch Vorsicht, durch die er sich während des ganzen Laufes des Kriegs wirklich groß bewiesen hat, und durch die Anwendung des Tirailleursystems, als durch gewagte Unternehmungen, entgegengestellten geübten Truppen zu bekämpfen. Im Anfange 1776 ließ W. den engl. General Howe, Boston zu verlassen, aber die folgenden Ereignisse dieser Zeit fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus, der meisterhafte Rückzug W.'s von Long-Island, und s. Geschicklichkeit, die Haupttreffen auszuweichen, verhinderte größere Unfälle. Durch einige glückliche Unternehmungen, den Überfall eines hessischen Corps bei Trenton und einen andern bei Princeton, gab W. den Amerikanern neuen Muth und machte die Engländer furchtbar. Die ausgedehnte Vollmacht, welche er nun vom Congress erhielt, setzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennahme eines engl. Corps unter Burgoyne (17. Oct. 1777) bei Saratoga, und die Unterstützung Frankreichs gaben der Sache Amerikas ein großes Übergewicht. Entschieden den Kampf die Gefangenennahme von 7000 Engländern u. s. w. unter Cornwallis bei Yorktown (19. Oct. 1781): ein Sieg, der W.'s Felsenthat verewigt hat. Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen, und knüpfte Unterhandlungen an, welche den pariser Vertrag (3. Sept. 1783) zur Folge hatten. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner wurde von England anerkannt. W. legte nun die Befehlshaberstelle nieder und wurde von dem Danke und der Achtung s. Mitbürger begleitet, auf s. Landsitz Mount Vernon in Virginien zurück, und verlebte hier einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten eine neue Regierungsgewalt nothwendig machte, ward im Sept. 1787 ein Congress zu Philadelphia versammelt und W. einmüthig zum Präsidenten desselben erwählt. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende Verfassung der Vereinigten Staaten, in deren Gemäßheit 1789 ein neuer Congress zusammenberufen wurde, W. zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten 4 Jahre, und nach Ablauf derselben zum zweiten Male wieder gewählt wurde. Er verwaltete den Präsidentenposten mit Weisheit, Tugend und Würde. Ihm zur Seite stand der geistvolle,

Hamilton, s. Freund und einer der größten Staatsmänner Nordamerikas. Ist Thatsache, sagt Bristed, daß die Vereinigten Staaten in der 8jährigen Verwaltung W.'s, aus der tiefsten Nationalzerrüttung, aus dem Bedrängniß, sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens, des Wohlstandes und des Ruhms erhoben. Der öffentliche, vorher gänzlich gesunkene Credit lebte wieder auf; das Vertrauen kehrte in die fast aufgesagten Verbindungen zurück; der gelähmte Handel ward frei und umspannte die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchgestrichen worden, erhielt eine sichere Bürgschaft, und jeder Gläubiger volle Sicherheit. Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlstande und dem Fleiße des Volkes auf Beiden zu lasten, der Rechtsgang fand die freie und sichere Anwendung des Gesetzes; der Charakter des Volks entfaltete sich zu einem edlen Bürgerthum. Europa sah mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk eines gegründeten und in das Leben eingeführten Verfassung, obschon, nach Hamilton's Verfassungsplan der Unionsregierung noch mehr Kraft und Festigkeit haben würde als der von dem vorsichtigen W. entworfene militärische Vertrag. Ungeachtet dieser Verdienste, die W.'s Namen in der Geschichte unsterblich machen, mußten unverdiente Beschuldigungen, die der letzten Jahren gegen ihn erhob, bittere Gefühle in ihm erregen. Als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf s. Landgut zurück, wo er Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten und den Beifall aller Guten fand. Er starb hier am 14. Dec. 1799 in einem Alter von 67 J. Sein Name in den Verein. Staaten mit aller Feierlichkeit und selbst im Auslande. Die Bundesstadt, die s. Namen führt, wird s. Andenken erhalten. In seinem Testament gab er allen seinen Sklaven die Freiheit, und vermachte beträchtliche Summen zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule zu Lancaster. Noch hat ihm s. Nation kein Denkmal errichtet, und das Grabmal eines Mannes in seinem Garten zu Mount-Vernon, am Ufer des Potomac, ist kein Stein noch Inschrift. Sein Denkmal ist in der Geschichte. Eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes, den Muth eines freien Bürgers. Ausdauernde Kraft bei rings umherwandelnden und mehrmals zu einer furchtbaren Größe anwachsenden Schwierigkeiten, unerschütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Veränderungen, eine bei dem lebhaftesten Ehrgefühl auch den politischen Veränderungen gebührende Achtung und Bescheidenheit, Festigkeit bei entscheidender Sache ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit, und die schöne Verbindung von Strenge mit vernünftiger Milde: diese Eigenschaften bezeichnen den Charakter eines ebenso liebevollen als kraftvollen, ebenso großen als guten Mannes. Bancroft („Essay on the life of G. Washington“, Worcester in Mass. 1807), haben s. Leben beschrieben. S. auch Josch, „Washington und die amerikan. Revolution“ (Gießen 1817). Jared Sparks gibt die in Mount-Vernon hinterl. Papiere W.'s u. d. T.: „The works of G. Washington“ (n. York 1828 — 12 Bdn., Boston 1828 fg.) heraus.

Washington, die Haupt- und Bundesstadt der Verein. Staaten (301° 30' N. u. 38° 53' W.), auf einer von 2 Armen des Potomac gebildeten Insel, und zwar auf der marpländischen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von der Mündung, in dem District Columbia (s. d.), der unter den Gesetzen der Verein. Staaten steht. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Hauptstadt für den verbündeten Staat fühlte, entschlossen sich die Staaten Maryland und Virginia, zu diesem Behufe einen fast im damaligen Mittelpunkte der beiden Staaten gelegenen Platz dazu anzuweisen, 280 engl. Meilen vom Meere entfernt. In der Mitte desselben erbaute man nun eine Stadt, die man nach dem

Manne benannte, der soviel für die Sache der amerikanischen Freiheit hatte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen Plan, und Washington wenn es einmal vollendet sein wird, eine der schönsten Städte des Erdbodens. Die Umgebungen sind vortrefflich; die Querstraßen sämmtlich 90, die Hauptstraßen 130 — 160 Fuß breit, alle schnurgerade gezogen, die Plätze groß und majestätisch, die Häuser nach einem Ebenmaße im Geschmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel stehende der Palast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Casernen u. a. aber noch ist keine Straße ganz ausgebaut; dessenungeachtet enthielt die Stadt im J. 1810: 1700 H. und 9200 E., worunter 5900 Weiße und 2300 N. J. 1819: 11,300 Einw., 43 öffentliche Gebäude, 2028 Wohnhäuser, Läden und Handelsgebäude, 354 öffentliche Plätze; im J. 1823: 214,000 E. Georgetown (7400 E.), mit einer kathol. Univers. und der ist bloß durch den Fluß von ihr getrennt. Die neu angelegten Straßen nach den Staaten, in die sie führen, benannt sind, unterscheiden sich groß von der Umgegend nur durch eine schwache Spur von Anbau oder an einigen durch Reihen ital. Pappeln. Man findet 4 Kirchen, für die Episkopale, die Presbyterianer, für die Baptisten und für die Katholiken. Seit 1800 hat sich in W. der Sitz der Regierung, des Generalcongresses, des diplom. Corps und aller Centralbehörden; auch hat sie eine Bibliothek, eine Sternwarte, das Colomblainstitut, eine medic. u. a. Gesellsch., öffentliche Schulen, Dampfschiffe, viele Handwerker und Handel. Der Hafen ist geräumig und für große Schiffe zugänglich; schon 1813 wurden aus demselben für 1,327,000 Dollars Waren versendet. Aber am 24. Aug. 1814 traf die Stadt das Unglück, daß die Briten daselbst einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palast des Präsidenten, das Schatzkammerhaus, das Zeughaus, die Werfte, die Repsschlagereien, selbst die 3 Thürme über den Potomac zerstörten, ein Schaden, der auf 2,303,000 Dollars geschätzt wurde. Das Capitol und die Wohnung des Präsidenten sind von den Kriege erlittenen Beschädigungen wiederhergestellt. 90 marmorne Säulen mit großen Kosten aus Italien eingeführt, schmücken die Säulen des Capitols, dessen Bau 225,000 Pf. St. (1 Mill. Dollars) gekostet hat. Ihm gegenüber wird Washington's Bildsäule zu Pferde errichtet. Eine dritte Stadt in dem District Columbia, Alexandria (8200 E.), am rechten Ufer des Potomac, hat einen großen Handel.

Washington's-Inseln (oder die neuen 8 Marquesas-Inseln) 5' — 140° 13' W. L. von Greenwich, 7° 50' — 9° 30' S. Br.). Unten ist Nukahiva (s. d.) die wichtigste. Sie wurden entdeckt und benannt vom amerik. Cap. Robert 1792, beschrieben vom Cap. H. v. Krusenstern und nachher vom amerik. Cap. Porter (in s. „Journal of a cruise made to the Pacific 1812 — 14“, Newyork 1825, 2 Bde.). Porter nahm diese Inseln den Vereinigten Staaten in Besitz, ohne dazu beauftragt zu sein.

Wassanah ist eine erst 1816 durch einen arabischen Kaufmann, entdeckt in Nigritien aufgefundenene Stadt, beinahe 2 deutsche Meilen im Umfange, 60 Tagereisen südöstlich von Tombuctu (eigentlich Timbuctu). Auf der einen Seite fließt der große Strom Zabi, den die Einw. Jolibib nennen, vorüber. Die Stadtmauern sind stärker und höher als die zu Tombuctu und bestehen aus ungebrannten ohne allen Mörtel aufeinander gelegten Steinen. Die Stadt ist viereckig, auf jeder Seite ein großes Thor, und besteht aus niedern Hütten, ebenfalls aus Steinen ohne Mörtel gebaut, mit Dächern aus Rohrstäben gefertigt, welche breite Palm- oder ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwischen den niedern Hütten befinden sich enge Durchgänge. Das königl. große und hohe

ebenfalls eine viereckige Gestalt, ist aber aus Steinen, die mit einer kalk-
 doch nicht so harten weißen Masse zusammengefügt sind, erbaut.
 zählt ungefähr doppelt so viel Einw. als Tombuktu, wenigstens besteht
 aus mehr als 300,000 Seelen. Die Vornehmen von Bassanah tra-
 gen von weißem und blauem Zeuche, weite kurze Beinkleider und zum
 einen langen Kasten, mit einem vielfarbigen Gürtel. Die unverhei-
 rateten weiblichen Geschlechts, welche fast alle sehr wohlbeleibt sind,
 in weiße und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib be-
 zogen, und schmückten sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und
 eine Menge kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muschelscha-
 len. Der König führt den Titel Illbu, d. h. guter Sultan, trägt ein weißes
 orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, und ei-
 nen Kasten mit Ärmeln von blauem Zeuche, der durch einen aus vielfarbi-
 gen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er trägt auch Arm und
 sein Haar in kleinen Locken. Der Gür-
 tel von der Brust bis zu den Hüften und ist mit den schönfarbigen En-
 deln und Beine geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen,
 mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit gol-
 den angebundnen, eine große goldene Kette um die Schultern hängend
 auf einen Büschel blendender Steine und Muscheln, und an der Seite
 einen Dolch in einer solchen Scheide. Er reitet auf einem Ilfement
 (Elefant), ein Thier, welches 3 Mal höher als das größte Kameel ist.
 Dieser schwarzen Einw. von Bassanah ist gastfrei, gutmüthig und
 meistens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus
 Reis, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen
 unbekannt zu sein. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum,
 zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und beim
 Begräbnis sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen,
 und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder
 im Schlagen auf Felle, welche über ausgehöhlte Hölzer
 gespannt sind, besteht. Vom Lesen und Schreiben haben sie gar keine Kennt-
 nisse. Einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Flusse mit Bötten
 aus Baumstämmen, die 15 — 20 Neger fassen, betreiben. Sie
 verkaufen Elfenbeinzähne, Edelsteine, Gold und Schalthiergehäuse,
 und europäische Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird
 mit Reis angebaut. An der Flußseite wächst Reis. Ochsen, Kühe und
 Ziegen sind häufig; Kameele, Pferde, Maulthiere und Ziegen fehlen;
 es gibt es in und bei Bassanah schönfarbiges Geflügel, Eier und Fische.
 Auch Krokodille werden hier gefunden. (S. James Riley's „Reise“,
 London erschien.)

Wasser. Dem elastischen, trockenen, durchsichtigen Naturkörper, der Luft,
 und alle elastische Flüssige, das alles specifisch Gebildete auflösende, alle Tren-
 nung und Wiedervereinigung befördernde Masse, das Wasser, entgegen. Es durch-
 dringt die Erde, umgibt sie als Meer, erfüllt als Dunst und Dampf den Luft-
 raum zu einer gewissen Höhe, ist eine Bedingung alles organischen Lebens, wirkt
 bei der Gestaltung vieler unorganischen Körper, und wird, bei unaufhörlicher
 Zersetzung und Wiederaussetzung, stets in den Urquell, woraus es in den
 verschiedensten Gestalten entspringt, zurückgeführt. Schon früh hielt man es
 für einen einfachen Urstoff (Element), bis man später (wie schon Newton aus der
 Kraft desselben geschlossen hatte) durch die nähere Kenntniß des Was-
 sers ein Zusammengesetztes darin erkannte. Die Entdeckung der Zusam-
 mensetzung des Wassers gehört dem Engländer, Heinrich Cavendish, der 1781

durch seine Versuche darauf geführt wurde. Sie wurde durch die franz. besonders Lavoisier, Bucquet, Fourcroy, Bauquelin bestätigt. Man erhält reines Wasser aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas besteht, und zwar, genaue Versuche ergaben, von jenem 11,06, und von diesem 88,94 Gewichttheile enthält. Es wurde nämlich Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in Apparat brannt, wo man das Gewicht der Gasarten vor dem Verbrennen mit dem des dadurch erhaltenen Wassers und des übriggebliebenen Gases genau bestimmen konnte, und fand jedesmal, daß das erhaltene Wasser so viel als die beiden Gase wog. Neuere Naturforscher sind durch die elektrischen Erscheinungen veranlaßt worden, wieder zu der ältesten Ansicht, daß das Wasser ein Element zurückzuführen, indem sie das indifferente Wasser sich durch die beiden Elementen (s. d.) in jene beiden, einander polarisch entgegengesetzten Stoffe zerlegen lassen. Das reinste Wasser ist dasjenige, das der in hohen Gegenden fangene Regen oder Schnee liefert, und worin sich keine Spuren fremder Stoffe entdecken lassen. Da dies jedoch selten der Fall ist, so verschafft man sich reines Wasser durch Destillation. Es ist in dem Zustande seiner Reinheit eine vollkommen durchsichtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Bei der Temperatur unserer Atmosphäre bleibt das Wasser stets flüssig, vermindert die Wärme bis unter 0 des Thermometers (oder 32° Fahrenheit), so gefriert es. In verschlossenen Gefäßen, oder wenn man die Oberfläche mit Öl bedeckt, bleibt es noch einige Grade unter 0 flüssig bleiben, so lange keine Bewegung stattfindet. Wenn das Wasser erstarrt, nimmt es, wie die meisten übrigen Körper, eine feste Gestalt an. (S. Eis.) Diese Krystalle zeigen mancherlei Gestalten, die von der Heftigkeit der Kälte und der Schnelligkeit ihrer Bildung, theils von den verschiedenen Graden der Ruhe beim Frieren und ähnlichen Umständen abhängen. Die spießigen Krystalle zeigen sich unter einem Winkel von 60 — 120 Grad und bilden so die Dendriten an den Fenstern, oder die 6zählige Gestalt des Eises. Wasser, das andre Stoffe, z. B. Säuren, Salze u. dgl., enthält, gefriert langsamer, und zwar nach Verhältniß der Menge dieser Beimischungen. Wenn ein Theil einer solchen Auflösung erstarrt, so gefriert gewöhnlich das Wasser, und die rückständige Auflösung ist dann um so viel mehr concentrirt. Wenn das Eis aufthaut, erhalten sich die regelmäßigen Krystalle nebst den gebildeten Nadeln länger als das übrige, weniger regelmäßig Angeschossene. Die Dichtigkeit des Wassers ist nicht beim Nullpunkt des Thermometers am größten, sondern erst bei 3½° Réaumur über diesem Punkte. Von diesem Punkte an dehnt es sich beständig aus, sowol beim Abkühlen als bei der Erwärmung. Diese Eigenschaft von den für die Einwirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper geltenden Regeln ist von großer Wichtigkeit; denn wenn sie nicht stattfände, so würde ein großer Theil der kältern Erdstriche ganz unbewohnt bleiben. Das Wasser kühlt nämlich im Winter ziemlich bald, selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden, und seiner ganzen Masse nach auf einmal gefrieren. So aber sinkt das Wasser, sobald es bis zu 3½° abgekühlt ist, in den kälteren Boden, und wenn endlich die ganze See diese Temperatur angenommen hat, so kann nur die Oberfläche derselben noch unter diesen Grad abgekühlt werden, nun das kältere Wasser leichter als das warme ist, und weil das Wasser, wie alle tropfbare Flüssigkeiten, den Wärmestoff sehr langsam leitet. Der Grund der See behält die angegebene Temperatur von 3½°, und das Wasser, das aus ihr herauf fließt, ist stets 3 — 4 Grade über dem Eispunkt erwärmt; es behält diese Temperatur auch auf dem Boden der Flüsse, daher selbst in den kältesten Winter Ströme und Bäche selten bis auf den Boden gefrieren. Wird das Wasser vor dem Sieden erwärmt, so dehnt es sich allmählig aus, bis es unter 80° zu kochen anfängt. Einige Augenblicke vor dem Sieden hört man zuweilen einen tönenden Laut.

daß die Blasen von Wassergas, die sich auf dem Boden bilden, wäß-
 aufsteigend sich abkühlen und verdichten, wodurch ein luftleerer Raum
 vom Wasser ausgefüllt wird. Sobald die ganze Wassermasse die
 von 80° angenommen hat, steigen die Dämpfe empor und es entsteht
 der Geräusch des Siedens. Der Wasserdunst folgt bei seiner Aus-
 breitung die Wärme den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Er hat einen
 Grad von Elasticität, daß er, in die stärksten Gefäße eingeschlossen, die-
 selbender Hitze zersprengt. Auf dieser Eigenschaft des Wassergases be-
 ruht der Mechanismus der Dampfmaschine (s. d.). Dem unsichtbaren Was-
 ser durch kalte Körper die Wärme entzogen, indem er sich in dem Ber-
 ührungspunkt verdichtet und sichtbar wird. Darauf beruht die Theorie der
 Wolken, des Dampfes, der Nebel und anderer meteorischen Erschei-
 nungen. — Meteorwasser nennt man das durch die Luft
 in Dunstform in die höhern Regionen geführte Wasser, das sich
 in der Wirkung der höhern und kältern oder der hinzuströmenden Luft-
 schicht wenig verdichtet, in kleine Dampfbläschen umwandelt und bei
 Verdichtung sich wieder auf die Erde ergießt. Es erscheint als Regen,
 Schnee, Reif, Hagel. Es ist dem destillirten Wasser gleich, da
 die Atmosphäre bei nicht feuchter Witterung mit unzähligen Staubtheilchen
 immer mit Insekten, Gesämen und Blüthentheilchen angefüllt ist, durch
 die Bewegung der Luft und Winde Stoffe verschiedener Art aus sehr
 weiten Gegenden herbeigeführt werden und das Wasser fast alle Stoffe auf-
 nimmt. Die Reinheit des Meteorwassers von Zufälligkeiten ab, und nach
 jeder zufälligen Umstände wird man daher in den Meteorwassern auch
 die gemischte Stoffe entdecken. Alles Wasser auf der Erde (das tellu-
 rische) verdankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das in den oben ge-
 nannten und zwar am häufigsten als Thau und wässeriger Nebel, auf
 der Erde, und theils über die Oberfläche wegrinnt, theils von der Dammerde
 aufgesaugt, oder sich in die Klüfte und Spalten der Gebirge senkt. So scheint
 auf dem Planeten befindliche Wasser in einem steten Kreislaufe zu sein, da
 der Dampf in die Luft aufsteigt, dann von den, vermöge ihrer Dichtigkeit,
 den Bergen und Berggipfeln angezogen, und zu Quellen wird, bald als Regen
 in tropfbarer flüssiger Gestalt nach den tiefern Regionen zurückkommt.
 Die Quellen, welche die Quellen aus dem Anziehen der atmosphärischen Wasser-
 schicht die Höhen entstehen läßt, erscheint im Allgemeinen als die wahr-
 scheinlichste, wiewol auch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß
 auch die aus dem Innern der Erde durch unterirdisches Feuer empor-
 steigende und in den höhern Luftschichten zu tropfbarer Flüssigkeit verdichteten
 Quellen sein. Weniger wahrscheinlich ist die Ansicht, daß das Innere
 der Erde ungeheures Wasserbehältniß sei, obgleich das Dasein großer unterirdi-
 scher Massen und Flüsse nicht unerwiesen zu sein scheint. Während das mit
 kohlensaurem Gas geschwängerte Wasser durch die Gebirgsmassen rinnt,
 auflöset es lösliche Stoffe auf, und zwar mehr oder minder, je nachdem es mit
 längere oder kürzere Zeit in Berührung ist, sowie nach Verhältniß der
 Menge jener Stoffe und der Temperatur der Gebirge. Auf diese Weise ist
 es, daß manche Quellen Jahrhunderte lang reichlich mit Substanzen
 gesättigt sind, wovon man im freien Zustande kaum Spuren an den Orten der
 Quelle wahr wird. Noch wirksamer ist das Wasser, wenn es durch Erzeugung
 einer Menge von Kohlensäure aus organischen Stoffen, oder von Schwefel-
 wasser aus Schwefelkiesen und Schwefel die Felsen desto kräftiger durchdringen
 kann. Die durch Kalkberge rinnenden kohlensauren Wasser kommen als incrusti-

rende Quellen zu Tage, oder bilden die Stalaktiten in Grotten und mineralischen Wasser hängen überhaupt einzig von der Beschaffenheit und Erdlagen, welchen sie entspringen, und der chemischen Verwandtschaft ab. Der größte Theil der aus den Bergen entspringenden Quellen ist sehr schwach mineralisch. Beim Fortströmen entweicht vollends die kohlene Kohlensäure, und die kalkigen und andern mineralischen Theile werden geschlagen, weshalb die daraus entstehenden Flüsse immer sehr weiches Wasser halten. Das Brunnenwasser hingegen ist, mit Ausnahme der aus flachen Quellen, immer schwach mineralisch, weil viele das flache Wasser ziehende Wasseradern wenigstens immer Kohlensäure, Kalk, Kochsalz, enthalten. Das beste Trinkwasser liefert dasjenige Brunnenwasser, das völlig geruchlos ist und den geringsten Gehalt von Erden, aber den größten von Kohlensäure hat. Man theilt die Erdwasser hinsichtlich ihres Gebrauchs in die das filtrirte Seifenwasser nicht zersehen, und harte, bei welchen die Kalktheile, die jedoch allmählig in jene, durch Abnahme aller oder einiger mineralischen Bestandtheile, übergehen. Die harten Wasser theilt man in gemeine Brunnenwasser, die weder specifisch auf den Organismus wirken, noch technisch benutzt werden, in Mineralwasser. Diese zerfallen in Sauerbrunnen, Schwefelquellen (theils eisenfrei, theils eisenhaltig sind), alkalische Wasser, Stahlquellenwasser, Salpeterwasser, borarhaltige Wasser, vitriolische Wasser, Eismeerwasser, Kieselwasser, schwefeligsaurer Wasser (in der Nähe der Vulkane), seifenartiges Wasser, Salzwasser, giftige Wasser. Vgl. Biot's „Erfahrungs-Naturlehre“ (1. Bd.), worin auch mehre Versuche über die bald behauptete und bald geleugnete Zusammenrückbarkeit des Wassers vorkommen, über welche man bereits in dem Werkchen von Zimmermann: „über die Elasticität des Wassers“ (Leipzig 1793) besitzt. Eine gedrängte, aber sehr sachreiche Betrachtung des Wassers unter chemischen Gesichtspunkte, mit ausführlichen literar. Notizen enthält John's „Handwörterb. der Chemie“ (Leipz. 1818, 4 Bde.) im betreff. Artikel.

Wasserblei, Molybdän, ein 1778 von Scheele und 1782 von Berzelius entdecktes Metall von silberweißer Farbe, fast dem Glanze und der Härte des Silber und 8,6fachem specif. Gewicht. Es ist fast spröde und zeigt nur wenig Schmelzbarkeit. Ohne Luftzutritt bleibt es in der stärksten Glühhitze unverändert. Es ist außerordentlich schwer zum Schmelzen zu bringen, indem es strengflüssiger als Stabeisen ist. Eine Art des Molybdänoxids oder Kalkes gibt, in Wasser unlöslich, die molybdänigste Säure. In der Natur findet sich das Metall in der Molybdänglanz und Gelbbleierz.

Wasserbruch, s. Bruch.

Wasserdampf, s. Dampf.

Wasserfall (franz. cascade, von dem Ital. cascare, fallen), oder Tarakt (von dem Griech. καταρaxis, gewaltsamer Sturz), der Ort, wo Wasser von einer Höhe in die Tiefe fällt auch das fallende Wasser selbst. Man unterscheidet natürliche und künstliche Wasserfälle. Unter den ersten sind die berühmtesten in Europa der Rheinfall bei Schaffhausen; in Afrika die Fälle des Nil; in Amerika der große Wasserfall im Lorenzflusse bei dem Fort Niagara (s. d. Artikel). In Südamerika der große Fall des Parana, in Paraguay. Die schönsten künstlichen Wasserfälle sind in Frankreich, zu Marly unweit Versailles und zu St. Germain bei dem Lustschlosse Loo in Geldern und auf der Wilhelmshöhe bei Cassel.

Wassergalle, auch Regengalle, ein Stück von einem Regenbogen, der aus einer einzelnen oder zerrissenen Wolke hervorgeht.

Wasserhose, eine furchtbare Erscheinung auf dem Meere, welche, mit abweichenden Nebenumständen, darin besteht, daß sich eine Wasserwand aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, wobei sie

stehende Meereswasser gleichfalls zu einem Regel erhebt, dessen Urebern einerlei Richtung hat und sich mit demselben verbindet, oder fast ein Wasserregel aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt und sich mit idet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher stillstand, erplagt nach einiger Zeit, wobei die ganze Wassermasse unter fürchterlichen mit solcher Gewalt ins Meer stürzt, daß die Schiffe, welche sich in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Thevenot sah beim einer Wasserhose das Meereswasser zuerst gleichsam kochen, und sich in Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weißlich aussah, und einen dicken Rauch über sich zu haben schien. Dabei hörte man ein dumpfes bald schien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, wie vom den Wolken in die Höhe zu steigen, welche bald verschwand, indeß re Stelle traten. Zugleich senkten sich auch aus den Wolken trompetenöhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Diese waren weiß und durchsichtig, anfangs leer, füllten sich aber mit Wasser, die von unten aufgestiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre zum Umfange eines Baumstammes zu, den ein Mann umfassen kann. Ihren schlängelte sich das Wasser deutlich in die Höhe, sodaß sie einem gefüllten Darne glichen. Eine davon dauerte länger als die andre, und erweiterte sich mehrmals und verschwand, nachdem das vom Meere aufgehobene Wasser sich gesenkt und von dem aus der Wolke herabhängende getrennt hatte. Thevenot bemerkt zugleich, daß solche Wassersäulen in die Segel der Schiffe verwickeln, und daß sie im Stande sind, kleine emporzuziehen. J. R. Forster in seinen „Bemerk. auf einer Reise um (Berl. 1783) gibt von einer zwischen den Inseln von Neuseeland beobachteten Wasserhose folgende Nachricht: „Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am folgende eine gänzliche Windstille; es stiegen einige Wolken am Himmel in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden eine Säule heraufstieg, die sich mit einer andern, aus der Wolke herabkommend, vereinigte. Bald nachher entstanden auf gleiche Art noch 3 andre Säulen, die nächste war ungefähr $\frac{3}{4}$ einer deutschen Meile vom Schiffe entfernt; sie hatten an dem Meere einen Durchmesser von 70 — 80 Klaftern zu haben; das Meer heftig, und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Von den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker als in der Mitte, woselbst er kaum 2 — 3 Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur eine Röhre zu bilden, und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säule immer mit gleicher Geschwindigkeit vorrückten, erhielten diese eine schiefe Gestalt und krümmten sich sogar bisweilen; auch ging die eine schneller als die andre, je mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von bestimmter Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale wahr; man sah Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffes, es regnete mehrmals und ohne daß man einen Donner gehört hätte“. Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, nach Art der Wirbelwinde, große Verwüstungen anrichten. — Die folgenden Erfahrungen über die Wasserhosen lassen sich in Folgendem zusammenfassen: 1) Man nimmt sie nicht einzeln wahr, sondern 3, 4, 6 in kleinen Abständen gleich naheinander; 2) immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Was-

fer in fochende Bewegung; 3) es findet dabei ein merkliches Geräusch unter dem Wasser zu sein scheint; 4) es bildet sich ein Nebel, ein Rauch, der aufsteigt; 5) er macht ein eignes, von dem vorigen genau zu unterscheidendes Geräusch; 6) es befindet sich jederzeit eine Wolke über der Wasserhose, nicht immer im Anfange bemerkt; 7) die Wolke ist nicht immer mit der Wasserhose verbunden, sondern steigt oft erst herab, dem sie hebenden Nebel mit dem sie sich vereinigt; 8) die Wassersäule schreitet stoß- oder sprungweise fort; 9) die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortschreitenden Wassersäule, welcher das Wasser bewegt ist; 10) fast niemals mit gleichem Schrittmessens langsamer; 11) die Wassersäule wurde niemals gleich dick und dünn, sondern ihr Durchmesser war in der Mitte am kleinsten, an den Enden am größten, des Wassers, und nach den Wolken am größten; 12) ohne Ausnahme fällt nach und bei einer Wasserhose; 13) gemeiniglich zeigen sich Wasserhosen bei warmer Witterung; 14) es blizt gewöhnlich dabei, oder mindestens die Wassersäule elektrisches Licht; 15) es regnet immer dazwischen; der Regen fällt stets, wo sie nahe kommt, Hagel; 16) sie entstand immer da, wo von der Lage der Landspitzen fast genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17) Wirkungen, sobald sie aufs Land kommen, sind ganz den Wirkungen der Wasserhosen gleich; 18) sie sind mitten auf dem festen Lande nie, selten nur an den Ufern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen fast ohne Ausnahme von der See; 19) häufig fällt gegen ihr Ende eine Menge Wasser herunter. — Die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen sind noch nicht gänzlich aufgeklärt. S. Reimarus's treffliches Buch „Vom Blize“ (Hamburg 1768), wo die elektrische Natur des Phänomens wahrscheinlich gemacht wird.

Wasserkopf, Hydrocephalus, im Allgemeinen gleichbedeutend mit wassersucht, möge diese nun in den äußern Theilen des Kopfes, oder in den Hirnhäuten, oder im Gehirne selbst ihren Sitz haben, welche letztere zu den häufigen und gefährlichsten Kinderkrankheiten gehören.

Wasserleitung, s. Aquädukt.

Wasserprobe, s. Orbalien.

Wasserscheu (Hydrophobie) nennt man 1) im Allgemeinen das Symptom bei einem Kranken, da er nicht im Stande ist, eine Flüssigkeit in den Mund zu nehmen und hinunterzuschlucken. Dieser Zufall hat f. d. R. mit einer krampfhaften Zusammenziehung der Schlundmuskeln, und findet sich 2) in einer eignen Krankheit ein, die man deshalb auch mit diesem Namen bezeichnet hat. Diese Krankheit wird von dem kranken Thiere auf den Menschen übertragen und stellt in dieser Hinsicht ein furchtbares Gegenstück der wuthigen Kuhpocken dar. Die Wasserscheu entsteht in dem Menschen durch die Verwundung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, am gewöhnlichsten von einem Hunde oder einer Raze, entweder durch den Biß oder durch eine andere Verwundung des giftigen Speichels dieser Thiere in eine Wunde an dem Menschen (s. Hundswuth.) Die Krankheit selbst bricht zuweilen bald nach geschehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus; zuweilen später. So ist z. B. in „Verhandlungen der medicinischen Societät in London“ (5. Bd.) ein Fall in welchem erst 9 Monate nach geschehener Verwundung die ersten Merkmale der Wasserscheu sich zeigten. Ihre Zufälle und Erscheinungen sind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingedrungen ist, wird wieder roth, jündet sich von neuem, bricht wieder auf, und oft zieht sich von der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatischen Gefäße. Zugleich stellt sich Niedergeschlagenheit des Gemüths, besondere Angst, 1

mer Blick der Augen ein, es entstehen überhaupt mehr Zufälle eines
 Fiebers, Frösteln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verschiedenen
 Theilen des Körpers, der Puls wird meistens schnell, häufig und etwas hart.
 Der Kranke wird ängstlich, schnell und kurz, es erfolgt Ekel, Erbrechen, Schmerz
 in der Oberbauchgegend, Zusammenziehen des Schlundes. Letztere Erscheinung ver-
 mehrt sich so sehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande ist, Wasser oder
 andere Flüssigkeit zuzunehmen, ja schon der bloße Anblick derselben oder
 andern Sache, mit glänzender Oberfläche, kann, wenn die Krankheit
 erreicht hat, den Anfall von heftigen Verzuckungen und zusammenschnü-
 ren des Halses erwecken. Harte Speisen kann er jedoch noch ver-
 dauen. Dabei verändert sich die Stimme des Kranken, er spricht hastig und in
 einer hohen, scharfen, Töne, sodaß s. Sprache mit dem Bellen eines Hundes zuweilen eine
 Ähnlichkeit hat. Aus dem Munde sondert sich eine Menge Speichel ab, und es
 ist bei den periodischen Wuthanfällen des Kranken eine besondere Neigung
 vorhanden, nach Allem, was er erlangen kann, zu schnappen. Der Speichel
 des Kranken, wenn er in die Bißwunde kommt, kann wieder anstecken
 die Krankheit hervorbringen. Endlich erschöpfen sich die Naturkräfte in
 diesem Kampfe, und der Tod erfolgt gewöhnlich am 6. oder 7. Tage,
 doch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter
 Krämpfen. Die Furcht vor dieser Krankheit hat in ältern Zeiten beinahe alle
 Untersuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neuern Versu-
 che ist höchst wahrscheinlich das Wesen derselben in einer durchgreifenden
 Entzündung, welche den ganzen Körper, vorzüglich aber das Ner-
 ven- und Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet.
 Diese Krankheit muß deshalb eine eigenthümliche sein, weil sie von einem eigen-
 thümlichen Gifte, dem eingebrachten Wuthgifte, verursacht wird, und
 die thierisch-organische Sphäre der Reproduction so gewaltsam, daß sie
 die Thätigkeit eines gleichen Giftes zwingt, und daher selbst die Thätigkeit
 der Beherrscherin der Reproduction, auf das heftigste ver-
 mehrt. Alle bei der Krankheit vorkommende Erscheinungen, die Fie-
 ber, die periodischen Anfälle von Angst und Wuth, die Verzuckungen,
 das Zusammenziehen des Halses, die Veränderung der Sprache, endlich die Erzeugung des
 tödtlichen Wuthgiftes, abzuleiten. Daß durch diese Krankheit die
 Masse des Körpers in der Quelle angegriffen, die Masse verändert wird, ist
 nicht zu verkennen, weil das Blut der Kranken, wenn es aus der Vene gela-
 sen wird, verändert ist, und statt die gewöhnlich dunkelrothe Farbe zu haben,
 eine graue Farbe hat und aufgelöst, zerseht, ganz wässerig, dünn und
 flüchtig ist. Die Heilung dieser furchterlichen Krankheit ist zwar schon mit
 verschiedenen Mitteln versucht worden, allein es hat noch keins sich unter allen Um-
 ständen gezeigt. Ein wichtiger Gegenstand der Cur ist zuvörderst die Ver-
 hütung des Ausbruchs der Krankheit. Ohne der mancherlei Mittel, welche der
 gemeine oder die Gewinnsucht empfiehlt, einer Erwähnung zu würdigen, erin-
 nert man an die Mairwürmer und an die von Münch empfohlene Belladonna;
 mehrere Aroemittel sind von Ärzten empfohlen worden. Eine andre Me-
 thode ist antiphlogistische, ist in neuerer Zeit wieder hervorgesucht worden,
 außerdem, daß sie der neuesten Ansicht von dieser Krankheit entspricht,
 so ist dieses für sich, daß mehrere auffallende Beispiele glücklicher Heilung sie
 bezeugen. Da die bei dem starken Aderlaß erfolgende Ohnmacht hauptsächlich eine
 Folge der heilsamen Wirkung desselben, gleichsam ein Wendepunkt der Krank-
 heit, so haben einestheils mehrere Ärzte angerathen, die Öffnung bei dem
 Aderlaß ungewöhnlich groß zu machen, damit durch den schnellern Abfluß des Blu-
 tes die Ohnmacht schneller herbeigeführt werde, anderntheils hat man den Vor-

schlag gethan, Ohnmacht ohne Ueberlaß zu bewirken. D. Masse macht Rücksicht aufmerksam auf das von Parry versuchte Zusammenbrücken der Kopfschlagadern, auf das er in einem Falle Schlaf, in einem andern deutlichen boten der Ohnmacht beobachtet habe. Auch kann in dieser Beziehung ein beobachteter Fall wichtig sein, wo ein von einem tollen Hunde gebissener Wasserscheu leidender Mann, nachdem er der Einwirkung einer Volta'schen von 20 Plattenpaaren ausgesetzt worden, sofort von seinem Uebel befreit wurde, während des Schließens der Kette Ohnmacht stattfand. Am wichtigsten, der Wasserscheu durch Verminderung der unnützen Hunde vorzubeugen, ekelhafte Narrheit der Hundeliebhaberei stürzt Tausende von Menschen schaudervollen Tod. Auch mit dem Magnetismus hat man, mittelst Versuchs, Versuche zur Heilung dieser Krankheit und Verhütung derselben, jetzt ohne entscheidenden Erfolg, angestellt. S. Wolfart's „Jahrbücher des Lebensmagnetismus“.

Wasserschraube (Archimedische) oder **Wasserschnecke** nach ihrem Erfinder benannte, sehr sinnreiche hydraulische Maschine, zur Erhebung des Wassers. Um eine gegen den Horizont schief liegende Spindel windet sich in der Art eines Schraubenganges, eine Röhre, welche oben und unten eine Öffnung hat. Die untere tritt ins Wasser, wird davon erfüllt, und dasselbe, beim Umdrehen der Spindel, allmählig durch die Schraubengänge geführt, bis es oben ausläuft. In der Theorie dieser Maschine haben sich die berühmtesten Geometer ohne besonderen Erfolg versucht. Ihre praktische Anwendung ist äußerst mannigfaltig. In den Erörterungen darüber findet man in Karsten's „Lehrbegr. der gesammten Maschinenkunde“ (Greifswald 1771), im 6. Th., Abschn. 36 u. 37.

Wasserstoffgas, s. Gas.

Wasserstraßen. Nichts befördert besser den Verkehr unter den Völkern als die Wasserstraßen. Den vielen Wasserstraßen, die Griechenland und seine Inseln hatte, verdankt es einen großen Theil seiner frühen Bildung. Dasselbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meisten Küsten und die größte Bildung hat. Lag es geschlossen, wie Afrika, so ward es dieser Bildung nicht zugänglich. Die natürlichen Wasserstraßen hat man noch durch künstliche zu vermehren gesucht. Dies sind die Canäle (s. d.), deren Holland so viele hat, und auf dem Bau Frankreich und England so große Summen verwenden. In nördlichen Ländern haben die Canäle das Unangenehme, daß sie einen Theil des Jahres nicht benutzbar sind, wo sie das Eis bedeckt; dann tritt jedoch Schlittenbahn ein, und es bedient die Menschen. Die wohlfeilste Wasserstraße ist aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff, bei günstigem Winde, in einem Tage 45 Meilen zurücklegt. Auch keine Frachten in der Welt so wohlfeil als die Seefrachten. Man rechnet, daß 1 Meile Seefracht mit 25 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Berg) und 6 Meilen Landfracht gleich stehen. Welchen Einfluß dieses auf den Handel, besonders auf den Kornhandel hat, ist leicht zu erachten.

Wassersucht ist derjenige krankhafte Zustand des thierischen und menschlichen Körpers, welcher in einer regelwidrigen Anhäufung wässerichter oder lymphatischer Flüssigkeit sowol in einer von den Höhlen des Körpers als auch in der äußern Haut besteht. Es gibt daher verschiedene Arten von Wassersucht. Die lymphatische Flüssigkeit innerhalb der Höhle des Schädels, so heißt es Kopfwassersucht, auch innerer Wasserkopf (s. d.). Ist die Wasseranhäufung zwischen dem Brustfell und den Lungen in der Brusthöhle, so heißt die Krankheit Brustwassersucht. Die Herzbeutelwassersucht besteht in einer Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in dem häutigen Sack, welcher das Herz umschließt. Bei der Bauchwassersucht sammelt sich diese Flüssigkeit in der Bauchhöhle. Als eigne Art wird die Sackwassersucht hierher gezählt, bei

Wasser in einem besondern häutigen Sacke im Unterleibe eingeschlossen ist. **Wassersucht (Ödem)** besteht in einer Ansammlung des Wassers in der Unterhaut unter der Haut. Der innere Wasserkopf findet am öftersten bei Kindern bei Erwachsenen statt. Er verräth sich bei denselben durch die ungewöhnliche Größe und Ausdehnung des Schädels, wobei die Fontanelle sehr groß ist, getrennt, und die Schädelknochen bisweilen durchlöchert sind; ferner durch Schläfrigkeit, Neigung zum Liegen, Stumpfsinn, sehr weite, für den Temperamentsempfindliche Pupillen, wozu endlich noch Lähmung der untern Glieder, Krämpfe, Erbrechen u. s. w. kommt, unter welchen Zufällen der Tod erfolgt. Bei der Hirnwassersucht können wir noch die Rückenmarkswassersucht bei Kindern als Rückenspalte erscheint, und oft mit dem innern Wasser verbunden ist. Bei dieser Krankheit pflegt an den Lendenwirbelbeinen eine Öffnung, wodurch eine Öffnung entsteht, aus welcher eine weiche Geschwulst hervorgeht. Manche Fälle von Lähmung bei Erwachsenen rühren wahrscheinlich von einer Wasseransammlung in den Hirnhöhlen und in der Rückenmarkshöhle her. Wassersucht ist im Anfang schwer zu erkennen, weil die Zeichen davon sehr unbestimmt sind, und von vielen andern leichten Krankheiten entstehen können. **hypochondrische Menschen** bilden sich daher ein, Brustwassersucht zu bekommen, sie einmal einen Schmerz in der Brust, Beklemmung, Herzklopfen verspüren, was Alles von vorübergehenden Ursachen entstehen kann. Der Kranke ist nicht sorgfältig genug sein, auch bei den kleinsten Äußerungen die Ursache dem Grunde derselben nachzuforschen, um sie in der Entstehung zu verhindern und heilen zu können. Die Bauchwassersucht verräth sich bald durch die Anschwellung des Unterleibes, welche beim Stehen sich nach unten, beim Liegen auf den Rücken, auf welcher der Kranke liegt. Diese Geschwulst ist elastisch, und man kann dabei eine wellenförmige Bewegung zu erkennen. Dabei ist noch Abmagerung, Schwäche, Abzehrung, Durst, Abgang eines sparsamen Urins zu bemerken; und endlich gesellt sich noch ausgebreitetes Fieber hinzu. Das Wasser einschließende Sack in der Sackwassersucht wird oft von einer Haut, zuweilen auch von einem eignen Häutchen im Unterleibe gebildet. In der Folge gesellt sich oft innere Wassersucht dazu, nicht selten aber auch Hautwassersucht Folge einer innerlichen. Die Haut mancher Theile kann bei dieser Krankheit oft zu einem ungeheuern Umfange ausgedehnt werden, die Organisation so geschwächt, ihr Gewebe so ausgedehnt wird, daß endliche Thätigkeit durchdringt, oft auch Lähmung der Lebenskraft der Haut eintritt. Dies geschieht um so schneller, wenn eine Entzündung, sie sei nun von Rothheit oder einer Verletzung, die geringe Lebenskraft vollends schnell aufreibt, und der Brand dazu kommt. — Die Entstehung der Wassersucht erfolgt auf folgende Weise. Die meisten innern Höhlen des Körpers sind mit einer feuchten, aber festen Haut (*membrana serosa*) umkleidet, welche mit einer Menge der feinsten Äderchen (*Haargefäße*) versehen ist. Diese haften an den Wänden der Höhlen, und lassen einen wässerigen Dunst aus, welcher die Wände der Höhle glatt und feucht erhält und die Reibung derselben an einander und mit den in ihnen enthaltenen Theilen (z. B. den Lungen) vermindern soll. So öffnen sich auch in der Haut und unter derselben unzählige solche aushauchende Ädern. Der wässerige Dunst- und luftförmige Flüssigkeit wird aber in gesundem Zustande von den einsaugenden Äderchen wieder aufgenommen und in die Blutmasse übergeben.

zurückgeführt. In dem krankhaften Zustande, welcher die Wassersucht wird von den absondernden Haargefäßen anstatt des Dunstes eine tropfbarkeit abgesetzt, und diese sammelt sich bei geschwächter oder ganz gelähmter der einsaugenden Überchen so an, daß sie allmählig die Höhle anfüllt und in ausdehnt. Der krankhafte Zustand, welcher die Verrichtung der ausführenden Gefäße so verändert, kann Folge von Entzündung, oder Lähmung derselben wässeriger Beschaffenheit des Blutes sein. Sowie der entzündliche Zustand jeden absondernden Organs die Absonderung desselben vermehren und kann, so auch der der serösen Häute, welche daher häufigere und dicht ausscheiden. Bleibt die Thätigkeit der einsaugenden Haargefäße unbeeinträchtigt, oder wird sie durch eigne erregende Mittel verstärkt, so kann die Anhäufung Zeit verhindert, oder wenn sie schon stattgefunden hätte, die abgesonderte wieder fortgeschafft werden. Indem aber durch den entzündlichen Zustand das einsaugende Gefäßsystem in seiner Thätigkeit erregt wird, wird der Gegenstand, das einsaugende System, um so mehr herabgesetzt und dessen Thätigkeit mindert. Es kann indeß auch durch allgemeine Schwächung des Körpers durch besondere des arteriellen Adernsystems, von welchem das absondernde Gefäßsystem gleichsam als die Grenze anzusehen ist, eine Art von Lähmung eintreten, wodurch es außer Stand gesetzt wird, dem Andrang der Flüssigkeit zu widerstehen, und daher das Blutwasser unzersezt durchläßt. Der unmaßige Genuß, hitziger Getränke gibt daher meistens Veranlassung zur Wassersucht, durch die öftere Überreizung des arteriellen Blutsystems eine Erschöpfung der Kraft der aussaugenden Haargefäße bewirkt, und doch noch immer die Blutbewegung und Andrang des Blutes unterhalten wird, theils auch die Beschaffenheit des Blutes dadurch verschlechtert, und es dünnflüssiger gemacht. Auf heftige Entzündungen der Häute der innern Höhlen des Körpers, z. B. Lungenentzündung, Brustentzündung u. s. w., folgt daher oft auch Ergießung von seröser Flüssigkeit. Nicht selten ist auch ein reichlicher Blutverlust Urache der Wassersucht, weil er aber auch Vorbote der Wassersucht, indem er einerseits die Schwäche des Adernsystems verursacht, oder von ihr herkommt, andererseits auch die schlechte und wässerige Beschaffenheit des Blutes veranlaßt wird. So kann eine plötzliche und anhaltende Erkältung zur Wassersucht, besonders der Haut, Veranlassung geben, indem die zurückgedrängte Ausdünstung sich nach Innen wendet, in den Zwischenräumen des Gewebes der Haut, unter der Haut, und zwischen den Muskeln sich sammelt. Manche Krankheiten hinterlassen vorzüglich eine Neigung zu Wasseransammlungen, z. B. das Wechselfieber, das Scharlachfieber, die Hirnentzündung der Kinder. Am meisten ist in dieser Hinsicht von den beiden letztern zu bemerken, weil die nach ihnen entstehende Wassersucht immer schwer zu heben ist und tödtlich wird. Zu manchen andern Krankheiten gesellt sich noch Wassersucht als das letzte Zeichen, als Vorläufer des Todes. Ältere Personen, welche im Alter hitziger Getränke ausschweiften, entgehen selten der Bauch- oder Brustwassersucht, wenn nicht eine andre Krankheit sie vor der Zeit wegrafft. Das am schnellsten wirkende Mittel gegen die Wassersucht ist ohne Zweifel das Abzapfen des Wassers durch eine kleine Öffnung in der Geschwulst. Nur Schade, daß diese Hülfe meist vorübergehend ist, und oft wieder neue Gefahren, nämlich Entzündung und Eiterbildung hervorruft. Die abgelassene Flüssigkeit wird erst zwar in etwas längerer Zeit wieder in immer kürzern Zwischenräumen wieder ersetzt, sodaß die Operation wieder von neuem nöthig wird. Indessen ist es als Linderungsmittel, und zur Beförderung der Wirksamkeit der Arzneimittel nicht zu verwerfen, und oft das Leben des Kranken lange dadurch gefristet werden. Bei der Hautwassersucht kann man durch kleine Einschnitte oder Stiche in die Geschwulst der Füße die Flüssigkeit ableiten, sodaß sie sich von dem ganzen Körper heruntersenkelt und

den in die Haut gemachten Öffnungen herausfließert. Allein dies muß frühzeitig geschehen, außerdem ist jederzeit zu befürchten, daß von den Wunden Entzündung ausgeht, welche große und schwer heilende Geschwüre verursacht, welche den Brand herbeiführt. H.

Wasseruhr, s. Uhr.

Wasservogel, s. Vogel.

Wasserwaage, Libelle, ist ein Werkzeug, mittelst dessen man eine Höhe von einem Orte zu einem andern absehen oder verlängern kann, um zu sehen, wieviel dieser tiefer als jener liege. Dahin gehört die Schrot- oder Sehschraube, die ein Bleiloth so angebracht ist, daß es auf einen gewissen bezeichneten Punkt spielt, wenn es gegen die Grundfläche des Werkzeugs lothrecht gerichtet ist. In dieser Lage ist alsdann die Grundfläche horizontal und jede in ihr gezogene Linie eine Horizontallinie. Picard versah dies Instrument zuerst mit Dioptern, die er später gegen das Fernrohr mit dem Fadenkreuze vertauschte. Die eigentlich Wasserwaage besteht aus einer an beiden Enden, die im rechten Winkel umgekehrt, offenen Metallröhre. In jedes Ende ist eine Glasröhre eingefügt; beide sind mittelst der Metallröhre mit einander in Verbindung. Nun gießt man so viel Wasser hinein, daß selbiges in beide Glasröhren tritt. Steht das Wasser ruhig, so müssen sich die Oberflächen desselben in beiden Glasröhren in einer Horizontalebene befinden. Außerdem hat man noch viele andre Wasserwaagen. Die Beschreibung hier zu weitläufig sein würde.

Wasserweihe heißt ein hohes Fest, das die griechische Kirche am 6. Jan., Epiphaniastage, zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan zu feiern pflegt. Man holt ein Loch in das Eis des nächsten Flusses gehauen und mit grünen Nadeln geschmückt; Hölten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer vorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienstes zieht die Pfarre, mit Kerzen, Räucherpfannen und Agenden, nebst der Gemeinde, um das Loch an das aus diesem Loche hervorquellende Wasser, das nun Jordan heißt. Der erste Priester durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes heiligt es. Sodann taucht derselbe eine Quaste in das geheiligte Wasser und besprengt oder besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Gebete und Psalmen, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers ausdrücken, begleiten die Feierlichkeit, nach deren Beendigung, wer nur kann, sich Glas mit Schüsseln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geistige Schädlichkeiten zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In der Kirche gehört die Wasserweihe zu den höchsten und glänzendsten Festen; die Kaiserin mit ihrem Hofstaate nimmt in der Residenz andächtig Theil daran, und der begleitende Militair begleitet die Weihe mit Salven. E.

Wasserziehen. Man sagt, die Sonne ziehe Wasser, wenn die Sonnenstrahlen nur durch Wolkentrüben bringen, und so nur gewisse Luftstriche erleuchten, während die angrenzenden dunkel bleiben, weshalb die erstern als helle Striemen auf dem dunkeln Grunde erscheinen. Da die Erleuchtung derselben sich nur auf die in ihnen enthaltenen Dünste beziehen kann, welche der Luft ihre sonstige Durchsichtigkeit rauben, so hat man Grund, auf diese Erscheinung Regen zu erwarten; daher der Name.

Batelet (Claude Henry), Generaleinnehmer, Mitgl. der franz. Akad. u. d. Acad. des sciences, geb. zu Paris 1718, ward früh schon mit Kunst und Wissenschaft durch eine ausgezeichnete Erziehung bekannt, und durfte sich sorglos dieser seiner Neigung hingeben, da sein Vater ihn mit seinen Gütern reichlich bedacht hatte. Reisen vollendeten die Ausbildung seines Geschmacks. Er liebte die Gartenkunst über Alles; die herrlichen Anlagen von Moulins-Joli am Ufer der Seine waren Beweise seines Geschmacks. Er besang diese von ihm geliebte und geübte Kunst auch in einem Ge-

dicht, das aber nichts Ausgezeichnetes hat, als daß es den zarten Sinn verräth. Von f. Lehrgedicht: „Art de peindre“ (Amsterdam 1761), läßt gefähr Dasselbe sagen. Er war Künstler und Gelehrter, sagt Marmontel, glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, sondern nur mit jenen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Man damit eine besondere Annehmlichkeit der Sitten, eine strenge Rechtschaffenheit und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe stets mit sich in die ersten Verhältnisse zu setzen weiß, so hat man ein treues Bild von W.'s Charakter in den letzten Jahren f. Lebens (er starb 1786) mußte er eine unvorbereitete Seite zeigen; er verlor sein ganzes Vermögen. Als Gelehrter hat er sich Verdienst durch f. nachgelassenes „Dictionnaire de peinture, de sculpture, de gravure“ (Paris 1792) erworben. Seine Beiträge zu Diderot's „Encyclopédie“, welche die sämtlichen zeichnenden Künste umfassen, werden sehr geschätzt.

Waterländer, f. Taufgesinnte.

Waterloo, ein belgisches Kirchdorf, auf der Straße von Charleroi nach Brüssel, 2 deutsche Meilen von letzterer Stadt entfernt, am Eingange des Waldes von Soigne. Eine Stunde von da fiel den 18. Juni 1815 die berühmte Schlacht vor, welche Wellington nach seinem Hauptquartiere Waterloo, nach dem Drehpunkte des Kampfes Belle-Alliance, die Franzosen aber nach dem Hauptzweck ihres Angriffs Mont St.-Jean nannten. Wellington war am 17. Juni bei Quatre-Bras (f. d.) und in Folge der Schlacht bei Eindhoven den Wald von Soigne zurückgegangen, und hatte am 17. Juni auf der Straße, die sich von dem Städtchen Braine la Leud bis Dhaenstede zieht, eine vortheilhafte Stellung bezogen. Er beschloß auf die Zusicherung des Fürsten Blücher, ihn mit seiner Armee zu unterstützen, hier ein Treffen anzunehmen. Das Corps des Generals von Dranien, welches den rechten Flügel bildete, lehnte sich an die Straße nach Nivelles an und sich bei Mont St.-Jean mit der Charleroyser Chaussee an. Es hatte den Pacht Hof Hougomont und das dortige Wäldchen stark besetzt. Das Centrum stand 1000 Schritte vorwärts Mont St.-Jean und hielt die neu vor an der Charleroyser Straße liegende Meierei la Haye Sainte fest. Der linke Flügel dehnte sich, einen mit Hecken besetzten Hohlweg vor der Front habend, dieser Straße bis an die Meiereien la Haye und Lovette aus, und hatte die Meierei Papelotte geworfen. Das Corps des Lords Hill bildete den rechten Flügel und stand 1000 Schritte hinter der ersten Linie bei Braine. Alle Reiterei war dicht hinter dem Fußvolk als 3. Treffen aufgestellt. Endlich stand ein Beobachtungscorps bei Bantier-Braine, das jede Überflutung der Franzosen im Rücken genommen haben würde. Napoleons Stellung (s. den „Mémoires“, I), daß Wellington's Stellung fehlerhaft gewählt gewesen sei, daher unbegründet. Ein Rückzug auf den Straßen durch den Wald hätte unter diesen Umständen nichts Gefährliches gehabt. Napoleon war dem engl. Heere dem Fuße gefolgt und hatte einen Kanonenschuß von dem britischen Lager bei Belle-Alliance ein Bivouac bezogen. Sein Heer bestand aus 68,000 Mann, aus 2 Cavaleriecorps und aus sämtlichen Gardes. Es mochte 90,000 Streiter zählen. *) Dagegen betrug die englisch-niederländische Armee der Prinz Friedrich der Niederlande mit 19,000 M. bei Hall zurückgeblieben etwa 60,000 M. Nach Gourgaud's Bericht wollte Napoleon die Mittel- und Wasserländer sprengen und beim Eingange des Waldes ihren Rückzug abschneiden, um sie von den Preußen trennen. Die Schlacht begann d. 18. Juni tags 12 Uhr mit einem Angriff des 2. franz. Corps auf Hougomont. Da

*) Nach Gourgaud zählte Napoleons Heer nicht mehr als 67,100 M. 100 Stück Geschütz; Marschall Grouchy marschirte den 17. auf Wavre mit 35,000 M. und 110 Stück Geschütz.

wurde von den Franzosen genommen, das Vorwerk hingegen von der
 Seite und den Nassauern behauptet. Gegen 2 Uhr rückten 4 franz. Infan-
 terien von Belle-Alliance gegen das britische Centrum vor. Reiterei unter-
 brach und durchbrach das erste engl. Treffen, wurde jedoch bald darauf durch
 Reiterei, das nachrückende Fußvolk aber durch das gutgerichtete Feuer des
 ersten Treffens zurückgeworfen. Englische Reiterei benutzte dies zu einem
 Angriff, bei dem es ihr gelang, die Bespannung von 15 franz. Kanonen niederzu-
 bringen und diese dadurch außer dem Gefecht zu bringen. Anrückende franz. Cava-
 lerie jedoch die engl. Cavalerie wieder zum Rückzuge, und bald darauf führte
 Napoleon neue Infanteriemassen auf der großen Straße gegen das engl. Cen-
 trum. Er nahm la Haye Sainte, rückte aber mit der Reiterei der franz. Garde
 vor. Schon hatte diese Garde mehrere engl. Feuerschlünde genommen, als
 eine Batterie Congreve'scher Raketen Tod und Verderben unter den
 Feinden verbreitete. Sie flohen, und mit Kartätschenhagel rächte die
 Artillerie den augenblicklichen Verlust ihres Geschüzes. Aufgebracht über
 den Erfolg seiner Anstrengungen, warf nun Napoleon seine Kürassiere auf
 die Linie zwischen beiden Chaussees. Sie sprengten zwischen den Quarrés
 und wurden aber von der englisch-niederländischen Reiterei angegriffen und ge-
 zogen. Während des Gefechts fuhren mehrere franz. Batterien nur einige 100
 Schritte der engl. Front auf, und richteten große Verwüstung an. — Es war 5
 Uhr, als der wiederholte Angriff der Übermacht hatte die engl. Linie schon bedeutend
 gebrochen, und der Sieg begann sich auf die Seite der Franzosen zu neigen. Da
 plötzlich der Vortrab des preuß. 4. Corps (das die Franzosen anfäng-
 lich von Grouchy hielten), unter dem Befehle des Generals Bülow, vor-
 rückte. Baldes von Frichemont in der rechten Flanke und dem Rücken des Fein-
 des. Dieser von 16 Geschüzen verkündete seine Ankunft und machte bei den
 Franzosen großen Eindruck. Das Corps war schon am Morgen von
 (Wavre) aufgebrochen, und hatte, durch die Gegenwart des Fürsten Blücher
 die Hindernisse des Marsches überwunden. Das 6. franz. Corps, bis-
 her des rechten Flügels aufgestellt, rückte ihm sogleich entgegen, und es
 folgte ein blutiges Gefecht, in welchem die Brigade des Obersten Hiller für
 sich bis Planchenoit vordrang und dort einige Kanonen und den Kirch-
 stein eroberte. Es war 6 Uhr, als dies geschah. Napoleon hatte indessen, als er den
 Vortrab der Preußen bemerkte, seine Aufmerksamkeit auf die britische Linie nicht ver-
 loren, sondern sogar einen Angriff mit sämtlichen Streitkräften auf dieselbe be-
 plante. Wohl sah er ein, daß nicht seitwärts, sondern vor ihm des Streites Ent-
 scheidung lag. Das 2. franz. Corps, die ganze Reiterei und sämtliche Garde
 rückte daher in Bewegung. Ruhig erwartete Wellington die Ankunft der Mas-
 sen und dann mit 6 Bataillons in Linie hinter der Höhe hervor, und erst als die
 feindlichen Colonnen (die er, wie es sein sehr nachahmungswerther Grundsatz
 war, in die schärfste Schußweite kommen ließ) ganz nahe waren, richtete er ein so
 heftiges Feuer auf sie, daß sie vom Vordringen abstehen und selbst zu feuern be-
 zogen. Mit dem Centrum zugleich war auch der rechte Flügel der Fran-
 zosen in Bewegung, hatte das bisher unbedeutende Tirailleurgefecht in einen ernstlichen
 Kampf umgewandelt und die Nassauer aus Papelotte verdrängt, die Preußen aber
 nicht angegriffen. Diese Bewegung hob die bisher stattgefundene Ver-
 theilung der Preußen mit dem engl. linken Flügel für einen Augenblick auf, und
 machte die Lage der Schlacht auf diesem Punkte etwas bedenklich. Da erschienen
 die ersten Brigaden des 1. preuß. Corps unter dem General Ziethen und
 nahmen an der Schlacht. Ihre Ankunft war bisher durch eine nöthige Änderung

der Preußen entschieden den Sieg bei Waterloo. Denn 1) hatte der Herzog
 Wellington in seiner 60,000 M. starken Armee nur 30,000 M. reguläre Trup-

des Marsches und durch die Engpässe des weiten Weges verzögert worden Tapfern nahmen sofort die Pachtböse Papelotte und Smouhen, trennte französische Corps vom übrigen Heere, und brachten durch 24 im Rücken losen aufgefahrene Geschütze die Gegner zur wildesten Flucht. In demselbenblicke hatte aber auch die engl. Reiterei das bei la Haye aufgestellte Fuß einem tapfern Widerstande geworfen und zerstreut. Die Flucht dieser Truppen gerade bei Belle-Alliance mit dem Rückzuge der von dem ersten preuß. folgten Franzosen zusammen, und die Niederlage der letztern wurde hier beendet. Alles stürzte der Chaussee zu. Engländer und Preußen folgten im Schritt und unter fortwährendem Feuer. Die Unordnung der Franzosen alles bis jetzt Gesehene. Gehorsam und Ordnung hatten aufgehört, im barmisch bildeten Infanterie und Reiterei, Generale und Trainknechte, Sold Officiere ein unauflösliches Chaos; Jeder dachte nur auf eigene Rettung Geschütz und Gepäck blieb stehen. Zuletzt stieg die Verwirrung bis zum Unerträglichen, als Planchenoit durch die vereinten Anstrengungen der Hiller'schen und eines Theils des jetzt auch herbeigeeilten 2. Armeecorps genommen wurde. Belle-Alliance trafen die siegenden Feldherren zusammen. Fürst Blücher sofort zur raschen Verfolgung, und ließ dieselbe unter des Generals Grafenau persönlicher Führung durch alle verwendbare Truppen ausführen. Er floh, wo sich Preußen zeigten. In Gemappes, das durch raschen Angriff genommen wurde, fiel der Reisewagen Napoleons mit s. Edelsteinen, seinem Silbergeschloß, a. Kostbarkeiten, sowie viele Kriegscassen und das übrige Gepäck der Franzosen den Siegern in die Hände. Über 200 Kanonen, 2 Adler und 6000 Gewehre waren die Trophäen dieses Sieges. Die ganze franz. Armee war zerstückt für die Folge des Kriegs unbrauchbar. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 35,000. Die engl. Armee verlor am 18. an Todten 2000, 173 Officiere und 3242 Gemeine, und mit den Verwundeten (worunter 1000 Generale und 803 Officiere), überhaupt 10,580 M.; die Niederländer verloren am selben Tage 2000 M. Der Verlust des preuß. Heeres betrug 207 Officiere und 6984 M. Napoleon eilte nach Paris. Grouchy aber kehrte über Namur, die Verbündeten nicht besetzt hatten, und wo ihn die Preußen mit einem Corps von 1600 Mann angriffen, auf der Chaussee über Rethel nach Laon zurück. General Gourgaud in s. „Campagne de 1815“ (mit den Notizen eines deutschen Officiers, Berlin 1819)bürdet den Verlust der Schlacht den vom Marschall begangenen Fehlern auf. Allein der Expräfect Gamot hat durch den Abdruck seiner Originalbefehle, nach welchen Ney nicht anders handeln konnte, den Marschall gerechtfertigt. Gleichwol bleibt es wahr, daß Ney die Reiterei zu weit vor geschickt hat. Auch Marchand hat Gourgaud's Bericht widerlegt. General Bertin in „Précis hist., milit. et critiques des batailles de Fleurus et Waterloo“

pen. 2) Schon von 2 Uhr an erwartete der Herzog v. Wellington die Ankunft des preuß. Heers. 3) Um 6 Uhr sind über 20,000 M. vom britischen Heere auf das Gefecht gewesen. 4) Der Feldmarschall Blücher fand es dringend, mit 2 Bataillonen, sowie sie kaum angekommen waren, anzugreifen, und die Ankunft der übrigen Truppen abzuwarten. 5) Das ganze 6. feindliche Corps wurde den Preußen bei ihrer Entgegengeworfen, welches also noch disponibel und wahrscheinlich zum letzten Vorbehalten war. Es war wenigstens 20,000 M. stark. (Vgl. „Gesch. d. engl. - handv. - niederl. - braunschw. Armee unter dem Herzog v. Wellington“; preuß. Armee unter dem Fürsten Blücher, 1815“, von C. v. W.; Stuttgart 1815 mit Planen.) Außer den übrigen Berichten über die Schlacht bei Waterloo vorzüglich der spanische vom General Alava (in den „Official accounts of the battle of Waterloo“), welcher sich damals an der Seite des Herzogs von Wellington befand (dann spanischer Gesandter im Haag, im Sept. 1823 General Cortes in Cadix), zu bemerken. Auch ist ein Kupferstich von dem seitdem in der Zerrüttung gefallenen Glenell: Schlacht von Waterloo (London 1821), erschienen.

(Paris 1815) setzt die Niederlage bei Waterloo gänzlich auf Rechnung der welche die Führer von 2 detachirten Corps begangen hätten; Graf Erlon am 16. mit dem ersten Corps, statt nach Bop zu marschiren, dem Befehl zufolge, auf den linken Flügel zurückmarschirt (s. *Quatre-Bras*), Grouchy, der mit 35,000 M. bei Wavre gestanden, habe am 18. nicht auf dem besten Wege die Dyle überschritten, um sich mit dem rechten franz. Flügel bei St.-Jean zu vereinigen. Insbesondere sucht General Berton Rogniat's Urtheile über die Schlacht bei Waterloo (s. Rogniat's „*Considérations sur la guerre*“) nach Jomini's System zu widerlegen. — Napoleon selbst führt an, warum er die Schlacht verloren habe. 1) Grouchy sei nicht einmarschirt; allein Grouchy hatte den von Napoleon Vormittags gegebenen Befehl, den rechten Flügel der Franzosen heranzuziehen, durch den Obersten Benoit am 18. Abends nach 7 Uhr erhalten. S. „*Opinion sur l'affaire de Waterloo*“ vom Obersten Benowicz, 1820, und das „*Lit. Conv. Bl.*“, Nr. 38, 1822). 2) die Grenadiers à cheval und die Reservecavalerie ohne seinen Befehl sein Wissen angegriffen. — Napoleon befand sich, wie er selbst erzählt, in großer Gefahr. Als die Engländer gegen das Ende der Schlacht ihre Angriffe, kam ein Theil ihrer Reiterei mit Scharfschützen dem Plaze nahe, wo Napoleon sich befand. Dieser stellte sich an die Spitze eines Bataillons, ließ sich angreifen und sterben; allein Soult fiel seinem Pferde in den Rücken. „Man wird Sie gefangen nehmen, Sire, und nicht tödten!“ Dadurch wurde ihm und den Generalen Drouot, Bertrand und Gourgaud, den Kaiser die Schlachtfelde zu entfernen. Doch Napoleon rief öfters aus, und noch auf Heurais du mourir à Waterloo!“ — Ein anschauliches Bild von dieser Schlacht, wenngleich nicht von einem militairischen Gesichtspunkte, hat W. Scott in „*Letters on his kinsfolk*“ entworfen. P—r. — K.

Waterloo (Anton), ein geschätzter niederländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Utrecht (n. A. zu Amsterdam 1618), lebte fast immer in Utrecht und stellte meistens nur Gegenden und Landschaften von Utrecht dar. Seine Landschaften sind meistens mit Menschen- und Thierfiguren staffirt. Sie sind treue Nachbildungen, durch klare Beleuchtung gehoben. Auch radirte und stach er, was man bei Bartsch angeführt finden kann. Er soll in Dürftigkeit im Hohen sein.

Watt (James), der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine (s. d.), geb. am 19. Jan. 1736 zu Greenock, wo sein Vater Kaufmann und ein Beförderer vieler gemeinnützigen Unternehmungen war. Bei sehr schwacher Gesundheit wurde er schon in s. Knabenjahren zu jener Gewohnheit des einseitigen Hingezogen, der er während seines ganzen Lebens treu blieb. In s. Jugend ging er nach London und arbeitete unter einem Werkmeister, der wegen seiner mathematischen Instrumente berühmt war; schon nach einem Jahre aber nöthig, s. Kränklichkeit, in die Heimath zurückzukehren, und dies scheint der einzige Grund gewesen zu sein, den er empfing. Alle s. übrigen Kenntnisse verdankte er seinem eignen Fleiße; s. Talente entwickelten sich aber so früh, daß ihn in seinem 17. die Universität zu Glasgow als Verfertiger mathematischer Instrumente in Anspruch nahm. Schon 1764 begann er s. Verbesserungen der Dampfmaschine, worin er jedoch erst 5 Jahre später ein Patent erwarb. Seitdem lebte er bis 1774 als Ingenieur in Glasgow, wo er zu mehreren Canälen u. a. Arbeiten Pläne entwarf. Die Wichtigkeit, welche jetzt die Dampfmaschine, als der große Hebel der menschlichen Gewerbsamkeit hat, verdankt sie allein W.'s Verbesserungen. Der Zustand, daß man ihm in Glasgow das Modell einer Dampfmaschine zur Verbesserung gab, war die Veranlassung zu diesen großen Erfolgen. Er sah bald, daß bei der Maschine sehr viel Hitze und folglich Feuerungsstoff dadurch verschwen-

det wurde, daß man die Dämpfe in dem Cylinder verdichtete, worin der sich befand. Dieser Cylinder von Gußeisen wurde durch dasselbe Wasser, welches die Dämpfe condensirte, und wenn frische Dämpfe hereintraten, davon verbraucht, erst den Cylinder wieder zu erhitzen. Um diese Gefahr der Hitze zu vermeiden, fiel er auf den Gedanken, daß bei einem hölzernen dieser Nachtheil nicht stattfinden würde; aber obgleich sich dies bestätigte, doch das Holz in andrer Hinsicht nicht ein tauglicher Stoff. Er kam nun zum Nachdenken auf den glücklichen Einfall, die Dämpfe in ein besonderes übergehen zu lassen, um sie zu condensiren, sodaß der Cylinder nicht mehr mit Wasser abgekühlt zu werden brauchte, und daher nicht mehr 3 Viertel getretenen frischen Dämpfe verzehrt wurden, um demselben den nöthigen zu geben. Damit war die große Verbesserung begründet, aber die Schwierigkeiten begannen nun erst für den Erfinder; denn obgleich er den Werth seiner Erfindung einsah, so kam es doch darauf an, Andre davon zu überzeugen und sich zu der Vervollkommenung zu verschaffen, was für W. bei seiner an Blödigkeit zehenden Bescheidenheit desto schwerer sein mußte. Endlich verband sich ein reicher Mann, D. Roebuck, mit ihm, um das Unternehmen auszuführen, doch s. Mittel nicht hinreichten, und W. war im Begriff, s. Entwürfe an James Watt, als Boulton, der große Manufacturist in Birmingham, von der Sache hörte. Wenige Männer waren besser im Stande, den Werth der Erfindung würdigen, wenige geneigter zu freigebiger Unterstützung, und noch wenige so viel Sinn für große und schwierige Unternehmungen. Er zahlte Roebuck leisteten Vorschuß, vergütete ihm s. Verlust und zog W. nach Birmingham, waren große Schwierigkeiten zu besiegen. Die gebräuchlichen Maschinen mußten nicht geändert werden, und man mußte ganz neue erbauen, wenn die Besitzer die neue Erfindung benutzen sollten. Boulton und W. erbauten eine Maschine zu Soho bei Birmingham. Als Versuche über den Werth der Erfindung schieben hatten, wurden deren verschiedene in den Bergwerken zu Cornwall, Steinkohlen sehr theuer sind, angelegt, und W., der indessen ein Patent hatte, erhielt dafür den Werth von einem Dritteltheil des jährlich durch die Erfindung seiner Maschine ersparten Kohlenbedarfs. Schon 1779 brachten die Perrier eine in Soho verfertigte Dampfmaschine nach Paris, die bei der Leitung angewendet werden sollte. Sie verfertigten nach diesem Muster Andre mit vieler Geschicklichkeit; aber dieses untergeordnete Verdienst wird dem franz. Mechaniker de Prony in s. „Geschichte der verbesserten Dampfmaschinen“ mit unredlicher Parteilichkeit überschätzt, indem er ihnen die Erfindung ohne W.'s Namen auch nur zu nennen. Die Dampfmaschine wurde jedoch geachtet jener wichtigen Verbesserung, bis 1780 nur zur Hebung des Wassers benützt, und wenn man sie bei Mühlenwerken benutzen wollte, mußte man das flache Wasser auf ein überschlächtiges Rad von der gewöhnlichen Art bringen, viel Kraft verloren ging. W. kam nun aber zu der zweiten großen Verbesserung, die unmittelbar zu der Umwandlung Anlaß gab, welche in der ganzen mechanischen Welt stattgefunden hat, und endlich zu dem großen Resultat führte, daß man berechnet hat, die Kraft von 3 Mill. Menschen durch Dämpfe ersetzt zu werden, daß, was noch wichtiger ist, durch Dämpfe Wirkungen hervorgebracht werden, die durch kein andres uns bekanntes Mittel hervorzubringen sind. Die Aufgabe, eine wechselnde Bewegung in eine drehende zu verwandeln, um die Dämpfe zu Mühlenwerken zu benutzen. W. war schon 1780 mit diesem Entwurfe beauftragt und verfertigte ein Modell, das nach dem Vorbilde des Mechanismus, eine selbstthätige, auf der Anwendung der Kurbel beruhte. Dieses Modell wurde ihm vorgezeigt, und setzte einen gewissen Rütards in Stand, eine Mahlmühle in Birmingham durch Dämpfe zu treiben und darauf ein Patent zu gewinnen,

er wurde, die ursprünglich von ihm herrührende Erfindung durch eine
 eben. Dies geschah auf eine höchst sinnreiche Weise durch die sogen.
 Planetenbewegung. Auch hier zeigte sich, mit welchen Schwierig-
 keiten zu kämpfen haben, und daß bei Erfindungen die verwickeltste und
 Lösung der Aufgabe gewöhnlich zuerst sich darbietet. Man durfte nur
 das Spinnrad zum Vorbilde nehmen, und nach vielen Beschwerden
 kam man endlich auch dahin. Die Anwendung der Dämpfe zur Be-
 wegung der Maschinen war jedoch, auch nach der Umwandlung der wechselnden
 in eine drehende, noch immer unvollkommen, so lange die Stange des
 Hebels der Maschine vermittelst einer Kette verbunden war, die
 aufziehen, aber nicht herabstoßen konnte. Durch eine der sinnreichsten
 Erfindungen, die sich jedoch ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt, gelang es
 die Bewegungen des Stempels immer in senkrechter Richtung geschehen zu
 lassen, so daß das Ende des Hebels sich in einem Kreise bewegte. Die Maschine
 war zugleich Genauigkeit und Sicherheit in ihren Bewegungen und
 sehr kostbar. Sie verzehrte in dieser vervollkommeneten Einrichtung
 nur Dritttheil Kohlen weniger als die alte, sondern alle Theile derselben,
 um, wo sie aufgestellt war, waren kleiner und daher wohlfeiler. Wäh-
 rend dieser Verbesserungen beschäftigt war, erfand er 1779 eine Maschine
 zum Drucken von Briefen, die seitdem allgemein eingeführt worden ist. In den
 letzten Jahren seines Lebens gab er seine Arbeiten auf und überließ die Manufaktur sei-
 ner Frau, die sie in Gemeinschaft mit Boulton's Sohn fortsetzt. Er starb als
 Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu London und der franz. Akademie
 am 1. Febr. 1819, im 84. Jahre, in seinem Landhause zu Heathfield bei Birmingham.
 Ein Werk des Bildhauers Francis Chandler, wurde 1827 zu Bir-
 mingham aufgestellt.

Watten nennt man die seichten Stellen in der Nordsee längs der Küste von
 England zur Mündung der Elbe. Wegen der häufigen Sandbänke in der
 Nordsee kann man diese Küsten nur mit einer gewissen Art Fahr-
 zeugen, auch Wattenfahrer genannt, die vorn und hinten breit
 sind, mehr als 6 Fuß tief im Wasser gehen, beschiffen. In Kriegszeiten
 wird die Schifffahrt sehr benützt, weil man dabei vor allen Angriffen der tiefer
 liegenden Fahrzeuge gesichert ist.

Waverley - Novellen (historische Romane). Der Autor dieser No-
 vellen, die die Theilnahme des ganzen gebildeten Europa und des europäischen
 Publicums in den letzten Jahren auf seltene Weise erregt haben, hat sich erst seit
 dem 1. Febr. 1827) genannt. Auf dem Continent erschienen sie schon längst
 als Werke des schottischen Dichters Sir Walter Scott (s. d.); allein in Eng-
 land noch immer Zweifel, ob dieser mit dem berühmten Waverley-
 Novellisten identisch sei. Indes sprach für die Identität des Dichters und Novellisten
 der Umstand, daß seit dem Erscheinen der Romane der Dichter, früher nicht
 mehr als der Novellist, bis auf wenige, mehr den Charakter der Gele-
 hten tragende Schöpfungen, verstummt war. Daß Sir W. Scott, die
 so geachteten Kinder bisher anzuerkennen verweigernd, die an ihn ergan-
 genen ausweichend beantwortete, erklärt man aus dem Vorurtheil, welches
 den Romanschreibern den niedrigsten Platz in der literarischen Republik
 einräumte. Erst als der Verleger dieser Romane, Constable in Edinburgh, 1826 ban-
 bankrott wurde, erfuhr man, daß der Verf. der Waverley-Romane durch diesen Ban-
 bankrott sein ganzes Vermögen verloren und sich nun gerichtlich dazu bekannt
 hatte. Der Autor der Waverley-Novellen hat dahin gewirkt, das Vorurtheil ge-
 gen die Romanschreiber zu vernichten. Er hat, was seinen engl. Vorgängern bis-
 her gelungen, den Anforderungen der Poesie und der getreuen Portra-
 tirung

des Lebens in f. Erscheinungen (worin Smollet und Fielding die alleinigen des Romanschreibers setzten) zugleich zu genügen gewußt; und indem schichte auf eine bisher unbenutzte Art in den Hintergrund f. Dichtung historische Romane geliefert, welche, völlig von der mit Recht sonst u. d. N. verstandenen, Zwittergattung verschieden, als Muster d. Gattung gelten können. Die engl. Romane eines Fielding und Smollet (als Muster betrachtet) erfüllten treulich ihres Autors Zweck, das Leben, Mißgeschick schlichter Erbensöhne auf ihrer Reise durch die Welt, ihren derselben, und vor Allem jener sogen. Helden derbe Menschlichkeit zu überall Wahrheit und Leben, aber fast allzu viel von beiden. W. Scott gesäubert; ohne sich von der Portrairung der Natur zu entfernen, hat verstanden, Wesentliches vom Unwesentlichen zu sondern. Dazu wies er ihnen eine höhere Sphäre an, in welcher es ihnen möglich wird, ihre Kräfte weiter zu entfalten als in den Küchen- und Alltags-scenen, woran den der ältern engl. Novellisten beschränkt waren. Es ist die Geschichte. Er giebt ihnen eine doppelte Auffassung derselben, um sie in die Formen unserer m. Poesie zu bringen; einmal in ihren großen Momenten, wo die Heroen an ihrer angeborenen Gestalt, wo der Dichter nur der Bildhauer ist, der vom rohen Blocke weghaut, welche die schon geborene Heldengestalt. Diese Auffassung verbleibt heutzutage, wo die Zeit des Epos verstrichen und scharferblickenden Auge des Dramatikers auch da noch gefährlich Mühle des Terzino, wo die Helden der Vorzeit zerschroten und zermahlene Püppchen eingeknetet herauskommen, immer noch nahe steht. Aus hat unsere Zeit den Roman empfangen. Wie wir von dem Leben der nur die wichtigsten Momente wissen, und jenes überhaupt einfach und nigen Zügen von Bedeutung war, so stellt uns auch das Epos in gedrängter nur das Wichtigste und Gediegenste vor. Während wir nur die That bleibt das Stilleben der Helden unberührt. Bei unserm Culturzustande hingegen das Außerordentliche im Einzelleben nur selten, die Bildung m. auch das Ungewöhnliche zu etwas Bedeutenderm in höherer Rücksicht. Es auch der Roman nicht die außerordentlichen, in epischer Kraft zusammen Thaten und Begebenheiten des Einzelnen, sondern den ruhigen Lebenslauf stellt in der Entwicklung. Momentaner Reiz und fortwährende Spannung nicht das Hauptverdienst eines Kunstwerks sein, das auf den dauermenten naturgetreuer Entfaltung der Charaktere und Darstellung der Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen basirt ist. In dieselichen Stilleben des Romans kann aber ein Dichter, ohne sich an die endenden Heroen zu wagen, die ganze Geschichte eines Volks lebendiger und essanter aufleben lassen als der Dramatiker und Epiker. So zaubert W. f. bessern Romanen, indem er die Eigenthümlichkeiten, Sitten, Ansichten nungen einer Epoche seines Vaterlandes aufführt und f. fingirten Personen Geiste auftreten, die wirklich geschichtlichen aber nur gleich Heroen, um noch von menschlicher Künstelei bearbeitet zu werden, im Hintergrunde schreiten läßt, das Wesen der alten Zeit in f. neue Dichtung. Man wirft zuweilen Ideen- und Gedankenarmuth vor; wer aber den Geist geschichtlichen Perioden gleich ihm aufzufassen versteht, gegen den ist jener Vorwurf ebenso grundlos als der der mangelnden Gedanken, da es immer das Zeichen des Kunstwerks sein wird, wo das innere Leben ausgeprägt im äußern, terplastisch und nicht in Reflexionen erscheint. Früchte des Verstandes und des Gefühls können auch reichlich bei ihm gesammelt werden; sie liegen oben auf, sondern im grünen Laube verborgen. Er reflectirt als Historiker Aufstellung der That; mitunter bricht das Gefühl hervor, und die Betra-

Belege einer auf reifen Verstand begründeten Weltansicht. Bei ver-
 zingen waltet mehr die Wehmuth als die Bitterkeit des Hohns, indem
 Ierblickte Princip des Guten an Nichts verzweifeln läßt. Gleich tiefe
 die geschichtlichen Begebenheiten, wirft er in das innere Leben unbe-
 zaktere; dabei gefällt die Behaglichkeit des Humors. So befriedigt
 Dichter auch den Liebhaber gemüthlicher Darstellungen aus dem in-
 Belten geht er auf Effect und Spannung aus, kein Pomp der Worte
 enig wird die wahre Theilnahme an der schlichten Darstellung durch-
 brechen gestört. Als echter Nationaldichter verdiente er einen von
 m erworbenen Lorber. Wie es Shakspeare vergönnt war, am Wen-
 derreichen Mittelalters und der von Gedanken geschwängerten Cul-
 brechenden Zeit stehend, zurückzublicken auf die noch in stattlichen
 enden Erscheinungen der Vorwelt und mit freudiger Ahnung hin-
 auf ein neues Reich des Lichts und des Geistes, so hörte auch der
 ch die Sagen von der spät hinausbauernenden patriarchalischen Hel-
 ottischen Stämme. Homerische Heldenkämpfe fanden noch statt un-
 Insulanern, welche die Zeitschrift den „Spectator“ lasen. So konn-
 e Geist Nahrung in den Contrasten finden, reich genug, ihn an die
 Poesie zu fesseln. — Die Romane sind als Kunstwerke größtentheils
 et. Den Vorwurf der Weitschweifigkeit kann man nicht überall ab-
 befinden uns auf einem ruhigen breiten Strome; doch können wir
 nten weit ins Land hineinsteuern und hier die flachen, reizenden Wie-
 t schroffe Felsen, Schluchten, Höhlen und den Fluß beherrschende
 mer erblicken. Selten oder nie stemmen sich Felsriffe und untenliegen-
 egen den Strom und zwingen ihn zum Sturze. Die Weitschweifig-
 men andern Fehler begleitet: die Entwicklung stürzt am Ausgange
 gabei und in Übereilung werden die letzten so sorgsam aufgerollten
 in abgehaspelt; daher auch das engl. Register von den Schlußschid-
 Adpersonen nach dem Ausgang der Haupthandlung. Neben dem
 und auch mit Recht zuweilen der grelle Ausgang getadelt, die Nemesis
 zu criminalistischer Genauigkeit und engl. Ausführlichkeit. Die de-
 ousy der Engländer, welcher auch W. Scott oft über das Maß hul-
 t ihn hier zu einer Ausmalung, wodurch das Schreckliche oft ins Wi-
 übergeht. Die oft vernommene Rüge, daß er zu Helden unbedeutende
 schen, deren Charakter nur eine fortgesetzte Negative bilde, erwähle,
 nur auf dem Mißverständniß der Bedeutung eines Romanhelden;
 ist die, daß wir häufig verwandten Gestalten begegnen, sowie, daß der
 ie Erhaltung seines Ruhms neuerdings zu productiv erscheint. — Die
 berühmten Waverley-Romane begann mit dem „Waverley, or 'tis
 ago“. Erst spät erhielt er die verdiente Aufmerksamkeit und zugleich
 n Beifall. Er zeichnet die Periode der schottischen und engl. Geschich-
 Stuarts unter dem ritterlichen Prätendenten Karl Eduard den letzten
 Schlacht bei Culloden vereitelten Versuch machten, den Thron ihrer Vä-
 zu erringen. Mehr Sittengemälde als (well plotted) Roman; als Er-
 zählung. An Charakterzeichnung, großartiger Führung, Präcision des
 einfacher Darstellung die ausgezeichnetste unter den Waverley-Novellen.
 wie Fergus Mac Ivor, der alte Bradwardine, Flora, der Camero-
 Prätendent u. A., würden allein den Ruf des Dichters begründen. Der
 nam mag als Einleitung zu den übrigen hochschottischen dienen, s. Ein-
 knüpft ihn geschickt mit den ältern englischen, erscheint aber dem
 nach Spannung begierigen Leser zu gedehnt. Diesem wurde er erst spät
 au's Übertragung unter dem unpassenden Namen „Eduard“ bekannt

Hier ist von der Einleitung zu viel für den engl. Roman weggelassen für den deutschen geblieben. — „Guy Mannering, or the astrologer“ ist eine getreue nationale Schilderungen mehr ins Privatleben hinüber. Sind in der Composition, gleichartiger Entwicklung und duftiger Frische ausgezeichneten Romane; voll Momente der höchsten Poesie und jugendlicher Phantasie. Die Zigeunerin Meg Merrilies ist die Königin unter den Autor mit besonderer Liebe gezeichneten alten geheimnißvollen Straßenscenen sind Dirk Hatterick, Magister Sampson, Glossin, der Pächter der stärksten Gestalten. Durch Lindau's Übersetzung ward er am frühesten bekannt. — Wie dürftig in „The antiquary“ („Der Alterthümer Liebhaber“ Lindau deutsch) die äußere Fabel erscheint, so reichhaltig ist der Roman im Leben. Jene, die breitgehaltene Entwicklung einer in der Vorzeit spielenden uninteressanten Novelle weiß dem Interesse, aus den Charakteren hervorgehend, welche scheinbar der Zufall zusammenführt, ein Schicksal zu geben in seinen Folgen vergessen zu machen. Der Alterthümer Liebhaber ein solches Bild humoristischen Stilllebens, der gemüthliche Bettler Dick Dicks tritt wie die Flutscene, die Verzweiflung der Fischerfamilie, leihen dem Roman das großartigste Interesse. Ein seltsamer Zusammenhang zwischen Welt und Gegenwart durchweht die Dichtung, in welcher ein deutscher Dousterswivel, besonders das Interesse der Engländer erregt hat. — „Rob Roy“ („Robin der Rothe“, deutsch zuerst durch Lindau) weniger und lebendige Bilder ausgezeichnet ist als „Der Alterthümer Liebhaber“, so überwiegen tief angelegten Charakteren — Diana Vernon, Rashleigh, Robin — die vollendete Abrundung des Ganzen und Gediegenheit der Form. Die Geschichte eines berühmten Freibeuter, verbunden mit den fruchtlosen Anstrengungen Stuart'schen Anhänger 1715, bilden die Grundlage des klassischen Romans, welcher s. Brüdern den Eintritt in Deutschland bahnte. — „The black and white“ eine Arbeit von minderer Phantasie und Bedeutung, hat mehr persönliches historisches Interesse. — In der Legende von Montrose ist zwar ein Lieblingshelden des Dichters auch der des Romans, die Muse hat ihm ein wenig phantastischen Erfindungen und Dalgetty's trefflicher Charaktere nicht gelächelt. Deutsch zuerst im Auszuge u. d. N.: „Annot Exle“ von Lindau übersetzt von Sophie Mai u. d. T.: „Mac Aulan, oder der Seher der Zukunft“. — In „Old mortality“ (deutsch: „Die Schwärmer“, von Lindau u. d. T.: „Der Presbyterianer“) zeigt der Vf. die furchtbaren Verfolgungen schottischen Presbyterianer, besonders der sogen. Feldconventikler und der Menschenkenner bewährt sich in der Graduirung der einzelnen Charaktere von der ehrenfesten Einseitigkeit bis zum offenbaren Wahnsinn. Ein Roman voll des höchsten Interesses, so lange die Verfolgten unser Mitleid erregen; ein grauenhaftes Gemälde, wenn wir in dem blinden Parteilichkeit ein getreues Conterfei der Wirklichkeit sehen. Belfour von Burley ist eine seltene Erscheinung, voll psychologischer, wenn auch weniger historischer Wahrheit. „The bride of Lammermoor“ (deutsch: „Die Braut“, durch Lindau) tritt aus dem Kreise der übrigen Romane durch eine harmonische Dichtung, deren Schmelz, Einheit und Rundung hervor, welche sie den besten Romanen von Cervantes's an die Seite stellt. Es ist ein Gemälde großer Natur, den endlichen Ausgang eines alten Hauses in dessen letztem, todtlicher Schönheit und Kraft, in tiefe Schwermuth versunkenen Sprößlingen. Die alte Stuart'sche Zeit in ihrem letzten schönen Aufleuchten, wie sie liegende noch den herben pietistischen Beigeschmack aus der Zeit der Unterdrückung beibehalten hat. In jeder Hinsicht ein vollendeter Roman. — „The mid-Lothian“ (deutsch als „Der Kerker von Edinburg“ durch die Vf. der

ein treffliches Miniaturgemälde, ausgezeichnet durch die Charakteris-
 tistischer Gestalten, deshalb wol überschätzt, verhält sich zu jenen Ro-
 manen gelungenes bürgerliches Trauerspiel zu großartigen vollendeten Tra-
 gediern meist in der Behaglichkeit niederer Sphären, die moralische Ten-
 denz der Poesie Eintrag, und die furchtbare Handhabung der morali-
 sation, die Unschuldigen mehr als die Schuldigen treffend, macht den
 Roman empörend. — „The monastery“ und „The abbot“ („Das Klo-
 ster“ und „Der Abt“, deutsch von Lindau und Meth. Müller), 2 zusammenhän-
 gende, tragen bei glänzenden Einzelheiten schon die Spuren des schwä-
 chlichen; Jener enthält Momente aus Schottlands Reformationgeschichte,
 sich, ohne ein besonderes andres Interesse, um die erste Gefangen-
 nahme Maria Stuart und ihre Flucht nach England. Bruder Eustach im er-
 sten, Königin Maria im zweiten Romane sind treffliche Charakterzeichnun-
 gen. „Joanhoe“ (deutsch durch Meth. Müller) ist ein interessanter Ritterroman,
 zur Zeit Richards Löwenherz spielend, aber trotz schöner Charaktere
 hafter Einzelheiten mehr das Product des Studiums als poetischer
 wie in den echt schottischen Romanen. Die grelle Sonderung der Eng-
 ländischen bewohnenden Volksstämme ist belustigend, aber unmöglich der Wahr-
 heit. — „Kenilworth“ (deutsch zuerst durch Log) spielt in den gefeierten
 Elisabeth, und daher unserm Culturzustande weit näher als „Joanhoe“.
 Der Vf. sich auch in diese Zeit erst durch Studium versetzen, da
 der glänzender Hof nicht mit denselben Farben, welche für Schottlands
 ausreichten, gezeichnet werden durfte. Graf Leicester's Verhältniß zur
 Königin bildet die Fabel des Dramatischen Interesses, aber allzu künstlich componirten Romans. —
 „Der Pirat“; deutsch durch Spiker, Meth. Müller und Henriette
 (deutsch), unter den skandinavischen Bewohnern der Schottlandsinseln
 ein durchaus gemachtes Werk. Intention statt des freien Flugs der
 Fabel nur eine Copie der Meg Merrilies in Kangleifaktur. Auch die
 Landschaftsbilderungen nur Abschrift aus Reisebeschreibungen. — „The
 Nigel“ („Nigel's Schicksale“, von Meth. Müller), das Bürger- und
 Landmann zur Zeit Jakob I. von England schildernd, verspricht anfänglich
 nicht erfüllt wird. Das Einzelne besser als der ganze Roman. —
 „The peak“ („Peveril vom Gipfel“, von Michaelis), ein romanhafter
 umfaßt die Zeiten der engl. Restauration und die Geschichte des papisti-
 schen unter Karl II. Interessante Lecture ohne innere Wahrheit der
 Fabel. — „Quentin Durward“ (deutsch von Spiker) schildert einige der
 Momente aus dem Leben Ludwig XI. von Frankreich im Zusammen-
 hang mit Karl dem Kühnen von Burgund. Ersterer ist gelungener als der Letz-
 tere. Die Fabel bildet ein schottischer Abenteurer, welcher am franz. Hofe
 sucht und über Erwarten es findet. Der Roman gehört, der Charakte-
 ristik zu den besten des Autors, obgleich ihm jener die ältern Romane durch-
 aus freier Eingebung fehlt. Die humoristische Einleitung ist muster-
 hafter. In „St.-Ronans-well“ („St.-Ronans-Brunnen“, deutsch von Sophie
 May) ist der Autor als Zielscheibe seines humoristischen Witzes die Modethor-
 der neuen Badegesellschaften ausermählt; seine Pfeile sind treffend, die ro-
 manhafte Begebenheit aber mit zu grellen Richardson'schen Farben aufgetragen.
 Der „Redgauntlet“ (deutsch von Sophie May) spielt
 auf dem lange verlassenen Gebiete der schottischen Kämpfe zwischen den zur
 herrschenden Factionen und Secten, ohne an Interesse den frühern
 gleich zu kommen. Dazu vieles Unwahrscheinliche und Romanhafte. —
 „Tales of the crusaders“ („Erzählungen von d. Kreuzfahrern“) zerfallen in 2

völlig abgesonderte Romane: „Die Verlobten“ (deutsch von Sophie), „Richard Löwenherz in Palästina“ (deutsch von Michaelis). Jener f. Grenzen von Wales zur Zeit König Heinrich II. von England, leidet an den anziehenden Partien an zu großer Weitschweifigkeit und zu geringer Unterhaltender und spannender ist der zweite, im gelobten Lande zu Richard's Zeiten spielend. Jedoch bleibt es unbegreiflich, wie ein Historiker kühnlich mit der Geschichte umspringen können, sowie daß die verleumdungstellung derselben zu Ungunsten der Deutschen noch von keinem Deutlichen wurde. In der humoristischen Vorrede kündigt einer der Mitarbeiter der inhaber der Societät zur Verferrigung von Waverley-Novellen statt als das Leben Napoleon Bonaparte's an. Bald darauf hörte man, daß Scott eine Reise nach Paris gemacht und sich daselbst längere Zeit aufgehalte habe, um an diesem Werke zu arbeiten. Warum erschien das Werk, das man nicht unsterblich machen würde, wenn er weiter Nichts geschrieben hätte, verkenntbar gehören W. Scott's Romane zu den bessern, welche auf Grund schottischer Sitten und Geschichte aus der Zeit des Wendepunktes der Cultur gebaut sind. Die Sage, als sollten die Romane nur Vorstudien für die Geschichte Schottlands werden, scheint nicht unbegründet, obschon oft bleibt, ob der durch die leichtern und einträglichen Vorstudien der Arbeit entwöhnte Autor sich im spätern Alter zu dieser entschließen möge, wozu sich bilden die echt-schottischen Romane schon an sich eine historische Reihe in der man die Bedeutung eines größern Kunstwerks nicht verkennen darf. Das Kloster beginnt mit der Reformation in Schottland (die frühere Zeit, als die thischen Heroenalter verwandt, gehört mehr der epischen Poesie als dem Roman an); im „Kloster“ und „Abt“ siegt der neue Glaube, nicht aber die alten Sitten; dann folgt das Ringen der Freiheit mit dem Despotismus der Stuarts; die vorzüglichsten Romane endlich schildern den fruchtlosen Kampf der Stuarts und ihrer Partei zur Wiedergewinnung des Thrones. Schon alte und neue Sitten in grossem Contraste auf. Alte Verfassung, alte Verhältnisse gehen unter. Den rohern Bewohnern der Berge dünkt das neue herrschende Gesetz drückender als die ehemalige Willkür unter der patriarchalischen Herrschaft ihrer angeborenen Clanhäuptlinge. Im „Astrologen“ ist schon das Gesetz unterworfen, und nur in den niedern Classen, Zigeunern, Schleicher zeigt sich noch starre Vorliebe für die gesetzlose Freiheit. Im „Alterthümern“ sucht Oldbook mit Kopfbrechen und lächerlichem Eifer nach den Überbleibseln der Zeiten, in deren Reichthum an Charakteristik die frühern Romane so reich waren. Woodstock ist einer der letztern, minder erheblichen Romane. — Die deutsche Uebersetzungswuth hat sich neuerdings an diesen Romanen erprobt. Außer den Uebersetzungen für den ersten Griff und die Leihbibliotheken, oft 3fach erscheinend, von Lindau, der frei, aber mit der meisten Gewandtheit übertrug, dann von F. v. Schlegel, der hier noch nicht den wohlgefälligen Styl f. spätern Übertragungen erreicht hatte, Meth. Müller, Log, v. Halem, Michaelis, Sophie v. Schlegel, Adolf Wagner, sind nun schon 5 gesammte sogen. Groschenübersetzungen erschienen, 2 der Gebr. Schumann in Zwickau (die 4 und die 8 Groschen-), die Hard'sche in Danzig (die 6 Groschen-), die Hennings'sche in Gotha vom Shakespeare-Übersetzer Meyer (die 4 Groschen-) und die stuttgarter Frandh'sche (2 Groschenausgabe). Die bei Gleditsch neu übers. mit histor. Anm. v. v. d. Hagen, in 50 Theilen kostet 36 Thlr. Zu ihr ist als Forts. noch die „Ehren-Ganongate“ hinzugekommen (übers. von Leidenfrost). Bei dem Aufsehen, das die W.-Novellen machten, war es nicht zu verwundern, daß Nachahmungen erschienen, ja, daß jedes Land seinen französischen, deutschen, selbst schlesischen Scott (van der Velde) besigen wollte. Unter den engl. Nachahmungen

erlichsten: „Der Cavalier“ und „Elan Albin“. Letzterer, auf der pyrenäischen Halbinsel spielend, fand auch bei uns Beifall und Glauben an die Echtheit; der Autor ließ sich jedoch nicht verleugnen. — Das meiste Aufsehen erregte der Roman „Walladmor“, angeblich nach Manuscript übersezt (Berlin 1824), und erlebte selbst, als die ironische Tendenz gegen die Scottromane aus dem 3. Bde. klar geworden war, noch eine 2. Aufl. In der englischen Kritik eines Engländers (wie man vermuthet, des W.-Autors „London magazine“, Oct. 1824, wird dieser Roman „der kühnste unserer Zeiten“ genannt. „Das getäuschte Deutschland“, heißt es, es nicht wußte, daß es Täuschung war, daß eine glänzende Seifenblase von Leipzig über ganz Germanien hinsflog, und das getäuschte Deutschland lachte, als es die Täuschung erkannte. Das Lachen des Willkommens, das Schreien und Jubeln des Triumphs folgte hinterdrein“ etc. Die deutsche Uebersetzung (2 Bde.) ist eine völlige Umbildung, in welcher Alles die Satirizirende ausgelassen ist; vermuthlich aus falscher Artigkeit des sogen. Verfassers gegen den W.-Autor. Die franz. Uebersetzung des Romans mit dem Titel: „Walladmor, roman attribue en Allemagne à Sir Walter Scott par M. A. J. B. Defauconpret“ (1825), beginnt mit der Vorrede: „Bibliothèque des romans modernes anglais et américains“ (!) (Paris bei Leclerc). Der W.-Autor schreibt in der humoristischen Vorrede zu den Kreuz- und Querromanen der „Walladmor“ dem ingenüösen Talent Dousterwiwel's zu; und hielt man ziemlich allgemein Willibald Alexis für den Verfasser, obwohl er am Rhein den echt engl. Ursprung behauptet, auch die „Heidelbergische Zeitung“ noch Ende 1825 den Roman unter den W. Scott'schen ohne Bedenken empfohlen hat. Die Vermuthung, daß er von W. Irving oder Coleridge entlehnt sei, hat Böttiger gründlich widerlegt. — Der „Verirrte“, auf dem Vorder- und Nachwort von W. Scott tragend, ist eine bunte Compilation trivialer Satyren, die gegen den W.-Autor gerichtet sind. Am bittersten, zugleich am schärfsten, greift ihn der unbekannte Verf. (Paulding?) des amerik. Romans „The long Finne“ an.

Wavre, ein kleines in Belgien an dem Flüßchen Dyle gelegenes Städtchen mit 3000 E., ist durch das am 18. und 19. Juni 1815 zwischen den Franzosen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden. Blücher hatte am 17. Juni nach der verlorenen Schlacht von Ligny (s. Quatre Bras) sein 1., 2. und 3. Armeecorps auf den steilen Höhen jenseits Wavre aufgestellt, theils um dort das 4. von Lüttich kommende Armeecorps abzuwarten, theils um die Vereinigung mit Wellington, der sich auch seiner Seits in einer günstigen Stellung bei Mont St.-Jean gezogen hatte, leichter vollziehen zu können. Beide Feldherren verabredeten, daß Wellington seine Stellung so lange zu vertheidigen, Blücher aber ihm mit dem ganzen preuß. Heere zu Hülfe zu kommen.

Diesem Versprechen zufolge ließ der Held den 18. das 4. Corps aus Wavre nach jenseits Wavre aufbrechen, es in dem in Brand gerathenen Städtchen die Dyle passiren und auf St.-Lambert marschiren; ihm folgte das 3. Corps.

Das 1. brach gegen Mittag auf, um gegen Ohain vorzurücken, das 2. gegen Chapelle St.-Lambert dirigirt werden und die Reserve bilden. Alles, was das 3. Corps, war nun schon in Marsch, als plötzlich der Marschall Grouchy mit dem 3. und 4. franz. Armeecorps und 2 Reiterdivisionen erschien und das 4. Corps bei Wavre angriff. General Thielemann wendete sich sogleich gegen ihn, und es entstand nun ein Artillerie- und Tirailleurgefecht längs der ganzen Dyle, der Hauptpunkt indessen stets Wavre blieb. Alle andre Corps blieben im Stande, um ihre wichtigere Bestimmung zu erfüllen (s. Waterloo), nur das 4. Armeeregiment und einige Cavalerieschwadronen, welche den Nachtrab des

1. Corps bildeten, wurden gegen das Dorf Limale, welches am äußeren Flügel des Thielemann'schen Corps lag, detachirt. Sie fanden die dort und einen Theil des Dorfs schon vom Feinde besetzt, widerstanden aber von dort vorbrechenden Übermacht und hinderten das Vorbringen des Feindes, bis es völlig dunkel wurde. Das am Abend abgebrochene Gefecht wurde am nächsten Morgen fortgesetzt, der Feind bemächtigte sich der Höhen von Limale, und Gen. Thielemann beschloß, da die Fortsetzung des Gefechts überdies durch die Nachricht von der Hauptarmee zwecklos geworden war, eine andre Stellung 2 Stunden später zu nehmen. Er ward auf dem Marsche dahin nicht beunruhigt und am Abend, daß auch die Franzosen sich zurückgezogen hatten. General Thielemann folgte hierauf dem Feinde, konnte jedoch nur die Spitze seines Nachtrags abfangen. Der Verlust jedes Theiles mochte gegen 4000 M. betragen. *)

Weben heißt, durch kreuzendes Flechten von Fäden einen Zeugstoff zu machen. Es geschieht auf dem Weberstuhle, der eine Erfindung der alten Ägypter ist, durch neuere Verbesserungen große Abänderungen erlitten hat. So wird man, nach der Arbeit, wozu er bestimmt ist, den Stuhl der Tuchweber, Raschmacher, Seidenwirker, Posamentirer u. s. w. Der einfache Tuchmacher besteht aus 4 senkrecht aufgerichteten Pfosten, die durch eine horizontale Halterung bekommen. Vorn, ungefähr in seiner Mitte, hat er eine Walze, den Brustbaum, der nebst dem tiefern Unterbaume das Zeug hält. Dem Brustbaum gegenüber, hinten, nur etwas höher, befindet sich ein runder oder seckiger beweglicher Kettbaum, auf den die Kettfäden gewickelt, laufend bis nach vorn zum Brustbaum ausgespannt sind. Diese Kettfäden nennt man auch Kette, Bettel, Werste, Scherung, Schierung, Aufzug nebst den Längenfäden des Gewebes. Sie werden alle auf ein Mal mittelst des Unterbaums auf den Stuhl gespannt, oder geschoren; die Quersfäden, auch Einslag genannt, aber werden einzeln durch jene hindurchgeschoben. Um dies leicht geschehe, ist eine Vorrichtung (Geschirr, Rämme oder Schützen) gebracht, wodurch die eine Hälfte der Kettfäden in die Höhe gehoben wird, während die andre herabgezogen ist. Durch die Öffnung der voneinander gezogenen Kettfäden dicht hinter dem Brustbaum wird ein kleines Kästchen (der Schützenkasten) der inwendig auf der Wackelpule den aufgerollten Faden hat, welcher eine Seitenöffnung des Schützen abwickelt, durchgeworfen. Der Ramm besteht aus 2 einfachen Gewebe, jeder besteht aus 2 Stäben, wovon einer über der andre sich befindet, und die beide durch so viele Fäden zusammengehalten sind, als die halbe Kette Fäden hat. Diese Geschirrfäden haben in der Mitte eine Röhre, durch diese sind die Kettfäden gezogen, so daß der erste Faden an den ersten Schaft, der zweite an den zweiten, der dritte wieder an den ersten u. s. w. dadurch wird es möglich, mittelst Fußtritten, Schnüren und Rollen, die Kettfäden (Obergelese) der Kette über die andre Hälfte (Untergelese) hervorzuheben, um die entfernten Gelese den Einschub durchzuflechten. Doch damit

*) Thielemann hatte dieses 2tägige Gefecht bei Wavre mit 3 Brigaden von 15,000 M., gegen den ungleich stärkern Feind (unter Grouchy, Vandamme und Pajol), der 53 Bataillone, 63 Escadrons und 14 Batterien zählte, stand. Kam das 2. von Blücher den 19. abgesendete preuß. Corps, und im Rücken des Feindes an, so ward Grouchy ganz abgeschnitten. Allein es gelang Grouchy erreichte den 19. Gemblour, und Exelmans's Cavalerie Namur. Das 3. preuß. Corps drängten sich zwar, griffen aber Namur vergeblich an. Erst am 20. vollzog seinen Rückzug über Dinant, und jene beiden Corps erhielten Befehl, sich der Hauptarmee anzuschließen. Napoleon und Ney aber wußten nichts von Grouchy und Vandamme. Sie hielten diese Armee für verloren. Hätte Napoleon Grouchy und Vandamme vor den Verbündeten mit 40,000 M. bei Paris angetroffen, so würde er in Paris anders gehandelt haben.

zischen den Gelesen einzwänge, schlägt ihn der Weber nach dem noch mit der Lade fest; diese Lade besteht ebenfalls aus 2 handhoch stehenden Stäben oder Decken, die beide durch so viel Nietstifte von der Kette Fäden hat, zusammengehalten werden und deren oberer Decke, der untere unter ihr ist, sodas jeder Kettsfaden durch einen Zwischenstift hindurchgezogen ist. Sie hängt übrigens an den senkrechten Pfosten schwebend und befindet sich etwas hinter dem Brustbaume. Beim Weben der Weber den Einschussfaden an der rechten Ecke der Kette an, entzieht ihn von dem Brustbaume, hebt durch den Fußtritt das Obergelese und Untergelese, wirft durch die entstandene Öffnung der Gelese den Schützen, den Einschuss mit den Stiften der Lade fest zwischen die Kette und fährt fort, das Untergelese herauf- und das Obergelese heruntertreten und dadurch die Kette hinter dem Einschussfaden bewirkt hat, dasselbe Verhältniß nach Rechts zu wiederholen. Einfache wollene Zeuche, wie Etappen, Verkan, werden auf dem Raschmacherstuhle gewirkt, der die Kette nicht horizontal, sondern perpendiculair trägt, indem der Kettenbaum an einem Gestelle steht. Eine ähnliche Einrichtung hat der Stuhl der Tapezier (Hautelisse), nur ist er viel zusammengesetzter. Geföperte Zeuche werden in 4 Schäften gewebt. Auf den ersten kommt der erste, auf den zweiten der zweite und Kette u. s. f. bis zum vierten; der fünfte aber wird wieder über den ersten gezogen, beim Weben tritt der Weber den ersten und zweiten mit dem zweiten und dritten, dann den dritten und vierten, dann wieder den ersten und zweiten zugleich, daß jeder Einschuss über 2 Ketten zugleich geht. Zu dieser Arbeit sind eigne Vorrichtungen (durch mehrere Schäfte, durch einen Schützenschleichen, oder einen Harnisch) angebracht, um diejenigen Ketten zu heben, welche die Blumen geben sollen. Sammetartige Zeuche werden gewoben, wovon die eine halb so viel Fäden hat als die Grundkette und Polsterstoff, auf einen eignen Baum gewickelt ist. Ihre Fäden werden über einander gewebt, und sogleich, nach dem Einklemmen durch den Einschuss, wodurch eben das Spiegelartige dieser Zeuche entsteht. Weit zu weit ist der Sattelstuhl zum Damast und für die brochirten Zeuche, die schon Spiegelaffet und ähnliche außer der Vielfältigung der Ketten und vielfarbigen Einschüsse, noch mehrere zusammengesetzte Einrichtungen im Stühlen nöthig machen. Wie sehr unterscheidet davon sich der inländische Stuhl, der noch die ursprüngliche Einfachheit hat. Er trägt die Kette nicht aber weder Schäfte noch Schützen, sondern man flechtet den Einschuss mit der Hand in Nadeln gefädelt.

Der (Bernhard Anselm), k. preuß. Capellmeister zu Berlin, und des Königs Ritter, geb. zu Mannheim 1766. Er war früher von seinen Ältern zum Stande bestimmt, bekam aber schon durch den Unterricht, welchen er in den ersten Anfangsgründen des Clavierspiels von dem berühmten Händel, dann im Gesange von Holzbauer, und später im Generalbasse von dem berühmten Schüler Bogler's erhielt, die erste musikalische Richtung, sodas nach seiner Zurückkunft aus Italien ihn als 14jährigen Knaben zu sich kommen ließ und ihn des weitem Unterrichts in der Composition würdigte, ihn auch mit sich nach Stockholm nahm. Als aber keine Anstellung finden konnte, ging er nach Deutschland zurück, reiste als Virtuoso, kam 1787 nach Hanover und übernahm daselbst die Stelle bei dem ausgezeichneten Großmann'schen Theaterorchester zu Hanover 3 J. lang mit großem Nutzen für sein Studium der dramatischen Kunst. Darauf reiste er durch einen Theil von Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden, und beschäftigte sich bei einem 10 Monate langen Aufen-

halte in Stockholm, unter Vogler's unmittelbarer Leitung, mit dem Styl declamatorischen Musik und des Contrapunktes, wobei vorzüglich Gluck bild war, aus dessen damals in Stockholm unter Vogler vortrefflich aufgeführten Opern er große Nahrung für seinen Geist schöpfte. Auch schrieb er einige Stücke unter seines Meisters Augen, begleitete darauf denselben auf einer Reise nach Hamburg, und ging 1792 nach Berlin. Hier ward er zuerst als Director des Orchesters bei der deutschen Oper angestellt; reiste 1793 durch Deutschland, um Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, und ward mit der theatralischen Musik und Gluck's großen Werken noch mehr bekannt. 1796 erhielt er, wegen abgelehnten Rufes nach Rheinsberg, einen Gehalt, blieb von dieser Zeit an in Berlin als Musikdirector, und unternahm nur kleinere Reisen, auf welchen er hier und da seine Compositionen aufstellte. 1803 begleitete er August v. Kosebue auf ein Jahr nach Paris und wurde Capellmeister ernannt. Er war ein guter Musikdirector und in der Leitung seines Orchesters ausgezeichnet. Dagegen warf man ihm geräuschvolles Benehmen bei Aufführungen und eine einseitige Vorliebe für Gluck'sche Musik vor. Hat diese zur Behauptung eines bessern Geschmacks in der dramatischen Musik in Berlin sehr heilsam gewirkt. In seinen eignen Compositionen, von denen man die besten aus einzelnen Musikstücken zu Schauspielen (zu „Tell“, „Brant“, „Lina“, „Jungfrau von Orleans“, Werner's „Weihe der Kraft“, Kosebue's „Sitten“) und andern Gelegenheitsstücken (Musik zu Goethe's „Epimenides“) erkennt man dieses Vorbild allerdings auch, aber dabei auch Streben nach mehr scharfer Charakteristik, die jedoch zuweilen in die Breite geht (wie in der Musik zu „Wilhelm Tell“), Kenntniß großer Orchestereffecte, Klarheit, kräftiger Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie, bei weniger Originalität und Mannichkeit der Gedanken. Sein Duodram „Sulmalle“ (1802), seine Oper „Die Freischütz“ (1810), und seine „Hermann und Thersites“, welche 1819 auf die Bühne kamen, beide mit Texten von Kosebue, sowie das kleine Singspiel „Die Wälsche“ sind außer Berlin nicht sehr bekannt. Mehr sind es seine herausgeg. Lieder und charaktervollen Gesänge mit Begleitung des Pianoforte (die meisten zu Schauspielen gehörig), und seine melodramatische Composition der Schiller'schen „Fridolin, oder der Gang nach dem Eisenhammer“. Auch soll er früher ein sehr geschickter und gründlicher Clavierspieler gewesen sein. Er starb zu Berlin 1821.

Weber (Karl Maria v.), k. sächs. Capellmeister und Musikdirector der sächsischen Oper in Dresden, war den 18. Dec. 1786 zu Eutin im Holsteinischen geboren und genoss einer sehr sorgfältigen Erziehung. Malerei und Musik theilten sich gleichmäÙig in seine JugendmuÙe. Nicht ohne Glück versuchte er sich in mehreren Gattungen der erstern. Aber die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, alle andern Gattungen gänzlich. Eigenthümliche Neigung bewog seinen Vater, den v. Weber, zuweilen seinen Aufenthaltsort zu wechseln, womit denn freilich auch der Sohn der Nachtheil verbunden war, auch seine Lehrer öfter wechseln zu müssen. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart des Claviers legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildesheim (1796). Je mehr der Vater die allmälige Entwicklung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michaelbach nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, und nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. 1798 ließ W. v. Weber's dessen Aufmunterung 6 Fughetten von ihm drucken, sein erstes gedrucktes Werk, welches von der leipziger „Allg. musikal. Zeitung“ freundlich angezeigt wurde. Ende 1798 kam W. nach München und erhielt im Gesange bei dem Singspielballet, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher Unterricht.

den klaren und stufenweise fortschreitenden Unterrichte des Lehrers verdankt theils die Beherrschung und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz. W. arbeitete mit unermüdeten seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers „Die Macht der Liebe und des Weins“; daneben aber auch eine Messe, Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf regen, jugendlichen Geist die Idee, dem damals von Sennfelder Eindruck den Rang abzugewinnen; er glaubte endlich dieselbe Erfindung gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigeren Maschine. Um die Sache ins Große zu treiben, zog er nebst seinem Vater nach Sachsen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Die Kunst und das Mechanische, Geists tödtende des Geschäfts aber ließen ihn wieder absteigen und mit verdoppelter Lust die Composition, fortwährend sind 6 Variationen für das Pianoforte damals von ihm in München entstanden. Als 14jähriger Knabe schrieb er die vom Ritter v. Steinsberg Oper: „Das Waldmädchen“, welche im Nov. 1800 auch gegeben wurde, mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter, als dem Künstler späterhin lieb war, der es als ein höchst unreifes, nicht ganz erfindungsleeres Product ansah. Ein Artikel der „Allg. mus.“ weckte in dem jungen Componisten die Idee, auf ganz neue Weise die alten vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Dem gemäß setzte er, als er damals in Familienangelegenheiten nach Wien kam, die Oper: „Peter Schmoll und seine Nachbarn“ (1801), welche, in Augsburg ohne sonderlichen Erfolg aufgeführt wurde. Die Oper hat er späterhin umgearbeitet stehen lassen. 1802 machte er mit einer musikalischen Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studierte, aber auch gewisse Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen. Ein neues musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Ideen des Meisters durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und befestigte. Darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens und zum ersten Male in diese Welt. Hier lernte er unter mehreren großen Männern den unsterblichen Vater Haydn und den originellen Abt Vogler kennen, der mit Liebe dem Streben des Jünglings entgegenkam und ihm mit der reinsten Hingabe seines Wissens aufschloß. Auf Vogler's Rath gab W. damals, nach schwerer Entsagung, das Ausarbeiten größerer Musikstücke auf, und widmete beinahe 2 Jahre dem ämstigsten und unermüdetsten Studium der vorzüglichsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baues, der Ideenführung und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Verstande sorgfältig zergliederte und sich durch eigne Studien anzueignen suchte. Er trat sich als Pianofortespieler eigenthümlich aus. Öffentlich erschienen nur ein paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Vogler'schen Oper „Samori“ von ihm. Ein Ruf als Musikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Producte, und componirte die von Rhode gedichtete Oper „Die drei Brüder“, zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienstgeschäfte an weiteren Schritten. 1806 zog ihn der kunstliebende Herzog Eugen von Württemberg nach Stuttgart. Hier schrieb er 2 Symphonien, mehrere Concerte und Musikstücke. Als aber der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs nach Stuttgart zurückkehrte. Hier schrieb er seine Oper „Silvana“, nach

dem Sujet des „Walbmädchens“ von Hiemer neu bearbeitet (späterhin auszuge bei Schlesinger in Berlin herausgeg.), arbeitete seine Cantate „Ton“, nebst einigen Duverturen und Symphonien um, und schrieb u. s. w. 1810 trat er abermals eine Kunstreise an. In Frankreich, Berlin u. s. w. wurden seine Opern gegeben und seine Concerte besucht. mit 2 talentvollen Jünglingen, Meyerbeer und Gänsbacher, genoß reifer und zur Prüfung fähiger, nochmals Bogler's tiefe Erfahrungen seine Oper „Abu-Hassan (Darmst. 1810). Von 1813 — 16 leitete sichdirector die Oper in Prag, die er ganz neu organisirte, und hier auch die große Cantate: „Kampf und Sieg“ (Clavierauszug, Berlin), welche durch Größe und Fülle der Ideen, wie durch glänzende imponirt, aber noch keinen bestimmten Styl zeigt. Nur seiner Kunst er diese Stelle nieder, als sein Zweck für dort erreicht war. Darausmals frei in die Welt. 1816 hielt er sich längere Zeit in Berlin in eines kunstsinrigen Freundes auf und schrieb daselbst 3 seiner schönsten Sonaten. Viele und schöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden allein auf's neue festhalten und diesem Geschäft widmete er seit ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Hier schrieb er, an Instrumentalstücken, verschiedenen Gelegenheitscantaten, z. B. der Regierungsjubiläum des Königs von Sachsen, der Jubelouvertüre, u. s. w. mahlungscantaten, die gediegene zum Namenstage des Königs componirte, nebst Offertorium (1818), der seitdem eine 2. gefolgt ist, und seinen Text gearbeitete Oper „Der Freischütz“, welche zuerst 1821 in Berlin wurde und seitdem durch die ganze civilisirte Welt geklungen ist. Danach er die originelle Musik zur „Preziosa“, welche mit diesem Schauspiel zusammen die berliner Bühne kam. Der unerhörte Erfolg des „Freischütz“, welcher volksthümlichen Melodien einestheils, sowie andertheils durch das imponirende Werk des Kugeließens in der Wolfsschlucht zu erklären ist, verschaffte ihm den Antrag, eine neue Oper für Wien zu componiren, wozu Frau v. Eberstein einer altfranzösischen Erzählung die „Euryanthe“ gebichtet hat. Von zum Herbst 1823 hat ihn dieses Werk vornehmlich beschäftigt, und im Herbst reiste er nach Wien, um es dort selbst aufzuführen, was am 25. Dec. ersten Mal geschah. Er erwarb sich großen Beifall. Der Verf. d. d. hat ein ausführliches Urtheil über diese großartige Musik in „Philippine“ (St. 71 — 73, 1825) und in der „Berliner musikal. Zeitung“ (1826) ausgesprochen. 1824 erhielt W. von London aus den Auftrag für das Coventgardentheater zu schreiben, und den 1. Act dazu. W. beschäftigte er sich ernstlich mit der engl. Sprache. Aber seine angeordneten Arbeiten, zumal da er zugleich die Arbeit seines kränklichen und oft reisenden Collegen Morlacchi übernehmen mußte, griffen in Verbindung mit seinen Studien seine Gesundheit an. Er reiste im Sommer 1825 nach London. Ende 1825 brachte er seine „Euryanthe“ in Berlin auf die Bühne. W. und Brustübel verschlimmerte sich 1826. Angestrengt setzte er seine Arbeit des „Oberon“ fort, entriß sich den Armen seiner besorgten Freunde, ging nach London, wo er seinen herrlichen „Oberon“ vollendete, aufgeführt wurde. Tage wo der „Freischütz“ zu seinem Vortheil gegeben werden sollte (er sein tonreiches Leben aushauchte. Man begrub ihn als Katholiken in der Moorfieldschapelle. — Er hat in der musikalisch-dramatischen Composition gemacht, vieles Neue geschaffen, die Instrumente mit einziger, tiefer angewendet, den Volksgesang veredelt und dem Singspiel ein neues Leben eingehaucht. Die Geistergesänge seines „Oberon“ gehören zu den idealsten

ie aufgestellt worden sind. Leider hat er die komische Oper „Die drei
ach dem Texte von Theodor Hell), an welcher er seit mehreren Jahren
arbeitete, unvollendet hinterlassen. W. verband übrigens die glän-
genschaften in Einer Person; er war nicht nur einer der originellsten
in großer ausübender Künstler, der im Pianofortespiel große Eigen-
deutkundete, ein ebenso feuriger als besonnener, einsichtsvoller und
Director, ein in dem ästhetischen u. grammatischen Theile seiner Kunst
mischer Theoretiker, sondern auch einer der gebildetsten und geistreich-
n, der das Leben von einem höhern Standpunkt aus betrachtete als
Künstler zu thun pflegen. Die große Anzahl seiner übrigen im Stich
Compositionen enthält eine Menge von Instrumentalstücken, beson-
nente Instrumente und sehr geübte Spieler berechnet (Concerte,
Potpourris und Harmoniestücke für Pianoforte, Clarinette, Fagott,
Violoncell, Sonaten, Variationen, Polonaisen und Tänze, ein Clarinet-
und einige Symphonien), verschiedene Cantaten, Concertarien, vier-
stimmige Stücke und Lieder zum Clavier (besonders die mit großem Beifall
eine Lieder Sammlung: „Leier und Schwert“, worin man überall den
und declamatorischen Tonseher erkennt). Viel Interesse haben die in
„Mitgetheilten Fragmente, in welchen W. seine Ansichten und Erfah-
rungen: „Künstlerleben“, ausspricht. Das Ganze gibt sein Freund, der
sehr verdiente Theod. Hell u. d. T. heraus: „Hinterlassene Schrif-
ten v. Weber“ (Dresden 1828, 2 Bde.). Durch Benefizvorstellun-
gen für die Erziehung seiner Kinder gegründet worden. — Wir haben
aus seinen Notizen aus seinen eignen Mittheilungen geschöpft.

W. (Gottfried), ein verdienter Theoretiker und praktischer Tonseher,
wissenschaftlich gebildeter Geschäftsmann, ist geb. zu Freinsheim, 4 St.
Mainz, 1779. Er studirte die Rechte, wurde Advocat und Kammerse-
cretär, wo er sich durch guten Unterricht, sowie durch Anhören fremder
Musikanten, in München, Kassel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden
Musiker auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad
erreichte, widmete sich aber späterhin fast vorzugsweise der ästhetischen
Theorie der Musik, wovon er nicht nur in mehreren Aufsätzen der
Wiener „Musikal. Zeitung“, sowie der großen „Encyclopädie“ (her-
ausgeg. von Ersch und Gruber), ferner in der von ihm seit 1824 herausgeg. mu-
sik. „Cäcilia“ u. vielen musikal. Recensionen in den „Heidelberger Jahr-
büchern“, in der „Genaischen Lit. = Zeitung“, sondern auch in dem aus-
führlichen Versuch einer geordneten Theorie der Tonsehkunst zum Selbstun-
terricht und Bemerkungen für Gelehrtere“ (in 2 Bdn., Mainz 1817; 2. A.
1844 Bdn.), und in seiner „Allgemeinen Musiklehre für Lehrer und Ler-
nende“ (Mainz 1822), sehr schätzenswerthe Proben abgelegt hat. Er war eine
Zeitlang Director der Kirchenmusik und des musikal. Conservatoriums in Man-
z, wo er verwaltete er das Amt eines Kriegsrichters in Mainz und war
Mitglied des Theaterausschusses daselbst. Zuletzt ist er als großherzogl. Hofge-
richts Generaladvocat des Cassationshofes nach Darmstadt versetzt und
zum großherzogl. hessischen Hausordens ernannt worden. Die philoso-
ph. Fakultät der Universität Gießen hat seine Verdienste durch Zusendung des
Hochschulpreises anerkannt, sowie die musikal. Akademie zu Stockholm ihn zum Doc-
tor ernannt hat. Von seinen Compositionen, welche ein großes Stre-
ben nach Einfachheit und declamatorischem Charakter auszeichnet, sind einige neuere
wie die Messe, ein Te Deum 1812, eine Missa funebris über
den Namen der Sieger bei Leipzig gewidmet 1813, an mehreren Orten
mit Beifall aufgeführt worden. Unter den von ihm geschriebenen Ge-

sängen sind 12 vierstimmige Bogler bedicirt, 12 für eine Singstimme tartenbegleitung (Bonn 1812), Gesänge von Göthe 10, Lieder von 4 Hefte einer „Leier und Schwert“ überschriebenen und bekannten Samden unter demselben Titel erschienenen Liedern K. M. v. Weber's n wechseln), und eine achtstimmige fugirte Hymne für die berliner Si (1812). Außerdem hat er eine K. M. v. Weber bedicirte Clavierson (1811), ein Trio und ein Tema con variazioni für Guitarre und (1807) u. A. herausgegeben. Auch hat er den musikal. Chronometer erf Taftmesser.) Zuletzt haben ihn seine Untersuchungen über die Echth zart'schen Requiem in mancherlei literar. Fehden verwickelt. Man findet über in der genannten „Cäcilie“.

Weber (Weit), s. Wächter.

Wechabiten, s. Wahabi.

Wechsel (lettre de change, bill of exchange) heißt im 2 so viel als Tausch; Dasselbe bedeutet das Wort cambium, womit es üb In der engern Bedeutung, von welcher hier die Rede ist, versteht Wechsel, Wechselbrief, eine schriftliche, das Wort Wechsel ausdrücklich Anweisung, wodurch der Aussteller, oder wer in seine Verbindlichkeit bei Vermeidung persönlicher Haft, eine bestimmte Summe zu gewisser fallzeit genannt) zu zahlen verspricht. Hieraus folgt, daß dem We ein Vertrag zum Grunde liegt, der durch den Wechsel schriftlich gemacht dieser Vertrag hat die größte Bestimmtheit, sodaß eine Schrift, die Wechsel oder nach Wechselrecht nicht enthält, nie für einen Wechsel und nach den strengen Wirkungen desselben beurtheilt wird. In Engl jedoch nicht nöthig. S. v. Boset, „Den Wechselcontract nach seinen hist f. w. Ansichten“ (Prag 1812). Das Versprechen, daß man sich der Haft bei Nichtzahlung unterwerfen wolle, wird schon aus dem angegebenen Wechsel oder Wechselrecht gefolgert. Die Wechsel werden eingetheilt in Wechsel, d. h. diejenigen, in welchen der Aussteller die Zahlung selbst verspricht. Diese heißen auch uneigentliche, trockene Wechsel (cambi Hier kommen nur 2 Personen in Betracht, nämlich der Aussteller und Empfänger. 2) Trassirte Wechsel, Tratten, d. h. diejenigen Wechsel, in welchen der Aussteller die Zahlung durch eine fremde Person leisten zu lassen Sie heißen auch eigentliche Wechsel deswegen, weil die größten Handels nur mit diesen Wechseln gemacht werden, daher auch Kaufmannswechsel (mercantilia), auch nasse Wechsel (cambia trajectitia), weil sie oft üf gehen. Bei diesen Wechseln werden 4 Personen, welche dabei vorkom gleich nicht immer 4 verschiedene Subjecte sind, unterschieden. 1) Der der den Wechsel ausstellt oder verkauft und das empfangene Geld an einen Empfänger wieder auszahlen läßt. 2) Der Remittent, d. i. Der, welcher den Wechsel an den Empfänger schickt, d. h. der das Geld zahlt, um das Geld an einem a. Orte wieder ausgezahlt zu erhalten. 3) Der Präsentant, d. i. Der, welcher die Schuld zu heben angewiesen ist, d. h. der das Geld an den Empfänger zu zahlen hat. 4) Der Präsentant, d. i. Der, welcher das erste Geschäft darin besteht, den empfangenen Wechsel Dem, der ihn an den Empfänger zu zahlen hat, zur Acceptation zu repräsentiren. Die Präsentation ist eine an den Präsentanten oder Trassanten gerichtete Frage, ob er den Wechsel honoriren will. Die Zeit dieser Präsentation hängt nicht von dem Willen des Inhabers des Wechsels, sondern ist an gewisse Vorschriften gebunden, welche sich nach den Wechselsorten in dem Wechsel stehen. 4) Der Trassat, d. i. Der, auf welchen der Wechsel gestellt ist; da derselbe durch die Unterschrift s. Namens sich zur Zahlung verpflichtet, so heißt er auch Acceptant. Die Acceptation ist eine unter dem Wechsel gesetzte Erklärung, wodurch sich der Trassat zur Zahlung nach Wechselrecht verbindlich macht. Hierzu bedarf es bloß des Wortes „acceptirt“ mit der

Acceptation per onor di lettera ist die Annahme eines Wechsels von Seiten eines Dritten zu Gunsten und zur Ehre des Ausstellers oder Trassanten, welche zu diesem Endzweck solche dritte Personen als Nothgehilfen auf den Wechseln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Aussteller selbst, falls bei N. N. (Au besoin chez . . .). Mündlich und außer dem Schriftlichen die Acceptation nur dann erfolgen, wenn es besondere Wechselordnungen, z. B. mit Zeugen. Sie muß aber erfolgen sogleich, wenn der Wechsel präsentirt ist. Die Zahlung nach erfolgter Acceptation richtet sich nach der Bestimmung im Wechsel, wovon nachher. Indessen trifft es sich oft, daß man an eben dem Orte zu fordern hat, wo er bezahlen soll, in diesem Fall kann man keinen Wechsel zu kaufen, sondern wird Remittent und Trassant zugleich. Der Remittent wird durch den vor seinem Namen im Wechsel beigesetzten Satz: an die Ordre, berechtigt, sein Recht auch an Andre abzutreten. Durch die Indossation (s. d.), durch sie kann der Wechsel von einem zum andern abgetreten werden, welches giriren genannt wird (s. Giro); aber der Girant übernimmt dabei auch die Verpflichtung des Trassanten, für den Betrag des Wechsels zu stehen. Wer also im Auslande zu zahlen hat, kann den Wechsel kaufen und diesen, auf seinen Gläubiger indossirt, ihm an dessen Ort schicken; wer im Auslande zu fordern hat, kann einen Wechsel zu seinem Wohnort verkaufen. Die Zeit der Zahlung wird auf verschiedene Arten bestimmt: 1) nach der Ausstellung 14 Tage, 1, 2 — 6 Monate nach derselben (Datowechsel); 2) nach der Zeit der Präsentation, 14 Tage nach Sicht (Vista, B. a vista); 3) nach dem Herkommen, a uso (Usowechsel) (s. d.). Der Wechsel muß der Trassant unbestimmt und so lange haften, bis der Wechsel ihm zu Gesicht gekommen ist. In diesem Falle muß der Wechsel binnen 24 Stunden nach der Ankunft präsentirt und in 24 Stunden nach Acceptation bezahlt werden. Man kann oder muß der Inhaber einer acceptirten Tratte auch nach der Verfallzeit noch abwarten, ehe er nach Wechselrecht verfährt (Discretionswechsel), je nachdem diese Tage, deren Zahl (in Hamburg 11, sonst) gewöhnlich in den meisten neuen Wechselordnungen werden sie ganz abgeschafft. Bei Wechseln, welche in der Messe zahlbar sind. Die wirkliche Zahlung des Wechsels muß in der Regel baar, und sie kann nur mit Einwilligung des Trassanten durch Affignation oder Delegation, welche hier Scondrito heißt, zuweilen wird der Wechsel prolongirt, d. h. die Verbindlichkeit zu zahlen auf eine spätere Zeit hinausgeschoben. Dies wird im Wechsel selbst angezeigt, z. B. mit den Worten „prolongirt bis cc.“ In diesem Falle geht der Schaden auf den Inhaber, z. B. wenn der Trassant unterdessen bankrott wird. Durch Prolongation die Verjährung unterbrochen. Der Verjährungszeitraum des Wechsels ist gewöhnlich kürzer bestimmt als der der gemeinen Verjährung. Was die Form der Wechsel anlangt, so wird bei allen Wechseln 1) das Datum der Ausstellung und die Summe, welche der Gegenstand der Wechsel ist, darüber gesetzt. Weicht die Angabe dieser Summe von der im Wechsel selbst ausgeschriebenen Zahl ab, so gilt die letztere Angabe. Einige Gesetze lassen aber bei einer solchen Abweichung und wenn des Ausstellers Vorname keine Verhaftung zu. 2) Wird das Schlußwort beigefügt: Valuta erhalten, oder Werth in Rechnung. Nach einigen Wechselordnungen kann jedoch diese Form auch fehlen. 3) Muß die Unterschrift von dem Aussteller beigefügt sein, und zwar eine solche, die ihn hinlänglich bezeichnet. Der Wechsel insbesondere wird in Form einer Anweisung an einen Dritten ausgestellt, ferner werden die Mittel angegeben, wie der Acceptant zur Wiederzahlung gelangen soll. So heißt es z. B.: stellen es mir auf Rechnung u. d. i. und man bezieht sich in trassirten Wechseln meist auf den Avisobrief, d. i.

das Schreiben, welches der Aussteller an den Trassaten oder Acceptanten und worin alle nähere Umstände der Zahlung angegeben werden; bei den Wechseln wird ferner immer links die Überschrift an den Acceptanten oder Trassaten beigefügt. — Eigne Wechsel werden immer in Form eines Versprechens nicht wie Anweisungen abgefaßt; sie werden gewöhnlich nur als Solawechsel (einem Exemplare) ausgestellt; statt der Adresse werden die Worte „Acceptant mich selbst“ mit dem Namen des Ausstellers gesetzt. Um das Circuliren derselben zu erleichtern, oder wenn der Wechsel weit zu gehen hat, werden oft mehrere Exemplare desselben ausgestellt. Das eine, die Prima, sendet der Remittent gerade an den Ort des Trassaten, um dort von einem Freunde sie zu lassen; dieser Freund ist nicht berechtigt, die Zahlung zu heben, sondern allenfalls zur Verfallzeit Sicherstellung vom acceptirenden Theile zu fordern. Ein zweites Exemplar, die Secunda, auf welcher bemerkt ist, bei wem die Prima Präsentation sich befinde, wird dann auf Den indossirt, dem damit bezahlt werden soll, ist so zum Circuliren bestimmt und mag nun auch nach der Verfallzeit weitergehen. Der Verwahrer der acceptirten Prima muß diese dem Inhaber der Secunda ausliefern, und gegen Beide zahlt dann der Acceptant, weil eigentlich die Prima die Annahme, die Secunda den rechten Indossatarius bezeugen soll. Wenn der Trassat nicht acceptirt oder nicht zahlt, so muß der Inhaber des Wechsels eine Weigerung davor gerichtliche und von einem Notar beglaubigen lassen, worauf die Weigerung, sowie die darüber abgefaßte Urkunde selbst, Wechselprotest genannt wird. Hierauf kann er in dem Rückwechsel (ricambio) die Wechselsumme nebst allem Schaden berechnen und den Betrag vom Indossanten oder Trassanten einziehen; aber er ist auch schuldig, Jedem, der den protestirten Wechsel bezahlen will, diesen zu überlassen. — Wenn Jemand Wechsel vor der Verfallzeit kauft, so heißt dieser Kauf Disconto; dann werden für die Zeit, welche der Wechsel noch zu laufen hat, Zinsen abgezogen, welche in bedenklichen Zeiten sehr hoch steigen. Valuta heißt alles Dasjenige, was der Aussteller des Wechsels für die Ausstellung erhält oder für erhalten annimmt. In der Regel wird der Wechsel ausgestellt auf die Münzsorte, welche an dem Orte der Zahlung gilt, und die Quantität von Münze, worauf derselbe gewöhnlich gestellt, und wenn nicht, so gewöhnlich der Preis bestimmt wird, welchen dafür der Remittent entrichten muß, heißt die fixe Valuta. So ist z. B. von Königsberg auf London und von London auf London die fixe Valuta 1 Pf. St., von Königsberg auf Hamburg die fixe Valuta ein hamburger Bankthaler, aber von Leipzig auf Hamburg 100 Bankthaler. Die Münze, in welcher die Bezahlung für den Wechsel gewöhnlich gerechnet wird, heißt die bewegliche Valuta. Das Verhältniß der fixen und beweglichen Valuta zu einander, welches zu einer Zeit an einem Orte allgemein ist, heißt der Wechselkurs. Z. B. der Kurs von Leipzig auf Hamburg steht 145½ heißt: daß 1 hamb. Bankthaler in Hamburg als die fixe Valuta, in Wechselbriefen gegeben, mit 145 Thlr. 6 Gr. Sächsl. als beweglicher Valuta bezahlt; oder der Kurs von Amsterdam auf Amsterdam steht 139½ heißt: 250 Gldn. holl. Cour. in Amsterdam als fixe Valuta werden mit 139 Thlr. 12 Gr. Sächsl. als beweglicher Valuta bezahlt. Wenn der beweglichen Valuta genau so viel Werth an edelm Metall gezahlt wird als der Werth des edeln Metalls der fixen beträgt, so steht der Kurs al pari. Z. B. wenn engl. Pf. St. 2280 holl. Aß Silber enthält und der Kurs von Königsberg auf London steht 19 Gldn. und 7 Gr. Preuß., d. i. 6 Thlr. 10 Gr. Preuß., so ist der Kurs im Vergleich mit dem so viel betragen 2280 Aß Silber im preuß. Courant. Muß aber zu dieser Zeit mehr Silber in der beweglichen Valuta gegeben werden als die fixe Valuta hält, so ist der Kurs gestiegen, und wenn weniger, so ist er gefallen. Das Steigen oder Fallen des Wechselkurses hat die Nachfrage nach Wechseln und das Angebot derselben einen wesentlichen Einfluß; werden nämlich an einem

diesem Orte auf jenen mehr Wechsel gesucht als ausgebaut, so muß derjenige, im entgegengesetzten Falle aber sinken. Diese Regel leidet jedoch Ausnahmen, sodaß weder aus dem Cours auf das Verhältniß der Schulforderungen zweier Handelsplätze, noch von diesem Verhältnisse auf den Wechselkurs geschlossen werden kann. — **Messwechsel** oder **Regulirwechsel** heißen entweder solche, welche in der Messe ausgestellt werden; sie haben einen bestimmten Cours oder Werth, indem der Aussteller eine bestimmte Provision bekommt, die gewöhnlich zu Anfange der Messe regulirt wird; oder man versteht unter Messwechsel die in der Messe zahlbar sind. Sie haben einen üblichen Cours. Bisweilen geschieht es, daß Handelsleute, um sich für einige Zeit baare Gelder zu verschaffen, weit hinaus Wechsel auf Orte ziehen, wo erst kurz vor der Verfallzeit protestirt wird, und die also lange ungedeckt laufen, ehe sie protestirt werden, um dann durch neue Wechsel der Art decken zu können. Dies nennt man **Wechselreiterei**. — Betrug wird nicht selten mittelst Wechseln getrieben, bei welchen die Namen, sowol des Trassanten als des Remittenten, verändert sind; dergleichen Wechsel heißen **Kellerwechsel**. Ein Kaufmann, welcher Geld nöthig hat, aber seinem Credit entweder nicht genug zutraut, oder aus andern Gründen nicht benutzen will, stellt nämlich einen Wechsel in Zahlung, welchen er in mehreren Monaten zahlbar, worauf der Name des Ausstellers entweder ganz verändert, oder auch wol der wirkliche Name eines ansehnlichen Handelshauses unterschrieben steht, aus, wovon jenes Haus nichts weiß. Auf diese Weise, die theils wahre Personen, mit denen der wahre Aussteller des Wechsels deshalb übereingekommen, theils erdichtete Namen sind. Unter den Indossamenten scheint auch gewöhnlich zuletzt der Name des Verfälschers des Wechsels zu stehen, welchen er nun zum Discontanten, welcher, da er mehrere Namen unter den Giranten erblickt, auch zu den letzten selbst vielleicht ein großes Interesse hat, ihn discountirt. Nachdem nun der wahre Aussteller des Wechsels sein Geld bis zur Zeit des Verfalles des Wechsels benutzt hat, ist unterdessen das Geld von ihm angeschafft, womit er beim Discontanten den deponirten Wechsel wieder einlöst. Man sieht, daß dergleichen Wechsel einen falschen Credit geben, und deshalb sind sie als falsche Papiere strafbar, insbesondere wenn der Name des Ausstellers falsch ist. Indessen hat man Beispiele, daß sich selbst Käufer der Schein-, Wind- oder Kellerwechsel bedient haben, um in Nothfällen zu helfen, weil sie den Staatscredit nicht compromittirten, oder sich scheueten, directe zu borgen. — Wird ein Wechsel von dem Aussteller nicht bezahlt, so entsteht für Den, welcher die Bezahlung desselben zu fordern hat, das Recht, die ihm mangelnde Zahlung von dem Aussteller oder von den Indossamenten, welche denselben an ihn indossirt haben, aufs strengste zu fordern. Der Indossamentant hat dieses Recht an seinen nächsten Indossamenten, dieser an seinen nächsten, und so fort bis an den ersten Remittenten oder Trassanten. Jeder Indossamentant hat das Recht dieser Forderung an alle Indossamenten, die zwischen ihm und dem Remittenten oder Trassanten sich befinden, und kann unter ihnen jeden wählen, von dem er seine Forderung am leichtesten zu erlangen glaubt. Gewöhnlich geht er zu dem Remittenten oder Trassanten zuerst und behält sich sein Recht an den Indossamenten vor. Die Art, wie die Forderungen, welche aus der Verweigerung der Bezahlung eines Wechsels von dem Aussteller oder dem Indossamentanten eingetrieben werden, geschieht nun gemeiniglich durch die sogen. **Protestwechsel**, welche auf die Aussteller oder Indossamenten des unbezahlten Wechsels gezogen, nur durch den Protest, wodurch gerichtlich bezeugt wird, daß der Wechsel von den Indossamenten nicht bezahlt worden ist, gerechtfertigt wird. Die Protestwechsel können also nicht anders stattfinden, als in Folge eines rückgängigen Wechselgeschäfts. Sie können Demjenigen, auf welchen sie gezogen

Länder (1802), eine braunschweigische, jeverische, russische u. s. w. Ordnung: ferner Wechselordnungen der Städte Augsburg, Breslau, Leipzig (letzte, welche sehr berühmt ist, hat Püttmann herausgeg.), u. c. Das nichtgeschriebene Wechselrecht hingegen gründet sich auf geübteständigerweise eingeführte Gewohnheiten, die man aus den Patente (Aussichten) der Kaufleute kennen lernt. Von diesen letztern sind jedoch in vielen Orten unter den Kaufleuten eingeführten Usances (von dem ital. *usanza*, Gebrauch, Gewohnheit), wenn sie nicht die Eigenschaft einer allgemeinen Gewohnheit haben, unterschieden. Es geht aus dieser Erklärung hervor, daß es kein allgemeines deutsches Wechselrecht geben könne. In Deutschland haben, nach ihrer Lage und besondern Verfassung, ein jedes Interesse, daß einerlei Verfügungen auf sie keineswegs passen. Der Wechselproceß ist daher auch in verschiedenen Ländern oft verschieden. So kann z. B., bei erhobener Wechselklage, gegen den säumigen Wechselschuldner nicht überall mit Verhaftung seiner Person verfahren, sondern es muß in seinem Vermögen die Befriedigung des Gläubigers gesucht werden. — Das Wechselrecht nennt man 2) auch dasjenige Recht, welches Wechselbriefe vor Schulderschreibungen voraushaben. Die Strenge des Wechselrechts besteht darin, daß, wenn der Schuldner nicht zahlt, sogleich die Person desselben anklagt werden kann, ohne auf s. Güter Rücksicht zu nehmen. Man hat über diesen Grund dieser Strenge viele Muthmaßungen aufgestellt, so z. B. in s. „Handlungsbibliothek“, 1. Bd.; Martens, in s. „Versuche historischer Untersuchung des wahren Ursprungs d. Wechselrechts“ (Göttingen 1797) unterscheidet er zwei politischen Grund, den er in der Natur der Messen findet, daß Wechsel zuerst vorkommen, von dem Grunde der Beibehaltung dieser Messen, der in der Schnelligkeit und Sicherheit liegt, dadurch zur Befriedigung der Messen zu gelangen. Sich nach Wechselrecht verbindlich machen, heißt bei Nichterfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten derjenigen Person klagen, welche das Wechselrecht für den Wechselschuldner festgesetzt hat. Es ist nicht ungewöhnlich, bei Pacht-, Mieth-, oder a. Verträgen sich nach Wechselrecht verschreiben zu lassen. Der abgeschlossene Vertrag ist dadurch kein eigentlicher Wechsel, wol aber entsteht daraus die Wirkung, daß gegen den säumigen Zahler nach Wechselrecht verfahren kann. Ungeachtet der Wechselgläubiger viele Vorzüge vor andern Gläubigern hat, so findet doch auch für die Wechselforderungen keine Priorität statt, und die Wechsel werden in den meisten Ländern den gemeinen Gläubigern gleichgesetzt. Insondern Gründen ist gewissen Personen verboten, Wechsel auszustellen: 1) Minderjährigen, nach dem kanonischen Rechte; 2) Soldaten, weil Wechselverbindlichkeiten ihren Amtspflichten in den Weg treten könnten; 3) minderjährigen Personen und da gibt es eine besondere Wechselmündigkeit, die später als die allgemeine Mündigkeit eintritt; 4) Personen, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, in dem Falle, daß dadurch ein Darlehn versichert werden soll; 5) in den meisten Ländern auch Weiber und Bauern.

Außer den ältern Schriften über das Wechselrecht, welche man in Besen's „*Corpus juris cambialis*“ findet, werden in diesem Fache vorzüglich geschätzt: 1) „Vorsichtiger Wechselgläubiger, und dessen Einleitung zum Wechselrecht“, von s. „*Corpus juris cambialis*“, fortgesetzt von Uhle, welches jedoch durch die Sammlungen von Zimmerl (Wien) und die von Tafel angekündigte, verdrängt wird. Eine vollständige Sammlung der Wechselgesetze aller Länder hat Tafel (Wien 1809 — 13) herausgegeben; vgl. auch Grattenauer's „Sammlung aller alten und neuern Wechselgesetze“, in v. Kamp's „Jahrbüchern“, Heft XIV. Hauptwerk: „Niederl. und großbritann. Wechsel- und Münzgesetze, übers.

und m. Anmerk. nebst den neuern dänischen Wechselgesetzen herausgeg. D. Ph. Fr. Schulin" (Erf. a. M. 1827). „Grundsätze des Wechsels Püttmann", herausgeg. von Martens (Leipz. 1805); „Cours de commerce", von Pardessus (5 Bde.), sind brauchbare Handbücher.

Wechselseitiger Unterricht wird die Einrichtung der Vorgesagten genannt, bei der fähigere Schüler jeder Classenabtheilung ihre Mitschüler lehren und Einüben mechanischer Fertigkeiten leiten und beaufsichtigen. Diese in Frankreich aufgekommene Benennung ist unpassend, weil ein wechselseitiges Unterrichten dabei nicht stattfindet, sondern nur ein Vertreten der Stelle durch einzelne Ausgezeichnete, die von ihren schwächeren Mitschülern nie empfangen. Wie weit diese Schuleinrichtung, deren Ursprung in Indien ist, wo der Reisende della Valle sie schon im 16. Jahrh. kennen lernte, verbreitet war, ist aus d. A. Lancaster zu ersehen. In England, wo sie ausging, werden jetzt an 500,000 (allein in London an 8000 in 43 Schulen) und in Irland 30,000 Kinder nach dieser in den letzten Jahren sehr verbesserten Methode unterrichtet. Lancaster selbst war 1824 in dem südamerikanischen Brasilien, von Bolivar unterstützt, mit Errichtung solcher Schulen beschäftigt. In britischen Ostindien hat eine Societät zu Calcutta 88 Schulen seines Systems gestiftet, deren es auch in Malta, am Cap, am Senegal, in Sierra Leone und in andern engl. Colonien gibt. Auch die Griechen ergriffen dieses Mittel, die ganz fehlenden Volksschulen wohlfeil zu errichten und haben deren zu Athen und auf den Inseln. Aus Frankreich kam das Interesse dafür nach Italien, nun Toscana (in Florenz 5 und in 30 Landgemeinden) und Parma seit 1821 die Errichtung erlaubte. In Neapel und in Spanien, wo unter den Cortes von 1822 in den meisten Hauptstädten solche Schulen entstanden, wurden sie 1823 eingehehrt. Frankreich hatte 1821 schon 1197 Kinderschulen und 1000 Militärschulen dieser Art. Letztere mußten seitdem diese Methode ganz aufgeben und von jenen sind in Folge der beharrlichen Gegenwirkung der Geistlichen der Ministerien viele jetzt aufgelöst, da die Absicht, dem Volke, unter dem Könige von 24 Mill. Erwachsenen nur 9 Mill. lesen und schreiben können, von 6 Mill. Kindern nur 1½ Mill. Schulunterricht genießen, einige Verbesserungen, als Parteizeichen des Liberalismus gefährlich befunden wird und viele Gegner hat. Aus ähnlichen Ursachen wurden diese Schulen in der österr. Monarchie eingestellt und für ganz Oesterreich untersagt, und in Rußland der anfangs große Eifer dafür bald so lau, daß über Versuche im Kleinen nicht hinausgegangen werden durfte. Fürchtete man in diesen Staaten ohne Grund, die Lancasterschulen das Volk zu klug machen, so hat dagegen die dänische Regierung mit gegenseitiger, aber richtiger Erwartung seit 1819 angefangen, sie in Dänemark, Holstein und Schleswig allgemein einzuführen. Ein Erlaß der dänischen Regierung (in „Dänische Collegienzeitung", 1819, Nr. 23) spricht nicht nur von dem ausdrücklichen Willen des Königs, die Sache beschleunigt zu sehen, sondern enthält darüber: „Der geringern Volksclasse wird dadurch viel Zeit gewonnen, und wird sie nicht mehr über Dinge unterrichten, die außerhalb ihrer Sphäre liegen und ihnen Begriffe von Gegenständen beibringen, die nicht in ihrem Wirkungskreise liegen und die sie nicht zu erkennen brauchen". Doch traf der zuerst von dem Baron Abrahamson in Kopenhagen angeregte legitime Enthusiasmus für eine Beschränkung der Volksbildung auf die nothdürftigsten Fertigkeiten so ganz gegen das Schulsystem besonders in den Herzogthümern auf einsichtsvolle Pädagogen, deren Händen die dänische und schleswig-holsteinische Schuleinrichtung in Ordnung, Genauigkeit und unablässige Selbstbeschäftigung der Kinder der Lancasters Schulen angenommen, aber das Geisttödtende seines Mechanismus durch dieser nächst der Wohlfeilheit beliebt worden war, ganz beseitigt hat.

unterrichtet alle Kinder selbst und überläßt den aus den Schülern wechselnd
 in Gehülfsen nur das Wiederholen der gelernten Pensen und die weitere Ein-
 fertigkeiten, zu denen er vorher Anleitung gab. So ist vorzüglich zu
 im Holsteinischen aus Lancaster'schem Mechanismus und deutscher
 und Gewissenhaftigkeit eine für Volksschulen, wo mehrere Classen von
 nur in einem Zimmer gleichzeitig beschäftigt werden müssen, ungemein
 Einrichtung hervorgegangen, durch welche der Lehrer Zeit gewinnt,
 bisher in deutschen Landschulen möglich war, für die Geistesbildung der
 zu thun. Der Rector der Domschule zu Schleswig, Prof. Schuhmacher,
 hat begründetes Urtheil über den wechselseitigen Unterricht ausgesprochen.
 „Ist“, sagt er, „ist ein treffliches Hülfsmittel, sobald sie nicht aus ihren
 heraustritt, sondern sich beschränkt auf mechanische Fertigkeiten und reine
 Sachen. So erspart sie Zeit für Lehrer und Schüler; sie erspart Kosten
 Gemeinde und ist sehr wohlthätig für alle Volksschulen, wo eine große
 auf so verschiedenen Stufen des Wissens und der Entwicklung steht,
 nur sie zugleich nicht unterrichten kann, sondern vielfache Classentren-
 nungen gezwungen ist. Ebenso sehr ist sie aber auf der andern Seite über-
 der Schule, wo die Zahl der Schüler so gering ist, daß der Lehrer sie
 übersehen und zugleich beschäftigen kann; noch mehr ist sie das da, wo so
 mit eignen Lehrern für jede derselben gebildet sind, daß die zusammen
 Schüler so ziemlich auf Einer Stufe der Fertigkeit und des Wissens stehen.
 Aber wäre sie sogar, selbst auch in Volksschulen, wenn durch sie Alles,
 die Entwicklung der Kinder, in diese Form gebracht und dadurch das
 Unterricht gleichsam ertödtet würde; verderblich in jeder höhern Lehr-
 ein wissenschaftlicher Geist, wo Selbstdenken, wo Bildung des eignen
 und Geschmacks, wo die reine, höhere, menschliche Entwicklung allein
 des Instituts ist. Denn wo der Geist lebendig ist, da darf der Buchstabe
 im Gebiete der höhern geistigen Freiheit darf der Mechanismus die
 Kräfte nicht in lähmende Fesseln schlagen“. Die neuesten Nach-
 diese Lehrart in Dänemark enthält die Schrift: „Progrès de l'ensei-
 mel en Danemark, extrait d'un rapport au roi, par M. d'Abram-
 re.“ (Kopenh. 1825). Noch bemerken wir, daß der verst. König von Por-
 tugal eine Normalschule des wechselseitigen Unterrichts durch den Prof.
 gegründet hat, von deren Fortgang aber uns nichts bekannt geworden ist.
 „Über die Anwendung der wechselseitigen Schuleinrichtung in Volks-
 Altona 1826); Diekmann, „Briefe, die wechselseitige Schuleinrichtung
 Altona 1826). Unter den ältern Schriften ist zu empfehlen: Dr. Har-
 ausführliche Darstellung und Beurtheilung des Bell-Lancaster'schen Schul-
 England und Frankreich, nach Hamel bearbeitet“ (Bresl. 1819). 31.

Wechselwinkel. Wenn 2 Parallelen durch eine dritte Linie geschnitten
 heißen die auf entgegengesetzten Seiten der schneidenden, an der einen
 Parallele liegenden, innern Winkel Wechselwinkel.

Wechselwirkung (*mutuum commercium*) ist das Verhältniß zweier
 vorhandener Gegenstände oder Theile von Gegenständen, vermöge dessen
 gegenseitig bestimmen. So reden wir von Wechselwirkung aller einzelnen
 der Welt, von Wechselwirkung der Glieder eines Organismus und des
 von Wechselwirkung des Geistigen und Leiblichen (der Seele und des
 Jedes Wesen in der Welt ist von Andern abhängig und bestimmt

Weckherlin (Georg Rudolf), einer der besten deutschen Dichter aus dem
 Carl d. 16. und dem Anfange d. 17. Jahrh., ein Vorläufer von Opitz,
 1654, also 13 Jahre vor dem Gründer der schlesischen Dichterschule, zu

Stuttgart geb. Von f. Vater, der in württemberg. Staatsdiensten einer gleichen Laufbahn bestimmt, studirte er die Rechte auf der Universität, ohne jedoch darum das Studium der classischen Literatur und der wichtigsten neuern Sprachen zu versäumen. Nach der Vollendung der juristischen Laufbahn finden wir ihn auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, England, und auch in Spanien scheint W. gewesen zu sein. Sein Aufenthalt in England gehört in die Regierung König Jakobs I., und die engl. Sprache haben so entschieden auf den Charakter der Weckherlin'schen Dichtung gewirkt, daß nur durch sie manche Eigenheiten derselben zu begreifen und zu verstehen sind, vorzüglich die feste Freiheit und die natürliche Kraft seiner Metrik, die einzig der pedantischen Angstlichkeit und Mäßigkeit der nach holländ. Mustern gebildeten Dichter d. 17. Jahrh. gegenübersteht. Aus der engl. Sprache hat W. mehrere Wörter und Wendungen germanisirt, von denen aber nur wenige uns geblieben sind. Obgleich W. schon sehr früh angefangen hat, deutsch nach eigener Weise und Regel zu schreiben, so vergaß er doch darüber sein Amt zum Geschäftsmanne nicht. Bald nach f. Rückkehr, in f. 25. J., wurde er herz. Secretair in der Kanzlei zu Stuttgart angestellt, und daneben vertrat er den Dienst eines Hofpoeten mit gewissenhafter Treue. 1613 besang er die Hochzeit der engl. Prinzessin Elisabeth, als Kurfürstin von der Pfalz und Herzogin zu Rhein, und auch in der Folge ergriff er jede Gelegenheit, den Ruhm und Gnade des pfälzischen Hauses zu feiern. Nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, wo wir W.'s Leben nicht genau verfolgen können, finden wir ihn zu London, angestellt als Secretair bei der deutschen Kanzlei, welche nach der unglücklichen Katastrophe, die den Pfalzgrafen Friedrich, den Eidam Jakob, die Krone Böhmens und um f. altes Kurfürstenthum brachte, errichtet wurde, um die Verbindung zwischen England und dem protestant. Deutschland zu erhalten. Die Stelle, welche W. in dieser Kanzlei bekleidete, scheint nicht eine ruhige gewesen zu sein, und er selbst spricht von vielen Sendungen, schweren Sorgen und weiten Reisen, die er als Secretary gemacht habe. Aber unter den Sorgen und Tauschungen des Hoflebens, immer beladen mit Geschäften, in denen seine Muse nicht hold ist, in der Fremde umherschweifend und aus f. Vaterland bannet, blieb W. ein Deutscher in der schönsten und stärksten Bedeutung des Wortes, mit feurigem Muth und unerschütterlichem Glauben, als protestant. Diener der Helden der deutschen Freiheit, Bernhard von Sachsen, den Mannsfeldischen Gustav Adolf, den Retter aus Norden. Der dreißigjährige Krieg, der auch die württemberg. Lande verwüstete, raubte dem Dichter f. Erbe und Tod f. geliebten jüngern Bruders Ludwig herbei, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und die väterlichen Güter verwaltete. Auch ein großer Theil W.'s Jugendgedichten ging bei dieser Zerstörung zu Grunde. Solche Verluste ertrug der Dichter mit männlicher Fassung und frommer Ergebung. Er starb gegen 1651, nachdem er 1648 von London aus die letzte zu Amst. gedruckte Ausg. f. Gedichte besorgt hatte. Die erste Ausg. derselben veranfaßte schon in Stuttgart, wie sie 1618 erschien. Die folgenden wurden zu Amst. gedruckt, u. d. T.: „Geistliche und weltliche Gedichte“, 1641, 1646 u. s. w. Unter den geistlichen Gedichten befinden sich mehrere frei übers. Psalmen, welche bestehen aus Oden und Gesängen, Trauer- und Grabschriften, Epigrammen, Buhlereien oder Liebesgedichten in der Form des Sonetts, die zuerst in die deutsche Dichtkunst einführte, Eklogen oder Hirtengedichte, grammatische und Erfindungen für Aufzüge, Ballette, Maskeraden u. s. w. Der großer Theil dieser Gedichte, die Früchte f. Hofpoeterei, hat nur noch den Werth für uns. Dagegen verdienen f. Liebesgedichte, Trinklieder, Epigramme und Elegien auf die Helden f. Glaubens und seiner Zeit, f. Eklogen und Ep

jüngliche Aufmerksamkeit. Echte Kerngediegenheit, tiefes Feuer, Kühnheit des Geistes und eine oft bis zum Übermuth gehende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und in der sprachlichen Form zeichnen W. vor allen Dichtern des 17. Jahrh. aus. Eine feste Laune, ein Alles wagender Scherz und ein starker Muthwille charakterisiren viele s. kleinern Gedichte, namentlich Epigramme, und eine großartige Ironie beherrscht einige Gedichte spätern Zeit s. Lebens, in denen er auf sich und s. Verhältnisse prüfend zu-
 In dem großen Gedichte auf Gustav Adolfs Tod erhebt er sich zu einer Würde und Fülle, die im 17. Jahrh. von keinem Dichter unseres Jahrhunderts erreicht worden ist. In der Form steht W. freilich unter Spitz, wenn es um Wohlklang und Regelmäßigkeit des Sylbenmaßes, auf Glätte und Reinheit der Sprache geht. Er mißt die Sylben noch nicht, sondern zählt sie nur, und viele Abkürzungen und Zusammenziehungen von Wörtern und Formen, die hart erscheinen müssen; ferner ist s. Sprache voll Anglicismen und Provenienzen. Aber, wenn die Form in etwas höherer und weiterer Bedeutung faßt wird, so erscheint sie im W. so gediegen, wie sein Geist: lebendiger Ausdruck, unummundenes Aussprechen charakterisiren sie, und er wählt mit sicherer Wahl fast immer das Rechte für jeden Fall. W.'s Dichtertum zu s. Zeit weit verbreitet gewesen zu sein scheint, wurde bald durch die s. Schule verdunkelt. Lange Zeit lagen s. Gedichte vergessen und vergessen. Herder 1779 zuerst wieder auf sie hinwies. Seitdem haben mehrere Ausgaben eine reiche Auswahl derselben und eine vollständige Biographie des Dichters gegeben. 4. Bd. der von Wilh. Müller herausgeg. „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ Vgl. außerdem Geng's „Nachrichten von dem Leben und Schriften W. Weckherlin's“ (Ludwigsb. 1803). W. M.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein Journalist von vielseitigen Kenntnissen und einer ansehnlichen Darstellungsgabe, unglücklich durch die Fehler s. Charakteres, hauptsächlich Unbesonnenheit war, geb. 1739, war der Sohn eines Pfarrers zu Bothenang im Württembergischen. Er besuchte das Gymnasium zu Tübingen und studirte zu Tübingen die Rechte. Dann ging er als Hofmeister nach Stuttgart, und von da nach Paris, wo er sich besonders mit Voltaire's und dessen Schriften beschäftigte und sich den spöttelnden Ton derselben aneignete, den er in seinen Schriften bewies. Darauf beschäftigte er sich in Wien mit Schriftförmlichem Unterricht in Sprachen, zog sich aber durch s. Hang zur Satyre Feinde zu, durch das witzige aber muthwillige Buch: „Denkwürdigkeiten von 1777“, Haft und Landesverweisung zu. Nach einem kurzen Aufenthalte in Stuttgart ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geistvollen Mann in der Gesellschaft schätzte. Aber s. satyrische Laune, die sich in einer Schmäh-
 1778, war Ursache, daß er sich bald wieder entfernen mußte. Er rächte sich durch das damals viel gelesene Buch: „Anselmus Rabiosus Reise durch das Reich“ (1778), schrieb in Nördlingen eine politische Zeitschrift u. d. T. „Der Nördlinger“, lebte sodann, auch von hier verwiesen, einige Jahre zu Baldringen, im kgl. Wallerstein'schen Dorfe unweit Nördlingen, und schrieb ein periodisches: „Chronologen“ (12 Bde, 1779—83), in welchem man Witz, Laune, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntschaft mit der franz. Literatur
 „Das graue Ungeheuer“ (12 Bde, 1782—87), die „Hyperboreischen Geschichten“ (7 Bchn., 1788—90) und die „Paragraphen“ (3 Bchn., 1791—92) enthält Fortsetzungen dieser Zeitschrift; allein der Beifall der Leser nahm ab, da W. sich erschöpft hatte. Eine Schmähschrift, die er 1788 auf die kgl. Hofstadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Verhaft zu Hochhaus, einem kgl. Schloss, zu. Er verlebte hier 4 Jahre, wurde gut behandelt

und setzte s. schriftstellerischen Arbeiten fort. Als Anspach 1792 unte-
heit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politische
schreiben. Ein verdrößlicher Vorfall, der ihm durch den unerwiesenen
eines Einverständnisses mit den Franzosen verursacht wurde, zog ihn
heit zu, an welcher er d. 24. Nov. 1792 starb.

Wedekind (Georg Christian Gottlieb, Freih. v.), großh. hess.
u. Leibarzt, aus dem alten niederdeutschen Geschlechte der Wedekinde,
Göttingen, wo s. Vater Professor war, erhielt 1780 daselbst die Docto-
zeichnete sich in Uslar, Diepholz und Mülheim am Rhein als prakt. Arzt
in Physikatverrichtungen (s. u. A. Becker's „Noth- und Hülfsbuch“,
apfelkörner) aus; auch machte er sich durch medicinische und philosoph.
in Baldinger's, Richter's und Moriz's Journalen bekannt. 1787 n.
Mainz als Leibarzt des Kurfürsten und als Professor der Medicin an
sehr blühenden Universität berufen. Hier machte er sich mit dem Syst.
Beh.-Raths und Leibarztes Ehr. L. Hofmann genauer bekannt. W. s.
Hofmann nur in Bruchstücken bearbeiteten Theile dieses Systems in
hang zu bringen, das ihm irrig Scheinende abzuändern und die neuern
gen der Ärzte zu benutzen. Weil W. sich aber mit Hofmann über die
desselben nicht ganz vereinigen konnte und in der Folge persönlicher Ver-
gen mit ihm zerfiel, so wurde er von demselben verfolgt und der Gnade
sten, welcher auf Hofmann Alles hielt, verlustig, wozu die unwahre Be-
des Illuminatismus und W.'s Unerfahrenheit in Hofverhältnissen W.
Dieser Zwist mit Hofmann hinderte jedoch keineswegs, sowohl in s. C.
auch in s. Lehrvorträgen demselben volle Gerechtigkeit widerfahren zu
Hofmann'sche Lehre, wo er sie gegründet fand, dankbar zu verbreiten
nicht der Fall war, bescheiden zu widerlegen, übrigens aber dieselbe da
anzupassen und mit den Ideen andrer Ärzte wie mit seinen eignen zu
So geschah es, daß W. bei der großen Anzahl von Zuhörern, die s. K.
und s. Klinikum besuchten, in den Ruf gerieth, eine besondere medicin.
wo nicht gar ein Sekte, gestiftet zu haben. — Die Kunst, zweckmäßig zu
ten (s. s. Schrift: „über medicinischen Unterricht“, Frankf. 1789) wa-
nem hohen Grade eigen, und verschaffte s. Lehrvorträgen fortbauern.
Wedekind's von einem s. Zuhörer herausgeg. Vortrag „über die Wirk-
trauens und den Heilungsweg durch Überredung des Kranken“ (Frankf.
diente in unsern Tagen der Wundersucht noch beherzigt zu werden. In-
sungen über die Entzündungen und deren Ausgänge“ (Leipzig 1791)
schon damals, was jetzt Andre sich aneignen wollen, daß die Entzündung
(Mascagni'schen) die kleinsten Blut- und Schlagadern vermittelnden
ihren Sitz haben, aber durch einen die Verengung der kleinen Venen,
höhere Thätigkeit der kleinen Arterien verursachenden Reiz hervorgebra-
daß das Entzündungsfieber ohne örtliche Entzündung von einer Entz.
Blutgefäße selbst herrühre u. s. w. Wedekind's „Abhandlungen über
wichtige Gegenstände der prakt. Medicin“ (1791) enthalten über gastri-
nigkeiten, Gallen- und gallichte Fieber, Entzündungen des Pankreas,
die Unwenbarkeit der ausleerenden Curart, sehr Vieles, was noch immer
Ärzte als echt elektisch lehrreich ist. W. beantwortete auch die von der A-
mie der Naturforscher zum zweitenmale ausgesetzte Preisfrage über die
die Heilung der Krankheiten der Verdauungswerkzeuge; s. Abhandlung:
notitia et curatione morborum primarum viarum, nec non de mor-
bundem affectionibus oriundis atque cum iisdem complicatis“ (Mün-
erhielt den ersten Preis. Damals schrieb er auch viele Recensionen für s.
„Med.-chir. Zeit.“ (die ersten Bde.) und für die „Mainzer gel. Zeitung“.

franz. Herrschaft übergegangen war, trat W. als Médecin des hôpitaux de l'armée in franz. Dienste. Er schrieb in dieser Anstellung „Über die überhaupt und über die Spitalkaserne insbesondere“ (Leipz. 1796) und „über das franz. Militairspitalwesen“ (Leipz. 1797—98, 2 Bde.), die Morveau'schen Räucherungen zuerst bekanntmachte. Auch bewies er im „Moniteur“ in mehre deutsche Journale aufgenommenen Abhandl., merring und Sue, die Unmöglichkeit, daß nach der Enthauptung im Kossin zurückbleiben könne. Die Revolution veranlaßte W. zur Herausgabe Gelegenheitschriften, welche ebenso sehr f. Freiheitsinn als f. Liebe der Ordnung ausdrücken. In f. „Bemerkungen über das Jakobinerwesen in Strassburg drucken ließ, zeigte er die Ausartung der Volksgesellschaft in imagogisch-jesuitisches Institut. S. Schrift: „Frankreichs ökonomischer Zustand unter dessen Constitution vom dritten Jahre der Republik“ (deutsch, Strassburg 1796), worin er zu zeigen suchte, daß die dem Diktatorien Vorrechte die Vorzüge der monarchischen Verfassung darstellenden Wünsche der Freunde der Republik zu vernichten, wurde so gut aufgemacht, man ihm die Bürgerkrone ertheilte. Als aber die Mängel dieser Constitution sich zu zeigen anfangen, hielt es W. für f. Pflicht, auch die Schattenseite derselben in anonymen Schrift: „Vertraute Briefe über die Revolution vom 18. Brumaire (1800) darzustellen. Als Mainz 1797 wieder in franz. Botmäßigkeit kam, setzte W. daselbst f. Amt als Prof. und Militairarzt fort, wobei er Mitglied der Departementalgesellschaft der Wissenschaften thätig war. Er war einer der Ersten, die in Deutschland die Kuhpockenimpfung untersuchten, und gab 1802 eine „Theoretisch-prakt. Abhandl. von den Kuhpocken“ (Basel 1802) eine gründliche Abhandl. auf. Die von ihm entdeckte Methode, der Hundswuth noch durch das Heraufbrechen der Narben vom Biß des Hundes vorzubeugen, durch Anwendung der Belladonna innerlich und des Sublimats äußerlich, wurde von der Departementaladministration zu Mainz empfohlen. Da Napoleons Regierung immer drückender wurde, so gab W. um so leichter f. franz. Bürgerkrieg zu schreiben. Als Großherzog von Hessen, den er von einer gefährlichen Krankheit erlöste, ernannte ihn in f. Dienste als Leibarzt mit dem Titel eines Geh.-Raths beehrte er das Commandeurkreuz des Verdienstordens. Im folg. J. ernannte ihn der Großherzog aus eigenem Antriebe in den Freiherrnstand und 1821 ertheilte ihm das Großkreuz zweiter Classe. Auch ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zum Commandeur des Löwenordens 1. Classe, und der Großherzog von Baden zum Commandeur des Falkenordens. Unter f. spätern Schriften nennen wir: „Über den Typhus oder das ansteckende Nervenfieber“ (1814), welche nach der Übersetz. auch in span. und portug. Sprache erschienen ist, und die auf Veranlassung des Großherzogs von Frankfurt sehr freimüthig verfaßte Schrift „Über den Werth der Heilkunde“ (1816). In Kopp's „Jahrbüchern der Staatsarzneikunde“ hat v. W. f. Ansichten über Organisation des Medicinalwesens dargestellt. In Henke's „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde“ findet man unter andern einen Abdruck des von ihm für die großh. hess. Truppen entworfenen Sanitätsreglements, wobei er die franz. Einrichtungen des Militairwesens möglichst benützt hat. In der ärztlichen Theorie und Praxis huldete W. den Grundsätzen des Eklekticismus, und bei logischer Behandlung der Krankheiten hatte er den rationalen Empirismus vor Augen. Das Eigenthümliche seiner Ansichten und inwieweit dieselben mit denen von C. L. Hoffmann übereinstimmen, findet man in f. „Abhandlung von den Kuhpocken“ und „Über den Werth der Heilkunde“, ingleichen in f. „Prüfung des Hahnemann'schen Systems“. Herr v. W. gewann auch die von der gelehrten Gesellschaft 1802 aufgestellte Preisfrage „über die Natur und Heilart der Ruhr“.

und über die Anwendung des Mohnsaffes in derselben". Über die Wirkung Aloe und deren gehörige Anwendung, zumal in der Gelbsucht, hat er verfahren im Militairspitale zu Mainz", wie in Rust's „Magazin", 2 geben; so auch über die Wirkungsart der Sabina im Mutterkrebse und in terblutflüssen in s. Buche „Über den Werth der Heilkunde". Über die gliche Wirksamkeit des aromatischen Kalmus gegen den kalten Brand in Richter's „Chirurg. Bibliothek", wie über die innere und äußere Anwendung Sublimats, über die von ihm erfundenen Sublimatbäder und über die lung des Weichselzopfs durch den Sublimat in Hufeland's und Hagen's nalen die nöthigen Nachrichten. Der Unterschied zwischen Masern und in Köschlaub's „Magazin" von ihm genau bestimmt worden. Die über berlehre hat D. Herzig in s. Inauguraldissertation „De febris in gen 1791) mitgetheilt, wie v. Hagen und Gergens in den ihrigen („De tu siva", Mainz 1792, und „De erysipelatis febrisque erysipelatosae teriali", Mainz 1792) Herrn v. W.'s Ansichten über den Sitz des S und über die Entstehung des gallichten Rothlaufs bekanntgemacht haben nennen wir s. Buch „Über den Werth des Adels und über die Ansprüche geistes auf Verbesserung des Adelsinstituts", 1816, worin er das Für in einer Reihe von Briefen an s. Sohn gegeneinandergestellt und als nung den Satz behauptet hat, daß ein wohleingerichteter Güteradel (un der englische) zum Bestande und zur Befestigung einer liberalen Constitu lichen Monarchien nothwendig sei. Den persönlichen güterlosen Erbadel gegen für eine schädliche parasitische Pflanze, obwol er selbst keine Güte In s. neuesten Werke: „Verhandlungen über die Bestimmung des Men schen 1827) suchte Hr. v. W. die Fragen: Wer, wo, wozu ist und was und wird er sein? zu beantworten. Insbesondere bemühte er sich, in s. Schwierigkeiten des Deismus, Dualismus und Pantheismus zu umg in der Anwendung derselben auf die Moral die Klippen des Stoicismus i monismus zu vermeiden

Wedgewood, Wedgwood, eine nach ihrem Erfinder benennung engl. Steingut (s. Töpferkunst), die sich durch Härte, Feinheit und heit auszeichnet. Josiah Wedgewood, ein armer Töpfer aus der Stafford, geb. 1731, erfand in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts blaßgelbes Steingut von großer Dauerhaftigkeit und trefflichem Glanz folgten: 1) Das schwefelgelbe Steingut (fine ware Biscuit oder Queen das den Säuren, wie dem Wechsel der Hitze und Kälte widersteht, un malt und verziert wird; 2) das weiße Wedgewoodporzellan (white China chen Eigenschaften; 3) das Jaspisporzellan (Jasper), weiß und durchsch bei sehr schön und zart und mit dem besondern Vorzuge, daß es eine und durch annimmt; 4) Basalt, eine mit fast allen Eigenschaften des Bas hene Masse von schöner Schwärze, welche die höchste Politur annimmt, Feuer gibt, allen Säuren widersteht und auch zum Probirstein der Met kann; 5) Terra cotta, welche den Granit, Porphyr u. s. w. nachahmt; 6) ein rothartiges, gestreiftes Biscuitporzellan, und 7) Biscuitporzellan, ähnliche Masse von außerordentlicher Härte und Undurchdringlichkeit, ul das Bamboo von den Eigenschaften des weißen. Die große Fabrikant wood's unweit Newcastle macht einen eignen Flecken aus, welcher die Hauptniederlage der sämtlichen Erzeugnisse derselben befindet sich W. starb 1795.

Weenix (Johann Baptist), ein sehr berühmter Maler, geb. 16 sterbam, Sohn eines Baumeisters, Abrah. Bloemaert's Schüler und ter's Schwigersohn. Er hielt sich einige Jahre in Italien auf, arbeitete d

ten und begab sich dann nach Utrecht, wo er 1660 starb. Er malte kleine Thierstücke, Geschichten mit großer Sauberkeit und Ausführung, eintönig. — Einen noch größern Ruf erlangte s. Sohn Johann W., Amsterdam 1644, den er auch kurze Zeit unterrichtete. Nachher verfolgte er seinen Wege die Natur, und erlangte besonders in der Darstellung derselben eine große Meisterschaft. Stilleben, Hirsch- und Schweinsjagden (eifigte er für den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm), lebendige Thiere (eben geschossene Hasen, Rehe, todte Schweine, Hühner, Vögel) mit einer unerreichbaren Naturwahrheit und mit großem Farbenzauber. Schöne Werke von ihm besizen die Galerien von München, Dresden und selbst. Er starb zu Amsterdam 1719.

Weg, nasser und trockener, nennt man in der Chemie die Operationen, durch welche Körper aufgelöst und mit einander verbunden werden. Stets ist es eine Erfoderniß, daß einer der beiden Körper in flüssigem Zustande vorliegt. Der flüssige Körper heißt dann das **Auflösungsmittel** (s. d.). Ist die Natur flüssig, so nennt man die Verbindung eines solchen flüssigen Körpers mit einem festen eine **Auflösung** oder chemische Operation „auf nassem Wege“; sind aber beide Körper starr oder fest, so muß der eine dieser beiden Körper ein **Auflösungsmittel** bilden soll, durch Hülfe des Wärmestoffs erst in flüssigen Zustand versetzt werden, und dann nennt man dieses Verfahren eine **Auflösung** oder Operation „auf trockenem Wege“.

Wegscheider, Obsessio viae, heißt in den Rechten die Handlung, auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf Jemand lauert, in der Absicht, ihn zu beschädigen, zu fangen, zu plündern. Dieses wird als eine Art des Diebstahls angesehen und ist daher in den Gesetzen hart verpönt.

Wegmesser, Schrittmesser, Meilenmesser. Nichts ist leichter, als einen geraden Raum zu messen, den ein Rad durchlaufen muß, um eine Meile zu machen, d. h. bis der Kopf des nämlichen Radnagels den Boden berührt, und die Anzahl der Radumläufe bestimmt also den zurückgelegten Raum. Auf diesem sehr nahe liegenden Gedanken beruht also die Einrichtung des Schrittmessers. Man denke sich z. B. in der Büchse des Rades ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Umläufe anzeigen; die Einrichtung kann verschieden sein. — Die mit Vermessung der Poststraßen im Preussischen Bedienten hatten solche Wegmesser in der bequemen Gestalt, die sie vor sich herschieben lassen konnten.

Wegscheider (Julius August Ludwig), Dr., einer der berühmtesten sogen. Theologen neuerer Zeit, ist am 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen im Hannoverschen geb., wo s. Vater Prediger war. Nach gründlichen Vorstudien am Pädagogium zu Helmstädt und dem Collegium Carolinum zu Braunschweig trat er die Universität Helmstädt und widmete sich dem Studium der Theologie, in welchem er mit dem der Philologie und Philosophie eifrig verband. Ausgezeichnete Männer, wie Henke, Wiedeburg u. A., wurden s. Lehrer und Freunde. In dem selbstprüfenden Jünglinge den schon früh erwachten Sinn für die beschränkte Erforschung des Wahren. Nach beendigten Universitätsstudien erhielt er die Würde eines Doctors der Philosophie und legte, als Mitglied des Wiedeburg's Leitung stehenden philologischen Seminars und als Lehrer am Pädagogium, dem er s. frühere Ausbildung verdankt, die ersten Proben seiner Lehrtätigkeit ab. Bald darauf übernahm er eine ihm angetragene Stelle in dem Sillem'schen Hause zu Hamburg, und hielt daneben als Prediger des dortigen Ministeriums öfter mit Beifall Predigten. Wie eifrig er in dem Studium der Theologie und Philosophie, damals vorzüglich der Naturgeschichte, fortgesetzt habe, beweisen 2 während dieser Zeit von ihm verfaßte

Schriften: „*Ethices Stoicorum recentiorum fundamenta ex ipsorum eruta atque cum principiis ethices, quae critica rationis practicae Kantium exhibet, comparata*“ (Hamb. 1797) und: „*Versuch, die Hauptphilosophischen Religionslehre in Predigten darzustellen*“ (Hamb. 1801). Kanzelvorträgen ist eine Abhandlung über Beförderung des Religionsinteresses in Predigten vorangeschickt, in der gezeigt wird, wie eine freimüthige und kunstreiche Belehrung mit einer zweckmäßigen Einwirkung auf das Gefühl des Zuhörers verbunden werden müsse. Außerdem erschien von ihm eine dem Jacobi gewidmete Schrift: „*Über die von der neuesten Philosophie geforderte Reinigung der Moral von der Religion*“ (Hamb. 1804). Früh schon war Wunsch erwacht, als akademischer Lehrer seinem Vaterlande zu nützen. Der 1805 Hamburg, wo es an einer Beförderung in ein geistliches Amt zu haben würde, und ging nach Göttingen, wo er als Magister legendi und scharfer Repetent mit Beifall lehrte und im vertrauten Umgange mit s. Jüngern viel glückliche Tage verlebte. Bei s. Habilitation daselbst schrieb er eine Abhandlung: „*De Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis*“ (Gött. 1805), welcher bald die gelehrte „*Einleitung in das Evangelium des Matth. (Gött. 1806)*“ folgte. Nicht lange blieb er dort; denn schon 1806 erging Ruf zu einer ordentl. Professur der Theologie und Philosophie in Rinteln, welche er annahm, nachdem ihm die göttingische theolog. Facultät ihre höchste Würde hatte. Auch hier war s. Wirksamkeit als theologischer und philosophischer Lehrer höchst erfreulich. Nicht ohne Rührung verließ er daher diesen Ort, als er im Jahr 1810 unter der westfälischen Regierung 1810 aufgehoben und er als ordentl. Professor der Theologie nach Halle versetzt ward, wo sich der Kreis s. Wirkens bald weiterte. Jetzt erschien von ihm: „*Der erste Brief des Paulus an den Römer, neu übersetzt und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben*“ (Gött. 1810). In dieser Schrift ward Schleiermachers Authentie dieses Briefes in dem 1807 erschienenen kritischen Sentimentalismus desselben angefochten hatte, widerlegt, und dargethan, daß der Paulinismus dieses Briefes, wenngleich nicht über allen Zweifel völlig erhaben, endlich viel wahrscheinlicher sei, als jede dieser Annahme entgegenzustellende These. Die Vorlesungen, welche W. seit dem Antritt s. Lehramtes gehalten, noch fortwährend mit sich stets gleichbleibendem Beifall hält, betreffen das Neue Testament, Dogmengeschichte und besonders Dogmatik. Zum Collegium über die Glaubenslehre gab er 1815 s. „*Institutiones theologiae christianae dogmaticae*“ heraus, welche 1826 in der fünften vermehrte Auflage erschienen. In diesem Werke wird das supranaturalistische System nach kirchlichen Lehrbegriffen aufgeführt, nach dem Gesichtspunkte des Rationalismus oder richtiger des kritisirenden Verstandes beurtheilt, und dann das von ihm zuerst mit völliger Consequenz durchgeführte rationalistische System der Glaubenslehre dargestellt. Neben den Vorlesungen leitete W. ununterbrochen die Übungen einer theologischen Gesellschaft, zu der eine Zahl ausgewählter junge Zutritt hatte und welche seit 1826 in eine besondere Abtheilung des theologischen Seminars unter Direction W.'s übergegangen ist. Allgemein und Achtung von Seiten s. Amtsgenossen und der studirenden Jugend, die einen vät. lichen Freund und Berather, in s. Hause den bildendsten Umgang macht s. Stellung zu einer der angenehmsten.

Wehrgeld (werigild, wüdrigeldum). Rohe, oder wenn man jugendliche Völker, u. a. auch die germanischen Stämme von Tacitus Mittelalter, wissen noch nichts davon, daß nur der Staat strafen soll, und nicht die Belästigungen der Einzelnen unter einander strafen darf. Sie hielten Schande, sich nicht selbst zu rächen, und dies Recht der Blutrache ist allge-

Aber doch muß die Sache ihre Grenze haben, wenn nicht ein allgemeiner Krieg Aller gegen Alle entstehen soll, und es entsteht das Recht der Composition, Abfindung des Todtschlägers mit der Familie des Getödteten, ein nach dem Stande abgemessenes Sühngeld, Wehrgeld, welches der Mörder und jene anzunehmen schuldig sind. Wer sich weigert, tritt aus dem Schutze der Gemeinde und muß die Gefahren der ungesühnten Feindschaft (Faidam portet). Wehrgeld mußte für den Tod, aber für jede geringere Verletzung eine geringere Composition nach einem in den alten Gesetzen genau bestimmten Tarife, und daneben eine Strafe für den gebrochenen Frieden an den Verletzten werden, bis endlich das Strafrecht des Staats als das alleinige antrat. Doch hat sich die Buße für unvorsätzliche Todtschläger noch hier erhalten.

37.

Weib, s. Frauen und Geschlecht.

Weichbild heißt 1) das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauer nach Eichhorn, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Grenzen eines Gebietes durch geweihte Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man leitet die Benennung auch von dem lat. vicus, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen von Wit (Stadt) und Will (Recht). 2) Das Stadtrecht, der Inbegriff der Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, sollte nach den Gesetzen jeder Stadt entschieden werden. Der Name Weichbild erst im 12. Jahrhunderte.

Weichsel (polnisch Visla, lat. Vistula), ein 100 Meilen langer, schon bei Marienburg Strom, der im östr.-schlesischen Fürstenthume Teschen am nördl. Fuße der Karpathen entspringt, in seinem Laufe gegen D. den Freistaat Krakau durchfließt, dann gegen Nordwesten das Königreich Polen durchströmt, bei Koscheles in Westpreußen tritt, und von da bis zu s. Mündung in die Ostsee preuß. Staate angehört. Unterhalb Marienwerder, bei Montau, theilt der Strom in 2 Arme. Von diesen fließt der östliche, der Nogat, $\frac{1}{2}$ Meile nach Elbing ins frische Haff. Der westliche aber, die Weichsel, theilt sich bei Marienwerder, 2 Meilen vor Danzig, wieder in 2 Arme, wovon der linke nordwärts bei Danzig bei Weichselmünde in die Ostsee fällt, der rechte aber endlich viel weiter ins frische Haff fließt. Die Weichsel liefert viele und gute Fische; der Handel aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse, an Getreide, Holz etc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen nach Danzig gebracht und von da weiter ausgeführt werden. Durch den Elbing Canal steht sie mit der Oder in Verbindung. Unter den schiffbaren Flüssen, welche sie aufnimmt, sind der Dunajez, die Wpsłoka, der San, die Wislica, der Bug mit der Narew, die Wzura, die Drewenz und die Brahe zu nennen.

Weichselzopf, eine Krankheit der Haare, die zunächst in Polen einheimisch und dort bereits seit den Einfällen der Tataren im 13. Jahrh. bekannt ist. Man ist über die Natur und die eigentlichen Verhältnisse dieser Krankheit noch nicht einig, und die meisten sehen darin nur eine Art von Krampf einer andern Krankheit, die mit der venerischen die meiste Ähnlichkeit zu haben scheint. Andre halten die ganze Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrschenden Syphilis, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung dabei, daß diese Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bedingt, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abschneiden derselben vermieden werden müsse. Die neuesten Erfahrungen, die Farrey dar-

über in Polen während des Feldzuges 1806 — 7 sammelte, scheinen darüber festsetzen zu lassen. Der Weichselzopf ist eine eigne krankhafte Verwucherung der Haare, mit Schmerzen in der Kopfhaut, stinkender Ausdünstung und Absonderung von Eiter, Ungeziefer, Tauche verbunden, die sich meistens bei mageren und skrophulösen Personen in den niedern Ständen Polens vorfindet und als die Abscheidung eines fremden Krankheitsstoffes betrachtet werden kann. Der Trieb der Säfte nach dem Kopfe sehr groß ist und die schnelle Unterdrückung desselben durch Abschneiden der hitzenden Haare, welche so verdickt sind, und eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlassen würde, je kälter das Klima ist. Larrey schnitt verschiedenen solcher Kranken in einer andern Jahreszeit als dem Winter den Weichselzopf ab, und sah nie Nachtheil erfolgen, wenn der Kopf warm bedeckt blieb. Er fand stets, daß die Haare an sich unverändert waren, daß aus ihnen selbst beim Abschneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie einige Schriftstellern liest; daß auch das Abschneiden keinen Schmerz verursachte. Das Abschneiden der Haare, Reinlichkeit derselben, fleißiges Kämmen, und das Verwenden von Salben, sind die besten Mittel, die Krankheit in Polen, wie in allen andern Ländern, und darum sind auch in den niedern Ständen, besonders aber die Juden, damit heimgesucht, wozu das Verwenden der Salben die sich bildende Verwirrung und Verdickung durch Schweiß, Schmutz u. dgl. halten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. In der That zeigt sich die Krankheit bei den Juden nicht, weil sie diesen sorgfältig achtgeben als die Kopshaare. Wegen der in Polen herrschenden Unreinlichkeit findet sich selbst unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichselzopf. Die feine Haare sich leicht verwirren, wenn sie nicht fleißig gekämmt und gereinigt werden, so muß schon dieses, mit warmer Kopfbedeckung verbunden, den Weichselzopf unzählige Mal erregen, den dann das Vorurtheil nährt und pflegt, der ganze Körper dadurch kränklich wird, und man nicht entscheiden kann, was Ursache oder Folge ist.

Weigel (Karl), Dr., k. russ. und großh. sächs. Hofrath, Ritter d. d. Verdienstordens, ausübender Arzt in Dresden, ward geb. den 1. Dec. 1769 zu Dresden, wo sein Vater Universitätsproclamator und verpflichteter Interpreter der russischen Sprache war. Dieser flößte ihm in früher Jugend besondere Vorliebe für die Griechische ein, die ein hochbejahrter griech. Arzt in Leipzig, Dr. Mandatis, früher in Konstantinopel gelebt hatte, dadurch erhöhet, daß er ihn aufmunterte, einst als Arzt in jener Hauptstadt niederzulassen. Durch Unterricht, den Weigel den Griechen im Deutschen gab, und durch Umgang mit den damals in Leipzig befindlichen, zum Theil sehr gebildeten Griechen, einem Theodokius u. A., erlangte er Fertigkeit in der neugriech. Sprache. Er studirte in Leipzig und in Göttingen die Arzneiwissenschaft; die Ferien brachte er meist in Halle zu, wo Reinhold, Runt Sprengel, Meckel und Keil ihn ihrer Freundschaft würdigten. Von Anfang 1792 bis Ende 1795 machte W. gelehrte Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Längere Zeit lebte er in Wien, wo er des beliebten Umgangs des trefflichen Quarin, des ältern und jüngern Jacquin, Homburg's, Humejowski's u. A. genoß, und wo er mit des unsterblichen verträutesten Schüler, dem Dr. Nord, im allgemeinen Krankenhause und in der chirurgischen Klinik prakticirte. Einen ihm an sich sehr erwünschten vortheilhaften Posten als Arzt des Bischofs von Platamon in Thessalien nahm er 1793 nicht an, weil die alternden Ältern ihn so weit von sich entfernt nicht wissen wollten. 1794 machte ihn der vertraute Freund des Dr. Bollmann (s. d.), der aus England nach Deutschland kam, um den in Olmütz gefangen gehaltenen Lafayette auf jede Art zu befreien, er auf dem Wege der Unterhandlung nicht frei werden konnte. W. ging nach Olmütz, wußte die Umgebungen des in ungerechter Haft Gehaltenen zu gewinnen, und setzte den erstaunten Lafayette von Allem in Kenntniß, was zu seiner Befreiung

Noch in einem Schreiben vom Monat März 1826 dankte ihm der und ersuchte ihn „d'offrir mes reconnaissances sentimentales à toutes les personnes qui ont coopéré avec vous aux marques de bonté et de sympathie pour les prisonniers de Olmütz ont été l'objet. Ce n'est pas faute de sentiment de gratitude que nous n'exprimons pas à chacun ce que nous n'avons cessé d'éprouver dans les vicissitudes de notre vie. Mais la crainte de les compromettre — arrête la manifestation de mes sentiments envers mes excellents amis“. — Aus Schonung für s. Ältern nahm er aber an der Ausführung des Plans keinen directen Antheil, sondern brachte, als das Unternehmungsloos, indem zufällig ein östr. Reiterregiment auf dem Marsche in der Umgegend von Olmütz einquartiert lag, die Papiere und die Summen, die er in Verwahrung hatte, bei einem vertrauten Hause in Sicherheit. Sein Besuch bei Lazaretti sein Mitwissen um die Sache war bekannt geworden; gleichwol entging man in s. Papieren nichts Verdächtiges gefunden hatte, durch folgenden Verlauf der weiteren Untersuchung. Es hatte ihn der portug. Gesandte am dän. Hofe, der Graf Souza-Coutinho, in dem Hause des verst. Grafen v. Schönhausen kennen gelernt und ihn als Arzt unter sehr angenehmen Bedingungen anzuwerben, mit ihm, der kränzlich war, nach Italien zu gehen und in die Dienste des Königs von Portugal zu treten. Dies sicherte den Dr. W. vor weiteren Unannehmlichkeiten. Er reiste mit dem Grafen nach Italien und Sicilien. Von hier wollte er nach dem Archipelagus und nach Constantinopel reisen, als der schnelle Tod seines Vaters und die Bitten s. Familie ihn zurückzugehen bestimmten. Während seines Aufenthalts in Wien, Venedig, Florenz, Rom und Neapel hatte W. auf den damals zugänglichen Bibliotheken wichtige griech. Handschriften gefunden und abgeschrieben, theils verglichen, so z. B. alle 16 Bücher des Aëtius von Amida, von denen er eine eigne Schrift herausgab und von welchen nur 8 gedruckt waren, die berühmten pergam. Codd. in Uncialschrift des Dioskorides, die Handschriften des Aëtius Promotus, des Paullus von Aegina, des Alex. de Eboracensis, des Psellus u. A. Außerdem arbeitete er auch für befreundete Ärzte, für s. väterlichen Freund Heyne, für den Baron Locella, für Schneiders, Lyschke u. A. — Zurückgekehrt in s. Vaterstadt, widmete er sich dem medicinischen Leben, hielt Vorlesungen über griech. und lat. Ärzte ic. und gab eine „medicinisch-chirurgische Bibliothek“ — die ersten Theile in Verbindung mit Ruhn, die spätern allein —, sodann den griech., ital. und deutschen Theil eines griech. Wörterbuchs heraus, das bisher ganz gefehlt hatte. Da sich aber weder an der Universität Leipzig so wenig als in Göttingen, wohin er 1797, von s. Vater Heyne eingeladen, der ihm eine außerord. Professur von Hannover aus zugewiesen gegangen war, keine Aussicht zeigte, indem die Zahl gelehrter Vorkämpfer für den Einrückenden hoffen ließ, so begab er sich 1798 abermals nach Wien, um Frank, der wie sein Sohn Joseph der Brown'schen Lehre ganz zugethan war, an den dortigen klinischen Anstalten zu begleiten. Der damals herrschende Genius der Medicin begünstigte das in sich so abgeschlossen scheinende Brown'sche System, welches die meisten jungen Ärzte zu Anhängern hatte. Indes folgte W. dem berühmten Frank nicht blindlings, gewarnt durch s. Freunde Nord, Plenck u. A., noch durch die oft so traurigen Resultate einer stürmischen Behandlung der Kranken. 1799 kehrte er nach Sachsen zurück und ließ sich in Meissen nieder. Seine Erfahrungen aus Wien leiteten ihn so glücklich, daß er in kurzer Zeit eine s. Kräfte übersteigende Praxis hatte. Bei dem dort herrschenden sehr bösen Scharlachfieber wendete er als Prophylacticum schon 1801 die Belladonna in kleiner Gabe an, daß sie Trockenheit im Schlunde bewirkte. Er hatte dieses Mittel, das sich ihm hülfreich bewies und die Genesenen vor ähnlicher Anfechtung bewahrte, schon in Wien kennen gelernt. Auch ließ er 1800 von London

die erste Kuhblattermaterie kommen und impfte damit s. einzigen Sohn. thigt durch dies Beispiel und ermuntert durch mehr aufgeklärte Gutsherrn Pfarrer in der Umgegend, ward die Kuhblatterimpfung trotz aller Hindernisse ihm an mehr als 600 Individuen gemacht, und sie hat sich bis jetzt bei allen bewiesen. 1802 folgte er den Aufforderungen seines väterlichen Freundes des gelehrten Arztes Dr. Pegold, und ging nach Dresden, wo sich ihm durch Empfehlung und bei seiner Fertigkeit in neuern Sprachen ein nicht eingeschränkter Wirkungskreis eröffnete. Im folg. J. revidirte er das Manuscript des deutschen Wörterbuchs, das in Leipzig herauskam, übersetzte einige mehrer Schriften des Auslandes und widmete sich von der Zeit an ganz der Praxis. Er lehnte daher die ihm 1804 von dem Minister v. Burgsdorf angetragene medicinische Professur in Wittenberg ab, nachdem er die Verhältnisse an dieser Stelle kennen gelernt hatte. Zur Zeit der franz. Unterjochung Deutschlands er sich enger an treffliche deutsche Männer an, und ward, da er nach seiner Weise stets forthandelte, der geheimen Polizei als Feind der Franzosen verdächtig. Hierzu kam, daß er 1813 gegen 30 franke russ. Officiere, die er in Auftrage russ. Commandirenden in der Cur hatte, aus ärztlichen Gründen nach Leipzig beschaffen ließ, dadurch aber der franz. Gefangenschaft entzog. Deshalb ward er im Aug. dess. J. von Krankenbesuchen in Teplitz, wohin er jedes Mal im Sommer zu fahren pflegte, von der franz. Behörde contrasignirten Pässen gegangen war, zurück an der Grenze auf Napoleons Befehl verhaftet, und ungeachtet der Vermittelungen mehrerer fremden hohen Staatsbeamten aus s. Vaterlande fort und auf die Festung nach Erfurt geführt. Bei s. Eintritt in das Staatsgefängniß richtete er von der Wand die Namen der vor ihm Eingekerkerten, v. Spiegel und Wahl, „Geduld“ zu. Er brauchte sie. Denn trotz dem, daß er in einem am 19. Sept. in Dresden gehaltenen franz. Kriegsgericht für unschuldig erklärt worden war, und Napoleon Secretair Delorgne erklärt hatte, W. verdiene vom franz. Gouvernement wegen der den kranken Officieren geleisteten Dienste Dank und Belohnung, blieb er in der Haft, weil die franz. Couriere von der vorgerückten Leichtigkeit der Allirten weggefangen worden waren. Endlich ward er nach dem Rückzuge bei Leipzig geschlagenen franz. Armee durch den kräftigen Willen des kais. Alexander und auf wiederholte Aufforderung des die Blockade von Erfurt commandirenden Generals, Grafen Kleist v. Nollendorf, im Dec. 1813 gegen einen russ. Officier ausgewechselt. So hatte der für unschuldig erklärte W. in einer vollen Zeit, von den Seinigen getrennt, 4 peinliche Monate durchlebt und einen Kostenaufwand und Verlust von mehrern 1000 Thalern gehabt! Bei s. Rückkehr erhielt W. von dem Kaiser Alexander das Diplom als russ. Hofarzt. Auch ward er auf dessen Befehl an die Spitze der militairisch-medicinischen Commissionen gestellt und hatte in Verbindung mit den sächs. Behörden ein Hospital für mehr als 1000 Kranke zu errichten. Wie schwierig dies auch bei der Erschöpfung der Staatscasse war: es ward eingerichtet, und nach und nach fanden da 6000 Russen und Preußen Aufnahme und Pflege. Hier wendete er gegen Typhus, der so mörderisch außer dem Hospitale wüthete, mit dem ausgezeichneten Erfolg die Currie'schen kalten Begießungen an, und hatte, mit Ausschluß der leicht oder weniger schwer Verwundeten, nur 9 — 10 vom hundert Todte, wie die Statistiken nachweisen. Dabei trugen ihm das Geh.-Finanzcollegium und das fremde kais. Hofnath die Revision mehrerer Anstalten auf, und er vollzog diesen Auftrag zum Vortheile des Staats. Zum Arzt bei der Ritterakademie ernannt, richtete er Sommer- und Winterkranken Zimmer u. zweckmäßig ein, und führte in den 2 Jahren, daß er an dieser Stelle war, bei bössartiger Masern- und Nervenfieber epidemien die jungen Leute so glücklich durch, daß er keinen einzigen Kranken verlor. Er war und ist er noch consultirter Arzt bei der kais. Militairakademie in Dresden.

Zeitraum, 1814 und 1815, erhielt er 2 Anträge: den ersten als Medicus Merseburg, den zweiten als Medicinal- und Regierungsrath nach . . . Allein er schlug beide Posten aus, weil er die im Kriege oft unterbrochene seines Sohnes nicht ferner stören und weil er den Ort nicht verließ, wo er Chef der Hospitäler gewesen war: eine Stelle voll Arbeit und die er alle Befoldung ausgeschlagen und wo er jede dem Eigennutze wegenheit mit Verachtung zurückgewiesen hatte. Der Kaiser von Rußland König von Preußen belohnten die ihren Kriegern erwiesenen Dienste ihm des Verdienstordens. Aber f. Gesundheit hatte in Folge von An- . . . Krankheiten und Unannehmlichkeiten so gelitten, daß er sich 1817 nach Neapel zu gehen, um dort die Seebäder zu brauchen. Dies war der . . . um er den mit sehr vortheilhaften Auszeichnungen verbundenen Ruf . . . russ. Hof als Arzt 1817 ablehnte. Gekräftigt kehrte er von Neapel . . . in f. nicht kleinen Wirkungskreis wieder ein, gab zu Schneider's . . . Buch, 1. Bd., Beiträge und die Erklärung der technischen Wörter, . . . durch f. praktischen Arbeiten gehindert, die Zusätze zu dem 2. Bde. zu . . . noch noch folgen werden. Womit er, nur zu oft unterbrochen, sich 25 . . . beschäftigt, wozu er sehr Vieles auf Reisen gesammelt und zuletzt noch . . . man's Versteigerung einen trefflichen Codex bombycin. erkaufte hat . . . tätige Ausg. der sammtl. 16 Bücher des Aëtius —, das soll der . . . eines literarischen Wirkens werden. 20.

Weigel (Johann August Gottlob), geb. zu Leipzig 1773, Bruder des . . . Universitätsproclamator und Buchhändler zu Leipzig, besuchte die Nicolai- . . . schule und genoss Privatunterricht. 1789 fing er f. Lehrjahre in der . . . Buchhandlung an, deren Geschäftsführer Leich, Bruder des Prof. . . . war, der eine gute Kenntniß von frühern, besonders gelehrten Wer- . . . kens besaß und deshalb bei den Gelehrten in Ansehen stand. . . . ihm Leich unter f. Aufsicht die Leitung der ehemaligen Müller'schen . . . Durch f. Bemühung verschaffte er ihr wieder Credit und hatte . . . wieder in die Reihe guter Buchhandlungen gebracht, wofür . . . f. Waters Tode dessen Stelle als Auctionator bei der Universität . . . werden wäre. Im Jan. 1795 trat er sein Amt an. Da er bald . . . diese Stelle nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sicherte, so . . . Entschluß, auf's neue in Leipzig ein antiquarisches Lager zu errich- . . . diese Art von Buchhandel, die ehemals so bedeutende Magazine besaß, . . . aufgehört hatte, woran unter Anderm die Aufhebung der Klöster, die . . . Leipzig jährlich eine beträchtliche Menge Bücher bezogen, nicht wenig . . . Bei diesem Entschlusse fühlte er aber bald, wie sehr er die Kenntniß . . . und die der ältern Bücher versäumt hatte, und es kostete ihm jahre- . . . lung, das Versäumte nachzuholen. Bei dem Gefühl der Nothwen- . . . er zugleich eine solche Liebe für Erzeugnisse des frühern Buchhan- . . . er alle Zeit darauf verwendete, die ihm in freien Stunden von Berufs- . . . hingab. Der Umgang mit Gelehrten, und namentlich mit dem Prof. . . . war ihm sehr nützlich. Er kaufte in Leipzig und suchte sich in ganz Europa . . . im Ein- und Verkauf zu verschaffen. Die Frucht dieser Bemühung . . . Magazin, das durch 31jährige Bemühung zusammengebracht worden ist, . . . durch den Katalog „Apparatus literarius“ allerwärts kennt. Dop- . . . lung kostete dieses Unternehmen, da erst 1816 eine Zeit eintrat, wo . . . unter beruhigt wurde. Bei den Verbindungen mit dem Auslande . . . Gelehrten in Deutschland mußte W. leicht auf den Gedanken kommen, . . . und namentlich philologische, selbst zu verlegen. Er sah dabei wol ein, daß . . . Ausg. der Classiker die Herausgeber sich nicht ohne bedeutenden Aufwand

Materialien verschaffen könnten, und beschloß daher selbst Sammlungen von der Handschriften und ungedruckten Arbeiten der Gelehrten aufzustellen anzulegen. Was darin geleistet worden ist, das zeigen die Ausgaben von Weiske, des Euripides von Matthiä, des Plato von Stalder, „*Etymologici Gudiani*“ von Sturz u. A. m. Die große Sammlung von Bukolikern ist bis jetzt noch nicht benutzt worden. Zu s. bedeutenden Sammlungen ist ferner der Böckh'sche Pindar und des Eustathius Commentar zu Homer zu zählen. Auf gleiche Weise ist dadurch der Apparat für die griech. Schriftsteller (in 61 Bdn.) gewonnen worden, die auf dem ersten Philologen als Herausgeber nennt. — Nicht weniger sehr reich ist das Bücherlager ist W.'s Privatsammlung von Gemälden, Originalhandschriften, Kupferstichen, Radirungen der Maler und xylographischen Arbeiten; letztern deuten die „*Biblia pauperum*“, die sogenannte „*Hist. Hannis*“, die „*Ars moriendi*“, das Fragment eines in Holz geschnittenen, ein andres ganz unbekanntes mit Darstellungen aus der Passionsgeschichte auf den Reichthum dieser Sammlung hin, die zu Leipzigs Merkmahl gehört.

Weigelianer war der Name einer Sekte schwärmerischer Menschen im 17. Jahrh., die sich vorzüglich in Obersachsen ausbreiteten. Ihr Stifter war Bal. Weigel, Pfarrer zu Tschopau im sächs. Erzgebirge, geb. 1533 zu Hain in Sachsen, gest. 1588, ein frommer, unbescholtener Mann und Prediger. Er hatte die Schriften des Theophrastus Paracelsus und gelesen und glaubte darin viel geheimnißvolle Weisheit gefunden zu haben, s. Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden erst lange nach ihm (1611—21) von dem Cantor Weichert zu Tschopau, Halle und Magdeburg ausgeg. und erregten viel Aufsehen, vielleicht mehr als sie verdienten. Man möge hier die Titel stehen: „*Kirchen- und Hauspostill über die Evangelien*“, „*Principal und Haupttractat von der Gelassenheit*“; „*Das Büchlein vom Leben*“; „*Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu verstehen*“, vielen Hochgelehrten unbekannt und doch allen Menschen zu wissen nöthig“ (1578, 4.). Er spricht in diesen Schriften viel vom ungeheuren Lichte, von der Salbung im Menschen, durch welche man unterrichtet wird, weil sonst alles andre Lehren und Unterrichten umsonst sei. Daher nennt er die Theologie, die auf Universitäten vorgetragen wird, eine falsche; die wahre ist in der Erkenntniß seiner selbst, nämlich woraus, durch wen und wozu er geschaffen und geordnet sei. Er nennt alle Geschöpfe Ausflüsse des göttlichen Lichts. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo äußerte er dem eigentlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; den Werth des irdischen Gottesdienstes setzte er sehr herab und schilderte die Geistlichen der Kirche mit schwarzen Farben. Verschiedene s. Schriften wurden auf kaiserlichen Befehl 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt, aber sie waren bereits in verschiedenen Provinzen verbreitet und hatten ihm eine Menge Anhänger, die unter verschiedenen Namen auftraten und zu langen, bisweilen zu blutigen Streitigkeiten Anlaß gaben. Auch Jakob Böhme war ein Weigelianer; Unrecht wurde Joh. Arndt unter dieselben gerechnet.

Weigl (Joseph), ein berühmter Operncomponist, 1766 zu Eisenstadt in Ungarn geb., wo sein Vater erster Violoncellist der fürstl. Esterhazy'schen Kapelle war, machte s. ersten musikalischen Studien zu Kornneuburg unter Albrecht's Leitung. Sein Vater, der ihn zum Studium der Medicin bestimmt hatte, war nicht wenig überrascht, zu entdecken, daß der Sohn schon in seinem 12. Jahre heimlich eine kleine Oper componirt hatte. Gluck und Salieri bewirkten, daß sein erster Versuch vor dem Kaiser aufgeführt wurde, der auch das junge Talent

elohnte. Mit desto größerem Eifer setzte W. sein Studium der Musi-
 wissenschaftlichen Studien, die sich nun auf das Recht wendeten, zu-
 gen. Der Studienpräses van Swieten war f. großer Gönner, in dessen
 Werke der ältern berühmten Meister hörte und die größten musikalischen
 f. Zeit kennen lernte. Von nun an widmete er sich ausschließlich der
 für Salieri's Rath auch den Vater gewann. Dieser edle Mann nahm
 W. ganz in f. Schutz und Unterricht, den er ihm theoretisch und prakti-
 sch, und sorgte dafür, daß sein Lehrling noch 3 Jahre ihm als Gehülfe
 in Direction zur Seite gesetzt wurde. Auch ließ er ihn verschiedene Ver-
 Composition für den Gesang machen, wozin auch die mit Beifall auf-
 und belohnte Oper „Il pazzo per forza“ und einige Gelegenheits-
 Opern. Der Kaiser Leopold verschrieb ital. Meister, welche für die
 componiren sollten; unter diese gehörte Cimarosa. W. erwarb sich
 Gunst, und dies bewirkte ihm eine Gehaltszulage und die Aussicht, auf
 nach Italien zu reisen. Aber Kaiser Leopold starb. W.'s 3. Oper,
 als geschrieben: „La principessa d'Amalfi“, erhielt großen Beifall.
 Franz blieb er Capellmeister der ital. Oper, doch componirte er auch
 deutsche Opern unter des Barons Braun Direction Opern und Ballette.
 Maligen Opern gefielen „Giulietta e Pierotto“, „I solitari“, „L'amor
 (auch deutsch: „Der Corsar aus Liebe“) und die deutsche Operette:
 im Gebirge“. Durch f. Oper: „L'uniforme“, welche auch später
 übertragen ward („Die Uniform“), erwarb er sich der Kaiserin Ma-
 Schutz und Gunst, welche bei der Aufführung zu Schönbrunn selbst
 sang. Auch mußte er mehre Opern (z. B. „Il principe invisibile“,
 „L'incantamento“, und „La passione“) componiren. Durch Ablehnung eines Rufes nach
 erhielt er lebenslängliche Anstellung in Wien. Unter der neuen Di-
 rection führte er f. Oper „Kaiser Hadrian“ auf, welche im Aus-
 land als in Wien machte. Kurz darauf componirte er auch die liebliche
 „Adrian von Ostade“. Indessen erhielt er einen Ruf nach Mailand,
 2 Opern zu schreiben. Diese waren die seria: „Cleopatra“ und die
 „Il rivale di se stesso“ („Liebhaber und Nebenbuhler in eigener
 Person“). Er schrieb sie 1807 in Mailand und machte mit der letztern furor.
 Director des Conservatoriums zu werden, lehnte er ab und kehrte nach
 nach Wien zurück. W.'s musikalischer Charakter eignet sich im Gan-
 zen das Heitere, Einschmeichelnde, als für das Glänzende und Große.
 in f. Werken 2 Manieren unterscheiden. Die frühern zeichneten sich
 durch frischen natürlichen Reiz und fröhlichen Glanz der Melodien aus, was
 in Italien vorzüglich bewirkte. Hierher gehören vornehmlich f. „Prin-
 cipessa d'Amalfi“, f. „Amor marinaro“ („Der Corsar aus Liebe“), die schöne
 „Uniform“, nebst mehren reizenden Ballettmusiken. Eine neue Ma-
 niere, die einen Charakter eine weiche, einschmeichelnde Sentimentalität ist, findet man
 in: „Das Waisenhaus“, welche er gleich nach f. Rückkehr nach Wien
 schrieb, in der beliebten „Schweizerfamilie“ (1809), dem „Einsiedler auf
 dem Berge“, „Francisca von Foix“, eine nicht nach Verdienst bekannte Oper, und
 „Der Bergsturz von Goldbau“ (1812), welche eine besondere Art der Rührungs-
 manier der deutschen Bühne einheimisch und den Componisten einige Zeit zu
 Lieblings- des deutschen Opernpublicums machten. Der geistreiche K. M.
 nannte diese Manier eine weichliche, flüssige und kenntnißreiche Sammet-
 manier, womit Lob und Tadel zugleich ausgesprochen sind. In diese Zeit gehören
 f. Singspiel: „Die Jugend Peter des Großen“ und die bei einem zweiten
 nach Mailand componirte Oper „L'imboicata“ und die Cantate „Il ritorno

d'Astrea", welche viel Beifall fand. Später entstand das liebliche Spiel „Nachtigall und Rabe" und die Oper „Margaretha von Anjou". Die neuesten Productionen sind die große ernsthafte Oper: „Baal's Sturz", in welcher er, nach v. Mosel's und a. Renner Urtheil, gezeigt hat, daß höhere dramatische Musik nicht außer dem Bereich s. Kunstfähigkeit liegt außer Wien, wo sie ungemeinen Beifall erhielt, nicht auf die Bühne wahrscheinlich wegen der großen Schwierigkeiten in der Scenerei. Versuch in der romantischen Gattung in der Oper: „Die eiserne Pforte" hat auch in Wien keinen glücklichen Erfolg gehabt. Seinen musikalischen Charakter bezeichnet der obeng. Meister und Kunsttrichter (in der „Abendzeitung" St. 134) sehr gut. Er gesteht ihm eine ungemeine Fülle schmeichelnder musikalischer Ideen und jene Reinheit und Gediegenheit der Schreibart zu, welche durch Mozart's und Haydn's Werke in der Wiener Schule vorzüglich herrschend geworden sind. Hervorstechend, setzt er ihm W. die Neigung zu ungeraden Taktarten, die Stimmführung der höheren Anlagen, und das Streben, jedes Musikstück möglichst melodisch zu geben, und mehr dadurch als durch die höchste Richtigkeit und Declamatorischen die scenische Forderung zu erfüllen. Vielleicht entspringt dies aus den vielen Balletmusiken, die er zu schreiben veranlaßt wurde. In der ernstesten dramatischen Gattung scheint sich sein Talent nicht gern zu zeigen und s. „Hadrian" trägt keineswegs den Stempel der Größe, die diesen verlangen berechtigt ist, weshalb er auch keine sehr beachtete Aufnahme in der Musikwelt fand. Dagegen hat man Dratorien von ihm (z. B. „La passion de Jésus"), die würdevoll und meisterhaft geschrieben sind. Für die Kammermusik wenig geschrieben. Erwähnung verdient, daß er sich bei den Opern, die er in die Leitung zu erregen wissen und deren Leitung er übernimmt, als trefflicher Regisseur auszeichnet. Doch macht man ihm allgemein den Vorwurf, daß er neuen Componisten den Eingang auf die Bühne sehr erschwert. S. „Zweiter Theil" XVII. — Jos. W.'s Bruder, Thaddäus, ist Musikalienhändler in Wien und leichte Musiken componirt.

Weihbischof ist ein hoher Geistlicher der kath. Kirche, der zum Bischof geweiht worden ist, jedoch kein wirkliches Bisthum besitzt, sondern nur von einem — gewöhnlich in Griechenland oder in der Levante gelegenen — ligen bischöfl. Sitz erhält, folglich nur Bischof in partibus infidelium, d. h. gegen einen Bischof oder Erzbischof an die Seite gestellt ist, dessen geistliche Schäfte er verrichtet. Nur die Fürstbischöfe in Deutschland hatten zu dieser Zeit Weihbischofe an ihrer Seite, weil sie selbst mit der Regierung ihrer Länder beschäftigt waren. Doch gibt es auch bei solchen Bischöfen, die nicht weltliche Landesherren sind, Weihbischofe, um in Erledigungsfällen das bischöfl. Amt zu verwalten.

Weihe, s. Ordination.

Weihkessel, s. Weihwasser.

Weihnachten, das Fest der Geburt Christi, wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nicht gefeiert, da die christliche Sitte lieber den Tag des Todes merkwürdiger Personen als den Tag ihrer Geburt feierte. Daher war die Feier der Gedächtnistage des Märtyrers Stephanus und der zu Bethlehem ermordeten unschuldigen Kinder schon im Gange, als wahrscheinlich im Gegensatz gegen die von der Geburt Christi unwürdig lehrenden Lehren, ein Kirchenfest zum Andenken dieser Begebenheit im 4. Jahrh. und im 5. Jahrh. in abendländischen Kirchen für immer auf das altrömische Fest der Sonnengeburt (25. Dec.) gelegt wurde, obschon über den Tag, an dem Christus geboren worden, zuverlässige Nachrichten fehlten. In den Morgenländern hielt man Weihnachten erst am 6. Jan. Aus dem Evangelium Lucä

die Geburt Jesu zur Nachtzeit geschehen sei, und veranstaltete daher in der hierdurch geweihten Nacht vom 24. zum 25. Dec., woher bei uns der Name Weihnachten entstand. Man vereinigte die Gedenk-
 Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes mit Weihnachten,
 so zu einem 3tägigen hohen Feste. Es bildet in den heiligen Zeiten
 jahrs einen besondern Abschnitt, den Weihnachtscyclus, zu dem die
 ersten Adventsontage bis zum Feste der Erscheinung Christi (6. Jan.)

Die Sitte, dies Fest durch gegenseitige Freubengeschenke auszuzeichnen,
 heidnischen Ursprungs und von den Gebräuchen, welche bei den um
 des Jahres gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnenfestes üblich
 guleiten, aber durch schöne christliche Deutung längst geheiligt. In der
 Weihnachtsfestes stimmen jetzt alle christliche Kirchen überein, nur
 einigen protestantischen Ländern (Preußen, Braunschweig und Sach-
 sen) gleich den andern hohen Festen auf 2 Tage eingeschränkt. E.

Wasser wird das in den am Eingange und an schließlichen Orten im
 kirchlicher Kirchen befestigten Weihkesseln oder Becken enthaltene geweihte
 genannt, mit dem die Ein- und Austretenden sich zu besprengen pflegen.
 Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und
 im Judentum und Heiden gebräuchlich, denn zum Gebet erfordert die fromme
 und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdischen
 wurde seit dem 4. Jahrh. auch am Eingange jeder christlichen Kirche ein
 Becken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wu-
 schen. Erst seit dem 6. Jahrh. pflegte man das Wasser dazu besonders zu
 dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizu-
 bringen. Glaube, von dem sich die noch jetzt zu Rom übliche Besprengung der
 mit Weihwasser an einem bestimmten Festtage herschreibt. Die
 hat den von den Protestanten nicht beibehaltenen Gebrauch des
 mit der Katholischen gemein. E.

Weißard (Melchior Adam), k. russ. Etatsrath, oranien-nassauischer
 Director des Medicinalwesens zu Fulda, und Mitglied mehrerer ge-
 sellschaften, war 1742 zu Römershag im Fuldaischen geb. Frühe
 durch Verwahrlosung entstandene Verunstaltung seines Körpers
 im Anfangs am Lernen. In Hamelburg genoss er den Schulunterricht,
 in welchem ein schriftliches Werk über Materia medica, welches ihm zufällig in die
 Hände, gab ihm den ersten Antrieb, die Medicin zu studiren und Kräu-
 er zu sammeln. 1758 kam er nach Würzburg auf die Universität, machte den
 ersten Cursus und ging dann zu den eigentlichen medicinischen Studien
 über. 1764 ließ er sich examiniren und die Licenz ertheilen, späterhin aber erst zu
 Doctor promoviren. Einige Zeit nach geendigten Studien erhielt er
 ein Amt zu Brückenau, und wurde besonders für den Curoort bei Brückenau
 berufen, der aber damals noch unbedeutend war. 1770 ward er unvermuthet
 zum Leibarzt nach Fulda berufen, und erhielt nach der Abreise des ersten
 Arztes, der zugleich Professor war, auch eine Professur. Seine erste Lauf-
 bahn in Fulda war voll Sorgen und Kummer, was viel zur Vermehrung seiner
 Krankheit beitrug und besonders eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit f. Ner-
 ven begründete, die ihn nie ganz wieder verließ. In dieser Lage schrieb er
 „Philosophischen Arzt“, ein Buch, welches ihm in der Folge viel Unannehm-
 lichkeiten zuzog. Es wurde verboten, dessenungeachtet aber einige Mal neu auf-
 gedruckt. 1784 folgte er einem Rufe nach Petersburg als Hofarzt, wurde bald
 dazumal selbst zum Kammermedicus ernannt, und konnte bei der Toi-
 lette der Kaiserin in die Antichambre gehen, wie der Leibarzt und Leibchirurg.
 Der Kaiserin schenkte ihm die Kaiserin 10,000 Rubel zum Ankauf eines Hauses. Den-

noch wurde der Wunsch, Rußland wieder verlassen zu können, in f. Seele. 1787 kam er mit zu der großen taurischen Reise, theils durch Gichtschmerzen, theils durch f. Reisegesellschaft verbittert er denn, nach Beendigung der Reise, ernstlich an f. Rückkehr nach dachte. Er bat daher 1789 bei der Kaiserin um Urlaub auf ein nebst der Zusicherung f. Gehalts auf diese Zeit auch erhielt. In Gef. Gräfin Baratinška bereiste er mehrere deutsche Städte, die Nieder hielt sich theils in Mannheim und 1794 in Heilbronn auf, wo er einer einfachen Arzneikunst, oder Übersicht des Brown'schen Systems, welche hernach Frank ins Italien., Bertin ins Franz., Manzano ins f. f. „Med.-praktisches Handbuch“, den „Neuen philosoph. Arzt“ in noch einige Kleinigkeiten. Ungeachtet verschiedener Anträge, ein zu men, zog er doch f. ruhiges Leben in Heilbronn vor. In der Folge aber auch dort Manches, was ihm das Leben verbitterte und f. rüttelte, besonders Unglück in f. Familie. Mit Anfang 1801 befiel fall von beinahe allgemeiner Gicht. Er reiste deshalb in das Baden, welches ihm einige Linderung, jedoch nicht auf die Dauer, ver hat sein Leben selbst beschrieben. — W. war der Erste, welcher die Brown'schen Lehre in die deutsche Literatur verpflanzte. Die dabei Streitigkeiten trafen auch ihn vorzüglich, und da er nicht selten durch Ausfälle der Gegner gereizt wurde, so war seine Vertheidigung sehr bitter. Er starb 1803 zu Brückenau.

Weiland (Peter), Prediger bei der Remonstrantengemeinde in Amsterdam, ein um die holländische Sprache und Literatur sehr verdienstl. geb. zu Amsterdam 1754, studirte auf der lat. Schule zu Gou 1773 Theologie zu Leyden, wo van de Wijnperse, Allamand, Valerius, Schultens und Hollebeek f. Lehrer waren. Er konnte sich an Lehrsätzen der dortrechter Synode und deren Formularen vereinigen, er sich zu den Arminianern und wandte sich an das Seminarium der Remonstranten, das ihn, nachdem er öffentlich f. Überzeugung von der Lehre der Toleranz erklärt und Beweise f. Fähigkeiten gegeben hatte, als Gemeindeprediger in die Remonstrantengemeinden aufnahm. 1781 wurde er Prediger in Rotterdam und 1783 zu Utrecht und 1785 zu Rotterdam, wo die größte Remonstrantengemeinde sich befindet. Während der politischen Unruhen in Holland war der patriotischen Partei ergeben; allein Mäßigkeit, Ordnung und Gehorsam gegen die Landesgesetze waren die Grundsätze f. Verhalten. Er sich von thätiger Theilnahme entfernt und lehnte sowohl die Stelle eines Predigers in der Stadt Rotterdam ab, als auch den ihm 1798 von der batavischen Republik fast aufgebrungenen ehrenvollsten eines Agenten der innern Angelegenheiten. 1801 wurde er eine Professur der Literatur und Philosophie bei der Universität zu Utrecht erhielt, mußte ihn aber auch f. Alters und and. Ursachen aufgeben. Er hat W. als Schriftsteller gewirkt. Er theilte f. Abhandl. „über die Verbindlichkeit der Remonstranten bereits in den Sch. der Remonstrant. Gesellsch. Stud. der Glückseligkeit“ mit. Weiland's „Holländische Provinzen noch je“

1790 — 1811) und sein „Handwörterbuch der holländ. Sprache“ fanden Beifall. Auch war er Mitarbeiter an Landré's „Franz. = holl. und holl. = Franz. Lexikon“, wovon eine zweite Aufl. erschienen ist, und an einem „niederländischen Wörterbuche“ (1820 fg.), das erste dieser Art in Holland. Auch er eine Sammlung von Predigten und, ohne sich zu nennen, einige andere und literarische Schriften herausgegeben. König Ludwig ernannte ihn zum Mitglied des Ausschusses für die Bestimmung des neuen Maßes und Gewichts. W. ist Mitglied der ersten niederländischen wissenschaftlichen Vereinigung. Seine Vorträge als Lehrer athmen den Geist reiner Religiosität. Im Umgange sanft, bescheiden und gefällig. Weiland's Bild hat der verst. Schefsky und der Buchhändler Allart in Kupfer stechen lassen. Unter Weiland's Namen eine Reihe Rechtsgelehrter, der mehrere von Jean Paul's Werken, ungeachtet seiner geringen Kenntniss der holl. Sprache, vortrefflich ins Holländische über-

Weißer (Kajetan v.) bis 1823 königl. bairischer Studiendirector, d. 2. Dec. 1773 zu München von armen bürgerlichen Eltern geboren, begann und vollendete seine wissenschaftliche Laufbahn. Philosophie zog ihn am meisten an, und er erhielt bei diesen Studien die Empfehlung der Eminenz. In der geistlichen Beredtsamkeit erhielt er die goldene Medaille. Nach seinem Abgange vom Lyceum übernahm er beim Studienrath von Pettenkofer eine Hofmeisterstelle und ward d. 21. Dec. 1793 in Freisingen zum Priester geweiht. Als er jene Stelle verließ und eine andere Anstellung finden konnte, setzte er den schon seit 1776 ertheilten Unterricht in den höhern Wissenschaften wieder fort und lehrte zugleich in der Anstalt von Adrian v. Nöbl, sowie Philosophie und Theologie in München. Damit verband er 1790 auch eine Seelsorge. 1792 kam er als Lehrer der Mathematik, Geschichte und Religion an die Realschule, erhielt d. 1. Dec. 1794 mit einem Wartegeld von 100 Gulden, und noch den Unterhalt für sich und s. Mutter durch Privatstunden vermittelte. 1795 gab ihm der münchener Magistrat einen Zuschuß. Seit 1796 mehrte Schulreden und Abhandlungen über Erziehung und empfahl er sehr, daß er 1799 erst Prof. der praktischen Philosophie und Pädagogik an der Universität des Lyceums ward. In dem J. gab er auch „Über die gegenwärtige und künftige Menschheit; eine Skizze zur Berichtigung unserer Urtheile über die Gegenwart und unserer Hoffnungen für die Zukunft“ heraus. Es folgte eine Reihe pädagogischer und philosophischer Schriften auf einander: „Die Jugendkunde“; „Mein Glaubensbekenntniß über den Artikel der göttlichen Offenbarung in der lateinischen Sprache; ein Commentar zu meinem Bunde“ (beide Schriften 1800); „Erbauungsreden für Studenten der höhern Classen“, (3 Bde., 1802 — 4). Im Juni 1802 belohnte ihn die Universität Landshut s. Verdienste durch die freie Ertheilung der philos. Docentur, nachdem er schon im Mai in die Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied der philologisch-philosophischen Classe, jedoch mit Beibehaltung der Privatdocentur, getreten war. In dems. J. erschien s. „Versuch eines Lehrge-
buches der Erziehungskunde“ (1. und 2. Bd., 1805); dazwischen „Mutschelle's Philosophie“ (1803); „Der Geist der allerneuesten Philosophie der Hrn. Schelling, Hegel, Schopenhauer“ (1. Hälfte 1804, 2. H. 1805); „Anleitung zur freien An-
wendung der Philosophie“ (1804). Daran schloß sich „Verstand und Vernunft“ (1806). Im J. 1807 nöthigte ihn s. geschwächte Brust von 1806 — 9 die Vorlesungen zu unterbrechen, welche er dann über Geschichte der philosophischen Systeme und über die Philosophie überhaupt wieder begann. Durch die Gleichstellung der allgemeinen Philosophie auf den Lyceen und Universitäten ward sein Rectorat in ein Directorat

verwandelt, und ihm 1809 noch das Rectorat des Gymnasiums, ums und der Primairclassen übertragen, so daß er Director aller Lehr- Hauptstadt war. 1808 gab ihm der König als einen besondern Gnade das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bairischen Kr vielen Geschäfte hinderten ihn nicht, s. „Ideen zur Geschichte der des religiösen Glaubens“ (1. Thl. 1808, 2. Thl. 1812, 3. Thl. 1814), „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ (1813), neben den jähr dienberichten und a. Abhandlungen erscheinen zu lassen. Eine neue ward ihm dadurch zu Theil, daß ihn der König 1812 zum Lehrer bei dem Prinzen Karl ernannte, und 1813, wie die übrigen Ritter matrikel einverleibte. Außer mehreren pädagogischen Abhandlungen von ihm noch erschienen: „Grundlegung der Psychologie“ (1817); „ (1817). In den Schulreden und in den akademischen Abhandlungen dieses neten Lehrers (z. B. „Tugend die höchste Kunst“, 1816; „Über die E namik“, 1821, 4.; viele sind in den „Kleinen Schriften“ desselben 1821 — 26, wiedergedruckt worden) erkennt man das Bild eines für eble Zwecke wirksamen und gegen alles Verderbliche kämpfenden Er meistens bei feierlichen Anlässen vortrug, entsprang aus lebendig ung und ergriffenem Gemüthe. Er erklärte sich mit Ernst gegen mehr in der Erziehung und im Unterrichte. Insbesondere drang er auf der Vernunft und ein gereinigtes, wahrhaft evangel. Christenthum. Aberglaube, Frömmerei, Werkheiligkeit und Möncherei bekämpfend den Jesuitismus öffentlich ein Institut für Volkstauschung und Ausgezeichneten Werth hat s. Abhandlung „Über die religiöse Auf Zeit“ (1819), und „Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur (1820). In s. letzten merkwürdigen Schrift: „Der Geist des chri clismus, als Grundlage für jeden spätern“ (Eulzbach 1824), hat ursprüngliche Christenthum als die allein wahre Universalreligion philo gestellt; er beschreibt es als die Kraft des Glaubens, der Hoffnung und Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann den Vorstehern der Kir Herr v. W. wurde 1823 seiner Studiendirection enthoben und zum Ge Johann an Schlichtegroll's Stelle zum Generalsecretair der k. Akademie schaften zu München ernannt. Von dieser Stelle nachher wieder entl er am 23. Juni 1826. Sein letztes Werk ist: „Charakterbilder großer Männer nebst der Biogr. dess. ersten Verfassers, von einem (München 1827). Von s. „Kleinen Schriften“ erschien das 3. Bd (1826) auch u. d. T.: „Vermischte Reden und Abhandlungen“.

Weimar (Sachsen-Weimar und Eisenach), ein Groß in Obersachsen, welches aus den Provinzen Weimar (wozu jetzt auch Theil des ehem. königl. sächs. neustädter Kreises mit 38,670 Einw. und Neustadt a. d. Orla mit 4000 E. gehört) und Eisenach besteht, und nach Hassel 224,654 E., darunter 335 protestant. Geistliche bei 5 9512 Katholiken (sie besitzen 10 Pfarrkirchen, 7 Filiale und 6 Copell Reformirte, 1231 Juden, in 31 Städten, 12½ Marktfl. und 60 und Weilern zählt. Der Boden ist mehr bergig als eben und in ma genden auch steinig, doch im Ganzen fruchtbar. Ein Theil des Thür und des Rhöngebirges durchziehen das Land. Die Erzeugnisse best gewöhnlichen Hausthieren, Wildpret aller Art, Fischen, Getreide, wächsen, Obst, Flachs, Hanf, Rübsamen, etwas Wein an den Ufern vortrefflich bewirthschafteten Wäldungen, Silber, Kupfer, Eisen, Kobal Kohlen, Quader-, Sand- und Schiefersteinen, Marmor, Alabast Kalk, Salz und einigen Mineralwässern. Die Gewerke beschränken

wollen = und Strumpffabriken, Leinwand und gute Färbereien. Der
 Karl August gab seinem Lande d. 5. Mai 1816 eine repräsentative,
 den Bunde garantierte Verfassung, nach welcher der von den gewählten
 in der Ritterschaft, Bürger und Bauern gebildete Landtag an den all-
 mündlichen Angelegenheiten, Steuern, Landesbewaffnung und Gesetzgebung,
 at, und Pressfreiheit anerkannt war. Das großherzogl. Haus stammt
 in der Linie des sächsischen Hauses ab und bildet die ältere Li-
 ne von Sachsen (s. d.); die großherzogl. Würde hat es 1815
 m. Die Einkünfte betragen 1,875,000 Gldn.; die Staatsschuld
 Gldn. Der Hausorden vom weißen Falken wurde d. 18. Oct. 1815
 gestiftet. Das Staatsministerium besteht aus 3 Geh. = Räten. Die
 hofe des Großherzogthums ist auf den Fall des Aussterbens des re-
 gierenden Hauses festgesetzt. — Statist. Werth hat das „Staatshandbuch des
 th. S. = Weimar-Eisenach (Weimar 1827, von Geh. Kanzleisecretair E.
 und Schweizer's „Handb. über das weimarische Staatsrecht“. Der
 von Sachsen-Weimar und Eisenach hat mit den übrigen Herzogen des
 in Hauses auf der Bundesversammlung die 12. Stelle, im Plenum
 eine Stimme. Zu dem 3. Corps des Bundesheeres stellt er 2010 Mann.
 mar. I. Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Ei-
 hat irgend ein Fürst gezeigt, daß auch in einem kleinen Lande Großes
 könne, so hat dies der Großherzog von Sachsen-Weimar gethan. Als
 der desselben, Herzog Ernst August (geb. 1688), im J. 1707 zur Re-
 gierung, theilte er sie, die außer der Stadt Weimar nur wenig Ämter um-
 1728 mit seinem Oheim Herzog Wilh. Ernst, einem vortrefflichen
 in ruhig waltender Sinn aber mit dem feurigen Geiste des Neffen oft
 einstimmt. Der Letztere ließ sich daher die Einführung der Primogeni-
 tärerblage sein, welche 1724 die kaiserliche Bestätigung erhielt. 1741
 nach dem Tode des letzten Herzogs von Eisenach Wilh. Heinrichs die
 Regierung mit den seinigen. Er führte die Regierung mit Geist und auf
 schändliche, freilich zuweilen auch von dem Gewöhnlichen abweichende
 von ihm rührt das Jagdschloß Belvedere her. Als er 1747 zu Eisenach
 die Vormundschaft über s. einzigen erst 10jähr. Prinzen Veranlassung zu
 Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Sachsen-Gotha, = Meiningen
 ung. Der Prinz wurde in Gotha erzogen und hatte noch nicht volle
 1, am 1. Jan. 1756 die Regierung (kraft kaiserl. Majorennitätserklä-
 rungen, als er am 28. Mai 1758 schon verstarb und eine erst 18jäh-
 rige Prinzessin und einen Erbprinzen von 8 Monaten (geb. am 3. Sept. 1756)
 Ein zweiter Prinz, Friedrich Ferd. Konstantin, wurde noch nach dem
 Vaters am 8. Sept. 1758 geb. Hier erneuerte sich der Streit über die
 schaft, welche jedoch vom Reichshofrath der fürstl. Mutter, der Herzogin
 (s. d.), Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, zugesprochen
 Mit ihr fing sich die Blüthezeit von Weimar an, an dessen kleinem Hofe
 im Kranz der ausgezeichnetsten Männer vereinte, und mit welchem Alles,
 das Großes und Schönes aufzuweisen hatte, in enger Verbindung
 die Herzogin Obervormünderin, anfangs selbst noch unter Vormund-
 schaft des Vaters, aber bald für majorenn erklärt, widmete der Erziehung ihrer
 ob der Landesverwaltung eine gleich aufmerksame und glückliche Sorge.
 in Klugheit leitete sie den kleinen Staat durch die schwierigen Zeiten des
 1. Krieges. Ein vielseitig gebildeter Staatsmann, der ältere Minister
 1, war ihr vorzüglicher Rathgeber. Der Erbprinz war von einer so zarten
 Constitution, daß man kaum ein langes Leben für ihn zu hoffen wagte, aber sorg-
 fältige Erziehung und die in ihm wohnende geistige Kraft machten glücklicherweise
 Er. Siebente Aufl. Bd. XII. 10

jene Besorgnisse vergeblich. Die fürstl. Mutter wählte ihm und den Prinzen Konstantin die trefflichsten Aufseher und Lehrer; Beider Gouverneur von 1761 — 75, der nachmalige preuß. Staatsminister Graf v. Görz, der Prinzen waren unter Andern Wieland, v. Knebel und für die eigentlichen Geschäfte der nachherige Geheimrath und Kanzler Schmid. Im J. 1775 führten der Graf v. Görz und von Knebel ihre Zöglinge nach Paris und Schweiz. Auf der Reise knüpfte sich die Bekanntschaft des jungen Goethe, welche für das Leben und Wirken Beider so entscheidend gewirkt. Ein 17jähr. Fürst und ein 25jähr. Dichter schlossen einen Bund, dessen Dauer (von dem Eintritt Goethes in weimarische Dienste gerechnet) 1828 her herzlichen allgemeinen Theilnahme gefeiert wurde. Als der Herzog zurückgelegt hatte, übergab ihm die Herzogin Mutter an s. Geburtstage, 1775, die Regierung, um von da an nur sich selbst und den Musen zu weihen. Was der Herzog Karl August von diesem Augenblicke an für s. Land in als 50jähr. Regierung gewirkt, wie s. edle Mutter bis an ihren 1807 Tod alles Schöne und Gute schützen und fördern half, wie die Herzogin Gemahlin, geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt, vermählt am 3. Dec. 1775 mit wahrhaft fürstl. Sinne ihm zur Seite stand, kann auf diesen wenigen Zeilen nicht auseinandergelegt werden. Die Namen Goethe, Herder, Schiller, v. Voigt, v. Einsiedel, v. Knebel, Musäus und viele andere vollkommene Männer sind Zeuge Dessen, was der Geist des Fürsten aus Weimar hat. Alle Zweige der Verwaltung wurden in diesen 50 J. neu geordnet. Der Herzog selbst, mit den Ministern Goethe und Voigt, war der unermüdete eifrige Beschützer und Pfleger der Universität Jena. Der schöne Park, der abgebrannte und aus seinen Trümmern schöner wiedererstandene Rest der botanische Garten zu Belvedere, die neuerbaute große Bürgerschule und die andre Schöpfung sind Beweise, daß dem Herzog kein für die wichtigere Gegenstände fremd blieb, und daß sich mit den beschränkten Mitteln eines kleinen Landes doch durch Beharrlichkeit und zweckmäßige Thätigkeit ausrichten läßt. Zwei Mal folgte der Herzog auch dem Drange, sich zu versuchen. Er machte den Feldzug gegen Frankreich 1792 und gegen Napoleon 1806 mit, kehrte aber, da das Glück die preuß. Waffen nicht begünstigte Male bald zu s. Lande zurück. Er schloß sich im Dec. 1806 dem Rheinbunde an, trat im Nov. 1813 wiederum dem großen Bunde gegen Napoleon 1815 auf dem Congress zu Wien gegenwärtig, und erhielt mit der größten Gebietsvermehrung, wodurch Weimar als die älteste Linie des Hauses Sachsen für manche frühere Ungunst der Verhältnisse nur eine mäßige Entschädigung fand. Der Großherzog war einer der ersten deutschen Fürsten, das dem gesammten deutschen Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert gelöst hat. Er versammelte 1816 eine Wahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauerstande, bei ihnen wurde das Grundgesetz vertragsmäßig verabredet, welches am 5. Dec. 1816 bekanntgemacht wurde. Das Regierungsjubiläum des Großherzogs am 1825 war ein Volksfest im vollsten und edelsten Sinne des Wortes. (S. Weimars Jubelfest am 3. Sept. 1825", 1. u. 2. Abth., Weimar Hoffmann) Bei der Rückreise von Berlin, wo er die ihm so glücklich verwandte Königin Elisabeth besucht hatte, nach Weimar, starb er plötzlich den 14. Juni 1828 bei Torgau, an einem Schlagflusse. Er ward neben Schiller zur Erde bestattet, Goethe wird es einst neben ihm sein. Vergl. über ihn die „Jen. Lit. Intelligenzbl. Nr. 42, 43, Juli 1828.

II. Landstände. Diese landständische Verfassung ruht auf demselben Princip, welches den meisten andern neuen Verfassungen deutscher Staaten zum

Repräsentation des Eigenthums nach den 3 Ständen der Rittergutsbesitzer, Bürger und der Bauern. Jeder Stand stellt 10 Abgeordnete, die Aka- wegen ihrer Dotalgüter Apolda und Remda den 11. zum Stande der wessiger. Dieser Stand wählt seine Deputirten unmittelbar in den 3 en Weimar mit Jena und Ilmenau (4 Abgeordnete), Eisenach (3 Ab- und Neustadt (3 Abgeordnete). Die Deputirten der übrigen Stände Wahlmännern ernannt, an deren Wahl in 10 Wahlbezirken alle städ- ger und alle Mitglieder der Dorfgemeinden Theil nehmen. Zur Wahl- ird in allen 3 Ständen erfordert: deutsche, eheliche und christliche Ge- heisses Alter und unbescholtener Ruf, für den Stand der Rittergutsbe- eßs eines Ritterguts, in den Städten der Besitz eines Wohnhauses und hängigen Einkommens (aus Capitalien oder Gewerben) von 300 Thlr. r und Eisenach von 500 Thlr.), unter den Bauern der Besitz eines i wenigstens von 2000 Thlr. Die Abgeordneten werden auf 6 Jahre Die Direction des Wahlgeschäfts liegt den Landesregierungen (Justiz- u Weimar und Eisenach ob. Ein Landmarschall (jetzt auf Lebenszeit der liesel auf Neuhof) und 2 Gehülfen bilden das Directorium der Land- ch für die Zeit, wo der Landtag, welcher regelmäßig alle 3 Jahre einbe- , nicht versammelt ist. Die Rechte der Landstände sind: 1) Regulirung haushalts gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten; 2) Bewilligung chen Abgaben; 3) Theilnahme an der Gesetzgebung; 4) Prüfung der nungen; 5) das Recht der Vorschläge zu neuen Gesetzen und der Be- über die Minister und andre Staatsbehörden. Sie wählen die Land- the des Landschaftscollegiums, den Cassirer der Hauptlandescasse, den yndikus. Die 31 Abgeordneten sind zwar in einer Kammer vereinigt, el die Stände als die Kreise haben das Recht, sich zu einer besondern u vereinigen (Curial- und Provinzialstimme), was aber nur durch Stim- it sammtl. Abgeordneten des Standes oder Kreises geschehen kann, und a Entscheidung dem Souverain zusteht. Die Sitzungen des Landtags r Zeit nicht öffentlich, die Verhandlungen der 4 bisherigen Landtage von 1820, 1823 und 1826 sind aber gedruckt worden, wodurch eine größere kammere Publicität zu Wege gebracht wird. Der erste Landtag ward eröff- 2. Febr. 1817, vertagt im Jul., fortgesetzt am 1. Dec. 1818 und beeen- 3. Febr. 1819. Kurze Auszüge der Verhandlungen des 1. Abschnitts fin- in dem Weimarischen Regierungsblatte (1817), und aus dem 2. Ab- ch die Actenstücke (landesherrliche Decrete und landständische Erklärungs- besonders gedruckt: „Verhandlungen des ersten Landtags im Großher- Sachsen = Weimar = Eisenach“ (Jena 1819, 4.). Der zweite Landtag ffruet am 17. Dec. 1820 und geschlossen nach 101 Plenarsitzungen am 1821. Seine Verhandlungen, wozu nun auch Protokollauszüge kamen, Beilage des Regierungsblattes von 1821 gedruckt. Die Verhandlun- ritten Landtags, eröffnet am 9. März und geschlossen am 25. Mai 1823, rierten, begonnen am 26. Febr. und beendigt am 10. Mai 1826, sind anders gedruckt erschienen. In diesen Verhandlungen ist Manches zum Landes gereift, vorzüglich die Abscheidung des Fürstenguts (des Kam- ygend) vom Staatsgute, wobei der Grundsatz festgehalten worden ist, daß chaft zwar an der Verwaltung des ersten, weil es zur Unterhaltung der Familie und des Hofes bestimmt ist, keinen Antheil haben, daß aber die Substanz desselben nicht ohne Einwilligung der Landstände gültig ver- den könne. Ferner eine neue allgemeine Steuerverfassung, wobei man meiner Steuerpflichtigkeit aller Stände und der Idee einer Vermögens- zugegangen ist, jedoch die bisher steuerfreien Güter auf eine liberale Weise

entschädigte. Vieles Andre ist geschehen; Vieles und das Wichtigste (Gesetzbuch, eine bürgerliche Proceßordnung u. s. w.) wird für die nächste Vorbereitung.

Weimar, das Fürstenthum, bestand ursprünglich aus einigen Stadt her belegenen Ämtern, bis 1690, nach Aussterben der Herzogen von Jena, der jenaische Landesantheil damit vereinigt wurde. Dabei das Land seine Rundung, aber nicht seinen jetzigen Umfang, indem es neuerworbene Lautenburg mit Zwätzen, Lehesten, Liebstedt und den Enclaven, die Grafschaft Blankenhain mit Nieder-Kranichfeld und Ämter Asmannsdorf und Lönndorf mit Schloß Bippach u. s. w., Ilmenau und der neustädter Kreis einverleibt wurden. Mit diesen bildet es gegenwärtig ein jedoch nicht zusammenhängendes Ganzes von Die Einw., an 149,120, in 25 St., 4 Mfl., 479 D., sind, bis Katholiken, Reformirte und Juden, lutherischer Confession. Das bis auf das in dem Thüringerwalde belegene Ilmenau nicht gebirgig, mit Hügeln bedeckt, die wenig eigentliche Ebenen öffnen; der Boden nur mäßig fruchtbar; die Natur in einigen Thälern, wie im Saalthale und im Oberilmthale, schön. Die wichtigsten Flüsse sind die Saale und der Ilm. Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig der Bewohner; das Land gebaut, die Viehzucht, besonders die meistens veredelten Schäfereien, und die Waldungen ein großer Reichtum des Landes, das bloß naturzeugnisse zur Ausfuhr bringt, da die vormals ansehnlichen Wollen- und Webereien in neuern Zeiten verloren haben; doch sind diese im Neustädtischen meistens im Flore und auch das kleine Ilmenau zeichnet sich durch mehrere andre Gewerbe aus. Über die Waisenanstalt des Fürstenth. durch Verfertigung von Millionen s. Günther's Schrift: „Die Waisen im Großh. S.-W.“ (Weimar 1813).

Weimar, an der Ilm, Hauptst. des Großherzogth. Sachsen-Weimar-Eisenach, ein jetzt offener Ort, mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen, hat freundliche Häuser, und zählte 1816 nur 843 H. mit 9800 E. Weimar ist eine der denkwürdigsten Städte Deutschlands, und hochgefeiert in den Literaturschicksalen durch die Namen eines Herder, Schiller, Wieland, Goethe; es ist die Residenz des großherzogl. Hauses, der Sitz der Ober- und der Provinzialhöfden des Fürstenthums. Das Schloß hat eine schöne Lage und ist äußerst geschmackvoll eingerichtet. Vor ihm hin zieht sich der Park, der schönsten Anlagen, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würde. In der großherzogl. Bibliothek, mehr als 130,000 Bde., außer den Kupferstichen, Manuscripten und Handzeichnungen, ist zweckmäßig aufgestellt. In der Stadt (Weimar hat überhaupt nur 2 Kirchen) findet sich die großherzogl. Grufte, das Gemälde Kranach's, der auf ihrem Kirchhofe begraben liegt, besonders berühmte Altargemälde dieses Meisters, den Erlöser am Kreuz nebst Johannes dem Täufer vorstellend, Luther von Lucas Kranach zur Seite, auf dessen Grabstein die Fürst Johann Friedrich und seine Familie. S. Heinecke, „Über das Altargemälde von Lucas Kranach in der Stadtkirche zu Weimar“ (1813). Weimar hat ein stark besuchtes Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine freie Zeichenschule, ein Zuchthaus, ein Waisenhaus, ein wohlthätiges Frauenhospital und Krankenhaus, eine Freimaurerloge und ein 1825 neu erbauter Hoftheater, dessen Personal unter Goethe's und Schiller's Leitung zu den gesuchtesten Deutschlands gehörte und viel zur Richtung des guten Geschmacks beigetragen hat. Das weimari'sche Kunstinstitut hat Zweige in Eisenach und Jena. Merkwürdig sind hier noch Bertuch's (jetzt Kröner's) Antiquarisch-geographisches Institut, vielleicht die ausgebreitetste Antiquarische Bibliothek, indem allein 8 Zeitschriften hier erscheinen, und

(s. d.) Anstalt für vernachlässigte Kinder. Außer einer Metall-,
 Kartensfabrik und einigen Stühlen in Wolle gibt es hier wenig Ge-
 webe. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel, wohin
 eine Allee führt, das Lustschloß Belvedere mit einem reizenden Parke,
 daher das Dorf Tieffurth mit freundlichen Anlagen.
 11. ein Pflanzengeschlecht, welches mit seinen 12 Arten in die 1. Ord-
 nung der Klasse gehört. Der gemeine Weinstock, welcher allenthalben bei uns
 durch die Cultur nach und nach in eine Menge von Spielarten verändert
 theils aus Samen, theils durch Klima, Boden und Behandlung er-
 zeugt sind. Das eigentliche Vaterland und die ursprüngliche Sorte des
 Weinstocks man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben, doch scheint das gemäßig-
 te Heimath, und er von dort nach Griechenland, Italien, Frankreich und
 Europa gekommen zu sein. Gegenwärtig ist er in allen Welttheilen
 am besten geheiht in den gemäßigten Ländern, innerhalb des 32.
 Breitengrades. Südeuropa, mit Einschluß von Süddeutschland, lie-
 fert köstlicher Weine; so auch die Canaren und das Cap. In den
 Weinländern: Griechenland, Ungarn, Italien, einigen Theilen der
 Frankreich, Spanien, Portugal, und in Deutschland im Oberösterreich-
 nien, Schwaben und am Oberrhein, beschäftigt der Weinbau im-
 mer noch ebenso viele Menschen als der Ackerbau. Außer Boden und
 allgemein viel von der Pflege des Weinstocks und der Behandlung des-
 selben. Zur Anlegung eines Weinbergs wählt man in Deutschland die Son-
 nige Berge oder Hügel; auch können schickliche Ebenen dazu dienen.
 Mehr sandiger als lehmiger Boden ist am wünschenswerthesten. Die
 Stöcke gewinnt man gewöhnlich durch Absenker oder Fehser, wozu
 man an alten Stöcken einjährige, gesunde, gehörig reife und lange
 am Nebenzweige haben, auswählt. Diese werden heruntergezogen,
 die Stöcke einen halben Fuß tief so eingelegt, daß die Spitze um einige
 Zoll über dem Boden bleibt, und im Herbst, nachdem der Schößling stark getrieben und sich
 vom Stöcke getrennt, worauf man die Senker verschneidet, in Sand
 im Keller aufbewahrt und im Frühjahr pflanzt. Will man die jun-
 gen Samen ziehen, so leitet man, um guten Samen zu gewinnen,
 die Trauben verschiedene Reben in ein geheiztes Zimmer, wo man die
 Reben reifen läßt, bis sie ganz einschrumpfen. Die an der Luft getrockne-
 ten Reben werden in ein mit Erde gefülltes Gefäß einen halben Zoll tief,
 zwischenräumen von 5 Zollen, gepflanzt, und die jungen Pflanzen
 Zeit in größere Gefäße versetzt, bis nach 2 oder 3 Jahren der Stamm
 der Wurzel ledergelb färbt, wo sie denn zum Versetzen gut sind. Man
 pflanzt die Stöcke, nachdem der Boden gehörig dazu vorbereitet worden, in regel-
 mäßigen Reihen und in Zwischenräumen von 4 Fuß. Im 3. Jahre zeigt sich be-
 deutender Ertrag. — Ein Weinberg erfordert viel Arbeit und sorgfältige Abwar-
 tung. Die erste Geschäft nach der Weinlese ist das Ausziehen der Pfähle, woran
 die Reben gebunden sind, welches mit Behutsamkeit geschehen muß. Dar-
 auf folgt das Bedecken der Reben an einigen Stellen mit 4 — 6 Zoll Erde, um
 sie vor Frost zu schützen. Indes geschieht das Bedecken selbst in Deutschland
 selten, da die Weinstöcke der gewöhnlichen Winterkälte (bis 18° Réau-
 mus) widerstehen und ungedeckte Weinberge bessern und stärken.
 Im Frühlinge werden die Reben zunächst emporgezogen. Gewöhn-
 lich ein Drittel des Weinbergs gedüngt und hauptsächlich die Reben,
 die Absenker und Fehsermachen in kleine Gruben tiefer in die Erde ge-
 setzt, dergestalt, daß nun ein Stock in 2 oder 3 gleichsam verjüngte Stöcke
 zerfällt. Hierauf folgt, wenn keine starken Fröste mehr zu erwarten sind,

aber auch der Saft noch nicht zu stark in Bewegung ist, das Schneiden, welches eine genaue Kenntniß des Weinstocks erfordert, um ren und gesunden Reben von den unnützen und schadhafte: zu unterscheiden in Berlin hat vor mehreren Jahren eine besonders in Aleingärten habhafte Methode des Schnitts und der Behandlung der Reben angewendet, einer kleinen Schrift bekanntgemacht. Er bezweckt dadurch eine für sehr erwünschte zeitigere Blüthe und einen ungemein reichlichen Er Stocke werden nur 4, höchstens 5 gute, starke Reben gelassen, und schen gesteckten Pfähle gebunden. Hierauf wird der Weinberg geräum Erde um den Stock bis auf die Wurzel gelockert und auf der abhängigen kleiner Damm aufgeworfen, damit die Feuchtigkeit nicht zu schnell abfließt sich schädliche Insekten, wohin besonders der Maikäfer, Weinrebenraupen die Larve desselben, ferner verschiedene Raupen gehören, so muß man Tilgung möglichst zu bewirken suchen. Zu Anfange des Juli folgt Dann werden die neugetriebenen Reben angebunden. Die geilen Triebe bricht man erst nach dem Verblühen ab, weil man bemerkt noch vorhandenen Blüthen sonst abfallen. Alsdann wird der Boden mit Das nächste Geschäft besteht in dem Niederziehen, d. h. einer bogenförmigen heugung der längsten jungen Reben, um sie den Sonnenstrahlen besser aussetzen und vor dem Winde zu verwahren. Ist hierauf der Boden nach gelockert, und sind die überflüssigen Triebe und Ranken vollends abgeschnitten, so rückt nun endlich die letzte Arbeit, die Weinlese, heran. Man bestimmt die Zeit derselben. Merkmale der rechten Reife sind, wenn die Traube sich bräunt, diese schlaff herunterhängt, die Beeren weich, und dünnhäutig werden, sich leicht ablösen lassen, häufigen, süßen, flebrigen Saft enthalten und ihre Kerne leer von leimigem Wesen sind. Die vorbereitende Arbeit zur Weinlese ist das Herbeischaffen und Instandsetzen der Werkzeuge und Gefäße anzusehen, als: Lesezuber, Tragbutten, Kelter (Presse), Rufen, Butten, Bottiche, Trichter und Schläuche zur Auffassung des Mostes. Alle werden, soweit es nöthig ist, frisch gebunden, gebrüht und geschwefelt. Man muß bei der Lese selbst wo möglich den Most erst abtrocknen lassen und Regentage, wie überhaupt Nässe vermeiden, die Güte und Haltbarkeit des Weins später nachtheiligen Einfluß hat. Wenn über gelesen worden, wird wo möglich noch am Abend gekeltert; übermorgen man nicht damit warten. Sorgfältiges Absondern der reifen und ungen von den weniger reifen und guten ist dabei von großem Nutzen. Die Arbeit besteht in dem Trennen der Beere vom Stamme, was auf mancherlei verschiedenen Gegenden zu geschehen pflegt, am gewöhnlichsten durch Zerkleinern dann in dem Zerquetschen der Beerenmasse auf der Presse. Ist die Masse so rein als möglich ausgepreßt worden, so gießt man auf die Trester Wasser und preßt sie nochmals, wodurch man einen Hausstrank erhält, der oft gar nicht übel schmeckt. Der ausgepreßte Saft heißt bis zur nächsten Gärung dann wird er Birnich, Birnewein, genannt. Auf dem Fasse erfordert fortbauend eine sorgfältige Behandlung. Außerdem läuft man Gefahr, daß der Wein auf eine oder die andre Weise verdirbt. Zu den Krankheiten, welche den Wein auf den Fässern ausgesetzt ist, gehört das Zäh- oder Schleimwerden, wobei zugleich der Wein an Farbe, Geruch und Geschmack verliert; das Abfäulen, wobei ein dünner Schimmel auf dem Weine erscheint; das Abfäulen, bei zwar die Farbe bleibt, Stärke, Geistigkeit, Geruch und Geschmack verloren gehen; endlich das Bockern, wobei sich Geschmack und Geruch verderben. Alle diese Übel aber lassen sich, und zwar um so leichter, im Entstehen man dazuthut; wieder heben. — Man unterscheidet den

und Sorten nach dem Gewächse, nach der Lage des Standortes, der Beeren, dem Geruch und Geschmack des Saftes, der Zubereitung und dem Alter der Stöcke, der Beschaffenheit des Bodens, des Jahres des Vaterlandes, der Provinz u. s. w. Diese Weine sind solche, welche Phlegma, aber desto mehr Weingeist, erdige und salzige Theile bei sich führen. Manche Weine haben viel Phlegma, wenig Schwefel, etwas von flüchtigen und eine gewisse liebliche Schärfe. Nach der Farbe ist der Wein entweder roth. Nach dem Geschmacke sind einige süß und lieblich, andre säuerlich, herb, noch andre zwischen süß und herb, und diese hält man für die vorzüglichsten. In Ansehung des Geruchs (der Firne) schätzt man einen angenehmen, reinen ähnlichen Geruch. Nach dem Alter sind die Weine entweder jung und abgelegt, oder mittlere. Doch ist der Sprachgebrauch dabei verschieden. In Frankreichs inländischem Handel hält man den Wein für neu, der erst ein Jahr alt ist, und den für alt, der über ein Jahr abgelegt hat. Französische Weine, die über 2 Jahre alt sind, verlieren schon wieder. Doch machen Sorten Bordeaux-, Orleannois-, Burgunder- und Roussillonweine davon Ausnahme. Die deutschen Weine werden besser, gesünder und vollkommener, je älter sie werden. — Unter den europäischen Weinen sind die Ungarweine vom längsten Alter. Es gibt dunkelrothe, bleichrothe, goldgelbe, bleichgelbe, wasserhelle u. s. w.; von Geschmack süße, bitterliche, säuerliche u. s. w. Manche sind dem Rheinweinen, andre dem Champagner u. s. w. nahe. Viele Sorten haben medicinische Kräfte und sind den Kranken zu empfehlen. Vorzüglich berühmt ist der Tokajer, der Ausbruch von St. = Georgen, Badatschon, Schickloch u. s. w., die Weine von Nefmil, Szabadhegy, Eisenburg, Ruß, Schag, Szanto, Zitschan, die rothen von Menesch, Ofen, Schicklosch, Harschany, Gyuit, Szarard, Hildegut, Erlau u. s. w. Berühmt ist der prächtige und edle Wein zu Tyrnau. Das größte Faß enthält 2010 Eimer. Die siebenbürgischen Weine sind den ungarischen Mittelsorten ähnlich. In Kroatien und Dalmatien rechnet man besonders gute rothe Weine. Die Moldau und Walachei liefern die edelsten und schmackhafte Sorten, die in die angrenzenden Länder verführt werden. In Deutschlands edlen Weinen gehören der Rhein-, Neckar-, Mosel- und Frankenwein (s. d.). Die mosler Weine sind von weißer und rother Farbe und lieblichem Geschmack. Für die Gesundheit sind sie am zuträglichsten, wenn sie ein Jahr alt sind. Die steiermärkischen Weine sind eine Mittelsortung. Die vorzüglichsten fallen im marburger und liller Kreise u. s. w. Die böhmischen Götze und Grabisz liefern den Refosco, Piccolit, Rebull und gute Sorten von rother und weißer Farbe. Oesterreich, besonders Niederösterreich, liefert Wein in großer Menge und zum Theil von solcher Güte, daß er mit inländischen Weinen an die Seite gesetzt werden kann, obgleich der Handel mit dem Ausland nicht beträchtlich ist. In Tirol, dessen Weinbau sehr beträchtlich ist, fallen die besten Sorten an den Ufern der Etsch. Der Traminer oder Marzemino, ein lieblicher Wein von rother Farbe, gilt für den vorzüglichsten. Noch berühmter ist der Brainer. Ferner sind berühmt der Leitacher, Altpfeiffer, Richeimer, Scheigner, Coccia d'oro. Sie halten sich aber alle nicht leicht über einige Jahre, und müssen wohl abgewartet werden. Mähren baut weiße und rothe Weine, größtentheils von gleicher Güte mit den österreichischen. Böhmen hat seinen Weinbau an den Ufern der Moldau und Elbe. Für die ersten Sorten rechnet man den rothen Melniker, den Außiger u. s. w. — Die Schweiz erzeugt die besten Sorten rother und weißer Weine, unter denen die von La Vaux und La Côte die vorzüglichsten sind. In dem Fürstenthum Neuenburg (Neuchâtel) wächst beim Cortaillob ein vortrefflicher Wein, den die Ausländer dem besten Champagner und Burgunder noch vorziehen. Die walliser Weine sind ebenfalls vorzüglich,

besonders in dem Striche zwischen Briege und St. = Maurice. Man un-
 2 Sorten, deren eine Coquempin, die andre Vin de la Marque gen-
 Der Martinacher, vom Fuße des St. = Bernhard, ist an- gezeichnet durch
 und Feuer. Andre gute Sorten aus Neuenburg, aus n Cantonen
 Bern übergehen wir. — Frankreich erzeugt fast in allen seinen Provin-
 vornehmlich aber in Champagne, Bourgogne, Gasconie, Guienne,
 Provence, Roussillon, Anjou, Orleannois, Aunis, Caintonge und
 sica. (S. Bordeauxwein, Burgunder, Champagner, Ro-
 weine u. s. w.). — Italien baut vortreffliche Weine, von denen ha-
 der Syrakuser, die sardinischen, neapolitanischen und tosc nischen ausge-
 den. Im Kirchenstaate wachsen die besten Sorten um Dr ieto, weiß um
 Monte Fiascone, ein angenehmer, röthlicher Muskateller, um Viterbo
 Ardea, Albano, Montemalo, Perugia. Neapel liefert en berühmten
 welcher am bajischen Meerbusen gewonnen wird, und dick hochroth, sü-
 rig ist. Der Chiarello oder Chiarello piccante ist hellroth, leicht und
 Geruch und Geschmack. Den ersten Rang aber behauptet ier berühmte
 Christi (s. d.). Calabrien liefert einen trefflichen rothen Muskateller;
 Vin greco von gelber Farbe und verschiedene andre Sorten. Sicilien er-
 feurige, theils süße und angenehme Weine. Unter jenen ist der Faro, un-
 der Syrakuser der berühmteste. Die sardinischen Weine gleichen mehr
 schen als den französischen. Unter die besten rechnet man die, welche um
 Cagliari und am Cap de Logubori fallen. Auch Venedig, Genua und
 haben starken Weinbau. — Die Weine Spaniens sind im Allgem-
 dick, lieblich und feurig, und werden viel ausgeführt. Neucastilien liefert
 pennas, einen burgunderähnlichen Tischwein, den leichten rothen Jona
 den angenehmen weißen Ribadavia; Granada den bekannten Malaga,
 es eine rothe und eine weiße Sorte gibt; Sevilla den köstlichen Xeres,
 dem es 2 Sorten gibt, deren eine weiß und süß ist und Pajarete oder Para-
 die andre bitterlich und magenstärkend ist und Vin seco genannt wird;
 Tinto de Rota (Tintowein), einen dicken rothen Wein u. s. w.; Balencia
 kannten süßen Alicantewein, den Benicarlo; Catalonien den weißen Malo-
 süßen und rothen Garnacha und viele andre Sorten; endlich Navarra den
 ten Peralta, einen starken weißen Wein, bekannt u. d. N. spanischer Sec-
 Murcia, Aragonien und Majorca liefern vielen und trefflichen Wein. In
 Spanien auch aus seinen außereuropäischen Besitzungen verschiedene W-
 Die canarischen Inseln liefern starke, liebliche und süße Sectweine, die
 Menge verfahren werden. — Unter den portugiesischen Weinen ist
 züglichste der Portwein. Aber auch an den Ufern des Tejo, in Alentejo
 madura wächst ein guter Wein; Faro liefert guten weißen Wein, und Setu-
 kateller. Die azorischen Inseln versenden eine Menge ihrer Weine. (s.
 d. a.) — In den türkischen Staaten haben außer der Moldau und
 (s. oben) auch Bulgarien und Dobroge, Natolien und Syrien beträchtlich
 bau. Unter den griech. Inseln sind wegen ihrer Weine Sci o s und Cy p-
 am berühmtesten. Endlich nennen wir noch die Krim, welche treffliche wei-
 meist von leichter Art, erbaut. — Von den außereuropäischen Weinen,
 nicht schon in Obigem angeführt worden, kommt eigentlich nur ein einziger
 fere Märkte, nämlich der Capwein (s. Cap), unter dessen verschiedenen
 der rothe Constantiawein und der sogen. Peterswein die vorzüglichsten sind.
 Hauptschrift ist Henderson's „History of ancient and modern wines“
 1824, 4.); Julian's „Topographie de tous les vignobles connus“
 1814 und 1822). S. ferner Röber's „Vers. e. rationellen Anleit. zum
 und zur Most- und Weinbereitung, nebst Beschreib. und Abbild. einer

Dresd. 1825); „Prakt. Weinalhre, oder der vollkommene Kellermeister“ (25). Hörter's „Rheinl. Weinbau“ (2 Thle., Trier 1822 — 24) ist sehr lehrreich.

Weinbrenner (Friedrich), großherzogl. badischer Oberbaudirector, Com-
mandeur des hess.-darmstädt. Verdienst- und Ritter des Sächsischen Löwenor-
dens in Karlsruhe den 9. Nov. 1766, wo sein Vater ein Zimmermann war,
starb, aber doch dem Sohne bereits eine heisse Liebe zu seinem Fache
ertheilte, sodass dieser vom 15. J. an sich aus eignem Antriebe einige Zeit
seines Vaters widmete. Sein nach höherer Wissenschaft strebender
Vater bald hierin nicht volle Befriedigung, daher studirte er in seiner
Jugend der Baukunst, worin er zugleich Andre unterrichtete, auch Physik
und Mathematik. Im 21. J. ging er, um die Aufsicht über verschiedene Baue zu
erlangen, in die Schweiz, wo er fast 3 J. verweilte. Dann studirte er auf der
Universität zu Wien, von wo aus er Ungarn besuchte. 1791 begab er sich nach
Rom, wo er fast 6 J. lang Rom zu seinem Aufenthalte wählte. Hier zogen ihn
die alten Baukunst unwiderstehlich an, und er suchte die Geheimnisse
derselben zu ergründen. Mehrere seiner Arbeiten beweisen dies deutlich, z. B.
die Restauration des Bades des Hippias, des Theaters des Curius, der Land-
schafft des Plinius und mehrerer andern von den alten Schriftstellern be-
schriebenen Gebäude. Auch gab er in Rom Unterricht in der Baukunst, und lie-
ferte architektonische Compositionen und Zeichnungen. 1798 kehrte er nach
Karlsruhe zurück, wo er noch im nämlichen Jahre Bauinspector und kurz darauf
Oberbaudirector ward. Er wirkte von nun an vorzüglich nützlich durch seine Unterrichts-
anstalten für die Architekten, in welcher sich stets Jünglinge aus dem In- und
Ausslande fanden, führte mehrere öffentliche und Privatgebäude an verschiedenen
Orten, machte mehrere Reisen und lieferte großartige Entwürfe zu öffentlichen
Gebäuden, merkwürdige Menschen und Begebenheiten, in der letzten Zeit u. A.
die große Völkerschlacht bei Leipzig, und einen andern für die bei Wa-
ter'sche Weise, wie sehr sein Geist mit den Ideen erfüllt war, welche die
großen Alterthums in ihm angeregt hatten. Eine vorzügliche Auf-
merksamkeit ertheilte er auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Thea-
terbauwerke überzogen sich, dass die Form derselben auch jetzt noch die beste sei,
sowohl als akustischer Hinsicht. Nach diesen Grundsätzen erbaute er das
Theater in Karlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters in Leipzig.
Beim Bau des letztern Baues hat er sich über den Bau und die Form unserer
Theater in einem Aufsatze in der „Abendzeitung“ (1817, Nr. 144) aus-
gesprochen. Schon früher hatte er „über Theater in architektonischer Hin-
sicht“ die Gelegenheit des Baues des neuen Hoftheaters in Karlsruhe geschrie-
ben. Der Bau ist der des großen Stadthauses in Karlsruhe 1821. Er
starb am 1. März 1826 zu Karlsruhe. Mehrere seiner Schriften nennt Meusel's
„Deutschland“. Seine Darstellungsgabe als Schriftsteller ist klar und
einfach. In W.'s Schule sind über 100 tüchtige Architekten hervorgegangen.
Er war W. bieder, offen, unbestechlich. Nie hat er sein Urtheil nach
andern geändert. Jedem aufstrebenden Talent trat er ermunternd entgegen,
dem Unglücklichen stand sein Herz offen. Seine rastlose Thätigkeit beschleunigte
seinen Tod. Unter seinen hinterlassenen Schriften befindet sich
eine Autobiographie.

Weingeist, s. Branntwein und Alkohol.

Weinprobe ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine, vornehmlich
mit Silberglätte, zu entdecken. Indess hat man für die verschiedenen
Weine auch verschiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu starken
Säuregehalt durch eine Auflösung von ätzendem Pogensalz und Wasser. Zu

stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch Hinzusetzung einer rein Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. nemann'sche Weinprobe verräth die Verfälschung der Weine durch mamentlich durch Bleikalke. Bei Abwesenheit von Metall bleibt der Weibert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederschlag, so ist Blei, brauner, so ist Kupfer, ein pomeranzenfarbener, so ist Spießglanz, ein ist Arsenik vorhanden. Eisen, das durch die Hahnemann'sche Weinprobe entdecken ist, wird durch Galläpfeltinctur entdeckt, indem eisenhaltige durch eine schwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als weis beigemischt wird, ist vorhanden, wenn hineingetropfelte Kalialösung sche Ammoniumflüssigkeit einen graubläulichen Niederschlag erzeugt. ter Weingeist verräth sich durch den Geruch; auch verflüchtigt er sich einem Wärmegrad von 170 — 205° Fahrenheit, was bei dem einem Weine eigenthümlichen Weingeiste erst bei 212° geschieht.

Weinsberg, Stadt und Sitz eines Oberamtes im württembergischen Kreise, an der Sulm, mit 1720 E., hat Weinbau. Die Trümmern des Weibertreu erinnern an die Belagerung desselben 1140, wo Kaiser nur den Weibern freien Abzug mit dem Besten auf dem Rücken gestattete; ward hier ein Frauenverein gestiftet zur Verschönerung des Berges und Unterstützung unbemittelter Frauen, die sich durch Treue und Aufopferung auszeichnen. (Vgl. Welfen.)

Weinstein ist die aus jungen Weinen sich scheidende feste, rothe Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt, und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser und Abdunsten wird er von den färbenden und andern nicht nützlichen Stoffen gereinigt, und gibt krystallisirt den gereinigten Weinstein, oder Weinstein. **Weinsteinrahm**, vgl. *Cremor tartari*. Der gereinigte Weinstein besteht aus einer ihm eigenthümlichen Säure und aus Kali, und ist mit verschiedenen andern mineralischen Stoffen verbunden, worüber die Chemie Auskunft gibt.

Weißhaupt (Adam), geb. zu Ingolstadt den 6. Febr. 1748, studirte selbst und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworden war, 1772 eine außerordentl. Professur der Rechte, 1775 die Professur des Natur- und kanonischen Rechts, mit dem Titel eines Rathes. Da die Lehrerstelle des kanonischen Rechts vorher immer von einem Geistlichen war bekleidet worden, so feindeten ihn die Geistlichen an, zumal er als Zögling der Jesuiten, nach Aufhebung des Ordens sich als ihr bitterer Feind zeigte. Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehreren guten Köpfen auf und suchte sie für seinen sogen. Kosmopolitismus empfänglich zu machen; dabei ging er aber so offen und so schuldlos zu Werke, daß man ihm desto leichter nichts anhaben konnte; desto mehr beeiferten sich die Jesuiten, ihn als einen Aufklärer zu necken. Als Rechtsgelehrter erlangte er durch seine Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Facultäten besucht, und diese Gelegenheit, seine neue Lehre seinen Zuhörern bekanntzumachen, um sein Hörsaal die Pflanzschule des Kosmopolitismus, für welchen er sich berühmt gewordenen Illuminatenorden (s. d.) stiftete. Nachdem er ein Opfer mönchischer Verfinsterung und eigener Unvorsichtigkeit, seine Professur 1785 verloren hatte, ging er nach Gotha, wo er mit dem Titel eines sächsischen Legationsraths seit 1786 als Privatmann lebte und sich durch Herausgabe philosophischen Schriften auszeichnete. Die wichtigsten darunter sind: 1) „ständige Geschichte der Verfolgung der Illuminaten in Bayern“, 1. Bd.; 2) „System der Illuminaten“; 3) „Schilderung der Illuminaten“; 4) „Pythagoras“.

ung über die geheime Regierungskunst"; 5) „Materialien zur Beförderung und Menschenkunde“, eine Zeitschrift in 2 Hefen, 1809.

Weisheit ist das in einer guten Gesinnung und thätigen Äußerung derselben Wissen des Wahren. Sie geht also vom Wissen aus, ist auf Festhaltung des Wahren, und zwar des unbedingt Wahren, gegründet, bleibt aber nicht stehen, sondern wird praktisch. Je ausgebildeter das Wissen und die Erfahrung ist, desto höher und würdiger ist die Weisheit. In ihr sehen wir das Ziel des ganzen Lebens; darum unterscheidet sie sich auch von der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, welche oft ohne dieselbe ist.

Weissagungen, oder Prophezeihungen, sind bestimmte und deutliche Ankündigungen zukünftiger Begebenheiten, welche im voraus von keinem Menschen durch Schlüsse erkannt oder durch absichtliche Anordnungen veranstaltet werden konnten, und sich doch wirklich so zutragen, daß der Erfolg mit der Vorhersagung in allen wesentlichen Stücken genau übereinstimmt. Es leuchtet dieser Begriff echter Weissagung die räthselhafte, doppelsinnige Sprache der Orakel ebensoviel als das auf tiefere Erkenntniß, Forschung und Umrüstung und daher keineswegs übernatürliche Vorhersehen der Weisen aus, und nicht nur bei Vorhersagungen, die man nach der Begebenheit erdichtet, sondern auch da, wo der Erfolg von der Vorhersagung abweicht, keine Fälschung finden kann. Hiernach ist zu beurtheilen, ob die Prophezeihungen, von der Geschichte der Religionen und politischen Veränderungen im Allgemeinen, von Büchern einzelner Seher, Sektenstifter und Abenteurer, und die Überlieferungen einzelner Familien so viele Beispiele aufweist, mit den dadurch angekündigten Begebenheiten in dem Verhältniß eines bloß zufälligen Zusammentreffens einzelner Umstände, oder einer nothwendigen, auf untrügliche Offenbarungen beruhenden Übereinstimmung standen. Denn da der menschliche Geist aus dem Zukünftigen nur vermuthen und bis zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit errathen, aber keineswegs vollkommen sicher und unbedingt wissen kann, so muß der Inhalt echter Weissagungen Demen, der sie empfangen, von Gott, dem allein Allwissenden, auf außerordentliche Weise offenbart worden sein. Propheten und Seher aller Art haben auch diesen göttlichen Ursprung ihrer Vorherverkündigungen behauptet, und um so mehr Glauben gefunden, je weniger ihre Zeitgenossen über den in der Weltordnung bestehenden Zusammenhang und über die Grenzen des menschlichen Wissens aufgeklärt waren. Die vorchristliche Welt war, wie noch jetzt die einer philosophischen Urmangelnden Völker, gewohnt, jede über das Gemeine hinausgehende Erkenntniß und Wissenschaft als eine übernatürliche Gabe der Götter zu betrachten, und in wichtigen Fällen göttliche Eingebungen zu erwarten. Daher erklärt sich das Ansehen jener an bestimmte Orte und Stände gebundenen Orakel (s. d.), welche in der Religionswesen der alten Völker, die, wenn auch meist zufällig entstanden, doch unverkennbarer Absichtlichkeit geleitet und zu politischen Zwecken gebraucht wurden. Unter den Hebräern trieben Orakel in diesem Sinne, wie das der Tod des Königs Achis zu Endor, ihr Wesen im Dunkeln und ohne öffentliche Anerkennung, welche nur den u. d. N. der Propheten (s. d.) bekannt, gottbegehrten Lehrern und Sehern zu Theil ward. Daß sie nicht nur die Zeiten der Herrschaft des Christenthums in allgemeinen Merkmalen, sondern auch besondere Umstände des Lebens und der Schicksale Jesu vermöge göttlicher Offenbarungen gekannt haben, wird wegen der unverkennbaren Übereinstimmung der im neuen Testamente erzählten Thatsachen mit ihren Prophezeihungen, und weil Jesus sich ausdrücklich auf diese bezogen hat, von den Christen geglaubt. Die wenigen Weissagungen Jesu selbst hat der Erfolg bestätigt. Unter die Vorzüge, mit denen der

heilige Geist die ersten Lehrer des Christenthums ausstatten sollte, geht Gabe der Weissagung; von den Proben derselben ist jedoch sehr wenig bekannt, und nie waren die Christen völlig einverstanden, in welcher und in welcher Beziehung der prophetische Inhalt der Offenbarung zu fassen sei. Das Christenthum berechtigt, seit die Periode seiner Erfüllung ist, Keinen mehr, Aufschlüsse über die Zukunft durch göttliche Erwartungen oder vorzugeben, und seine Lehren verweisen, in Rücksicht Begebenheiten, zu ruhigem Vertrauen auf die allwaltende Regierung. Hierdurch hat nicht nur das auch später oft versuchte Weissagen, sondern alte Wahrsagerkunst, die sich durch Auslegen angeblicher Vorbedeutungen willkürlich gewählter Zeichen auf künftige Ereignisse, welche mit der Erfahrung in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen, geltend öffentlichen Glauben verloren. Das Prophezeien ist daher unter den der kirchlichen und bürgerlichen Anerkennung ermangelnden Geschäften Schwärmern, Gauklern und Zigeunern zur heimlichen Befriedigung süchtigen und Leichtgläubigen auf eigne Hand getrieben wird. Mit diesem Gewerbe, dessen ganzes Geheimniß bloß auf Menschenkenntniß, Benützung von Schwächen, theils auf frecher Betrügerei und Mystification weber das nicht genügend erklärte Ahnungsvermögen (s. Ahnung Vorhersehen der Somnambulen (s. Magnetismus, thierischer), noch Gabe der Weisen verwechselt werden; welche im Vergangenen und Geheime die Reime des Zukünftigen erblicken, und durch Schlüsse die bevorstehende der öffentlichen Angelegenheiten, wie das künftige Schicksal der mit ziemlicher Sicherheit vorherzusagen wissen. An solchen, auch in uns oft gehörten, bisweilen eingetroffenen und, wenn sie mit Bescheidenheiten werden, stets bedingten, aber eben darum nicht eigentlichen Weissagen übrigens nichts unbedingt Wunderbares, und nur der Mangel an Nachsicht Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der menschlichen Angelegenheiten den großen Haufen staunen, wo ein geschärfter Blick weiter sieht als Blinden.

Weiß (Christian Samuel), Dr., ordentl. Professor der Mineralogie an der Universität zu Berlin, Director des königl. Mineralienkabinetts und Mitglied der physikal. Classe der königl. Akad. der Wissensch. daselbst u., ein ausgezeichnetster Mineralog unserer Zeit, wurde 1780 zu Leipzig geb., in den Schulen und der Universität seiner Vaterstadt und besuchte darauf die Akademie zu Freiberg, wo er zu Werner's vorzüglichsten Schülern gehörte. Er machte er mehrere mineralogische Reisen, u. a. auch nach den erloschenen Südfraukreichs, besuchte Paris und die Vorlesungen des berühmten Joseph Haüy (s. d.), hielt darauf Privatvorlesungen in Leipzig und wurde ordentl. Prof. der Physik daselbst angestellt, wobei er seine Dissertation *de agando formarum crystallinarum caractere geometrico* principaliter vertheidigte. In dieser Abhandlung, die er noch in einer Commentation setzte, finden sich schon die Grundlagen einer Abtheilung sämtlicher Mineralien in gewisse Systeme. 1811 folgte W. dem verewigten Staatsrath Karsten, mit welchem vereint er seit 1806 eine Übers. von Haüy's „minéralogie“ besorgte, als Prof. der Mineralogie an der Universität zu Berlin, wo er seit jener Zeit Mineralogie, Krystallographie, Geognosie, Bodenkunde u. Forstleute u. lehrt. Er hat bereits eine Menge guter Mineralogen gebildet, die im mathematischen Theil der Mineralogie, nach einer sehr naturgemäßen Methode, einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet. 1813 schrieb er eine „Über die natürlichen Abtheilungen der Krystallisationsysteme“, welche zum Mitgliede der königl. Akad. der Wissensch. erwählt wurde, am 14.

an gelehrten Gesellschaft vorlas, und welche in deren Abhandlungen 1815 abgedruckt ist. Er war daher der Erste, der eine solche Abtheilung, des krystallographischen Wissens, aufstellte, wiewol Mohs (s. d.) später eine solche geleitet wurde. Außer seinen genannten Schriften und einer Abhandlungen in den Schriften der Akad. und der naturforschenden Gesellschaft in Berlin, besitzen wir leider Nichts von ihm, und es ist sehr zu bedauern, daß so ausgezeichnete Mineralog, dem die Schätze einer kostbaren, sehr Mineraliensammlung zu Gebote stehen, nicht zu einer systematischen Schrift, die gewiß einen ganz vorzüglichen Rang unter den mineralogischen einnehmen würde. — Sein Mineralsystem ist ein natürliches, in der Bestimmung der Species oder Gattung die Hauptsache ist. Wiewol er die Gestalt als Grundprincip bei Feststellung der Species annimmt, so doch die Resultate der chemischen Untersuchung nicht davon aus, wie es wohl eine irrige Ansicht ist, daß diese nicht in die Naturgeschichte des Minerals gehören. Als Geognost ging er schon früh seinen eignen Gang und Buch u. A. an, daß es auch, gegen Werner's Ansicht, Kräfte gebe, die die Erdoberfläche von Innen auswärts gewirkt, und die schon vorliegenden Schichten verändert haben.

Sein Name (Christian Felix), ein Name, der, soweit die deutsche Sprache reicht, mit Achtung genannt werden wird. Gleich schätzbar als Schriftsteller als Mensch, gehört W. unter die verdienstvollsten Männer s. Zeitalters, auf dem s. rege Wirksamkeit als Dichter und vorzüglich als Lehrer der Jugend einen bedeutenden Einfluß hatte. Er ward b. 8. Febr. n. oder d. 28. Jan. a. 1704 in Annaberg im sächs. Erzgebirge geb. Sein Vater war Rector der dortigen Schule und ward gleich nach des Sohnes Geburt Director des Gymnasiums in Annaberg, wo er frühzeitig starb. W. erhielt hier s. ersten Unterricht, und kam 1745 an zu Leipzig vorzüglich der Philologie. Er fand hier noch eine Menge guter Köpfe, welche unsere schöne Literatur so rühmlich gehoben hatten, Cramer, die Schlegel u. A. Mit Lessing knüpfte er eine vertraute Freundschaft. Beide fingen gemeinschaftlich an, für das deutsche Theater zu arbeiten. Dieser nun freilich vergessener Versuch war „Die Matrone zu Ephesus“. W. verfasste er verschiedene franz. Theaterstücke. 1750 ward er Hofmeister des Grafen Geyersberg, mit welchem er noch mehrere Jahre in Leipzig blieb. Während dieser Zeit ward er mit Gellert und Rabener bekannt, arbeitete er für das Theater, gab 1758 s. „Scherzhaften Lieder“ heraus, die vielen Beifall fanden und ging 1759 mit s. Zögling nach Paris. Als er 1760 nach Leipzig zurückkehrte, blieb er eine Zeitlang ohne Anstellung; die meisten s. dramatischen Werke entstanden in dieser Periode. Auch gab er 1760 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ und 1761 s. damals sehr zeitgemäßen „Amazonenlieder“ heraus. 1762 erhielt er die Stelle als Kreissteuereinnehmer in Leipzig, welche er bis 1774 bekleidet hat. Seine ganze Muße war literarischen Arbeiten gewidmet. In Leipzig arbeitete er für die Koch'sche Gesellschaft in Leipzig komische Opern, Uebersetzungen aus dem Französischen, später Originalstücke („Die Jagd“, „Der Schatz“, „Der Schatz“) und eine Reihe von Lustspielen. Am wenigsten glückten ihm diese Stücke. Diese Stücke haben lange Beifall gefunden. Seit 1774 gab er seine literarischen Arbeiten fast gänzlich auf. Außer der Herausgabe der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“, vielen Uebersetzungen aus dem Französischen und seine Antheile an dem neuen Gesangbuche s. Freundes Zollikofer, beschäftigte er sich hauptsächlich mit Schriften für die Jugend und half dadurch einem lange gehegten Wunsche ab. Seine „Lieder für Kinder“, s. „ABC-Buch“ wurden mit Beifall aufgenommen; das Letztere ist lange das vorzüglichste Buch für Kinder geblieben. Von 1775 an gab er den „Kinderfreund“ heraus, der in 6 B.

5 Mal aufgelegt wurde, ohne die verschiedenen Nachdrücke in Anschlag zu bringen. Als Fortsetzung dieses Werks erschien der „Briefwechsel der Familie des Freundes“. Diese Jugendschriften sind die schönsten Blumen in W.'s Gedankenskränze, durch sie hat er sich die wahre Unsterblichkeit, die des nützlichen erworben. Sein pädagogischer Ruf wurde dadurch sehr verbreitet, und dehnte sich, sowie vorhin an s. vertrauten Freund Gellert, von allen Orten um durch s. Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. Auch auf die W. zur Bildung der Jugend beigetragen und das Glück manches jungen Mannes befördert. Diese Verbindungen veranlaßten s. ausgebreiteten Briefwechsel, ein Mann von s. Thätigkeit unterhalten konnte und der erst durch s. Tod unterbrochen wurde. W. war ein heiterer, edler, wohlwollender Mann, dessen Rücksicht die Achtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, verdient. „Lustspiele“ (Lpz. 1783, 3 Bde.); „Komische Opern“ (Ebenb. 1777, 3 Bde.); „Gedichte“ (Eb. 1772, 3 Bde.). Er hat sich selbst mit vieler Aufrichtigkeit in der „Selbstbiographie“, herausg. von E. E. Weiße und S. G. (1806). — 1826 feierte man in Annaberg und in Leipzig, wo sein Sohn, Hofgerichtsrath, Dr. W., als Forscher der deutschen und sächsischen Geschichte, ein würdiges Mitglied der Universität ist, seinen Geburtstag. In Annaberg wurde eine Schule für arme Kinder in Annaberg u. d. Gegendensstiftung besonders auf Anregung des Diaf. Schumann in Annaberg.

Weißenthurn (Johanna Franz v.), ausgezeichnet durch ihre Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, ward 1773 zu Koblenz, nach dem Tod ihres Vaters, des Schauspielers Benj. Grünberg, versetzt sie mit ihrer Mutter und 5 unmündigen Geschwistern in die hilfloseste Lage. Um ihrer Familien anständigen Unterhalt zu sichern, verband sich Johannas Mutter in Leipzig mit Andr. Teichmann aus Eisenach. Dieser benutzte das Talent der Johanna, führte die damals beliebtesten Stücke aus Weiße's „Kinderfreund“ auf. Johanna, die als die älteste Tochter bald auf den Markt, bald in die Küche, bald in das Schauspiel- und Balletproben, bald an das Krankenbett einer jüngern Schwester gerufen wurde, konnte sich natürlich keine nützlichen Vorkenntnisse erwerben, die unentbehrlichsten nicht. Auf der Bühne war sie bald Knabe, bald Mädchen, bald Bauerndirne, bald Prinzessin; sie sang und tanzte, während sie im Hause für Alles sorgende, kaum 10jährige Hausmütterchen blieb. Dazu kam, daß sie täglich ihren Geschwistern nicht nur die Köpfe zu fristren, sondern auch zu sorgen hatte, was diese Köpfe denken und auf der Bühne wissen mußten. Thätigkeit in ihrer Jugend hat Johanna später oft als ihre beste Lehrmeisterin gepriesen. Johanna war 14 J. alt, als der Graf v. Serau, Intendant des Hoftheaters, sie die Blondine im Melodrama gleiches Namens spielen sah und ein Engagement in München antrug. Sie nahm es an; da sie jedoch als junges Mädchen mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, so folgte sie auf die Einladung ihres Stiefbruders nach Baden bei Wien. Kaiser Joseph II., den man ihres Spiels lobend erwähnt hatte, ließ sie durch Brockmann bei Hoftheater anstellen und besuchte das letzte Mal vor seinem Tode das Schauspiel, das sie in Wien auftrat. Hier kam das 16jähr. Mädchen neben einer Adele Sacco und Stephanie in den Hintergrund zu stehen, bis sie durch das Absterben dieser Frauen nach und nach in den Besitz aller ersten Liebhaberinnen kam. Als sie in ein älteres Rollenfach überging, trat sie den ersten Platz an, den sie aber ab, von der sie wol im künstlichen Kraftaufwand und in gewagten Eingriffen aber nie in weiblicher Zartheit und Natürlichkeit übertroffen wird. Es wird erzählt, daß sie 1809 auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn vor Napoleon die Phädra spielte. Während der Vorstellung äußerte Napoleon, der das Schauspiel gänzlich nachließ, er habe nicht geglaubt, daß die tragische Kunst in Deutschland

gemacht habe, und ließ der Künstlerin ein Geschenk von 3000 Franken im 2. Jahre ihres Aufenthalts in Wien heirathete Johanna den Hrn. Hurn, der aus einer Patriziersfamilie in Fiume und Cassirer des Handelshauses war. Ihr besseres Schicksal benutzte sie jetzt, um sich hässlicher Hinsicht alles ihr Fehlende anzueignen. Das Talent zur Dichtung entwickelte sich bei ihr erst im 25. Jahre und zwar auf Veranlassung Wette. Nach einem Plane, den man ihr vorlegte, schrieb sie in 8 Acten ein Trauerspiel: „Die Drusen“. Man hat verschiedentlich behauptet, daß sie ohne die Mitwirkung ihrer Freunde nöthig gehabt habe, doch ohne Zweifel in manchen Fällen war ihre Autorschaft selbst den vertrautesten Umgebungen ein Geheimniß. Frau v. W. ist die fruchtbarste dramatische Schriftstellerin. Ihre gesammelten Schauspiele sind in 10 Bdn. erschienen. „Schauspiele“ (10, 6 Bde.); „Neue Schauspiele“ (Wien u. Berl., seit 1817). Fast alle diese Schauspiele sind auf den Bühnen Deutschlands aufgeführt worden und zeichnen sich oft durch Originalität, Ausführung, reine Sprache, richtige Charakterzeichnung, Laune aus. „Der Wald bei Hermannstadt“ und viele andre Stücke sind ins Engl., Franz., Ital., Dän., Russ. und Polnische übersetzt. Auch sind „Die Erben“ und das Lustsp.: „Das letzte Mittel“, durch Beifall ausgezeichnet worden. Letzteres ist nicht ohne witzige Laune und bietet dem Schauspieler mehrere dankbare Rollen dar. Auch erschienen von ihr in verschiedenen Sammlungen mehrere Gedichte und prosaische Aufsätze.

Das Weiße Meer ist ein großer Busen des Eismees zwischen der Halbinsel von Lappland, der sich nach Süden bis fast zum 64.° der Br. erstreckt. Er hat f. Namen davon, daß er einen großen Theil des Jahres über ganz mit Schnee bedeckt ist. Schifffahrt auf ihm findet nur von der Mitte des Monats Juni bis Ende des Sept. statt. Die Küste ist von vielen Felsen und kleinen Inseln umgeben, zwischen welchen gegen 30 Flüsse sich ausmünden, wovon der Dwina und Nezenfluß die größten sind. Die Mündung des letztern liegt an der eine Stadt gl. N. liegt. Die Dwina geht in 2 Armen ins Meer, von einer Insel getrennt werden. An ihr liegt das 1584 gegründete St. Michael (s. d.), der Hauptstapelplatz jener Gegend. Unter den Inseln des Weißen Meeres ist die Soloffkloinsel im Dnegabusen die größte. 2 Canäle die Dwina mit der Wolga und dem Dnepr verbinden, lassen aus dem Busen unmittelbar ins Caspische und schwarze Meer schiffen.

Seitlich wird Derjenige genannt, welcher kleine Gegenstände nur bei hellem Lichte und in einer größern Entfernung vom Auge, als sonst gewöhnlich zu erkennen kann. Es ist dies ein Fehler, an dem alte Leute häufig leiden, daher deshalb in der Kunstsprache Presbyopie genannt wird. — Die Lichtstrahlen, welche von dem sichtbaren Gegenstande ausgehen und in dem Auge zu einem Bilde gebrochen werden müssen, vereinigen sich bei diesem Fehler erst hinter dem Auge zum Focus, oder in der Spitze des Kegels. Dies geschieht, wenn die vordere oder die vordere Fläche der Krystalllinse zu wenig convex sind, wenn die Netzhaut zu nahe liegt, wenn die Kraft der durchsichtigen Theile des Auges zu brechen, vermindert ist, die Gegenstände dem Auge zu sehr vergrößert werden, und wenn die Pupille zu sehr verengt ist. — Dieser Fehler läßt sich nicht wieder beseitigen, sondern durch den Gebrauch convexer Gläser verbessern; indessen hat man bisweilen beobachtet, daß Leute, welche im 50. Jahre an demselben zu leiden anfangen, im höhern Alter davon befreit wurden, weil die Gläser wieder lesen konnten. Eine Hauptregel bei dem Gebrauche der Gläser ist, daß man sehr langsam von einer schwächern zu einer höhern Nummer übergeht.

Weißel (Johannes), ist geb. zu Johannisberg im Rheingau d. 24. Oct.

1771. Seinen Vater, der starb, da der Knabe erst 3 J. zählte, hat er nicht. Mit 3 noch unerzogenen Schwestern auf die Pflege der unbemittelten beschränkt, war an Erziehung und Unterricht oder irgend eine Art von Bildung zu denken, und er hatte in s. Kindheit und Jugend mit harter Noth zu kämpfen. Alle Verhältnisse der Geburt und des Glücks, die gewöhnlich für das Glück eines Menschen entscheidend sind, waren gegen ihn; was er ist, verdankt er sich selbst. In der bedrängten Lage s. Familie bot sich dem Knaben kaum Aussicht dar, ein gewöhnliches Handwerk zu lernen. Da man ihn indessen für arbeit zu schwach fand, so ward er zum Schneider bestimmt. Allein es war ihm der Wunsch zu studiren, der sich immer lebendiger und endlich unüberwindlich offenbarte. Beharrlich setzte er durch, wozu er entschlossen war. Anfangs half sich mit dem dürftigen Unterricht s. Dorfschulmeisters behelfen, dann gingen der Willen s. Mutter allein nach Mainz, ließ sich in das dortige Gymnasium aufnehmen und half sich auf eine fast wunderbare Weise fort. Bezeichnend ist obgleich sehr dürftig, sich nicht in das Verzeichniß der armen Studenten ließ, sondern, den Vermögenden gleich, auf jede wohlthätige Unterstützung und sogar den Unterricht, den er empfing, bezahlte, da er sich selbst durch die Arbeit, den er gab, spärlich nährte. Es ist ein anziehendes und lehrreiches Bild diese freie und kräftige Natur in langem, hartem Kampfe mit allem Unglück, Dürftigkeit und der gröbsten Vorurtheile s. Standes zu sehen, den er mit Muth und männlicher Ausdauer besteht, und siegreich s. Freiheit, s. Stolzgefühl und s. Vertrauen auf sich und die Menschen rettet. Er selbst hat die Geschichte in einer Art von Autobiographie beschrieben, die den Titel führt: „Die würdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit“. Als Custine 1793 die Franzosen Mainz besetzte, zog W. sich in den Rheingau zurück und nahm bei einer befreundeten Familie an. Einige Jahre später endete er s. zu Mainz unterbrochenen Studien in Jena und Göttingen, machte eine Reise nach Dresden und endlich durch einen Theil von Frankreich und kehrte dann nach der geliebten Heimath zurück, wo er im Schoße der Eltern Studien lebte. Hier verlassen uns die biographischen Notizen, die uns die „Merkwürdigsten aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ über sich selbst und das Werk scheint mit dem 2. Th. abgebrochen. Das ist zu bedauern, aber uns aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge keineswegs. Wir hoffen die Hoffnung nicht auf, die fehlenden Theile zur rechten Zeit unterbreiten zu finden. Der Verlust dieser Arbeit dürfte Manchem schon darum sein, weil der Vf. im 2. Th. eine raisonnirte Übersicht der franz. Revolution gegeben hat, von der man glauben sollte, die einzigen Geschichtsschreiber, die später aufgetreten sind, Mignet und Thiers, hätten sie benutzt, wenn sie nehmen dürfte, daß ihnen das Werk bekannt gewesen sei. — Im Rheingau W. 1798 von der franz. Behörde, die das linke Rheinufer organisirte, zum Commissair der Regierung im Canton Otterberg, Depart. vom Donnersberg, ernannt. Bald darauf ward er auf s. Verlangen in ders. Eigenschaft nach Germersheim versetzt, versah dabei unter den schwierigsten Verhältnissen die Stelle eines Commissairs, und hatte als solcher, da das Heer von Requisitionen lebte, die übermächtige Feind über den Rhein zu gehen drohte, eine ausgedehnte Verantwortung und große Verantwortlichkeit. An dieser gefährlichen Stelle, in einer höchst kritischen Zeit, zeigte W. eine Rechtlichkeit und Strenge, die von s. jugendlichen Enthusiasmus für Wahrheit, Recht und Tugend, aber auch von s. wenigem Muth Zeugniß gibt. Unter Anderm verfolgte er eine ungeheure Verschwendung von Militaireffecten, während der Soldat fast an Allem Mangel litt, und die Unterdrückungen eines begünstigten Generals im eignen Lande. W. hatte nicht bedacht, vielleicht auch nicht gewußt, daß s. eigener Vorgesetzter, der Com-

an Theil an dem schändlichen Raube hatte und ihm s. Schutz verlieh. Der General fanden Mittel, sich loszusprechen zu lassen, und zeigten sich, vermuthen kann, ihrem Verfolger nicht gewogen. Sie machten mit allen Dieben und Räubern gemeinschaftliche Sache und gewannen selbst Franzosen, die aber einen gewissen Nationalwiderwillen gegen die Deutsche verleugnen konnten. An sie schlossen sich die Jakobiner und heftigten an, die W.'s Mäßigung schon lange verdächtig fanden und ihn als einen Aristokraten anklagten und verfolgten. So tabelten die Franzosen Wesen und die Deutschthümer später s. französische Art; die Jakobiner als einen Mäßigen und Aristokraten, diese dagegen als einen Jakobiner; ihn die überspannten Republikaner entfernten, weil sie monarchische Gesinnung bei ihm finden wollten, so trug man unter Napoleon Bedenken, ihn anzusetzen zu befördern, weil er republikanische Grundsätze zu nähren beschuldigt wurde. Selbst hat s. unseliges Loos, von jeher allen Narren, Spitzbuben, Renegaten und Heuchlern ein Ärgerniß und Grauel zu sein, mit vieler Laune so geschildert: „Reiz der Neuheit“, der im 2. Bde. s. „Vermischten“ steht. Indessen hatte er, wie gewöhnlich Leute seiner Art, das gute Glück, und seinen Gegnern blieb der Erfolg. Bei der Reorganisation der Verwaltung 1800 ward W. übergangen. Nach einer Dienstführung, die sich durch reichlichen Einbringens wegen gesucht wird, kehrte er so arm als er sie hatte, müde des Haders der Parteien, des tollen Treibens des Unverstandes, der heuchlerischen Schlechtigkeit, die unter dem Panier der Freiheit, des Vaterlandes und des Rechts für die Gelüste des Eigennuzes und der Eitelkeit kämpft, nach dem Johannisberg zu s. Mutter zurück. Aber auch dort die gehoffte Ruhe nicht werden. Die ehemalige mainzer Regierung, die zu Aschaffenburg hatte, ließ ihn verderblicher Romane wegen, die er schreiben sollte — es gab aber keinen Roman von ihm — aus dem Lande verbannt. Er blieb in dieser Lage — nach s. Äußerung der schrecklichsten, die er je erlebt hatte — nichts übrig als nach Mainz zu gehen, ohne Stelle, ohne Aussicht, von allen excentrischen Parteien geächtet und verleumdet, an eine Partei gebunden, die mit ihrer Erhaltung an ihn angewiesen war. Er wollte als Schriftsteller sein Glück versuchen, hatte aber diesen Beruf nie recht als einen anerkannt, da ihm das Schreiben in einer so tief bewegten und folgereichen Zeit als ein karges Surrogat des Handelns, wozu er sich bestimmt glaubte, galt. Auch darf der Schriftsteller so wenig als der Geschäfts- oder Weltmann sich emporzukommen, verschmähen, auf deren Anwendung sich W. nicht verstand. Erst gab er eine Zeitschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik, „Egeria“ heraus, dann übernahm er die Redaction der „Mainzer Zeitung“ und ward endlich gegen s. Willen zum Prof. bei dem kaiserl. Lyceum ernannt. Das Vertrauen s. Mitbürger berief ihn in das Bezirkswahlcollegium, und dort der Jury des öffentlichen Unterrichts leistete er diesem wesentliche Dienste. Die vereinigten Bemühungen der ersten Behörden des Depart., die sich an ihn verwendeten, konnten keine Beförderung, nicht einmal eine Verbesserung des Schicksals von der Regierung erlangen. Der Polizeiminister entzog ihm die Redaction der „Mainzer Zeitung“, die den bedeutendsten Theil s. Einkommens bildete. Ohne Zweifel hatte er es mit der geheimen Polizei des Kaisers nicht verstanden. Ohne Zweifel hatte er es mit dem ihm Savary, nachheriger Minister des Innern und Polizeiminister, beehren wollte. Die verhängnißvollen Jahre 1815 gaben dem Schicksal der Welt und auch dem seinigen eine andre Wendung. Unter dem seltsamen Provisorium in Mainz auf mancherlei Weise geachtet, erhielt er den Ruf als Hof- und Revisionsrath in das Herzogthum Nassau, das sein Geburtsland, der Rheingau, gehörte, mit Vergnügen an. In Wiesbaden.

baden gab er die „Rheinischen Blätter“ heraus, und was der Mensch Glück zu nennen pflegt, schien nun fest begründet, als die Beschlüsse der Conferenzen es wieder zerstörten. W., der unter einer Censur nicht schreiben entsagte den „Rheinischen Blättern“ und mit ihnen einer Einnahme, die sorgenfreies Dasein gesichert hatte. 1820 ward er zum herzogl. Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek in Wiesbaden ernannt, in welcher Eigenschaft thätig ist. — Unter f. Namen sind erschienen: „August und Wilhelmine“, „Bermischte Schriften“ (3 Bde.); „Das Merkwürdigste aus meinem Leben aus meiner Zeit“ (2 Thle.); „Europa in seinem gegenwärtigen Zustande“, „Die Rheinreise“ (1. Bd.). Endlich hat er erst mit Vogt, dann mit „Rheinische Archiv“ herausgegeben. Er selbst führt als etwas Eigenes in f. Leben an, daß er die Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden sind, Stellen, die er bekleidet, ohne f. Ansuchen erhalten, ja gegen f. Neigungen, die 2 einzigen Stellen aber, um die er sich beworben, nicht habend können.

Welcker (Friedrich Gottlieb), gegenwärtig Prof. der Alterthumschaften zu Bonn, ist zu Grünberg im Hessen-Darmstädtischen d. 4. 9 geb. Nach Vollendung f. Universitätsjahre zu Gießen fand er am 1. August 1803 eine Anstellung als Lehrer, und gab 1806 durch eine Reise nach Rom, wo er sich Zoega's persönlichen Unterrichts rühmen konnte, f. Leben eine von nun an entschiedene Richtung. Durch eine inhaltreiche Schrift: „Leben, Sammlung seiner Briefe etc.“ (Gött. 1819, 2 Bde.), hat er den Dänen ein schönes Denkmal gesetzt. Studium des bildlichen Alterthums in Verbindung des genauesten grammatischen Studiums der Classiker war sein 21jähriger Aufenthalt in Rom an der entschieden hervortretenden Richtung. Schriften, in denen man, wie bei Zoega, eine Überfülle des Stoffs bemerkt, weilen der Klarheit nachtheilig ist. Nach f. Rückkehr fand W. 1809 eine Anstellung als außerord. Prof. der Archäologie und griech. Literatur zu Gießen, 1816 mit einer Professur in Göttingen vertauschte. Seit 1819 gehört er zu den neugegründeten Professoren der Universität Bonn und zu ihren thätigsten Professoren. f. vielen Schriften, die in f. frühern Autorperiode auch der Theologie angehören, erwähnen wir hier f. philologisch-artistischen, ohne sie vollständig aufzählen. Die Reihe f. philologischen Arbeiten beginnt mit einer Probe der „Dionysodoten“ im „Deutschen Merkur“ (1804, 9. H.), denen die „Kommentare zu Aristophanes“ (2 Bde., Gießen und Darmst. 1810 — 12) folgten. Der Aufsatz: „Über die Hermaphroditen der alten Kunst“ in den „Studien“ von Creuzer (1808, Bd. 4), begann er die Reihe f. so lehrreichen antiken Abhandlungen. Jetzt findet man sie vereinzelt in Zoega's „Basreliefs“ (Gießen 1811), in der „Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst“ (Gießen 1817 und 1818), in Zoega's „Abhandlungen“ (Göttingen 1818). Von f. rein-philologischen Arbeiten seien hier erwähnt die „Fragmenta lyrici“ (Gießen 1815); „Hipponactis et Ananii fragmenta“ (Göttingen 1816); „De Erinna et Corinna poetriis“, in Creuzer's „Meletem.“ (2. Bd.), der neuesten, „Theognidis fragmenta“ (Bonn 1826), vor allen f. v. mit Fried. Jacobs besorgte Ausg. des Philostratus und des Callistratus: „Strati imagines et Callistrati statuae“, Lpz. 1823), worin W. ein reiches von archäologischer Gelehrsamkeit niedergelegt hat. Manches Andre, f. Ansicht über die Trilogie des Aeschylus, in dem Werke: „Die Aeschylus Trilogie Prometheus“ (1824), hat von Seiten des Philologen Hermann lebhaften Widerspruch gefunden, weshalb er kürzlich einen Nachtrag zu jener Schrift herausgegeben. Eine andre Schrift: „Über eine kretische Colonie in der Göttinger Europa und Kadmos“ (Bonn 1824), ist reich an glücklichen Entdeckungen.

niger Forschung. Seine neueste Schrift ist über das akademische Kunst-
in Bonn (1827). Vor mehreren Jahren wurden ihm, in Folge eines
in der mainzer Commission geführten Untersuchung entstandenen Verdachts,
in Beschlag genommen, allein — wie es nicht anders zu erwarten war —
der k. Ministerialcommission zu Berlin 1826 mit der Erklärung zurück-
daß es hinreichend dargethan sei, er habe an den politischen Umtrie-
Richtungen selbst keinen Theil genommen, sondern sei denselben fremd
19.

Welfen oder Guelphen war der Name eines berühmten Fürstenhau-
im 11. Jahrh. aus Italien (Otto von Freisingen setzt ihre ältesten Be-
zwischen dem Brenner und St. Gotthard) nach Deutschland verpflanzt,
lang über verschiedene der schönsten deutschen Provinzen herrschte und in
Linien des Hauses Braunschweig, der königl. und herzogl., noch fort-
Nach des Geh.-Justizraths Eichhorn „Urgeschichte des Hauses der Wel-
dasselbe erst mit dem 9. Jahrh. in der letzten Periode Karls des Gr.
alle Licht der Geschichte. Das Andenken an diesen alten berühmten Na-
durch die Stiftung des hanoverischen Guelphenordens (s. Hanover) er-
worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittel-
mächtige Partei, die sich in Deutschland und späterhin vorzüglich in Ita-
Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den Gibellinen,
(Vgl. Friedr. v. Raumer's „Gesch. der Hohenstaufen“, Lpz. 1823.)
Familie der Welfen besaß, in 2 Linien getheilt, im 11. Jahrh. ansehnliche
im südl. Deutschland. Azzo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von
Genua u. a. Städten der Lombardei (st. 1097), erhielt einen Theil die-
durch s. Heirath mit der Welfischen Erbtöchter Kunegonde. Sein Sohn
(Ralph) I. (st. 1101) wurde Herzog in Baiern und erbt die Güter der an-
stammigen Linie. Welfs erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in
erhielt durch s. Gemahlin Wulfhilde, Erbtöchter des Herzogs Magnus in
denselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden Billung'schen Güter.
der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Baiern,
der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, und erhielt von s. Schwie-
dem Kaiser Lothar (1137), auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lo-
thar wollte Heinrich dem von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem
Hohenstaufen (s. d.) die Krone streitig machen, ward aber in die Acht
und der größte Theil s. Güter ihm entzogen. Nach s. Tode (1139) erhielt
Heinrich der Löwe (s. d.), nur das Herzogthum Sachsen und s.
in diesem Lande; die bairischen Erblehen erhielt s. Oheim Welf. Als
diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich, (1140) der Krieg aus-
brachen in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen
wurde, wodurch sich beide Parteien von einander unterschieden. — Waiblin-
genigen Königreich Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenstaufen,
die Italiener änderten nachher, um sich die Aussprache zu erleichtern, den Namen
in Gibellinen (Ghibellini). — Der Streit, den anfangs nur die beiden
Parteien mit einander geführt hatten, verbreitete sich in der Folge weiter, blieb
nicht Familiensache, sondern wurde der Brennstoff zu den hartnäckigsten
Kämpfen gegen einander erbitterter politischer Parteien. Die Päpste, welche die
Herrschaft über die Kaiser zu erringen suchten, und die seit dem Anfange des
12. Jahrh. nach Freiheit und Selbständigkeit emporstrebenden Städte Italiens
zur Partei der Guelphen; alle Die, welche es mit der Partei des Kaisers
hielten, hießen Gibellinen. Fast 300 Jahre hindurch ward der Kampf der Par-
teien mit der größten Erbitterung fortgesetzt und das unglückliche Italien litt dabei
entsetzlich. Es entstanden neue Parteien unter a. Namen, wie z. B. die

Weissen und Schwarzen (Bianchi e Neri) in Florenz. Die Geschichte in keinem Zeitalter ein ähnliches Beispiel von so heftigen Ausbrüchen der Partidar. (S. Italien.)

Wellen, s. Meer.

Wellesley (Richard Colley, Marquis v.), Pair, seit 1821 Pairer und Wellington's Bruder, stammt aus einer alten engl., nach Irland Heinrich VIII. eingewanderten Familie Colley, die später mit dem Erbgnamen der ausgest. Familie Wesley oder Wellesley annahm. Er ist 30. Juni 1760 und der älteste Sohn des Lords Garret Colley, Grafen von Warrington. Schon auf der Schule zu Eton bildete er sich in einem von dem Lord errichteten Rednerclub zum öffentlichen Redner. Er hatte kaum s. Studien vollendet, als er (1784) der Erbe des Titels und des Vermögens s. hierauf Mitglied des Geheimenraths von Irland und als Vertreter von Irland im Parlamentsglied wurde. Bald erwarb er sich die Gnade des Monarchen, erhielt Zutritt in den Privatsirkel der königl. Familie. Denn er hatte sich als in der irländ. Pairskammer, hierauf im brit. Unterhause, ganz dem Ministerium von Pitt angeschlossen und stark gegen die franz. Revolution gesprochen. Der König ernannte ihn zum Lord der Schatzkammer und 1797 zum Generalgouverneur in Ostindien. Als die Franzosen bald nachher im Besitze von Ägypten durch den Vertrag von Sydenham gegen das brit. Indien mit Tippey Saib geschlossen hatten, suchte W. die Straße Babel-Mandel sperren, damit die Verbindung zwischen Indien und Mysore abgeschnitten wurde; auch sandte er 1801 ein Hülfscorps nach Ägypten gegen die Franzosen. Durch den Fall von Seringapatnam, das am 4. Sept. 1799 mit Sturm nahm, wobei der Sultan das Leben verlor, wurde W. ganz Mysore der brit. Gewalt. Das Parlament dankte ihm dafür, und der König ernannte ihn zum Marquis von Wellesley und setzte in sein Wappenschild die Fahne von Mysore. In dem darauf folgenden Kriege der brit. Compagnie mit den Maratten eroberte er binnen 3 Monaten das Land zwischen dem Ganges und Dschumna und zwang den Scindiah und den Rajah von Berar zum Frieden, wofür ihm 1804 abermals der Dank des Parlaments zu Theil wurde. 1805 verlangte er s. Abberufung und erhielt im Juli Lord Cornwallis zum Nachfolger. Er hat nach amtlichen Angaben die Schuld der britisch-ostindischen Compagnie um 12 Mill. Pf. St. (darunter 5 Mill. für Kriegskosten) vermehrt. Das Parlament dankt ihm die Gründung seines für die Bildung brit. Beamten in Ostindien wichtigen Collegiums und a. nützlichen Anstalten. Vergebens ward s. indische Verwaltung von der Opposition angegriffen. Das Unterhaus billigte dieselbe Ausnahme. Im Anfange 1809 ernannte ihn der König zu dem damals sehr wichtigen Posten eines Botschafters bei der Centraljunta in Spanien, wo unter schwierigen Umständen ein großes Talent zeigte. Nach dem Tode des Lord Portland, am Ende dess. J., trat er an Canning's Stelle als Staatssecretär für auswärtigen Angelegenheiten; er betrieb seitdem die Sache Spaniens, für die s. Bruder an der Spitze des Heeres kämpfte, wie seine eigne, und selbst Lord Wellington ließ, obgleich er dem Ministerium (1810) Fehler in dem Plane, den Krieg in Spanien geführt wurde, vorwarf, dem großen politischen Blick die Ansichten des Marquis W. Gerechtigkeit widerfahren. Mißhelligkeiten mit dem Ministerium in Beziehung auf diesen Krieg bewogen ihn, im Jan. 1812 das Ministerium zu treten, weil er, wie er sich, als ihn der Prinz-Regent zu bleibend suchte, erklärte, wol mit Perceval, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, aber nicht unter ihm arbeiten wollte. Nun trat Lord Castlereagh an s. Stelle. Auch nach Perceval's Ermordung (am 11. Mai), dessen Nachfolger Lord Wellington wurde, konnte der Prinz-Regent s. Wunsch, daß W. und Canning

rium verstärken möchten, nicht erreichen, weil man sich über die Angelegenheiten Katholiken und über die Führung des Kriegs auf der Halbinsel nicht verstand. Der bekannte Vorschlag des Marquis in der Pairskammer (1. Juli), die Strafgesetze, welche auf die Katholiken drückten, zu untersuchen, ward durch die Mehrheit von Einer Stimme verworfen. Im Febr. 1817 bemühte er sich zu zeigen, daß in allen Ländern Unzufriedene den Umsturz der Regierung suchten; um aber ein besonderes Gesetz dagegen zu erlassen, müsse erst erwiesen werden, daß die bereits vorhandenen Gesetze nicht hinreichten. Daher sprach er mit Leidenschaft gegen die Auslegung der Habeas-Corpusacte. Um den in Irland fortwährenden Unruhen zu steuern, ernannte Georg IV. den kräftigen W. 1821 an die Stelle zum Vizekönig von Irland, wo ihm jedoch das große Werk, die Parteien auszusöhnen, noch nicht gelungen ist. Dieser aufgeklärte, tiefgelehrte und liberalgesinnte Staatsmann war seit 1794 mit einer Französin, vermählt, die 1816 kinderlos starb. Er hat 1812 einige Briefe über die wichtigsten Angelegenheiten in Druck gegeben. Wichtige Aufschlüsse über die indische Geschichte und über den Marattenkrieg enthalten f. „Bemerkungen über den Verkehr der brit. Regierung mit den Marattenhäuptern“ (1804, 4.).

Wellesley-Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlamentsglied, Baronet der Queen's-County in Irland und Minister im Depart. der Münze, am 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von f. Wetter, Sir William verlor ihm 1778 sein ganzes Vermögen hinterließ. 1811 erließ er als Staatsminister in Irland ein Umschreiben an die obern Behörden, worin er ihnen die Verantwortung zu dem gesetzwidrig in Dublin errichteten Ausschuss der Katholiken durch die Abgeordneten der Grafschaften anbefahl. Diese Maßregel fand in England großen Tadel. Lord Moira zeigte sie dem Ober- und Ponsonby dem Unterhaus und drangen auf Untersuchung. Herr Pole kam daher aus Irland zurück, trat im Unterhause wieder ein, rechtfertigte sich, und Ponsonby's Antrag wurde nicht durch. Merkwürdig war f. Erklärung im Parlamente im Nov. 1814, in dem Ganges des Hrn. Witherbread in Ansehung der zu Gibraltar verhafteten und an die spanische Regierung ausgelieferten Spanier (von der Partei der Whigs) beipflichtete, und hinzusetzte, sein Bruder, der britische Gesandte in Madrid, habe alles Mögliche bei der spanischen Regierung versucht, daß sie ihr gegenwärtiges System aufgeben möge, welches keiner von dem Blute der Wellesley je annehmen könne.

Wellesley (Henry), jüngster Bruder des Vorigen, Geh.-Rath und Mitglied des Bathordens, geb. den 20. Juni 1773, begleitete 1797 Lord Malborough nach Lille, hierauf f. Bruder als Secretair nach Indien, der ihn 1801 Statthalter von Andaman ernannte. 1805 kam er nach England zurück und wurde Secretair der Schatzkammer, legte aber diese Stelle nieder und ging als Statthalter nach Spanien. Man glaubt, daß die von ihm erklärte Weigerung des Ministeriums, die span. Regierung mit beträchtlichen Hülfsgebern zu unterstützen, das im Oct. 1814 vom Könige von Spanien erlassene Verbot der Baum- und Weinexporte zur Folge gehabt habe. Seitdem schien der russ. Minister am Hofe Madrid mehr Einfluß zu gewinnen, bis 1819 der britische aufs neue sich geltend machte, indem England die baaren Summen aus Mexico auf brit. Schiffen zu Rechnung holen ließ und die Abtretung der Floridas an die Vereinigten Staaten zu hintertreiben suchte. König Ferdinand VII. hatte übrigens schon 1814 dem Minister W. alle Vorrechte eines Familienbotschafters ertheilt, die der Ge-
winn annahm als eine seinem Monarchen und der brit. Nation bezeugte Achtung; er lehnte die ihm persönlich angebotenen Gnadenbezeugungen ab. Bald darauf suchte er um f. Entlassung nach, weil er die in der neuern Zeit von der span. Regierung genommenen Maßregeln zu verhindern vergebens sich bemüht hatte.

Indeß blieb er auf seinem Posten bis 1821, wo er nach London zurückkehrte. Spanien f. Botschafter an fremden Höfen einzog. Am Ende 1822 war brit. Botschafter in Wien ernannt und in der Folge (1828) zum Lord erhoben. Als solcher ist er Mitglied des Oberhauses, wo schon 3 Brüder sitzen. — Ein 5. Bruder der Wellesley, Gerhard Valerian W., ist königl. Caplan, Kanonicus von St.-Paul und Rector zu Chelsea. — rühmteste vom Geschlecht der Wellesley ist

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog v.), der erste Feldherr in der neuern Zeit, der gefeierte Held von Waterloo, geb. d. 1. Mai 1769 zu castle in Irland, ward in Eton erzogen, darauf in der Kriegeschule zu Frankreich unterrichtet, und trat am Schluß 1787 als Fähnrich seine Laufbahn an. 1794 wohnte er als Obristlieutenant dem Feldzuge in denlanden bei und befehligte eine Brigade bei dem Rückzuge des Herzogs. 1797 ging er mit f. Regiment nach Indien, wo f. Bruder General war. Hier gab er glänzende Beweise von f. militairischen Talenten in Kämpfen gegen Tippe Saib, den Beherrscher von Mysore. Er trug wesentliche Theile an der Erstürmung von Seringapatnam, 4. Mai 1799, und leitete als Oberbefehlshaber dieses Plazes die neue Errichtung des aufgelösten Staats. Darauf er siegreich als Generalmajor die Maratten, rettete die Residenz des Maharajah, schlug den Scindiah, den Rajah von Berar und den Holkar bei Asspe, und brachte sie zu einem harten Frieden. Calcutta errichtete ein Denkmal jener Thaten. Er schenkte dem Feldherrn einen Degen von 1000 Pf. Sterl. an Werth, und die Officiere verehrten ihm eine Vase von Gold. Erst 1805 kehrte Sir A. nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einsicht und Tapferkeit eben so sehr als durch Überblick, Kälte und Festigkeit zu den großen Erfolgen, die er in der Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. 1806 wählte ihn die Generalversammlung auf der Insel Wight zu ihrem Abgeordneten im Unterhause. 1807 wurde er mit dem Stadthalter von Irland, dem Herzog v. Richmond, nach Dublin ernannt, er als Secretair, oder erster Minister, eine bessere Polizei einführen wollte; aber im Aug. d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn seines kriegerischen Lebens. Er wohnte unter Lord Cathcart dem Zuge gegen Kopenhagen bei, wo er die Unterhandlung unterhandelte und abschloß, und führte im Jul. 1808 ein britisches Heer nach Portugal. Er entriß dieses Land und Spanien den Franzosen, nachdem er lange die Streitkräfte der Portugiesen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den Verhältnissen mit der spanischen Oberjunta besiegt und die kühnsten Feldherren Napoleons geschlagen hatte, von dem Tage bei Rossbach (4. Aug. 1808), an welchem er das franz. Heer unter Dalaborde schlug, dem bei Bimeira (21. Aug. 1808) bis zu dem letzten entscheidenden Kampfe bei Vittoria (21. Jun. 1813) und zuletzt bei Toulouse. Nach dem Siege bei Bimeira übernahm zwar Sir Henry Dalrymple den Oberbefehl, der (30. Aug.) von Sir Arthur unterhandelte Convention von Cintra mit Junot wegen der Evacuation Portugals abschloß, welche Sir Arthur vor dem britischen Heere vertheidigen mußte. Allein schon am 22. April 1809 übernahm er den Oberbefehl in der Halbinsel aufs neue und trat an die Spitze der portugiesischen Armee. Unter f. Thaten sind zu bemerken, der kühne Übergang über den Tago am 11. Mai, durch welchen er Porto einnahm und den Marschall Soult zum theilhaftigsten Rückzuge zwang; hierauf die Schlacht bei Talavera (28. Jul. 1809), welche jedoch, bei der Zögerung der spanischen Feldherren ihn zu unterstützen, bei der Ungeübtheit der spanischen Truppen, keinen Erfolg hatte; dann die kühne Vertheidigung Portugals gegen den mit Übermacht vordringenden Napoleon in der blutigen Schlacht bei Busaco (27. — 28. Sept. 1810) und die Evacuation Lissabons in den Linien von Torres Vedras (14. Oct. 1810 —

Auf diesem Rückzuge versuchte Sir Arthur das erste Mal ein Mittel, den moralische und militairischen Zulässigkeit gleich sehr gestritten wurde. er belagerte das Land, sowie er es räumte, in eine Wüste. Bei Todesstrafe ließ die Einwo. die Häuser verlassen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel rauben. Coimbra, von 20,000 Menschen bevölkert, war eine Einöde, als er vorrückte. Erst einige Meilen von Lissabon machte der britische Feldherr Halt und stellte sich hinter einer verschanzten Linie auf, fest entschlossen, Mas- sachusetts Hunger zu besiegen, während im britisch-portug. Heerlager durch die von der See und dem Tejo her Überfluß herrschte. Vergebens kämpfte er mit dem Mangel; das britische Heer war unangreifbar in seiner ehernen Stellung. So mußte jener endlich, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend ausgesetzt hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Sir Arthur nunmehr Marquis de Torres Vedras, Schritt vor Schritt, belagerte ihn und behauptete s. Stellung in dem Treffen bei Fuentes de Onoro, 5. Okt. 1811. Masséna brachte von mehr als 80,000 M. kaum die Hälfte nach Portugal zurück. Soult und Mortier, die hier mit neuen Streitkräften zu Masséna, hielten den britischen Feldherrn auf. Als aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf Sir Arthur sogleich Anstalten, die Grenze vorzudringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (12. Okt.) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines span. Granden brachte. Der Prinz-Regent ernannte ihn (22. Febr. d. J.) zum Grafen v. W. (zum Lord Viscount W. v. Talavera) und im Aug. 1810 ernannt worden). Hierauf folgte die Einnahme von Badajoz (7. Apr.), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Jul.) am Toro, wo der Oberbefehlshaber der Franzosen, Marmont, schwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (13. Aug.). Wellington rückte nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton vertheidigte; der Sturm mißlang, die Franzosen sammelten neue Streitkräfte, Burges besetzt, und W. trat (20. Oct.) den Rückzug an, jeden Fehltritt des Feindes benutzend, seinerseits nie eine Blöße gebend. Am Ende des J. 1811 stand er wieder an der portug. Grenze, während jedoch der kleine Krieg in Spanien mit Verberben der Franzosen fortbauerte. Das J. 1813 sollte die franz. Macht überall zertrümmern. Die besten Feldherrn und ihre Truppen wurden nach Deutschland geschickt, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, jenseits des Ebro, freiwillig geräumt. W. nahm das verlassene Land sogleich in Besitz und rückte vorsichtig nach, bis er das franz. Heer, unter dem Oberbefehl und unter Jourdan, bei Vittoria ereilte und d. 21. Jun. schlug. Der Feind verlor s. Geschütz (151 Kanonen, 451 Wagen und 1. Schak) und floh über die Pyrenäen. Der Prinz-Regent ernannte jetzt W. zum Feldmarschall und die Cortes schenkten ihm die Herrschaft Sotomayor. Die festen Plätze Pampelona und St. Sebastian hielten den Feind bisseits noch auf. Unterdeß übernahm der kriegserfahrene Soult den Befehl über die Reste des franz. Heers. Schnell bildete er ein neues und rückte in die Pyrenäen vor, um jene beiden Festungen zu entsetzen; allein W. schlug ihn vom 24. Jul. bis zum 1. Aug. aus den Gebirgen zurück und behauptete sich in seiner Stellung. Darauf nahm er St. Sebastian mit Sturm (8. Sept.), ging d. 7. Oct. über die Bidassoa, und während er nun auf Frankreichs Grenze, am Fuße der Pyrenäen, die Stellung der Nive und Nivelle überwältigte, zu einem neuen Feldzuge sich rüstete, fiel auch Pampelona. Mit dem An- fang 1814 rückte er gegen Bayonne vor, nahm in Auftrag des Herzogs v. Angoulême, der sich (seit d. 3. Febr.) in s. Hauptquartiere befand, und im Namen des Königs XVIII., von Frankreich Besitz, und manoeuvrirte so geschickt, daß Soult

die Ufer des Adour verlassen mußte. Nun rückte John Hope gegen V vor, während W. gegen Toulouse zog, und den glänzenden Sieg bei Dord (Febr.) erkämpfte, worauf Soult's Rückzug bald in wilde Flucht sich löste. Das Bundesheer ging auf mehreren Punkten über den Adour, und besetzte schon d. 12. März in Bordeaux ein, wo man sofort die weiße Fahne aufstach. Darauf ward Soult, nach der Schlacht bei Aire, aus f. Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouse nahm er die letzte Schlacht an und verlor sie (10. W. rückte (den 12.) in die Stadt ein. Hier erhielt er die Botschaft, daß er von den Verbündeten genommen war, und begab sich ebenfalls dahin. Er machte er eine Reise nach Madrid, wo ihm Ferdinand VII. in seinen vormaligen erhaltenen Würden und Orden, als Herzog v. Ciudad Rodrigo, von Spanien der 1. Classe, Herzog v. Vittoria und Ritter des goldenen Ordens bestätigte. Von Madrid begab sich W. nach London, wo ihn (23. J.) das Volk mit Jubel empfing. Der Prinz-Regent hatte ihm den Hofenbanten d. 3. Mai 1814 die Würde eines Herzogs v. W. ertheilt, und das Parlament bestimmte ihm, außer den frühern Geschenken, z. B. von 100,000 Pf. für den Sieg bei Salamanca, eine Summe von 300,000 Pf. zum Ankauf von Ländern. Darauf ging er als Botschafter nach Paris (24. Aug.), trat aber bald wieder her (1. Febr. 1815) als erster Bevollmächtigter Englands bei dem Congresse in Wien an Lord Castlereagh's Stelle. Hier unterzeichnete er die Acte der in Wien versammelten Mächte gegen Bonaparte und den Bundesvertrag d. 25. März zwischen Oesterreich, Rußland, Preußen und England. Darauf nach Brüssel (6. April), wo er den Oberbefehl über die britischen, holländ. und braunschweigischen Truppen übernahm. Als Bonaparte d. 13. die Preußen angriff, befand sich W. in Brüssel. Sofort brach er mit dem Heere nach Quatre-Bras (s. d.) auf, wo bereits die Schlacht im Gange genommen hatte. Tapfer widerstanden f. Truppen den wiederholten Angriffen Ney's, doch konnte er den Preußen bei Ligny nicht zu Hülfe kommen. Blücher besiegt war, warf sich Napoleon auf W.'s Heer. Dieses behauptete mit ruhmvoller Anstrengung d. 18. Juni auf den Höhen von Waterloo gegen die Übermacht des Feindes, bis Blücher heraneilte und den Sieg brachte. Napoleons Heer ward vernichtet und unaufhaltsam drangen Blücher und Wellington gegen Paris vor, wo sie den 5. Juli mit Capitulation einzogen. Hier trat W. d. 8. Juli Ludwig XVIII. in f. Hauptstadt wieder ein und nahm an den Unterhandlungen. Doch für die Zurückstattung des Kunstschatzes, zuerst Preußen, dann auch Oesterreich, in Ansehung ihres Eigenthums durch Napoleon hatten, verwandte er sich erst spät und bloß für den römischen Stuhl, der Canova nach Paris geschickt und W.'s Beistand sich erbeten hatte. Im Jahr 1816 übernahm er den Oberbefehl über das Besatzungsheer, welches Frankreich zur Ruhe sichern sollte, wodurch er einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der gemeinen Angelegenheiten Frankreichs erhielt und dabei stets die grundsätzlichen Grundsätze der Constitutionellen gegen die Ultraroyalisten unterstützte. Doch er sich der von Fanatikern im Garddepart. grausam verfolgten Protestanten so kräftig an, als man hätte erwarten können. Desto thätiger war er in der Leitung der Befestigungsarbeiten an der niederl. Grenze und bei dem Ausgleichsgeschäft zwischen den europäischen Mächten und Frankreich. Er untersuchte und minderte, wir wissen nicht, nach welchen Grundsätzen, die Privatforderungen, welche endlich 1818, zum großen Kummer der Betheiligten, auf eine kleine Summe herabgesetzt wurden. Auch entschied vorzüglich W.'s Stimme die Veränderung des Besatzungsheers 1817, sowie den Beschluß, es zu Ende 1818 aus Frankreich herauszuziehen. Diese thätige Verwendung für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der franz. Minister und Ludwig XVIII., sowie die

behauptete Mannszucht seiner Truppen von der franz. Nation mit Dank wurde; allein dennoch konnte der Stolz des besiegten Volks es ihm nicht abdrücken, der Überwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber auftrat. Besonders der franz. Krieger; doch war der angebliche Mordanschlag gegen ihn, 12. Aug. zu Paris, worüber die Untersuchung im Mai 1819 mit der Freisprechung endete, nichts als ein Ränkespiel, in welches Lord Rinnaird sich verwickelte. — Der Herzog v. W. hat unter allen jetzt lebenden Feldherren die meisten Belohnungen erhalten. Der König von den Niederlanden ernannte ihn zum Fürsten v. Waterloo. Die übrigen Monarchen Europas überhäufte mit Titeln, Orden und Geschenken. So ward er zugleich Feldmarschall portug., span., niederl., östr., russ. und preuß. Heere. Der König von Portugal schenkte ihm ein Tafelgeschirr von Silber, mehr als 1 Mill. Thlr. werth; andre Monarchen beschenkten ihn ebenfalls, z. B. der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen jeder mit einem Tafelgeschirr von wiener und porcellan, auf welchem die Siege des Feldherrn abgebildet sind, und der König von Sachsen mit einem, durch die Größe und Schönheit der Form, wie durch zwei ausgezeichneten meißner Porzellanservice. Auch die Kaufleute von London schenkten ihm ein nach Smirke's Zeichnungen kunstreich verfertigtes Schild von Silber (3 Fuß 3 Zoll i. Durchmesser), auf welchem er mit s. Officiers-Uniform die Siege in halb erhabener Arbeit dargestellt sind. Noch gebührt ihm das Lob einer vorzüglich guten Heerverwaltung. Die Mannszucht s. Heeres übertrifft die andern, die Verpflegung s. Truppen war besser eingeleitet, die Einrichtung der Feldspitäler reinlicher und zweckmäßiger, daher auch der Gesundheitszustand s. Truppen besser als der aller andern. Aber wie groß auch seine Verdienste sind, so wird sie doch noch durch die ihm eigne Bescheidenheit und Einfachheit übertrifft, die sich in allen seinen Berichten ausdrückt. Als Diplomat that sich der Herzog v. W. seit dem Congresse zu Wien und den Verhandlungen in Paris bei mehreren Gelegenheiten unter sehr schwierigen Verhältnissen aus. Im Oct. 1818 war er auf dem Congresse in Aachen zugegen, wie einem Prinzen von Geblüte, eine Ehrenwache gab. Nach dem Tode Marquis v. Londonderry stellte ihn seine Regierung an die Spitze der Diplomaten auf dem Congresse zu Verona (Oct. und Nov. 1822), nach Canning's Ansicht, an den Beschlüssen der großen Continentalconferenzen Spanien keinen Antheil nahm und den Krieg gegen Spanien dringlich anroth.

Als Feldherr und Diplomat ist W. in Großbritanniens Jahrbüchern mit dem berühmten Marlborough vergleichbar. Obwol weniger reich an Ideen, genial in s. Entwürfen, minder glänzend im Heerlager, im Staatsrathe als in den Verhältnissen, als der Held von Blenheim, ragt er dennoch in seiner politischen Laufbahn über den von Swift verleumdeten, von Chesterfield und Burke gerechtfertigten Marlborough hervor an Umfang und Reichthum äußerer Mittel, an Macht und Einfluß der Stellung, an Größe der Erfolge, an Festigkeit des Ruhms, an Beständigkeit und Dauer der Monarchengunst, an Anerkennung in den Augen der Zeitgenossen. Marlborough's Name hat s. vielen Feinde, W.'s Name kommt zugleich mit dem seines einzigen Feindes, seines Beurtheilers, mit Napoleon, auf die Nachwelt. Marlborough mußte die Schauplätze seiner Thaten abtreten, ohne die letzte Hand an sein Werk zu legen; der glückliche W. hat ausgeführt und vollendet, was von Andern begonnen war; er ist, ehe er im Jan. 1828 selbst der verantwortliche Leiter und Regent der öffentlichen Verhältnisse wurde, im Rathe der Minister geblieben als Zeuge, Theilnehmer und Rathgeber; er hat behalten das Ohr der Königin, das Auge des Volkes, und es ist nichts Allgemeines und Entscheidendes geschieht in Europa, wobei er nicht

gehört, Er nicht zum Boten der geheimsten Mittheilungen erwählt wurde dem W. zu Verona Englands Neutralität in der spanischen Sache suchte er persönlich in Paris am Schlusse 1822 den Ausbruch des Spaniens durch friedliche Vermittelung zu verhindern. Allein diese wurde franz. Cabinette (26. Dec.) förmlich abgelehnt. W. ging nach London empfahl den spanischen Cortes, an die er f. Vertrauten, den Lord Fitzmaurice mit einer Denkschrift (Lond. 6. Jan. 1823) schickte, nachzugesetzen die Constitution abzuändern; allein der harnackige Sinn des spanischen Cortes warf W.'s Rath. Also verharrte England bei f. durch W. in Verona erklärten Neutralität. Einige Monate nachher wurden in London die Beschlüsse des österreichischen, preussischen und russischen Hofes bekannt gemacht, welchen sie auf die von dem Herzoge v. W. ihnen zugestellte Denkschrift über den Negerhandel erklärten, daß sie zu jeder Maßregel, dem Sklavenhandeln zu machen, mitwirken und denselben als Seeräuberei untersagen wollten jedoch vorher eine Übereinkunft mit Frankreich und Portugal in Ansehung der Ausführung aller zweckdienlichen Mittel zu treffen. In demselben J. 1823 wurde für die irländische Insurrectionsbill, um die Unruhen auf dieser Insel zu unterdrücken. Im Aug. und Sept. 1823 unternahm der Herzog eine Reise nach den Niederlanden, um den Bau der neuen Festungen an der Maas zu besichtigen, dessen Kosten mit den franz. Contributionsgeldern zu werden. Auch in den folg. Jahren ward der Herz. v. W. zu wichtigen Versammlungen gezogen. Er besaß fortwährend die königl. Gunst, schon daraus ersah, daß der König Georg IV. ihm die Ehre erwies, ihm zu speisen, was er noch bei keinem andern Unterthan f. Reichs genossen. Nach dem Tode des Kaisers Alexander ward der Herzog gewählt, um Nikolaus zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, während gleichzeitig britische Gesandte Stratford-Canning in Konstantinopel (März 1826) die Verhandlung zu Gunsten der Griechen einleitete. Die Regierung bewilligte (D. Hume), der den Herzog begleitete, einen ansehnlichen Gehalt und im Falle seines Todes der Familie desselben ein Jahrgeld. Der Herzog ging nach Griechenland, wo er als Feldmarschall (er ist Chef des 28. preuss. Infanterieregiments) eine Auszeichnung empfangen wurde und vom König Blücher's Büste erhielt. Auch hier war er stets in der Nähe des Monarchen, der dem Infanterieregimente Smolensk den Namen des Herzogs von Wellington gab und kehrte, nachdem er mit dem dortigen Cabinet insbesondere über die russische und die griechisch-europäische Sache verhandelt hatte, im April 1826 nach Berlin und Brüssel nach England zurück. Indem W. nicht bloß von England, sondern auch von Frankreich, Oesterreich und Preußen mit Rath versehen, dem Cabinet zu Petersburg eröffnete, wie die großen Mächte sich übereinstimmten, die Griechen gegen die Osmanen zu beschützen, gleich einem Kriege mit der Pforte vorzubeugen, war es ihm gelungen, ein Protokoll vom 4. April 1826 in Petersburg abzufassen, welches hierauf Grundlage des londoner Tractats vom 6. Juli 1827 wurde. Darauf ward ein russisches Ultimatum in der türkisch-russischen Angelegenheit am 4. März 1827 der Pforte, um einen Krieg mit Rußland zu vermeiden, angenommen. Es schien Rußland seine eigne Angelegenheit mit der Pforte unmittelbar, ohne französische Zwischenkunft geordnet zu haben glaubte, so schien es dagegen der ausschließlichen Leitung der griech. Angelegenheiten zu entsagen. Diese hatte vielmehr die kluge Hand der brit. Regierung in Englands Hand gelegt. Das britische Cabinet wollte die Übereinstimmung mit den großen Mächten die Pforte zur Anerkennung der Freiheit nöthigen, und der brit. Admir. Codrington erhielt den Oberbefehl über die vereinigte brit.-franz.-russ. Flotte bei Morea. Allein Canning's Tod

System des brit. Cabinets nach der Schlacht bei Navarino störten jenen. Die Pforte reizte aufs neue Rußland; und als Wellington, der 1828 als erster Minister an Goderich's Stelle trat (ungeachtet er im im Oberhause selbst gesagt hatte, daß er die zu diesem hohen Posten Eigenschaften nicht besitze), sich mehr auf die Seite der Tories neigte, die Sache lau behandelte, so verlor England die durch Canning ergriffene Initiative. Rußland unternahm den Landkrieg und England trat in passive Stellung zurück. Auch Portugal wurde, als hier D. Miguel seines Bruders verlegte, von England sich selbst überlassen. W. hat nur die innern Angelegenheiten Englands (die Aufhebung der Testacte Ersparnißpläne und die Beruhigung Irlands, wo die Katholiken mehr nancipationen zu erringen im Begriffe sind) vor Augen gehabt. Überdies und nach die Freunde Canning's, zu dessen Gegnern er schon früher dem Ministerium entfernt, z. B. Huskisson und Graf Dudley, so Ministerium jetzt aus Tories besteht und in der auswärt. Politik sich ganz dem Cabinet anzuschließen scheint. — Wellington ist ein Mann von etwas mittler Größe, stark gebaut, ernst, besonnen und klug. Auf seinem Helm das Sinnwort: *Virtutis Fortuna Comes*. — Er ist vermählt mit Catherine, geb. 3. Dec. des Lords Eduard Longford. Seine beiden Söhne: Arthur, Marquis von Douro, geb. 1807, und Karl, geb. 1808. Arthur, Herzog von Wellington, s. Leben als Feldherr und in. Nach engl. Quellen, vorzüglich Elliot und Clarke" (Leipz. 1817). *Memoir of the war in India (1803 — 6) conducted by General Lord Wellesley in chief and Major General Sir Arth. Wellesley, by Major (Lond. 1817); „und die „Principles of war exhibited in the practice camp, and developed in a series of general orders of Field-Marshal the duke of Wellington, in the late campaign on the Peninsula (Lond. 1815).*

K.

Welser, eine alte, berühmte, nun ausgestorbene Patricierfamilie zu Augsburg. Genealogisten wollten, durch eine entfernte Ähnlichkeit des Namens den Ursprung der Familie Welser von Belisar, dem bekannten Feldherrn Justinian's, herleiten. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius wegen seiner im Kriege gegen Ungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser als Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder und von ihm stammte das Patriciergeschlecht ab, welches immer angesehene Räte dieser Stadt bekleidete. — Bartholomäus W. war Geh. Rath V. und lebte in solchem Wohlstand, daß er, nebst den Fugger, 12 Tonnen Gold vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers (1528) 3 Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambrosius, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die W. als Pfand überließ, in Besitz nahmen. 480 Deutsche gingen nach Venezuela, um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Habsucht und die Wildheit, mit welcher sie, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, fast alle der eingeborenen Indier auf verschiedene Art hinrichteten, führte es nach und nach Alle ermordet wurden. Die Welser blieben dennoch 26 Jahre in dem Besitz der Provinz, die ihnen jedoch nach dem Tode Karls V. Spanien entrissen wurde. In eben diesem Zeitraume schickten die Welser, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Das Tagebuch dieser Entdeckungreise ist noch vorhanden. Des vorerwähnten Barthol. W.'s Nichte, Tochter seines Bruders Franz, die berühmte Philippine W. Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine treffliche Erziehung erhalten und war von außerordentlicher Schönheit. Ferdinand,

Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., sah sie (1547) bei Gelegen Reichstages zu Augsburg und verliebte sich in sie. Standhaft widerst allen Anträgen des feurigen, erst 19jährigen Erzherzogs und wä irgend eine andre Verbindung als durch die Ehe mit ihm einzugehen. D denn auch (1550) ganz in'sgeheim, ohne Vorwissen des Vaters und d (Karl's V.) geschlossen. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht d äußerst erzürnt und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das Lieb genöß indes das größte häusliche Glück und Philippine bezauberte d Verstand und ihre Herzensgüte Alle, die sie näher kennen lernten. Erst Zeitraum von 8 Jahren ließ sich der Vater versöhnen. Philippine selbst ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, sowie ihre entwaffneten den erzürnten Ferdinand. Er verzieh dem Sohne und erk Kinder für legitim, doch wurden sie nur Markgrafen von Burgau, n zoge von Osterreich, genannt. Diese glückliche Ehe dauerte 30 Jahre. starb zu Innsbruck 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gem durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: „Divae Phil Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, Andreas, Cardinal, der m zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618, ben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch das Bildn nen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie U Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen diesen Orten ze sich durch Wohlthätigkeit aus. — Marx (Marcus) W., Stadtpfleg burg, geb. 1558, galt für einen Polyhistor zu seiner Zeit. Er war v von Ant. Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. U schichte überhaupt und die seiner Vaterstadt insbesondere hat er sich m macht; auch machte er zuerst (1591) die sogen. Peutinger'sche Charte (s. ger) bekannt.

Welt, darunter versteht man gewöhnlich den Inbegriff alles Er oder die unbeschränkte Gesamtheit des Inbegriffs vorhandener Dinge; griff aller Erscheinungen. Eigentlich aber ist Welt oder Ganzes des ge Seins, die Natur und das Gebiet des Geistes umfassend, eine Vernunft nicht der bloßen Summirung der unserer Wahrnehmung gegebenen Gegen gleichgesetzt werden darf. Die Vernunft behauptet von der Welt, endlich, eine Einheit unendlicher untergeordneter Welten, und Raum und ihre unendlichen Formen. In einem schon untergeordneten Sinne wird oder der Mensch der Welt entgegengesetzt. Dann bezeichnet der Ausdruck begriff aller körperlichen Dinge oder die materielle Welt, die Körper m dieser Bedeutung nimmt der Physiker das Wort und theilt die Welt in und Erde. In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeschichte, Welt alte und neue Welt u. s. w., bedeutet Welt so viel wie unsere Erde oder d wohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt i nen Leben häufig gebraucht wird.

Weltachse, s. Weltaxe.

Weltalter. Die Idee der Weltalter finden wir früh schon bei d chen ausgesprochen; sie verglichen das Leben der Menschheit mit dem d nen, und somit mochte die früheste Zeit des Menschengeschlechts leicht Kindheit, als die schönste, heiterste erscheinen. Hesiod nennt 5 Weltal goldene (Saturnische), unter der Regierung des Kronos; das silberne, u gottlos; das eiserne, kriegerisch, wild und gewaltsam; das heroische, s schwingung zum Bessern; das eiserne, wo Gerechtigkeit, heilige Sitte und Z

entwischen, die Zeit, in der der Dichter selbst zu leben glaubte. Ovid hielt Metamorphosen die Vorstellungsart des Hesiod fest, läßt aber das heroische Alter weg, und beschränkt die Zeit bis zur Deukalionischen Flut. Diese ist vielleicht als Vergleich nur in der Poesie gebraucht, ward auch in die Wissenschaft eingeführt und wissenschaftlich ausgebildet. Man sah diese Weltalter theile des großen Weltjahres an, das vollendet sein sollte, wenn einst die Erde und Planeten wieder denselben Stand am Himmel einnehmen würden, wann der vorige Wechsel der Schicksale wiederkehren müßte. Die Mythologie hier mit der Astronomie in die engste Verbindung gebracht: man ließ das erste oder goldene Weltalter von Saturn, das zweite von Jupiter, das dritte von Mars, und das letzte von Pluto, nach Andern von Apollon regiert werden. Die Angabe für den Ablauf des großen Welt- oder Himmelsjahres ward von Hesiod auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach Andern auf 7777 (die geheimnißvolle Zahl), nach Cicero auf 12,954, nach Heraklit auf 18,000, nach Orpheus auf 100,000 jährige Monate. Die sibyllinischen Bücher theilten es in 10 Zeitalter oder 4 Jahreszeiten, wovon der Frühling das goldene, der Sommer das silberne, der Herbst das eiserne, in welchem die Deukalionische Flut ausbrach, und der Winter das eisernen in sich begriff, und wonach der Cyclus mit dem Frühlinge oder mit dem goldenen Zeitalter von neuem beginnt. Die Idee der Weltalter ist so aus der Natur aufgegriffen, daß sie in allen Überzeugungen fast aller Völker verflochten ist, wie wir sie denn in dem letzten Reiche der Apokalypse und in den Nugs der Indier wiederfinden.

Weltauge, s. **Opal**.

Weltaxe nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden scheinbar stillstehenden Punkten, dem Nord- und Südpol, durch das Weltgebäude denkt, und um welche diese sich zu bewegen scheint. Insofern man nun diese auch mitten durch die Erde von einem Erdpol zum andern denkt, wird sie die Erdaxe genannt.

Weltbürger (griech.: Kosmopolit) ist eigentlich jeder Mensch, sobald er auf der Erde, als ein Bewohner oder Bürger der Welt, d. h. des Erdbodens, lebt. Aber die Verhältnisse, unter denen er geboren wird, machen ihn zum Bürger einer besondern Nation, zum Bürger eines besondern Staats. Jeder Staat, jeder Mensch hat auch sein besonderes Interesse, und die Begierde, dieses ausschließend zu befördern, wird dem allgemeinen Wohl nachtheilig. Wer nicht bloß aus dem besondern Vortheil seines Volks, sondern den allgemeinen der Menschheit zu befördern sucht, verdient den Namen eines Kosmopoliten. (Nation, Menschenbildung, Nationalbildung.) Mit Recht verlangen von den Geschichtschreibern, daß sie sich als Kosmopoliten betrachten und vergessen sollten, daß sie irgend einem Volke angehören. Ihre Urtheile würden dann ohne Parteilichkeit sein.

Weltgebäude, **Weltall**, **Universum** ist der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten und Kometen, in ihrer Stellung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet, daher **WELTSYSTEM** (s. d.). Wir wissen von dem Weltgebäude wenig durch die Anschauung, da unser Blick für die Entfernung desselben viel zu kurz und beschränkt ist; aber Ahnung und Vermuthung geben uns auch Aufschlüsse über das, was unsere Sinne nicht erreichen. In der wirklichen Anschauung lernten wir zuerst unsern Erdball, dann die mit demselben um die Sonne kreisenden Planeten und so unser Sonnensystem näher kennen. Diesem, welches einen, wenn auch noch so geringen Theil des Weltgebäudes ausmacht, schließen wir, weil die Übereinstimmung des Theils mit dem Ganzen anzuzeigen ist, auf dieses. In unserm Sonnensystem erblicken wir die Sonne als festen Mittelpunkt, um welchen sich die Erde und andre Planeten nebst

ihren Monden regelmäßig bewegen. Unsere Erde ist der Wohnort organisirter und denkender Wesen. Beobachtungen lehren uns, daß die übrigen Planeten unsers Sonnensystems der Erde ähnlich sind, daher schließen, daß auch sie der Wohnplatz organisirter, empfindender Wesen sind. Weitere Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß Fixsterne unserer Sonne ähnliche Weltkörper sind, denn sie glänzen in und verändern ihren Standort gegeneinander nicht. Dies angestrichelt vermuthen, daß auch jedem von ihnen seine Planeten, die wiederum gleichen, und in vorgeschriebenen Bahnen um ihn kreisen, zugetheilt es mithin ebenso unzählige Sonnensysteme als Fixsterne gibt. Da, Beobachtungen lehren, die verschiedenen Weltkörper unsers Sonnensystems gewissen gegenseitigen Beziehungen zueinander stehen, so ist dasselbe in unzähligen Sonnensystemen zu vermuthen. Und wie wir in Allem, was uns unsere Wahrnehmung reicht, Wechselwirkung, Ordnung und Nothwendigkeit antreffen, so dürfen wir dasselbe auch im Weltgebäude vermuthen, daher als ein System, als ein harmonisches zusammenhängendes Ganzes. Neuere Beobachtungen müssen diese Vermuthung noch verstärken. So, daß die früher für unbeweglich gehaltenen Fixsterne auch eine, jetzt in Jahrhunderten bemerkbare Bewegung haben. Dies führt auf den Gedanken, daß das gesammte Heer der Fixsterne sammt allen Planeten sich wieder um einen gemeinschaftlichen Punkt, um eine Centralsonne, für welche einige als Sirius ansehen, bewege. Hiernach wäre das ganze Fixsternsystem im Großen, was ein einzelnes Sonnensystem im Kleinen. Wir vermögen ungeheuern Gedanken zu fassen und uns die millionenfachen Umkreisungen der Himmelskörper im unermesslichen Raume zu denken. Hier ist ewig und ewige, nie gestörte Ordnung, hervorgebracht durch die allgemeine Gesetzmäßigkeit, die sich wie eine Kette um das Weltall schlingt und es zu einem Ganzen macht. Alles erscheint genau gegeneinander abgewogen, aber die Waage ruht in der Unerforschlichen, dessen Allmacht ewiges Gleichgewicht zu erhalten will. Ein berühmtes Werk über das Weltgebäude ist Laplace's „Exposit. du système du monde“ (4. U., Paris 1813, 2 Bde.). Mit dem Fixsternhimmel namentlich beschäftigt Herschel's Schrift: „über den Bau des Himmels“, davon (Druck) eine deutsche Bearbeitung m. K. erschienen ist.

Weltgegenden. Der Seemann theilt den Horizont in 32 Theile. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinschaftlichen Namen Weltgegenden, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Von einander entfernten 4 sogenannten Cardinalpunkte, Norden und Süden, Osten und Westen, sind bekannt. Durch Halbierung dieser Quadranten erhält man die ersten Nebengegenden: Nordwest, Südwest, Nordost, Südost. Eine dritte Halbierung gibt dann die zweiten und dritten Nebengegenden, die (Nordnordwest, Nordwest gen West, oder Westnordwest u. s. w.) genannt werden. Nur für den Seemann Interesse haben.

Weltgeistliche, Weltpriester (sonst auch Leutpriester, etc.) werden diejenigen Geistlichen in der kathol. Kirche genannt, welche keinen Ordensregeln angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, an Domcapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lat. Kirchensprache heißen sie Clerici saeculares, dagegen die Ordensgeistlichen Clerici regulares, weil sie eine Ordensregel beobachten.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel. Dieses große Wort umfaßt die sinnlichen Bedürfnisse und die friedlichen Wechselwirkung der Völker; es zeigt, wie gegen das natürliche Bedürfnis, den natürlichen Reichthum mit dem Kunstvermögen auszugleichen.

mit den gebildeten verknüpft und die ganze bewohnte Erde dem Gesetz unterwirft, inwiefern diese beruht auf Verstand und Arbeit. Wie der einst mit den Waffen des Fleißes, des Friedens und der Freiheit die Scythiens und die Wüsten Libyens eroberte, so lichtet er jetzt die Urwälder und trocknet Australiens Gewässer aus. Seit Jahrtausenden durchkreuzt er die Inseln der alten Welt, seit Jahrhunderten durchzieht er das Weltmeer, und seit Jahren sinnt er darauf, wie er die Landenge Darien durchschneiden und den Isthmus durchbrechen soll. Er ist die ewige Argonautenfahrt in der Welt, und sein Kolchis heißt von den ersten Zeiten des Weltverkehrs an bis nach Indien. Der Raum unsers Werkes gestattet es nicht, den Gang des Handels in der alten Zeit darzustellen; wir verweisen deshalb auf Heeren's und geben bloß eine allgemeine Übersicht derjenigen Völker, welche gegenwärtig mit dem Weltmarkte verkehren.

Europa ist, seit Alexander Tyrus eroberte, im Besitze des Welthandels, ertheilte sich denselben durch sein von Heinrich dem Seefahrer (s. d.) eingeführtes Colonialsystem, durch welches es den Alleinhandel mit Colonien erhielt. Unter diesen versteht man die Erzeugnisse der Pflanzungs- und Bergbaucolonien; jedoch die der letztern nur zum Theil, denn edle Metalle und Edelsteine werden nicht leicht mit jenem Namen bezeichnet, so wenig die Erzeugnisse der Ackerbau treibenden Colonien im engeren Sinne; dagegen sind Pfeffer und Spezereien, ostindische Zeuche aller Art, Farbe- und Möbelhölzer, Indigo, Baumwolle, und vor allen Kaffee, Zucker, Reis und Thee u. d. M.

Ostindien liefert vornehmlich Baumwolle, Zucker, Caffe, Reis, Pfeffer und Thee aus China; Westindien Cacao, Caffe, Zucker und Indigo; Südamerika edle Metalle und Steine, Farbe- und Schreinerhölzer, Indigo u. s. w. Der Verbrauch dieser Waaren, der früher nur den Reichern vorbehalten war, hat sich, seitdem das Meer die große Straße für den Handel nach Ostindien und Amerika geworden, seit dem Anfange des 15. Jahrh., vornehmlich zwischen Engländer und Holländer den ersten Platz unter den Colonialvölkern eingenommen, mit dem Anfange des 18. Jahrh. ins Ungeheure vermehrt. Was früher Colonialwaaren früher nur Gegenstände des höhern Luxus waren, sind jetzt Gegenstände des Bedürfnisses, selbst für die niedrigsten Classen der Bevölkerung Europas geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Veränderung in dem bürgerlichen und politischen Zustande unsers Welttheils herbeigeführt. Der Welthandel erhielt eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeines Interesse. Der Stand der Kaufleute, der sich eben dadurch so außerordentlich vermehrte, bildete bald einen über die gesammte cultivirte Welt sich verbreitenden Handel, der nur von Einem Zwecke beseelt war, den Handel in seinem Gange zu erhalten; und selbst unter kriegsführenden Nationen bemühten sich die Regierungen, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuschneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter sich der Austausch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten sich, ein weltweiter Geist vereinigte isolirte Nationen, und schuf die Völker Europas gleichsam eine großen, gebildeten Familie um. Gleich folgerich ward die durch den Verbrauch der Colonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Colonialwaaren, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seestaaten, England und Holland, für beide und freilich im geringern Grade auch für die übrigen Colonialvölker Europas ward der Handel mit den Erzeugnissen der Colonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide trugen wie kein andrer Staat zur Erhaltung der europäischen Menschheit bei, wie denn auch die höhere politische Bedeutung beider höchst wohlthätig auf das politische Gesamtwesen von Europa wirkte. England insbesondere wurde die Stütze des Systems von Europa.

Ihnen lag vor allen daran, Europa vor Unterdrückung und Universalität bewahren, damit nicht die Übermacht eines Staats diesen in den Stand die Häfen und Küsten des festen Landes zu verschließen. So wurden die Colonialstaaten die thätigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen der kleinern europäischen Staaten, zugleich aber auch die heftigsten entstehenden Universalmonarchie und Übermacht. Daher suchte auch Lagen Frankreich, sobald es nach einer Universalmonarchie zu sein die Seemächte von dem Festlande auszuschließen, freilich unter nützlich klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker vor der Bewahren, sie von der Steuer befreien, die sie fortbauernd an England der Übermacht seines Seewesens bald die einzige europäische Colonialbedeutung war, vornehmlich auch für Colonialwaaren zahlen mußten, Waaren durch allerhand Stellvertreter (Surrogate) überflüssig machen das Festland selbst mit Gewalt und wider seinen Willen bereichern, da Gründe noch immer bei der schwach sinnigen, nur an Gewohnheit hängenden keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auf der Colonialwaarenverbrauch schon seit Jahrhunderten stattfand, und noch immer kein wesentliches Verarmen wahrnahm, sonst hätte ja der Handel längst aufhören müssen, da sich mit einer verarmten Nation kein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegenstück der letzte trotz der Bemühungen Frankreichs, das Festland mit Gewalt zu bereichern täglich ärmer ward. Untersuchen wir aber genauer, ob es wirklich etwas Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Colonialwaaren die Nation arm machen müsse, so ist es leicht, das Gegentheil davon zu beweisen auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wird. Das neue Bedürfnisse zu neuem Gewerbleiß und neuer Thätigkeit, um dieses Bedürfnissen, vermehrte dadurch das Ergebnis der Arbeit und damit zugleich stand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Frucht der Arbeit, gehen jetzt als Tauschmittel gegen Colonialwaaren aus dem Lande würden sonst in demselben geblieben sein! Allerdings; allein theils die Aussicht vorhanden, sich durch den Erwerb einen neuen Gewinn zu schaffen, theils ist ja auch der Zweck alles Gewerbleißes und aller Thätigkeit Geld anzuhäufen, sondern die Summe der Genüsse zu vermehren. Zweck erreicht, so haben Industrie und Fleiß gewirkt, was sie wirken, die kleine Zahl verschwenderischer Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, den Tag verzeihen, um ihre Genüsse zu befriedigen, kann natürlich gar leicht genommen werden. Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Stande von Europa alle Colonialwaaren gänzlich auszuschließen, nicht gut möglich so suchte man durch Surrogate aller Art sich zu helfen. Die ungeheuren Zölle denen man zugleich die Einfuhr der Colonialwaaren belegte, so weit die Macht reichte, das hieß in jenen Jahren beinahe über das gesamte Festland, trugen dagegen wesentlich dazu bei, die Völker desselben immer ärmer zu machen; denn diese Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür eine werthvolle Sache eingetauscht werden konnte, und brachten zugleich den verderblichen Schleichhandel hervor. — Im 18. Jahrh. wurde

G r o ß b r i t a n n i e n

die erste Colonialmacht. Es eröffnet daher den Reichen aller handelsfähigen dem britischen Kunstfleiß mehr oder minder tributbaren Völker. Demnach als 25,000 Rauffahrern und einer Waarenlast von 3 Mill. Tonnen jährlich an Werth innerhalb Europa für etwa 170 Mill. und außer Europa ungefähr 95 Mill. Thlr.; die Einfuhr wird jährlich auf etwa 146 Mill. Thlr. schätzt. Der Handel ist größtentheils Compagniehandel. Den letzten

die levantische, die afrikanische, die Südsee-, die Hudsonsbaigesellschaft, die indische Compagnie (s. d.), die Londner Bank (s. d.), und die Solo- und Banca-Compagnie (um die Gold- und Demantgruben auf der Perlenfischerei bei Solo und Banca, und die Zinngruben auf letzter zu treiben). Insbesondere führt Großbritannien aus: nach dem europäischen: Baumwollen-, Wollen-, Stahl- und Glaswaaren, Steingut, Blei, Kohlen, ostindische und Colonialwaaren und Specereien, Farbstoffe, raffinirter Zucker. Dagegen erhält Großbritannien aus dem Norden: Korn, Hanf, Eisen, Pech, Theer, Talg, Bauholz, Leinwand, Perl- und Linnen-, Schweinsborsten. Nach Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien und Portugal: Baumwollen- und Wollenfabricate, Stahlwaaren und eingesalzene Fische, Steingut und Glaswaaren, Colonialwaaren, und alle Arten der feinem Manufacturerzeugnisse. Von dem Norden werden eingeführt: Korn, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Lumpen, Bauholz und Wein; von Holland Flachs, Hanf, Färberröthe, Wachse, Wein, Käse, Butter, Lumpen, Sämereien; von Frankreich Wein, Spizen, Cambrik, Schleiertuch, Seide, Quincaillerie- und Modesachen; von Italien, Spanien und Portugal Seide, Wolle, Barilla, Salz, Öl, Früchte, Weine, Brantwein, Kork. Nach der Türkei: Wolle und Wollenwaaren, Stahlwaaren, Colonial- und ostindische Waaren, Eisen, Schlaguhren, Taschenuhren, und erhält dafür Caffee, Pfeffer, feine Öle, Specereien, Farbstoffe, Teppiche u. dgl. Nach Nordamerika: Baumwollenfabricate, Leinwand, Stahl-, Glas- und andre Importen von daher: feines Mehl, Baumwolle, Reis, Theer, Pech, Mastasche, Mundvorräthe, Mastbäume, Schiffsbauholz u. dgl. Die Colonie Südamerika sind Baumwolle, Häute, Felle, Talg, Cochenille, Indigo, Zucker, Cacao, Specereien, Gummi u. dgl., und die Exportwaaren dagegen sind die oben genannten. Diese sind es auch nach Westindien, wo man erhält: Rum, Caffee, Taback, Zucker, Ingwer, Piment, Farbewaaren, Droguereien, Baumwolle, Mahagony, Campeche. Nach Ostindien, China und Persien: Wollenwaaren, Eisen, Kupfer, ausländisches Silbergeld, Gold und Silber in Barren, Stahlwaaren, Manufacturwaaren, wogegen man erhält Musseline, Cattune, Rankings, Thee, Specereien, Arrak, Zucker, Caffee, Reis, Salz, Opium, Droguereien, Gummi, Quecksilber, Edelsteine, Perlen. Die Colonie Neusüdwallis führt man aus die gewöhnlichen engl. Manufacturwaaren, und erhält dagegen Thran, Robbenfelle, Wolle u. dgl. Der Handel zwischen den 3 britischen Königreiche mit folgenden Waaren. Aus England und Irland: Korn, Vieh, Wollen- und Baumwollenwaaren, Mehl, Salz, Granit, Segeltuch, Eisenfabricate (auch bieten die schottischen einen wichtigen Handelsartikel dar); wogegen Schottland die Producte allerhand geringen Luxusbedarf aus England erhält. Irland kauft von England und Schottland Baumwollen-, Wollen- und Seidenzeuge, ostindische Producte, Steingut, Stahlwaaren und Salz, und setzt dagegen dort Wein, Häute, Mundvorräthe u. dgl. ab. Übrigens ist Irlands Handel sehr ausgedehnt. Es führt nach Frankreich, Spanien, Portugal, Westindien und Südamerika für Weine, Früchte, Zucker, Rum u. dgl., die es erhält, und Fabricate aus. Der Handelsverkehr zwischen Irland und dem Norden geht hauptsächlich über England, und ausschließend durch den Handel geht auch sein Handel mit dem Orient. Die Hauptartikel der Ausfuhr Irlands sind Leinwand, Mundvorräthe, Korn, gebrannte Wasser, Heu, &c.

Die auswärtigen Niederlassungen, Besizungen und Colonien Graniens, von denen es 26 schon vor der franz. Revolution besaß, und 17 seit eroberte, sind in Europa: Helgoland, Gibraltar und Malta, mit Geyonischen Inseln; in Asien: die von der ostindischen Compagnie vermaßsungen in Indien, und Ceylon; in Afrika: Isle-de-France oder Maaden Sechellen und Amiranten, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Sier Cape Coast und Annaboa, die Inseln Ascension und St.-Helena; in Afrika: Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Cap Breton, die oder Prinz Edwardsinsel, Neufundland, die Hudsonsbai, die Hondur Südamerika: Berbice, Demerary, Essequibo; in Westindien: Jama bados, Antigua, St.-Vincent, St.-Christoph, Nevis, Montserrat, Fraueninseln, Grenada, Tabago, Dominica, Trinidad, die Bahamae Bermudasinseln; in Australien: Neusüdwallis, Vandiemensland, C Neuseeland und auf Melville.

Die wichtigsten Handelsstädte Englands sind außer London Liver und Hull; die wichtigsten Fabrik- und Manufacturplätze sind Manches mingham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale &c. In Schottlan vornehmsten Handelsstädte Glasgow, Greenock, Leith und Aberdeen. wärtige Handel von Glasgow und Greenock erstreckt sich nach Westl Verein. Staaten, den britisch-amerikanischen Colonien, Brasilien und d Fesslande von Europa. Der auswärtige Handel von Leith und Aberdeen sich nach Westindien, Amerika, dem mittelländischen und baltischen M lands größte Handelsstädte sind Dublin, Cork, Wexford, Waterford u

D e u t s c h l a n d

Handel ist, seiner schiffbaren Flüsse wegen, sehr beträchtlich. Haupt Ausfuhr sind: Leinwand, Leinengarn, rohe Wolle, Lumpen, Quersch Bauholz, Flach, Hanf, Wachs, Schmalz, Salz, Weine und eine von Metallen. Seine Importen sind: Wollen-, Baumwollen- und ren, Stahlwaaren, Uhren, gegerbtes und zubereitetes Leder, Thee, behölzer, Colonialwaaren, ostindische Producte. Deutschlands vornehm sind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Bremen, Emden, Stett Seine vorzüglichsten binnenländischen Handelsstädte sind: Wien, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Augsburg, B lau, Köln, Nürnberg, Braunschweig, Mainz, Bogen, Prag. In Ham burg der Canal, durch welchen der ausgedehnte Handel zwisch tannien und den deutschen Staaten hauptsächlich seinen Weg nimmt. In die seit kurzem freien Elbe einströmenden Flüsse gehen Hamburg die tigen und werthvollen Erzeugnisse Ober- und Niedersachsens, Ostreich mens zu. Durch die Havel, die Spree und die Oder dehnen sich seine operationen nach Brandenburg, Schlesien, Mähren und Polen aus. delsgeschäfte Hamburgs bestehen zum Theil in den Consignationen der schen Kaufleute und in einem sehr weiten Umfange in Kauf und Verkau scher und ausländischer Waaren. Seine Wechselgeschäfte sind sehr bed Bremen hat einen beträchtlichen Ausfuhrartikel in den Producten und Niedersachsens, die es nach England, Spanien und Portugal geh mit Amerika mehr Verkehr als irgend eine der deutschen Seestädte. In in Linnenwaaren, den das Ausland mit Deutschland hat, geht aussch die Hände der bremer und der hamburger Kaufleute, denen alle ausländi zugeschickt werden. — Leipzig, der Centralpunkt für den europäischen del im Innern Deutschlands und der Niederlagort für die ausländische die sächsischen Waaren, besitzt außer andern mercantilischen Vorrechten (zu Ostern, Michaelis und Neujahr), zu denen Kaufleute aus allen

und selbst aus Asien herzufließen, und deren jede 3 Wochen dauert; auch
 hier auch ein wichtiger Markt für die sächsische Wolle. Hauptartikel
 sind: böhmische, schlesische und sächsische Leinwand; Leder, Häute,
 Wolle aus Polen; Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; Sei-
 den, Sammete und Korallen aus Italien; Leder, manche Manufactur-
 farbstoffe aus Oesterreich und Ungarn; Spizen, Seidenwaaren aller Art,
 Porzellan, Uhren, Bronze und andre Manufactur- und Modewaaren
 reich; Leder, Hanf und Flachs aus Rußland; Colonialproducte und
 Fabrikwaaren aus England und Holland, und literarische Er-
 zeugnisse aus ganz Europa. Endlich ist auch in Leipzig ein wichtiger Hofmarkt. —
 Leipzig ist durch seine Agenten und Banquiers das Medium des Handels-
 zwischen Deutschland und dem Auslande, besonders Italien. Die wiener
 Häfte werden gewöhnlich in Tratten auf Augsburg gemacht. Es hat
 keinen Vortheil vom Transito der nach Italien gehenden oder aus Ita-
 lien kommenden Güter. — Frankfurt a. M., ein Ort von großer Handelsstär-
 ke, namentlich auf seinen beiden großen Messen, im Frühjahr und Herbst,
 durch den Reichthum seiner alten und neuen Banquierhäuser einen
 lebhaften Wechselhandel. — In Braunschweig werden bedeutende
 Waaren gemacht, sowohl in seinen natürlichen und künstlichen Producten als in
 den Waaren. Seine 2 großen jährlichen Messen behaupten den nächsten
 Rang den leipziger und frankfurter Messen. Große Quantitäten rohen
 Wollens hier von den holländischen Kaufleuten geholt, und das starke Bier,
 das Namen Mumm hat, wird in mehre Länder der Welt ausgeführt.
 Oesterreich hat sich durch sein Mauthsystem und durch s. Handelsgesetzgebung
 von Deutschland getrennt. Sein Handel ist meistens Land- und Flußhandel.
 Die Niederlage des binnenländischen Handels von ganz Oesterreich, hat einen
 sehr lebhaften Verkehr mit England, den Niederlanden und Frankreich,
 und bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkei. Über
 ganz Deutschland große Quantitäten roher Baumwolle aus der Türkei.
 Triest im Littorale besteht vorzüglich in Ausführung der Producte
 der Levante und der Colonialwaaren, welche von hier in die Levante und die Kü-
 sten des schwarzen Meeres gehen. Triest kann als Depot für die Producte der
 Levante angesehen werden; auch ist hier ein lebhafter Markt für die Einfuhr briti-
 scher und der Artikel der Newfoundlandsfischerei. Außerdem beschränkt
 sich der Seehandel auf Venedig und Fiume. Außer Wien gehören zu den
 Landhandelsplätzen der Monarchie: Lemberg, Prag, Brünn, Brody,
 Pesth, Kronstadt. Die erlaubte Einfuhr besteht größtentheils nur aus
 Waaren: Baum- und Schafwolle, Seide, Reis, Öl, Gewürze, Colonial-
 waaren, Leder, Vieh &c. Ausfuhrartikel sind: Lächer, Flachs- und Hanf-
 Mineralproducte, Brotfrüchte, Glaswaaren. Gewinnreich sind die Spe-
 zialitäten der Durchfuhr, namentlich der levantischen Waaren. In Böh-
 men der Handel bei weitem größtentheils in den Händen der das Land zahlreich
 bewohnenden Juden. Er besteht hauptsächlich in Exporten, und zwar von Lein-
 wand, Seidenzeug, Farbehölzern, Leder und Glas. Das Glas
 durch seine Politur u. a. Vorzüge vor dem aller übrigen Länder so aus,
 daß die Einfuhr sehr beträchtlich ist. Es wird angenommen, daß die jährlich nach
 Rußland, der Levante und Amerika gehenden Transporte sich auf die
 Summe von 2½ Mill. Gldn. belaufen. Die Länder, mit welchen Böhmen den
 Handel hat, sind Oesterreich, Holland, Spanien, Portugal, Italien und die
 Türkei. Man berechnet die Ausfuhr auf 8—9 und die Einfuhr (Colonialwaaren,
 &c.) auf 6—7 Mill. Thlr. Prag ist die vornehmste Handelsstadt des
 böhmischen Reichthums.

Preußen ist ebenfalls durch sein Sperrsystem besonders seit 18 Deutschland in Hinsicht des freien Handelsverkehrs getrennt. Der Handelsverkehr wird durch die Ostsee, durch viele schiffbare Flüsse und durch Günstigkeit; er ist wichtiger, was die einheimischen Erzeugnisse betrifft, als die Importation, Transito- und Commissionshandel, der in Köln, Magdeburg, Minden, Danzig, Königsberg, Rottbus, Breslau &c. hauptsächlich blüht. Aus der Ostsee werden ausgeführt: Getreide, Wachs, Talg, Wolle, Lein, Flach, Holz, Leinwand, Garn, wollene und baumwollene Waaren, feine Kunst- und Bernsteinwaaren. Unter den einzelnen Handelsplätzen hat Frankfurt 3 wichtige Messen. Magdeburg bringt Korn, Leinwand, Baumwolltücher, Leder, Salz und Kupfer nach Hamburg und auf die Messen in Leipzig und Braunschweig. Außerdem hat es einen bedeutenden Zwischenhandel in Colonialwaaren, Weinen, Getreide &c. Weizen wird ausgeführt von Danzig, das größte Kornmagazin von Europa hat, von Elbingen, Stettin, Königsberg, Pommern und Berlin; Bau- und Stabholz und Asche von Danzig, Memel und Königsberg. Tilsit hat starken Handel in Korn, Leinsamen, Flach. Die Exporten Braunsberg's sind Wollengarn, Korn und Flach. Danzig führt sehr viel Korn u. a. Producte Polens aus. Der Haupthandel von Danzig besteht ebenfalls in Kornausfuhr. Von allen Gegenständen des Handels behauptet die schlesische Leinwand den Vorrang, und durch die Verfertiger sind berühmt die schlesischen Städte Hirschberg, Landshut, Schöppenfeld, Friedland, Waldenburg, Schweidnitz und der preuß. Antheil an der Ostsee. Am meisten gesucht wird diese Leinwand von den hamburgischen, engl. und ital. Kaufleuten. Die Importen, welche in Preußen vorzüglich leben, sind Colonialwaaren, Farbehölzer, Salz, Buenos-Ayreshäute, Indigocereien, Wein, Seide, Baumwollen- und Stahlwaaren &c.

Hanover zeichnet sich durch mercantilische Geschäftigkeit nicht aus. Die Exporten bestehen in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Hafer, Gerste, Bauholz, Planken und dem eisenhaltigen Kupfer des Harz. Die Leinwände sind gemeine; Tafeltücher und osnabrückischer Damast sind an Güte den preussischen und den friesländischen weit nach. Der über den einheimischen Verbrauch wird nach Nordamerika und den span. Colonien führt durch das Medium der Hansestädte. Eingeführt werden hauptsächlich Manufacturwaaren, besonders Tücher und Cattune, Colonialwaaren, preuss. friesländ. Leinwand, feine franz. Tücher, Seidenzeuge, Juwelierarbeiten, franz. Weine, ferner geringe Luxusartikel aller Art, welche der hanover'sche Mann von den Messen zu Braunschweig, Leipzig und Frankfurt a. M. &c. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Emden, Hanover, Minden.

Der Handel, den Sachsen, Baiern, Württemberg, Hessen und andere Länder treiben, kann unter dem deutschen Handel überhaupt mit begriffen werden, da dort kein gegenseitiges Sperrsystem stattfindet. Wir verweisen auf die einzelnen Artikel dieser Länder, sowie auf die Handelsstädte der Donau-, Elbe-, Main-, Neckar-, Rhein- und Weserschnur- und Seehandelsvereine.

Dänemark und Holstein.

Obgleich die dänischen Kaufleute mit allen Handelsstaaten Europa's in Verbindung angeknüpft haben, und sowol im Handel auf dem baltischen als in dem mittelländ. Meere eine bedeutende Rolle spielen, so besitzt dennoch das Land nur wenig solcher Erzeugnisse, welche als Ausfuhrartikel wichtig sind. Was sie ausführen, sind meist Producte ihrer ost- und westindischen Colonien. In die Häfen von Petersburg, Riga, Stockholm und Memel führt Dänemark

njeuche Islands und der Faröer, das aus Frankreich, Spanien und Por-
 tugal kommende Salz, und die ost- und westindischen und chinesischen Producte.
 und gibt es seine Pferde, sein Rindvieh, Colonial- und westindische Waa-
 ren, wollene Strümpfe, wofür es von daher erhält: Leinwand, Wolle, Brannt-
 weine. Nach Holland führt es aus: Rübsamen, Fische u. dgl., und er-
 z Specereien. An Frankreich, Spanien und Portugal gibt es Pferde,
 und mehre aus Rußland kommende Artikel, und empfängt Salz, Wein,
 Baumöl, Branntwein, Seide &c. Sein Handel mit England besteht meist
 in es Bauholz u. dgl. für die engl. Fabricate gibt. Nach Island führt es
 Roggenmehl, Roggen, Gerste, Branntwein u. a. geistige Getränke nebst den
 andern Consumtionsartikeln, wofür es frische, getrocknete und eingesalzene
 Fische, Talg, Eiderdunen, Wolle und wollene Strümpfe erhält. Grönland
 liefert ihm Mehl, geistigen Getränken u. dgl., und empfängt dafür Fisch- und
 Felle, Robbenfelle, Eiderdunen und Pelzwerk. Die vornehmsten dänischen
 Städte sind: Kopenhagen und Helsingör in Seeland, Ålborg in Jütland,
 und Tönningen in Schleswig, Altona und Kiel in Holstein. Däne-
 indische Colonien sind: St.-Croix, St.-Thomas und St.-Jean. Auf
 der Westküste besitzt es Tranquebar, an der Guineaküste Christianborg
 eine Pläze. Auch hat es kleine Factoreien auf den nikobarischen Inseln.
 In Asien besitzt es Island. Die vornehmsten Handelsgesellschaften in Dänemark
 sind: die asiatische oder ostindische Compagnie, die isländische Compagnie, die See-
 Compagnie, die afrikanische oder dänisch-westindische Compagnie und
 die Handels-Gesellschaft.

F r a n k r e i c h

reicht jedes Land der Erde. Ausgeführt werden Weine, Branntwein, Öle,
 Liqueurs, Schnupftaback, Seidenwaaren, Wollenwaaren, Modewa-
 ren, Uhren, Porzellane, Krystalle, Teppiche, Bronze, Leinwand, Spitzen,
 Ketten, Hanf, Flachs, Früchte, Kapern, Salz, Juwelierarbeiten, Pa-
 pier &c. Frankreich nimmt die Producte, jedoch fast keine Manufactur- und
 Rohstoffe aller Nationen. Die vornehmsten Häfen sind: Bordeaux, Mar-
 seilles, Havre de Grace, St.-Malo, l'Orient und Dünkirchen. Marseilles
 führt hauptsächlich in die Levante und nach Westindien, der von Bordeaux
 nach Westindien und dem europ. Norden. Calais und Dünkirchen haben
 einen vortheilhaften Schleichhandel mit England. Havre de Grace ist der
 Hafen für Paris, das einen sehr ausgedehnten indirecten Handel und Wechsel-
 mit dem Auslande hat. Amiens führt große Quantitäten von Sammet
 und Seiden. Reims, Elbeuf, Louvier und Sedan haben ihren Haupthandel in Tüchern;
 Valenciennes und Alençon den ihrigen in Cambrils und feinen Spitzen.
 Der Hafen für Montpellier, hat einen ausgedehnten Handel in spanischen
 Seidenwaaren. Bayonnes Haupthandel ist der mit Spanien. Der beträcht-
 lichste Handel von L'Écluse, das im Mittelpunkte der nach der Schweiz, Spanien, Italien
 und England führenden Straßen liegt und jährlich 4 Messen hat, besteht haupt-
 sächlich in Seidenwaaren. Für Strassburg ist ein wichtiger Handelsartikel sein
 Terpenthin. Lille hat directen Handel nicht bloß mit allen Handels-
 städten Europas, sondern auch mit Frankreichs und Spaniens Colonien und mit
 den indischen Inseln. Ferner gehören zu den bedeutendsten Handelsstädten: Rheims,
 Troyes, Reims, Nismes, Angoulême, Cognac, Nantes, Rouen, Rochelle, Caen.
 Rouen versorgt Frankreich, Italien, Spanien und selbst Großbritannien mit sei-
 denen Schuhen. Beaucaire hat eine wichtige Messe. Die franz. Colonien sind:
 die Inseln Guadeloupe, St.-Lucie und Marie galante in Westindien; Cayenne
 in Amerika; Pondichery, Chander-nagor und noch einige a. Besitzungen in

Ostindien; ferner einige Factoreien auf der Westküste von Afrika und an den Seiten des grünen Vorgebirges.

I t a l i e n.

Obgleich Italien am mittelländischen und am adriatischen Meere die wichtigsten Häfen besitzt und überhaupt eine dem Handel ungemein günstige geographische Lage hat, so ist dennoch sein Handel, sowohl der einheimische als der ausländische, sehr beschränkt. Der Grund davon ist in den unpolitischen Beschränkungen hohen Steuern und Abgaben zu suchen, welchen in diesem höchst fruchtbaren größtentheils schlecht regierten Lande die Handelsstädte unterworfen sind. Die wichtigsten Ausfuhrartikel Italiens sind: Korn, Olivenöl, Wein, Brod, Seide, Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs, Sammet, Damast, Barilla, Schwefel, Galläpfel, Färberröthe, Gerbersumach, Balonia u. a. f. Die wichtigsten Exportartikel sind: Senneblätter, Laktrizensaft und Wurzeln, Wachholderbeeren u. a. Die wichtigsten Exportartikel sind: Sardellen, Mandeln, Feigen, Nüsse, Oliven, Korinthen, Rosinen u. a. Die wichtigsten Exportartikel sind: Lumpen, Bast- und Stroh Hüte, Ziegen- und Bockshäute, Marmor. Die wichtigsten Handelsstädte sind: Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Venedig. Livorno ist der Hauptcanal des ital. Handels mit der Levante und den Türkenstaaten, und der Hafen, wo der engl. Handel mit dem mittelländ. Meer seinen eigentlichen Mittelpunkt hat. Ein großer Theil seines Handels ist in den Händen der Juden. Die Seidenzeuge, Taffete, Satins, Brokate, leichten Wollen, Sammete u. c. sind hauptsächlich die Ausfuhrartikel von Florenz, die durch den Canal von Livorno starken Absatz in der Levante haben. Mailand und Turin haben einen sehr ausgebreiteten Handel in ihrer Seide, die wegen ihrer bewundernswürdigen Feinheit und Leichtigkeit in ganz Europa berühmt ist. Ancona und Venedig sind die vornehmsten Handelsstädte Europas. Hauptsächlich bestehen ihre Geschäfte in Agentchaften und Commissionen. Von Nizza wird einig exportirt. Luccas Exporten sind Olivenöl, Seide, Damast, Früchte u. c. Neapel wird sehr viel Olivenöl ausgeführt. Genuas Handel ist noch immer sehr wichtig. Seine Exporten sind Sammet, Damast, welcher nebst dem vened. der geschätzteste in Europa ist, rohe Seide, Früchte, Olivenöl, Alaun, Korallen, grobes Papier u. c. Venedig, einst die größte Handelsstadt der Welt, trotz seinem geschwundenen alten Glanze noch immer ein wichtiger Handelsort. Der europ. Handel nach der Levante größtentheils in s. Händen sich befindend, sind vened. venetianischen Sammete, Damaste, Spiegel und verarbeitete Seide in sehr großer Quantität sind von Venedigs auswärtigem Handel der beträchtlichste Theil. Die Exporten von Neapel bestehen in Olivenöl, Wolle, Seide, Weinstein, roher und verarbeiteter Seide, Früchten, Schwefel und Stabholz.

Die Inseln des mittelländischen Meeres.

Die Ausfuhrartikel Siciliens, eines Landes, welches die Natur mit schwenderischer Freigebigkeit mit der Fülle aller ihrer Gaben überschüttet, aber eine schwache Regierung fast nutzlos macht, bestehen in Getreide, Barilla, Schwefel, Olivenöl, Wein, spanischen Fliegen, Gerb, Manna, Korallen, Lumpen, Mandeln, Feigen, Rosinen, Nüssen, Sardellen, Stein, Ziegen-, Bock- und Schaffellen, Granatäpfeln, Drangen, Eisen und aus Ananas von ausgezeichneter Größe und vorzüglichem Geschmack. Der vornehmste Hafen ist Messina, dann Palermo.

Die Exporten Sardinien's sind hauptsächlich Getreide von guter Güte, Thunfische, Häute, Barilla, Salz. Cagliari ist die wichtigste Handelsstadt.

Corsica führt aus Seide, Olivenöl und schwarze, weiße und rothe. Die Seide geht vorzüglich nach Genua und Lyon und die Korallen werden dort verkauft, wo sie ihre Zubereitung und Politur erhalten, um nach

ein von den Mauren und Negern gesuchter Artikel geschafft zu werden. Die kanischen Häfen sind Ajaccio, Bastia und Porto Vecchio.

Malta, welches, sowie Gibraltar, ein Niederlagsort der britischen und italwaaren ist, die im mittelländ. Meere abgesetzt werden, führt Baumwolle, Olen und Früchte aus.

Die ionischen Inseln (Cefalonien, Zante, Korfu, Santa-Maura u.) führen aus Wein, Brantwein, Olivenöl, Rosinen, Korinthen, Citronen, Melonen, Granatäpfel, Honig, Baumwolle und Salz. Die Rosinen und Citronen übertreffen selbst die von Morea an Güte. Der Wein ist Muskateller.

Der Handel der Insel Cypern ist unbeträchtlich. Sie führt Baumwolle, Seide, Wein, Salz, Terpenthin, türkisches Leder u. aus. Ihre bedeutendsten Handelsstädte sind Larnica und Rhodus.

Die Exporten der Insel Candia, welche durch ihre Lage ganz zum Stapelplatz europ., asiat. und afrikan. Handels geeignet ist, bestehen in Öl, Seife, Wein, Leinsamen, Rosinen, Mandeln, Labdanum, Johannisbrot u.

Die Niederlande und Holland.

Die vornehmsten Handelsstädte der belgischen Niederlande sind Antwerpen, Brüssel und Ostende. Antwerpen ist für den Handel des europ. Nordens der Stapelplatz, erlangt seit der Wiedereröffnung der Schelde allmählig seine mercantile Thätigkeit wieder, welche aller Wahrscheinlichkeit nach wegen seiner vortreflichen centralen Lage, seines vortheilhaften Locals überhaupt, und weil es der Canal von Antwerpen nach Amsterdam und Hamburg übertreffen muß. Die Exporten Antwerpens hauptsächlich in Weizen, Bohnen, Kleesamen, Leinwand, Spitzen, Tapeten und allerhand Manufacturwaaren von Brüssel, Mecheln, Gent u. s. w. Die Ausfuhrartikel von Gent sind Weizen, feine Leinwand, Flach, Samen u. dgl.; die von Ostende Weizen, Kleesamen, Flach, Talg, Häute, Leinwand von Gent und Brügge. — Die Hauptexporten Hollands, dessen Handel seit 1814 wieder aufblüht und jährlich an 4000 Schiffe mit 25,000 Tonnen beschäftigt, sind Butter, Käse, Leinwand, Tücher, Droguereien und Farbstoffe, Weizen, Leinsamen, Kleesamen, Wachholderbranntwein, Färbepflanzen u. dgl. Die größten Handelsstädte in Holland sind Amsterdam, Rotterdam und Gröningen, dann folgen Lüttich, Middelburg und noch die Handelsstädte Briel, Delftshaven, Dordrecht, Enkhuizen, Medenblad u. Amsterdam ist nach dem Verfall des holländ. Handels eine der größten Handelsstädte der Welt, der Umschlagplatz der aus dem Osten und Westen und aus den vornehmsten europ. Ländern kommenden Waaren. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausschließenden Besitze der orientalischen Specereien, der Seidenwaaren Ostindiens und Chinas und ostindischen feinen Baumwollenzeuge waren, kleideten sie sich selbst nur in Tuche und begnügten sich mit sehr frugaler Nahrung. Die sehr feinen Tücher, welche sie selbst fabricirten, bestimmten sie bloß für das Ausland und kauften zum eignen Gebrauche das grobe Tuch in England, sowie sie auch in jener Zeit selbst producirte vortreffliche Butter und ihren Käse meist verkauften und zu ihrem eignen Verbrauche diese Artikel der weit größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechsel- und Bankgeschäften verdankten die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlstand, und der Canal, durch den sie geleitet wurden, war Amsterdam. Noch jetzt ist es mit Hamburg einer der großen Vereinigungspunkte der Wechselgeschäfte zwischen dem Norden und dem Süden Europas, obgleich von der Zeit an, da in der amsterdamer Bank ein Mangel an Vertrauen sich zu erkennen gab, dieser Geschäftszweig bei weitem nicht mehr so bedeutend gewesen ist, indem ein großer Theil seiner Wechselgeschäfte nach London und Hamburg überging. Einfuhrwaaren sind Getreide, Holz, Steinkohlen, Talg,

Wachs, Lumpen &c. Für Hollands Colonialhandel ist der Besitz von Amboina, Banda, Ternate und Macassar in Ostindien wichtig, sowie die Logen auf Coromandel und Malabar, ferner die zu Bantam, Padang, u. a. m. In Afrika besitzt Holland einige feste Plätze auf Guinea; in Surinam und die westindischen Inseln Curassao, St.-Eustach und St.-M.

P o l e n.

Polens Exporten bestehen in Korn, Hanf, Flach, Bauholz, Leinsamen und Salz. Sein Handel ist nicht sehr beträchtlich und fast ganz in den Händen der Juden. Warschau und Krakau sind die beiden größten Handelsstädte. Das letztere hat 2 Messen jährlich. Krakau hat eine dem Handel sehr günstige Lage; die Quelle seiner Geschäfte aber sind die berühmten, in seiner Nähe liegenden Eisenwerke von Wieliczka. Auf den Messen zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. führt sich Polen mit Manufactur- und Fabrikwaaren und allen Luxusartikeln, wie z. B. Hasenfelle und a. Producte dahin bringt.

P o r t u g a l.

Die portug. Ausfuhrartikel sind hauptsächlich: weißer und rother Lissaboner und Carcavello-Wein, Salz, Drangen, Limonien, Früchte, Kork, Wolle, Baumöl &c. Nach England gehen Dporto-, Lissaboner, Carcavello deira- und Canarien-Wein, Salz, Drangen, Limonien, Kork &c., wogegen Portugalien brit. Manufactur- und Colonialwaaren, Mundvorräthe, Korn, Kupfer, Blei, Steinkohlen u. dgl. erhalten. Die Ausfuhrartikel nach dem europäischen Festlande sind Weine, Salz, Früchte &c., wogegen man Hanf, Flach, Korn, Eisen, Holz, Theer, Pech, Stockfisch und russ. und deutsche Leinwand erhält. Als Handelsstädte stehen Lissabon, Dporto und Setubal oben an. Portugals Auswärtige Besitzungen sind: die Städte Goa und Diu in Ostindien, nebst einem Theile von Timor; die Factorie Macao in China, die azorischen Inseln, Madeira und Porto Santo im atlant. Meere; die Inseln des grünen Vorgebirges, die Inseln St.-Pauli, Angola und einige Niederlassungen auf Guinea und der Westküste von Afrika, Mosambique, Melinda und a. Niederlassungen an der Ostküste von Afrika.

R u ß l a n d.

Rußland führt hauptsächlich aus: Eisen, Hanf, Flach, alle Arten Lederarbeit, Talg, Häute, Tannen- und Eichenstämme, Planken, Bretter, Latten, Bogenpfeile, Mastbäume, Pech und Theer, Getreide von allen Arten, sonderbare Weizen, Leinwand, Segeltuch von verschiedenen Arten, Wachs, Schweinsborsten, Unschlitt, Seife, Hausenblase, Caviar, Leder, Fischthran, Samen, Leinsamen, Taback. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Tobolsk und Tomsk in Sibirien; Astrachan, Drenburg und Kasan im asiatischen Rußland; Moskau und Nowgorod im Innern Rußlands; Archangel am arktischen Meer; Liebau (doch jetzt sehr gesunken) in Aurland; Taganrog, Kaffa oder Odessa, Odessa, Cherson, Sebastopol und Azoff am schwarzen und azovischen Meere; Riga, Pernau, Narwa, Reval, Petersburg, Wiborg, Frederikshamn, Arensburg die Messplätze zu Nischnei-Nowgorod, Irbit u. a. m., welche den Handelsverkehr des Orients mit dem russisch-europäischen durch Canäle und Ströme des irdischen Binnenhandels verknüpfen. Durch das schwarze und das azovische Meer hat Rußland einen sehr lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna, das Mittelmeer mit Persien, über Kjachta mit China, und an der Nordküste von Amerika gründet es gegenwärtig seinen Handel in der Südsee.

S c h w e d e n u n d N o r w e g e n.

Die Ausfuhrartikel aus Schwedens 28 Seehäfen sind Eisen, Stahl, Kupfer, Pech, Theer, Tannenholz, Alaun und Fische. Die vornehmsten Handelsstädte sind Stockholm, Gothenburg und Gefle. Karlskrona hat einen beträchtlichen Handel mit Eisen, Bauholz, Pech, Theer, Talg, Pottasche, Leinsamen &c., welche

ich in die franz., span. und ital. Häfen gehen und wogegen man hauptsächlich Salz nimmt. Die Exporten von Gothenburg sind Fische, Eisen, Stahl und Eisenwerkzeuge. Die den Handel befördernden Anstalten Schwedens sind die Bank, die ostindische Compagnie, die westindische Compagnie, die levantische Handelscompagnie, die Gewerbsgesellschaft u. a. m. Aus Norwegen werden ausgeführt Fichtenstämme, Tannenstämme, Tannenbreter, Mastbäume, Alaun, Vitriol, Robbenthran, Pech, Häute, wollene Strümpfe, Eisen, Kupfer, Theer. Die vornehmsten Handelsstädte sind Christiania, Bergen, Drontheim, Christianssund und Stavanger.

S c h w e i z .

Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Ihre Exporten hauptsächlich in feiner Leinwand, Seidenwaaren, Sammet, nach- und ostindischen Stoffen und Shawls, feinen Cattunen, Schlaguhren, Tassen, Bändern, Weinen, Käse, Honig &c. Die Einfuhrartikel sind vornehmlich: Colonial- und ostindische Waaren aus Holland; Salz, Getreide, Wolle &c. aus Deutschland; rohe Baumwolle, Seide &c. aus Italien; Manufakturwaaren verschiedener Art aus England; Weine und Brantweine aus Frankreich. Die vornehmsten Handelsstädte der Schweiz sind Basel, Bern, Zürich, Genève und Schaffhausen.

S p a n i e n .

Spaniens Handel ist seit 3 Jahrhunderten, sowie sein Gewerbefleiß aufhörte, tief gesunken. Das Land konnte den Welthandel an sich ziehen, wenn es in einem Zustand und benutzt hätte. Doch ist noch jetzt der Naturreichthum des Landes der Träger seines Handels. Die wichtigsten Erzeugnisse sind Wolle, Salz, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Quecksilber, Barilla, Reis, Salpeter, Mandeln, Oliven, Drangen, Limonien, Feigen, Weine, Brantwein und &c. In Segovia und Leon wird jährlich ungefähr 1 Mill. Arrobas feine Wolle gesammelt, und davon werden ungefähr 4 Fünftel an die Franzosen, Holländer und Engländer verkauft. Spaniens herrliche Weine, die gebrannten Wasser, die Barilla &c. werden sehr einträgliche Artikel für das Land. Aus dem Hafen von Barcelona werden vorzügliche Seidenzeuge, Mitteltücher und Wollzeuge, ferner Weine, Brantwein, Mandeln, Nüsse u. a. Exporte ausgeführt, wofür in demselben Hafen lyoner Seidenzeuge, Strumpfwaren &c. importirt werden, verschiedene Arten von Stoffen und Baumwollenzeugen, deutsche und getrockneter Stockfisch aus England, die Summe von ungefähr 12 Millionen Pflaster betragend, ankommen. Der Ausfuhrhandel Valencias besteht hauptsächlich in Seide, Barilla (Soda), grober Wolle, getrockneten Früchten, Wein und Brantwein, welchen letztern vorzüglich die Holländer abholen und in die Normandie und Bretagne schaffen. Die Engländer verkaufen an die Spanier vorzüglich Tücher; die Franzosen Leinwand, Wollzeuge, Stahlwaaren &c. u. dgl. Aus dem Hafen von Alicante führen die Spanier hauptsächlich getrocknete Früchte, Seide, Wolle, Barilla, Weine, castilische Seife, Saffran, eine Art von Cochenille, welche grana genannt wird, und Salz &c. von welchem letztern die Engländer und Schweden jährlich über 9 Mill. Pf. importiren. Auch in den Häfen von Carthagena und Malaga ist große Handelsgelegenheit. Aus dem letztern werden vorzüglich Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Berberisumach, Sardellen, Olivenöl &c. ausgeführt. Cadix ist gleichsam der Schlüssel der alten und neuen Welt, so äußerst wichtig ist sein Handel. 1792 waren f. Exporten nach den beiden Indien die Summe von 276 Mill. Realen und Importen über 700 Mill. Realen (16 Realen machen 1 Thlr. Sächs.). Die Stadt Madrid ist zugleich eine bedeutende Handelsstadt und ein Niederlagsort. Sevilla hat einen beträchtlichen Handel in Öl und Drangen, die im Hafen von Ca-

bis ausgeführt werden. Fast der ganze Handel an den span. Küsten ist in den der Franzosen, Holländer und Engländer. Auch hat der Abfall Amerika Spaniens Colonialmacht beinahe ganz vernichtet. Cuba's Lagafelhaft, sowie die der Philippinen. (Vgl. d. und Südamerika.)

T ü r k e i.

Die Türken sind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu sein. Ihr Verkehr mit Osterreich, Frankreich, Italien, Großbritannien und d. s. w. durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, der Handel dieses Landes fast ganz in ihren Händen haben, keineswegs unist. Zwar hatte der Aufstand der Griechen anfangs den Handel Osterreichs sehr gestört; auch wurden die Briten auf dem ionischen Meerflutreiche Mitbewerber; aber dennoch behielt Wien, der Hauptsitz des Handels, in der Türkei seine Stützpunkte, indem die freien Hellenen ihr Land nist und ihren Waarenbedarf jetzt mit jedem Tag vermehren. Sie bieten wolles für Leinwand, Seide für Tuch, Gold für Eisen. Die Natur und wohnheit weist ihnen den Verkehr mit Osterreich an. Dagegen ist der russische Handelsweg über Konstantinopel nach Odessa seit 1823 von der Pforte in Anspruch genommene Umladungsrecht, dem sie die europäischen nach bestimmten Schiffe auf dem schwarzen Meere unterwirft, und durch d. geln sehr gehemmt worden; im Archipelagus hat der hellenische Freiheit den neutralen Handel vielfache Gefahren veranlaßt. Der vornehmste platz ist Konstantinopel, vorzüglich im Handel mit Rußland. Es verbe vor kurzem noch die russischen Producte in den Häfen des mittelländischen Die Exporten dieser Stadt, die unter einer weisen und thätigen Regierung wahre Stapelplatz der Welt werden könnte, sind so unbedeutend, daß die Waarenquantitäten, welche für die Türkei eingeführt werden, fast ganz und Diamanten bezahlt werden müssen. In ihrem Hafen holen die Eng Franzosen, Italiener, Holländer und andre Nationen die Producte Pole Salz, den Honig, das Wachs, den Taback, die Butter der Ukraine, die den Talg, den Hanf, das Segeltuch, das Pelzwerk und die Metalle und Sibiriens, und bringen dafür die Producte ihrer Länder. Diese te werden gemacht, ohne daß die Türken im Geringsten einen Antheil haben.

U n g a r n.

Ungarn wird von Osterreich wie Ausland betrachtet und ganz mit d. Kette umgeben; daher weicht der Handel Ungarns von dem System des Kaiserstaats ab, und ist von der Regierung nichts weniger als begünstigt. noch ist sein auswärtiger Handel keineswegs unbedeutend. Die Export Wein, Taback, Galläpfel, Spießglas, Alaun, Pottasche, Hornvieh, Eisen, Kupfer, Weizen, Roggen und Gerste. Die Ausfuhr übersteigt tem die Einfuhr. Diese kann nur durch Osterreich und die Türkei gesche die Regierung jeden andern Weg, welcher für sie gewählt werden könnte, ten hat.

II. A s i e n.

Asien treibt hauptsächlich Binnenhandel, vornehmlich in Vorder- und telassen, mittelst jener Caravanen (von einem Dichter die „Flotten der genannt), in denen man zuweilen mehr als 50,000 Kaufleute und Reisende einigt sieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer ist. Der Mittelpas ses Caravanenhandels ist hauptsächlich Mekka, welches dem Auge des Reis zu der Zeit, wo die Caravanen darin sind, einen so belebten Markt und eine Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt der bodens gefunden wird. Ostindiens Musseline und übrige Waaren, Chin

alle, die sämtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von
 mit u. s. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mekka, von wo
 auf dem asiatischen nicht nur, sondern auch auf dem afrikanischen Fest-
 verbreitet werden.

Die Ara ber, einst, und ehe noch der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge
 Hoffnung entdeckt war, das erste Handelsvolk der Welt, haben jetzt
 ziemlich unbedeutenden Handel. Caffer, Aloe, Mandeln, Balsam von
 Gewürze und Droguereien und ihre afrikanischen Importen an Myrrhen,
 auch und arabischem Gummi sind die Hauptartikel, welche sie ausführen,
 in kostbaren Naturerzeugnissen reiche Zemen hat seinen Hauptmarkt zu
 Überhaupt verbindet der arabische Meerbusen und das rothe Meer Ara-
 handel mit dem von Afrika, insbesondere mit dem von Ägypten und Abys-

Mas nah, der Hauptstadt Abysiniens, werden dorthin ausgeführt:
 Zibeth, Elefantenzähne, Rhinoceroshörner, Reis, Honig, Wachs, Skla-
 und für diese Waaren und Menschen holt man hauptsächlich in Mocha oder
 und Jedda Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Moschus,
 Cardamomen, Kampher, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Stahl, Aur-
 zinnober, Taback, Schießpulver, Sandelholz, Reis, Messerschmieds-
 Waffn und eine Menge a. Art. europäischer Fabrikate. Die Exporten
 von, einer arabischen Stadt an der Meerenge Babelmandeb, wo viele Zu-
 des Handels wegen aufhalten, sind: Caffer, Elefantenzähne, Gold und
 eine Arten von Gummi, wogegen es vorzüglich ostindische und chinesische
 einführt. Masc at, Hafenstadt in der arabischen Prov. Oman, der
 von Arabien und Persien, hat einen sehr starken Handel mit dem briti-
 Sumatra, der malaiischen Halbinsel, dem rothen Meere und der
 Afrika.

Glücklich auch Persiens geographische Lage für den Handel ist, so-
 dennoch nur mit sehr geringer Umsichtigkeit und wenig Unternehmungs-
 Seine Exporten bestehen hauptsächlich in Pferden, Seide, Perlen, Bro-
 Lapten, Baumwollenzeuchen, Shawls, Rosenwasser, Wein von Schi-
 Datteln, karamanischer Wolle, Gummi, Droguereien von verschiedener
 u. s. w. Die vornehmsten Plätze für den persischen Handel sind die türkischen
 Bagdad und Bassora. Auch ist der Hafen Abuschär oder Buschir (engl.)
 im arabischen Meerbusen ein Stapelort für persische und indische Waaren. Bag-
 ist der Mittelpunkt eines glänzenden und ausgedehnten Handels, kann
 noch als der große Stapelplatz des Morgenlandes betrachtet werden, ob-
 es jetzt bei weitem nicht mehr Das ist, was es war. Von Bassora werden
 Erzeugnisse Arabiens, Indiens, Persiens und der asiatischen Inseln nach
 geschafft, wo sie einen sehr guten Markt finden, und von wo sie in die übrige
 Schatte des türkischen Reichs verbreitet werden. Europa versorgt es, mit-
 arabischen Caravanen, mit Waaren jeglicher Art und auch mit den ameri-
 Erzeugnissen. Dagegen hat es nichts zu geben als Datteln, Taback und
 sehr mäßige Quantität wollener Stoffe, indem sein ganzer Handel in der Ver-
 und dem Umsatze der Producte anderer Länder besteht. Bassora ist näm-
 lich Lage der Stapelort des im persischen Meerbusen stattfindenden lebhaften
 türkischen, persischen und arabischen Handels. Sein Handel mit Ostindien ist
 vornehm, da es der Canal ist, durch welchen das osmanische Reich mit den
 des Morgenlandes und mit den Manufacturwaaren der britischen Be-
 in Ostindien versorgt wird.

Asiatische Türkei.

Der vornehmste Hafen der Levante ist Smyrna, ein sehr bedeutender Nie-

Verlagssplatz der Kaufmannsgüter des Morgenlandes und Abendlandes. Die fuhrartikel der Levante sind: Caffee, Baumwolle, Wolle, Seide, Färberkameel- und Ziegenhaare, Häute, Rosinen, Feigen, Perlen, Schmirgel, steine, Galläpfel, Opium, Rhabarber und andre Droguereien. Angora nach Smyrna durch Caravanen beträchtliche Quantitäten von Angoraziegen und aus demselben Materiale verfertigte Stoffe; denn das Angoraziegenhaar in der Levante selbst und in Europa zu Kamelot verarbeitet, vorzüglich in Frankreich und Holland, deren Kamelotmanufacturen zum Theil Agenten Angora unterhalten, und durch diese ihre Käufe machen. Damask ist der Punkt des Handels in Syrien und macht sehr große Geschäfte durch die Carawanen, welche vom Norden Asiens nach Mekka und von Bagdad nach Cairo gehen. Aleppo hat viel Handelsverkehr mit Konstantinopel, Bassora, Bagdad, und Skenderun oder Alexandrette, nach welchen Orten alljährlich Carawanen Aleppo gehen. Seine Exporten sind seine eignen Seiden- und Baumwollenen, die Shawls und Musseline Ostindiens, die Galläpfel aus Kurdistan, Pfeffer, Pistazien und andre Droguereien. Alexandrette hat auch ziemlich lebhaften Handel. Erzerum ist der Stapelplatz der Seiden- und Baumwollenen, gedruckten Leinwand, Spicereien, des Rhabarbers, der Färbereien des ostindischen Zitweres.

Das britische Ostindien und die malaiische Halbinsel.

In dem langen Zeitraume von 4000 Jahren sind die für den Handel gen Producte Indiens dieselben geblieben; denn alle jene von den Alten bekannten Artikel und Schätze Indiens sind es immer noch, welche die Nationen der Welttheile dort holen, nämlich: Reis, Indigo, Farbewaaren, Cochinthe, Pfeffer, Baumwolle, Seide, Apothekewaaren, Zimmt, Cassia, Ceylankur, dgl. Der ostindische Handel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer, der Leitung der ostindischen Compagnie. Nächst den Engländern sind die Niederländer der Verein. Staaten die Nation, welche am ostindischen Handel den größten Antheil hat. Dänemark hat nur einen sehr unbeträchtlichen Handel in Ostindien, und der, den Schweden mit ihm hatte, ist jetzt fast vernichtet, seit die schwedisch-ostindische Gesellschaft vor den neuesten großen Veränderungen der Regierung dieses Landes und vor dem Durchgehen der Communication mit England unter allen europäischen Handelsgesellschaften die am besten regulirte in ihren Geschäften glücklichste war, nächst der englischen. Portugals Handel in den britischen Besitzungen in Ostindien ist bedeutend, der spanische hingegen gering. — Calcutta ist die wichtigste Handelsst. Ostindiens. Außerdem Benares, Gussurate, Udschein und Multan unter den Handelsstädten im indischen Indien, Madras und Pondichery an der Ost-, Bombai, Surate und Schin an der Westküste, Goa u. a. m. zu bemerken. Von Quebra auf der malaiischen Halbinsel holt man Zinn, Reis, Wachs, Fischmagen und Haie zu Salangore, Pahang und Tringano Gewürznelken, Muskatnüsse, Kampher, Betel, Elefantenzähne, Goldstaub, Schildkrötenhäuten, Ziw. Von Malacca wird hauptsächlich Goldstaub ausgeführt. — Seit 1819 die britische Regierung in Calcutta durch Sir Thom. Stamford Raffles (nach seinem Entwurf) einen neuen Handelsplatz auf der fruchtbaren, holzreichen Insel Singapur (s. d.) bei der Meerenge dieses Namens an der Südspitze der Insel Malacca, gegründet, der für den britischen Handel mit China äußerst wichtig ist und dem Handel der Holländer daselbst Abbruch thun muß. Wird Singapur zu einem Freihafen erhoben, so kann England von hier aus ganz Hinterindien mit Kunstzeugnissen versorgen.

C h i n a.

Der Handel, welchen China mit Europa, dem britischen Indien, den Vereinigten Staaten von Amerika, mit Cochinchina und Siam, mit Japan und den asiatischen Inseln treibt, ist sehr beträchtlich. Die britischen Importen sind theils die der ostind. Compagnie, theils die von Privatkauflenten. 1781 — 91 hatte die Compagnie für 3,471,521 Pf. St. Waaren und 88,264 Pf. St. ungemünztes Metall eingeführt, von 1792 — 1809 für 2,338 Pf. St. Waaren und für 2,466,946 Pf. St. ungemünztes Metall. Exporten aber, welche die Compagnie nach England machte, betrugen von 1781 — 1810 mit Einschluß der Abgaben, Fracht u. s. w. 41,203,422 Pf. St., wurden verkauft für 57,896,274 Pf., sodaß die Compagnie daran einen Gewinn von 16,692,852 Pf. hatte. Aus dem britischen Indien führte die Compagnie von 1802 in China ein für 65,736,731 Sikka Rupien Waaren (Sikka heißt die gewöhnliche Silbermünze in Ostindien, etwa 16 Gr.) und für 241,471 Sikka Rupien ungemünztes Metall und ihre Exporten aus dem britischen Indien betrugen 26,651,894 Sikka Rupien an Waaren und 5,003 Sikka Rupien ungemünztes Silber. Was von andern engl. Kaufleuten in China ausgeführt wird, beträgt wahrscheinlich eine halbe Mill. Pf. St. Die Importen der übrigen Nationen Europas nach China bestehen hauptsächlich in ungemünztem Gold, wofür Thee genommen wird, doch ist dies unbedeutend, da die meisten ihren von den Engländern nehmen. Mit Siam, Cochinchina, den asiatischen Inseln und Japan hat China einen sehr lebhaften Verkehr, in der neuern Zeit auch mit Rußland, und zwar sowohl zu Lande, als nach Irkutsk u. s. w., als zu Wasser. Die Holländer, Engländer, Schweden, Spanier und Amerikaner haben zu Canton Factoreien, und die Portugiesen zu Macao eine Niederlassung.

Aus Siam und Tunkin werden ausgeführt: Zinn, Elefantenzähne, Perlen und andre Edelsteine, Goldstaub, Kupfer, Salz, Betel, Pfeffer, Laka, Eide, Bauholz und lackirte Waaren, und der Handel dieser beiden Länder hauptsächlich in den Händen der Chineser und Portugiesen. — Cochinchina hat einen sehr lebhaften Handel, in dem größtentheils in den Händen der Chineser. Die Ausfuhrartikel sind: Zucker, Seide, Gold, Betelnüsse, Schwarzholz, Japanholz, Büffelhorn, getrocknete Fische und Fischhäute.

J a p a n.

Seit Vertreibung der Portugiesen aus Japan ist der Handel dieses Reichs sehr innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, sind die Chineser und die Holländer, und auch diese sind auf den Hafen von Mangasaki beschränkt. Die Chineser versorgen die Japaner mit Reis, ordin. Zucker, Ginseng, Elfenbein, Seidenstoffen, Nanking, Blei, Zinn, Alaun u. dgl., und holen dafür Kupfer, Kampher, lackirte Waaren, Meerkohl und eine metallische Composition, Sowaß genannt, welche aus Kupfer und einer kleinen Quantität Gold besteht. Die Holländer holen hauptsächlich Kupfer, Kampher, Lack, lackirte Waaren. Nur 2 holländische und 12 chinesische Schiffe dürfen jährlich im Hafen von Mangasaki einlaufen. Nach Ankunft eines Schiffes und vorherigen Ceremonien werden die Waaren ans Land gebracht. Dann kommen die kaiserl. Beamten (denn der Handel mit dem Auslande ist Monopol des Kaisers), untersuchen die Güte und Quantität der Waaren, befragen die Kaufleute mit einander, und bestimmen den Preis der einheimischen Waaren, gegen welchen dagegen verlangt werden. Die Ausländer müssen entweder diese Bedingungen annehmen, oder die Waaren, welche sie gebracht haben, behalten. In den meisten ausländischen Waaren kommen die japanischen Kaufleute erst dadurch, daß sie dieselben dem Kaiser ablaufen. In Verfertigung der Seiden- und Wollenzeug-

che, des Porzellans und der lackirten Waaren stehen die Japaner nicht unter den Europäern. Auch in Stahlarbeiten stehen sie auf einer hohen Stufe. Die japanischen Säbel und Dolche sind unvergleichlich, und werden vielleicht einmal den Damascenersäbeln übertroffen. Auch im Poliren des Stahls und aller Metalle sind sie sehr geschickt, und ihre feinem Porzellane übertreffen die europäischen bei weitem. — Zu Anfange d. 17. Jahrh. hatten die Engländer eben mit Japan zu handeln begonnen, allein die portug. Missionnaire und später die Holländer wußten die Regierung gegen sie einzunehmen. 1673 ward der Versuch einer Erneuerung jenes Handels abermals durch die Holländer vereitelt. Der großen Vortheile, welche der Handel mit Japan England gewähren zu können schien, machte es einen dritten Versuch 1699, und instruirte die Factorie in Canton, mit Japan, wenn es nur irgend möglich sei, wieder in Verbindung zu treten. Indeß das Resultat befriedigte die Erwartungen bei weitem nicht, seitdem ist auf alle weiteren Versuche verzichtet worden. Bloß 1813, als Großbritannien unterworfen ward, hatte die ostindische Compagnie wieder einen kleinen Verkehr mit Japan. Die 1805 unter Krusenstern nach Japan gesandte russische Gesandtschaft war in ihrem Bestreben nicht minder unglücklich gewesen, als die englischen gewesen waren. (S. Golownin.)

Die Inseln Amboina, Banca, die Bandainseln, Java, Sumatra, Borneo u. s. w.

Von Amboina werden Gewürznelken ausgeführt, deren Anbau auf diese Insel zu beschränken die Holländer sich sehr viel Mühe gaben, zu Behuf sie auf den benachbarten Inseln alle Gewürznelkenbäume auszuwurzeln. Noch jetzt macht die Regierung von Amboina mit einem zahlreichen Heere jährlich zu diesem Zweck eine Reise auf die übrigen holländ. Inseln. Banca wegen seiner Zinnbergwerke berühmt und die Ausfuhr dieses Zinns nach China bedeutend, da die Chinesen es wegen seiner Hämmerbarkeit dem engl. vorzuziehen, gefährt 4 Mill. Pf. Zinn werden jährl. gewonnen. Die Bandainseln liefern Muskatnüsse und Macis, Die Stapelartikel der Ausfuhr von Batavia sind: Pfeffer, Caffee, Zucker, Baumwolle und Indigo. 6½ Mill. Pfund Pfeffer, die theils auf der Insel selbst wachsen, theils von Sumatra, Bantam, Borneo und den übrigen Inseln hergebracht werden, werden jährlich in den Niederlagen aufgespeichert. Auf Banca sind sowol Caffee als Zucker in den letzten Jahren jedes bis zu 10 Mill. Pfund gebaut worden. — Borneo hat, außer dem Pfeffer, Gold, Kupfer und in Barren, Wachs, Sago, Kampher, letztern in vorzüglichster Güte. Die Holländern und Engländern haben die Chinesen hier einen lebhaften Handel. — Ceylons Ausfuhrartikel sind Zimmt, Pfeffer, Caffee, Taback, Cocosnüsse, Droguereien, Bauholz, Perlen, Edelsteine, Korallen u. s. w. Von den Philippinen sind die vornehmsten Manilla, Magindanao und Zamboanga. Ausgeführt werden: Indigo, Zucker, Seide, Goldstaub, Quersilber, Schildkrötenschalen, Wachs, Edelsteine, Silber als Waare, Siam, Taback. Der Handel der Philippinen mit China und Südamerika ist sehr lebhaft. Manilla erzeugt Zucker, den besten asiatischen Taback, Indigo. — Die Molles Inseln sind wegen ihrer Lage zwischen Indien, China und der ostind. Inseln nicht ohne bedeutenden Handel; ihre Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Pfeffer, Betelnüsse, Specereien, Metall, ostindischer Zink, Cochenilleholz, Japanholz, Elefantenzähne, Zucker, Silber als Waare. — Celebes treibt beträchtlichen Handel. Ausfuhrartikel sind: Goldstaub, Betelnüsse, Pfeffer, Kampher, Japanholz, Schwefel, spanisches Rohr, Wachs, Lack, Specereien, Zinn u. s. w.

III. A f r i k a.

Der Mangel an schiffbaren Flüssen und die unermesslichen Sandwüsten, welche Afrikas fruchtbare Regionen von einander gesondert werden, bilden unübersteigliches Hinderniß einer solchen Ausdehnung des Handels, wie sie der Fruchtbarkeit dieses Welttheils entspräche. Außer dem innern Verkehr hat der afrikanische Handel (s. Quellen) bloß in Ägypten, in den Barbareischen Staaten, an der Westküste, in Guinea, in der Nähe der Flüsse Gambia, Niger und Senegal, an den Vorgebirge der guten Hoffnung, in den Niederlassungen der Portugiesen an der Ostküste, und an den Küsten des rothen Meers. Der innere Handel ist der Sklavenhandel. Die afrikanischen Caravanen bestehen aus 500 — 2000 Mann. Die 3 Hauptländer, von wo sie ausgehen, sind Marokko, Fez und Tripolis. Die Hauptartikel des afrikanischen innern Handels sind Salz, Gold und Sklaven. Die größten Waarenzüge gehen von der Westküste und aus dem Innern über Timbuktu, dem großen Stapel des Binnenhandels und a. Niederlassung an der Ostküste, wo die wichtigsten Handelsplätze Natal (an der Lagoa del Mossato), Eoffala, Qualimane, Mozambique, Querimba, Quilloa, Mombaza, Beira, Brava, Mogador, Berbera, Zeila und Adal sind. Qualimane, Mozambique und Melinda sind portug. Niederlassungen; aus Adal, Zeila, Berbera und Brava holt man vorzüglich Goldstaub, Elfenbein und Weihrauch, worin arabischen und ostindischen Producte hingebraucht werden. Zwischen den Niederlassungen in Ostindien und Mozambique ist der Handel beträchtlich. Die Engländer holen Elefanten- und Hippopotamuszähne, Schildkröten- und Droguereien, Kauris, Gold u. s. w.

Die Barbareischen Staaten.

Der Handelsverkehr der Barbareischen Staaten mit den Europäern ist sehr unregelmäßig und schwankend, und die wenigen Geschäfte, die gemacht werden, sind meistens in den Händen der Franzosen, Briten und Amerikaner. Die Ausfuhr besteht in Olivenöl, Wachs, Wolle, Weizen, Gummi, Mandeln, Datteln, Pfeffer, Samereien, Elfenbein, Leder, Häute und Straußenfedern. Auch die Fischerei an den Küsten (Cap Rose bis Cap Roux) beschäftigt nur die Araber und Italiener, und der jährl. Ertrag für etwa 50,000 Pf. Korallen ist nicht mehr als 600,000 Thlr. Einen desto beträchtlicheren Handel haben die Barbareischen Staaten mit Arabien, Ägypten und dem Innern von Afrika. Auch mit Mekka, Bagdad und Alexandrien handeln sie durch Caravanen. Die vornehmsten Handelsplätze sind: Algier, Tunis, Tripolis, Sallee und Agadez oder Santa Cruz, und Marokko Mogador. Vor der franz. Revolution war der Handel von Algier ganz in den Händen einer Gesellschaft franz. Kaufleute zu Marseille, welche ordentliche Niederlassungen in den Häfen Bona, La Cala und El Col hatten; allein 1806 erzwang der Bey für 50,000 Dollars den Besitz jener Häfen an England. Die wichtigsten Häfen für die algierische Ausfuhr sind Bona und Dran. — Tunis ist der zweitgrößte Handelsstaat in der Barbarei. Seine vornehmsten Häfen sind Sfax, Susa und Soliman. — Tripolis hat wenig Handel, und seine Exporte bestehen hauptsächlich in Saffran, Asche, Sennesblättern und Färberröthe. Der Handel von Marokko und Sallee ist nur unbedeutend. Agadez oder Santa Cruz ist der südlichste Hafen von Marokko und war einst der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Verkehrs. Fez ist ein solcher Mittelpunkt noch jetzt zwischen dem Hafen Marokkos, dem mittelländ. Meere und dem Inneren von Afrika. Timbuktu und Wassanah.

Vorgebirge der guten Hoffnung.

Mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Handel für Großbritannien sehr vorthellhaft. 1809 betrug die Einfuhr engl. Waaren über 330,000 Pf. dagegen sich die Ausfuhr der Colonie, insbesondere Capwein, nicht auf 6000

Pf. belief. Seitdem ist durch die Zunahme der Colonisation auch der Export des Handels sehr gestiegen.

Ä g y p t e n

scheint wegen seiner ungemein glücklichen Lage, im Mittelpunkt von 3 Welttheilen ganz dazu geschaffen, auch der Mittelpunkt des Handels derselben zu sein; es hat seinen ehemaligen hohen Rang unter den Handelsvölkern ganz verloren, seitdem es aufgehört hat, der Canal für den Handel nach Indien zu sein. Es hat es immer noch einen sehr bedeutenden inländischen Handel, der bis in die Tiefe von Afrika reicht. Dahin gehen aus Ägypten jährl. 3 Caravanen ab: eine geht nach Sennaar und sammelt die Erzeugnisse dieses Landes und Abessinien, eine andre nach Darfur, und die dritte nach Fez, wohin die Erzeugnisse von Sudan und allen längs des Nils liegenden Ländern gebracht werden. Andre Caravanen vertauschen ägyptische Erzeugnisse gegen ostindische und arabische. Die wichtigste von allen aber ist die, welche aus den vereinigten Caravanen Abessinien, Sudan und dem westlichen Afrikas besteht und jährlich nach Mekka geht. Die Ausfuhr aus Ägyptens sind Reis, Korn, Myrrhen, Weihrauch, Opium, Datteln, Pfeffer, Elfenbein, verschiedene Arten von Gummi und Droguereien, Häute, u. s. w., und diese gehen meist nach Konstantinopel, den Barbarenstaaten, Großbritannien, Venedig und Marseille. Auch führt es als Zwischenhandel arabische Artikel aus, z. B. Mocha-Caffee. Die größten Handelsstädte sind Cairo und Alexandrien, seit 1819 wieder durch einen Canal verbunden. Die 2 Häfen Rosette und Damiette.

G u i n e a,

oder das Land von Sierra Leone, die Pfeffer-, Zahn-, Gold- und Sklavenshandlung, wo die Holländer, Franzosen, Engländer und Dänen Niederlassungen haben. Es führt Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Häute u. aus, vormalig auch Sklaven, Tuch-, Wollen- und Baumwollenzeuge, Leinwand, Gewehre, Schießpulver. Die Küsten von Niederguinea (Congo, Angola u.) und die Guineaküste meistens von Portugiesen besetzt, führen Getreide, Lebensmittel, Salz, Indigo, Zucker u. aus. Auch wird hier noch der Sklavenhandel von Portugiesen getrieben.

Unter den übrigen

a f r i k a n i s c h e n I n s e l n

erzeugen die Azoren als Ausfuhrartikel Wein und Früchte. Ungefähr 1000 Pipen des erstern werden jährlich von den Engländern und Amerikanern hauptsächlich nach Ost- und Westindien geschafft. Die Insel St. Michael von England und die Vereinigten Staaten jährl. 60 — 80,000 Schachteln von Wein. Die Orangen der Insel Pico sind von ganz besonderer Güte. Auch sie ein sehr schönes Holz, welches ziemlich dem Mahagony gleichkommt. Haupterzeugnisse der Canarien sind Orseille im rohen Zustande, Branntwein und Canarienwein. Der letztere geht hauptsächlich nach England und Frankreich, in welchem letztern Lande er stets für Madeirawein verkauft wird, von dem er auch, sobald er ein Alter von 2 — 3 Jahren hat, kaum zu unterscheiden ist. — Die capverdischen Inseln führen Orseille im rohen Zustande und grobe Baumwollenzeuge für die Afrikaner aus. — Madeiras Haupterzeugnis ist köstlicher Wein, welcher in 5 Arten, je nach dem Markte, für welchen er bestimmt, eingetheilt wird. Die vorzüglichste Art heißt Londoner. Der für den londoner Markt bestimmte folgt ihm zunächst. Wieder von ganz anderer Güte ist der für den indischen Markt bestimmte. Der nach Amerika gehende nimmt den vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom indischen Markt. Die Engländer holen von diesem Wein jährl. mehr als 7000, die Afrikaner der Verein. Staaten ungefähr 3000 Pipen. — Die Insel Bourbon

Caffee, Gewürznelken, weißen Pfeffer, Baumwolle, Gummi, Benzoe und Ihr Handel beschränkt sich fast ganz auf Madagascar, Isle-de-France, die Inseln und die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika. — Die Isle-de-France oder die Mauritiusinsel führt Caffee, Indigo, Baumzucker, Gewürznelken, Muskatnüsse, Ambra u. dgl. aus. — Die Ausfuhr von Madagascar sind Kauris, Betelnüsse, Ambra, Wachs, Cochenille und Korn.

IV. A m e r i k a.

Amerikas umfassende Küsten geben ihm alle die Handelsvorthelle, welche die Welt besitzt, ohne daß sich mit diesen Vorthellen das große Hinderniß jener unerschlossenen Continentmassen verbindet, deren Inneres ebenso weit entfernt vom Meere als an schiffbaren Flüssen ist, wie z. B. ganz Afrika und die unermesslichen Länder der asiatischen Tatarei und Sibirien. Besonders durch den Reichthum an schiffbaren Flüssen hat sowol der Norden als der Süden Amerikas einen unendlichen Vorzug vor allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und Menge schiffbarer Flüsse in Nordamerika sind bereits der Schauplatz eines lebhaften Verkehrs. Die großen Binnenländer Südamerikas werden durch die riesenmäßiger Größe sehr zugänglich gemacht, und von der Mündung des Platastromes an bis zum Meerbusen von Darien kann eine binnenländische Fahrt zu Stande gebracht werden, fast ohne daß dabei im mindesten Hülfe der Kunst erfordert wird. Indes bleibt zur Beförderung von Amerikahandelverkehr immer noch ein sehr großes und belohnendes Werk übrig, die Durchgrabung des schmalen Isthmus von Darien, wodurch, wenn der Canal die Tiefe genug bekäme, um auch den größern Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, eine Gemeinschaft des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere bestünde, deren Vorthelle gar nicht zu berechnen sind. Die Vereinigten Staaten haben daraus für sie entspringende Vorthell sehr klar einleuchtete, erboten sich vor längerer Zeit, jene Durchgrabung auf ihre eignen Kosten zu veranlassen, worauf der Hof zu Madrid seine Einwilligung geben wollte. Hr. v. Humboldt hat 3 Stellen als die zur Ausführung eines solchen Entwurfs passende an der Natur selbst scheint die Hand dazu haben bieten wollen, denn gerade hier sieht sich die lange Kette der Anden, und das Herabströmen des Regenwassers von den Bergen würde dem Canale ebenfalls sehr nützlich sein. Die ganze Strecke durch welche sich hier die Andenkette zieht, ist bloß thoniger Boden, und 2 Meilen gerade dießseits und jenseits der Richtung derselben folgen, würden die harte Erde leicht mit ihrem Strome wegführen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.
Die Geschwindigkeit der Vorschritte, welche die Vereinigten Staaten im Handel in der Schifffahrt gemacht haben, ist beispieellos. Kaum ist dieses Volk auf dem Ocean erschienen, und bald gibt es keine Küste des Erdbodens mehr, mit welcher seine Seefahrer schon vertraut geworden. Während man sie mit ihren schwermüthig leichten Schiffen an den sämtlichen atlantischen Küsten bis zum Horn hinab, von wo sie dann sich in die weite Südsee wagen, das Meer hinzieht, dringen sie andrerseits selbst bis hinauf zum Eise des Nordpols und in die tiefen Einfahrten des Hudsonsbai und der Davisstraße. Die entferntesten stürmischsten Meere sind von ihren Flaggen bedeckt. Selbst die kaum noch entdeckten Küsten der ganzen südlichen Hemisphäre, und sowol die Westküste von Amerika als die Ostküsten von Asien werden von ihnen besucht. Die Erzeugnisse dieses aufblühenden Landes besteht hauptsächlich in Mehl, indianischem Reis, Flachs oder Leinsamen, Baumwolle, Taback, Pottasche und Perlschiffbauholz, Stabholz, Mundvorräthen für die Schiffe, Holz, Pelzwerk, Bienenwachs, Wachsen und Fischen. — 1822 betrug die Einfuhr in die Ver-

einigten Staaten 72, die Ausfuhr aber 80 Mill. Dollars. — Die vornehmsten Handelsstädte sind: Newyork, Boston, Baltimore, Philadelphia, Newyork, Savannah, Pittsburgh und Neworleans. Pittsburgh ist die Mitte des Handels der östlichen und westlichen Staaten. Neworleans, welches erst die westlichen Staaten sich weiter ausbilden, wahrscheinlich der größte des amerikanischen Handels werden wird, hat einen sehr bedeutenden Handel mit Havannah und Mexico in Zucker, Indigo, Taback, Baumwolle, Reis, Hornvieh u. s. w. Charlestown hat lebhaften Handel mit Europa und indien. Newyork versorgt hauptsächlich die westindischen Colonien mit vorräthen. Endlich wird am Ausflusse des Columbia ein Stapelort für Seehandel gegründet.

Die beiden Canadas, Neuschottland und Neubraunschweig

Der Handel der beiden Canadas war lange auf das bloße Ergebniß der Pelzhandlung und auf den Pelzhandel beschränkt. Aber in Folge der höhern Veranordnung des britischen Colonialsystems, und des Embargos, welches nach dem letzten Kriege auf den Handel Amerikas gelegt ward, hat er sich auf eine würdige Weise gehoben. Ihre Ausfuhrartikel sind Weizen, Mehl, Roggen, Taback, Fische, Eichen- und Fichtenstämme, Stabholz, Mastbäume, Canadischer Balsam, Sprossenbier, Pottasche und Verlasche, Gußeisen, Pelzthiere, Häute, Bibergeil, Ginseng u. s. w. Sie verkehren am meisten mit den westindischen Colonien der Briten und mit dem Mutterlande; doch machen sie den Vereinigten Staaten viele Geschäfte durch die Schifffahrt auf dem St. Lawrence. Der Handel, welchen sie mit den Indianerstämmen haben, ist bloßer Handel. — Neuschottland und Neubraunschweig haben fast gar keine Ausfuhrartikel.

Der Handel Südamerikas hat sehr mannigfaltige Gegenstände. Die mineralischen Schätze Südamerikas sind unermesslich. Gold und Silber. Im 16. Jahrh. in solcher Menge vorhanden, daß 25 Jahre lang, jedes Jahr Peru 13 Mill. Piaster nach Spanien gebracht worden sein sollen, ungenügend übrige, was in Barren mitging. Diese kostbaren Metalle werden in Chile und den obern Theilen von Tucuman gefunden, vorzüglich in den Cordilleras, doch außer dem Gold und Silber fehlt es auch in eben dieser unermesslichen Bergkette nicht an Kupfer, Blei, Eisen und Platina. Die reichsten Gegenden Südamerikas sind die der Provinz las Charcas, innerhalb des Gebiets des Vicekönigreichs Buenos = Ayres. Der Goldgruben sind dort 30, der Silbergruben 27, der Kupferbergwerke 7, ein Zinnbergwerk und 7 Bleibergwerke. Die ergiebigsten dieser Bergwerke sind die zu Potosi, die unfern dem Orte Potosi der Platafluß entspringt. In Acosta's Angabe, daß während der 40 Jahre diese Gruben bearbeitet wurden, der Ertrag derselben sich auf 12,000 Millionen Piaster belaufen habe, ist viel Übertreibung. Indes geht aus den öffentlichen Rechnungen hervor, daß von Zeit der Entdeckung Amerikas an bis 1534 die Könige zukommende Fünftel des aus den Minen von Potosi gewonnenen reinen Silbers sich auf 395,619,000 Piaster belief, sodaß mithin, seit der Entdeckung Amerikas erst 39 Jahre verflossen waren, auf jedes Jahr 4 Millionen kommen, mit Ausschluß der beträchtlichen Quantitäten, welche ohne allzusehr heimlich und ohne Abgabenzahlung aus dem Lande geschafft worden sind, derer, welche zu Verfertigung silberner Gefäße, Geräthschaften und dergleichen für die Klöster und Kirchen verwendet worden sind, welche sich auf eine ungeheure Summe belaufen müssen, da alle der Religion geweihte Anstalten im Lande, insbesondere in der Stadt Potosi, an Silbergeräth einen sehr großen Bedarf haben. Allein der Ertrag dieser Bergwerke ist seitdem, sei nun die Ursache die Erschöpfung der Minen selbst, oder die fehlerhafte Leitung des Bergbaues,

geringer gewesen. — Auch die übrigen Ausfuhrartikel von Südamerika wol die Spanier und Portugiesen ihr Hauptaugenmerk auf die Gewinn-Metalle richten, sehr bedeutend. Die vornehmsten sind folgende: Cochedigo, Cocosnüsse, peruvianische Fieberrinde, Häute, Ochsenhörner, Talg, Baumwolle, Wolle, Flach, Hanf, Taback, Zucker, Caffee, Ingwer, Jalappe, Saffaparille, Speckuanha, Guajak, Drachenblut und verschiedene arzneiliche Gummi, Farbholz, Ebenholz, Mahagony, eine Menge verschiedener Arten von Balsamen u. dgl.

Die vornehmsten Handelsstädte Südamerikas sind Buenos-Ayres, Mexico, Guatemala, Cartagena, Vera Cruz, Caracas, Potosi und Acapulco, vor die Havannah auf der Insel Cuba. Buenos-Ayres war im Besitz des Handels der sämtlichen spanischen Besitzungen in Amerika und vor dem Ausbruch der Revolution der Markt für den Handel des Mutterlandes und seiner Colonien. Die Hauptquelle des Gewinns für Caracas sind die Cacaopflanzungen, welche nahe 2 Drittel des europäischen Bedarfs hergeben. Die Häute und Felle, ebenfalls ausgeführt werden, haben den Vorzug vor denen von Buenos-Ayres und das reichhaltige Kupfererz aus den Bergwerken von Uroa ist noch weit werthvoller als selbst das schwedische oder das von Coquimbo in Chile. Guatemala sehr berühmt wegen seines Indigos, der hinsichtlich der Härte, des Glanzes und des Gewichts große Vorzüge hat. Acapulco oder Los Reyes, eine Hafenstadt auf der Halbinsel von Mexiko, hat einen beträchtlichen Handel mit den Philippinen und den Provinzen Quito und Peru. Nach der philippinischen Insel Manilla wird alljährlich eine Gallione geschickt, die mit Silber, Cochenille, Cacao, Baumöl, spanische Wolle und Spielsachen aus Europa befrachtet ist, wogegen sie von dort Pfeffer, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, chinesische Waaren, Specereien, Edelsteine und Juwelen mitnimmt. — Der innere Handel der spanischen Colonien in Amerika, vornehmlich zwischen Buenos-Ayres und Peru und Mexico sehr beträchtlich. Der mit den Indianerstämmen besteht hauptsächlich im Tausch, da man ihnen Äxte, Messer, Scheeren, Säbel, Halschnuren, Eisen und grobe Wollen- und Baumwollenzeuge zuführt, und dafür die Erzeugnisse des Landes nimmt, vorzüglich den bekannten Paraguaythee und ein wenig Silber. — Mexico handelt mit den übrigen Freistaaten aus Vera Cruz, Acapulco; es hat auch viel Schleichhandel. Zur Ausfuhr kommen Zucker, Jalappe, Saffaparille, Baumwolle, Vanille, Farbholz, Häute, insbesondere Gold und Münzen, in Barren, oder gemünzt, zusammen 1 Mill. Thlr. Die Einfuhr beträgt ohne den Schleichhandel wenigstens 2 Mill. Thlr.

Brasilien, hat 3 große Handelsstädte: Rio-Janeiro, Bahia oder Salvador und Pernambuco. Die Ausfuhrartikel sind vornehmlich Baumwolle, Zucker, Caffee, Reis, Taback, Talg, Mahagony, peruvianische Fieberrinde, Speckuanha, Felle, Nutrihäute, Gold, Cocosnüsse, Vanille, Diamanten, Topase, Chrysolith und andre Edelsteine, und eine große Mannigfaltigkeit in Farbholzern, Balsamen und Gummi. Der größte Theil des brasilianischen Handels ist gegenwärtig in den Händen der Engländer.

Die englischen, holländischen und französischen Besitzungen in Amerika sind Demerary, Berbice, Essequibo, Surinam und Cayenne. Aus Cayenne werden ausgeführt: Pfeffer, Annotto, Zucker, Baumwolle, Caffee, Cacao; aus Berbice: Rum, Zucker, Baumwolle, Cacao u. s. w.; aus Demerary, Surinam und Essequibo: Zucker, Rum, Baumwolle, Caffee und Lagersyrup.

Westindien.

Die vornehmsten Inseln, welche das eigentliche Westindien ausmachen, sind

Cuba, St.-Domingo oder Haiti, Jamaica, Barbados, Dominica, St. Christoph oder St.-Kitts, Curacao und Guadeloupe. Sie haben alle ziemlich den Erzeugnisse, nämlich Zucker, Caffee, Wachs, Ingwer und andre Mastix, Aloe, Vanille, Quassia, Maniok, Mais, Cacao, Tabak, Baumwolle, Zuckersyrup, Mahagony, langen und schwarzen Pfeffer, vitae, Campescheholz, Gelbholz, Gummi, Schildkrötenschalen, Rum, u. s. w. Ehe St.-Domingo oder Haiti zu einem unabhängigen Negereichen ward, war es die Niederlage der Waaren von Havannah, Vera Cruz, Temala, Cartagena und Venezuela; seitdem aber ist Jamaica das Magazin aus dem Meerbusen von Mexico kommenden Waaren geworden. Trinidad hauptsächlich des Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und eingeführt werden Fabrikwaaren, Wein, Mehl, sonst auch Sklaven.

V. Neue Wege eröffnet jetzt dem Welthandel der Briten auf der Seite wo er seit kurzem die Sandwichsinseln, die Freundschafts-Gesellschaftsinseln in den Kreis des europäischen Weltverkehrs gezogen in Australien und Vandiemensland einen großen Markt für Austausch britischer Kunstwaaren gegen Naturerzeugnisse angelegt hat, wofür Nordamerikaner auf den Washingtonsinseln (Nukahiva) und auf andern im stillen Ocean Handelsplätze zu gründen bemüht sind. S. Moreau de „Du commerce extérieur au XIX^{me} siècle“ (2 Bde., Paris 1826).

Weltkenntniß heißt nicht bloß Kenntniß der bewohnten Erde (Lunde), sondern noch gewöhnlicher wird darunter verstanden Kenntniß der gegen Verhältnisse und der Charaktere, welche wir in denselben erblicken. S. Kenntniß der Stände, der Geschlechter, ihrer Eigenthümlichkeiten und Aufzucht (S. auch Menschenkenntniß.)

Weltkugel, s. Globus.

Weltmeer (Ocean). Es gibt eigentlich nur Ein Weltmeer, ein überall zusammenhängendes Ganzes, das fast 3 Vierteltheile unserer Erdoberfläche deckt, und alles feste Land von einem Pole zum andern einschließt. Alle die man mit dem Namen Meer belegt, sind Theile des Oceans, doch gilt seiner weiten Ausdehnung wegen 5 große Abtheilungen. 1) Der nördliche oder Polarocan, dessen Mitte der Nordpol bildet und der die nördl. Küsten von Europa, Asien und Amerika zur physischen Grenze hat; er hängt zwischen Grönland und Island mit dem atlantischen, durch die Beringstraße mit dem Pazifischen Ocean zusammen und ist nur in sehr günstigen Sommern zu beschiffen, in dem Eis gewöhnlich erst im Sept. schmilzt. Die Winde auf demselben sind nördlich, die Ostwinde jedoch die herrschenden. Die vornehmsten bekannten Inseln desselben sind Spitzbergen und Novaja-Semlja. 2) Das westliche Weltmeer, östlich von den Westküsten Europas und Afrikas, westlich von den Ostküsten Afrikas, nördlich von dem nördl. und südlich von dem südl. Eismeere begrenzt; innerhalb der Südspitze Afrikas stößt es mit dem indischen, und durch die Meerenge und die Fahrt um Cap Horn mit dem Australocean zusammen. In der heißen Zone Ostwinde und außer derselben veränderliche Winde, wofür der Äquator in 2 Theile getheilt, nämlich in das atlantische Weltmeer, östlichen Theil von dem nördl. Eismeere bis zum Äquator, östlich von Europa, Nordafrika und westlich von Nordamerika begrenzt; und in das äthiopische oder südlichen Theil, von dem Äquator bis zum südl. Eismeere, östlich von Ostafrika und westlich von Südamerika begrenzt. 3) Der indische Ocean, N. an die Küsten Asiens, im S. an das Australand, im E. an den Südpol und im W. an Afrika grenzend. Auf diesem herrschen nicht nur in denselben Gegenden desselben, sondern auch zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Winde, worunter die regelmäßig abwechselnden Monsuns die bekanntesten

le Winde als die Beschaffenheit des Meeres selbst, welches mit Inseln, Felsen wie besäet ist, machen die Fahrt auf demselben äußerst schwierig. 4) Der Australocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder genannt. Es wogt zwischen der Westküste von Amerika und begrenzt Asiens, des Australandes, hängt im N. durch die Behringsstraße mit Eisocean zusammen und ist im S. gegen den südl. Eisocean offen. In asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es die sämtlichen Australiens. Man theilt es in die Nordsee bis zum Wendekreise des Mittelsee oder das stille Meer zwischen den beiden Wendekreisen, und die Südsee vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südl. Eismeere. Obliche Eis- oder Polar ocean um den südl. Eispol her bis zu 60° weit Coof haben ihn mehre Seefahrer wegen des Treibeises, der Kälte, Stürme und Nebel beinahe unfahrbar gefunden.

Pol, s. Pol.

System. Man versteht darunter im Allgemeinen die Verbindung der Körper zu einer gewissen Ordnung, im Besondern aber die verschiedenen über eine solche Verbindung zwischen den Körpern unsers Sonnen-

Vergleichen hat es nämlich 3 gegeben. 1) Der griech. Astronom, Geograph, Ptolemäus (s. d.), glaubte, die Erde liege in der Mitte des runden Weltgebäudes unbeweglich still und um sie bewegten sich die Weltkörper in festen, vollkommen runden Kreisen. 2) Tycho de Brahe (s. d.) suchte dieses allerdings unhaltbare System zu verbessern. Er nahm die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und ließ den Mond um sie, sowie die übrigen Planeten um die Sonne sich bewegen. 3) Das Kopernicus (s. d.) aufstellte, das schon die Pythagoräer ahnen, durch der nachfolgenden Astronomen Beobachtungen und Entdeckungen Verbesserungen erhalten hat, ist unstreitig das richtige, weil allein es die Erscheinungen am Himmel sich genügend erklären lassen. Nach diesem bewegt sich fast mitten in dem Weltgebäude die Sonne um ihre selbst und um sie bewegen sich in immer größern Kreisen die Planeten, zu denen unsere Erde gehört. Die Trabanten oder Monden bewegen sich um ihre Planeten zugleich mit denselben um die Sonne. Weit über allen diesen Weltkörpern in einer ungeheuern Entfernung von uns, sind am Firmamente die Fixsterne, jedoch zu unserm Weltsystem nicht gehören. (S. Fixsterne und Weltgebäude.) — Eine ausführliche Darstellung dieser 3 Weltssysteme, mit Beseitigung der gegen das letztere, als das allein richtige, gleichwol erhebbaren Einwenden, gibt Bode's „Erläuterung der Sternkunde“ (3. A., 1. u. 2. Bde., m. K.).

Weltumsegler. Die Reihe der kühnen Männer, welche auf Columbus, von dem Compass und ihrem Muth geleitet, das Weltmeer von Osten nach Westen durchschifften und in dieser Richtung endlich wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugiese Magellan (von 1519 — 21). Seinem Beispiele folgten die Magellanstraße oder um das Cap Horn herum in die Südsee, sind die Spanier (Juan, Mendana, Quiros u. A. bis auf Malaspina), Franzosen (Bougainville, Lapérouse [s. d.] u. A. m. bis auf Freycinet [s. d.]), Holländer (De Witt, Heemskerk, Hertoge, Tasman, Roggwein), Engländer, Russen (Krusenstern und Otto v. Kozebue [s. d.]) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meisten und die wichtigsten Seereisen und Weltumsegelungen haben die Briten unternommen. 50 Jahre nach Cabot drang Hugo Wilkes (1823) auf seiner nördlichen Sendung bis Novaja-Semlja vor. Alle seitdem unternommenen Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den stillen Ocean zu gelangen und dann südwärts die alte und

die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nor-
 expeditionen.) Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbif-
 thur, Pet, Jackmann, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) gemachten
 sen nach Nordosten und Nordwesten Länderentdeckungen und gewinnreiche
 reien zur Folge. In derselben Zeit umschiffte Franz Drake die Erde. Car-
 Hiblen und Hawkins segelten dem großen Vorgänger im Süden nach,
 nicht mit völlig gleichem Glücke. Unter den kühnen Nautikern, welche
 Jahrh. große Seereisen unternahmen, zeichneten sich Hudson, Button,
 Bylot, Narborough, besonders aber Dampier, Hallen und Wood Roger
 die Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Wood Roger
 bis $62^{\circ} 53'$ zum Südpole vor; der russ. Capitain Bellinghausen i. J. 1
 zum 70° . (Rogers führte den Irländer Alex. Selkirk [den bekannten Er-
 rück.) 30 Jahre nach Rogers umschiffte Lord Anson (1741—44) die gar
 Mit ihm hob die Entdeckung des gesammten Südmeers, also von ganz Po
 von neuem an: eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands.
 Darauf machten Carteret und Wallis (1767) ihre Entdeckungstreife. I
 beginnt seit 1770 die neueste Epoche der Weltumsegelung. Zuletzt mach-
 couver die Geographen und Seefahrer mit der Nordwestküste von Ameri-
 bekannt. (Vgl. K o z e b u e [Otto v.], Krusenstern und Reisen.) I
 ste „Voy. autour du monde“ ist die des Freg.-Cap. Duperrai mit der
 auf Befehl Ludwigs XVIII. in d. J. 1822—25 (6 Bde., 4., m. e. 2
 375 Bl., erscheint heftweise Paris 1828).

Weltweisheit. Dieser Name wurde der Philosophie von den
 Lehrern und Theologen beigelegt, weil sie die Offenbarung, oft wol auch die
 Theologie sapientia divina nannten; dagegen ihnen die Philosophie
 Menschenweisheit erschien, die sie daher sapientia secularis nannten. D
 man in dem Worte Weltweisheit übersetzt. (S. Philosophie.)

Wenceslaus (Wenzel), deutscher Kaiser (oder, weil er die Krone
 Rom nicht empfangen hatte, nur König genannt) und König von Böhmen
 dem luxemburgischen Hause, Karls IV. ältester Sohn, geb. 1361. Sein
 rung fiel in eine Zeit, wo der in Deutschland herrschende Zustand der Ge-
 auch dem kräftigsten Fürsten die größten Schwierigkeiten entgegenge-
 würde. Der junge W., aus welchem vielleicht selbst Petrarca, wenn er
 Antrag zur Erziehung des Knaben angenommen hätte, bei der verkehrten
 lung, die dieser von der Wiege an erhielt, Nichts würde gebildet haben,
 der Hinsicht unreif für das schwere Werk, wozu er berufen würde. Mit
 war er bereits zum König von Böhmen gekrönt, mit 6 Jahren gab er auf
 Geheiß schon eine Belehnung und sah einen Herzog vor sich knien, im 1
 ward er vermählt, im 12. mit der Mark Brandenburg belehnt und zu
 schäften erzogen, und er war kaum 18 J. alt, als er 1378 seinem Vater
 deutschen Throne folgte. Von den wohlgemeinten Ermahnungen, die bi-
 lange vor s. Tode ihm gab, mißachtete er gerade diejenige am meisten, die
 damaligen Zustande Deutschlands klug befolgen mußte — „den Papst, I
 heit und die Deutschen zu Freunden zu halten“. In seinem Vater konn-
 lich auch kein großes Vorbild finden, und hatte dieser Deutschland schon
 lich behandelt, so that es der Sohn noch mehr. Stolz und Grausamkeit
 Grundzüge seiner Gemüthsart und niedrige Wollust s. Neigung. Das
 gebrachte Gift, welches sich s. starken Leibesbeschaffenheit wegen auf die L-
 und einen brennenden Durst erzeugte, mag viel zu dieser Handlungsweise
 gen haben. 2 Umstände machten seine Lage besonders schwierig. In t
 Zeit seiner Regierung wurde das Ärgerniß der Kirchentrennung durch zu
 Papstwahlen am auffallendsten und hatte auf die Staatsverhältnisse di-

Rückwirkungen. In Deutschland hatte das Faustrecht bei dem Mangel einer Reichsordnung und einer kräftigen Verwaltung überhandgenommen. W. suchte sich durch Bündnisse zu stärken, um sich durch eigene Kraft den gegen Gewalt und Unrecht zu verschaffen, den die Gesetze nicht verleihen, und ein Bund der durch Reichthum mächtig und muthig gewordenen in Schwaben und am Rhein stand den Fürsten und dem Adel entgegen, die in Gegenden Deutschlands ähnliche Verbindungen stifteten, wie die Gesellschaft mit dem Löwen, mit den Hörnern und die St.-Georgs-gesellschaft. W., meistens in Prag bei Weibern und Weißbier schwelgte, wie man ihm vorwarf unthätig diesen Parteiungen zu, und es scheint, daß er den großen Bund heimlich aufgemuntert habe, um die Macht der Fürsten zu schwächen. Aber bewog ihn die Gefahr, da diese Verbindungen dem königl. Ansehen durch einen allgemeinen Landfrieden denselben entgegenzuwirken. Auch die traten später diesem Frieden bei; aber die „fruntlich Stallung“ (Einigung) die sie 1384 auf 4 Jahre schlossen und in den folg. Jahren verlängerten, nicht abgelaufen, als 1387 ein heftiger Krieg zwischen den Fürsten, Grafen und Herren und den verbündeten Städten ausbrach, worin diese nach dem entzweiten Treffen bei Döffingen erlagen. W. saß indeß ruhig in Prag, und wenn die Gesandten der Reichsstände, die ihn ersuchten, nach Deutschland zu kommen und den Frieden herzustellen, nicht geantwortet hätte: „er wisse nicht, verbunden sei, die Stände, die er nicht entzweit habe, zu vergleichen, und er das Schicksal des Wolfes in der Fabel befürchten, der 2 streitende Widder zerreißen wollte“, so handelte er doch im Sinne dieser ihm in den Mund gelegten Worte; und auch zu dem neuen Landfrieden, den er 1389 zu Eger schloß und worin der Städtebund wie die Einigung der Fürsten aufhob, zwangen ihn nur die Umstände. Die Niederlagen und Verluste, welche die Städte erlitten hatten, war das Schwert in der Scheide. W. erfüllte dagegen gern den Wunsch der Städte, alle Judenschulden gewaltsam zu tilgen, die für manche Fürsten und Städte lästig waren; aber freilich mußten alle Schuldner dem König, als Oberhaupt des Vermögens der Juden nach der Ansicht jener Zeit, 15 vom 100 zahlen. Auch in Böhmen war W. nicht beliebt; er zog die Deutschen den Deutschen vor, handelte nach eigensinniger Laune, verdarb es mit dem Adel, als er kirchliche Krongüter gewaltsam zurückforderte und Einige, die sich weigerten, hängen ließ, und erregte allgemeinen Haß gegen sich, als er in den Streitigkeiten mit der Geistlichkeit sich Widerrechtlichkeiten und Grausamkeiten erlaubte. Sein Bruder selbst, König Sigmund von Ungarn, und sein Vetter Jobst, Graf von Mähren, waren wider ihn, und so entstand endlich 1394 eine Verschwörung der böhmischen Großen, die ihn überfielen und in Gefangenschaft nahmen. Die Schritte, die sein jüngster Bruder zu s. Befreiung that, und die Drohungen, wodurch die deutschen Reichsstände die Loslassung ihres Oberhauptes zu suchen suchten, verschafften dem Gefangenen nach einigen Monaten s. Freiheit, nach einer böhmischen Sage, durch die Treue einer Bademagd erlangt haben. W.'s Ansehen in Deutschland war indeß unrettbar gesunken. Er gab Anlaß zum Vorwurfe, daß er den mächtigen Joh. Galeazzo Visconti für Geld zum Herzog von Mailand erhoben und dadurch das Reich geschmälert habe. Befehle störten wieder den Landfrieden, und einige Ritterverbindungen, wie die der Schlägler, die von den silbernen Keulen oder Schlägeln, welche das Zeichen ihres Ordens waren, den Namen hatten, wurden so gefährlich für die öffentliche Ruhe, daß auch die Fürsten ihren Bund verstärkten. Die Partei, welche der König bei der fortdauernden Kirchentrennung ergriff und nach der Lage der Umstände auch ergreifen mußte, trug wesentlich zu den entscheidenden Ereignissen bei, die ihm die deutsche Krone raubten. Er vereinigte sich mit Frankreich, die beiden Päpste,

welche von den Cardinälen in Avignon und ihren Gegnern in Rom waren, worden, zur Abkänkung zu bewegen, damit dann durch die einmüthige Wahl neuen Papstes der Kirchenfriede bewirkt werden könnte, und er übernahm besonders, den Gegenpapst Bonifaz zur Niederlegung der päpstl. Würde zu gen, oder gar zu nöthigen. Die Kurfürsten aber, deren die meisten jenen P erkannt hatten, waren mit W.'s Absicht nicht zufrieden, und am wenig Erzbischof von Mainz, Joh. von Nassau, der diesem Papste s. Würde u Dieser Umstand trug nicht wenig zu den Schritten bei, welche die Kurfür gen den König thaten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Bonifaz, u Plan zu vereiteln, sie dazu aufgereizt habe. Die Klagen über des Kö thätigkeit und Sorglosigkeit wurden seit 1397 immer lauter, und man immer mehr, wie Königshoven in s. „Elsassischen Chronik“ sagt, daß s ein Mehrer des Reichs, als sich ein römischer Kaiser schreibt, sunder ein was, und Versumer und ein unnützer Mann des hilgen Reichs“. Die K kamen endlich zu dem Entschlusse, ihn abzusetzen. Die Frage aber, wer ner erwählt werden sollte? entzweite sie, und so kam es dahin, daß in l sammlung zu Lahnstein nur die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln u die Absetzung W.'s (1400) aussprachen und den Kurfürsten Ruprecht Pfalz, der seine Stimme dem Erzbischof von Mainz übertragen hatte, zu wählten. W. blieb dabei ganz gleichgültig, und ohne s. Mitwirkung ge daß er noch mehrer Vertheidiger seiner Rechte behielt, da die wenigsten Reich mit den Schritten der rheinischen Kurfürsten zufrieden waren. Sein Na Ruprecht, konnte überdies den eingewurzelten Übeln so wenig als W. a und auch er hatte bald so sehr mit Parteiungen und Schwierigkeiten zu k daß kein Entwurf für die Ehre des Reichs ausgeführt werden konnte. W. indeß mit s. Bruder Sigmund in neue Zwistigkeiten, deren Folge s. ab Gefangenschaft war, worin er zu Wien beinahe 1½ Jahre zubrachte. Nach Befreiung wurden ihm von s. Gegner Ruprecht Vergleichsvorschläge gemach er aber nicht annahm, und erst, als nach dessen Tode (1410) die Reich den König Sigmund auf den deutschen Thron hoben, gab. W. durch ein gleich mit s. Bruder seine Ansprüche auf. Er blieb im Besitze seines Erbthei lebte in Böhmen in gewöhnlicher Unthätigkeit, welche nur die durch Huss ren erregten Bewegungen unterbrachen, die W., der Geistlichkeit abhold, l lich begünstigte. Als aber nach Huss's Hinrichtung, den der König d schützen suchte, s. erbitterten Anhänger in Böhmen sich erhoben, wurde dem heftigen Aufstande derselben, der den blutigen Hussitenkrieg eröffnete, entrüstet, daß er vom Schlage getroffen ward und 1419 starb. Neue schichtschreiber haben ihn zu entschuldigen gesucht; aber wenn auch viele B digungen, welche die Zeitgenossen ihm machten, aus Parteinuth und au Hasse der Geistlichkeit herkommen mögen, so wird doch sein Andenken an dem Zeugnisse der beglaubigten Geschichte verurtheilt. (S. Pelzel's „Leben des röm. und böhm. Königs Wenceslaus“, Prag 1788—90, 2 Bde.)

Wendekreis, s. Tropicus.

Wendeltreppe, eine um eine Spindel sich wendende Treppe. — In der ähnlichen Figur heißen so gewisse einschalige Conchylien, von denen die n lichste die echte Wendeltreppe ist, mit von einander abstehenden, frei umlau Windungen. Sie findet sich auf der Küste Coromandel in Ostindien, ist 2 Zoll lang und wurde zuweilen mit 1000 Thlr. und mehr bezahlt.

Wenden wird von den Deutschen ein einzelner Zweig der großen schen Völkerschaft genannt, dessen Siege schon im 6. Jahrh. im nördlichen u lichen Deutschland von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel und süd bis an Böhmen bekannt waren; und zwar wohnten 1) die Obotriten in:

als ein mächtiges Volk unter eignen Königen. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, rottete sie im 12. Jahrh. beinahe ganz aus. Zu ihnen gehörten die Wagrier und Linonen. 2) Pommern oder Wilzen, von der Ostsee an die Weichsel. Ihre Fürsten verbanden sich 1181 mit Deutschland und starben 1637 aus. 3) Ucker (Grenzwenden), Heveller und Rhetanen in den 5 brandenburgischen Marken. Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, Nachbar Heinrich des Löwen, bezwang und vertilgte sie, nicht aus Heiden, sondern weil sie Slawen waren. (Die Griechen predigten das Christenthum nicht mit dem Schwerte, und bekehrten ganz Sarmatien. Ja, die Slawen riefen sie selbst herbei, um von ihnen die Taufe zu erhalten.) 4) Sorbischer Serben, zwischen der Saale und Elbe; das alte Meissenland hieß früher Böhmen Erbke. 5) Lusitzer (nicht Lausitzer) in der Markgrafschaft Ober- und Niederlausitz. Die Serben hatten ihre eignen Herren, Fürsten, und dehnten ihre Herrschaft über das ganze heutige Osterland, Meissen, die Oberlausitz, das Anhaltische, den Kurkreis und den südl. Theil des Brandenburgischen aus. Im 10. Jahrh. wurden sie mit deutschen Colonisten besiedelt, vorzüglich die Gebirge mit Deutschen bevölkert, weil die Slawen des Berges wegen mehr die Ebenen liebten, daher bloß die Gebirgsdörfer deutsche, die Ebenen beinahe sämtlich slawische Benennungen haben. Aus Städten wurde die slawische Sprache mit Gewalt verdrängt, und in Leipzig hörte man 1327 auf deutsch zu sprechen, obwohl sich manches Wort auf dem Lande erhalten hat. Aus der Vermischung der Slawen mit Franken und Sachsen hat sich seit dem 10. Jahrh. die oberächsische Mundart gebildet, der slawische Mund milderte die germanischen Töne. Der Charakter der von Serben abstammenden Familiennamen ist, ist, nit, als Mostitz, Maltitz, Gablenz, Carlowitz, Ratsch (soll sein Retsch), Tersky, Lessing (soll sein Lesnik, ein Lausitzer), Tyschirner (soll sein Tschernitz). Oft erhielten aber auch die Eroberer slawische Zunamen von dem eroberten slaw. Besizthume. Von den Lausitzern, die in ein niedriges sumpfiges Land, wie die Niederlausitz früher mit Recht führen konnte) haben sich nur durch die lange Verbindung mit den deutschen und die dann edler denkenden Beherrscher bedeutende Überreste erhalten. Die Lausitzen bieten dem slawischen Ethnographen, Historiker und Philologen eine sehr dankwürdige Nachlese aus der Vergangenheit und Gegenwart dar. Die oberlausitzische Mundart nähert sich dem Böhm., die niederlausitzische mehr dem Poln. In dem Deutschen nachahmend, nahm sie den Artikel und Mehreres an, wie die Deutsche grenzenden Slawen in Steiermark, Kärnthen und Krain. Von der Cultur der Sprache wissen wir vor der Verbreitung des Christenthums, nichts, weil sie mit Gewalt durch Boleslaus, theils durch Belehrung des frommen Bischofs von Meissen eingeführt wurde, so gut als gar Nichts, denn kein slawischer Rest der Slawen an der Elbe erhielt sich aus den Zeiten des Heidenthums; erst dann ließ man sie unter dem härtesten Drucke schmachten; kein Licht der Aufklärung drang durch die Finsterniß zu ihnen herab. Erst seit der Verbreitung eines menschlichen Geistes in Europa wurde ihr Schicksal erträglicher, seit der Reformation fingen sie an, ihren Dialekt zu schreiben. Im dreißigjährigen Kriege wollte man ihre Sprache ausrotten und gab ihnen deutsche Predigten, wodurch wirklich 16 Pfarren deutsch geworden sind. Erst im 18. Jahrh. wurde milder und ließ ihnen ihr natürliches Recht der angestammten Sprache. Der Jesuit Ticinus, ein Jesuit von Witgenow aus der Lausitz, rieth in einem Buche an, die böhmische Rechtschreibung auf die wendische Sprache anzuwenden, was sie befolgten seinen guten Rath nicht, wodurch sie sich an einen großen Fortschritt angeschlossen und ihre Literatur gehoben haben würden. Bierling, Pfarrer zu Porschwitz, führte die bis dahin schwankende Rechtschreibung

1689 auf bestimmte Regeln zurück, die jedoch ein Gemisch aus der böhmischen ist. 1716 waren die Wenden so glücklich, eine Bildung Leipzig und 1749 eine zu Wittenberg zu erhalten, sowie auch ein Seminarium zu Prag für die Katholiken. Um ihre Sprache emporzuhalten, erschienen von Zeit zu Zeit Erbauungsbücher, eine vollständige Übersetzung, eine Grammatik und mehrere a. brauchbare Bücher. Ist die Abnahme der slawischen Sprache in der Niederlausitz immer sich Pommern starb der Letzte, der noch wendisch sprechen konnte, 1404. Fürstenthum Lüneburg in den Ämtern Danneberg, Lüneburg und Wustrow der Elbe und Trese, erhielt sich bis in die neuern Zeiten ein Hauptstamm (Polaben genannt, von Labe: Elbe, und po: a und 1751 wurde in Wustrow der letzte wendische Gottesdienst gehalten. Wenden waren zwar noch in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. in ihr vorhanden, allein die Beamten arbeiteten unaufhörlich an ihrem Untergang, sie auch erzielten, indem sie diese Sprache so herabsetzten, daß sich diese nicht ausgelacht zu werden, hüteten, ein Wort wendisch zu sprechen. Ein Pastor zu Wustrow, sammelte zwar aus dem Munde eines Klenow Johann Janische, einzelne Worte, die aber durch unrichtige Schreibart in die Hände des Dr. Anton in Götting kamen, von welchen, außer die „Slowanka“ von Dobrowsky aufgenommenen, Nichts bis heute wurde. Außer diesem sammelten auch Hr. Pfeffinger, Inspector zu 1698, Domeier u. A., lüneburgisch-wendische Wörter, nach welchen die Art sich dem Polnischen näherte, sonst aber ihre Eigenheiten hatte.

Die Wenden waren ein kriegerisches Volk und führten vom 7. Jahrh. an Kriege gegen die Franken, denen sie zinsbar wurden, da in Verbindung mit den Böhmen und später mit den Ungarn, gegen die bis sie (934) bei Merseburg von Heinrich I. und von Otto 948 völlig wurden. Die deutschen Könige errichteten nun die Markgrafschaften Nordachsen und Lausitz, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. An die Stifter zu Meissen, Merseburg, Zeitz und Magdeburg zum Theil in angelegt, die christliche Religion unter den Wenden auszubreiten. Sie in ihren Städten, die nun deutsche Bewohner erhielten, auf die Dörfer die Kriegsgefangenen wurden an Stifter, Klöster und Adelige als Lehen schenkt; alle Mittel wurden angewendet, die Wenden zur Annahme der Religion zu zwingen und sie nach und nach mit den Deutschen in Eins zu schmelzen. 1047 errichtete Gottschalk ein wendisches Reich oder obotritenreich, das, aus 18 Provinzen bestehend, unter den sächsischen Herzogen deutschen Könige stand, und bemühte sich deutsche Sitten einzuführen, und deshalb 1066 ermordet. Sein Sohn Heinrich stellte es 1105 wieder her, später der Herzog von Schleswig, Knud, zu Lehen erhielt, nach dessen Tod kleinere Staaten zerfiel. Die Einführung der christlichen Religion wurde allmählig bewirkt, obwol die Spuren des heidnischen Götzendienstes (u. A. den Bilbog, Swantewit u.) noch lange bemerkbar blieb. konnte die beabsichtigte Vereinigung mit den Deutschen nicht überall erreicht werden. Noch jetzt haben die Nachkommen der Sorbenwend Ober- und Niederlausitz — die Wenden der letztern Provinz nennen Sjerbie — die Kleidung, Sprache und Sitten ihrer Vorfahren, obgleich der Verschiedenheit der Sprache und Kleidung in beiden Provinzen, da Selbst im heutigen Meissen finden sich unter den Landleuten noch Gebräuche von den ehemaligen wendischen Bewohnern dieser Gegenden übriggeblieben — Die heutigen Wenden in der Lausitz bewohnen den Landstrich von Lößnitz bis die Mark Brandenburg. Sie sind ein arbeitsames, treues Volk; aber

unter dem sie seit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten worden, miß- und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimgehalten. Viele Fehler haben sie mit andern Landbewohnern gemein. Es kräftiger Menschenschlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzungsweise zu Ammen gebraucht; ihre Jünglinge geben gute Soldaten. Ihre Sprache, die mit a. Töchtern der slawischen Sprache, der böhmischen, polnischen, so viel Ähnlichkeit hat, daß sie sich mit diesen Nationen gegenseitig verstehen können, ist melodisch und kräftig. Versuche, die man gemacht hat, die Gebichte (Klopstock's „Messias“) in die wendische Sprache zu übersetzen, bewiesen, daß diese einer höhern Ausbildung nicht unfähig ist. In Leipzig noch eine wendische Predigergesellschaft, d. h. ein Verein junger Studirender der Lausitz, welche sich im Predigen in der wendischen Sprache üben.

Wendler (Johann), geb. in Nürnberg d. 23. Oct. 1713, starb zu Leipzig Buchhändler d. 14. Oct. 1799 im 86. Lebensjahre. Da dieser Mann durch Tagunternehmungen sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte und verheirathet war, so wurde es ihm, gegebenen Winken zufolge, möglich, s. Anz., daß er durch manche Fehltritte verdunkelt hatte, durch milde Stiftungen zu erheben. Als Gellert den Verlag seines ersten Werks der „Fabeln“ mehreren Buchhändlern vergeblich angetragen hatte, übernahm ihn W. und gab für den Bogen 100 Thlr. Das Buch erlebte bald 5 Aufl. Auch die übrigen frühern Schriften W.'s verlegte W. Nach der 3. Aufl. von Gellert's „Fabeln“ stiftete er 3 Stipendien, jedes zu 100 Thlr., die auf 2 Jahre vergeben werden, sodann 1787 in Leipzig eine Freischule für Kinder weniger bemittelter Ältern und setzte zu deren Unterhalt 10,000 Thlr. aus. 60 Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts waren in dieser, u. d. N. der „Wendler'schen Freischule“ bestehenden und nicht mit einer andern Freischule zu verwechselnden Anstalt, von 7 Lehrern und einer Köchlerin regelmäßig unterwiesen und mit den nöthigen Schulbüchern versehen. 1790 stiftete W. 6 Freistellen im leipziger Convicte zunächst für Studirende aus Leipzig, oder für solche, die aus dem Umkreise von 3 Meilen von s. Vaterstadt her kämten, und in deren Ermangelung für studirende Ausländer. Im Wendler'schen Garten, welcher dicht an s. vor dem grimmaschen Thore gelegenes Grundstück grenzte, stand auch zuerst ein Denkmal, welches W. Gellert hatte setzen lassen und jetzt in dem Universitätsgarten neben dem Paulinum aufgestellt ist. 11.

Wenzel (die Brüder Joseph und Karl), ein wahrhaft literarisches Brüderpaar. Söhne eines Arztes und Professors in Mainz, fast von gleichem Alter, der Erste 1768, der Andre 1769 geb., studirten sie Beide zugleich auf der damals wieder herrlich ausblühenden Universität ihrer Vaterstadt, unter Sommering, Weidemann u. A., Medicin, von 1786—91, promovirten Beide an Einem Orte unter Sommering, machten gemeinschaftlich fast 2 Jahre lang gelehrte Reisen durch Deutschland und Italien, wirkten vielfach als Ärzte gemeinschaftlich, als nach ihrer Zurückkunft Beide 1793—95 in Mainz practicirten, und auch noch nachher, als Karl W. in dem nahen Frankfurt sich einbürgerte. Doch im eifrigsten und stets gemeinschaftlich wirkten sie als medicinische Schriftsteller; nach dem Tode des ältern Bruders (1808) erschienen von dem jüngern noch viele, an denen der Verst. großen und anerkannten Antheil hatte. Ihre Hauptwerke handelten von der Structur und den Krankheiten des Gehirns, von Kreislauf, von geburtshülfslichen Gegenständen u., besonders das Werk über das Gehirn der Menschen und Thiere: „De penitiori cerebri humani et animalium structura“; über den Hirnanhang falljüchtiger Personen; über die schwammigen Auswüchse auf der äußern Hirnhaut. Die letztern, bloß unter Karl W.'s Namen erschienenen Prachtwerke, sind über die Krankheiten des Uterus und über die Krankheiten am Rückgrathe; ebenso über Induration, über künstliche Früh-

geburt 2c. — Joseph W. starb 1808 in Mainz, 40 Jahre alt; er war heirathet, sehr fleißig und gründlich in s. Studien, strenger, ernster und auch gelehrter als sein jüngerer Bruder, der ihn 20 Jahre überlebte (st. Dec. 1827); dieser war dagegen neben s. wissenschaftlichen Kenntnissen und s. Fleiße zugleich einer der ausgezeichnetsten praktischen Ärzte, mit schnellem sichern Blick, wohlwollend, theilnehmend. Er verwendete einen großen Theil dessen, was ihm die Praxis sehr reichlich eintrug, zu wohlthätigen und gütlichen Zwecken. Seine einzige Tochter verheirathete er mit dem einzigen s. Lehrers, des großen Anatomen Sömmerring. — Beide Brüder waren Mitglieder der vieler gelehrten Gesellschaften; Rufe nach auswärtigen Universitäten ließen sie stets ab. Karl W. wurde von dem Fürsten Primas, von Rußland und Preußen mit Orden beehrt.

Werder (Werb, Waerder, Wörth), eigentlich eine Insel in einem See, dann aber auch eine urbar und bewohnbar gemachte Sumpfsgegend. In letzterer Bedeutung sind die in Westpreußen gelegenen großen Werder, der danziger, merseburger und elbinger, bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und Seen oder Gewässern, ohne Berge, und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Der danziger Werder (1400 Hufen) enthält 33 Dörfer. Bekannt sind auch die bei Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiet dieser Stadt gehörenden Inseln Marschländer, Billwerder, Dörsenwerder 2c.

Werf (Adrian van der), ein ausgezeichnete niederländ. Geschichtsmaler und Portraitmaler. Er war zu Kralingenambacht in der Nähe von Rotterdam von armen Eltern geb., und sein Vater, der s. Lust zum Zeichnen bemerkte, ließ ihn nach Rotterdam zu einem Portraitmaler in die Lehre; dann besuchte er die Schule des Eglon van der Meer, der ihn als Gehülfe mit auf Reisen nahm. Im s. 17. Jahre fing er an auf eigene Hand zu arbeiten. Der durch Holland reisende Kurfürst von der Pfalz lernte s. Arbeiten kennen und beschäftigte ihn von da an meistens. Er nahm in Rotterdam s. Wohnort und heirathete dort 1687 in eine sehr reichliche Familie. Der Kurfürst von der Pfalz bestellte u. A. bei ihm sein Porträt und das Urtheil Salomonis, welches ihm W. persönlich nach Düsseldorf bringen mußte; er belohnte ihn fürstlich und erhob ihn mit s. Familie in den Adelsstand. Die besten s. Gemälde besaß der Kurfürst, von minderm Werth einige in der dresdner Galerie. W. starb in großer Wohlhabenheit 1722. Er zeichnete sich durch Ausführung heroischer Gegenstände unter s. Landsleuten aus, wofür s. Bilder mehr Fleiß und feine Ausarbeitung als Größe und Feuer zeigten. Sein Colorit ist kräftig und harmonisch, sein Faltenwurf groß; aber s. Zeichnung fehlt es an anatomischer Kenntniß. — Sein Bruder Peter van der Werf war ein Schüler, der ihm selbst die Elfenbeinfarbe seines Fleisches nachahmte.

Werft, Schiffswerft, ein erhöhter Ort, eine Anstalt an schiffbaren Wasser, wo Schiffe gebaut oder ausgebessert werden. Zur Erbauung großer Kriegsschiffe, die nicht so leicht vom Stapel (s. d.) in das Wasser zu bringen sind, werden in dazu geeigneten Häfen Docken (s. d.) angelegt.

Werner (Abraham Gottlob), königl. sächs. Bergrath, Ritter des sächs. Civilverdienstordens, Mitglied vieler Akademien und gel. Gesellschaften, der Begründer der Geognosie und einer der ausgezeichnetsten Mineralogen seiner Zeit, wurde den 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, wo sein Vater Inspector der gräflich Solms'schen Eisenhütten war, geb. Bis zu seinem 10. Jahre blieb er in dem väterlichen Hause, wo seine Aufmerksamkeit schon früh auf das Mineralreich und auf das berg- und hüttenmännische Gewerbe geleitet wurde, aber dann in die Waisenhauschule zu Bunzlau in Schlesien, welche er nach erster Confirmation 1764 verließ und zur Unterstützung seines Vaters als Hütten-Schreiber in Wehrau angestellt wurde. Krankheit, durch übermäßigen

führt, veranlaßten im 18. J. W.'s eine Reise nach Karlsbad, auf welcher ersten Mal Freiberg und dessen großen Bergbau sah. Freiburger Berg- wurden auf den für ihr Fach begeisternd eingenommenen jungen Mann auf- und bewogen ihn, die 2 Jahre zuvor errichtete Bergakademie zu beziehen, Oftern 1769 auch wirklich geschah, gerade in den Tagen, an welchen dem nun auch verbliebenen Kurfürsten, nachmaligen Könige Friedrich August II., und wobei auch ein großer Bergaufzug veranstaltet wurde. W. lernte gleich die glänzende und poetische Seite des übrigen, besonders jetzt, so im Bergmannslebens kennen. Die Akademie war noch in der Wiege, allein ungeachtet ergriff W. die vorhandene Gelegenheit zu lernen, blieb aber nicht Anhören der Vorträge und der aufgegebenen Arbeiten stehen, sondern ließ Befahren und Untersuchen der Gruben angelegen sein und benutzte sorgsam Sprache über Gegenstände der Mineralogie und des Bergbaues mit den obern Beamten, vernachlässigte es aber auch nicht, seine Sprach- und übrige Kenntnisse weiter auszubilden. 1771 bezog W. die Universität Leipzig, wid- in den ersten beiden Jahren besonders dem Studium der Rechtswissen- , später dem der Naturkunde und gab 1774, in welchem Jahre er auch verließ, seine „Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Fossilien“ her- Im folgenden Jahre wurde er als Inspector und Lehrer der Mineralogie und Naturkunde bei der freiberger Bergakademie angestellt. Hier lehrte er nun bis zu seinem Tode, verschaffte der Akademie einen großen Ruf und bildete Mineralo- berg- und Hüttenleute, die aus allen Gegenden Europas und selbst aus Ame- rika gekommen waren, um von dem berühmten W. zu lernen. Unter seinen Schülern sind eine Menge jetzt hochberühmter Namen. Gleich in den ersten Jah- ren seines Lehramtes trennte er die Vorträge über Bergbaukunde von denen der Mineralogie und schied nun auch sehr bald die Lehre über die einfachen, nicht ge- bildeten Mineralien von der über die Gebirge und Gebirgsarten, oder die Dryk- tognosie von der Geognosie, welche letztere Wissenschaft zuerst 1785 in ge- wisser wissenschaftlicher Form unter diesem Namen von W., ihrem Begründer, vorgelegt wurde. „Wir unterscheiden“, sagt Prof. Weiß in Berlin, einer der berühmtesten Schüler W.'s, „billig Werner den Dryktognosten und Werner den Geognosten. Als schöpferischer Geist steht er in beiden Beziehungen da; ja selbst Namen erinnern uns daran, daß er beiden Disciplinen eine gänzlich neue Ge- stalt gab; denn auch die Bildung der Namen, das Ganze gehört ihm. Freilich das Namen und Gestalt erhielt die Wissenschaft neu durch ihn; Werner gab den Disciplinen einen neuen Inhalt. Doch was wäre das Neue, wenn es nicht die Wahre wäre, wenn man die Natur in Dem nicht fände, was die Wissen- schaft Wernerisch zu nennen hat! Auffassungskraft der Natur war in hohem Grade das Talent von W. Er hatte einen klaren Blick, unbewölkt, heiter und die Kraft anzuschauen, zu fassen mit den Sinnen, stand ihm in eminentem Maße zu Gebote; er war darin Meister. Geregelt von klarem Verstande und mit fester Urtheilskraft war die Regsamkeit, die seine Empfänglichkeit der Sinne, dieses Naturtalent; und er wußte aus ihrem sorgfältigern cultivirtern Ge- stalt die Grundlage seiner neuen Wissenschaft zu bilden“. — W.'s Dryktognosie galt und gar in der Anschauung. Das Bild der sinnlichen Anschauung der Gegenstände vollständig und genau aufzufassen und in Worten deutlich ausgeprägt darzugeben, war die Seele seiner Lehrmethode, und Worte, Kennzeichen, Be- zeichnungen waren nur die Mittel. Auf alle bedingten und höhern wissenschaft- lichen Hilfsmittel leistete sie Verzicht und in dieser Hinsicht war W.'s Dryktognosie die allgemeine wissenschaftlichen Mineralogie, sowie sie jetzt immer mehr und mehr ausgebildet wird, untergeordnet. Eine ebenso große Bewunderung, als seine sinn- und anschauungsvolle Behandlung der Dryktognosie, erwarb sich

W. auch durch seine Geognosie, dieser immer noch jugendlichen, mit einem thümlichen Zauber begabten Wissenschaft. Vor ihm kannte man nur Geologie oder Geogenie, die Theorie oder Bildungsgeschichte der Erde, in einer Reihe von Hypothesen; er gründete seine Geognosie auf Beobachtung an der Erdoberfläche und machte sie durch und durch zur Erfahrungswissenschaft. Die Basis derselben ist die Kenntniß der räumlichen Verhältnisse zwischen den Massen, die die Erdoberfläche zusammensetzenden Massen; die Kenntniß ihrer Entstehung hat die zweite Stelle. Die Klarheit und Einfachheit in der Werner'schen Lagerungslehre, die Bündigkeit in seinen Folgerungen, erregte bei seinen Zuhörern und Anhängern ein so unbedingtes Vertrauen, daß sie noch leicht überzeugt werden können, daß nicht Alles so ist, wie es der große Mann darstellte. Und doch hat das riesenhafte Fortschreiten in den Naturwissenschaften unumstößlich dargethan, daß es noch andre Verhältnisse geben können, die in der Werner'schen Lagerungslehre keinen Platz finden. Die neuer Bildung und Bewegsamkeit liegt nach W.'s Ansicht oben, in dem Feuer, im Gewässer; daher der allgemeine Neptunismus des W. Systems, der Ocean der eigentliche Quell aller Bildungsgeschichte der Erde. Was einmal gebildet war, hatte, bis auf geringfügige Bewegungen, getrennte Beobachtungen zeigen aber ganz deutlich, daß außer den von W. angenommenen von oben abwärts wirkenden Kräften, auch solche bei der Bildung der Erde vorhanden waren, die aus dem Innern der Erde auswärts wirkten. Auch fortwährend wirkenden dieser Kräfte, die Vulkane, wurden daher von W. nicht und erschienen ihm von geringer Bedeutsamkeit. Hätte er, der schon Beobachter, nur ein Mal einen brennenden Vulkan oder die erloschene Lavadröhre oder in Südfrankreich gesehen, nie würde er diesen Erscheinungen Lagerstätte in brennenden Steinkohlenlagern angewiesen, nie die Entstehung des Basalts und ähnlicher Massen aus wässerigem Niederschlag hergeleitet. Wenn aber auch eine Menge einzelner geognostischer Lehren W.'s jetzt wir ungeheure Schritte vorwärts gethan, als irrig erkannt und im Tiefste zurückgetreten dastehen, so bleibt der Ruhm des Begründers doch fort und fort, und nicht wenig seine Schüler ehren ihn mehr durch ein zeitgemäßes Fortschreiten als durch Anhängen an vielen seiner nicht mehr zeitgemäßen Ansichten! Aber nicht als Lehrer der Mineralogie und Geognosie, sondern auch als Lehrer der Kunst, der Eisenhüttenkunde und mehrerer anderer einzelner Zweige der Naturkunde, als Mitglied des Oberbergamts zu Freiberg und vor Allem als Akademiker, wirkte W. sehr thätig und ruhmvoll. Außerdem beschäftigte er sich auch mit Geschichte, Geographie, Linguistik, Archäologie und Numismatik, jedoch, minder einige andre Zweige des menschlichen Wissens. Als Schriftsteller hat W. nicht so viel geleistet, als eigentlich zu erwarten und zu wünschen gewesen wäre. Besonders war er in den letzten 2 Jahrzehnden, also gerade in derjenigen Zeit seines Lebens, wo die gelehrte Welt das Gediegenste von ihm erwarten konnte, fast ganz verstummt. Außer jener schon oben erwähnten Schrift „Die äußern Kennzeichen der Fossilien“, und einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, von denen mehrere von großer Wichtigkeit sind, besitzet er: „Kurze Classification und Beschreibung der Gebirgsarten“ (Dresden 1787), „Neue Theorie über die Entstehung der Gänge“ (Freiberg 1791); eine deutsche Übersetzung von v. Cronstedt's „Versuch einer Mineralogie“ (Leipzig 1788) und ein Verzeichniß des Mineralienkabinetts des Berghauptmanns Pabst v. Dchain zu Freiberg 1791 u. 1792). W. war sehr bescheiden und anspruchslos und als Mensch sehr liebenswürdig. An seinem Vaterlande hing er mit inniger Liebe und mehrere vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelehnt, und begnügte sich mit einem mäßigen Einkommen um so leichter, da er nicht verheirathet war. Er

am 30. Juni 1817, in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester, die verwitw. Pastorin Glaubitz zu Hirschberg in Schlesien, 823 auf seinem Grabe ein Denkmal setzen. Sein patriotischer Sinn hat schon lange vor seinem Tode daran denken lassen, der freiberger Akademie und vollständige Mineraliensammlung zu erhalten, obwohl ihm schon 50,000 Thlr. dafür geboten worden waren. Er überließ sie der Akademie für 10,000 Thlr., von welcher ihm jedoch nur 7000 Thlr. baar ausgezahlt, aber verzinst wurde. Nach seinem Tode fielen die Zinsen von 17,000 Thlr. der Akademie anheim, und alle seine noch übrigen Sammlungen an Landkarten, Rissen und Zeichnungen, Münzen etc., und sein ganzer Nachlaß wurde derselben für die geringe Summe von 5000 Thlrn.

Auch die Schwester eiferte auf eine höchst würdige Weise dem Edelbruders nach. — Zu Edinburg in Schottland stiftete ein vorzüglicher Naturforscher, der berühmte Professor Robert Jameson, eine gelehrte Gesellschaft, die *Jamesonian Natural History Society*. Lebensbeschreibungen W.'s liegen zu früh für die Wissenschaft verst. Geh. Finanzrath Blöde zu Dresden, der „Schriften der mineralogischen Gesellschaft“ daselbst (1818), und der Prediger Dr. Frisch, der 23 Jahre lang zu Freiberg mit W. innig verbunden war. Die letztere enthält zugleich 2 Abhandlungen des Prof. Dr. Weiß über sein Verdienste um Oryktognosie und Geognosie, und ist 1825 zu Leipzig erschienen.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias) gehört unter die merkwürdigen Zeitgenossen theils wegen seiner Mitwirkung zu dem Zwecke einer religiösen Reaction, theils wegen seines Protestantisismus, theils wegen seiner dichterischen Eigenschaft, theils wegen seiner mannigfaltigen persönlichen Verhältnisse. Er wurde zu Königsberg in Preußen d. 18. Nov. 1768 geb. Sein Vater, Prof. der Philosophie und Beredsamkeit an der dortigen Universität, starb als der einzige Sohn, der das 1. Jahr zurückgelegt hatte, sodaß dieser nun bis zum 22. unter den ununterbrochenen Einflüssen der Mutter stand. Sie war eine Frau von durchdringender, lebhafter Phantasie und tiefem Gefühl, verlor jedoch später das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte und litt fortdauernd bis zu ihrem Tode an einer Geisteskrankheit. 1784 ward W. in Königsberg Student, hörte juristische und philosophische Vorlesungen, auch Philosophie bei Kant, und opferte daneben, wie einige Nachrichten behaupten, den Grazien des Epikur mit freier, enthusiastischer Vorliebe. Von einer vorherrschenden religiösen Richtung blickte während seines Universitätslebens keine Spur durch; näher stand er der damaligen Mode an. Nach der ersten Ausflucht von Königsberg nach Dresden trat er 1793 als *secrétaire* in den preuß. Staatsdienst und bekleidete diese Stelle an mehreren Orten, am längsten in Warschau. 1799 verheirathete er sich daselbst zum 2. Male, nachdem seine erste Ehe aus unbekannten Gründen aufgelöst worden war. Er ging bald darauf durch abermalige Trennung, nicht ohne große Einbußen an Gesundheit, eine dritte Verbindung mit einer jungen, liebenswürdigen Polin ein, ebenso wenig ein Wort deutsch als er polnisch verstand. Das Leben in Warschau war zu jener Zeit zwanglos, heiter und an mannigfaltigen Genüssen reich. Besonders pflogen die Deutschen untereinander eine innige Geselligkeit; W. war vor allen an den tüchtigen Männern und den jugendlich offenen Hingebungen an.

Unter den schönsten Einwirkungen einer zauberischen Natur, eines herzlichen Gangs und einer wohlthuenden Freiheit entstanden um 1800 die „Söhneles“, über welche sich der Verf. in einem Briefe an Hitzig 1801 gelegend ausdrückt: „Dir aufrichtig zu sagen, ich bin etwas, aber nicht viel, Frieden; aber ich kann es unmöglich umschmelzen. Ich weiß, daß wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht ganz unglücklichen sein mögen, doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwätz und Handlung, noch weniger aber dramatisches Interesse hat“. Sein Aufbruch Königsberg 1801 — 4, wohin ihn die zunehmende Krankheit seiner Mutter rufen hatte, verrieth schon damals manche verborgene Reime jener Dichtung die er sich später so laut erklärte. Der 24. Febr. 1804, der Todestag seiner Mutter, ist durch die Dichtung gl. N. berühmt geworden. Im Besitze eines Vermögens von 12,000 Thln., das ihm durch den Tod seiner Mutter, war, ging W. 1804 mit f. Gattin nach Warschau auf f. Posten zurück, mit dem geistreichen Hoffmann in nähere fördernde Berührung kam, die dem daselbst vollendeten „Kreuz an der Ostsee“ eine originelle Musik schrieb, die Verwendung mehrerer Freunde, wie die Gunst des Ministers v. Schröder, damaligen Chefs des neuostpreussischen Depart., welcher sich für die Sackgasse und Maurerei lebhaft interessirte, ward er 1805 in Berlin als geh. der Secretair angestellt. Weder der Umgang mit Männern wie Joh. v. Fichte, Uhden, Schadow, noch die Poesie, noch weniger f. Berufsverhältnisse ihn vor dem Strudel einer wilden Genieflust bewahren, woraus wohl auch die Trennung von f. dritten Frau (wider f. Willen) erklärt werden muß für das dortige Theater gedichtete „Weihe der Kraft“, in welcher die Gesetzmäßigkeit mystischer Phantastik versetzt ist, setzte (1806) das Publicum in eine allgemeine Bewegung, welche sich später über ganz Deutschland ausbreitete. Bald seine Reiselust von Berlin über Prag, Wien, München, Frankfurt, dann von da nach Gotha in die Nähe eines gebildeten Fürsten. 1807 sah er zum ersten Mal mit tiefer Bewunderung Goethe; in diesem Gefühle ist er bis zum Ende treu geblieben. Weimar zeichnete ihn mannigfaltig aus, doch kehrte er nach einem 3monatlichen überaus angenehmen Aufenthalt 1808 wieder nach Berlin zurück, wo f. Gefühl von der Franzosenherrschaft so bitter verletzt wurde, daß er sich durch eine Reise nach der Schweiz zu befreien suchte. Zu Interlachen bei einem Volksfest in den interessanten Kreis der geistreichen Baronin v. Wälder. Während des Spätherbstes 1808 war er in Paris, vertauschte es aber im Dec. mit Weimar, wo er durch die Huld des Großherzogs von Frankfurt Fürsten Primas v. Dalberg, die Zusicherung einer Pension erhielt. Fast zur selben Zeit ernannte ihn der Großherzog von Hessen = Darmstadt zum Hofrath. Noch ein Mal hielt er sich, zugleich angezogen von A. W. Schlegel, 4 Monate in Coppet bei der Frau von Staël auf, durch deren Vermittelung er 1809 in Turin und Florenz nach Rom reiste. Er bekannte sich hier d. 19. April 1809 zum kath. Glauben, und zwar nach zuverlässigen Nachrichten vorläufig in Folge des Aus demselben Grunde, weshalb er anfänglich seiner Glaubensänderung der Öffentlichkeit hatte geben wollen, studirte er zu Rom die Theologie privatim, wie aus mehreren Nebenumständen hervorgeht, ziemlich oberflächlich. Florenz, Venedig zogen ihn wechselsweis durch Schicksal, Natur und Kunst. Mit patriotischer Freude sah er 1813 die siegreichen Heere der Verbündeten von Frankfurt nach dem Rhein ziehen. In Übereinstimmung mit dem Willen des Erzbischofs v. Dalberg, trat W. 1814 ins Seminarium zu Aschaffenburg, wurde bald nachher zum Priester geweiht. Zur Zeit des Congresses, der 1814 kam er in Wien an und predigte sogleich ungeachtet des Mangels an Gehalt vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung. Von 1816 — 17

hien bei der Familie des Grafen Choloniewski, durch dessen Einfluß er
 umher von Raminiek wurde. Auch hatte er das Glück, daß ihm die Frei-
 des Großherzogs von Sachsen-Weimar den Verlust der Pension ersetzte,
 über dem Fürsten Primas verdankte. Obgleich er mit großer Feierlichkeit
 niederhergestellten Redemptoristenorden in Wien getreten war, verließ er ihn
 consequent zum Erstaunen des Publicums bald darauf wieder, aus Gründen,
 nicht ganz auf ihm allein lasten mögen. Mit bewunderungswürdiger
 Kraft predigte er bis kurz vor seinem Ende, obschon er seit längerer Zeit an
 ständigen Brustübel litt. Der Tod beschlich ihn sanft und unvermerkt d. 18.
 23. Wie er ihm während der letzten Tage mit christlicher Fassung und einem
 Humor entgegengesessen hatte, so zeigte auch noch das Antlitz des
 einen eine feste Entschiedenheit. In Enzersdorf am Gebirge in der Nähe
 er, seinem Wunsche gemäß, begraben worden. Diese biographischen
 sind theils aus dem von Hitzig herausgegeb. Lebensabriß W.'s, theils
 von ihm selbst geschriebenen Art. im Felber-Waizenegger'schen Wörter-
 gen. Alle Sonderbarkeiten einer demüthig anmaßenden und im Grunde
 in Natur offenbart s. Testament, das auch gedruckt worden ist. Sehr
 te Aufschlüsse über s. Charakter findet man auch in den „Blättern
 nische Unterhaltung“ (1827, Nr. 1 und 2). — Unter s. dramatischen
 plätzen besonders die „Söhne des Thales“ hervor durch Kühne Anlage,
 Charakterzeichnung, Größe des Sinnes, ausgezeichnete Sprache, na-
 im 1. Thl. „Das Kreuz an der Ostsee“, „Die Weihe der Kraft“, „At-
 der Hunnen“, „Wanda, Königin der Sarmaten“ verriethen bei vie-
 Schönheiten, eine wachsende mystische Tendenz, die theils ihren
 mag in dem hervortretenden Mißverhältniß der schaffenden Seelen-
 theils in der ausschweifenden Eitelkeit des Verf., die mit s. chaotischen Gei-
 zusammenfloß, und ihn häufig zum Abenteuerlichen, Excentrischen, Ver-
 Abgeschmackten hinriß. Ein tragischer Silberblick seiner leidenschaft-
 Natur, ein Nachtstück im eigentlichsten Sinne, ist dagegen der
 „Jüngste Februar“, weit hervorragend über die Flut der spätern Nach-
 durch erschütternde Originalität, tief eindringende Blicke ins menschl-
 kunstreiche Zusammendrängung und seltene Gewalt der Sprache. Die
 neuern Schicksalstragödien haben aus diesem merkwürdigen Gedicht
 gezogen. Die sich immermehr absondernde Eigenthümlichkeit seiner
 schen, unregelmäßigen Phantasie bricht vorzüglich in der Tragödie „Kune-
 hindurch, obwohl auch nicht selten Funken des Genies aussprühen. Sein
 Schauspiel: „Die Mutter der Makabäer“ (Wien 1820), weist im Ein-
 zele Schönheiten auf, verdunkelt diese aber auf die verwerflichste Weise
 unmistische Rohheit der Sprache und einen plumpen, durchaus unheiligen
 Den geringsten Werth haben s. geistlichen Lieder, als Geburten der
 , gerade da, wo sie den Ton der Kraft angeben wollen. Ungeachtet
 im Mangel verdient er den Namen eines Dichters. Seine glänzendste
 heit liegt, wenn wir die frühere Periode hauptsächlich berücksichtigen,
 dem Geistigkeit eines unaufhaltsamen Strebens, in der oft überraschen-
 der Charakterzeichnung, in dem unwiderstehlichen Reize einzelner Si-
 und in dem reichen Quell einer frischen, starken, mitunter sehr origi-
 Darstellung. Als Kanzelredner zeigte er sich sehr ungleich, doch wird ihm
 ger Richter eine hinreißende Popularität, bligähnliche Wirksamkeit, er-
 Auslegungskunst und gründlichen Ernst absprechen können. Sein äußere
 stand mit s. geistigen Persönlichkeit in natürlichem Einklange und hatte inso-
 interessante Wahrheit. Die vielen über ihn ausgestreuten Märchen und Lügen nö-
 das wahrheitsliebende Publicum zum Mißtrauen. Seine Glaubensänderung,
 ler. Siebente Aufl. Bd. XII.

werthe hat der Preis (s. d.) große Ähnlichkeit, beide sind aber nicht Eins und das selbe. Jener bestimmt bloß das Verhältniß des Tauschwerthes mehrerer zum Tauschwerthe einer geeigneter Güter unter einander, vermöge einer Vergleichung mit dem Tauschwerthe eines andern Guts; er zeigt nur den Grad ihrer Fähigkeit zum Tausche, das Verhältniß mit dem Tauschwerthe des zum Gradmesser angenommenen andern Gutes, und es handelt sich dabei lediglich von der Möglichkeit des Tausches. Dem Preise hingegen liegt die Voraussetzung eines nicht bloß möglichen, wirklichen Umtausches von Gütern, welche man bereits nach ihrem Tauschwerthe oder nach ihrem Werthe überhaupt, verglichen hat. Der Preis ist daher rationnell. KM.

Wesel, Stadt und starke Festung im Regierungsbezirke Kleve der preuß. Provinz Kleve-Berg, am Einflusse der jetzt bis Lippstadt schiffbar gemachten Lippe in den Rhein, über welchen eine fliegende Brücke führt, die jenseits durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie hat eine starke Citadelle und liegt die hüdericher Insel zwischen der Stadt und dem Brückenkopfe besitzt ein Gymnasium, ein Seminar, ein Schauspielhaus, 4 Pfarrkirchen, 10. und (mit der Besatzung) 12,000 E., die Wollen-, Linnen-, Leder-, Schuh- und Strumpfwirkerei treiben, und viele Branntweinbrennereien, ein Handel und Schiffahrt unterhalten.

Wesen. Das Wesen wird von der Erscheinung, als das derselben zum Grunde liegende und unveränderliche Sein unterschieden. Sowie jede Erscheinung ein Wesen voraussetzt, so reden wir von einem Wesen schlechtthin im Gegenstand der Erscheinungswelt, dies ist die Wirklichkeit, oder Das, worin das Wesen sich offenbart, indem das Endliche immerfort entsteht und vernichtet wird. Das Wesen das erste Princip der Möglichkeit eines Dinges, folglich was der Sache einer Sache gehört, Natur dagegen den ersten innern Grund Dessen, die Wirklichkeit eines Dinges gehört. Er meint, der Triangel habe keine Natur, weil alle Gegenstände der Geometrie. Indessen redet man doch häufig von dem Dreieck gleichlautend mit Wesen und versteht im logischen Sinn das Unveränderliche Merkmale eines Begriffs. Allein in jener andern Bedeutung Wesen von der Natur verschieden; da reden wir selbst von einem Wesen der Natur. Eine andre Bedeutung hat ferner der Ausdruck Wesen, wenn wir selbständige Subjecte damit bezeichnen, z. B. lebendige Wesen, Naturwesen, vernünftige Wesen, unsichtbare Wesen.

Weser, einer der großen Flüsse Deutschlands, entsteht aus den beiden Werra, die im hildburghausischen Amte Eisfeld im heldriether Walde, und in dem Großherzogthum gl. N. entspringt, und wovon jene bei Wanfried, Münden, diese aber bei Kassel schiffbar wird. Beide vereinigen sich bei Münden, und erhalten nun den Namen Weser, welches jedoch nur eine Aenderung des ursprünglichen Namens der Werra (Wisaraha, Wesara, Werra) sein soll. Die Weser geht sodann durch das hanöverische Fürstenthum Lüneburg, die herzogl. braunschweigischen Lande, das hanöverische Fürstenthum Verden, die kurhessische Grafschaft Schaumburg. die preuß. Prov. Westfalen, hannoverschen Prov. Hoya, Verden und Bremen und das Herzogthum Oldenburg, und ergießt sich 10 Meilen unterhalb der freien Stadt Bremen in die Nordsee, nachdem sie vorher die Diemel, Emmer, die detmoldische Werra, die Hunte, die Oker und Leine), die Hunte, Wümmen und die Geest aufgenommen. Von Münden an wird die Schiffahrt auf großen, flachen Fahrzeugen betrieben und ist sehr bedeutend, nur sind die 22 Weserzölle für die Schiffahrt sehr nachtheilig. Der bedeutendste darunter war der Zoll bei Eilsfleth, im Herzogthum Oldenburg, am Einflusse der Hunte in die Weser. Er wurde 1623 dem Herzoge von Oldenburg verpfändet, durch welche der beste Theil des Landes gegen Über-

schwemmungen geschützt werden muß, vom Kaiser und Reich bewilligt; Bremen hat jedoch dieser Verfügung stets widersprochen. Durch den putationshauptschluß von 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber 17 Jahre von dem Herzoge wieder gefodert, bis Bremen bei dem Bund Frankfurt durch s. Vorstellungen es bewirkte, daß Oldenburg den Zoll gab (vom 7. Mai 1820 an). Man rechnete ehemals den jährl. Ertrag auf 80 — 100,000 Thlr. — 1817 hat man den Vorschlag gemacht, sie mit der Elbe zu vereinigen. Die vornehmsten an der Weser liegend sind: Münden, Hameln, Rinteln, Minden, Nienburg und Bremen.

Weserschiffahrt und -Handel. Die Weser, eine tüchliche nordischen Wasserstraßen für den deutschen Handel, theilt sich in die Werra. Beide sind für größere Fahrzeuge (Holzflöße ausgenommen) 7 Meilen schiffbar, die Fulda bis Rothenburg, die Werra bis Wanse. Der Lauf der Weser im Ganzen richtet sich vom S. nach dem N. Nur bis Westphalia läuft sie im Gebirge, das nirgends außerordentlich hoch ist, enge Thäler hat. Nachher strömt sie immer in einem breiten Thale in mit niedrigem Ufer wenigstens auf der einen Seite fort. Die Ober- und Weser war bisher wegen der vielen Krümmungen und Versandungen so lang im Sommer unschiffbar. Die Stapelstädte dieses Flusses waren in alten Zeiten Hanoverisch-Münden, Minden und Bremen, jedoch so, daß hessische Schiffer das Fahrrecht auf der Werra mit hessischen Schiffen glichen, und nur die Fahrt auf der Fulda nach Kassel und von da zurück hatten. Zu Münden kamen gewöhnlich in einem Jahre auf der Weser der Fulda 128, auf der Werra 104 Schiffe an. Mittelfst der Fulda Weserfrachten über Kassel bis Hersfeld, und auf der Werra bis Wanse die schiffbare Aller bis Zelle, und mit Hülfe der Aller und Leine, welche lüneburgischen Ämte Ahlden vereinigen, bis Hanover. Außerdem ab viele Güter auch auf der Achse von und nach Münden aus Hessen, Sachsen, Frankfurt und Baiern, um von oder nach Bremen expedirt. Die Schiffe der Weser haben dreierlei Namen und Größen. 1) Die großen Böcke genannt, sind 118 — 120 F. lang und 8 — 9 F. breit, um Lasten zu tragen. 2) Die mittlern heißen After, Achter oder Hinterb, gewöhnlich 106 — 108 F. lang und 6 — 7 F. breit, und laden 20 — 25. dritte Art führt den Namen Büllen; ihre Länge steigt auf 60 — 65, und auf 3½ F., ihre Ladung aber besteht in 10 L. Diese 3 Schiffe machen beladen sind, eine Mast aus, die bei vollem Mast 60 — 79 L. ladet. Von Bremen bis Hameln durch Leinenzieher, zuweilen 40 — 70 an der Hameln bis Münden durch Pferde gezogen werden. Folgende Mängel und Hindernisse standen der Weserschiffahrt entgegen: 1) Das getheilte Staatsvermögen, an jenem Flusse Besitzungen habenden Fürsten. 2) Die Forderung der Freiheit der Schiffahrt darauf. 3) Die übermäßige Anzahl der sonstigen Abgaben an jenem Flusse. 4) Die mangelhafte Wasserschadens- und Schiffahrtspolizei hinsichtlich desselben. Zwar suchten die Weserschiffahrt vorzüglich interessirten Fürsten schon früher durch Conferenzen und 1700 diesen Mängeln und Hindernissen zum Theil abzuheben; allein dienlich solche auch waren, so fruchteten sie doch nur wenig, und es blieb hinsichtlich noch immer viel zu wünschen übrig. Was selbst diese Conferenzen bewirken konnten, glaubte der bremser und oberländische Handelsstand von ihnen ernannte Deputation zur Beförderung einer zweckmäßigen Schiffahrtordnung zu erreichen. Es erschien auch wirklich (1815) von dieser Deputation ein sogen. oberländ. Weserschiffahrtsregulativ, 1816 und 1817 ein hess. und 1818 ein dritter, 1819 ein vierter und 1820 ein fünfter u.

So viele Gegner diese Anordnungen besonders bei den Weserschiffern vorzüglich zu Münden und Blotho, fanden, als ob die Weserschiffer das der Discretion des bremer und oberländ. Handelsstandes preisgegeben so enthielten sie doch viel Gutes. Ihnen ist zuzuschreiben, daß die Weser nicht tiefer herabsank; nur hätte mehr mit Zuziehung und Einwilligung des Schifferstandes verfahren werden sollen. Es wurde in dem Regulativ der Schifffahrt unter den vom Handelsstande gewählten Schiffern eingeführt, die Qualitäten genau bestimmt, die Frachtbewilligungen, die Art der Güter, die Pflichten und Rechte der Steuerleute und Schiffsknechte be- vorzugsmaßregeln, um Unglücksfälle zu verhüten, und Vorschriften für die Verunglückung, sowie wegen Ausladung der Güter angeordnet. In dem Regulativ ward Manches zugesetzt oder näher bestimmt, was die Erfahrung ge- fordert. Besonders gewährte man den Schiffern mehrere Erleichterungen und Vergü- tungen. Man ordnete eine genauere Untersuchung der Fahrzeuge an, verhinderte Überla- den, beschleunigte die Schifffahrt und bestimmte die Einladungszeit. — Die Freiheit der Freiheit der Weserschiffahrt bestand a) in den gezwungenen Sta- pelrechten an verschiedenen Orten; b) in der Begünstigung der mündenschen Schif- fahrt dem Vorzugsrechte derselben vor fremden; c) in dem zum Theil nicht ge- währten Recht zum Theil zu kostbaren Linienzug mit Pferden; d) in der Begünstigung der Schifffahrt von Seiten einiger Territorialhoheiten und Obrigkeiten, hinsicht- lich der privativen Vorspannrechte in ihren resp. Territorien und Gerichtsbezirken. Schon bei der zu Hameln gehaltenen Conferenz wurde man das Bedürfnis der Abschaffung der gezwungenen Stapelrechte. Auf der schwedischer Seite trug man auf die Abstellung des widerrechtlicher- maßen Stapel- oder Einlagerrechtes in Ansehung des Kornes, Klipp- steines zu Preussisch-Minden an. Es wurde aber, wie über die mehr- zählten, nichts Bestimmtes beschlossen, sondern von den Deputirten nur da- über (ad referendum) Notiz genommen. Münden übte auch ohne Privilegium schon in den ältesten Zeiten ein Stapelrecht über alle da an- gekommenen Güter aus. Die Natur hatte es eigens zu einem Stapelplatze bestimmt. Auf der Weser, und den 2 sich bildenden Nebenströmen, auf der Werra, die Güter fast nach allen 4 Welttheilen landein- und auswärts ge- fahren konnten, da wo die Werra mit einem Fall in die Fulda fließt, dem durch eine Schleuse würde abhelfen können, wo selbst die Fulda durch die Lachwehr eine natürliche Sperre darbietet, hier bedurfte es eigentlich kein Privilegiums, um ein Stapelrecht auszuüben. Womit die Natur schon beschenkt hatte, begnadigte Herzog Otto das Kind (1246) die Stadt Münden mit dem Privilegium. Er ertheilte ihr das Wichtigste aller ihrer errungenen Ge- rechtigkeiten, nämlich das Stapelrecht. Alle zu Wasser und zu Lande dahin gelan- gten Güter mußten ausgeladen und durch dasige Bürger weiter spedirt und fortge- fahren. Dieses Stapelrecht wurde Münden nicht nur von den sämtlichen Königen wiederholt, sondern auch selbst (1589) vom Kaiser Rudolf bestätigt. Münden sich nach und nach auch zu einem Einlagerrechte (jus emporii). Sta- pel- und Einlagerrechte sind allerdings vortheilhaft für den Inhaber, desto nach- theiliger in der Regel für Handlung und Schifffahrt, da sie die Rechte der na- türlichen Freiheit, die Schnelligkeit des Transports stören und reichen Stoff zu Streitigkeiten geben. Das am meisten Gehässige und Anstößige bei diesen Rechten ist aber das Einlagerrecht, vermöge dessen die Waaren in dem Sta- pelplatze niedergelegt und verschiedene Male zum Verkauf öffentlich aus- gelassen müssen. b) Die privative Schifffahrt der mündenschen Schiffer auf der Fulda wurde schon von Herzog Erich I. gegen die Hessen sehr eifrig in Schutz genommen. So wurde auch durch den Herzog Georg

(1640) die Verfügung getroffen, daß die fremden Schiffer von Blotho u. a. nicht mehr zum Nachtheil der mündenschen Stapelgerechtigkeit die Werra Fulda befahren und von den Oberländern Waaren in Fracht verdingen durften. Das Vorrecht der mündenschen Schiffer vor fremden Schiffen in Hinsicht der Frachtung und Einladung suchte die hanöv. Landesregierung immer aufrecht zu halten. Die dasigen Kaufleute sollten den Schiffen zu Münden die Fracht Fremden gönnen. Allein wegen der brandenburgischen Repressalien wurde dieses Vorzugsrecht in Ansehung der Schifffahrt auf der Weser wieder abgelehnt. Dahingegen wurde in dem Vergleich zwischen Brandenburg und Hannover wegen dieses verlorenen Vorzugsrechtes, den mündenschen Schiffen gestattet, die 2 Fahrzeuge (nämlich ein Schiff und ein Bock, oder 2 Böcke von 36 — 40 F. Länge, welche jeder Weserschiffer nur beladen darf, noch einen, auch selbst geliehenen oder gemietheten Bock, von 4 — 5 F. Breite oder von 18 — 20 L., zu befrachten. In diesem Vergleiche war auch nochmals bestimmt, daß kein fremder Schiffer die Weser vorbeiziehen dürfe, durch das sogen. Loch passiren dürfe. Überhaupt wurden alle widrigen und schädliche Begünstigungen der Schiffer von Münden eingeführt. c) Bei der zu Hameln (1696) gehaltenen Conferenz beschloß man allerwärts am Weserströme die Einführung des Pferdelineienzuges zu bewirken, welches durch Verordnungen von Schaumburg und preuß. Seite geschah. In einem folgenden Congresse zu Hameln (1710) wurde dieser Gegenstand ebenfalls wieder in Berathung gezogen. Indessen war dieses noch immer nur Stückwerk, und nahmen die Widerseßlichkeiten und Erpressungen mehrerer Privatuferinteressirter an der Weser und die zu hohen Abgaben für diese Erlaubniß, das zu hohe Land immer der Sache den Werth. Endlich (1814) wurde auch von der k. hannov. Regierung den Weserschiffen gestattet, sich auf der ganzen Weserroute im Gebiete des Linienzuges mit Pferden gegen einen Schein des Zollamtes zu bedienen, daß sie dort ein bestimmtes Trifftgeld bezahlt haben, zu bedienen. Es wurde auf den Strecken, wo bisher nur der Linienzug mit Menschen stattgefunden, auf ihre Kosten ein Ahtsmann mitgegeben werden, welcher einerseits dafür zu tragen hatte, daß ihnen kein unnöthiger Aufenthalt verursacht, andererseits, daß von ihnen an den Ufern auf den Ländereien kein unnöthiger Schaden angerichtet werde. Indessen wurden die Schiffer anfangs genöthigt, in jedem Dorfe zu stehen, wo früherhin der Linienzug nur mit Menschen stattgefunden, Aht zu dinge, welche nur bis zum nächsten Dorfe ihre Dienste verrichteten und jeder seine Vergütung nach Willkür bestimmte. Diesem Mißbrauche wurde von der k. Regierungscommission bald abgeholfen, indem dieselbe verfügte, die Ämter, durch deren District die Fahrt geht, die nöthige Anzahl der Ahtstellen, und diese berechtigt und schuldig sein sollen, den Linienzug von der Grenze des Amtsbezirks bis zu der andern zu begleiten. Auch im Hessen-Schaumburgischen wurde (1815) der Linienzug mit Pferden, insoweit die Fahrt durch dieses Land geht, zu jeder Jahreszeit gesetzt. Allein die Beschränkung des Ueberfuhr der Pferde an das jenseitige Ufer, in Fällen, wo es die Noth erfordert, an Orten, indem solches nur an gewissen, hierzu angewiesenen Stellen geschehen sollte, und die hierdurch oft entstehende Gefahr, ferner der Zwang, die eidlich verpflichteten Aufseher vorzugsweise aus denjenigen Dorfschaften, durch deren Gebiet der Linienzug geht, nehmen zu müssen, und der hierdurch bewirkte zu lange Aufenthalt der Schiffer, endlich die hohe Taxe der Entschädigung der Aufseher und Treibgeldes, bewirkten, daß die Schiffer sich dieser sonst sehr wohlthätigen Erlaubniß des Pferdelineienzuges durch das Hessen-Schaumburgische nicht bedienten. d) Bei der Erlaubniß des Pferdelineienzuges im k. hannov. Gebiete an der Weser wurde es zugleich den Schiffen zur Pflicht gemacht, die Vorspannpferde von hannov. Unterthanen, wenn sich solche zu deren Vermietzung verstehen wollten

en. Ein Gleiches wurde von der hessen-schaumburg. Regierung verordnet, um Vorspann nöthigen Pferde sollten die Schiffer, so viel als solches thunlich von hessisch-schaumburg. Unterthanen und besonders aus denjenigen Ortschaften, durch deren Feldmark der Linienzug ging. Dieses vielfache Umspannen verursachte den Schiffern unnöthigen Aufenthalt und mehr Kosten. Der Schiffer mußte mit seinen Schiffen anbinden, Boten nach den öfter vom Strom entlegenen Dörfern zu den neuen Vorspannern schicken, die nicht selten mit ihren Pferden abe oder anderweit beschäftigt waren, woher solche dann erst geholt und gebracht werden mußten, und dergl. Aufenthaltsursachen mehr. — Ein drittes Hinderniß der Weserschiffahrt war die übermäßige Zahl der Zölle und sonstigen Steuern auf diesem Strome. Außer dem herzoglich oldenburg. Zolle zu Elsfleth (Emsfluß der Weser in die Nordsee, zählte man von Bremen bis Münden noch 11 Zölle, nämlich: Dreze, Inschede, Hoya, Nienburg, Landsberg, Stolzenau (Hoya zugehörig), Schlüsselburg, Petershagen, Hausbergen, Blotho (Preussisch), Erder (Lippe), Rinteln, Rimbeck (Hessen), Hameln, Ohren, Grohnde, (Hanover), Holzminben (Braunschweig), Lauenförde (Hanover), Beverun (Preußen), Bisselwerder (Hessen), Münden (Hanover). Fast auf jede Meile Zoll, die zum Theil hohe und sehr verschiedene Tarife hatten. Die Erlaubnis zur Anlegung des elsflether Zolles war dem Grafen Anton Günther von Oldenburg von dem Kaiser Ferdinand II. unter kurfürstl. Einwilligung (31. März 1623) erteilt. Wider diese Verleihung protestirten zwar die Bremer aus dem Grunde, da ihnen allein die Jurisdiction auf der ganzen Weser unterhalb der Stadt zustehen sollte, ausdrücklich. Sie konnten es indessen nicht verhindern, daß der Graf von Oldenburg 1624 wirklich in den Besitz dieses Zolles kam, und daß diese Zollverleihung von Kaiser Ferdinand III. sowol (1638) als auch nachher von neuem wiederholt bestätigt wurde. Die Grafen von Oldenburg erhielten nicht allein durch den Westfälischen Frieden die Bestätigung jenes Zolles, sondern der Kaiser erklärte (26. Oct. 1652) die Stadt Bremen in die Acht, weil sie es versucht hatte, nach dem Friedensschlusse den Vorwand wegen der Jurisdiction auf der Weser gegen Bremen geltendzumachen, und sich jenem Zolle mit Gewalt zu widersetzen. Nach dem neuen Generalplane der Entschädigung der Fürsten in Deutschland, welcher am 9. Oct. 1802 der Reichsdeputation zu Regensburg übergeben wurde, sollte der Herzog von Holstein-Oldenburg für die Aufhebung des elsflether Zolles die Abtretung einiger Dörfer in dem Gebiete von Lübeck und für seine Rechte, die ihm das Capitels in dieser Stadt, das Bisthum Lübeck, das hanöv. Amt Verden und die münsterischen Ämter Bechte und Kloppenburg erhalten. In Folge dieser schlossen sich die mit ihm angeknüpften Unterhandlungen mit der Beibehaltung des elsflether Zolles, so sehr Bonaparte, und vorher schon das franz. Diplom auf dem Congresse zu Rastadt, die Aufhebung desselben gefordert hatten. Erst nach der Entschädigung desselben für den Verlust jenes Zolles zu dessen Zurechtweisung durch eine am 6. April 1803 zu Regensburg zwischen dem oldenburg. Gesandten und den Ministern der beiden vermittelnden Mächte unter Mitwirkung geschlossene Convention bestimmt. Der Herzog behielt, außer dem bereits als Schadloshaltung zugestandenen Besitzungen, noch den 10jährigen Genuß des einträglichen elsflether Zolles vom Anfange 1803 an gerechnet. Erst nachdem der Zoll seine Beendigung erreicht, und doch wurde dieselbe zuerst nach den Vorstellungen von der freien Hansestadt Bremen bei dem deutschen Bundescongr. (am 7. Mai 1820) bewirkt.

Aus der frühern willkürlichen Anlegung der Weserzölle läßt sich leicht auf die Unnützigkeit der Grundsätze, nach denen die Zölle erhoben wurden, schließen. Es ward von einer und derselben Waare der Zoll an verschiedenen Zollstationen, und ganz verschiedenen Sätzen, die sich lediglich auf die Observanz gründeten, er-

hoben. Die sonstigen Abgaben, außer dem Zoll, auf dem Weserstrom waren folgende: a) das Tonnen- und Baakengeld unterhalb Bremen; b) das Treib- oder Triftgeld für den Linienzug mit Pferden; c) das Hafen- oder Zeichengeld zu Petershagen; d) das Bollwerksgeld zu Preussisch-Minden; e) das Commandantengeld zu Oldenburg, Minden, Rinteln, Hameln, Hörter und Münden; f) das Liniengeld zu Grohnde; g) das Schleusen-, Nebenanlage- und Schiffsgeld zu Hameln, (s. auch der Jahrgulden daselbst); h) das Mastgeld. a) In den Gegenden, wo die Schiffahrt getrieben wird und das Fahrwasser nicht ganz sicher ist, werden wöhnlich **Baaken** (s. b.) angelegt. Auch auf der Weser unterhielt die freie Reichsstadt Bremen unterhalb derselben eine beträchtliche Menge Baaken. Es sind Tonnen, welche ungefähr 2 Meilen unterhalb der Stadt, in der Gegend des Hafens zu Begeßack, ihren Anfang nehmen und von da auf beiden Seiten des Fahrwassers in Entfernungen von $\frac{1}{4}$ und $\frac{3}{4}$ Meilen den ganzen District von 9 deutschen Meilen hinuntergehen, den die Weser zwischen den Herzogthümern Bremen und Oldenburg hinströmt, ja noch weiter, sodaß die letzte oder Schlußtonne über 5 deutsche Meilen von der äußersten Spitze des butjadinger Landes, Dorfe Langwarden gegenüber, entfernt, und mithin in der Nordsee, auf einer Sandbank, benannt das **Bollenzvel**, erbaut, befindlich ist. Für den Nutzen, die Tonnen und Baaken der Schiffahrt gewähren, erhob die Stadt Bremen, vielmehr das dortige Collegium Seniorum, unter der Benennung des Tonnen- und Baakengeldes, eine Abgabe, nicht allein von den auf der Weser ankommenden und abgehenden Schiffen, sondern auch von den Eigenthümern der durch die Schiffe transportirten Waaren und Güter. b) Das Treib- oder Triftgeld ward zu Vergleichung des durch den Linienzug mit Pferden den Uferinteressenten verursachten Schadens und zu Verbesserung der Triften bezahlt und verwandt. Das Triftgeld trug im k. hanöv. Territorium, soweit solches die Weser durchströmt, von jedem Pferde 1 Thlr. Cassenmünze, welches bei dem Zollamte zu Dreyen eingebracht wurde. Außerdem erhielten die die Schiffer begleitenden Achtsmänner von jedem Pferde für jede Meile 24 Mgr. Cassenm. für ihre Mühewaltung. Die übrigen Löhne der waren meistens willkürliche Anmaßungen. c) Zu Petershagen (Preuss.) wurde vor ein paar Jahrzehnden zur Sicherheit der Schiffahrt im Winter ein Hafen angelegt, dessen sich die Schiffer jedoch wenig oder gar nicht bedient haben. Dagegen ungeachtet wurde da eine Abgabe u. d. N. Zeichengeld, und zwar doppelt, vom Zollamte Petershagen und Hausbergen, gehoben; nämlich für einen vorderen Bol 6 Mgr., für einen Hinterhang 6 Mgr. und für einen Bullen 4 Mgr. Conv.-M. d) Die Durchfuhr unter der Brücke zu Münden war bei etwas hohem Wasser immer sehr gefährlich, und der Bogen, welchen die Schiffe passieren mußten, war der dritte von dem Stadtufer. Zur Sicherheit der Durchfuhr wurden die Kosten der Weserschiffer 1770 vom Ufer bis an den zu passirenden Bogen ein Bollwerk von starkem Holze angelegt, die Kosten betrugen ungefähr 700 Thlr. und die Kosten einer Hauptreparatur 1784 554 Thlr. 23 Mgr. 4 Pf. Zur Bestreitung und allmäligen Tilgung dieser Baukosten, sowie zur Erhaltung dieses Bollwerkes mußte von jener Zeit an auf dem Zollamte zu Blotho von jedem passirenden Schiffe eine bestimmte Abgabe u. d. N. Bollwerksgeld, nämlich 30 Mgr. von jedem Mast, erlegt werden. Diese von den Schiffern gesetzte Taxe war indessen eine königl. ober städtische Abgabe, und konnte zu jeder Zeit von den Schiffern aufgehoben werden. e) Das Commandantengeld sollte eine Art von Geleitsgeld sein; eine Abgabe aus den ältesten Zeiten für ein zum Schutz der Schiffe mitgeführtes Militaircommando sein; also eine Art von Zoll, der auf der Weser durchaus nicht mehr statthaben sollte. f) Das Liniengeld zu Grohnde betrug für jede Meile 4 Mgr. 4 Pf. Cassenm. und wurde von dem dortigen Zollamte erhoben. Es ist wahrscheinlich eine Abgabe für das Niederlassen und Aufziehen der Fährlinie bei

rt der Schiffe daselbst. g) Mit dem Schleusengelbe hatte es folgende
 iß: Es wurde nämlich (1734) der Gefahr der Schifffahrt auf der Weser
 t der Durchfahrt zu Hameln durch das Loch, vermittelt der Erbauung
 flichen hamelnschen Schleuse, welche 80,000 Thlr. kostete, abgeholfen.
 den Weserschiffern an die Stadt Hameln zu zahlenden jährl. 100 Thlr.
 urchfahrt durch das hamelnsche Loch und für die Niederlage der Waaren,
 ie übrigen beträchtlichen Kosten, fielen deßhalb nunmehr weg, und trat
 Stelle das Schleusengeld. Der Tarif desselben war nach der innern Fuß-
 Fahrzeuge bestimmt. Der Jahrgulden zu 20 Mgr. wurde von uralten
 als eine Domanalabgabe von jedem der Hameln passirenden Schiffer,
 se Fahrzeuge haben, alljährlich ein Mal an das Zollamt zu Hameln ent-
) Die Fahrbarkeit der Weser, das Flußbette zu unterhalten, ist von den
 hiffergilden zu Blotho und Münden eine Abgabe von jeder Mast, wozu
 ge, jedes von 36 — 40 Last gehören, bestimmt worden. Es betrug für
 Weser passirenden Boß 12 Mgr., für einen Achter oder Hinterhang
 nd für einen Bullen 6 Mgr., welche Mastgelber von den Schiffen, die
 Hameln wohnen, zu Grohnde, und von denen, die unterhalb Hameln
 zu Blotho bei den Zollämtern entrichtet wurden. Es ward von den Zoll-
 ine Separatrechnung darüber geführt, und solche Gelder beim Jahresab-
 nach Abzug der Erhebungsprocente, an die resp. Schiffergilden abgelie-
 Ein viertes allgemeines Hinderniß, welches der Schifffahrt auf der Weser
 and, war die mangelhafte Wasserschaden-, Wasserbau- und Schifffahrts-
 f diesem Strome. Ausbesserungen waren an vielen Stellen und Orten
 durchaus nothwendig. Allen Mängeln hätte mit vereintem Willen leicht
 werden können; allein das getheilte Staatsinteresse, die Besorgniß der
 ften und die verschiedenen Ansichten der Artisten hatten dieses verhin-
 während sich die Landeshoheiten mit der Feder stritten, fing der besorgte,
 Landmann den Proceß mit der Execution an, und endlich machte der
 Wasser- und Uferbau beauftragte Officiant einen übertriebenen Kostenan-
 za dem vierten Hindernisse, welches der Weserschiffahrt entgegenstand,
 auch noch die mangelhafte Schifffahrtspolizei auf diesem Flusse. Die be-
 Verordnungen wurden zum Theil nicht befolgt. Es mangelte an Krah-
 fentlichen Wagen, sowie auch in mehreren Weseruferstaaten an einer schnel-
 in Handlungs- und Schifffahrtsachen. Nur Bremen machte hierin eine
 Ausnahme. Da gehörten von jeher und gehören jetzt noch die Rechts-
 Schifffahrtsachen vor das Gastgericht, und wurden von demselben sum-
 handelt. Eine am ganzen Weserstrom gleichförmige, kraftvolle, schnelle
 Handlungs- und Schifffahrtsprocessen, besonders eine sehr strenge Cri-
 lig hinsichtlich der Beraubung der Güter, wenigstens zu Bremen und
 mit erfahrenen Weisigern aus dem Handels- und Schifferstande versehen,
 längst gewünscht. Bei dem getheilten Interesse der Weseruferstaaten war
 wichtig und eigentlich nothwendig, dieselbe zu vermögen, Alles, was sich
 fahrt auf dem Weserstrom bezieht, durch eine gemeinschaftliche Überein-
 fügen zu müssen. Sie machten sich auch wirklich hierzu auf dem wiener
 verbindlich, da dessen Schlußacte mehrere Artikel für die Schifffahrt auf
 ften enthält, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten trennen
 schürmen. 6 Monate nach Beendigung des Congresses sollten sich
 farien zu Regulirung einer gemeinschaftlichen Übereinkunft versammeln,
 die in den Artikeln enthaltenen Grundsätze als Basis ihrer Arbeiten dienen
 Es dauerte aber ebenso viele Jahre als Monate, bis die Weserschiffahrts-
 tion (1821) in Minden in das Leben trat. Es erschienen da Bevollmäch-
 n Preußen, Hanover, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Lippe-De-

mold und der freien Hansestadt Bremen. Die Staaten an den höhern Werra und Fulda wurden zur Theilnahme nicht eingeladen, vermuthlich an solchen keine Zollstätten besitzend. Dennoch haben alle Uferstaaten der Werra ihrer Quellen ein wichtiges Interesse, soweit hinauf als möglich jeden bischöflichen Sendamm und jede Sandbank, sowie jede der Schifffahrt nachtheilige Staubeinrichtung auch jenseits Hanöversisch-Münden auf der Werra zu besiegen. Die Sitzungen der Weserschifffahrtscommission dauerten nicht lange, denn schon am 10. Sept. 1823 ward ein Vertrag geschlossen. Sehr merkwürdig sind diese dem Publicum bis jetzt ganz unbekannt gebliebenen Verhandlungen aus dem Grunde, weil die Weserschifffahrtscommission mehr als die gemeinshaftlicher guter Geist belebte, keineswegs aber bestreben, weil einige Schriftsteller heraus hoben, schneller ihre Sitzungen zum Schluß zu bringen, denn wer unsern Art. Rheinschiffahrt gelesen hat, wird bei deren ten, dem in ihr herrschenden Geiste, der Theilnahme nicht deutscher Uferstaaten und dem holländ. Streben, Schifffahrt und Handel allein ansichzureichend längern Aufenthalt sehr natürlich finden. Jetzt zuerst, nachdem wir alle der Weserschiffahrt angeführt haben, kann man die Verhandlungen selbst den Werth ihrer Resultate, richtig beurtheilen.

An der Spitze der Weseracte ist die Schifffahrtsfreiheit auf der Werra ihrem Ursprunge durch Zusammenfluß der Werra und Fulda bis ins offene Meer und umgekehrt aus dem offenen Meer sowol Strom auf- als niederwärts hinwunden ausgesprochen. Es gereicht den Weseruferstaaten zur Ehre, daß in Hinsicht weniger Schwierigkeiten als anderwärts erhoben wurden. Auch die Aufhebung aller ausschließlichen Berechtigungen und Begünstigungen der Städte und anderer Körperschaften fand keine bedeutende Opposition, ja selbst die Aufhebung der Stapel- und Zwangsumschlagsrechte zu Bremen, Minden und Verden ward leichter als in der Elbeschifffahrtscommission zu Stande gebracht. §. 4 der Weserschifffahrtsacte gestattet jedem Schiffer, dessen Qualifikation die Landesobrigkeit anerkannt hat, die Ausübung der Weserschiffahrt, jedoch unter natürlichen Beschränkung, daß Schiffer und Schiffe, welche von der Schifffahrtsfreiheit in das Meer und aus demselben Gebrauch machen wollen, auch für die Schifffahrt geeignet sein müssen. Die Frachtpreise und alle übrige Bedingungen des Transports beruhen seit der Bekanntmachung dieser Navigationsacte auf der Übereinkunft des Schiffers und Versenders oder dessen Committenten. Der Handelsstand zweier oder mehrerer Weserplätze kann mit einer beliebigen Zahl von Schiffen über alle Gegenstände des Transports auf eine bestimmte Zeit nicht über 5 Jahre, Contracte schließen, auch Reihesfahrten errichten, jedoch unter Beobachtung der zu ihrer Gültigkeit erforderlichen, im §. 7 der Acte enthaltenen Bedingungen. — Bei allen Längenmaß- und Gewichtsbestimmungen sind das Fuß und das Schiffspfund zu 300 bremer Pfunden zum Grund gelegt und ein eigener Tarif gibt den Maßstab zur Berechnung der Zahlungen zu 20 Guldenfuß in Conv.-M. — Das 2. Capitel der Schifffahrtsacte, welches von den Abgaben handelt, ist nicht minder wichtig als das erste. Statt der vorigen oben angeführten vielfachen Abgaben ist ein Weserzoll eingeführt, der im ganzen Laufe des Stroms bis in das offene Meer nicht mehr als 315 Pfennige dem Schiffspfund zu 300 Pf. betragen darf; doch sind auch mehrere Gegenden nur zur Hälfte, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ angesetzt. Besonders können künftig nur noch die Ein-, Ausgangs- und Verbrauchssteuern, die Hafens-, Krahn-, Waaren-, Niederlagegebühren, sowie diejenige, welche für den Dienst der Lootsen in den Uferstaaten gegeben werden müssen. In Hinsicht der Bestimmung der Abgaben sieht sich im ganzen Laufe der Unterhandlungen über die Weserschifffahrtsacte die freie Hansestadt Bremen ausgezeichnet, indem sie stets behauptete, daß

Zollsätze viel zu hoch seien, daher herabgesetzt werden mußten. Als die Richtigkeit dieser Ansichten bestätigte, war es die Hansestadt Bremen die Initiative ergriff und den übrigen Regierungen die Nothwendigkeit des Zusammtritts der Revisionscommission mit günstigem Erfolge machte. Übrigens sind durch das neue Abgabensystem, welches die am 1. 1823 zu Minden abgeschlossene Weserschifffahrtsacte einführt, dem Handel unleugbar Vortheile zugewachsen. Zwar sind die von den die Weserfließenden Gütern zu entrichtenden Zölle an sich gegen die frühern im Ganzen herabgesetzt, vielleicht gar durch Hinzuziehung mancher mißbräuchlich eingenommenen Nebenabgaben und Accidentien der Zöliner, ungeachtet der entgegengekommenen Bemühungen mehrerer Uferstaaten, noch in die Höhe geschraubt worden; allein diese ist durch das neue Gewichtsverzollungssystem mit seinen Bruchtheilszöllen weitern zweckmäßiger repartirt, als nach den alten, zum Theil ganz wie die alten Tarifen, und sie ist weniger drückend, da die Zahl der Hebungsstätten als die Hälfte verringert worden, und dadurch unnöthiger Aufenthalt und Unkosten zu Verationen wegfallen. Bei der Fixirung des den einzelstaatlich benachteiligten Uferstaaten, statt ihrer frühern Zolltarife, in der Weseracte bestimmten Gewichtsollsatzes erhielt auch Bremen für s. Weserzoll nach den Bestimmungen des Gewichtsverzollungssystems eine Quote von 60 Pfennigen für je jeßfund transitirender Güter zugewiesen. Die Einführung dieses neuen Zollsatzes für einen Theil des über und durch diesen Staat betriebenen Handels (den Expeditionshandel auf der Weserstraße), welcher bis dahin nach den Bestimmungen und gleichen Tarifen wie der Propre- und Commissionshandel war, gab zunächst die Veranlassung zu einer allgemeinen Revision der bestehenden Rechte. Diese waren niemals nach einem allgemeinen Grundsatz bearbeitet, kein durchgreifender Grundsatz ließ sich in ihren Anordnungen finden, sondern sie bestanden aus einer Menge zum Theil bedeutender, zum Theil unbedeutender Abgaben, die zu den verschiedensten Zeiten, wie es gerade ein Bedürfnis des Staats erforderte, oder eine Rücksicht der Handelspolitik geboten hatte, eingeführt und demnächst beibehalten waren. Zu den vorzüglichsten dieser Abgaben gehörten: a) die Acciseabgabe, welcher alle aus- oder durchgeführte Waaren unterworfen waren; b) das Convongeld, ein Waarenzoll für Güter, welche auf der Weserstraße zwischen Bremen und Vegesack benutzten; c) das Tonnengeld, eine Retribution von den die Unterweser bis zur See passirenden Waaren zur Unterhaltung des Tonnen- und Baakenwesens, des Leuchtschiffes etc.; d) das Kaygeld, eine Abgabe, der einzelne bestimmte Güter für die Benutzung der Kayen unterworfen waren; e) das Faß- und Bodengeld, oder eine Abgabe von jedem Gebinde Wein, Brantwein, Rum oder Arrak, welches aus- oder durchgeführt wurde; f) das Weggeld, eine Abgabe von der Ausfuhr gewisser auf dem Wege ins Oberland versführten Waaren. So lange diese Abgaben, deren die meisten einem eignen, größtentheils auf dem Werthe basirten Tarife erhoben wurden, entsprachen die eigne Ein- und Ausfuhr, wie die Vorbeifahrt auf der Weser den Mängel dieser Einrichtung, an die sich das handelnde Publicum theil durch eine mehrhundertjährige Dauer gewöhnt hatte, weniger fühlbar; aber durch die Weseracte für den Transithandel auf der Weser ein neues Zollsystem und ein neuer Zollsatz eingeführt war, der von dem übrigen Abgabenswesen bedeutend unterschied und in manchen Fällen es vortheilhafter erscheinen ließ, so daß man transitirend Bremen vorbeizuführen, als sie der Expedition bremischer Waarenhäuser zu übergeben und sie durch Lagerung in Bremen und demnächstige Ausfuhr dem bremischen Zollsystem zu unterwerfen, zeigte sich bald die Nothwendigkeit, durch eine veränderte Gesetzgebung zeitgemäßere Einrichtungen zu treffen, die den Schutz des bremischen bedeutenden Expeditionshandels zu treffen. Das gegen-

wärtige neue Zollsystem verdankt diesem Umstande seine Entstehung. Was dabei, wie es scheint, von dem Gesichtspunkte aus: den Speditionshandel zu eignen und dem Commissionsgeschäfte ganz zu sonderu, und den erstem, in soweit er transitirend auf der Weser geführt werden konnte, durch die Weseract festeste Norm gegeben war, in allen Beziehungen, die Spedition mochte zu Wasser, oder zu Lande, oder theils zu Wasser, theils zu Lande besorgt werden, den die Weseracte festgestellten Tarife gleich zu setzen, sodaß die Spedition über men hinsichtlich der Abgaben nicht mehr erschwert sei wie die über jeden Wasserplatz. Es wurde daher festgesetzt: daß alle über Bremen gehende Commissionsgüter künftig keinen höhern Abgaben unterliegen sollten als sie für den auf der Weser an dem bremischen Weserzollamte zu erlegen hätten, nämlich Grote von jedem Schiffpfunde à 300 Pfund, oder da 4 Pfennige einen Schilling machen, 60 Pfennige per Schiffpfund für Güter erster Classe, und den in der Weseracte stipulirten Ermäßigungen dieses Normalsatzes für Güter von geringem Werthe. Selbst dieser Zollsatz wurde aber zu Anfang 1826 von 5 Graden moderirt, um mit der inzwischen durch die Revisionscommission zu Stande gekommenen allgemeinen Herabsetzung der Wesertransitzölle gleichen Schritt zu halten. Die drei Grundsätze wurden dagegen für die Verzollung der dem eignen Localvertriebe angehörigen Güter aufgestellt und die davon zu entrichtenden Zölle auf ein Werthverzollungssystem basirt, welches unter Aufhebung der sonst geltenden verschiedenartigen Abgaben sich auf einen ganz einfachen Eingangszoll reducirte. Der letzte trifft alle von Bremen ausgeführte Waaren und trägt von 100 Thlr. Werth 8 gute Groschen oder $\frac{1}{3}$ Proc. Der erste Eingangszoll von 12 guten Groschen für 100 Thlr. Werth wird dagegen von den Gütern, die seewärts in Bremen eingeführt werden, entrichtet. Die Güter von Bremen landwärts und die Weser herabkommend, für welche Bremen schon einmal seinen Weserzoll erhebt, ist gar keinen Eingangszöllen unterworfen.

Die Vorzüge dieses höchst einfachen, durch seinen Tarif nicht drückenden, dadurch, daß seine einzige Controle in der Gewissenhaftigkeit der Pflichtigen, den Geschäftsbetrieb nicht hemmenden Zollsystems, sind unverkennbar. Es trifft auf jeden Waarenartikel verhältnißmäßig gleich. Der Wechsel der Waarenpreise, steigenden und fallenden Conjunction äußert seine Wirkung auf den Betrag der Gütern zu erlegenden Abgabe, und diese schließt sich auf solche Weise gleichmäßig dem Gange des Handels an. — Dem 3. Capitel der Weserschifffahrtsacte, welches von der Controle handelt, ist von der Weserschifffahrtscommission auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Jedem Staat ist zwar das Recht, die Übereinstimmung der Manifeste mit dem wirklichen Inhalt der Ladung zu untersuchen; doch beschränkte man die für Schifffahrt und Handel höchst lästige und nachtheilige Nachwägung und materielle Verification auf bestimmte 3 Fälle, auch wurde zu Abwendung aller Willkür genau entwickelt, als Begründung des Verdachts angenommen werden soll. Für möglichst schnelle Abfertigung der Schiffer bei den Zollbehörden ward ziemlich Sorgfalt genommen, insofern nicht Nachwägungen oder materielle Verificationen eintreten. Die Bestimmungen sind in Hinsicht der Ausladungen getroffen und jedem der anliegenden Uferstaaten bleibt überlassen, die Ausladungsplätze festzusetzen, sowie die transitirenden Schiffe Begleiter, jedoch ohne Kosten für die Schiffer, mitzuführen kann. Die im 4. Capitel enthaltenen Maßregeln gegen natürliche Schiffshindernisse und Unglücksfälle sind ziemlich generell und bei weitem nicht so sorgfältig angeordnet, als dies auf dem Rheinstrome der Fall ist. Es fehlt hier, in Hinsicht der Feinspade im 5. Capitel, an einer durchgreifenden Centralaufsicht, die dem Ermessen, sowie dem speciellen Interesse der Uferstaaten, bleibt sehr weit überlassen. Das 6. Capitel der Weserschifffahrtsacte stellt in einem einzigen

den den betreffenden Staaten die Ausdehnung oder Anwendung derselben Nebenflüsse anheim. Das Schlußcapitel hebt Alles auf, was der Convention entgegensteht, bestimmt die Publication derselben auf den 1. März 1824, errichtet für die Entscheidung streitiger Fälle 5facher Art auf, sichert die von ihrer Erkenntnisse und ordnet eine von Zeit zu Zeit eintretende Revisionscommission an, welche sich von der vollständigen Beobachtung der Convention abgehen und einen Vereinigungspunkt bilden soll, um Abstellung von Beschwerden zu veranlassen und über Erleichterungen des Handels und der Schifffahrt zu thun. Im Anfange 1824 erfolgten wirklich die Ratificationen der Acte, die zur festgesetzten Zeit in Wirksamkeit trat. Was wir übrigens über die der Elbeschifffahrtsacte äußerten (s. Elbeschifffahrt), gilt meistens von der Weserschifffahrtsconvention, da diese in den Grundlagen jener nachahmte wurde. Die Verhandlungen der Revisionscommission, welche schon, wie bemerkt, am 4. Dec. 1824 zusammentrat und am 21. Dec. 1825 ihr Geschäftsbereich, haben sich, abgesehen von verschiedenen Debatten über die Ausdehnung der Weseracte hinsichtlich des Verfahrens der Zollbeamten, der nothwendigen Strombauten und der Regulirung der Leinpfade, die zum Theil, soweit sie jetzt gefunden wurden, genügend erledigt sind, vorzugsweise um 2 Punkte gehandelt: 1) Um die Vereinfachung der Ladungsmanifeste, über deren unnöthig scheinende Abfertigung der Schiffszüge, sowie deren Revision an den verschiedenen Orten sehr verzögernde Weitläufigkeit von Kaufleuten und Schiffen vielfache Klagen geführt waren. Bei einem Theile der Commission fanden diese Klagen auch Gehör, bei verschiedenen Uferstaaten aber war die Rücksicht auf die inländischen strengern Mauthsysteme, welche man durch weniger detaillirte Manifeste zu umgehen fürchtete, zu überwiegend, um eine Vereinbarung über eine Vereinfachung herbeizuführen. 2) Um die Größe des Weserzolles an sich und die nicht zweckmäßige Classification der Waaren von geringerem Werthe in die Bruchtheilsklassen. Die Nothwendigkeit einer dergleichen Moderation hatte sich in der kurzen Dauer der Weseracte genügend ausgesprochen, indem manche Waaren, die im hohen Zoll nicht tragen konnten, plötzlich die Weser verließen, und theils auf dem Lande mehr versendet wurden, theils unnatürlicher Weise den Landweg suchten; die Weserschifffahrt im Sommer 1824 zu stocken drohte. Die Uferstaaten waren sich deshalb, wie es das Schlußprotokoll ergibt, zu einer allgemeinen Senkung des Normalsatzes um 25 Proc. und zu der Aufnahme verschiedener Waaren in die Bruchtheilsklassen, deren noch größere Ausdehnung freilich höchst wünschenswerth gewesen wäre, aber für jetzt nicht zu erreichen stand. Es wurde einstimmig für den ganzen Lauf der Weser von jedem Schiffspfunde zu 300 Pfennig nicht mehr als 236 $\frac{1}{4}$ Pfennige an Zoll erhoben. Die Tabelle der Waaren und Gewichtsverhältnisse ist von der Revisionscommission berichtigt und bestätigt worden; auch wurden, wie billig, die Reisevictualien der Schiffer in angemessenen Quantitäten, sowie die zum Verdeck eines Fahrzeuges zugehörigen Bretter, für zollfrei erklärt. Alle diese Erleichterungen haben am 1. Mai 1826 in Kraft genommen. Die nächste Revisionscommission wird sich am 1. Mai zu hanoverisch-Münden versammeln.

Was den Weserhandel im Allgemeinen betrifft, so dehnt er sich vornehmlich aus auf Leinengarn, Harzproducte, Wolle, Rübol, alle Gattungen Holzwaaren, Thran und Seefische, hanoverisch Leinen, fabricirten Taback, engl. Manufacturwaaren jeder Art, rohes Leder, Fensterglas und dergl. m. Im Handel der Weseruferstaaten spielt seit 3 Jahrhunderten die freie Stadt Bremen die erste und wichtigste Rolle. Die Industrie ihrer Bewohner, die immer die günstigsten Zeit- und Handelsverhältnisse zu berechnen versteht, die gute Verfassung und Verwaltung, welche letztere bei allen Anordnungen stets

das Interesse des handelnden Standes vor Augen hat, insbesondere aber ihr mäßiges Abgabensystem, sichern ihr diese Vorzüge und ihre eigentlich einzige Handelsquelle. Zum Theil hat es sogar Bremen seiner von Zeit zu Zeit neuen Zolleinrichtung zu danken, daß die letzten beiden in der ganzen handelsmännlichen Welt als besonders nachtheilig bekannten Handelsjahre weniger bemerkbare Exporter Abnahme der Geschäfte als in den meisten andern Handelsplätzen zeigten. Indem wir einige vergleichende Blicke auf den bremser frühern und jetzigen Handel werfen, geben wir zugleich den Maßstab der Weserhandelschiffahrt an die Hand. Noch im 17. Jahrh. besuchten die bremser Schiffe nur die europ. Küsten des atlantischen Meeres, die Ostsee, Norwegen, Archangel, Grönland und dergleichen. Damals konnte Bremen noch nicht direct nach den Colonien handeln. Der wichtigste seiner ausgeführten Artikel war Leinwand, für welche es (1696) 12 Thlr. aus England holte. 90 Jahre später schickte England schon in demselben Jahre 69 mit seinen Fabricaten beladene Seeschiffe dahin. Kaum hatte der directe Handel nach den Colonien einen neuen Markt eröffnet, so kam der Handel auch schon wieder bedeutend in die Hände der Deutschen. In der Zeit des Continentsystems sank er natürlich um so tiefer herunter. Dagegen stieg die Einfuhr in Bremen von 1815 — 20 jährlich zwischen 14 und 16 Mill. die Ausfuhr 1818 — 20 zwischen 4 und 6 Mill.; allein die meisten Gegenstände der erstern kamen roh dahin und wurden in den deutschen Fabriken verarbeitet, zum großen Theile wieder mit Nutzen ausgeführt. Bald stieg aber auch die Ausfuhr mehr in die Höhe. Für deutsche Leinwand allein betrug sie 1818 8,057,910 Thlr. Von Getreide und Wolle wurde bei weitem der größte Theil eine 3 Mal stärkere Summe nach England gebracht, als dieses Land selbst in Bremen lieferte. Wie sich der Werth der Ausfuhr in den jüngsten Zeiten verhält, ergibt sich aus folgender zuverlässiger Übersicht: 1822 betrug der Werth der Ausfuhr 28,822,398 Thlr.; 1823 25,655,348 Thlr.; 1824 23,153,912 Thlr.; 1825 25,771,583 Thlr. Eingeführt wurde in Bremen seewärts 1822 im Durchschnittspreise für 11,424,733 Thlr.; 1823 für 9,638,090 Thlr.; 1824 für 7,344,294 und 1825 für 9,111,064 Thlr. Dabei ist die Einfuhr aus dem Oldenburgischen nicht in Anschlag gebracht. Die größte Zahl der seewärts zu Bremen eingekommenen Schiffe lieferte 1823 mit 1126; gekommen aber deren zwischen 900 und 1000 an. Nach abgeschlossener Schiffahrtsacte ließ sich die freie Stadt Bremen anlegen sein, einen Schiffahrts- und Handelsvertrag mit England abzuschließen. Er kam auch wirklich zu Stande. Nicht minder wurde Bedacht genommen, im Geiste der Reciprocität im Sept. 1825 die bremser Handels- und Schiffahrtsabgaben abzuändern. Außer dem eigentlichen Waarenzoll hat dadurch eine zweite Classe von Handelsabgaben — diejenigen für den bremischen Handel befrachteten Seeschiffen — kürzlich eine Umänderung erlitten. Bremen unterhält seit Jahrhunderten die zum Betriebe der Schiffahrt unentbehrlichen Sicherungsanstalten auf der Unterweser. Es liegt der Stadt bis weit in die offene See auf einer Strecke von 12 — 13 Meilen Tonnen zur Bezeichnung des Fahrwassers, es unterhält vor der Weser eine Leuchtboje oder einen Signalthurm und ein Leuchtschiff, um auch bei Nacht dem Schiffe die Fahrbahn zu zeigen. Als Beitrag zu Bestreitung der befalligen sehr bedeutenden Kosten erhob Bremen seit den ältesten Zeiten von allen die Unterweser besuchenden Schiffen, sie mochten für Bremen oder für irgend einen andern Uferplatz bestimmt sein, eine Abgabe, die sich nach der Größe der Schiffe, ihrer Lastenträchtigkeit richtete, und deshalb Lastgeld genannt wurde. Außerdem mußten alle für Bremen befrachtet einkommende Schiffe noch eine besondere Abgabe unter dem Namen des Gildegeldes und die von Bremen bis Holland oder der Elbe gehenden

eine Abgabe unter dem Namen des Webbegeldes erlegen. Seit dem Ab-
 Weseracte wurde diese Erhebung hinsichtlich aller nicht für Bremen be-
 Schiffe eingestellt, hingegen für die mit Bremen in Frachtverkehr tretenden,
 hinsichtlich deren man sie als bloße Localabgabe, die als solche dem
 Kreise der Schifffahrtscommission fremd geblieben sei, betrachtete, beibehielt.
 Gegen diese Ansicht wurde bei der Revisionscommission von Seiten Ol-
 denburger Zweifel erregt und nach sehr ausführlichen Erörterungen von den übrigen
 der Wunsch zu erkennen gegeben, Bremen möge diese Erhebungen in
 eignen Form, welche sich zu sehr einer durch die Weseracte abgeschafften
 Cognitionsgebühr näherte, einstellen und eine andre wählen, welche das
 der Abgabe jetzt zum Grunde liegende Fundament, die Besteuerung des
 betriebenen Frachtverkehrs, für den es ohne Zweifel die Bedingungen
 kann, unter denen es denselben gestatten will, deutlicher hervorhebe.
 Wünschen seiner Mituferstaaten zu entsprechen, hat Bremen jene ältern
 durch eine Verordnung vom 12. Juni 1826 aufgehoben und eine Fracht-
 für Bremen mit Frachtgütern einkommenden Schiffen dahin auf-
 dieselben für jedes Schiffspfund ihrer Ladung eine Abgabe von 1½ Gro-
 pfennigen zu zahlen haben, welche Abgabe aber für die eignen bremi-
 schen, sowie für die Schiffer derjenigen fremden Nationen, mit welchen
 vertragsmäßigen Reciprocitätsverhältnissen steht, auf die Hälfte oder
 moderirt ist. Die Controle der Zollabgaben ist für den Transit auf
 nach den Grundsätzen der Weserschifffahrtsacte eingerichtet worden, da
 berechnet sind, auch den übrigen Staaten bei der Unmöglichkeit, jede
 genau zu beachten, eine Sicherheit für ihre Zollgefälle zu gewähren.
 ihren eignen Ein- und Ausfuhrhandel findet der bremische Staat in der
 Thätigkeit seiner Angehörigen eine Controle, welche bisher Nichts zu wün-
 schen hat. Eine Untersuchung, ob sich wirklich in einem Collo die
 der angegebenen Art und von dem declarirten Werthe, oder vielleicht
 kostbarere befindet, kennt man in Bremen nicht und vertraut darin
 der Versicherung des Betheiligten auf dessen Bürgereid. Auch für den
 übrigen Weseruferstaaten gibt die neue Schifffahrtsacte mit den Abän-
 derungen der Revisionscommission die schönsten Hoffnungen, wenn, wie nicht an-
 zu erwarten ist, von Seiten ihrer Regierungen gehörig mitgewirkt wird.
 und Hanover mehr als bisher und wohlfeiler Holz, Eisen, Linnen &c.
 zum dortigen Verbrauch, oder noch häufigerer weitem Verschiffung
 Besonders muß das fruchtbare und gebirgige Hildesheim sehr dadurch ge-
 winnen es leichter als bisher das ferne Bremen mit seinen trefflichen Er-
 beschicken kann. Wir nehmen nämlich an, daß, wenn einmal die We-
 ser lebhaft geworden ist, auch auf den Nebenströmen Aller, Leine, Ruhme
 etwas Andres als Holzflöße zu Wasser versendet werden. Olden-
 burger Hunte und Ochsen in die Weser fließen, hat zu wenig Canalabwässer-
 und leidet daher in niedrigen Lagen und Mooren; zugleich haben seine land-
 wirthlichen Familienstellen zuviel entlegenes und zerstreutes Land, ebenda-
 so viele öde oder schlecht genutzte Gemeinheiten. Kann zwar Oldenburg
 das sammeltiche Getreide noch fettes Vieh, die es beides im Überfluß lie-
 fernd im Auslande absetzen, so ist es doch nur selten darauf gefallen,
 die Erzeugnisse andre Handelsgewächse zu erzielen. Seine Schaf- und
 Bienenzucht sind noch in der Kindheit, die Bienenzucht und der Hopfenbau sehr
 bisher handeln, außer Ostfriesland, Oldenburg und Hanover fast gar
 nicht einander, und wenn gleich der Seehafen Bracke immer mehr Tiefe und
 Breite enthält, so entbehrt er doch noch den nicht sehr kostbaren Verbindungs-
 mit der Jade, der den Schiffen aus der Weser auszulaufen erlauben würde,

wenn widrige Winde es an der Mündung der Weser erschweren. Man will lernen, bei der Wohlfeilheit der Butter, die am Oberstrom immer theurer wird, Ansaat engl. Grasarten aus Gloucester und Chester und durch britische Fabriken beim Käsebereiten einen guten engl. Käse Deutschland anzubieten; denn der Boden erlaubt das. Lang ist das braunschweigische Weserufer bei Thedinghausen, noch bei Holzminden. Getreide, Holz, Hopfen, Perlen, Obst werden aus dem Braunschweigischen einen leichtern Absatz auf der Weser als durch die kostbare Landfracht nach Bremen finden. Nur eine mäßige Weserufergrenze bei Minden und bei Hörter, und bester erstem beide Weserufer. Desto breiter ist aber rückwärts das preuß. Gebiet, sochem dürfte der Rhein, die Ems und die Weser mittelst der verlängerten und getieften Lippe in Verbindung gebracht werden. Kurhessen hat fast nur ein Weserufer, desto mehr aber längs der Werra, Fulda, Diemel, Schwalm, die alle ins Wesergebiet abdachen, fruchtbare und unfruchtbare Berge und die ein genügsames, aber fleißiges Volk bewohnt. Zu seinem Haupterwerb gehört mehr Wiesenverbesserung und leichter Absatz zu Wasser von mancher thümlichen Erzeugnissen seines Bodens, von Mineralien, die verarbeitet im Land an der Niederrhein schätzen würde, wenn es solche in ihrem Werthe herrliche Töpferwaare und den Basalt kennt. Eisen, Holz und Limmer Kurhessen weit mehr als bisher ausführen. Der Obstbau edler Sorten ist genug betrieben, weil der Wasserabsatz der Producte bisher zu gering war. Gestade des Weserstroms gehört jede Thonarbeit den Hessen, die z. B. in Allmerode dem Chemiker selbst jenseits des Weltmeers die feuerfesten Ziegel. Hier an den Ufern der Nebenströme faulte noch fast ungenutzt mancher Eichen- und andres Nutzholz. Hier müssen künftig große Seeschiffe als Gaizen zur innern Verzimierung des Ausbaues geschnittenen Holze von Schiffleuten gefertigt, als Fracht des Gerippes nach den Werften der Niederlande geschifft werden. Unter ähnlicher Vorrichtung schwimmen bisher jährlich Werften an der Leda und aus Papenburgs Mooren bedeutende halbe Seeschiffe in die Ems nach Emden und Leerort zum völligen Ausbau hin, auf der wasserarmen Ems möglich ist, das muß auf der wasserreichern Weserlich werden. Schaumburg-Lippe hat am äußersten Gebirgsthale der Weserliche Steinbrüche und Steinkohlenwerke. Beide kann bei bequemem Transport auf der Weser das Land weit mehr als bisher liefern, und die Weser verbrauchen. Auch Lippe-Detmold muß von der verbesserten Weser viel Vortheil beziehen, besonders die domainenreiche Kammer ihr Vieh höher benutzen, und die öde Sennerheide durch Vertheilung zu Familienwaldbesamung des schlechtern Theils, nützlich für sich und die Untertanen wandeln. Wesentlich nützlich dürfte es übrigens dem Weserhandel sein, der §. 49 der Weseracte wegen der Nebenflüsse schon hätte in Ausführung gebracht und dadurch der Weserschiffahrt der Weg ins Innere von Thüringen-Hessen gebahnt werden können; allein das scheint bisher bei allen betheiligten Regierungen, der Localzollsysteme halber, große Schwierigkeiten gefunden zu haben. Nur Hannover sucht die Bestimmungen der Weserschiffahrtsacte, soweit sie anzuwenden können, auf die beiden Nebenflüsse, die Aller und Leine, anzuwenden, möge seiner Verordnung stellt es die Patente für die Beschiessung dieser Flüsse auch für die Weser aus, sowie die Patente der Weserschiffe aus den Uferstaaten auch für die Aller und Leine gültig sind. Der große Plan, die Weser und die Weser mittelst der verlängerten und ausgetieften Lippe mit dem Rhein in Verbindung zu setzen, schreitet zwar langsam, aber desto sicherer vorwärts, und ihm wird Hollands anmaßliches Monopol zum Nachtheil Süddeutschlands nichtet werden. (S. Rheinschiffahrt.) Die Idee, auch die Elbe mit

zu verbinden, mag dann unausgeführt bleiben, da ihre Verwirklichung kein Bedürfnis ist. 73.

Wesley (John), berühmt als erster Stifter der Methodisten (geb. den 17. 1702, gest. den 2. März 1791), war der Sohn eines Geistlichen zu in der engl. Grafschaft Lincoln. Aufrichtige Frömmigkeit hatte ihn während seiner akademischen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, Missionsgeschäfte zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhutern, die Amerika kennen lernte und in Herrnhut selbst besuchte, ihm die Idee zu einer Anstalt, nach dem Muster der Brüdergemeinde, an die Hand gab. Die **Ung der Methodist** (s. d.) ist hauptsächlich sein Werk, und auch in Anhänglichkeit ihrer Lehre der Einfluß seiner Überzeugungen vorherrschend. Es zwischen ihm und Whitefield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, zu Annäherung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der u. d. N. **Wesley** einer Methodistensekte, deren bedeutender Anwachs durch seine vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinden seiner Sekte in den 3 britischen Reichen und oft täglich 3 und 4 Mal. Seine Schriften, poetischen, philologischen, historischen, historischen und theologischen Inhalts (über 100 Bände) sind Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten seiner Zeit. Seine Predigten und kleinere asketischen und historischen Aufsätze erschienen in 38 Bdn. 1772—74 zu Bristol. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes war sanft und fest, ohne Eigennutz, doch nicht ohne Selbstsucht; seine äußere Darstellung, bei schwächlichem, mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. Eine für die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Methodisten sehr wichtige Lebensgeschichte W.'s hat Robert Hall („The life of J. Wesley and the rise and progress of methodism“, 1820, 2 Bde.) herausgegeben (nach d. Engl. von Krummacher, Hamb. 1820, 2 Bde.).

E.

Wesseling (Peter), geb. zu Steinfurt 1692, gest. als Prof. zu Utrecht 1748, nachdem er vorher zu Middelburg und Franeker gelehrt hatte, gehört zu den besten und vielseitigsten Kennern der classischen Sprachen und hat sich um die Kritik der alten Geschichtschreiber unsterbliche Verdienste erworben. Man nennen nur s. Ausg. des Herodot (Amst. 1763, Fol.), des Diodor (1745, 2 Bde., Fol.) und die „Itineraria vet. Rom.“ (Amst. 1735, 4.).

Wessenberg (Ignaz Heinrich von), Freih. v. Ampringen, bis 1827 Bischof des Bisthums Konstanz, erhielt durch das neueste Verfahren des röm. Hofes gegen ihn und sein eignes würdiges Betragen dabei einen noch ausserordentlichen Ruhm, als sein edler Charakter, seine amtlichen Verdienste und literarischen Leistungen ihm schon vorher, auch unter den Nichtkatholiken in Deutschland, bekannt waren. Sein Vater war östreich. Gesandter in Dresden, s. Bruns. verdienstvolle k. k. Staatsminister v. Wessenberg in Wien. Dem alten Ansehen seiner Familie verdankte er schon als Jüngling Domherrnstellen in Hochstiftern, seinen ersten Studien und der Freundschaft Karls von Oettingen Klarheit und Unbefangenheit in s. religiösen Ansichten, seinem eignen lebendigen Frömmigkeit, die ihn zur Verwaltung geistlicher Ämter vorzubereiten machte. Er war zum Domdechant zu Konstanz herangerückt, als im Jahr 1802 zum Generalvicar dieses Bisthums erhob. In diesem bedeutungsvollen Arbeitskreise arbeitete er mit Kraft und Einsicht auf die Verbreitung eines thätigen Christenthums hin. Den Aberglauben durch richtige Erziehung zu verdrängen und durch wahre Erbauung christliche Sittlichkeit in das Gemüth der Gläubigen zu bringen, war sein Zweck. Daher sorgte er unablässig für die Bildung der Geistlichen s. Sprengels, munterte sie zu wissenschaftlicher Thätigkeit an. Siebente Aufl. Bd. XII.

den Studien, literarischen Arbeiten und nützlichen Mittheilungen aus ihrer Erfahrung auf, wozu das seit 1804 von ihm in monatl. Hefen bei Herder in Jena herausgegebene und mit den vorzüglichsten Aufsätzen derselben ausgestattete „Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Konstanz“ ein wirksames Hülfsmittel wurde. Er suchte dabei der deutschen Sprache in der kirchlichen Liturgie den ihr unter Deutschen gebührenden Einfluß zu verschaffen, den deutschen Kirchengesang einzuführen, die Seelsorge fruchtbarer zu machen, durch gemilderte Fastenmandate das Volk zu überzeugen, daß es christliche Laster und Sünden als Eier, Butter und Fleisch zu meiden. Auch warf er bei Ertheilung von Dispensationen, welche die römische Curie sonst in ihren Geschäftsreis zu ziehen pflegt, nur nach den Anweisungen seines Bischofs (Dalberg) und der durch die Umstände gebotenen Billigkeit. Im Einverständnisse mit der Regierung des Cantons Luzern, welcher bis 1815 unter dem Bisthum Konstanz gehörte, ging er schon 1806 an die Ausführung des Plans zur Aufhebung einiger Klöster, zur Gründung eines Priesterhauses und einer Schule für junge Geistliche und einer großen Armenanstalt. Überdies konnte er trotz der damaligen Schwäche des römischen Einflusses es um so eher wagen, den Theil des konstanzer Kirchensprengels standhaft gegen die Eingriffe der Nunciatur zu Luzern zu schützen, je ungesetzlicher diese Anmaßungen waren. Die Behörde hatte ihn daher schon längst unter den Verdächtigen bezeichnet, als Dalberg ihn 1814, mit Zustimmung des Großherzogs von Baden, zum Coadjutor oder Nachfolger in seinem Bisthum Konstanz ernannte. Unter den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen verweigerte die römische Curie ihm die Bestätigung, und nach Dalberg's Tode die Capitularen von Konstanz ihn zum Bisthumsverweser zu ernennen, befahl ihnen der Papst sogleich, durch ein Breve vom 15. März 1815 Subject zu wählen, das in besserem Rufe stünde. Ungenannte römische Freunde der Finsterniß hatten der römischen Curie diesen Vorwand an die Hand gegeben, dem die Stimme aller verständigen Katholiken in Deutschland widersteht, derheit das Zeugniß der konstanzer Geistlichkeit laut widerspricht. Sie that diesen Schritt mehr als ihr zukam, weil ein Capitularvicar der kanonischen Bestätigung des Papstes nicht bedarf, und diese einem Coadjutor auf unentschiedenen Beschuldigungen hin nicht verweigert werden kann. Außerdem bestimmten die Verträge der deutschen Fürsten mit dem Papste, daß jeder bei Letztem sich vor abgeordneten Richtern seiner Nation in Deutschland vertheidigen könne. Auch dies wurde dem edeln W. verweigert und die unbedingte Niederlegung des Amtes von ihm gefordert. Er reiste daher noch in demselben Jahre nach Rom, um sich persönlich zu rechtfertigen. Die schöne Frucht dieser Reise war 1818 ein Buch dichte u. d. T.: „Blüthen aus Italien“, welche den schon früher durch religiöse Gedichte und f. größere epische Dichtung „Fénélon“ (1812) bekannten guten Ruf seiner zarten, sinnvollen und frommen Muse aufs neue befestigten. Seinen Hauptzweck aber hatte W. in Rom nicht erreicht. Die Erwiderung des Cardinal-Staatssecretairs Consalvi auf f. Vertheidigungsschriften enthielt als eine Menge theils wahrheitswidriger Beschuldigungen, theils ungerichteter Vorwürfe, welche W.'s verdienstliche Leistungen zum Verbrechen machten, und ihn stets mit dem Ansinnen einer unbedingten Verzichtleistung auf f. Amt bedrohten. Diese jeden Rechtsweg abschneidende Willkür sah er sich genöthigt, der römischen Curie endlich zu erklären, daß er auf der Linie seiner Verpflichtungen gegen die Landesherren, das Bisthum Konstanz und Deutschland stillstehen müsse, und er seine persönlichen Gesinnungen gegen das Oberhaupt der kathol. Kirche ausgesprochen habe. In dieser männlichen und gesetzmäßigen Haltung gegen die römische Curie bestärkte ihn der Beifall seines Großherzogs, der sich Willens war, den Generalvicar v. W. in der Ausübung seines Amtes ferner zu erhalten.

und damit den Befehl an ihn verband, sich durch Nichts, was sich nicht klares Recht der Kirchensatzungen und festgegründete Observanz über alle erhaben habe, in seinem Amte stören und beschränken zu lassen. Zugleich hat der Großherzog diese Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deklariert und brachte die unter seiner Autorität 1818 zu Karlsruhe mit officiellen Actenstücken herausgegebene Denkschrift „über das neueste Verfahren der Curie gegen den Bisthumsverweser v. Wessenberg ic.“ an den Bundescongr. Frankfurt. Über s. Streitigkeiten mit der römischen Curie vergl. „Ausführl. Gutachten über das Verfahren des röm. Hofes in der Angelegenheit der Konstanzer Bisthumsverwaltung des v. Wessenberg ic.“, von J. L. Koch. Eine Beurtheilung der wichtigsten für und wider W. erschienenen Schriften enthält „Herzogth. VI. Endlich ward in Folge des Concordats mit dem Papste 1827 das Bisthum Konstanz aufgelöst und ein erzbischöflicher Sitz zu Freiburg errichtet. W. verlor W. seine Stelle als Verweser. — In der Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden zeichnete sich W. unter den Mitgliedern der Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkart aus. Man besitzt auch eine treffliche Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland („Die Unterbildung des Volks ic.“, Zürich 1814), bis jetzt das vorzüglichste Buch über diesen Gegenstand, sowie einige wohlaufgenommene kleine asketische Schriften: „Die Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers“ (1820); „Jesus, der Kinderfreund“ (1820); „Die Auferstehung unsers Herrn, Betrachtung an seinem Grabe“ (1821), und „Johannes, der Vorläufer unsers Herrn und Erlösers“ (1821). Noch hat er herausgeg. 2 Sammlungen s. Gedichte („Neue Gedichte“, Konstanz 1827) und „Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des Sinnes“ (2 Bde., Konstanz 1826—27), ein Buch, in welchem er den Zusammenhang der schönen Bildeskunst mit dem Christenthume historisch und kritisch betrachtet.

E.

West (Benjamin), berühmter Maler, geb. 1738 in Pennsylvanien, wohin er einer alten engl. Familie abstammenden Vorfahren wegen ihrer Anhänglichkeit an die Lehre der Quäker 1699 gewandert waren. Es ist kaum begreiflich, wie eine Gemeinde, die meist mit Ackerbau sich beschäftigt zu haben scheint, die Lage von allen feinen Genüssen des geselligen Lebens abgeschnitten war, als einen ihrer Grundsätze annahm, daß alle Lebensbeschäftigungen, die keine unmittelbare Beziehung auf Nutzen, auf Befriedigung menschlicher Leidenschaften haben, nicht nur unnütz, sondern selbst sündhaft sind, ein Künstler erwarb, der bloß durch eigne Geistesanlagen zu bedeutender Höhe sich erhob, nachdem er eine kurze Zeit der Betrachtung der großen Meisterwerke, die Staatsarbeit, gewidmet hatte, sich einen Rang unter s. Zeitgenossen erwarb. In der Jugend, ehe er irgend ein Kunstwerk gesehen hatte, machte er s. ersten Versuch, die Kunst zu erlernen, wie es scheint, alle s. Mußestunden der Kunst, bis er nach und nach die Empfehlungen seiner Freunde, die ihre Bedenklichkeiten überwand, den Beifall, den er sich als Portraitmaler erwarb, dahin kam, die Kunst der Malerei auszuüben. 1760 kam er nach Rom, wohin er Empfehlungen an angesehenen Männer mitbrachte, welchen der Umstand, daß ein Quäker aus Amerika die Kunst in ihrer Hauptstadt studiren wollte, etwas Neues war. Man war neugierig, den Eindruck zu beobachten, den die Kunstwerke auf ihn machten. Zug von beinahe 30 Kutschen enthielt eine angesehenere Gesellschaft, die dem Amerikaner die Meisterstücke der Kunst zeigen wollte. Mit dem Apollon sollte der Anfang gemacht werden. Die Bildsäule stand zu jener Zeit in einem Behältnisse, dessen Thüren sich so öffneten, daß man sogleich die vortheilhafteste Ansicht des Bildes hatte. W. ward auf den günstigsten Standpunkt gesetzt und die übrigen standen zu beiden Seiten. Als der Aufseher die Thüren öff-

nete, wurde der Künstler von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen und rief aus: „Mein Gott, wie ähnlich einem jungen Mohawkkrieger!“ Nicht wenig überrascht von diesem Ausrufe, fragte man ihn, worin er die Ähnlichkeit finde, und er beschrieb die Erziehung der Mohawkindianer, ihre Gewandtheit im Bogenschießen, die wundernswürdige Schnellkraft ihrer Glieder, und wie sehr ihre Regsamkeit Brust ausdehne und ihr schnelles Athmen im Laufe die Nasenflügel erweitere, ihnen jenes anscheinende Bewußtsein der Kraft mittheile, das im Apollo so edel gedrückt ist. Als er sich 3 Jahre in Rom und andern Städten Italiens aufgehalten hatte, wollte er, vor s. Rückkehr nach Amerika, England besuchen, wo er ankam. Er war so glücklich, Empfehlungen an ausgezeichnete Männer zu erhalten, u. A. an Reynolds (s. d.) und an den berühmten Landschaftmaler W. Um die Zeit, als W. nach England kam, war eine neue Morgenröthe für die Kunst angebrochen, die durch die Talente von Reynolds, Gainsborough, &c. heraufgeführt wurde. Die Gesellschaft für die Ermunterung der Künste, Manufakturen und des Handels veranstaltete jährliche Ausstellungen von Gemälden und Zeichnungen zu Preisbewerbungen. Die ausgebildeten Künstler bildeten einen Verein zur Ausstellung ihrer Werke, der 1765 u. d. N. The incorporated Society of Artists vom Könige bestätigt wurde. W. schickte gleich nach seiner Ankunft in England der Gesellschaft 3 Bilder zur Ausstellung, die so viel Beifall fanden, daß man ihn zu einem der Oberbeamten des Vereins ernannte. Seine Gönner ermunterten ihn durch freigebige Bestellungen, Niemand aber war thätiger für ihn als der Earl of York, dessen Bemühungen es gelang, den König auf W.'s Gemälde, die Pyrena mit der Asche des Germanicus landend, aufmerksam zu machen. Dies führte zu einer Verbindung mit dem Könige, die für W. selbst, wie für die Kunst in England, die wohlthätigsten Folgen hatte. Die erste war die Stiftung der königl. Akademie. Der oben erwähnte Künstlerverein bestand größtentheils aus jungen Menschen, und in der Verwaltung desselben fanden so engherzige Rücksichten statt, daß Reynolds, W. und mehrere andre ausgezeichnete Mitglieder sich trennten. Sie entwarfen den Plan zu der Akademie, die 1768 vom Könige bestätigt wurde und von dem Ertrage der jährl. Kunstausstellungen erhalten werden sollte, wozu der König nur in den ersten Jahren einen Zuschuß zu geben befohl. Von dieser Zeit an nahmen die Künste einen höhern Aufschwung; die Theilnahme des Publicums wurde durch die Ausstellungen rege erhalten, und der Stolz des Königs, dem sie auch ihren prächtigen Sitz in Somersethouse verdankte, gab ihnen Ansehen, das die eignen Verdienste ihrer Mitglieder allein ihr nicht würden haben. Diese Begünstigungen waren jedoch keineswegs hinreichend, der britischen Malerei in England einen Boden zu gewinnen, wo Porträtmalerei der einzige Kunstzweig war, der Aufmunterung fand, und die Bemühungen der Akademie, durch welche die neue Akademie unterstützt wurde, konnten, ohne wirksamen Stand der Regierung, dem Volksgeschmacke nicht eine höhere Richtung geben. Selbst der Einfluß des Königs war nicht bedeutend, und die Begünstigung, die von ihm erhielt, war, bei aller Freigebigkeit, mehr die Folge einer persönlichen Vorliebe gegen den Künstler als das Ergebnis höherer Kunstansichten. Kleinliche Urtheile traten dem freien Streben der Künstler auf andre Weise in den Weg. Auch W. erfuhr, als er schon 1766, in Verbindung mit Reynolds und andern ausgezeichneten Malern, dem Dechant der Paulskirche den Antrag machte, für die sprünglich von Christoph Wren (s. d.) zu Gemälden bestimmten Wandflächen entgeltlich Bilder zu malen, um auf diese Weise die der Verbreitung des Kunstschmacks so förderliche Sitte, Kirchen mit Gemälden zu zieren, allmählig einzuführen. Der Dechant und das Capitel nahmen den Antrag an, aber der Bischof von London war engherzig genug, durch seinen Widerspruch den schönen Entschluß zu vereiteln. Der König beschäftigte darauf W.'s Talente gegen 20 Jahre lang.

honorierung des Schlosses Windsor, wo man im Audienzzimmer 6 Gemälde der Geschichte Eduards III. auszeichnet. Er nahm so lebhaften Antheil an der Führung dieser Entwürfe, daß er ein Kunstfreund wurde, und hegte die Absicht, Privatchapelle im Schlosse durch Gemälde aus der biblischen Geschichte verzieren zu lassen, da er glaubte, der duldsame Geist des Zeitalters sei einer solchen Ausübung der Kirchen günstig. In seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit aber beschränkte er sich vorher mit einigen angesehenen Geistlichen der bischöflichen Kirche, welchen er seine Entwürfe vorlegte, und erklärte der Versammlung, er selber halte diese Auszierungen der Kirchen für etwas Unschuldiges, werde aber von dem Gedanken abgehalten, wenn man glaube, daß er, als Haupt der engl. Kirche, verbunden sei, der Verhütung von Bildern in Kirchen vorzubeugen. Die Geistlichen fanden nichts Falsches darin, und der König gab W. den Auftrag, die Arbeit anzufangen, worauf der Baumeister Wyatt mußte den Riß zur Capelle entwerfen. W. war bis zum Jahre 1801 thätig, wo Wyatt ihm auf höhern Auftrage meldete, daß mit der Ausführung der Gemälde für die Capelle bis auf weitem Befehl innegehalten werden sollte. Die Weisung kam, wie W. späterhin erfuhr, von der Königin. Der König, höchst empfindlich über diese Behandlung, beklagte sich in einem Briefe an den König, der zu jener Zeit wieder einen Anfall von Geisteskrankheit hatte. Als der König später in Windsor sah, wußte dieser weder von des Baumeisters Aufgabe, noch von W.'s Briefe etwas und gab dem Künstler den Auftrag, mit der Arbeit fortzufahren. W. sah seitdem den König nicht wieder, fuhr aber fort, die Gemälde zu arbeiten, und bezog die ihm angewiesene Besoldung von 1000 £ jährlich, bis zu dem völligen Ausbruche der Gemüthskrankheit des Königs, worauf er ihm, als er seinen Gehalt erheben wollte, ohne Weiteres meldete, die Zahlung werde aufhören und die Einrichtung der Capelle nicht stattfinden. W. verzichtete auf weitere Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, sondern suchte die Entschädigung für seinen Verlust bei dem Publicum zu suchen. Früher schon hatte er sich von der Akademie, deren Präsident er eine Zeitlang war, zurückgezogen und dagegen thätigen Antheil an der Stiftung der 1805 unter des verstorbenen Königs Schutze gegründeten British Institution genommen, welche für die Beförderung der Künste in England so wohlthätig geworden ist, da sie durch ihre Ausstellungen ausgezeichneten Kunstwerken einen Markt eröffnete. Er wurde für die Einrichtung einer solchen Anstalt begeistert, als er 1802 in Paris Napoleons großartige Entwürfe kennen lernte und die Galerie im Louvre bewunderte. Fox war zugleich mit W. dathat, auf welche Weise die Beförderung der Künste, selbst hinsichtlich des Handels, für England von der größten Wichtigkeit sei. Der Staatsmann wurde ihm aufmerksam zu und sagte mit dem Tone des Bedauerns: „Ich bin von früh an in der Wiege der Politik geschaukelt worden, und habe bis jetzt den Vortheil gesehen, die Künste, selbst in politischer Hinsicht, dem Wohlstande und dem Ruhme des Landes bringen können, nie so lebhaft erkannt. Ich gebe Ihnen mein Wort, es ist jetzt in meiner Macht stehen sollte, unsere Regierung zur Beförderung der Künste zu bewegen, so werde ich unserer heutigen Unterredung gedenken“. Gleich nach W.'s Rückkehr ward der Entwurf zu dem neuen Vereine gemacht, der durch die Unterstützung wohlhabender Kunstfreunde und durch den Ertrag von Ausstellungen unterstützt werden sollte. Als Fox nach Pitt's Tode aus Ruher kam, erinnerte er sich an seine früheren Versprechungen, aber sein Tod vereitelte seine Absichten. In W.'s Zeit lag besonders auch die Stiftung einer Nationalgalerie von Gemälden, und zu jener Zeit die Shakspearegalerie zum Verkaufe ausgesetzt ward, kaufte der Verein der Kunstfreunde das Gebäude zu jenem Zwecke. Der Minister Percival war W.'s Vorstellungen mit abstoßender Kälte auf, da er sowol die Bemühungen des Vereins als die Gründe, wodurch man den Anspruch der Künste auf Unterstützung von Seiten des Staates darzuthun suchte, für Schwärmereien hielt, und

als er später (1812) durch äußere Einflüsse für den Entwurf gewonnen war, für unter der Hand eines Mörders. Die Institution blieb bloß Privatunternehmen und erhielt weder Unterstützung noch Schutz vom Staate. W. hat unstreitig weit mehr durch die Beförderung dieser Anstalt und der Kunstakademie als durch seine eigenen Werke zur Beförderung der Kunst in England gewirkt. Es fehlte ihm an jener ausgezeichneten Geisteskraft und jenem kühnen Schöpfergeiste, die den großen Künstler bilden. Er kannte die Regeln, und seine Composition und Gruppierung immer wissenschaftlich. Seine Zeichnung hat das Verdienst der Richtigkeit, sein Colorit ist nicht harmonisch und verräth offenbar wenig Studium. Er ist rasch nie durch Originalität des Gedankens, durch kräftiges Gefühl, und es ihm jene Kraft des Charakters und Ausdrucks, die einem Werke das Gepräge des Genies gibt. Mit den ital. Meistern verglichen, würde man ihn zur mechanischen Schule des Pietro von Cortona rechnen müssen, der noch über ihm steht. Als im Anfange der Regentschaft des jetzigen Königs seinen Gehalt verlor, vollendete er mehrere große Gemälde, obgleich er bereits 70. Jahr erreicht hatte und eine Abnahme seiner Geisteskräfte sichtbar wurde. Diese Werke stehen weit unter den Zeugnissen seines kräftigern Mannesalters, und haben wol mehr durch ihre ungewöhnlichen Maßverhältnisse als durch ihren Werth den Beifall des Publicum erworben, der ihn für die erlittenen Verluste reichlich entschädigte. Die bedeutendsten Werke, die er in dieser Zeit ausstellte, waren: Christus, die Kranken und Leidende im Tempel heilend (von der Britischen Institution für 5000 Pf. gekauft) und Tob auf dem fahlen Pferde. Sie erwarben ihm mehr öffentlichen Beifall als sein König Lear, den er für die Shakspearegalerie malte, und Paulus auf der Melite, die Natter von der Hand schüttelnd (in der Capelle des Hospitals zu Manchester); ein Bild, das hinsichtlich der Erfindung, Gruppierung, Anordnung der Figuren und Vertheilung des Hellbunkels zu den vorzüglichsten Werken der engl. Schule gehört). W. starb im 83. Jahre zu London 1820 und hinterließ eine kleine Sammlung von Gemälden, die nach seinem Tode verkauft wurden. — Schönlank's „Life and studies of B. West“ (London 1816 und 1820).

Westenrieder (Lorenz v.), Geh. geistl. Rath, bairischer Geschichtschreiber, geb. den 1. Aug. 1754 zu München, wo er das Gymnasium und Lyceum besuchte, ward erst Weltpriester, dann nach Aufhebung der Jesuiten 1773 Prof. der Philosophie in Landsbut, und im folg. J. Prof. der Rhetorik zu München. Seine „Erläuterungen über die Ursachen des geringen Nutzens, den man in Schulen aus der Lektüre der alten classischen Autoren erhält“ erschienen 1774 ohne f. Namen, wurde aber in der „Allgem. deutschen Bibliothek“ (35. Bd., 1. Stück, 1778) sehr gelobt und wurde sich in f. „Reden und Abhandlungen“ (München 1779). In höherm Alter schrieb er 1775 eine „Allgemeine Erdbeschreibung für die 5 Gymnasialschulen“, 3 Bdn., 1776 eine „Allgemeine Erdbeschreibung für die kurbairischen Schulen“, in 2 Bdn., nebst einer „Beschreibung des Weltgebäudes“. Beide Scherzwerke erwarben ihm Achtung und Zutrauen. Für die Akademie schrieb er eine „Abhandlung über den Werth, welchen die Griechen und Römer in öffentliche Denkmäler in religiöse und bürgerliche Feierlichkeit gesetzt und wozu sie selbe benutzten“, 1776. Zu gleicher Zeit verfertigte er ein heroisches Drama: „Mark Aurel“, dem er 1774 ein Lustspiel: „Die beiden Candidaten“, herausgegeben hatte. Fürzte die verwitwete Kurfürstin selbst für das Hoftheater ab, jenes rührte den Max. Joseph, welcher der Vorstellung im Schulhause beiwohnte, so sehr, daß er den Verf. nach der Vorstellung zu sehen wünschte. Hierauf erschien 1777 f. „Vorträge in die schönen Wissenschaften“, 1. Thl. Von jetzt an widmete er sich mehr der vaterländischen Geschichte, nachdem er 1776 Büchercensurrath, 1777 Mitglied der münchner Akademie der Wissenschaften geworden, und es erschien 1779 „Bairische Beiträge zur schönen und nützlichen Literatur“ von 1779—81.

erweitert „Leben des guten Jünglings Engelhof“, 2 Bde., 1782; „Der in 3 Nächten“, 1782; außerdem „Beschreibung der Haupt- und Residenz-München“, 1782. Als Fortsetzung der „Bairischen Beiträge“ erschienen „Jahrbuch der Menschengeschichte in Baiern“, 2 Bde. Auf dieses folgte „Beschreibung des Würm- oder Starenbergersees und der umliegenden u. s. w.“, „Erdbeschreibung der bayerisch-pfälzischen Staaten, sammt eingleitung in die allgemeine Erdbeschreibung“; 1785 die dazu gehörige „Geschichte von Baiern für die Jugend und das Volk“, 2 Bde., auf Befehl des Kurf. Theodor geschrieben. Ein Auszug daraus: „Geschichte von Baiern, zum Gebrauche des gemeinen Bürgers und der bürgerlichen Schulen“, erschien 1786. Im Jahre ward W. kurf. Wirkl. geistlicher Rath und bald darauf Local-Commissair. Mit 1787 begann er die Reihe s. „Bairischen historischen Calender“, in welcher auch die Lebensbeschreibungen der deutschen Kaiser vorkommen, mit der „Beiträge zur vaterländ. Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft“ (bis jetzt über 10 Bde.). 1798 erschien s. „Abriss der deutschen Geschichte und der bairischen Geschichte“, 2 Bde. Außer s. akademischen Reden und Vorträgen lieferte er auch 1782—83 zu den „Pfalzbairischen Beiträgen“ Beiträge. 1807 gab er auch eine „Geschichte der bairischen Akademie der Wissenschaften“ heraus (1. Thl. von 1759—77, 2. Thl. von 1778—1800). Nachdem er besändiger Secretair, 1799 Director der Bücherzensurcommission, 1800 kurf. Rath und Domcapitular von München, bald darauf Scholasticus und Hofkammer-Rath worden, blieb er 1808 bei der neuen Organisation der k. Akademie Mitglied, wurde Director der historischen Classe mit Verleihung des k. bair. Civilverdienstes, und 1813 trat er mit den übrigen Rittern in den Adelsstand.

Westermald ist ein Gebirge in dem preuß. Regierungsbezirke Koblenz und Herzogthume Nassau, welches sich von der Stadt Montabaur an, zwischen den befindlichen Quellen der Dill, Sieg und Lahn, bis an die vormalig zum Herzogthum Hessen gehörige Grafschaft Witgenstein erstreckt, und mit dem Rothhaargebirge und dem sogen. sauerländischen Gebirge in Verbindung steht. Das Urgebirge desselben besteht aus Basalt und Lava, und das Gebirge aus Kalkstein, Grauwacke und Thonschiefer. Die höchste Gegend des Westermaldes ist bei Neuburg und Salzkirch im Dillenburgerischen, wo sich der salzkirch. Kopf 2600 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Einer der höchsten Felsen ist der Felsenstein, von welchem man eine weite Aussicht bis in die Wetterau und den Westerwald hat. Man zieht auf dem Westermalde viel Flachs, treibt starke Viehzucht und versieht die nahen Gegenden mit Flachs, Heu und Butter. Außerdem findet man Eisen, Kupfer, treffliche Bausteine, guten Walker- und Pfeifenthon, und es liegt eine solche Menge von Braunkohlen, daß hier in der Erde Baum anzuwachsen scheint.

Westfalen wurde im Mittelalter alles Land genannt, das sich zwischen Rhein und Ems erstreckt, dagegen das Land zwischen der Elbe und Weser unter dem Namen Ostfalen führte. Letzterer Name ging im Laufe der Zeit unter; er theilte sich und ging in der Folge theils auf den westfälischen Kreis, theils auf das Land ober das Herzogthum Engern über. — 1) Das Herzogthum Westfalen. Es machte in der Vorzeit einen Theil des großen Herzogthums Sachsen aus, und hieß damals Sauerland: ein Name, der sich noch jetzt im Munde der alten Mannes erhält und sich auch auf einen Theil der ehemaligen Grafschaft Mark erstreckt. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Verbannung wurde, riß das Erzstift Köln dieses Land an sich, und erhielt es vom Papste unter dem Namen Westfalen zu Lehn, worauf dieser Name auf das Land Westfalen überging. Köln behielt dasselbe bis zur Auflösung des Erzstiftes 1802, worauf es durch den Deputationsrecess in die Entschädigungsschale des Hauses Hessen-Darm-

stadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten, und nun preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, verbunden ward. hielt damals 72 □ M. mit 134,715 Einw. in 18 Ämtern, 25 Städten Marktfl. und Dörfern. — 2) Der westfälische Kreis begriff nicht Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch ansehnliche Landesbeiseits des Rheins, aber das eigentliche Herzogthum Westfalen ward, als Zub Köln, zum kurheinischen Kreise gerechnet. Seiner am Rheine gelegenen rungen wegen führte er kanzeimäßig auch den Namen des niederrheinischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des vormaligen deutschen, und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Korvey, die Herzoge von Jülich, Cleve, Berg und Brandenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Hoya, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Tecklenburg, Steinfurt, Rittberg und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften. 3) Das Königreich Westfalen. Der Friede zu Tilsit hatte Napoleon Herrn aller preuß. Staaten bis zur Elbe gemacht, sowie er die Länder der Provinzen von Hessen und Hanover und des Herzogs von Braunschweig besitz sich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in seiner Absicht Grenzen des Kaiserreiches über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm da ein Theil dieser Länder einen Filialstaat seines Reiches zu bilden, und so das Königreich Westfalen, welches mit den sämtlichen braunschweig-wolfenbüttelschen, den kurhessischen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Kassel mit den preuß. Provinzen Magdeburg und Altmark diesseits der Elbe, Hildesheim mit Göttingen, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld, Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Bernigerode, Paderborn und Ravensberg, den hanoverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen, Hohnstein und Elbingerode, und Osnabrück, dem nassau-oranischen Fürstenthum Korvey und der Grafschaft Rittberg ausgestattet wurde. Sein Flächeninhalt betrug 692 $\frac{1}{10}$ □ M., die Volksmenge 1,946,343. Der 15. Nov. 1807 war die Krönungstag des jungen Staates. Napoleon gab ihm in seinem Bruder Jerome einen 24jährigen Jüngling, seinen ersten Beherrscher, und eine Verfassung, die zwar ganz der französischen nachgebildet und alle alte Formen über den Haufen, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man auf sie gestützt hätte. Hieronymus erschien am 7. Dec. in seiner Residenz und trat die Regierung des Reiches, aber leider nicht als König, sondern, nur zu bald kennen lernte, gleichsam als bloßer franz. Präfect an. Die Verfassung des neuen Königreichs war Nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgefogen und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß Kaiser sich zur Belohnung seiner Krieger die Hälfte aller Domainen vorbehalten hatte, die Westfalen nicht allein belästigten, sondern auch besolden und kleideten, und daß außerdem noch die bedeutenden Reste der den einzelnen Provinzen gelegten Kriegsteuer an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, da alle Cassen leer waren, Alles neu geschaffen und überdies eine Armee aufgestellt werden sollte. Es war ein Glück für das Land, daß gleich anfangs an der Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westfalens traten und Gewicht genug hatten, um den jungen, unerfahrenen Monarchen zu leiten. Trotz der ungeheuren Kosten, welche die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermesslichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande, die nöthige Einrichtung treffen und in kurzer Zeit ein Heer von 16,000 Mann

Die neuen Formen, die in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Verfassung, den die franz. Gesetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihr bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran, und das Schicksal selbst erträglicher als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren nicht unerschwinglich, und gleicher vertheilt als je zuvor. Die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtigkeiten, die sie bald kennen und würdigen lernte. So verschwanden nach und nach die Unruhen und die Regierung gewann Festigkeit und Sicherheit. Der prachtliebe und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen Nichts, wenig seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als franz. Prinz eine Pracht zu verzeihen hatte; es konnte daher der Nation gleich sein, wie er das Reich schmückte, und es mußte ihr sogar lieb sein, daß er solche im Lande ließ, die Geld in Umlauf brachte. Übrigens konnte er, durch die Verfassung gebunden, Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun als in seinen Kräften war, nicht zu verkennen. Die ersten Zeiten seiner Regierung gingen auch glücklich hin. Aber 1809 entstanden, durch den östr. Krieg mit Frankreich, innere Unruhen; auf der östl. Seite des Reiches brachen unter Schill's Feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe ein, im Süden brach ein Bauernaufstand aus, und selbst die Residenz wurde nur durch ein Geringes geschützt. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maßregeln und zur Weiterbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgespenst zwischen den Thron und das Volk trat. Der König sah sich auf die Vorstellungen Frankreichs, sein Militair unverhältnißmäßig zu vermehren und es bis auf mehr als 100,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conscription äußerst lästig und verursachte große Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister als die zum zweiten und dritten berufenen Reichsstände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verwerflichen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domainen, wobei vielleicht etwas zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsausgaben Zuflucht; aber Alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Uebel wurde nur zu sehr größer. Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen durch einen Ersatz zu erhalten, daß 1810 das ganze Hannoverische damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andre Veranlassung Kaiser's den größten Theil desselben wieder nahm, und selbst von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und dem großen Kaiserreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maßregeln persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, die harten Continentalgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange seines Reiches zur Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Westfalen nicht anders als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde und die Domainen dem Handel wenige Hindernisse in den Weg legten. Im Jahr 1812 führte der König sein Heer nach Polen, er selbst mußte zwar früher das Reich verlassen und in sein Land zurückkehren, aber das schöne, mehr als 24,000 Mann starke Heer fand mit dem französischen seinen Untergang jenseits des Niemen, und die unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde ein neues Heer organisirt, und 12,000 Westfalen begleiteten den Kaiser nach Sachsen, aber gleich nach den ersten Unfällen, die ihn in Schlesien angingen, wurden 2 Cavalerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor dem Ausbruch von Leipzig vertrieb Czernitscheff den König aus seiner Residenz und zog 2 Infanterie- und 2 Cavalerieregimenter vor den Thoren von Kassel auf, nahm die Stadt, jedoch nur auf 3 Tage, Kassel in Besitz. Nach seinem Abzuge kam zwar ein Theil des Heeres in Begleitung eines franz. Truppencorps dahin zurück, aber nur, um da-

selbst die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann Residenz und sein Land auf immer zu verlassen, nachdem er vorher noch Alles sich in den Schlössern befand, und selbst einen Theil der Schätze des Museums wegführen lassen. 2 Tage nach s. Abzuge trafen die Russen zu Kassel wieder und in wenigen Tagen waren fast in dem ganzen Königreiche die alten Regier. wieder eingesetzt. Das am 15. Nov. 1807 gegründete Königreich war am 20. 1813 nicht mehr. — 4) Die Provinz Westfalen. Sie ward 1815 gegründet, besteht aus den Provinzen, die Preußen in dem ehemaligen westfälischen Reich besitzt, mit Ausnahme der Herzogthümer Kleve und Berg und der Abteien Werden, und grenzt an die Niederlande, Hanover, Braunschweig, beide Kurhessen, Waldeck, Großherzogthum Hessen, Nassau, Niederrhein und Kleve-Berg. Der östliche und südliche Theil, durch welchen sich der teut. Wald, das Wesergebirge mit der westfälischen Pforte und die sauerländischen Berge ziehen, schließt jedoch auch fruchtbare Ebenen, z. B. das Sinfeld, die und warburger Börde ein. In dem nördlichen und nordwestlichen Theile finden dagegen viele beträchtliche Haide Strecken. Das Klima ist gemäßigt, rauh in den Bergsgegenden des Sauerlandes. Die Weser, Ems, Lippe und Ruhr sind die wichtigsten Flüsse, alle schiffbar. Die Erzeugnisse bestehen in den gewöhnlichen Thieren, Getreide, auch Buchweizen, vielem Flachs, Kartoffeln, Waldung, lein Eisen, Kupfer, Galmei, Blei, Steinkohlen, Salz, Mineralwasser. Der Ackerbau verschafft nicht den hinreichenden Bedarf. Die Gewerbe sind in den Gegenden sehr wichtig und beschäftigen sich vorzüglich mit der Veredlung des Leins, indem man sowohl sehr feine Leinwand, als besonders gröbere, Leinwand genannt, verfertigt, ferner mit Betreibung sehr vieler Eisen- und Stahl- und Fabricirung mannigfaltiger Eisen- und Stahlwaaren. Auch gehen in den nördlichen Gegenden viele Einw. nach den Niederlanden zum Torfstechen und Unterstützung bei der Ernte. Die ganze Prov. enthält 367 QM. und mit der Militair 1,096,000 Einw., theils Katholiken, theils Protestanten, besonders Rheinländer. Sie zerfällt in 3 Regierungsbezirke, Münster, Minden und Bielefeld, deren Hauptstädten gl. N. — Der von Wigand und dem Domcapitular Münster gestiftete Verein für Gesch. und Alterthumskunde Westfalens gibt (Hamm 1841) „Archiv für Gesch. und Alterthumskunde“ heraus.

Westfälische Domainenkäufer, s. Domainenkäufer u. Käufer (Philipp Wilhelm, D.).

Westfälischer Friede wird der 1648 in Münster und Osnabrück (im westfälischen Kreise lagen) geschlossene Friede genannt, durch welchen der 30-jährige Krieg geendigt, die Ruhe für Deutschland hergestellt und ein neues polit. System in Europa begründet wurde. Er war daher die Grundlage aller Friedensschlüsse bis zur franz. Revolution, und ward insbesondere in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. Der Friede, das Werk des Grafen Trautmannsdorf (s. d.), kam erst nach langen Vorbereitungen zu Stande. Deutschland war erschöpft und Österreich von Erbfeinden bedroht, daher zeigte der Kaiser Ferdinand III. friedliche Gesinnung, aber auch die geheime Absicht, mit Frankreich und Schweden für sich allein den Beitritt des deutschen Reiches, Frieden zu schließen. Es wurden schon zu Osnabrück zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, welche besonders den Ort und die Bedingungen der Conferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen aber erst in Osnabrück an, und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserl., reichsständischen und schwed. Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern europäischen Mächten, jedoch immer in gewisser Verbindung unter einander, und so, daß die in beiden Orten angenommenen Artikel für einen Tractat gehalten werden,

ne den andern Frieden schließen sollte, betrieben.*) Frankreichs Bevollmächtigte waren der Duc de Longueville, d'Noaur und Servien. Mazarin gab ihnen ihre Verhaltensregeln. Schwedischer Seits unterhandelte Justina (der Sohn des Kanzlers) und Salvius, welche auch den Tractat in lateinischer Sprache unterzeichneten. Die kaiserl. Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Nassau, der Graf v. Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; im letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werkes der Graf Mari-Trautmannsdorf. Unter den spanischen Bevollmächtigten wurden Sandoz und Brun für die geschicktesten gehalten. Die Generalstaaten schickten 8 Bevollmächtigte; die Eidgenossenschaft den wackern Bürgermeister von Basel, Joh. Bessin. Unter den protestant. Gesandten zeichneten sich der braunschweigische Lampadius, und der württembergische, Joh. Konr. Barnbühler, aus. Der spanische Gesandte, Contareno, und der päpstl., Fabio Chigi (nachher Papst Clemens VII), traten als Vermittler auf. Adam Adamy, der Gesandte des Fürstenthums Norvege, war der Geschichtschreiber des Congresses. Rang- und Titelstreitigkeiten hielten die Eröffnung des Doppelcongresses lange hin. Die fürstlichen Gesandten wollten gleich den kurfürstlichen den Titel Excellenz haben; daher der hamburgische Gesandte einst vor Ungeduld ausrief: „Wir könnten wol etwas mit einander ausrichten, wenn nur die gottlose Excellenz nicht wäre!“ Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt. Der schwedische General Torstenaus besiegte am 1. Febr. 1645 in die kaiserl. Erbländer ein und erfocht am 24. Febr. einen Sieg bei Jankowiz. Der letzte kriegerische Auftritt fand da statt, wo der Kampf am 1. Febr. 1648 bei Prag. Königsberg eroberte (15. Juli 1648) die südliche Seite dieser Stadt. Dies gab den langen schwierigen Unterhandlungen ein Ende, und der Friede ward d. 24. Oct. 1648 zu Münster, wohin kurz vorher die Bevollmächtigten von Snabrück, welche früher zum Schluß gekommen, sich begeben hatten, völlig abgeschlossen. Durch ihn wurde die Staatsverfassung Deutschlands auf einen festen Fuß gesetzt; die Landeshoheit der Reichsstände ward anerkannt. Sie erhielten das Recht der Bündnisse unabhängig mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich; auch sollten die bisher vom Kaiser so häufig verhängten Achtserklärungen nicht stattfinden. Das Kurhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und wurde für dasselbe errichtet, welche jedoch, im Fall die bairische Linie (was 1777 geschah), wieder erlöschen sollte, indem Pfalz alsdann in die Kurpfalz zurücktrat. Die seit dem Religionsfrieden (1555) zum Vortheil der protestant. gemachten Veränderungen erhielten nun festen Bestand, mit der Bestimmung, daß Alles so verbleiben sollte, wie es mit dem Anfange des (sogenannten) Normaljahres 1624 gewesen war. Der 1. Jan. d. J. war der Normaltag für den Besitz der säcularisirten Güter; das ganze Jahr galt für den Besitzstand der Reformirten und der an Mittelbare zurückzugebenden mittelbaren geistl. Güter. Nur für die Pfalz, Baden und Württemberg galt das Normaljahr. Den Reformirten wurden gleiche Rechte mit den augsb. Gemainden bewilligt. Den Landesherren wurde zum Gesetz gemacht, die Protestanten, die nicht die ihrigen wären, wenigstens nicht zu verfolgen oder zu belästigen. Als nun endlich alle Schwierigkeiten, welche dem Dulbungssystem entgegenstehen, überwunden waren, umarmten sich die Gesandten der Reichsstände und vergossen Freudenthränen. Mehrere geistliche Stifter wurden säcularisirt und deren Stände als Entschädigung überlassen. Der Kaiser willigte in diese Bedingungen, um keins von seinen Erbländern verlieren zu dürfen. An Frankreich wurde die Trennung geschah, theils um Rangstreitigkeiten zwischen Frankreich und Schweden zu vermeiden, theils aber auch, weil die Schweden Nichts mit dem päpstl. Hof zu thun hatten, der den Frieden vermitteln helfen sollte, zu thun haben wollten.

Westfälischer Friede

Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, die Summe von 5 Mill. Thlr. für seine Truppen. Brandenburg erhielt die Bisthümer Halberstadt, Minden, Ramin und die Ämter Havelberg, Neustadt. Mecklenburg erhielt die säcularisirten Bisthümer Schwerin, Ratzeburg, abwechselnd mit einem kath. Bischof, das Bisthum Hildesheim, 12 Klöster; Hessen-Kassel die Abtei Hirschfeld und 600,000 Reichthalern. Die Niederländer wurden von Spanien als eine freie Nation, völlig unabhängig vom deutschen Reiche anerkannt. Frankreich erklärte sich für Gewährleister dieses Friedens. Die feierliche Erklärung Innocenz X. gegen diesen Frieden, besonders in Rücksicht auf die durch die Säcularisation der Stifter, machte die gänzliche Ausführung aller Bedingungen des Friedens sehr schwierig. Der Krieg dauerte sogar noch fort zwischen Frankreich und Spanien, und Spanien, verbunden mit Lothringen; ebenso Frankreich und Portugal. (S. v. Woltmann's „Geschichte des westfälischen Friedens“, Leipzig, 1808.) — Die Zeit und das spätere Schicksal Deutschlands zeigt, daß, so viel auch diplomatische Talente und zum Theil auch die Nationen bei diesem Friedenswerke thätig waren, dennoch für die Nationen des Reiches, und damit für die Kraft und die Würde desselben, ein schwerer Schaden das Todesurtheil unterzeichnet worden war. Jeder Staat wurde eine Folge der Territorialpolitik, welche Deutschlands Zukunft sich verzweifelt und dem Einflusse des Auslandes dahingegen nicht unduldsam, sondern in demselben Grade stand. Es handelte es nach dem Frieden zu Lübeck (1629, mit Dänemark) galt es, das deutsche Reich zu seiner alten Würde wieder zu erheben. Die seit dem Dreißigjährigen Kriege betriebene Restitutionsedict aber entriß er sich selbst die Kräfte. Nun sorgte jeder deutsche Fürst nur für sich. Also verlor das Reich durch den westfälischen Frieden nicht nur eine große Anzahl von Ländern, sondern auch eine Ländermasse von 1900 □ M. mit 4½ Mill. Menschen, eine westliche Militairgrenze; überdies blieben Lothringen nach Elsaß und der bayerische Kreis im W. und N. schutzlos. Wenn außerdem dieser Friede sich den deutschen Handel mit Italien und den mit der Nordsee, die Freieinfahrt der Schelde, sehr erschwerte, so mußte im innern Reich die Befestigung der dreihundertfach landesherrlichen Vielherrschaft, die Verwaltung so vielseitiger Grenz- und Hoheitsrechte noch weit mehr erschweren, sie mit Formen überladen und die Volkstämme untereinander reißen. Dagegen wurde Deutschland, seit die Fürsten bei der Friedensverhandlung durchgesetzte Recht der Bündnisse, die Kaiser, Kurfürsten, Pfälzer, Brandenburg und andre deutsche Regentenhäuser aber dem europäischen politischen System annahmen, und fremde Mächte, in das innere Reichsregiment mit eintraten, nunmehr der Schauplatz fast aller europäischen Staatshändel. Mit dem westfälischen Frieden entstand ganz eigentlich die neuere Cabinetsregierung der deutschen Staaten, die damit verbundene auswärtige Diplomatie. Nun bildete sich ein Staat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerb- und Handelsfreiheit durch die Beschränkungen aller Art vielfach eingeschnürte deutsche Nation und ihre Kraft fast nur dazu an, um für einige auswärtige Mächte als Söldnercorps und größere oder kleinere Kriegsheere zu dienen. Das deutsche Volk in Europa trägt jetzt diese dreifache Last. Und die deutsche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor den meisten europäischen Kriegen wurden auf ihrem Grund und Boden und auf ihre Kosten ausgefochten. Auch als der

Antimus kann der westfälische Friede nicht angesehen werden. Vielmehr derselbe in den Friedensunterhandlungen zum Theil wieder, was ihm die schon erkämpft hatten. Er konnte nun sich nicht weiter im Reiche ausbreiten, die aus den östr. Erblanden vertriebenen, ihrer Güter beraubten Protestanten nicht einmal die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, geschweige Lösung. Nach Schmidt („Geschichte der Deutschen“) ist es nicht unwahr, daß Christine von Schweden durch eine Summe von 600,000 Thlr. sich ließ, von ihren Forderungen für jene Unglücklichen abzustehen. Allerdings der westfälische Friede viele Entschädigungsmittel auf, aber nur zu Gunsten der, und auch dies auf Kosten der Schwächern. Er hat im Reiche das aristokratische Princip auf Kosten des monarchischen recht eigentlich entwickelt. Unstreitig der Friede für das Haus Östreich sehr nachtheilig; dieses ward aus dem Reich auf seine Erbstaaten zurückgedrängt, während Frankreich und in jenem Platz faßten. Allein bei diesem Vortheil, den die fremden erlangten, verlor am meisten das Reich der deutschen Nation. Darf man nicht die deutschen Staatsmänner anklagen, die den Frieden mit abschlossen? Im Fall. Sie konnten jetzt nicht umschaffen, was frühere Jahrhunderte, die Umgriffe der Feudalmacht und der Hierarchie, im deutschen Reich verstanden hatten. Der westfälische Friede war das endliche Ergebnis von unglücklichen Begebenheiten, die ungeschehen oder folgenlos zu machen, in welchem Gewalt stand. Endlich darf dieser Friede nicht als das Werk deutscher Staatskunst angesehen werden; er war das Werk europäischer — französisch-österreichischer — Staatskunst. Daß er aber dieses war, davon fällt die Uneinigkeit der deutschen Fürsten unter sich und auf die Gleichgültigkeit der meisten gegen die allgemeine Volksehre und Nationalwohlfaht. K.

Westgothen. Der mächtige Völkerverein der Gothen (s. d.) war schon ursprünglich in Ostgothen, die am Pontus ihre Sige hatten, und in Westgothen (s. d.), die in Dacien wohnten, getrennt; um die Mitte des 4. Jahrh. diese Völker auch in 2 politisch geschiedene Massen getheilt. Als die Völkervereinigung geschwächten Ostgothen den Hunnen erlagen, flüchteten sich diese in die Gebirge und erlangten darauf von den Römern Sige im verfallenen. Die Stellung der Völker gegen einander wurde durch dieses Ereignis vollständig verändert. Unter dem Namen der Verbündeten bildeten die Gothen Haupttheil des römischen Heeres, hielten aber nur Frieden, so lange ihnen gegebenen Versprechungen erfüllte. Raum aber war Theodosius und das Römerreich in 2 Hälften zerfallen, als die Westgothen unter Alarich Italien losbrachen. In dem nach kurzem Frieden mit dem abendlichen Kaiser erneuerten Kriege fiel Rom (410) in die Gewalt der Westgothen. Alarich, hätte der Tod ihn nicht übereilt, als er eben Afrika erobern wollte, das römische Reich in Italien gestiftet haben. Sein Schwager Athaulf, der Führer des Volks kam, gab Alarichs Entwürfe auf und wandte sich nach Spanien, um sich diesseits und jenseits der Pyrenäen neue Sige zu erkämpfen. Er wurde in Barcelona, wo er 415 ermordet ward, seine Nachfolger aber gründeten im Kampf mit früher eingewanderten Völkern und mit Römern das westgothische Reich in Südfrankreich und Spanien. Die unnatürliche Ausdehnung dieses Reichs diesseits der Pyrenäen, wo sogar die Hauptstadt und der Sitz des Königs in Toulouse lag, während auf der pyrenäischen Halbinsel die Sueven ihre Unabhängigkeit noch behaupteten, war eine der Ursachen seiner innern Schwäche. Das unglückliche Verhältniß der Eroberer zu den Besiegten, da jene sich nicht der christlichen Lehre (s. Arianer) bekannten, die den katholischen Provinzialen und Abkömmlingen der römischen Ansiedler so verhaßt war, und dies hatte die Folge, daß eine scharfe bürgerliche Absonderung zwischen Gothen und

Römern entstand, und die kathol. Geistlichkeit sich desto fester an einander Rom angeschlossen. Dieser früh entstandenen Keime des Verderbens ungeachtet trotz der Störungen, welche durch häufige Thronwechsel und Parteiungen in Wahlreiche herbeigeführt werden mußten, breitete sich das westgothische Reich im 1. Jahrh. seines Daseins auch jenseits der Pyrenäen immer weiter aus und durch Staats Einrichtungen innern Bestand. Eurich, der fünfte König, 466 — 83, bei dem gänzlichen Verfall des römischen Reichs, große Eroberungen in Gallien und Spanien machte, gab den Westgothen, die früher nach Römischen Wohnheiten waren gerichtet worden, geschriebene Gesetze, die von seinen Nachfolgern gern erweitert und in eine Sammlung (s. Lindenbrog's „Codex legum antiquarum“ und Canciani's „Barbarorum leges antiquae“, Bened. 1781 fg.) gebracht wurden, welche die vollständigste aller germanischen Gesetzgebungen und das Recht schon in einer hohen Ausbildung zeigt. Sein Nachfolger Theodoric sammelte auch hier seinen römischen Unterthanen in Gallien Gesetze, die von rechtsgelehrten Abgeordneten aus dem Theodosianischen Codex, den Verordnungen der spätern Kaiser und andern Quellen ziehen ließ, um zwar den Provinzialen das alte Recht zu lassen, aber die verbindende Kraft des Gesetzes doch aus seiner landlichen Gewalt hervorgehen zu lassen. So lange die gesetzliche Kraft dieses Codex bestand, die erst um die Mitte des 7. Jahrh. aufgehoben wurde, bestand der verschiedene Gerichtsstand der Westgothen und Römer. Die Schwäche des westgothischen Reichs wurde bald offenbar, als es an der Loire mit den Franken in Berührung kam, da der kathol. Clodwig (s. d.) unter dem Vorwande, es sei unrecht, die heidnischen Westgothen in dem schönsten Theile Galliens herrschen zu lassen, den friedlichen Alarich angriff und ihn bei Roule (507) schlug. Die Franken besetzten ohne Widerstand die meisten Städte in Südgallien, das Reich der Westgothen wäre in große Gefahr gerathen, wenn sich nicht der westgothenkönig Theodoric (s. d.) ihrer angenommen hätte. Während seiner Vormundschaft über den Thronfolger, seinen Enkel, führte, benutzte er die Gelegenheit, sich eines Theils der den Westgothen noch gehörenden Provinzen im südlichen Gallien zu bemächtigen, und nach langer Trennung beider Völker stand eine Zeitlang eine innige Verbindung zwischen Ost- und Westgothen. Nach seinem Tode entstand bald Verwirrung im westgothischen Reiche, und im zunehmenden Verfall wurde der verderbliche Einfluß der Glaubensverschiedenheit zwischen arianischen Westgothen und den kathol. Provinzialen, die bald mild behandelt wurden, bald gedrückt wurden. Mit neuer Kraft erhob sich das Reich unter dem klugen und verständigen Leovigild (568 — 86), der die Sueven völlig besiegte, die Provinzen verbesserte, die Macht der Großen einschränkte, Toledo zum Königsitz machte und die königl. Gewalt erblich zu machen suchte. Sein nicht minder ruhmvolles Werk Reccared ging 589 zum kathol. Glauben über, wodurch die nachtheilige Trennung im Reiche aufgehoben wurde, und Gothen und Spanier zu Einem Volk verschmolzen. Dieser Übergang hatte auf die Staatsverfassung den wesentlichen Einfluß, und kaum war der kathol. Glaube Staatsreligion geworden, so trat die Geistlichkeit, die sich während des frühern Drucks an festes Zusammenhalten gewöhnt hatte, zu einer vorherrschenden Gewalt gelangte, wie sie bei andern germanischen Völkern nicht aufkam, und eine von der römisch-päpstl. unabhängige Hierarchie sich ausbildete. Die arianischen Bischöfe hatten ruhig in ihren Provinzen gelebt und keinen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung gehabt; die kathol. Bischöfe strebten bald nach thätigem Antheil an den Staatsangelegenheiten, um die Herrschaft ihrer Kirche unerschütterlich zu machen. Die Großen des Reichs, weltlichen Staatsdiener und Hofbeamten (*viri illustres officii palatini*) bildeten eine Art von Adel und als des Königs verfassungsgemäße Räte, die die Rechte der Volksvertreter ansichbrachten, blieben nicht mehr der ersten

Staats; die alte Ordnung der Königswahl, wobei jene die Entscheidung ge-
 hatten, wurde zum Vortheil der Bischöfe verändert, und unter schwachen
 Königen, die oft durch Priesterränke zur Krone gelangten oder die Billigung und
 Unterstützung der Geistlichen wegen eigenmächtiger Thronbesteigung oder verletzter
 Rechte, mußte es Jenen leicht werden, sich früh an die Spitze des Staats
 zu setzen und alle öffentliche Lasten von sich abzuwälzen. Dieser vorherrschende
 Einfluß war besonders auf den Kirchenversammlungen sichtbar, welche in frühern
 Zeiten Gegenstände des Glaubens und der Kirchenzucht verhandelt hatten,
 nach dem Übertritte des Staatsoberhauptes anfangen mit geistlichen Ge-
 schäften wichtige politische Angelegenheiten zu verbinden. Als die Geistlichen
 ihren Einfluß auf Staatsangelegenheiten gesichert hatten, konnten sie es
 leicht gestatten, daß auch weltliche Große, die mit dem Könige in die Ber-
 athungen kamen, an den Berathungen Theil nahmen, um so mehr, da sie im-
 mer sein konnten, die weltlichen zu überstimmen, und schon 633 die Ver-
 ordnung gemacht wurde, daß nur diejenigen weltlichen Großen Zutritt zur Ber-
 athung erhalten sollten, die nach dem Ausspruche der Bischöfe desselben würdig
 waren. Die innern Unruhen, welche die Übermacht der Geistlichkeit herbeiführte,
 begünstigte, erleichterten die Eroberung des Landes durch die Araber, deren
 Einfälle auf der Nordküste von Afrika dem westgothischen Reiche bald un-
 terschiedliche Gefahr drohte. Schon um das J. 675 begannen die Versuche der Mo-
 zaraber, sich in Spanien anzusiedeln, welche durch die innern Theilungen,
 das westgothische Reich zerrütteten, begünstigt wurden. Neue Partekämpfe
 endeten endlich, als der schwache Roderich auf dem Throne saß, Gelegenheit,
 den Entwurf auszuführen. Die Gothen wurden 711 bei Xeres de la Frontera
 von dem König verlor das Leben, und die Araber verbreiteten sich über den
 Rest des Landes. (Vgl. Spanien.) Die Überreste der streitbaren Go-
 then nach dem Umsturze des Reichs in die Gebirge von Asturias und Ga-
 licien hatten, gründeten hier neue Reiche, wo die westgothischen Staats-
 gesetze zum Theil beibehalten wurden, und aus welchen sich endlich, als die
 Reste der Gothen, aus ihren Schutzwehren hervorbrechend, den mauri-
 schen einen Landstrich nach dem andern entrißen, die Reiche Spanien
 wieder bildeten. Am längsten blieben die Spuren westgothischer Staats-
 gesetze in den Gesetzen zurück, da die Christen, als sie aus den Gebirgen
 hervorkamen, auch ihre alten Rechte mitbrachten. Die älteste Sammlung
 von Gesetzen, das Fuero juzgo oder Forum judicum, ist aus den alten west-
 gothischen Gesetzen geschöpft, und sowol in dem noch gültigen castilischen als dem
 aragonesischen Landrechte ist Vieles daraus beibehalten worden. — Auch der west-
 gothische Kirchenbrauch, der auf der Kirchenversammlung zu Toledo 633 einge-
 führt wurde, um in allen Kirchen einerlei Gottesdienst einzuführen, überlebte lange
 nach dem Untergange des westgothischen Reichs. Dieses sogen. Officium gothicum, das
 die Rituale und Formeln enthielt, die in der spanischen Kirche seit den ältesten
 Zeiten üblich gewesen waren, erhielt sich trotz aller Versuche der
 römischen Kirche den römischen Kirchengebrauch einzuführen, und es entstand so lebhaftes
 Interesse darüber, daß man den Streit der beiden Kirchengebräuche durch Zwei-
 feel und Feuerprobe ausmachen wollte. Als endlich der römische Brauch auch
 in Spanien, wie früher in Aragon, war eingeführt worden, behielten doch mehre
 in Toledo die alte Sitte bei. Die unter der Herrschaft der Araber leben-
 den Christen, die sogen. Mozarabes, hielten noch länger an dem gothi-
 schen Kirchenbrauche fest, den man daher auch officium mozarabicum nannte.
 Cardinal Ximenes ließ das Missal und Brevier dieser Liturgie drucken. —
 Auch die spanische Sprache, obgleich die Westgothen nach der Eroberung
 der iberischen Halbinsel die Sprache der besiegten Römer annahmen, in einigen

Wörtern noch Überreste der gothischen. Eine „Geschichte der Westgothen“ Joh. Uchbach (Frankf. 1827) herausgegeben.

Westindien. In den schönen Gewässern des atlantischen Meeres, Eingänge des Golfs von Mexico, der Hondurassbai und des Caraibenmeeres, die reiche Inselwelt, welche Colombo Westindien nannte. Sie bildet einen geheuern Bogen, der von Florida aus im Norden (28° Br.) anhebt und im Süden mit der Insel Trinidad (11° Br.) am festen Lande des spanischen Continents endigt. Sämmtliche Inseln — die 700 Bahama-Eilande, die 4 großen Antillen und die 70 kleinen Antillen oder Caraiben mit den 60 Jungferninseln — Theil nackte Felsen, erscheinen dem Beobachter als die Trümmer einer Landfläche, welche der mächtige Umschwung der Erdkugel unter dem Aquator seinem Flutenwirbel verschlang. Dagegen vergrößern sich viele Antillen durch das seit Jahrtausenden fortarbeitende Seegewürm der Polypen, Zuthen und anderer Erbauer der Madreporen, Milleporen und sonstigen Korallen, die Meeresbecken gleichsam austapezieren. Besteht doch eine große Anzahl Inseln fast gänzlich aus kalkigen Wurmwohnungen. Indes tragen mehr die Spur vulkanischer Bildung an sich. — Alle diese Inseln, mit Ausnahme Bermuden und Lukaien, liegen in der heißen Zone; allein die Seewinde kühlen die Luft. Vom April bis zum Nov. herrscht die ungesunde, nasse Jahreszeit oder antillische Winter; in den übrigen Monaten ist die Luft heiter. Doch im Mai hat trockenes Wetter; dann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die Savannen (Wiesen) schmückt ein sammetartiges Grün. Schreiblich schön sind alsdann die Nächte. Der Mond leuchtet weit stärker als uns; die Venus strahlt wie ein zweiter Mond, und große Scharen Sternbilder erhellen die Wälder. Im Aug. wird die Hitze drückend; hierauf entladet sich die elektrische Luft in furchtbaren Gewittern, und der Dunstkreis in Monaten den Regen. Erdbeben und Orkane verändern die Gestalt des Bodens. Besonders deutlich ist die erzeugende Kraft dieser Länder. Doch waren vor Columbus kaum 8 Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, worunter das Moschusochse der Katon; die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Die Natur belebt in der reichsten Abwechselung das schönste Gefieder die Waldungen, vom großen Araas bis zu dem Sperlingspapagei. Die Mittelstufe zwischen dem Farn und dem Schmetterlinge nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Enten ein. Der prächtige Flamingo bewohnt die Gestade; Fregatten und Albatrossen und andre Tropikvögel kreuzen über dem Meere. Schöngespiegelte Enten plätschern die Gewässer. In den Wäldern spielen bunte Schlangen (manche schädlich) und schönfarbige Eidechsen. Nur der Alligator schreckt zumal den Wanderer. In unerschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich; und der Mensch selbst wuchernde Europäer hat hier die Erzeugnisse des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht bloß Pflanzen und Thiere, sein Speculationsgeist aus der alten Welt nach Westindien hinübergeführt Menschen. Indem er den Europäer und den Amerikaner mit dem Negern mischte, pflanzte er Stämme auf Stämme und bildete dadurch neue Mischrassen. — Nach den Besitzern unterscheiden wir: I. Das spanische Westindien. Zu ihm gehört: a) Cuba (s. d.). Hier liegt einer der ersten Stapelplätze der Welt und der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, die Hauptstadt (s. d.), der Sitz des spanischen Generalcapitains (unter welchem bis 1812 Florida stand). b) Porto-Rico (s. d.), in der Größe die vierte Antille der östlichsten. Der Anbau ist ganz vernachlässigt. Der Hauptreichthum der Insel besteht in Caffee und Hornvieh. Auch sind Zucker, Baumwolle, Reis, Taback, Ingwer, Cassia, Mastix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei und unter mehreren andern Erzeugnissen zu bemerken. Hier gab es ehemals ganz

des Manzanillen- oder Manzinellbaums, dessen Saft eins der schärfsten Gifte, jedoch aber zu den feinsten Tischlerarbeiten brauchbar ist und von Würmern nicht angegriffen wird. Um den Schleichhandel zu verhindern, gab die spanische Regierung 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. c) Von den 60 Inseln oder virginischen Inseln gehören den Spaniern: aa) die Passage- und Anegada-Insel, zusammen $6\frac{1}{2}$ □M., mit 3000 Einw. Auf der unbewohnten oder Krabbeninsel dürfen die Spanier (wie die Engländer und Dänen) jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguaria $16\frac{1}{2}$ □M., mit 16,200 Einw. und den kleinen Inseln in der Nähe, Blanquilla, Tortuga u. a. Margarita ist ungesund, aber sehr fruchtbar. Die unter II. so ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Insel den Namen hat, sind sehr selten. Gegenwärtig gehört diese Insel zu der Republik Colombia. d) Der spanische Antheil an St.-Domingo, welchen der pariser Friede von 1814 an Frankreich zurückgab, dieses aber nicht wieder in Besitz nehmen konnte, daher endlich (s. b.) sich denselben zueignete. Seine Größe beträgt 821 □M., mit 1,100,000 Einw. St.-Domingo. — II. Das ehemalige franz. Haiti, 524 □M., wurde 1820 aus einem Königreich und einer Republik bestand. (S. Haiti.)

Die britische Westindien begreift: a) Jamaica (s. b.). Der Sitz des Gouverneurs ist in der Stadt Kingston, welche 5000 Weiße, 1200 Eingeb. und 10,000 Neger bewohnen. Unter dem Gouvernement stehen noch die kaimanischen Inseln, welche reich an Schildkröten sind. Dahin gehören auch: b) die Leeward-Inseln (Sommer- oder Teufels-) Inseln, 400 an der Zahl, meist felsig und unfruchtbar, zusammen 108 □M., mit 4300 weißen Einw. und 4790 Neger. Der Gouverneur hat seinen Sitz auf der Insel St.-Georg. c) Die Lucaya-Inseln (s. b.), durch den Bahamacanal von Florida getrennt. Dieser Schlüssel des Golfs von Mexico gehört seit 1672 den Engländern. Die Inseln sind bloße Klippen, von Fischern und Lootsen bewohnt. Colombo entdeckte (10. Oct. 1492) die Insel Guanahani (Guahani) und nannte sie San Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Der Gouverneur wohnt zu Fort Newprovidence. Er stellt den König vor und besitzt die vollziehende Gewalt. Die gesetzgebende Versammlung zerfällt in ein Ober- und Unterhaus; das Oberhaus besteht aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern des Rathes, dieses aus 12 Repräsentanten der verschiedenen Inseln. Die richterliche Gewalt wird unabhängig von beiden Gerichten ausgeübt. Von den Jungferninseln gehören den Engländern: d) Spanisch-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide 5 □M. groß, 9000 Einw., ferner die unbewohnte, an Weiden sehr reiche Insel Necker und 12 kleine Inseln. Sie sind wegen ihres Schleichhandels wichtig. Die übrigen kleinen Antillen besitzen sie: e) Antigua ($4\frac{1}{2}$ □M., mit 50,000 Einw., darunter 30,500 Neger, wovon 5500 durch die Herrnhuter bekehrt sind) ist wegen ihres Reichthums an Zucker (jährlich 250,000 Entr.), Indigo, Taback, Holzarten, Früchten, Vieh u. s. w., eine der wichtigsten Besitzungen der Inseln. f) St.-Johns-Town, dem Sitz des Gouverneurs der Inseln. Zu seinem Gouvernement gehören noch: aa) die Insel St.-John oder St.-Kitts (3 □M., mit 32,000 Einw., darunter 26,000 Neger), Hauptstadt Basseterre. Die Ausfuhr aus dieser reichen Insel an Zucker, Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pf. Sterl. bb) Nevis, ein ansehnliches Bergländchen, 1 □M., mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vornehmlich bauen. cc) Montserrat (2 □M., 1300 Weiße und 10,000 Neger) ist wegen ihres Reichthums an Zucker (6 Mill. Pf.), Baumwolle und Indigo. dd) Anguilla, eine kleine Schlangeninsel, mit einem Salzsee (6 □M., mit 2100 Einw., wovon 1000 Sklaven sind), steht nebst der Insel Barbuda unter einem Vicesatthalter. Man erbaute Zucker, Taback, Caffee, Baumwolle u. s. w. f) Dominica, eine kleine Insel.

13½ □M., in deren Mitte hohe Gebirge sich erheben; sie ist reich angebaut, Sitz eines Gouverneurs und hat 4400 weiße und farbige Einw., 21,000 und 30 Caribbenfamilien, Überreste der Ureinwohner. 200 Pflanzungen vorzüglich Zucker und Caffee. Durch den furchtbaren Orcan am 21. Dec. wurde sie beinahe ganz verödet. Hauptst. Rousseau. g) Die ebenfalls sehr kleine Insel St.-Lucie, 10½ □M., mit einem Vulkan. h) St.-Vincent, 6 hat ebenfalls einen vulkanischen, übrigens sehr fruchtbaren Boden. Die Kingston ist der Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden engl. Antillen. i) Barbados, 10½ □M., mit 15,000 Weißen, 3000 freien und 59,000 Negern, Sitz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf wurden im Negeraufstande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und Tobago. Jene, der Sitz des Gouverneurs, hat 8½ □M. mit 800 Weißen, 32,600 Negern. Die Einw. sind katholisch und sprechen spanisch. Die Insel wurde 1762 an England abgetreten. Diese, deren es gegen 10 sind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die südlichste der caribbischen Inseln, 6½ □M., ist ebenfalls, wie die übrigen Zuckerinseln, reich an allen weizenartigen Erzeugnissen. m) Trinidad, zwischen Tabago und der Orinoco-Mündung, festes Land durch den Meerbusen von Paria getrennt; eine orcanfreie Insel. Hier bildete sich zuerst, schon 1798, unter Lord Melville's Begünstigung eine spanisch-amerikanische Republik. Die Insel ist 78½ □M. groß, hat 40,000 Einw., darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer. Die Hauptstadt: St.-Joseph d'Orunna. — IV. Das französische Westindien. a) Guadeloupe (s. d.), nach dem Verluste von St.-Domingo die wichtigste franz. Antille. Die mährischen Brüder haben hier eine Mission. Auch ein Vulkan. b) Martinique (s. d.). Hauptort: St.-Pierre. Bopp beschrieb: „Les Antilles françaises, particulièrement la Guadeloupe“ (Paris 1823, 3 Bde). — V. Den Dänen gehören folgende virginische Inseln: a) St.-Thomas, b) St.-Croix, wo Christianstadt der Sitz des Gouverneurs ist, c) St.-Jean, nebst einem Antheil an der Krabbeninsel, zusammen 8½ □M. groß, 43,000 Einw., darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1818 sind die Häfen St.-Thomas und St.-Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an sich unfruchtbare, 2¾ □M. große Insel St.-Bartholomäus, mit 6000 Einw., die ebenfalls alle westindische Producte erzeugen. Hauptort: Gustavia. — VII. Den Niederländern gehören die kleinen Inseln: a) St.-Eustach, 1 □M., Sitz des Gouverneurs (besteht fast nur aus Felsen und Vulkanen), wichtig wegen des Schleichhandels, hat nach van den Bosch 1200 weiße Einw. und 1200 Sklaven; die ebenso große Felseninsel Saba hat 130 Familien und 130 Sklaven. b) Curassao (s. d.). Die Einkünfte betragen sich, bei der Stockung des Handels, nur auf 97,000, hingegen die Ausgaben auf 264,000 Gulden. Hauptort: Wilhelmsstadt, Sitz des Gouverneurs St.-Barbara. Einige kleinere Inseln, Aruba (auf dieser Insel fand man 1824 reines Gold ungenutzt), Bonaire und Saba; c) St.-Martin mit 6100 Einw., darunter 5000 Neger (hatte 1815 im holländ. U. 60 Weiße und 200 Sklaven).

Die Ureinwohner sämtlicher Antillen sind rothbraune Caribben. Nur eine geringe Zahl noch auf den Inseln St.-Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die schwarzen Caribben sind aus einer Mischung von Negern entstanden. Die Zahl aller Einw. betrug 1791 2,460,000, 1824 1,200,000 Neger, die jährlich durch 100,000 neu eingeführte aus Afrika ersetzt wurden. In den Wildnissen der Gebirge leben die entlaufenen, räuberischen Caribben. Von dem Europäer und Neger stammen die farbigen Mestizen.

ulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. s. w. Die Eingeborenen, welche europäern abstammen, heißen Creolen. Außer den europäischen Sprachen eine creolische Mundart gebildet. Die Bewohner sind Christen, mit Aus- der unbekehrten Neger; doch gibt es unter ihnen thätige Missionsanstalten, sich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel Inseln seien, beweisen die Zollregister. Schon vor 1790 führten die Eng- aus ihren Besitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matrosen für 6½ Pf. St. Waaren aus. Überhaupt schätzte man damals die Ausfuhr sämt- westindischen Erzeugnisse auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen Mill., die spanischen auf 5, die dänischen auf 1½ und die niederländischen Mill. Thlr. An Zucker allein wurden über 7 Mill. Ctnr. und an Caffee 10 Ctnr. ausgeführt. Großbritannien gewinnt bloß durch Rum 2,454,000 Hauptzufuhrartikel aus Europa sind europäische Fabrikwaaren, Wein u. s. w., deren Gesamtwerth v. Humboldt auf 13,300,000 Pf. St. schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet die englische Regierung auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweck- Bertheidigungssystem dieser Inseln. Die Verfassung der britisch-west- Inseln ist fast durchgängig wie die auf Jamaica und auf den Bahama- Die meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, u. s. w.) versetzt. Das Loos der Negerklaven aber ist durchaus gesetzlich. Die Creolen, welche ihres Muthes wegen die Entschlossensten zum Aufstande sind, werden, sowie die Mulatten und freien Neger, zu allen Ber- theilungen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus Eingeborenen beigelegt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in der Freiheit des Handels und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande so wenig als möglich fühlen. Am weitesten ist dagegen die spanische Verwaltung in ihrer Colonialverwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht anders sein, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es zu werfen versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den westindischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert wie auf dem festen Lande von Amerika; allein er ist von St.-Domingo und Trinidad ausgegan- gen und hat in dem durch den Handel mit Westindien beförderten Küstenverkehr seinen Nahrungstoff gefunden. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß Spanien, seine Politik nicht ändert, im Laufe des 19. Jahrh. nicht bloß das feste Land, sondern auch seine Antillen verlieren wird. In Haiti und in Cuba nahm die Unterjochung Amerikas — ein System von Grausamkeit und Raub- seinen Anfang: hier wird die Befreiung des spanischen Amerika ihren Lauf nehmen. (Vgl. Südamerikanische Revolution.) K.

Westminster, oder die Stadt Westminster (The City of Westminster), ist der 3 Haupttheile Londons, der die schönsten und geräumigsten Straßen hat, der Sitz der Regierung und des reichsten Adels ist, und die ganze westl. Hälfte der Stadt, zum sogen. West end of the town gerechnet wird. Ein Thor, Temple Bar, trennt das nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten geschlossen und wieder geöffnet wird, trennt ihn von der Altstadt. (S. London.) In diesem Stadttheile 1) Die Westminster-Abtei, oder St.-Peters Collegiatkirche, die vor- her ein Kloster gehörte, dessen Ursprung sich in die ungewisse Zeit verliert. Eduard baute die Kirche 1065 neu auf, und seit Papst Nikolaus II. wurden Könige von England gekrönt. Heinrich VIII. verwandelte das Kloster an- in ein Stift, später in eine Kathedrale; Maria stellte die Abtei wieder her, aber gründete 1560 das gegenwärtige Collegiatstift, das aus mehren Kirchen besteht, und verband damit eine Lehranstalt für 40 Knaben. Die Kir-

die in ihrer gegenwärtigen Gestalt wurde von Heinrich III. errichtet, der das Gebäude niederreißen ließ, und seine Nachfolger setzten den Bau fort. Die Thürme über dem westlichen Eingange wurden von Christoph Wren (s. d.) aber obgleich sie an sich von schöner Form sind, so passen sie doch nicht zum Ganzen. Das Äußere hat überhaupt nicht die schöne Leichtigkeit anderer gothischer Werke, dagegen ist das Innere ein Meisterstück der Baukunst, von dessen Einheit man besonders am westlichen Eingange ergriffen wird. Schlanke, doch verhältnißmäßige Pfeiler, Baumstämmen mit prächtiger Verzweigung tragen das hohe Gewölbe. Besonders ist der Chor herrlich, wo aber der griech. Bauart die Einheit stört. In diesem Chor werden die Könige begraben, der wird das Innere der Kirche durch eine Menge von Grabmälern entstellt, hoch hinauftragend, hier und da die Bogen des Gebäudes verderben. In frühern Zeiten schon war die Westminster-Abtei, wie andre Kathedralen, ein Begräbniß für Alle, welche Mittel hatten, ihre Ruhestätte in einem Kirchengewölbe zu finden, und nicht eigentlich ein Pantheon, das nur dem Verdienste seine Hallen. Auch liegen nicht Alle, deren Denkmäler man erblickt, hier begraben, sondern wurden theils von der Nation, theils von reichen Mitbürgern, manche berühmte Männer (wie selbst Milton und Shakspeare), die anderswo ihre Gräber haben, Denkmäler und Inschriften geehrt. Unter diesen Denkmälern sind die des Ruyssbraak, Roubillac, Bacon, und unter den neuern von Flaxman. Am Fuß des Kreuzes sieht man die Denkmäler mehrerer berühmten Dichter, und dieser Ort daher gewöhnlich der Poetenwinkel (The poet's corner) genannt. Von den alten gemalten Fenstern sind noch einige übrig, unter welchen das westl. sich auszeichnet. Die Kirche hat mehrere Capellen, wie die Capelle Eduards des Bekenners, die Asche dieses Königs, und Heinrichs III. schönes Grabmal, sowie die Capelle Heinrichs V. mit dessen Denkmal. Alle diese Capellen sind unter dem Gewölbe der Abtei; eins der herrlichsten Denkmäler der gothischen Baukunst aber, Heinrichs Capelle, die eine eigne Kirche bildet, ließ jener König seit 1502 als sein Begräbniß an die Ostseite der Kirche bauen. In der Mitte derselben erhebt sich ein Grabmal von basaltischem Gestein mit Basreliefs, Bildsäulen und einer ganzen umschließenden prächtigen Gitter, Alles von vergoldetem Erze; ein Werk eines florentinischen Bildhauers Pietro Torregiano. Das Äußere dieser Capelle ist aus dem der Verwitterung sehr unterworfenen Stein, woraus sie besteht, in der Nähe Mehrere alte Häuser, welche die Nordseite derselben verfinsterten, hat man in frühern Zeiten niedergerissen. An der Südseite der Westminster-Abtei stand das alte Haus, merkwürdig als der Ort, wo die erste Druckerpresse in England aufgestellt wurde. S. „The history of the Abbey Church of St. Peter's Westminster, its antiquities and monuments“ (London, bei Alderman, 1812, 2 Bde.), ferner die „History and antiquities of the Abbey Westminster etc.“, written by J. Preston Neale; die literar. Erklärung dabei hat Edw. Wedlake verfaßt (London 1818 und 1823, Fol., mit 61 Kpf., meistens vom Hrn. Neale gezeichnet).

2) Westminster-Hall mit dem Hause der Lords und dem Hause der Commons, ist der Überrest des alten, von Eduard dem Bekennern gebauten Hofpalastes. Die große sogenannte Westminsterhalle, von Richard II. erbaut, war ursprünglich ein Ort, wo die Könige bei feierlichen Gelegenheiten Mahle gaben, wie z. B. jener Richard hier 10,000 Gäste mit Hülfen von 2000 Leuten bewirthet haben soll. Sie ist 275 Fuß lang und 74 Fuß breit, hat ein hohes, von keinem Pfeiler getragenes Deckengewölbe und gilt für den größten Versammlungsraum in Europa. Hier ward das Gericht gehalten, das Karl I. verurtheilte. In neuern Zeiten wurde sie nur zuweilen bei einem Gerichte in den Gliedern des Oberhauses oder andre vom Unterhause angeklagte Personen

bei der Entscheidung der langen Untersuchung gegen Hastings) gebraucht, bei solchen Gelegenheiten mit Galerien und erhöhten Sitzen versehen. An die Wände der Säle, wo die Gerichtshöfe Court of Chancery, Court of King's Bench, Court of Exchequer und Court of Common pleas ihre 4 Sitzungen im Jahr halten, und die Versammlungssäle der beiden gesetzgebenden Häuser. Das Haus der Lords wurde bei Gelegenheit der Vereinigung Großbritanniens und Irlands neu eingerichtet. Die berühmten Tapeten, die Niederlage der spanischen Armee vorstellend, nahm man aus dem alten Saale herüber. Sie wurden auf Befehl des Grafen von Nottingham, dem man jenen Sieg verdankte, nach der Zeichnung des Cornelius Broom von Franz Spiering verfertigt und 1650 zuerst aufgestellt. Das Ganze ist durch Rahmen in 4 Abtheilungen getheilt, und die Köpfe der Könige an dem Rande jeder Abtheilung sind Bildnisse tapferer Officiere, die an dem Siege Theil hatten. Am Ende des Saales erhebt sich der Thron, wo der König oder sein Stellvertreter das Parlament eröffnet oder vertagt. Das Haus der Commons war ursprünglich eine vom König Stephan gebaute und dem heil. Stephan geweihte Capelle, die Eduard III. prachtvoll einrichten ließ, aber schon Heinrich VI. zu ihren Sitzungen einräumte. Das Innere war vor Zeiten reichlich mit Wandgemälden und besonders am östlichen Ende Wand und Deckengewölbe mit Vergoldung und Gemälden bedeckt. Schon durch die erste Veränderung der Capelle, und noch mehr durch die neue Einrichtung des Saales bei der Vereinigung Großbritanniens und Irlands, gingen diese prächtigen Überreste alter Kunst verloren. Nur noch von den architektonischen Verzierungen und den im reichsten und frischesten Farbenglanze prangenden Wandgemälden, die bei Gelegenheit des neuen Baues abgenommen wurden, Zeichnungen genommen, die man herausgab. Unter dem Saale befindet sich eine ansehnliche und wohlerhaltene Überreste einer alten Capelle und die ganze Länge eines Kreuzganges mit einem schönen Gewölbe.

Westphalen, s. Westfalen.

Westphalen (Engel Christina, geb. v. Aren), Gattin des Kaufmanns und Schriftstellers in Hamburg, geb. daselbst d. 8. Dec. 1758. Das Dichtertalent dieser Hamburgerin ist in Deutschland bekannt und durch mehrere Erzeugnisse ihrer Feder bezeugt. Dahin gehören die beiden dramatischen Gedichte „Corday“ (1804) und „Petrarca“ (1806), und die „Gesänge der Zeit“ 1809—11 erschienen 3 Bde. ihrer Gedichte. Eine viel größere Anzahl schriftlicher poetischen Werke verschließt die bescheidene Dichterin, eingeweiht in die Horazische Frist der Reise, noch in ihrem Schreibtisch. Durch gewissenhafte und treue Erfüllung der hauptsächlich weiblichen Bestimmung und der Besten als Gattin, Mutter und Hausfrau steht sie in allgemeiner und um so mehr Achtung und Liebe in ihrer Vaterstadt, je sparsamer die getreue Ausübung Frauentugenden sich im Allgemeinen mit dem weiblichen Schriftstellertwesen vereinigt findet.

Westpreußen hieß vor 1772 Polnisch-Preußen, weil es, mit Inbegriff Ostpreußen, zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, welche die Krone Polen als sie dem Ordensmeister Albrecht v. Brandenburg das Herzogthum Preußen gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin wichtigsten Städte. 1772 nahm König Friedrich II. Polnisch-Preußen, doch ohne Danzig und Thorn, in Besitz, schlug Ostpreußen zu Ostpreußen, und gab damit den ganzen Negebirgsdistrict, und gab dem Lande, im Gegensatz Ostpreußen, den Namen Westpreußen. 1793 kamen auch Danzig und Thorn in Besitz. Aber 1807, im Frieden zu Tilsit, mußte ein Theil des Landes an Frankreich abgetreten werden, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete. Erst nach dem Wiener Congreß gab Preußen diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf

die südlichen Bezirke an der Neße zu der Prov. Posen schlug, aus dem in Westpreußen aber, unter seinem vorigen Namen, eine besondere Provinz welche an die Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg und Preußen grenzt und 466 □ M. und mit dem Militair 582,000 Einw. enthält. Es ist theils eine sandige, wenig fruchtbare Höhe, theils besteht er aus sehr Niederungen, welche vor Zeiten der Weichsel abgewonnen worden sind, u. Ackerbau die Bemühungen des Landmannes sehr reichlich belohnt. Gebirgsgänzlich. Der Hauptfluß ist die Weichsel; außerdem sind die Drewenz, Elbing und Motlau die beträchtlichsten Flüsse. Getreide, Hülsenfrüchte werden in solcher Menge erzeugt, daß man einen großen Theil davon kann; auch zieht man vieles Obst, und die ansehnlichen Wäldungen Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, Schweinezucht wird stark getrieben, besonders hat man in der Weichselnieder und schöne Pferde, sowie auch treffliches Rindvieh. Die Ostsee, das Meer und die vielen Landseen sind sehr fischreich, besonders werden viele Lachsaugen ausgeführt. Das Mineralreich ist arm und beschränkt sich bloß Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernstein und viel Torf. Fabriken und Turen sind nur in Danzig von Bedeutung. Sie liefern Wollenzeuge, Spitzen, Leder, Papier, Glas, schwarze Seife, auch sind mehrere Eisen- u. hämmer vorhanden. Der Handel ist bedeutend in den Städten Danzig, Königsberg (s. d.). Sowol die protestant. als kath. Kirche hat unter den Provinz Bekenner, und Juden gibt es gegen 10,000. Westpreußen zerfällt in die 2 Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, mit den Hauptst. g.

Westpunkt, s. Abendpunkt.

Westreenen van Tiellandt (Wilhelm Heinrich Jakob, f. d. 2. Oct. 1783 im Haag geb. Frühzeitig widmete er sich der Geschichtswissenschaft. 17 J. alt, machte er sich durch einen Aufsatz bekannt, in welchem Landesgenossen die Ehre der ersten Erfindung der Buchdruckerkunst zusuchte. 1804 erschien von ihm: „Gemälde des Haags im 13. Jahrh.“ später gab ihm die Stiftung des Unionsordens Veranlassung zu Untersuchungen über die alten Gesetze der Ritterschaft; und eine Frucht derselben war *sur les anciens ordres de chevalerie*. Als ihn van Damme zu Amsterdam eine letztwillige Verfügung zum Director der von ihm hinterlassenen Bibliothek des Medaillencabinetts ernannt hatte, gab W. 1818 davon einen reichhaltigen Katalog. Im folg. J. erschien von ihm eine Abhandlung „über die Geschichte der Buchdruckerkunst und ihre ersten Fortschritte“. Ohne hier die übertriebenen Ansprüche Harlems zu berücksichtigen, sucht er nur seinem Vaterlande bei der Erfindung der Xylographie zu sichern; wer indeß den Druck mit beweglichen Lettern erfunden habe, läßt er dahingestellt sein. Durch die genannten Werke erhielt W. eine Stelle in verschiedenen gelehrten Gesellschaften. König Ludwig ernannte ihn zum Archivadjuncten des Reichs und zum Historiographen des Kaiserthums. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich verlor W. die Stelle als Historiograph, da er sich nicht entschließen konnte, sein Vaterland zu verlassen. Er lebte in der Zurückgezogenheit des Privatlebens, bis ihn die Ereignisse 1813 zur Theilnahme für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufriefen. In Anerkennung seiner Verdienste ertheilte ihm der König Wilhelm den Orden des belgischen Leopold. Als Schatzmeister und Archivar des obersten Adelshofes bleibt W. so wie er um in seinen gelehrten Beschäftigungen fortzufahren. Er besitzt eine Bibliothek von sehr seltenen Schriften d. 15. Jahrh.

Weststein, der Name einer in der Geschichte der Buchdruckerkunst und Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich Weststein 1649 zu Basel, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker.

der, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben
 le, und das nach seinem Tode (1726) von seinen 2 Söhnen fortgesetzt wurde.
 Menge durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit ausgezeichnete Aus-
 alter Classiker in allen Formaten ging aus seinen und seiner Söhne Pressen
 — Aus dieser Familie stammt auch Johann Jakob W. (geb. zu Basel
 st. 1754), der Herausgeber des Neuen Testaments im griech. Text (Amst.
 2 Bde., Fol.).

Wette (Wilhelm Martin Leberecht de), Doctor und Prof. der Theol. an der
 stadt in Basel, ward 1780 unfern der großh. Residenzstadt Weimar in dem
 Ulla geb., wo s. Vater Geistlicher war. Von diesem frühzeitig zum Prediger
 ant, ward er zuerst auf die Schule des nahen Städtchens Buttstädt und von da
 auf das Gymnasium zu Weimar gebracht. Der damalige Gymnasialdirector,
 berühmte Archäolog Böttiger in Dresden, empfahl ihn dem damals in Weimar
 emigrierten franz. Parlamentsredner Mounier (s. d.), welchem das herzogl.
 Hof-Belvedere zu einer Erziehungsanstalt für junge Ausländer, unter denen die
 aus England kamen, eingeräumt worden war. Diesem, sowie dem Sohne
 d'Ar's (gegenwärtig Pair v. Frankreich), mußte de W. in mehreren Gegenständen
 icht ertheilen, und sogar den jungen Mounier einige Monate lang auf einer
 zu Verwandten in die Schweiz und nach Grenoble begleiten, von welcher er je-
 eine sonderliche Liebe zu den Franzosen zurückkehrte. Während der Gymnasial-
 ater nebst Peucer in eine enge literarische Verbindung mit mehreren ausgezeich-
 Gymnasiasten, worunter Schmidt, jetzt Regierungsrath in Weimar, Hase,
 Bibliothekar und Mitglied des Nationalinstituts in Paris, Zimmermann, jetzt
 in einem hamburger Gymnasium, Zinserling, jetzt Prof. in Warschau, u.
 In dieser Verbindung, welche Böttiger und Herder im Stillen beobachteten
 bemerkt leiteten, durchdrangen sich die ernstesten wissenschaftlichen Anstren-
 und wetteifernden Leistungen mit den fröhlichsten Jugendscherzen, denen
 de W.'s sonst finsterner Ernst nicht zu widerstehen vermochte. Letzterer ward
 Aufgaben, die ihm die Schule, der Verein oder die eigne Neigung machte,
 mit Art von Enthusiasmus, in dessen stürmischen Ausbrüchen er bisweilen
 des Gehörigen zu überschreiten in Gefahr war. Ausgezeichnet durch phi-
 Kenntnisse und classische Bildung, bezog er 1799 die Universität Jena,
 wete sich dem Studium der Theologie. Vor allem Andern zog ihn die Er-
 der Bibel, besonders des A. T. an, und die darauf verwendeten tiefen
 führten ihn zu dem Entschlusse, gegen seines Vaters Wunsch dem akade-
 Leben sich zu widmen. Er trat daher 1805 als akademischer Docent mit
 Probeschrift über die Mosaischen Bücher auf und fand mit seinen Vorlesun-
 über gar bald ausgezeichneten Beifall. Schon 1807 ward er als außeror-
 Prof. der Philosophie nach Heidelberg berufen und rückte nach 1809 als or-
 Prof. der Theologie in die dortige theologische Facultät ein. Unerwartet schnell
 folgte er 1810 einem neuen Rufe an die neugestiftete Universität in Berlin.
 theologische Facultät in Breslau bewies ihre Anerkennung durch ungesuchte
 dung des theologischen Doctorgrads. Durch s. akademischen Vorträge
 er die Geister anzuregen und die Herzen der Jünglinge mit Liebe ebenso wol
 Wissenschaft als zu ihrem Lehrer zu erfüllen. Die Resultate seiner Forschun-
 nächst zum Behufe s. Vorlesungen angestellt, machte er dem größern Publi-
 Schriften bekannt, die ihm bald einen sehr günstigen Ruf verschafften, und
 wir hier nur die „Beiträge zur Einleitung in das A. T.“ (1806—7), „Lehr-
 hebr.-jüd. Archäologie“ (1814), „Lehrbuch der histor. kritischen Einleitung
 A. T.“ (1817) erwähnen, von welchem letztern eine erste Aufl. 1823, und
 2. Thl. erschienen ist. Er vereinigte mit der zu diesen Untersuchungen un-
 lichen umfassenden Gelehrsamkeit eine von dogmatischen Fesseln freie Denk-

weise und philosophischen Scharfblick. Dadurch ward er freilich zu manchen den gewöhnlichen Annahmen abweichenden Ansichten geführt und zu Hypothesen, welche nicht ohne Widerspruch blieben, z. B. daß die 5 Bücher Moses eine Sammlung von einander unabhängig entstandener Bruchstücke aus sehr verschiedenen Zeiten seien, die von einem erst gegen die Periode des Exils hin lebenden Schriftsteller zu einem epischen Gedichte zusammengereicht worden wären, welches die Vertheilung der Theokratie zum Gegenstande gehabt hätte. Mit allgemeinem Beifalle gegen ward die in Vereinigung mit Augusti von ihm bearbeitete Übersetzung sämmtl. biblischen Bücher aufgenommen (Heidelb. 1809—11, 5 Bde.), und darunter wollten namentlich die von de W. gearbeiteten Stücke, besonders die Psalmen, für die gelungensten Theile erklären. Aber auch auf Gebiete der systematischen Theologie sind aus seinem Geiste sehr bemerkenswerthe Erscheinungen hervorgegangen. Bei der systematischen Darstellung seiner Theologie ging er von dem philosophischen System seines Freundes Fries (s. d.) aus und legte seine dadurch gewonnenen Ansichten in der Schrift dar: „Über Religion und Theologie“ (1815 und 1821), einer der wichtigsten Beiträge der neuern philosophischen Kritik der Dogmatik, in welcher die Thatfachen und Dogmen des Christenthums als zeitlich gefasste Symbole der ewigen, in der Vernunft liegenden Ideen aufgestellt sind. Nicht minder die Farbe der Fries'schen Philosophie ist s. „Biblische Dogmatik des A. und N. T.“ (1813 und 1818). Die „Ehre und Sittenlehre“ hat er gleicherweise nach einem ihm ganz eignen, auf Fries'sche Anthropologie gebauten System in 3 Bdn. (1819—21) bearbeitet, und dabei auch die Moral gezogen, die man sonst nur zur Dogmatik rechnete, wie er denn in beiden Naturen in Christo als der Basis der christlichen Moral ausgeht. Während der Ausarbeitung dieses Werkes nahm das Schicksal des in steter akademischer Wirksamkeit unermüdet thätigen, hochverehrten Mannes eine wunderbare Wendung. De W. hatte auf einer Reise in das Fichtelgebirge im Herbst 1818 dem Vaterhause Karl Sand's (s. d.), den er nur zufällig und auf kurze Zeit in Jena gesehen hatte, gastfreundliche Aufnahme gefunden, weil die Begleiter seiner Gesellschaft er reiste, von dem jungen Sand an seine Ältern ein Empfehlungsschreiben erhalten hatten. Er hatte in den Ältern des Unglücklichen sehr werthe Menschen erkannt, und fühlte sich daher durch sein Herz gedrungen, auf die erhaltene Kunde von der blutigen That, der gebeugten Mutter seine Teilnahme in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 zu bezeugen. Auf einmal er am 28. Aug. 1819 auf außerordentlichen königl. Befehl vor den akademischen Senat gefordert und mit Vorlegung einer Abschrift s. Briefes befragt, ob er diesem Briefe als dem seinigen bekenne. Er leugnete nicht, daß er einen Brief jener Art geschrieben habe, versicherte aber, daß er nach 5 Monaten nicht mehr wisse, ob diese Abschrift auch wirklich dem Originale völlig gleichlaute, und er um die Vorlegung s. eignen Handschrift bitten. Dem akademischen Protokoll nach Vernehmung legte er eine Erklärung bei, in welcher er nachwies, daß der Brief, zufolge der ihm vorgelegten Abschrift, die meuchelmörderische That nicht nur gebilligt, vielmehr verworfen, und nicht bloß als ungesetzlich, sondern als unsittlich verworfen und ausdrücklich erklärt habe, daß er nie zu einer solchen That mahnen und rathen werde.*) Und wenn das Urtheil hier und da im mildern

*) In de Wette's Trostschreiben an die Justizräthin Sand vom 31. März stand Folgendes: „So wie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. — Die That ist — allgemein gethet — unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt das ungerechte Mittel“.

Verbrechers Person schonendern Tone ausgesprochen sei, so müsse man bedenken, daß f. Schreiben, ein bloßer Privatbrief, zum Troste einer Mutter habe dienen können. Zugleich bat er um eine förmliche Untersuchung vor einem Gerichte sachkundiger Männer. Dieser Erklärung und Bitte ungeachtet ertheilte ihm das Ministerium am 30. Aug. ohne Weiteres die Weisung: „daß, da er die in f. Schreiben ausgesprochene Rechtfertigung der von Sand verübten Mordthat auch jetzt noch nicht widerlegen könne, Se. Maj. der König es für eine Verletzung Ihres Gewissens annehmen würde, wenn Sie einem Manne, der den Mordmord unter Bedingungen und Voraussetzungen für gerechtfertigt halte, den Unterricht der Jugend noch anvertrauen wollten, und es werde ihm hiermit seine Entlassung von seinem Amte angekündigt“. — Der akademische Senat selbst verwendete sich noch einmal für den Beschuldigten, und versuchte es, das verhängnißvolle Schreiben in ein besseres Licht zu stellen, empfing aber eine sehr nachdrückliche Zurechtweisung. Deßwegen beschloß er seinen Abgang von Berlin in ehrerbietigen und sehr würdigen Schreiben an Se. Maj. den König, den Minister v. Altenstein und den akademischen Senat, welcher letztere ihm eine sehr ehrenvolle Antwort ertheilte. Die vom Ministerium ihm angetragene Auszahlung eines Quartiergehaltes von 375 Thlr. lehnte er mit Freimüthigkeit und Ernst ab und zog sich in sein Vaterland zurück, ohne die mindeste Aussicht, irgendwo — als ein Vertheidiger des Mordmordes — eine Anstellung finden zu können. (S. „Actensammlung über die Entlassung des Prof. de Wette vom theolog. Lehramte in Berlin; von ihm selbst herausgegeben“, Leipz. 1820.) Sein hartes Schicksal hatte ihm jedoch die aufrichtige Theilnahme seiner Mitbürger und Zeitgenossen in allen Gegenden Deutschlands erworben, und er empfing davon in Weimar, wo er nunmehr privatisirte, vielfältige Beweise. Während seines dasigen Aufenthaltes vollendete er die Herausgabe f. „Lehre“, bereitete eine kritische Ausg. der sämmtl. Werke Luther's vor (wozu 1. Thl., die sämmtl. Briefe Luther's, Berlin 1825, bei Reimer erschienen) und schrieb das vielgelesene Werk: „Theodor, oder die Weihe des Zweiflers“ (Leipz. 1822), welches im Gewande einer Biographie auf eine höchst anziehende Weise und in einer blühenden Sprache seine damaligen Ansichten von den wichtigsten Gegenständen der Dogmatik, Moral, Ästhetik und Pastoraltheologie darlegt und, in dieser Zeit geschrieben, einen herrlichen Beweis von der Echtheit seiner Seele über die Härte seines Geschickes liefert. Zu derselben Zeit regte sich auch in ihm mit großer Lebhaftigkeit der Wunsch, im Predigerberufe einen wirklichen Wirkungskreis zu finden. Er betrat daher an mehreren Orten seines Vaterlandes die Kanzel und machte einige f. Vorträge durch den Druck bekannt. So ward die Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig veranlaßt, ihn zu ihrer Bewerbung um die bei ihr erledigte zweite Predigerstelle einzuladen. Er wurde bei der Einladung, hielt, auf die feierlichste Weise empfangen, eine Gastpredigt am 1. Febr. 1821 und ward mit völliger Stimmeneinheit erwählt. Allein die da-malige vormundtschaftliche Landesregierung versagte der Wahl ihre Bestätigung, ja der Landesherr selbst, bis zu dessen Regierungsantritt die anderweitige Wahl nicht worden war, konnte nicht bewogen werden, sie zu gewähren, obgleich 3 von der Landesregierung der Gemeinde von den theolog. und philosoph. Facultäten zu Jena eingeholt ergangene Gutachten einstimmig erklärt hatten, daß der D. de W. durch sein an Sand's Mutter der Verwaltung eines geistlichen Amtes sich durchaus würdig gemacht habe. Und so folgte denn de W. einem unterdessen an ihn gekommenen ehrenvollen Rufe zu einem theologischen Lehramte an der Universität zu Jena, wohin er im Frühlinge 1822 abging, ungeachtet ihm die Gemeinde in Braunschweig jährlich 800 Thlr. Wartegeld auf 2 Jahre zusicherte, wenn er diesen ablehnen wollte. (S. „Beiträge zur neuesten Gesch. des Protest. in Deutschland“, von Venturini, Leipz. 1822.) Durch seine Vorlesungen und Predigten er-

warb er sich in kurzer Zeit die allgemeinste Achtung unter seinen neuen Mitbürgern. Davon zeugte unter Anderm recht deutlich die Theilnahme an s. „Vorlesungen über die Sittenlehre“ (Berlin 1823, 2 Bde.), welche für ein gemischtes Publicum gehalten wurden, bei denen selbst Frauen unter den Zuhörern sich einfanden. Zu ihm sind von ihm erschienen: „Predigten“ (1826—27) und „Vorlesungen über Religion, ihr Wesen, ihre Erscheinungsformen“ (Berlin 1827).

Wetter, der verschiedene Zustand der Atmosphäre rücksichtlich ihrer Feuchtigkeit, Feuchtigkeitsgrad etc. Er wird vom herrschenden Winde bestimmt. Der Wind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind mit Gewitter, Ostwind trockenes, helles Wetter, Nordwestwind Strichregen, abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt auf seine Weise auf das Barometer, welches deshalb auch **Wetterglas** benannt wird.

Wetterau ist der Name eines ebenen, zum Theil von Bergen begrenzten, sehr fruchtbaren Landstrichs, der größtentheils in dem jetzigen Großherzogthum Hessen (= Darmstadt) liegt, von dem kleinen Flusse Wetter, der bei Laubach entspringt und bei Assenheim in die Nidda fällt, den Namen hat, und sich in seiner größten Länge 11 Stunden weit von Höchst am Main bis Nidda, und in seiner größten Breite von Oberroßbach bis Büdingen 8 Stunden weit erstreckt. Sie enthält 10000 M., und ihr Haupterzeugniß ist Getreide, wovon sie einen großen Theil an die benachbarten Gegenden ablassen kann. Auch wird starker Obstbau getrieben. In dem sonstigen Reichstage waren die Reichsgrafen und Herren in 4 Collegien getheilt, wovon eins das wetterauische hieß.

Wetterleuchten, eine feurige Lufterrscheinung, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht bloß am bewölkten, sondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man alsdann zu sagen: Wetter kühle sich. Es hat mit dem St.-Elmsfeuer oder den Wetterlichtern im Allgemeinen denselben Ursprung, d. h. es brechen aus einer mit Elektricität überladenen Luft oder aus solchen Wolken die elektrischen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen, in so beschaffenen Wolken, die elektrische Materie höchst wahrscheinlich nicht in so großer und dichter Menge vorhanden ist, wie zu einem Blitze erfordert wird, so das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Man nimmt an, daß das Berührtwerden eines mit Elektricität überladenen Lufttheils oder einer solchen Wolkenmasse von den im Luftkreise befindlichen unelektrischen Dünsten oder aufsteigenden Gasarten diese Erscheinung hervorbringe, ungefähr auf dieselbe Weise wie wenn man im Finstern mit der Hand oder mit einem Stückchen Holz über eine Menge zerschlagener feiner Zuckerstückchen herfährt, oder sie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerstückchen ein leuchtender Schein hervor. Zu diesem Wetterleuchten in der Nähe und am heiteren Himmel muß auch noch der Wiederschein oder das Leuchten der Blitze von entfernten Orten am tiefen Horizonte gerechnet werden. Nachdem die starken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber schon vielleicht 5—20 und mehr Meilen weit gezogen sind, sieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entzündeten Dunstmassen bald kleinere, bald größere in den verschiedenen Breiten und Höhen sich ausdehnende Lichtscheine hervorjittern und aufstrahlen, auf die aber kein Donner gehört wird.

Wetterlichter, auch St.-Elmsfeuer, nennt man eine gewisse würdige Erscheinung an hohen in die Luft ragenden Körpern, vorzüglich an den Spitzen der Mastbäume, an welchen man bei einer Gewitterluft zuweilen rauchende Flammen wahrnimmt, welche, ohne jedoch Schaden zu thun, eine Zeitlang dauern; sie erscheinen gemeiniglich bei starkem Winde, und werden doch von ihm nicht bewegt. Die neuern Lehrer in der Physik nehmen diese Wetterlichter ab

er in Spizen und Ecken eindringenden Electricität an; und man hat, selbst an
lichen und thierischen Körpern dergleichen Erscheinungen wahrgenommen.

Wetterscheide (Wetterscheidung) wird in der Sprache des gewöhnlichen
die Dunstkreisstelle in einer gewissen Gegend genannt, wohin sowol Gewit-
Strichregenwolken zu ziehen, oder wo sie sich zu zertheilen pflegen. Wenn
man darauf Acht gibt, so wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wol-
ken, wenn diese nicht von einem vorherrschenden Winde getrieben werden,
er nach Hügeln und Gebirgen, oder auch nach Seen, Wäldern und großen
hingeleitet wird. Es kommt dabei immer auf die Lage einer Gegend an.
In Ort auf einer Anhöhe, die in einiger Entfernung von Seen oder Waldun-
gen großen, breiten Flüssen umgeben ist, so theilen sich die Wolken meistens
an Seiten der Anhöhe, und es wird nur selten im Sommer ein Gewitter
regen über jenem Orte erscheinen. Die anziehende Ursache liegt höchst wahr-
scheinlich in der Ab- und Ausdünstung der Berge, der Waldbäume oder der Was-
sen, die sich im Umkreise eines Ortes befinden, den man alsdann die Wetter-
scheide nennt. Diese Dunstsäulen sind in den Sommertagen weniger sichtbar, aber
vorhanden, und haben eben wegen ihrer Affinität (Wahlverwandtschaft)
eine Neigung zu den über ihnen schwebenden Dünsten, die sich ebenfalls nach je-
nen ziehen.

Wetterstrahl, s. Bliß.

Wettin (Grafen v.), eine im Mittelalter berühmte Familie, von welcher
mehlichen jetzt regierenden sächsischen Häuser abstammten. Die Grafen v.
hatten ihren Namen von Wettin, einem slawischen Orte in dem ehemaligen
nise des Herzogthums Magdeburg, in dessen Nähe das Stamm- und Resi-
enz dieser Grafen sich noch jetzt befindet. Sie scheinen jedoch nicht slawischer
stammig gewesen zu sein. Die ehemalige Sitte, den Ursprung der meisten angese-
hnen Häuser in Deutschland von dem bekannten Heerführer der Sachsen,
Albino (s. d.), herzuleiten, machte, daß man ihn auch für den Ahnherrn der
Grafen Wettin, mithin des ganzen sächsischen Hauses, ausgab. Aber diese Be-
ziehung gehört, ungeachtet der Stammtafel, welche die sächsischen Genealogisten
ordentlich Gensler geliefert haben, unter die Fabeln. Nach einer andern auf
historischen Gründen beruhenden Meinung soll Burckard, Herzog von Thüringen,
J. 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinschaftliche
Vater der Grafen v. Wettin und der nun ausgestorbenen Grafen v. Mans-
feld sein. Der erste dieser Familie, der mit Bestimmtheit von den Geschicht-
schreibern jener Zeit erwähnt wird, ist Dietrich, Graf v. Wettin, ein tapferer Krie-
ger, der keines Andern Lehnmann war. (Die Geschichtschreiber nennen ihn:
"egregiae libertatis".) Er starb 982. Von seinen beiden Söhnen folgte
der älteste, Dedo, als Graf v. Wettin, der jüngere, Friedrich, erhielt die Graf-
schaft Eilenburg, die nach seinem unbeerbten Tode (1017) an des bereits früher
verstorbenen Dedos Sohn, Dietrich II, Grafen von Wettin, fiel, der auch den Gau
(Siusli) besaß. Von den 6 Söhnen Dietrichs II. wurde der älteste, Fried-
rich, Bischof von Münster; der zweite, Dedo, erhielt ungefähr um 1031, nach
dem Tode des lausitzischen Markgrafen Odo, die Markgrafschaft
und als 1068 Eckbert I., Markgraf von Meißen, starb, erwarb er sich auch
die Markgrafschaft. Dedos nachmalige Unternehmungen sind in die Geschichte des
Heinrich IV. verflochten. Dedo starb 1075. Sein Sohn, Heinrich der Ältere,
in Eilenburg, und dessen Sohn, Heinrich der Jüngere, besaßen die Markgraf-
schaft Meißen nur einige Zeit, und ihre Geschichte ist dunkel. Nach des Letztern
(1127) trat Konrad, Graf v. Wettin, dessen Vater Thym zweiter Bruder
war, in seine Rechte, erbtte seine Patrimonialgüter, wozu auch die Grafschaft
Meißen gehörte, und wurde vom Kaiser Lothar mit der Markgrafschaft Meißen

belehnt; auch erhielt er (1136) die östliche Mark oder das nachmalige Markgrathum Niederlausitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen, und er war der angesehensten und mächtigsten Reichsfürsten. Kurze Zeit vor seinem Tode (1157) theilte er seine Länder unter seine 5 Söhne. In der Markgrafschaft Sachsen folgte ihm Otto der Reiche, von dem zu seiner Zeit äußerst ergiebigen Erze der Bergwerke zu Freiberg so benannt. Diesem folgte sein ältester Sohn, Albrecht der Stolze, und als dieser (1195) ohne Kinder starb, der jüngste, Dietrich der Bräutigam. Dietrichs Enkel war Friedrich der Gebissene (admoratus), und dessen Sohn Friedrich der Streitbare, den Kaiser Sigismund (1423) mit dem Herzogthum Sachsen und der damit verbundenen Kurwürde belehnte. (Vgl. Sachsen.)

Wettrennen der Pferde. Dieses der engl. Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest (das auch von mehreren deutschen Fürsten, und namentlich Königen von Baiern und Württemberg, in ihren Staaten eingeführt worden ist) fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbst oder Frühlinge) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Alle Borne, Reiche und Arme, nehmen an diesem Feste Theil. Zu New-Market werden jährlich außer den Kleinern, noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Fahrer nebst einer Menge Glücksspieler sich einsinden. Für jedes Pferd, das mitwird, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfes, bis 100 Guineen und darüber. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinn des Tages. Die Anordnung der Feste und die Entscheidungen gehören vor gewisse Privatpersonen (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung ganz unabhängig sind; doch gibt letztere (seit den Zeiten der Königin Elisabeth) goldene und silberne Schalen, als außerordentliche Preise bei den großen Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten werden. Indes merkt man bei der Zucht der Wettrenner mehr auf die großen Verkaufspreise und das Springgeld (jedemal 3—30 Guineen und darüber) als auf jene Gewinne, die der schönste Renner kann überwunden werden, ohne deshalb seinen eigentlichen Werth zu verlieren. Darum sind die Wettrennen kein bloßes Glücksspiel, sondern äußerst wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Vereblung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Art abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf Stuten als wohlgebaute Stuten von reinem Stamme gesehen habe. Nichts geht über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Fütterung wird dabei Rücksicht genommen. In ihren Ställen sind sehr oft Dfen, und Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die Zeit des Rennens herannahet, werden sie purgirt, klystirt u. s. w. Sie sind daher oft so weichlich, daß jedes rauhe Wort sie krank macht. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Plage statt, wo ein dreieck- oder eckelförmiger Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche ein Rennpferd laufen muß, beträgt 4 engl. Meilen. Da ein Pferd gerade so viel tragen muß als das andre, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockeys nebst den Sätteln und Zäumen und Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorne, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Rennen beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8—9 Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd 3 Mal in einem Nachmittag gelaufen und jedesmal gewonnen, also über 2½ deutsche Meilen in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und

ab die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa wegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben. Stallknechte nehmen die in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, besonders die, mit Stroh wischen, und zuletzt gießen sie ihnen spanischen Wein, einigen Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt und bis zu einem andern hin herumgeführt.

Wehel (Friedrich Gottlob), D. med., geb. 1780 in Baugen, gest. 1819 in Baugen. Sein Vater war Tuchmacher in Baugen, und seine beschränkten Verhältnisse konnten dem Sohne auf der Schule und Universität fast gar keine Stütze zukommen lassen. Aber die freie Dichterseele des Jünglings bedurfte von Außen, genugsam in ihrem Innern ausgestattet, und er verlebte seine ersten Jahre in Leipzig und Jena bei aller Beschränktheit heiter und froh. Innerm sich wol manche unserer Leser noch der frischen, regsamen Jünglingszeit, die ohne Kopfbedeckung, an die sich W. sein ganzes Leben hindurch nicht gewöhnen konnte, mit bloßem Halse 1800 und 1801 in Leipzigs Promenaden den Vorübergehenden auffiel. W. vertauschte Leipzig mit Jena, und es konnte nicht anders, Schelling's tiefes Wort mußte den jungen Schüler Askulaps mächtig erschauern. Er bildete hier sich rasch und gediegen aus und eignete sich so einen Fonds an, der ihn in der Folge zu keiner Zeit weder nach Innen noch nach Außen fallen ließ. 1802—5 verlebte er in verschiedenen Gegenden Sachsens, besonders in den Thälern des Thüringerwaldes, heitere Tage, ohne durch einen bestimmten Beruf sich binden zu lassen; er schrieb mancherlei und sicherte durch den Ertrag eine bessere Lage. Damals fand auch sein Herz die geistvolle Joh. Heuäcker, früher an Hammerwerke Kaskhütte, später in Arnstadt wohnhaft, mit welcher er sich heimlich verband. Mit seiner Gattin zog er im nämlichen Jahre zu seinem alten Freunde, dem jetzigen Prof. Schubert in München, der sich damals in Dresden aufhielt, und in dieser Heimath der Kunst und der edlern Wissenschaft vollendet nach allen Seiten hin seine schöne und gediegene Bildung. Er hielt Vorlesungen über den Homer, und sah mit reger Theilnahme die wunderbaren öffentlichen Ereignisse von 1806 und 1807 an sich vorübergehen, die er schon prophetisch vorher in s. „Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands.“ mit wahrhaft Johanneischem Geiste verkündigt hatte. Sein Freund Schubert wurde nach Nürnberg gerufen, und dieser zog ihn nach Bamberg, wo er 1810 die Redaction des „Fränkischen Merkurs“ übernahm, der unter seiner Leitung sich bald zu einem der bedeutendsten politischen Blätter Deutschlands erhob. Die neue Bürgerschaft in Baiern mußte er mit vielen Kämpfen erringen, aber es war es eben dieser Kampf, der ihn in Kurzem in Bamberg so beliebt und mächtig machte, daß er einen Marcus, einen Hornthal u. s. w. unter seine Freunde und Beschützer zählen konnte. Nur spärlich ernährte ihn und seine mit 5 Kindern bestehende Familie das Zeitungsinstitut; aber sein glückliches Talent, die entscheidende Zeit von 1813 und der folg. J. zu eindringenden Volksliedern zu benutzen — Talent, worin er mit seinem Freunde Freimund Reimar wetteiferte — machte ihn zum Manne des Volks, und er fühlte sich ungemein heiter und glücklich in dem neuen Bamberg. Schon 1819 endete er sein Leben an einer Brustentzündung, Nervenfieber überging, und Krankheit und Tod des Trefflichen erhielten durch die Leherversuche des nachmals als Wunderthäter so bekannt gewordenen v. Hohenlohe- (s. d.) Waldenburg-Schillingsfürst, damaligen Generalraths in Bamberg, eine Öffentlichkeit, die den todtkranken W. als einen lebendigen, reblichen protestant. Christen darstellte. Er starb protestantisch und wurde protestantisch begraben. Seine schriftstellerische Thätigkeit beweist, wie viel er leisten können, wenn er in einer sorgenfreien, unabhängigen Lage die Bereinigung der Literatur zu seinem Geschäfte gemacht hätte. Eine Bibel und ein altes

Gesangbuch machten seine ganze Bibliothek aus. Seine mit wahrhaft Shakspeare'schem Geiste ausgeführte „Jeanne d'Arc“ (Leipz. und Altenb. 1817) hat bei allen die Anerkennung gefunden, daß sie, was die Anlage und scenische Behandlung betrifft, besonders auch wegen der viel größern Treue, mit welcher sie der Geschicht folgt, ihrer großen Vorgängerin, der Schiller'schen „Jungfrau von Orléans“, unwürdig sei. Sein „Hermannfried, letzter König von Thüringen“, Trauerspiel, gehört zu den originellsten Productionen der neuern Melpomene. Die „Euphrosyne“ (Bamb. 1814—18, 2 Bdn.) enthalten viele originelle und fröhliche Dichte, und u. A. auch Bearbeitungen einiger Stoffe der Edda. Es ist zu bedauern, daß die darin angekündigte ausführlichere Bearbeitung der nordischen Sagen nicht erscheinen konnte. Man hätte f. humoristischen Schriften, namentlich „Hoceros“ (Münch. 1810) und f. „Prolog zum großen Magen“, immer nur aus dem gemüthlichen Standpunkt auffassen sollen, auf welchem unsern mit wahrhaft Shakspeare'schem Witz begabten Verf. seine Freunde sahen, so würde man sie beurtheilt haben. Seine „Kriegslieder“ und f. poetischen Gaben in mehreren alten Almanachen bezeugen seine reine, schöne poetische Natur, die sich auch in anonym erschienenen Schriften, z. B. „Sieg über die Hypochondrie“, „Briefe über das Broron'sche System“ u. s. w., nicht ganz verleugnen konnte. Seinen Lesern wird der gemüthliche, geistvolle, nie auf den rechten Schauplatz seiner Dichterkraft gestellte, immer aber seine Umgebungen freundlich gestaltende Sänger gefällig sein.

Wehstein. Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wezen und Schneiden von Messern und andern Schneidwerkzeugen tauglich, vornehmlich aber der Schiefergattung von splitterigem Bruch, halbharter Substanz und grünlich gelblichgrauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wehstein findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, worauf geschliffen werden sollen.

Weyde (Roger oder Roger von der), ein alter niederländischer Maler, von Brüssel gebürtig, um 1500 blühte. Seine Bilder sind durch Kraft und Ausdruck ausgezeichnet. Er malte auch Portraits und starb an einer Krankheit am 15. Jan. 1529. In dem Rathhause zu Brüssel finden sich 4 Hauptbilder von ihm, worunter das eine von dem erschütterndsten Ausdrücke sein soll. Es stellt den sterbenden Greis, der seinen verbrecherischen Sohn zum letzten Mal umarmt, während er ihn zugleich der Strafe hingibt. Vielleicht ist auch die Anbetung der Könige in der Wiener Galerie diesem Roger angehörig.

Wezel (Johann Karl), geb. am 31. Oct. 1747 zu Sondershausen, auch, nachdem er 34 J. lang des Gebrauches seines Verstandes beraubt war, am 28. Jan. 1819 starb. Nach seinen vollendeten Schul- und akademischen Studien hielt er sich eine Zeitlang in Berlin als Hauslehrer, dann bald in Leipzig, Wien, bald wieder in Leipzig auf, und beschäftigte sich, als Privatgelehrter, mit Schriftstellerei. Er war einer der fruchtbarsten Romanschreiber und Lyriker; und obgleich mehrere f. Arbeiten das Gepräge der Eile, mit welcher sie geschrieben wurden, an sich tragen, und einzelne Partien oft zu gedehnt durchgeführt sind, vermißt man doch in denselben weder Gewandtheit des Geistes, noch lebhaftere Phantasie, Witz, Laune und treue Schilderung. Sein „Versuch über die Kenntniß der Menschen“ (Leipz. 1784—85, 2 Bde.) zeugt von Welt- und Menschenkenntnis. Seine Romane: „Lebensgeschichte Tobias Knaut's des Weisen“ (Leipz. 1775, 4 Bde.); „Belphegor“ (1776, 2 Bde.); „Ehestandsgeschichte des Philister Marks“ (1779); „Kadelach, oder Geschichte eines Rosenkreuzers“; „Hermann und Ulrike“ (1780, 4 Bde.); „Wilhelmine Arend, oder die Gefahren der Einsamkeit“ (1781, 2 Bde.); „Prinz Edmund“ (1785); „Satyrische Erzählung“

—78, 2 Bde.) u. a. fanden zum Theil bei den Zeitgenossen eine freundliche Aufnahme, machten aber doch nur ein vorübergehendes Glück. Seine „Lustspiele“ (—86, 4 Bde.), in welchen er sich den Marivaux zum Vorbilde genommen schien, gefielen beim Lesen besser als sie bei der Vorstellung gefallen haben, weil die Dialogen in denselben oft sehr rasch, kurz und zu gedrängt sind. Er ist auch „Robinson Crusoe“ (1779); „Cook's dritte und letzte Reise“ (1788) aus dem Englischen; die Campe'sche Bearbeitung des „Robinson“ fand man anziehender. Seine Schrift: „Über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen“ (Leipz. 1781), verwickelte ihn in eine literarische Fehde mit dem damaligen Prof. D. Platner in Leipzig (s. d.). Mehrere Jahre nachher verfiel W. in einen völligen Geisteszerrüttung, in welchem er sich, wie öffentliche Blätter sagten, für einen Gott hielt, über seine Bücher die Inschrift: „Opera Dei“ wegschrieb, und, allen Besuch ablehnend, sich Nägel und Bart wachsen lassen. In diesem traurigen Zustande lebte er 34 Jahre, von wohlthätigen Menschen besucht, in seiner Vaterstadt, bis der Tod diesen unglücklichen Zustand endete. Der Versuch, ihn durch Hahnemann in Hamburg herstellen zu lassen, mißglückte. In seinem Nachlasse sind noch einzelne Stücke in neuern Taschenbüchern gedruckt.

11.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsstadt des oberrheinischen Kreises, welche im Schutze des Landgrafen von Hessen-Darmstadt stand, der hier auch eine Residenz hielt, seit 1814 zur preuß. Prov. Niederrhein, Regierungsbezirk Koblenz, gehört, liegt in einer romantischen, bergigen Gegend, an der Lahn, über welche eine steinerne Brücke führt, und welche hier auch die Dill und Wezbach aufnimmt. Sie ist altmodisch gebaut, hat größtentheils abhängige Straßen, wegen der Lage am Abhange eines Berges, und zählt 6 Kirchen, 750 H. und 4200 E. Das würdevollste Gebäude ist die ansehnliche Domkirche. In dem stattlichen Rathhause, an welchem zur Zeit des römischen Reichs gegen 100 J. gebaut wurde, hat die preuß. Regierung vollendet, sind 80,000 Proceßacten aufbewahrt. Das ehemalige Reichskammergerichtsgebäude ist eine Caserne. An Fabriken fehlt es, und die Einw., die sonst ihren meisten Unterhalt von dem hier befindlichen Reichskammergerichte zogen, leben von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, z. B. Garten- und Obstbau und einer nicht unbedeutenden Krämerei mit allem von Waaren. 1693 wurde das jetzt seit 1806 aufgelöste Reichskammergericht hierher verlegt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1806 wurde die Stadt nebst ihrem kleinen Gebiete, unter dem Titel einer Grafschaft dem damaligen Reichserzkanzler, nachmaligen Großherzog von Frankfurt, zugetheilt; 1814 kam sie unter preuß. Hoheit.

Wahaby, s. **Wahaby**.

Whigs, der Name einer Oppositionspartei in England, welche die Grundzüge der 1689 ausgebildeten britischen Staatsverfassung bezeichnet, gegen die Herrschsucht der Minister und gegen die Ausdehnung der Vorrechte der Krone zu behaupten sucht. Hume bezeichnet das Wesen eines Whig so: „Ein Freund der Freiheit, ohne der Monarchie zu entsagen“. Die Whigs, zu denen auch Burke, Lord Chatham, Sheridan, Whitbread, Ponsonby und viele andre berühmte Staatsmänner gehört haben, sind die gemäßigten Freunde des Volkes, dürfen nicht verwechselt werden mit den leidenschaftlichen Reformern, welche die bestehende Ordnung umstoßen wollen. Zu den letztern gehören Burdett, Cobbet, Hunt u. A., die theils wirkliche Verbesserungen, z. B. eine allgemeine Volksvertretung und eine strengere Sparsamkeit in der Finanzverwaltung (die eigentlichen Whigs) verlangen, theils aber auch auf Abänderungen in der Verfassung, z. B. auf jährliche Parlamentswahlen, bringen und dem Volke einreden, um es mit Haß gegen die Aristokratie des Reichthums und der Gewalt

zu erfüllen. Ihr übertriebener Whigismus wird in England mit dem Namen *democracy* bezeichnet. Zu den echten Whigs gehören jetzt der Herzog von Cumberland (Bruder Georgs IV.), die Herzoge von Bedford, Devonshire u. A., der Marquis v. Lansdown, die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w., die Commoners Tierney, Bennet, Brougham, Sir James Mackintosh u. v. A. In der Sitzung des Parlaments, die d. 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, haben die Parteien ihre Kräfte gemessen; weil aber der reine Whigismus auf die Seite der Minister, der Verfassung und der Eigenthümer getreten war, so konnte der Whigismus der Reformer seine Pläne nicht durchsetzen. Hierauf behaupteten die gemäßigten Whigs, vorzüglich durch Canning, ihre Stellung im Ministerium allein seit Wellington an die Spitze desselben getreten ist, herrschen die Ansichten der Tories vor. (Vgl. *Opposition* und *Tories*.) Unter mehreren Oppositionsblättern ist vorzüglich die „Morning Chronicle“ das Organ der Whigs.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. — In Schottland und Irland auch eine Art Branntwein.

Whiston (William), ein berühmter englischer Gelehrter, der (geb. 1667 in Northon) anfangs als Lehrer der Mathematik zu Cambridge einen solchen Ruf sich erwarb, daß Newton ihn selbst zu seinem Nachfolger in der Professur der Mathematik daselbst empfahl. Indes war doch sein Hauptstudium Theologie, Naturwissenschaften und Philosophie, auch ward er Vicarius zu Lowestoft. So blieb sein Ruf unangetastet, bis er 1708 eine Hauptlehre des Christenthums, die von der Unvergänglichkeit, zu bezweifeln anfang, welches ihn in so viele Verdrießlichkeiten jagte, daß ihm sogar 1710 sein akademisches Amt genommen ward. Man belangte ihn auch vor dem geistlichen Gerichtshofe; s. *Schriften* wurden verdammt, doch in Rücksicht seiner Bestrafung nichts weiter vorgenommen, und der Proceß am Ende liegen. Wh. aber blieb standhaft bei seiner Meinung von der Unvergänglichkeit, und begab sich hierauf mit seiner Familie nach London, wo er, um sich Unterhalt zu verschaffen, Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Er starb 1752, nachdem er sich auch noch durch Erfindung einer Maschine merkwürdig gemacht hatte, welche die vor Anker liegenden Schiffe gegen Ungewitter und gegen den Gewalt der Wellen schützte.

Whistspiel, ein aus England nach Deutschland verpflanztes Kartenspiel, welches seinen Namen daher hat, weil es große Aufmerksamkeit und deshalb viel erfordert.

Whitbread (Samuel), ein ausgezeichnetes Oppositionsglied im britischen Parlament, war der einzige Sohn des berühmten Bierbrauers und Parlamentsabgeordneten Samuel Wh., eines Mannes von seltenen Eigenschaften, der von wohlhabenden Landleuten abstammte, und durch Unternehmungsgeist, Fleiß und Thätigkeit das Vermögen seiner Familie gründete. Er errichtete mit einem Aufwande von 1000 Mill. Pf. St. das damals größte Brauhaus in London (und Europa) in Great Street. Ebenso groß war sein liegendes Besizthum; dabei unterstützte der Mann jede gemeinnützige Anstalt auf die großmüthigste Weise; er belohnte die Treue seiner Gehülfen, und hinterließ den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes und guten Bürgers. Sein Sohn, Samuel, geb. 1758, wurde als Graf Grey erzogen, wo der nachmalige Graf Grey zu seinen ersten Jugendfreunden gehörte. Hierauf studirte er in Oxford und Cambridge. Dann schickte ihn sein Vater auf Reisen, wo der geachtete Geschichtschreiber Core sein Führer und Freund war. Sie sahen zusammen Frankreich, Deutschland und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr heirathete er Miß Elisabeth Grey, die Tochter des nachher zum Grafen erhobenen Generals Sir Charles Grey, und seine Schwester wurde die Gemahlin des Schwagers, des Seecapitains Sir George Grey. 1790 wählte ihn die Stadt Bedford ins Parlament; auch ward er für jedes folgende Parlament auf den

11. Hier trat er sofort im Geiste einer männlich-freien Opposition auf die Seite Fox, indem er „dem blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Minister“ entgegenarbeiten und überall wachsam sein wollte: „Ne quid damni capiat respublica“. Deshalb rief er zur friedlichen Ausgleichung mit Spanien wegen des Bündnisses, und mit Rußland wegen Decjakow. Mit großer Beredtsamkeit unterstützte er den Antrag wegen der Abschaffung des Sklavenhandels. Aus der Geschichte parlamentarischen Thätigkeit führen wir Folgendes an. Er erklärte sich offen gegen den Krieg mit Frankreich 1793; in der Folge trug er stets auf Unterhandlungen wegen des Friedens an, und setzte seine Ansichten über das politische Verhältniß beider Staaten vorzüglich in einer Rede aus einander, die er 1800 gegen Staatssecretair Dundas (Viscount Melville) hielt. Mit unerschrockenem Muth vertheidigte er als ein echter Whig aus der alten Schule die Sache der Parliamentsformen und das Recht der freien Meinung in dem Proceß der Staatsgeheimnisse, die wegen politischer Äußerungen über die Ursachen des Kriegs und die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform als Aufrührer betrachtet wurden; doch wurde er für Palmer, Skirving, Muir und Gerald, die man nach Botanybay schickte, Nichts ausrichten. Am meisten erregte Wh. die Aufmerksamkeit des Auslandes, als er 1805 (8. April) Lord Melville, der an der Spitze des Admiraltätsamtes stand, wegen schlechter und eigennütziger Verwaltung des Schatzmeistersamtes öffentlich anklagte. Zwar traf dieser Vorwurf mehr die Unterbeamten; Pitt den Lord nicht vor einem Staatsproceß (Impeachment), der den 1. Juli 1806 seinen Anfang nahm, schützen. Melville legte seine Stelle nieder und wurde aus der Liste der königl. Geheimenräthe gestrichen. Wh. sprach bei dieser Gelegenheit bloß für die Sache, ohne die Person des Angeklagten anzugreifen; er lobte Talenten und übrigen Verdiensten, sowie der Verwaltung des nun verstorbenen Ministers Pitt, alle Gerechtigkeit widerfahren. Der Proceß dauerte nur 13 Tage und Melville ward d. 12. Juni losgesprochen. Die neue Verwaltung unter Lord Grafton (Wh.'s Jugendfreund und Schwager) und Lord Grenville fand in Wh. einen allgemeinen an Wh. eine kräftige Stütze; doch behauptete er auch gegen die Abhängigkeit und galt für einen unbeugsamen Mann. Offen und männlich entgegnete er die gehässigen Bemerkungen des Sir Francis Burdett in Ansehung des neuen Ministeriums. Es entstand hieraus zwischen beiden ein Zwiespalt, der ohne die Vermittelung der gegenseitigen Freunde einen Zweikampf gehabt haben würde. 1807 beschäftigte sich Wh. mit einer Prüfung der neuen Gesetze, die Armen betreffend. Als nach Fox's Tode die von ihm eifrig betriebenen Friedensunterhandlungen mit Frankreich sich zerschlugen, und nach Fox's Abgange aus dem Ministerium ein neues Parlament berufen wurde, hielt d. 28. April ein freimüthiges Schreiben über das Verhalten des Unterhause die Wahlmänner von Bedford. Auf's neue zum Stellvertreter der Nation ernannt, arbeitete er, um den sittlichen Zustand der Armen zu verbessern, an der Reform des schottischen Parochialsystems in England; doch konnte er kein Geheiß zu Stande bringen, sondern bloß Privatunternehmungen durch sein Beispiel unterstützen. Als bald darauf Bonaparte Spanien überzog, sprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der spanischen Nation. Ebenso nachdrücklich unterstützte er mehrere Beschlüsse des wiener Congresses, vorzüglich die in Ansehung Sachse, daß die Königin von Sachsen selbst einmal bei Tafel sich dankbar äußerte, daß sie die edle Theilnahme des Herrn Whitbread an dem Schicksale ihres Gemahls zu schätzen wisse. Die Aechterklärung, welche der Congress gegen Napoleon als dieser von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, besonders wenn ihm einen Meuchelmord zu billigen schien. Ebenso tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrscher 1815 als unpolitisch, und mißbilligte durchaus jeden Versuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzusetzen, oder den Franzosen eine Restauration. Siebente Aufl. Bd. XII.

gierung vorzuschreiben. Indes gab er, ohne darum von jenen Grundsätzen abzuweichen, seine Stimme zu Errichtung eines Denkmals für den Sieger von Waterloo. Bei dieser tief eindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, der vielfachen Aufsicht auf seine Brauerei, auf seine Landgüter und sein Hauswesen, das allein einen Mann von herculischer Thätigkeit erforderte, schloß er sich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchst verworrenen Angelegenheiten des Drurylane-Theaters zu besorgen. Es gelang ihm, die verschiedensten Rechnungen in Ordnung und den prächtigen Aufbau des neuen Schauspielhauses 1812 zu Stande zu bringen. Allein so viel anstrengende Arbeit erschöpfte seine Gesundheit. Seine Gestalt verfiel, sein Muth sank; er fühlte sich laß und dabei reizbar, und glaubte zuletzt sich von der öffentlichen Meinung verachtet zu sehen. Da fand man ihn eines Morgens, 6. Juli 1815, todt in seinem Blut durchschnittenen Kehle, das Rasirmesser auf der Erde. Das Urtheil der Jury sagte aus: „Samuel Whitbread starb von seiner Hand, in einem Augenblicke von Geisteszerrüttung“. Als Privatmann war Wh. ein glücklicher Gatte und Vater von 5 Kindern, wovon ihn 4, darunter 2 Söhne, überlebt haben. Er war trefflicher Haushalter und ein eifriger Landwirth. Seine Güter waren Muster für eine gute Landwirthschaft. Als feiner Kenner und Beförderer der schönen Künste schmückte er seinen prächtigen Landsitz in Bedfordshire mit Gemälden von den besten Meistern. Treu in der Freundschaft, ohne Persönlichkeit in Streitfachen, er war fest, oft rauh und gebieterisch; doch streng gerecht, ein thätiger Freund der Wissenschaft und des Schulwesens. Seine Freunde nannten ihn den britischen Cato.

Whiteboys, Parteiname der den **Drangemen** (s. d.) in Irland überstehenden Faction der ärmern kath. Volksclasse. Der bereits über 30 Jahre bestehende Verein dieser Banden heißt **Whiteboyism**, Weißburschenschaft. Der Stoff bürgerlicher Zerrüttung ist seit längerer Zeit in Irland angehäuft: politische und religiöser Fanatismus, jakobinische Gleichheitschwärmerei und demagogischer Schwindelgeist, tiefgewurzelter Nationalhaß und seit Jahrhunderten von Vätern auf die Kinder fortgeerbte Rachsucht; dazu kommt noch in dem unruhigen und rohen Volkshaufen der Katholiken das zur Verzweiflung hintreibende Gefühl der Armuth und des Drucks der Abgaben, besonders der Pachtgelder und Steuern. Dieses seit Elisabeths Regierung oft erslickte, aber nie unterdrückte Aufgebot war vor einigen Jahren von neuem ausgebrochen. Mord und Verwundung waren besonders in den südlichen und westlichen Grafschaften das Geheiß bei Tage wie bei Nacht, und alle Leidenschaften der wildesten und verderblichsten Menschen fanden in den verschiedenen Parteien, die von Zeit zu Zeit offen, und öfters aber im Geheimen sich bekämpften, ihren Brennpunkt und Feuerherd. Unter den verschiedenen Sammelnamen der „Vereinigten Irländer“, als **Whiteboys**, **Levellers**, **Defenders**, **Ribbonmen** u. s. w., begingen die Verworfensten aus der gemeinen Volksclasse die blutigsten Ausschweifungen. Im Hintergrunde brütete der politische Haß Irlands gegen England, und der Schrei der Katholiken nach **Emancipation** (s. d.) und nach Abschaffung der Zehnten für die Geistlichen der engl. Kirche verbarg sich das Streben der Irländer (in der erst 1825 durch eine Parlamentsacte aufgelösten **Catholic Association** oder in dem kath. Verein zu Dublin, zu dessen ersten Rednern der berühmte **D'Connell** gehörte) nach Unabhängigkeit, oder wenigstens nach Befreiung vom bürgerlichen Joche, das seit Jahrhunderten britische und protestant. Eroberer die Grundeigenthümer der Insel unter sich vertheilten, der alten, stolzen und kühnen **Hibernia** aufgelegt haben. Man lernt den neuern Zustand Irlands aus dem Kampfe der verschiedenen Parteien daselbst aus 2 Schriften kennen, deren eine die dunkle Seite des einen oder des andern Theils der Schuldigen hervorhebt: aus den von **Thomas Moore** (s. d.) verfaßten „**Memoirs of**

„Captain Rock“ (London 1824) und aus der Gegenschrift: „Captain Rock de-“
 (London 1824). Thomas Moore wälzt alle Schuld des Unglücks von Ir-
 auf die hohe Kirche und den Zehnten. Der Verf. der Gegenschrift findet den
 alles Übels, das Irland zu Boden drückt, in der Habsucht der irländischen
 besitzer (Landlords), oder in ihrem aussaugenden Pachtsystem. Sie verzehren
 die hohen Pachtgelber in England, wodurch Irland dem Auslande gleich-
 bar wird. In Irland leben selbst nur so viele Engländer oder Protestan-
 Civil-, Militair- und geistlichen Stande, als nöthig sind, um die Einkünfte
 des Bodens zu erheben. Darum bezeichnete der Herzog von Devonshire im
 Parlament (29. Juni 1823) die Drangemen als eine politisch-protestant. Fac-
 Anglo-Irländern, die aus der großen Minderzahl der Bewohner bestehe
 allein die drückende Verwaltung des Landes in Händen habe. Da diese un-
 gegen den Volksgeist der alten Bewohner (und ehemaligen Grundeigen-
 der Insel ankämpfen müssen, so haßt sie der Irländer als Böllner, Steuer-
 Richter u. s. w., und sieht in ihnen bloß unerbittliche, grausame Peiniger.
 gegen aber sind jene zu Behauptung ihrer Rechte genöthigt, unter sich fest
 zuhalten. Sie haben daher jene allgemeine Verbindung geschlossen, deren
 bis in die Zeiten der letzten Eroberung Irlands 1690 fg. hinaufgeht, und
 der Drangemen trägt noch als Zeichen die Farben des Eroberers, des
 Dranien, König Wilhelms III., den damals der Protestantismus der
 auf den Thron des kath. Königs Jakobs II. erhob. Die gemeinen kath.
 haben dagegen die weiße Farbe zu ihrem Bundeszeichen gewählt und wer-
 diesem Grunde Whiteboys genannt. Sie halten ihre Zusammenkünfte des
 und verbinden sich durch Eide, keinen Zehnten zu entrichten, die Herab-
 Pachtgelber zu erzwingen und die Häuser der Obrigkeiten, die gegen sie
 sowie derjenigen Mitbürger, die nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache
 verbrennen. Seit der Union (1801) ist der Haß der „Vereinigten Ir-
 (besonders) und die Wuth der Banden aus dem Pöbel (der Whiteboys,
 Bandenmänner) noch heftiger geworden. Vergebens suchte der König
 Anwesenheit in Irland 1821 den Parteigeist zu versöhnen und die leiden-
 Protestanten, die Anglo-Irländer oder die Drangemen zur Mäßigung
 zu bringen. Allein diese hörten nicht auf, bei mehreren Anlässen in Dublin, vor-
 dem Jahrestage des Sieges, den Wilhelm III. am Boynefluß (11. Juli
 der Jakobs kath. Armee erschlug, durch Spottlieder, durch Bekränzung der
 Wilhelms III. u. s. w., die Irländer zu reizen. Dagegen begingen auch die
 solche Ausschweifungen, daß die Regierung im Dec. 1821 den Marquis
 einen von den Urhebern der Union, als Lordlieutenant (Statthalter)
 schickte, der, nachdem gütliche Mittel nichts fruchteten, die Banden
 durch Linientruppen zerstreuen und die Schuldigen hinrichten ließ.
 Parlament genehmigte daher den Vorschlag des Marquis v. Londonderry, die
 in Irland in Kraft zu setzen und die Habeas-Corpus-Acte eine Zeit-
 aufzuheben. Zugleich verbot Wellesley die Feier des Sieges am Jahrestage,
 an 200 protestant. Friedensrichter ab, welche Parteigeist oder Schwäche
 Drangemen gezeigt hatten. Dies reizte jedoch den protestant. Pöbel von der
 Faction in Dublin so auf, daß er im Theater den Statthalter des Königs
 beschimpfte. Mehrere Unruhlister wurden verhaftet, allein die Jury, wel-
 dem Einflusse der Drangemen stand, sprach sie los. Seitdem äußerte sich
 seitige Parteihäß zwischen den Drangemen, welche die Fesseln Irlands fest-
 und zwischen den Whiteboys, welche sie zerreißen wollten, bei mehreren Gele-
 während der kath. Verein in Dublin auf constitutionellem Wege den vol-
 aller politischen Rechte wiederzuerlangen bemüht war. Um dem Elend
 dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, trug die Opposition im Parlamente

(Juni 1823) auf eine gänzliche Umbildung der irländischen Gesetzgebung und Verwaltung an. Allein die Rechte des Eigenthums und des Besitzstandes ließ nicht zu; denn, wie Lord Liverpool im Oberhause sagte, sind $\frac{4}{5}$ des irländ. Grundeigenthums in den Händen der Protestanten *); diese aber auch zugleich, gebildetste und unterrichtete Theil des Volks; daher in Irland so Katholiken zu Verwaltungsstellen tauglich befunden werden. In Irland, entzweie nicht Religionshaß die Gemüther, sondern es sei ein Krieg der Armen die Reichen, der Proletarien (Eigenthumslosen) gegen die Grundeigenen der Regierungsbedürftigen gegen die zur Regierung fähigen Personen. Das einzige, was das Parlament 1823 beschloß, war eine Verbesserung des Zehnten mittelst vereinfachter Erhebung. Übrigens ward die Fortdauer der Bill der Aufruhracte in der unglücklichen Insel genehmigt, und dadurch wenig öffentliche Ruhe in der Insel 1824 wiederhergestellt. Hierauf nahm im brit. hause eine interessante Untersuchung der politischen Stellung der kath. Kirche im Staate überhaupt und zu dem britischen insbesondere ihren Anfang. Die Gegen der Vorsteher des kath. Vereins auf die ihnen vorgelegten Fragen schloß mögliche Beruhigung zu geben; allein dessenungeachtet siegte die Sache der emancipation nicht. Die von Canning unterstützte Bill ward zwar im Unterhause (geringer Mehrheit) angenommen, fiel aber im Oberhause, wo sich der Herzog von York gegen dieselbe erklärte, durch. Die Catholic association löste sich auf. Auch die Drangisten (Orange-Men) zu Dublin beschloßen am 1. Dec. 1825 einmüthig, ihren Verein aufzuheben, um ähnlichen Gehorsam, Katholiken, gegen das Gesetz an den Tag zu legen. Indes dauern die geheimen Verbindungen fort, und die Emancipationsfrage kam in dem 1826 neugeth. Unterhause wieder zur Berathung. Das Elend in Irland hat sich seitdem so mindert, und das unter der Asche fortglimmende Feuer des Aufruhrs, des Bopis, ist so wenig erloschen, daß noch immer von Irland her für England Gefahr zu befürchten ist. Das „Edinburgh review“ f. 1825 sagt über die irländ. Angelegenheiten: es sei die dringendste Nothwendigkeit vorhanden, schnell von entschiedenem Charakter rücksichtlich Irlands zu ergreifen; von der Schaffenheit dieser Maßregeln hange das Schicksal des britischen Reiches ab. England fortwährend 5 Sechstheile des irländischen Volkes als eine entartete Nation behandeln und die schändlichen Mißbräuche, mit denen jeder Theil der Verwaltung Irlands behaftet sei, aufrechterhalten, so gehe England einem Kriege entgegen, der mit äußerster Wuth und in einer größern Ausdehnung als zuvor auszubrechen drohe. Die Whiteboy-Association habe den Kampf zu den verzweifeltsten Unternehmungen gezogen und vorbereitet. Man findet kein andres Beispiel eines Volkes in der Weltgeschichte auffinden, welches sich so gänzlich entfremdet und so überreif zu Revolutionen sei als die irländ. Dies Alles, und die von seinen Anhängern 1828 durchgeführte Wahl des John D. O'Connell, kühnen Sprechers der irländ. Katholiken, zum Mitgliede des brit. Parlaments, hat endlich den ersten Minister Wellington bewogen, die Emancipation vorzubereiten.

Whitefield (George), geb. zu Gloucester 1714, zeigte frühzeitig gendlichen Ausschweifungen große Talente. Nach einander Schüler, Gasthofsbesitzer seines Vaters und Student in Oxford, gerieth er hier in die Gewalt der Methodisten und wurde durch seine außerordentliche Predigergabe be-

*) Von 7 Mill. Einw., die man in Irland zählt, sind 5 Sechstheile protestant. Nach Hume's Angabe im Parlamente besitzt der protestant. Klerus $\frac{2}{3}$ des irländ. Grundeigenthums, oder 18 Mill. Acres, und auf 14 Mill. Pf. St. des Grundeigenthums 2½ Mill. Pf. St. Einnahme, ohne 700,000 Pf. St. an Zinsen. Die Krone vergibt in Irland 684 geistliche protestant. Pfründen.

einflußreichste Werkzeug dieser Sekte. Tausende drängten sich in den Kirchen, als diese ihm verschlossen wurden, im freien Felde um ihn zusammen. Er predigte auf den Tummelplätzen des londoner Pöbels, auf Tische oder Mauern gestellt, einer Wirkung, die der Bezauberung glich. Auf Bleakheath bei London hatte er fast an 50,000 Zuhörer, und das Singen wurde 2 engl. Meilen weit gehört. Er griff die Herzen, eben nicht, weil seine Vorträge besonders kunst- und gedankreich gewesen wären — er hielt sie alle aus dem Stegreife —, sondern wegen der Fülle seiner Bilder und der wirklich furchtbaren Gewalt seiner Stimme. Nordamerika erwarb er bei 7 Missionsreisen neue Anhänger, und selbst auf den Schiffen, die ihn hinüber- und herübertrugen, wurde die Mannschaft durch seinen Eifer bekehrt. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Sorge für Errichtung neuer Schulanstalten und Waisenhäuser in Schottland und England; sein Hauptaugenmerk war aber das nach Franke's Beispiel 1740 von ihm gegründete durch Beiträge seiner Anhänger erhaltene große Waisenhaus bei Savannah in Georgia. Er predigte für diesen Zweck mit solcher Begeisterung, daß Franklin, der nichts und nichts geben wollte, weil er die Sache für unausführbar hielt, zuerst Kupfergeld, endlich alles Silber und Gold, das er bei sich hatte, in das Becken Andre wurden ebenso gerührt. (S. Franklin's Werke.) Bei seinem Tode hinterließ er die Sorge für diese Anstalt der Gräfin Hundington, seiner treuen Förderin, die ihn zu ihrem Kaplan ernannt und kräftig unterstützt hatte. Die h. s. Schriften enthalten s. Lebensgeschichte und Predigten. Über seine Trennung von Wesley und die nach ihm benannten Whitefieldianer Methodisten.

Wiclef oder Wicliffe (Johann), ein gelehrter, religiöser und wahrheitsliebender Theolog und einer von Luther's Vorgängern, wurde zu Anfange des 14. Jh. unweit Richmond in der Grafschaft York geb. Er widmete sich früh den Wissenschaften und zeichnete sich auf der Universität zu Oxford, wo er sich bildete, durch seinen angestregten Fleiß, seinen lebhaften Geist und seine Fortschritte aus. In besonderm Eifer legte er sich auf das Studium der Bibel und der Schriften Kirchenväter, und aus diesen Quellen schöpfte er wahrscheinlich in der frühern Zeit seines Lebens jene Grundsätze, die er im reifern Alter so muthvoll aussprach. Er wurde zuerst auf die unerlaubten Mittel aufmerksam, deren sich die Geistlichen bedienten, um zu Ämtern zu gelangen, und trat wider sie 1356 als Schriftsteller auf. Er vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Universität zu Oxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, die immer mehr die akademischen Stellen an sich zu ziehen suchten. Je mehr er sich dadurch bei der Universität beliebt machte, desto mehr suchte man ihn zu befördern; und so erhielt er, nachdem er bereits verschiedene Stellen bekleidet hatte, 1365 die Stelle eines Vorstehers bei dem Collegium von Northampton zu Oxford. Daß ein solcher Mann den Mönchen äußerst verhaßt war, bedurfte keines Beweises, da er ihren Anmaßungen, die damals in England auf den Gipfel gestiegen waren, sich so freimüthig widersetzte. Sie bewirkten daher bei dem König seine Absetzung. Allein nun trat W. gegen den Papst selbst auf. König Eduard III. von England hatte nämlich 1365 den sogenannten Peterspfennig eingeführt, und dadurch den Papst einer großen Einnahme beraubt, in deren Besitz er zu behaupten suchte. Man hatte W. durch seine Absetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt; allein er hielt fortwährend zu Oxford mit dem größten Beifall theologische Vorlesungen, und vertheidigte nun 1367 in einer besondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst. Da indeß dieser in seinen Anmaßungen fortfuhr, und behauptete, daß ihm das Recht gehöre, die geistlichen Pfründen in England zu vergeben, so schickte Eduard W. 1374 nebst einigen Andern als Gesandten nach Brügge, um daselbst mit den Abgeordneten des Papstes über diesen Gegenstand zu unterhandeln, und W. ermangelte nicht, auch hier mündlich die Rechte

seines Königs zu behaupten. Er hatte unterdessen die päpstliche Curie noch kennen gelernt und faßte nun erst einen tödlichen Haß gegen sie, den er in einer vorzüglichsten Schriften bewies, die eine Unterredung zwischen der W. einem arglistigen und einem klugen Theologen enthält. Da ihm Eduard nach Beendigung seiner Gesandtschaft 1375 auch ein Kanonicat an der Collegiatkirche Westbury und die Pfarre zu Lutterworth in Leicestershire erteilte, so suchten Mönche diesen ihnen immer gefährlicher werdenden Mann auf alle Art zu hindern. Sie übergaben deshalb 1377 Papst Gregor XI. 18 Lehrsätze oder Artikel, die in der Meinung nach kezerisch waren, und welche W. vorgetragen haben sollte. Der Hof den Vertheidiger der königl. Rechte in Schutz nahm, so drohte ihm viel Gefahr, da Gregor dem Erzbischof von Canterbury den Auftrag gab, gegen dieser Lehrsätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein obschon der Erzbischof eine Versammlung der Geistlichen in London zusammenberief, vor welcher W. erscheinen mußte, so begleitete ihn doch der Herzog Johann von Lancaster mit in die Versammlung, half selbst ihn vertheidigen, und so sah man sich genöthigt, ihn freizusprechen. Gregor ließ darauf, nach König Edwards Tode, im Juni 1378 eine neue Versammlung der Geistlichen in England zusammenberufen, vor welcher sich W. nochmals stellen mußte; doch jetzt wagte man es nicht, ihn zu verurtheilen, sondern legte ihm bloß Stillschweigen auf. W. fuhr jedoch immer fort, mit Freimuth seine vorher geäußerten Grundsätze sowohl durch Schriften als auch mündlich an Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Die Geistlichkeit zog endlich Eduard zum Thronfolger, den schwachen Richard II., auf ihre Seite; und in einer 1382 zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichen wurden mehrere von W.'s Lehren als kezerisch verdammt, seine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils in Gefängniß geworfen. Da jedoch W. selbst, auf Anrathen seiner Freunde, sich der Versammlung nicht gestellt hatte, überdies Urban VI. und Clemens VII. um der seit 1383 den päpstlichen Stuhl streitig machten, und deshalb großen beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich W.'s Proceß in die Länge. Es ist schwer, die von ihm bekanntgemachten Lehrsätze genau anzugeben. Die Nachrichten, welche wir darüber haben, sind uns größtentheils von Denjenigen überliefert worden, welchen seine Lehren ein Gräuel waren, und die daher, um den Haß gegen ihn zu erhöhen, oder die kirchliche Verdammmung auf ihn zu ziehen, sich wohlfeillich kein Bedenken machten, zu entstellen, was er gelehrt hatte. Aus f. v. Schriften und andern glaubwürdigen Urkunden geht indeß hervor, daß er über die Gewesen zu sein scheint: man habe zur Zeit des Apostels Paulus 2 geistliche Würden, Priester und Diakone, für hinlänglich gehalten; bürgerliche Gewalt solle nicht der Geistlichkeit übertragen werden; ein Christ solle Vernunft und Schrift zur Richtschnur nehmen; auf allgemeine Kirchenversammlungen sei wenig zu halten; der römische Stuhl sei so wenig das Oberhaupt der Kirche als irgend ein anderer Bischofsstuhl; der heil. Petrus habe keinen Vorrang vor den übrigen Aposteln; im Beistand Wein sei nach der Consecration nicht Christi wahrer Leib, sondern nur dessen Abbild; der römische Papst habe nicht mehr Gewalt zu binden und zu lösen als jeder Priester; es sei nicht nur rechtmäßig, sondern sogar verdienstlich, der Kirche im Falle eines ungebührlichen Betragens, ihre weltlichen Güter zu nehmen; das Evangelium allein sei hinlänglich, einen Christen in seinem Leben den rechten Weg zu führen, alle andre von frommen Männern gegebene und in Klöstern befolgte Regeln können einem Christen keine höhere Vollkommenheit geben; weder der Papst noch sonst ein Bischof solle Gefängnisse haben, um Übertreter der Kirchenzucht zu bestrafen, sondern Jedermann müsse Freiheit behalten, seinen Lebenswandel zu richten. Diese Sätze greifen die päpstl. Anmaßung unstreitig an ihrer Wurzel an und verrathen einen kräftigen Geist und die gesundeste Beurtheilung. Es ist klar, daß W. selbst nicht alle Folgerungen erkannte, die man jetzt daraus ableiten

den er entzog sich nie der kirchlichen Gemeinschaft. Er erfüllte regelmäßig Pflichten seines Pfarramtes und wurde, während er in seiner Kirche die Messe von der Krankheit befallen, die 1384 sein Leben endigte. Seine Lehren wurden weit verbreitet und willig angenommen. Sein reiner, unbescholtener Lebenswandel empfahl ihn vielen Menschen, während mehrere angesehenen Männer des Reichthums zu entreißen, ihn offen begünstigten, und ihn so kräftig gegen den Willen des Papstes und der Geistlichkeit beschützten, daß er, trotz wiederholter Versuche, ihn zu quälen und zu verfolgen, seine Augen in Frieden schloß. Einer Kirchensammlung war es vorbehalten, eine kleinliche und unnütze Nachgier zu bezeugen, indem sie seine Gebeine 1425 aus dem Grabe nehmen und verbrennen ließ. Aber selbst diese Ausübung geistlicher Obergewalt, die Papst Martin V. und gesammelte Bischöfe zu Konstanz sich erlaubten, hatte nicht die erwartete Wirkung. Die ungünstige Meinung gegen die Kirche befestigte sich dadurch nur noch unter W.'s Anhängern, und die freisinnigen Grundsätze, die sie von ihrem Vater erhalten hatten, wurden ihnen desto theurer und um so treuer aufbewahrt. In späterer Zeit an wurden sie in England nie ausgerottet; sie wurden, trotz der grausamen Befehle, welche die Anhänger derselben zum Scheiterhaufen verurtheilten, in einzelnen Familien erhalten, und bereiteten Diejenigen, deren Erbe sie wurden, auf die große Veränderung vor, welche in glücklichen Zeiten bewirkt wurde. W.'s Forschungen waren nicht auf England eingeschränkt. Unter reichen Studenten zu Oxford, die ihn kannten und ehrten, befanden sich solche, die seine Lehren nach Deutschland brachten und mit einem Eifer verbreiteten, die rächende Hand der Kirche vergebens zu unterdrücken suchte. In Böhmen suchten sie den Reformator Hus, der sie zwar nicht sämmtlich billigte, und die Lehre von der Transsubstantiation treu blieb, aber doch diejenigen annahm, die die Geistlichkeit am feindseligsten waren. R. Vaughan hat „The life and opinions of John de Wicleffe“ (a. s. noch ungedruckten Papieren) m. e. Übersetzung des Papalsystems und der evangel.-protestant. Kirche in Europa am Anf. des 15. J. (London 1828) herausgegeben.

Widdin, eine feste Stadt und Hauptort eines Sandschaks in Rumeli, an der Küste des Bosporus, mit 25,000 Einw., Sitz eines Sandschakbeis und eines griech. Bischofs. Sie wurde in neuern Zeiten durch die glücklichen Unternehmungen Paswan Dglu's bekannt. Der Sultan Selim III. (s. d.) hatte, nach Beendigung des Krieges gegen Oestreich und Rußland, dem zerrütteten Zustande des Reichs durch eine Ordnung der Staatsverwaltung abzuhelpen und die verderbliche Übermacht der Janitscharen durch eine neue Einrichtung des Kriegswesens (Nizam-ı Cedid) zu brechen gesucht. Man wollte jene furchtbare und verwilberte Schar in neugeworbenen, an europäische Kriegszucht und Taktik gewöhnten Krieger umwandeln und sie nach und nach auflösen. Während man die gefährlichsten Stellungen derselben, die in Konstantinopel lagen, noch verschonte, fing man da, wo sie an den Grenzen als Besatzung liegenden Janitscharen (die Yamag) aufzulösen an. Die Befehle der Regierung, diese Krieger nicht weiter zu besolden, fanden sich nicht Gehör, der zwar überall ohnmächtig blieb, aber in Widdin in einen furchtbaren Aufstand ausbrach. Hier stellte sich der kühne und schlaue Paswan Dglu (d. h. Paswan's Sohn) an die Spitze der Janitscharen. Sein Vater hatte im letzten Jahre (1788—91) ein Heer von Freiwilligen tapfer geführt, war aber vom Großvezier, der auf dessen Ansehen und Reichthum eifersüchtig war, hingerichtet worden, und der Sohn selbst hatte eine Zeitlang gefangen gesessen. Erbittert gegen die Regierung, ergriß P. D. begierig die Gelegenheit, sich zu rächen; er sammelte die Janitscharen, die aufgelöst werden sollten, und zwang den Pascha, aus der Stadt zu fliehen. Die neuen Abgaben auf Lebensmittel und Landeserzeugnisse, die man zur

Bestreitung des Aufwandes der neuen Einrichtung des Kriegswesens hatte, machten auch die Bewohner der Stadt zum Aufstande geneigt, und hatte P. durch den ersten Sieg das Vertrauen auf seine Tapferkeit und Befähigung befestigt, so traten Alle auf seine Seite, und er war bald im Stande, ein Heer zu errichten. Als seine Kriegsmacht so sehr angewachsen war, daß die Einkünfte der Stadt zur Unterhaltung derselben nicht mehr hinreichten, entsand er einzelne Abtheilungen in die benachbarten Landschaften, um Steuern zu erheben, sich der öffentlichen Gelder zu bemächtigen, und foderte die Fürsten der Moldau und Walachei auf, ihm Lebensmittel, Kriegsbedarf und Geld zu schicken, um die heeren Streifereien seines Heeres von ihren Ländern abzuwenden. Da sagte er in einem öffentlichen Aufrufe, habe, dem Koran zuwider, das Vermögen der Freunde Mohammed's einer Räuberrotte, wie er den neuen Staatsrath nannte, überlassen, und er erklärte, daß er alle treue Janitscharen alle Rechtgläubigen unter seine Fahnen sammeln wollte, um den Sultan vom Gewalt jener Räuber zu befreien und die rechtmäßige Staatsverfassung herzustellen. Es gelang ihm, auch die Griechen zu gewinnen, als er Freiheit und Sicherheit zu seiner Lösung machte, und versprach, ihnen die freie Ausübung ihres Glaubens zurückzugeben und alle beschimpfende Auszeichnungen, die ihnen gegen frühere Zusagen vorgeschrieben hatte, wieder aufzuheben. Der kaiserliche Effendi, der an der Spitze der Staatsverwaltung stand, bereitete zur Ausführung eines weit umfassenden Entwurfes, um den Aufstand zu unterdrücken, dann seine siegreiche Kraft zur völligen Auflösung der Janitscharen. Sein Tod vereitelte dies, und die übrigen Mitglieder des Staatsrathes hatten nicht genug, jenen Plan zu verfolgen, ließen dem furchtbaren P. Begnadigung an, daß der eingezogenen Güter seines Vaters anbieten, wenn er zum Gehorsam zurückkehren wollte. Diese Schwäche machte den Empörer noch kühner. Er verlangte die Befreiung von den neuen Steuern und Wiederherstellung der alten Janitscharenbesatzung. Der Sultan gab nach und schickte einen Pascha nach Widdin, den aber P. nicht zu Macht und Ansehen kommen ließ, da das Heer auf seiner Seite blieb. Bald aber verlangte er, um sich den rechtmäßigen Besitz der Stadt zu sichern, die Statthalterschaft von Widdin und die Würde eines Paschas. Der Sultan wies das Gesuch ab, und P. beschloß, die Stadt zu vertheidigen. Er hatte anfänglich den Plan, mit seinem Heere gegen Konstantinopel zu ziehen, und wahrscheinlich würde, bei der Unzufriedenheit der Soldaten mit der neuen Verfassung, es ihm gelungen sein, den osmanischen Staat zu stürzen, aber er entschloß sich später, das Heer des Sultans in Widdin zu schlagen, in der Hoffnung, daß die Kriegsvölker zu ihm übergehen oder wenigstens um die Stadt ihren Untergang finden würden. Im ersten Feldzuge, den er mit seinem Heer fast immer, nahm die meisten Städte an der Donau, und Belgrad, und während des Sultans Kriegsvölker durch Auereissen, die Pesten abnahmen, wuchsen P.'s Scharen immer mehr an. Der Sultan entsand den Großadmiral Hussein, der des Landkriegs unkundig war, mit einem neuen zahlreichen Heere. P. gab seine Eroberungen auf, entließ einen Theil seiner Kriegsvölker, und warf sich mit 10,000 Mann nach Widdin. Die Stadt war 2 Jahre mit allen Bedürfnissen versehen war, und faßte den Entschluß, die hartnäckigste Vertheidigung der Stadt das überlegene Heer aufzuführen. Der Kampf wurde von des Sultans Feldherren ebenso schmachlich geführt, als die mörderischen Ausfälle schlugen bald den Muth des Heeres nieder, das sich zurückzog, und als der Hauptsturm abgeschlagen wurde, sah sich der Kapudan Pascha gezwungen, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen. P. D. sah wieder die entlassenen Kriegsvölker, nahm die früher aufgegebenen Städte zurück, und bedrohte, gefährlicher als je, die nördlichen Gegenden der

und, den kühnen Empörer zu bezwingen, mußte die Pforte ihm endlich (im 1798) Begnadigung gewähren und ihm die Statthalterschaft von Widdin Paschawürde anbieten, um sich bei den Gefahren, welche die Landung der Franzosen in Ägypten dem Reiche drohte, von dem innern Feinde zu befreien.

Widerlegung ist der Beweis der Falschheit einer Behauptung und die Widerlegung selbst. Im Grunde wird mit jedem Beweis einer Behauptung die Gegenseite auch widerlegt; aber ausdrücklich heißt die Widerlegung der gegen eine Behauptung gerichtete Beweis. Hier muß etwas Entgegenstehendes vorgebracht werden, hier gibt es schon Voraussetzungen, die oft Vorurtheile sind, und diesem Grunde ist es gemeiniglich schwerer, Etwas zu widerlegen, als Etwas zu erweisen. Um eine Behauptung zu widerlegen, muß man sie als unrichtig erweisen; dies geschieht also, indem man ihren Grund angreift und zeigt, daß er entweder überhaupt oder als Grund zerfällt, oder indem man zeigt, daß aus dem Grunde falsch geschlossen worden ist. Ist aber kein Grund der fremden Behauptung angegeben, so läßt sich oft zeigen, daß sie ausgemachten Wahrheiten widerspricht oder in sich selbst widersprechend ist. Kann man dies nicht, so bleibt übrig, eine andere Behauptung von derselben Gattung entgegenzusetzen, oft auch diese durch die Macht der Autorität oder durch Wig zu verstärken, wobei aber nur Überzeugungs- nicht Überzeugung bewirkt wird.

Widerspruch werden oft entgegengesetzte Bestimmungen oder die Entgegensetzung genannt. Die formale Logik aber unterscheidet den Gegensatz von dem Widerspruche (*contradictio, repugnantia logica*) dadurch, daß dieser das Verhältniß zweier Denkbestimmungen bezeichnet, welche sich wie reine Bejahung und Verneinung desselben Objectes verhalten; worauf sich das logische Gesetz des Widerspruches gründet: „Denke nicht Widersprechendes“, oder weil Widersprechendes eigentlich nicht gedacht, d. i. in einem Bewußtsein verbunden zu sein: „Widersprechendes ist ungedenkbar“. Sonach bestimmte der Widerspruch seinen Bahn, in der Einbildung verbunden zu haben, was sich nicht vertragen kann; und am deutlichsten würde dieser Bahn in die Augen fallen, deshalb die größte Gedankenlosigkeit und Einfalt voraussetzen bei dem unmittelbaren Widerspruch, den man auch *contradictio in adjecto* nennt, wo widersprechende Vorstellungen ganz nahe zusammentreten, z. B. viereckiger Kreis. Leichter kann die Bahn entstehen und sich verbergen, wo die Vorstellungen und ihre Bezeichnungen aus einander treten und folglich mehr Umfang der Verstandesthätigkeit erfordern, zu vergleichen und sich treu zu bleiben.

Widerstand. Um einen Körper in Bewegung zu setzen, wird eine auf ihn wirkende bewegende Kraft erfordert. Die ihm solchergestalt mitgetheilte Bewegung überträgt der Körper, gemäß seiner Trägheit, so lange unverändert fort, bis irgend ein Umstand sich der ungestörten Wirkung jener bewegenden Kraft entgegenstellt, sie theilweise oder ganz aufhebt, und sie also einen Widerstand erfahren. Dies ist die Bedeutung des Begriffes Widerstand in der Dynamik: Als die zur Veränderung des Zustandes angewendete Kraft vermindert oder aufhört.

Widerstand der Mittel. Wenn man mittelst einer Vorrichtung unter möglichst entleerten Glocke der Luftpumpe ein Papierblättchen und eine Kugel fallen läßt, so erreichen beide den Teller gleich schnell, wogegen in der Luft ein sehr großer Unterschied in der Schnelligkeit des Falles dieser beiden Körper bemerklich ist. Dieser Unterschied rührt von dem Widerstande her, den die Luft dem fallenden Körper entgegensetzt, und den das schwerere Blei natürlich leicht überwindet. Einen ähnlichen Widerstand (Widerstand der Mittel) erfahren alle Körper, wenn sie sich in flüssigen Mitteln bewegen, indem sie die der Richtung der Bewegung entgegenstehenden Theile derselben aus dem Wege treiben müssen.

Weitere Untersuchungen über diesen Umstand führen auf sehr merkwürdige Thatsachen, deren Gesetz seit Jahrhunderten die größten Geometer, jedoch ohne bedeutende Erfolge, beschäftigt hat. Newton's Behauptung, daß der Widerstand nämlich dem Quadrate der Geschwindigkeit des darin bewegten proportional sei, trifft nur bei einem gewissen Maße der Bewegung zu, namentlich sehr schnelle Bewegungen, z. B. abgeschossene Geschützkugeln ganz unerwartet großen Widerstand erfahren. (Vgl. Ballistik.) — Im engeren Sinne gehört noch hierher das berühmte Problem von der Gestalt des Körpers, welcher solchergestalt bewegt, den kleinsten Widerstand erfährt (*solidum minimae resistantiae*).

Widmer (Samuel), Mechaniker und Manufacturist, Oberkämpfer und Nachfolger. Samuel W., geb. 1767 zu Dthmarsingen, Canton Thurgau, lernte das Gewerbe in der Rattunfabrik seines mütterlichen Großvaters, die damals die Wiege der berühmten Manufactur zu Souv war; dann erzog ihn Oheim Oberkämpfer zu Souv, wo W. als Arbeiter alle Handgriffe im Sticken und Färben lernte; hierauf hörte er Physik, Chemie und Mechanik. Infolge seines Genies und seiner Erfahrung. Nach einigen Jahren übernahm er die oberste Leitung der Fabrikarbeiten. W. wandte Berthollet'sche Bleichart der Leinwand zuerst im Großen an. Dann erfand er selbst den Kupferdruck mit gestochenen kupfernen Cylindern, machte aber der Revolution wegen später im Großen Gebrauch davon. Dieser Kupferdruck fördert so schnell als der alte Arbeiter. Nun erfand er auch eine Maschine, um die Muster in die Cylindern zu stechen. Diese leistet in 6 Tagen so viel und so gut als der Kupferstecher in 6 Monaten macht. Noch erfand er eine andre Maschine, um Platten zu stechen. Hierauf erfand er seit 1809 die wichtige Methode, das in den Färbekesseln durch Dämpfe zu heizen. Man ahmte dies in allen Fabriken und auch in Badeanstalten nach. Dann entdeckte er eine Art Farbe: *solide d'une seule application*, worauf die königl. Gesellschaft zu London einen Preis von 2000 Pf. (50,000 Fr.) gesetzt hatte. Bis dahin hatte man die Farbe nur durch zweimaliges Auftragen, entweder von Indigoblau auf Gelb oder von Gelb auf Indigoblau erhalten. Den Engländern theilte W. diese wichtige Erfindung nicht mit, daher erhielt er nicht den dort ausgesetzten Preis. Er reiste nach England, wo ihn der berühmte Sir Joseph Banks mit Achtung aufnahm. W. lernte daselbst die Maschine zum Öffnen der Baumwolle kennen und fuhr in Frankreich in seiner berühmten Spinnerei zu Essonne ein. Außerdem erwarb er sich noch durch viele technische Verbesserungen ein großes Verdienst um das Gewerbewesen und galt allgemein für den ersten Manufacturisten in Frankreich. Seine letzte Erfindung war eine Maschine zum Weißbleichen der Leinwand, weil das Wasser durch einen Kreislauf siedend in die Blechwanne ausströmt, *hydrocyclephore* nennt. Ludwig XVIII. ertheilte dem verdienstvollen Manne das Kreuz der Ehrenlegion. Noch in einem Alter von 54 Jahren starb W. seinen Arbeiten mit Eifer; dies stumpfte seine Kräfte ab. Er sank in Melancholie und starb 1824. W. war zugleich ein guter Bürger, muthig und theilnehmend gegen Unglückliche, auch gegen seine Landsleute Schweizer.

Wiebeking (Karl Friedrich v.), k. bairischer Geheimerath, als Wasserbaumeister und Topograph rühmlichst bekannt, geb. d. 25. Juli 1751 in Wollin in Pommern, widmete sich, nach vollendeten Studien, den topographischen Aufnahmen. Er war 17 J. alt, als ihm die Aufnahme der Charte des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz anvertraut wurde. Sodann nahm er, in Auftrag des Ministeriums, einen Theil von Pommern und den Mecklenburg auf. 1781 kehrte er nach Berlin zurück, luden ihn die Herzoge von Weimar und Gotha, die ihn

genauen topograph. Aufnahmen dargestellt zu sehen wünschten, zu sich ein-
 zog die Aufnahme bei Gotha an, deren Fortsetzung er aber Andern übergab,
 sodann das Herzogthum Weimar und auch die Herrschaft Schmalkalden
 auf. Demnächst vollzog er den ihm gewordenen Auftrag zur topo-
 graph. Aufnahme von Mecklenburg-Schwerin. Neben diesen Arbeiten beschäftigte
 er sich mit dem Studium der Militair-, der bürgerlichen und der Wasserbaukunde, und
 trat er als Wasserbaumeister im Herzogthume Berg in kurpfälzbairische
 Dienste. Eine Charte von diesem Lande, das er auf eigene Kosten aufnahm, erschien
 1792. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten waren 1792 eine Abhandlung
 topograph. Charten und Beiträge zum praktischen Wasserbau und zur Maschi-
 nenbaukunde. 1795 erschienen f. „Beiträge zur kurpfälzischen Staatsgeschichte“. In
 demselben Jahre bereiste er zum zweiten Male Holland, und 1796 schrieb er eine Auskunft
 über den Übergang der Franzosen über den Rhein und Vorschläge zur Verbesserung
 des Verkehrs. Bald nachher trat er in darmstädtische Dienste. Er war jetzt vor-
 zugsweise beschäftigt, die Materialien zu f. großen Werke über die Wasserbaukunst zu
 sammeln, und bereiste deshalb 1798 abermals Holland und die ganze Meeresküste
 von England bis zu den Niederlanden. Bei Gelegenheit des rastadter Congresses verfaßte er eine Denkschrift
 über die Rheingrenze, worin er überhaupt darthat, daß bei Stromgrenzen der Thal-
 grenzen der Stromes die eigentliche Grenze bilde. Die großen Dammanlagen, die er
 vorschlug brachte und ausführte, haben ihre Trefflichkeit bewährt. 1800 machte
 er eine Reise durch Frankreich, deren Resultate sich in f. „Wasserbaukunst“ finden.
 1801. Aufl. dieses classischen Werkes erschien von 1798—1805 in 5 Bdn. 1802
 wurde er Hofrath in östr. Dienste. Was er hier gewirkt, zeigen u. A. mehre
 Anlagen. Seine Vorschläge zur Schiffbarmachung der March blieben un-
 verwirklicht. Auch schrieb er 1804 f. „Theoretisch-praktische Straßenbaukunde“.
 Aber, die seiner Thätigkeit entgegentraten, bewogen ihn, 1805 als Ge-
 heime Finanzreferendar und Chef des Wasser-, Brücken- und Straßenbauwe-
 sen in die Dienste zurückzutreten. Hier blieb er in einer ausgebreiteten Wirk-
 samkeit bis 1818. In diesem Zeitraume wurden 1813 Stunden Chaussees wieder-
 hergestellt, 25 neue Chaussees angelegt, 40 Hauptbrücken erbaut und über 100 re-
 spective große Durchlaßwehre aufgeführt, bei Lindau ein Hafen mittelst eines
 Dammes angelegt, unterhalb des stahremberger Sees 1800 Tagewerke
 in Wiesen verwandelt, und 17 Hauptflußcorrectionen bewirkt. Zugleich
 in dieser Zeit von mehreren Werken, namentlich von f. „Wasserbaukunst“,
 eine umgearb. Aufl., verschiedene in der münchener Akademie vorgelesene Ab-
 handlungen u. s. w. geliefert. Seit der Niederlegung seiner Ämter beschäftigt er sich
 mit wissenschaftlichen Arbeiten. Von f. „Theoretisch-praktisch-bürgerlichen Baukunde,
 Abhandlungen antiker Baudenkmale“ erschien in München 1821 der 1. Bd., 4.,
 8., Fol. Eine ziemlich scharfe Beurtheilung des letztern Werkes findet sich
 in „Museum“, Nr. XVI. Ferner: „Kurzgefaßte Erläuterungen und Grundsätze
 der Architektur“ (München 1824).

Wiebel (Johann Wilhelm v.), D., Leibarzt des Königs von Preußen, Geh.
 Medicinalrath, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens 3. Classe und des eisernen
 2. Classe, auch russ., östr., franz. und bair. Ordensritter, Mitglied mehrerer
 chirurgischen Akademien und gel. Gesellschaften, geb. zu Berlin d. 24. Oct.
 1767, studirte daselbst und wurde 1784 Compagniechirurgus und 1792 Stabs-
 chirurg im Feldlazareth während des Rheinfeldzuges. Unter Görcke's Leitung bildete
 er im Gefolge des Heeres zu erfahrungsreicher Berufsthätigkeit in Koblenz,
 Luxemburg, Longwy, Verdun, Grandpré, vor Mainz u. a. a. D. aus.
 1800. ließ er sich in Erlangen prüfen und zum Doctor ernennen, nachdem er f. Dis-
 sertation: „Analecta quaed. de ulceribus pedum vetustis“ vertheidigt hatte.
 1801. arbeitete er mit an der Einrichtung der von Görcke vorgeschlagenen Pepi-

niere, und wurde 1797 der erste Oberstabsarzt und Subdirector bei dieser Anstalt. 1800 trat W. eine kunstwissenschaftliche Reise an; er sah Deutschland, besonders Wien, dann Italien; hier ließ er sich, um das Hospitalwesen genau kennen zu lernen, von den Franzosen gefangen nehmen, arbeitete selbst in den Hospitälern und führte Krankentransporte. Dann ging er über Verona, Mailand, Pavia, Genua nach Marseille, Lyon und Paris. Im Nov. 1801 ernannte ihn der König zum Arzt beim Cadettencorps in Berlin, und 1807 zum Generalchirurgus beim 1. Regiment. 1808 begleitete er den König nach Petersburg und wurde Leibarzt. Nach seiner Rückkehr aus Rußland errichtete er in Potsdam eine russische Barakke und bildete das Gardelazareth zu einer Normalanstalt für künftige Regimentslazarethe aus. In dem spätern Feldzüge 1813—15 bewies W. seine Berufstreue in den Lazarethen von Breslau bis Paris, sowie auf den Schlachtfeldern von Kulm, Leipzig, Bar sur Aube, Brienne u. s. w. Da er den König auf allen Reisen in der ersten Zeit begleitete, so hat er die merkwürdigsten ausländischen Spitäler und militairmedicinalanstalten, namentlich die von London, Petersburg, Moskau, Pesth und Ofen, genau kennen gelernt, und konnte davon in seiner spätern Stellung den zweckmäßigsten Gebrauch für die preuß. Armee machen. Er wurde am 1. Jan. 1815, als Görcke's Dienstjubiläum eintrat, zum vereinstigen ersten k. preuß. Generalstabsarzt und Chef des Militairmedicinalwesens ernannt, und 1827 vom König von Preußen geadelt.

Wied, Grafschaft, am Niederrhein und der Lahn, das größte landesherrliche Gebiet im Großherzogthum Niederrhein, gehört dem fürstl. Hause Nassau, das schon im 11. Jahrh. blühte. Im 13. Jahrh. kam sie durch Heirath an den edeln Herrn von Isenburg, von dessen älterm Sohne die nachherigen Grafen von Wied Namens, sowie von dem zweiten die Linie der Grafen von Wied hergeleitet werden. Der Letzte dieses Geschlechtes setzte seinen Großneffen, Sohn eines Hans von Kunkel, zum Erben ein (1554), und dieser ist folglich der Stifter des dritten Hauses, das Wied besitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Ältern (1698) theilte sich das Haus durch dessen Söhne in 2 Linien: 1) Wied-Kunkel, erhoben in den Fürstenstand 1791, besitzt die obere Grafschaft Wied an der Lahn (8½ □ M. mit 20,000 Einw.). Der Fürst, Karl Ludwig (geb. 1763), residirt zu Dierdorf (Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied). Er hatte über 60,000 Thlr. Eink. Der Bruder, Friedrich, war k. östr. Feldmarschalllieutenant. Beide Brüder starben im März und im April 1824 ohne Erben. Mit ihm erlosch die Linie Wied-Kunkel und die Besitzungen derselben fielen an die jüngere Linie: Wied-Neuwied, erhoben in den Fürstenstand 1784, besitzt die untere Grafschaft Wied (3 □ M. mit 12,000 Einw.). Der Fürst, Johann August Karl (geb. 26. Mai 1779), residirt zu Neuwied (s. d.), einer schön gebauten Stadt am Rhein, und hat 45,000 Thlr. Eink. Dem Anfall der Wied-Kunkel'schen Besitzungen aber 105,000 Thlr. Eink. Zusammen hat der Fürst 13 □ M. mit 38,900 Einw. und 230,000 Gulb. Eink. Die Linien, die sich zur reformirten Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (1806). Die Besitzungen des Hauses Wied liegen unter der preuß. Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Kunkel, das nach Nassau gehört. Ein Bruder des regierenden Fürsten von Neuwied ist Maximilian (s. d.), Prinz von Nassau. Wied-Neuwied, berühmt durch s. naturhistorische Reise nach Brasilien. Die Fürstenthume Wied wurden 1825 von dem Könige von Preußen dieselben Rechte und Vorzüge eingeräumt, welche unter den Standesherrschaften schon früher der Grafschaft Stolberg-Wernigerode erhalten hat. Zu Neuwied ist daher eine fürstl. Regierung, welcher in Justizsachen u. die Entscheidung in zweiter Instanz obliegt, und welche, unabhängig von den königl. Provinzialregierungen, direct dem Ministerium untergeordnet ist, und wohin, von der letzten Instanz bei der Perpetualrevision des Fürsten, Appellation gelangen darf.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, f. Restitutio in
rum.

Wiedererzeugung, f. Reproduction.

Wiedergeburt, f. Palingenesie.

Wiederholungs- (Repetitionis- oder Multiplicationis-)

Man versteht darunter einen in Grade und deren Unterabtheilungen ein-
ganzen Kreis von solcher Einrichtung, daß die Bogen desselben successiv
erholentlichen Messung eines und desselben Winkels angewendet werden
kann, wodurch die Fehler jener Theilung compensirt werden. Um, so weit es ohne
möglich ist, einen allgemeinen Begriff von diesem Instrumente zu geben,
stellt man sich einen diefergestalt getheilten, vertical stehenden Kreis vor, der mit ei-
nem Fernrohre versehen, und dabei einer rotirenden Bewegung um eine horizontale,
oder einer azimuthalen Bewegung um eine verticale Ase fähig ist. Will man
in diesem Kreise z. B. die Zenithdistanz eines Objectes messen, so stellt man
das Fernrohr am Fernrohre auf 0 der Theilung, bringt den Kreis in den
Lage des Objectes, und rotirt ihn in selbigem, bis das Object im Mittelpunkte
des Fernrohrs steht. Dann dreht man den Kreis azimuthal um 180° , so fällt nun-
mehr 0 ebenso weit jenseits vom Zenith, als es vorher diesseits lag. Richtet
man das Fernrohr wieder nach dem Objecte, so muß man dasselbe dazu den dop-
pelten Abstand vom Zenith durchlaufen lassen, und erhält also den gesuchten Abstand
ohne die eigne Lage des Zeniths berücksichtigen zu dürfen, wenn man den
Bogen halbt. Auf eine ähnliche Art kann man den betreffenden
Winkel vervielfachen, indem man den wieder umgewendeten Kreis nachher rotirt,
bis 0 der Theilung nach unten zu stehen kommt u. s. w. Von dieser Vervielfachung
des Winkels, den man schließlich durch die Zahl der Operationen dividirt,
nimmt das Instrument seinen Namen. — Den ersten Gedanken dieses sinnreichen
Instrument hat der Astronom Tobias Mayer (f. d.) gehabt, der dieser für die
Winkelmessungen entscheidenden Erfindung den Namen Art-
multiplicationis beilegte und sie im 2. Bd. der „Comment. Soc. R. Gott.“
veröffentlichte. Nachher hat sie namentlich durch den franz. Mathematiker Borda und
den Künstler Ramsden, Troughton, Carry noch mancherlei Verbesserungen
erfahren. — S. Biot's „Astronomie“ (Paris 1811, 2. Aufl., 3 Bde.); ferner
auch des 2. Bds. von Littrow's „Populaire Astronomie“ (Wien 1825,
D. N.

Wiederschall, f. Schall und Echo.

Wiederschein, Reflexion, f. Zurückstrahlung.

Wiedersehen nach dem Tode. Mit dem tiefgegründeten Wunsche
nach dem Tode, als vernünftiges Wesen fortzubauern nach dem Tode, verbindet sich
auch der Wunsch, auch mit den Unserigen, die uns hienieden lieb und theuer waren,
nach dem Tode in Verbindung zu stehen, oder vielmehr wieder mit ihnen ver-
einigt zu werden. Man hat viele Gründe dafür angeführt, welche theils aus der
Natur des Menschen und insbesondere aus der geistigen, theils aus der Vorstel-
lung Gottes hergenommen sind. Viele dieser Gründe findet man in Sinteris's
„Döw, der Greis, mein letzter Glaube, als Nachlaß für meine Freunde“
(1813), wogegen die Schrift: „Werden wir uns jenseits wiedersehen?“,
von Winkler (Leipzig 1818), darzuthun sucht, daß ein solches Wiedersehen
wenn zwar nicht als an sich widersprechend, aber doch nicht streng beweisbar
bleibt, also ein Glauben und Hoffen der Menschenbrust, die sich in Dem,
was nicht mit Klarheit zu erkennen vermag, der ewigen Führung demüthig hin-
geben muß.

Wiedertäufer, f. Taufgesinnte.

Wieland (Christoph Martin), geb. in der ehemaligen schwäbischen Reichs-

Stadt Biberach am 5. Sept. 1733, erhielt von f. Vater, Oberpfarrer baselst., trefflichen Kenner der alten Sprachen, eine sorgfältige Erziehung und den Grund f. wissenschaftlichen Bildung. Die Schule der Vaterstadt förderte ihn neben in der lat., griech. und hebr. Sprache. Die ungewöhnliche Entwicklung höchst empfänglichen Knaben erregte schon früh Aufmerksamkeit. Im 12. versuchte er bereits sein poetisches Talent, bald in lat., bald in deutschen Versen unternahm sogar, die Zerstörung Jerusalems zu besingen, kam aber bald davon ohne eine Probe der ungewöhnlichen Anstrengung übrigzulassen. Die nächsten Jahre, wo sich gemeiniglich Das ausbildet, was man den Ton des Lebens nennen könnte, verflossen W. sehr heiter. Auch seine äußern Umgebungen waren sein Gemüth zu sanfter, liebender Empfindung, und brachten etwas Jenseits dasselbe. Im 14. Jahre kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Rastatt, welche damals eines ausgezeichneten Rufes genoß. Hier drang er tiefer in den Unterricht der Alten ein und deutete lernend, lesend, hervorbringend die ersten Grundzüge seiner spätern schriftstellerischen Eigenthümlichkeit an. Die Grazien blieben seine Begleiterinnen, er mochte dichten oder philosophiren, scherzen oder ernst sprechen, loben oder tadeln, klagen oder sich freuen. Unter den Griechen wurde Xenophanes Lieblingslektüre, der ihn besonders durch die „Denkwürdigkeiten des Sokrates“ und die „Hellas“ lebhaft anzog. Eine reizende Episode des letztern Werks, die Liebe des Araspes und Panthea, hat er später nach seiner Weise dargestellt. Die kleinphilosophischen Schriften Cicero's las er gleichfalls mit vieler Theilnahme. Die Werke des Engländers Steele und Addison regten ihn um dieselbe Zeit, so mangelte auch ins Deutsche übersezt wurden, vielfältig zur Selbstthätigkeit auf. Noch empfand er, wegen der natürlichen Geistesverwandtschaft, den belebenden Einfluß Shaftesbury's, dessen menschenfreundliche praktische Weisheit, geschmackvolle Klarheit und Anmuth, erst zu liebevoller Bewunderung und später zu Nachahmung reizte. Nebenbei bewahrten Voltaire, d'Argens und andre franz. Schriftsteller vor gefährlicher Einseitigkeit und Schwärmerei. Als 16jähriger Jüngling ließ er Klosterbergen, in Kenntnissen und Einsichten weit über sein Alter hinauszugehen und fast schwächlich am Körper, aber gesund und kräftig an Geist und Gemüth. Ehe er die Universität bezog, brachte er 1½ Jahr bei einem Verwandten in Gießen zu, der ihn zu derselben noch vorbereitete und ihm überhaupt sehr nützlich war. 1750 kehrte W. in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Zeitlang verweilte. In diesem Aufenthalt fällt seine erste Liebe. Fräulein Sophie v. Guttermann, die hin allgemein bekannte und geachtete Sophie v. la Roche, hatte die Neigung des Jünglings gewonnen. Seine erhöhte Stimmung, genährt durch frühere Ideen, erzeugte auf einem Spaziergange mit Sophien, unmittelbar nach dem Abend, den Gedanken, ein Lehrgebieth über die Natur der Dinge oder die vollkommene Welt zu schreiben, welches auch in den Suppl. zu f. Werken (1. Bd.) abgedruckt ist und dem Publicum zu seiner Zeit behagte, obwohl der Verf. später das ganze Zeugniß für einen unreifen Versuch der sich selbst verkennenden Jugend erklärte. Im Herbst 1750 begab sich W. auf die Universität zu Tübingen, um die Naturwissenschaft zu studiren, nicht eben aus entschiedener Vorliebe; er beschäftigte sich daher am meisten mit den humanistischen Wissenschaften und machte sich an das Neueste bekannt, was zu jener Zeit die Literatur des In- und Auslandes geboten. So erwarb er sich eine Menge gründlicher Kenntnisse, ohne daß über dem die Selbstthätigkeit seines Geistes erschlaft wäre. Die Richtung desselben in dieser Zeit bezeichnen die „Zehn moralische Briefe“ (1751). Sie sind sämmtlich an geliebte Sophie gerichtet und rechtfertigten die damalige günstige Aufnahme als eine glückliche Verbindung von Laune, Feinheit und Weltklugheit. Um die Zeit schrieb er auch ein Lehrgebieth: „Anti-Ovid“, in jener freieren Versart, der schon die Franzosen statt der damals üblichen Alexandriner mit Glück bedienten.

das Werk weniger Tage, und nicht von Bedeutung. Nun ergriff auch Klopstock sein innerstes Wesen unwiderstehlich. „Als ich den Mesias (die 5 ersten Gesänge)“, sagt er selbst von sich, „glaubte ich erst mich selbst kennen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich zu sagen wollte!“ Dieses Geständniß ist indeß mehr aus der vollen und angehenden Dichters als aus seiner verwandtschaftlichen Natur zu erklären sich im Grunde nach ganz andern Seiten hinneigte. — Von Tübingen 1752 nach Wiberach zurück. War er gleich früher gesonnen gewesen, in die Laufbahn eines akademischen Lehrers zu betreten, so begab er sich jetzt auf ergangene Einladung, zu Bodmer nach Zürich in das freie Verhältniß eines literarischen Gesellschafters. Auch Klopstock war ein Jahr zuvor bei Bodmer der Ruhm des Letztern überschritt damals merklich das Maß des ihm zum Verdienste. Sein Haus wurde für Wieland ein Tempel der Musen. Dankte nicht nur dem Umgange des väterlichen Freundes manche belehrende Unterweisung, sondern lernte auch die Repräsentanten der frisch aufblühenden Literatur aus ihren Schriften kennen, Männer wie Hagedorn, Gleim, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Ähnliche. Zürich selbst verband umgeben geselligen Kreise mehr ausgezeichnete Gelehrte und Künstler, z. B. Hirzel, Sal. Gessner, Füßli, Hess u. s. w. Bodmer's herzliche Neigung, seines Ansehen, vielleicht auch sein Übergewicht von Jahren, gab der bildungsschmeibigkeit W.'s nicht immer die beste Richtung. Er besorgte aus Dankbarkeit Verehrung gegen Bodmer die neue Aufl. der Sammlung der zürcherischen Schriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottsched'sche von 1741—44, und begleitete sie mit einer Vorrede. Dieser literarische Fortschritt zu seiner Zeit den Fortschritt zum Bessern mächtig gefördert, und bildet einen Abschnitt in der Geschichte unserer schönwissenschaftlichen Bildung. Ließ er eine Abhandlung von den Schönheiten des Bodmer'schen epischen „Noah“, die freilich mehr den befohlenen Freund als den strengen Kritiker Bodmer pflegte vielerlei auf einmal und mit Flüchtigkeit zu treiben, hin und wechselnden Eindrücken seiner letzten Lecture. W., ursprünglich selbst in der Productionslust beherrscht, folgte nur zu sehr dem gefährlichen Beispiele die Menge und Beschaffenheit seiner im Bodmer'schen Hause verfaßten Dichtungen, z. B. „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“ auf Veranlassung eines engl. Werkes; „Der geprüfte Abraham“, episches Gedicht in 3 Gesängen, wozu Bodmer als Triebfeder und Muster, keineswegs mitgewirkt hatte; verschiedene Hymnen und Psalmen; „Platonische Betrachtungen über den Menschen“; „Timoklea“; „Die Sympathie“; „Das Gesicht“; „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“ (1754 und 1755). Das fleißige und fortgesetzte Studium des Plato, so wohlthätig es an und für sich werden können, versetzte dagegen das Element der christlichen Poesie in gewisse schwärmerische Überschwenglichkeit, an der bei weitem mehr die Phantasie als die Tiefe des Gefühls Theil hatte. Zum Glück bewahrte er das kräftigende Studium griech. Lebensweisheit, hauptsächlich an der Xenophon, vor größern und neuen Verirrungen. 1756 brach der siebenjährige Krieg aus. W. lebte zwar von dem Schauplatz desselben entfernt, nahm aber an den sich drängenden Begebenheiten, sowie an dem Haupthelden, Friedrich dem Großen, den lebhaftesten Antheil, und ward dadurch auf die Idee geleitet, das Ideal des Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er Cyrus wählte. Die Gesänge dieses Gedichts erschienen noch 1757, und wurden hier und da so aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausgabe davon gemacht werden konnte; Beifall war mit Recht nur mäßig, und so blieb es unvollendet, wurde jezt als bloßes Bruchstück in der neuesten Ausgabe sammtl. Werke wieder abge-

druckt. Nach einigen unglücklichen dramatischen Versuchen: „Lady Johanna“ und „Elementine von Porretta“, wandte sich das Talent des Verf. wieder nach heitern, ihm ungleich mehr zusagenden Welt der Griechen zurück. Die schon erwähnte Episode aus der „Cyropädie“ des Xenophon, Artaspeß und Panthos schien um diese Zeit und kündigte den Dichter der Liebe vielversprechend an. mer's Haus hatte W. schon 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne züricher Familien 4 Jahre lang, worauf er nach Bern zum Landvogt E. Hauslehrer ging, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. In Bern seine Natur, unter dem Einflusse bildender Frauen, eine immer bestimmtere Richtung. Er lernte hier unter Andern auch Rousseau's Freundin, Julie von Wattenberg, mit der er in sehr erfreulichen Verhältnissen lebte, bis endlich das J. 1759 in seine Vaterstadt zurückversetzte. — Ohne sein Zuthun, ja gegen seine Willens wurde er in den Rath dieser Stadt aufgenommen; allein er fühlte bald, daß schäfte dieses Amtes sich mit seiner Eigenthümlichkeit nicht recht vereinigen wollten, auch hatte er bereits zu viel von den Freuden feinerer Geselligkeit als daß es ihm in dem beschränkten Biberach hätte gefallen können. Dennoch, daß er die erste Geliebte seines Herzens als Sophie v. la Roche vermittelte fand. Dies Alles drängte die nach schöpferischer Darstellung rastlose Phantasie in die innere Welt des Gemüthes zurück, und er hatte es in der That ein Glück zu betrachten, daß er auf eine Arbeit gerieth, welche nicht nur seine Geisteskraft in Anspruch nahm, sondern ihn auch auf das mannigfaltigste unterrichtete, aufklärte, ermuthigte und stärkte, nämlich die Übersetzung von Shakespeare's. So wenig es dem durch die Griechen, Römer und Franzosen gebildet und mitunter auch irregeleiteten Deutschen, bei seiner vorherrschenden Neigung zu Artigen, Leichten und Geschwätzigen, gelingen konnte, den Geist des wunderbar originellen Briten sich ganz anzueignen, so leistete W. doch sehr viel in dieser schwierigen Arbeit sehr viel und brach die Bahn, auf der seine Nachfolger nun leichter fortschreiten konnten. Die spätere Eschenburg'sche Übersetzung ist nur eine Verbesserung der W.'schen. W.'s Arbeit erschien (1762—66) in 6 Bänden bei Gefner, Drell und Comp. in Zürich und enthielt 28 Schauspiele. Er fügte in f. Umarbeitung noch die 14 fehlenden hinzu. — W. fühlte sich in der nehmsten Umgebung, als das Geschick seine erste Geliebte in Gesellschaft brachte und des Grafen v. Stadion, bei dem sich dieser befand, in seine Nähe. Letzterer, der kurmainzischer Staatsminister gewesen war, beschloß, dem W. ein neues Leben zu Warthausen, einem seiner Güter unweit Biberach, zuzubringen, da er mit dem feinen Tone des Weltmannes gründliche Kenntniß und Erfahrung vereinigte, ein Freund des heitersten Lebensgenusses war, und ein Feind der Schwärmaerei und Überspannung, so fand W. in dem Hause desselben in der That genommen recht eigentlich seine Heimath. Auch befreundete ihn die Wahrheit durch die Wahrheit einer edeln Mäßigung hier näher mit manchem sonst verträumten Genuß. Es ist jedoch die Frage, ob der schnelle Übergang von der Phantasterei, zum Theil einer Frucht der frühern Verhältnisse, zu der Abklärung einer geordneten Erfahrungswelt, der Innigkeit im Auffassen und Empfinden nicht einigen Abbruch gethan hat. So viel bleibt ausgemacht, daß die Leidenschaft des Dichters, so reizend er sie auch ausspricht, von jetzt an häufig die Quelle der später so schwunghaften Aufklärerei verräth. Die außerlesene Bibliothek des Grafen, besonders vollständig im Fache der neuesten franz. und engl. Literatur, nicht wenig zu der veränderten Denkart bei, welche außerdem durch die Polirung seines geistreichen Umganges fortwährend befestigt wurde. Bekanntlich hat der spätere Dichter die Vorliebe für Gegenstände einer lusternen, wollüstigen Phantasie von vielen Seiten her zur Last gelegt. Es ist unmöglich, W. durchaus von diesem Vorwurf zu vertheidigen. Doch folgte er bei Darstellungen der Art keineswegs

verführerischen Naturtriebe, denn er gab von dieser Seite im Leben keine
 n, sondern er wurde dazu bestimmt durch das heitere Spiel der Phantasie
 i schlimmsten Falle durch das übergroße Streben nach unfehlbarer Wirksam-
 Das erste Erzeugniß, welches den Ausdruck jener französisch-griechischen
 cheit ansichträgt, war die poetische Erzählung: „*Nabine*“, welche er selbst
 chöpfung in Prior's Manier nennt. Auf dieselbe folgten (1764) die „*Aben-*
 es *Don Sylvio von Rosalba*, oder der Sieg der Natur über die Schwärme-
 Hier diente dem Verf. der „*Don Quixotte*“, den er sehr liebte, zum Mu-
 erreichte ihn aber weder in Anlage noch Behandlung. In die J. 1766 und
 fällt die erste Erscheinung des „*Agathon*“, welcher W.'s Ruhm am meisten
 den half. Er hatte die Idee zu diesem Werke schon während seines Aufent-
 a der Schweiz gefaßt, und sich immerwährend, auch indeß er sich andern
 n hingab, damit beschäftigt, bis er 1764 an die Ausarbeitung desselben
 „Die Absicht des Verf.“, sagt dieser selbst von seinem Werke, „war nicht,
 d sittlicher Vollkommenheit in seinem Helden aufzustellen, sondern zu zei-
 ie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und
 bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers
 habe“. Ubrigens ist dies geistreiche Buch mit Recht immer von Seiten der
 lung als ein Muster betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Ge-
 sich ändern möge, zu allen Zeiten als solches gelten können. Auch in den
 ten „*Literaturbriefen*“ wird dieses trefflichen Erzeugnisses mit gebührendem
 ud gedacht. Die Liebe war es, die unsern Dichter in allen ihren Erschei-
 vorzüglich beschäftigte. Er hatte sich lange mit der Idee getragen, seine
 m davon in einem größern Gedichte, „*Psyche*“, niederzulegen, allein es
 den leider nur Bruchstücke davon. Umfassender stellen sie sich dar in „*Idris*
 nide“, obgleich auch diese Arbeit nicht vollendet ist, am reizendsten und edel-
 in der „*Musarion*“ (1768), einem durch Anmuth, Leichtigkeit und Har-
 da Darstellung vielleicht einzigen Werke, das er selbst nach dem angestreb-
 eine Philosophie der Grazien nannte. Diese liehen ihm auch zu einem
 m Gedichte den Namen, das 1770 erschien und der edlern Liebe das Wort
 gegen die gemeine, bloß der Sinnlichkeit fröhnende. Der „*Neue Amadis*“
) will den Triumph innerer, geistiger Schönheit über bloß körperliche schil-
 ein Thema, das der Dichter noch einmal in den letzten Jahren seines Lebens
 „*Krates und Hipparchia*“ auszuführen suchte. Wenn, wie es heißt, der
 am Shandy“ die Veranlassung zum „*Neuen Amadis*“ gegeben hat, so läßt
 s wenigstens aus der verschiedenen Natur beider Werke nicht recht erklären.
 verehelichte sich W. mit einer eben nicht schönen, aber edlen und anziehenden
 urgerin, und 1769 ward er als Professor primarius der Philosophie auf
 versität zu Erfurt berufen, die damals während der kurmainzischen Regie-
 unter der wohlthätigen Leitung des hochgebildeten Freih. v. Dalberg (nachhe-
 rsten Primas) stand. Bald erfuhr W. in dem neuen Wirkungskreise, daß
 er manches unübersteigliche Hinderniß im Wege stehe; deshalb wandte er
 kraft mehr auf die ihm schon so lieb gewordene schriftstellerische Thätigkeit,
 hm der erweckende Umgang mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Nie-
 lahrdt, Meusel u. A. zustattenkam. In der stufenmäßigen Entwicklung
 Wesens verdient es eine besondere Bemerkung, daß er sich von jetzt an nicht
) ausschließend auf die erotische Poesie beschränkte. Er beschloß diese Periode
 Dichterlaufbahn mit dem „*Verklagten Amor*“, wodurch er die Gattung der
 , der er sich bisher gewidmet hatte, gewissermaßen rechtfertigte, sowie er
 gemeine Rechtfertigung seiner Lebensansichten und philosophischen Meinun-
 den „*Dialogen des Diogenes von Sinope*“ (1770) der Welt mittheilte. Im
 des feinern Cynismus verfaßte er bald darauf das vielbesprochene Gedicht
 v. Str. Siebente Aufl. Bd. XII.

„Romulus“, dessen mehr als zweideutiger Gegenstand an die äußersten Grenzen des öffentlich Erlaubten streift, behandelte ihn aber mit einem so einzigen Gespür, daß man deshalb um Vieles leichter über die gewagte Freiheit hinwegsieht. Der forschungsbeifere erhielt eine fruchtbare Nahrung in 2 merkwürdigen Zeichen der Zeit in Rousseau's Schriften und Josephs II. Verbesserungen. Unter dem Titel: „Entwürfe zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur“ (1770) schrieb er gegen die interessanten Neuerungen von Jean-Jacques Rousseau's mit eingreifender Menschenkenntniß, gefälliger Klarheit und munterer Gewandtheit. Angeregt von den Bedürfnissen der nach Licht sich streckenden Menschheit, und eingedenk seines hohen Berufs, wiewol oft zu unauferlässig fortgerissen von dem Wunsche, Frucht und Blüthe zugleich an dem geistigen Baume zu sehen, bereitete Joseph II. einen großen Umschwung in dem kaiserlichen Staats vor und entzündete alle gleichgestimmte Seelen mit der lebhaftesten Begeisterung für seine erhabenen Zwecke. So wurde auch W. in die Sphäre geführt, worin sich der aufgeklärte Gesetzgeber und Staatsverwalter bewegte, und die Richtung seiner geistigen Thätigkeit verbanken wir den „Goldenen Spiegel“ (1771), „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen und Gelehrten einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben“. Jetzt beginnt für die volle Entwicklung seiner glänzenden Talente unstreitig die wirksamste Periode, da sie ihm, außer der ihm so ganz gerechten äußern Umgebung, auch die hinreichende Muße gewährte: sie ist sein Aufenthalt in Weimar. Herzogin Anna Amalia hatte 1758 den geliebten Gemahl verloren und fand sich auf einmal zwischen die Reglerung des Landes und die Sorge für die Erziehung zweier Söhne gestellt. Mit Muth und Eifer, mit Einsicht und Liebe hatte sie den Pflichten genügt; unterdessen waren die Prinzen, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bis in das Alter gekommen, wo sie eines männlichen Erbes bedurften. Zu diesem wichtigen Posten wurde W. durch den Freih. v. Döbeln, den ihn in Erfurt auf das genaueste kennen gelernt hatte, vorgeschlagen, und er nahm den ehrenden Ruf mit Freuden an. 1772 ging er, mit dem Charakter eines k. sächs. sachsen-weimarischen Hofraths, der Zusicherung eines Gehalts von 1000 Thln., so lange er die Erziehung der Prinzen leiten würde, und unter der Aufsicht auf eine lebenslängliche Pension von 600 Thln. *), nach Weimar ab. Hier zeigte sich noch kein bestimmtes Zeichen der spätern geistreichen Lebensfülle. Jedoch fehlte es nicht an einer stillen Vorbereitung, mehrere ausgezeichnete Männer arbeiteten für dieselbe, die Namen eines Echhof, Brandes, Beck, Seiler und die Namen Musäus, v. Einsiedel, v. Knebel, v. Voigt, Bertuch u. s. w. bekräftigen. W. war in solcher Gesellschaft ganz an seinem Plage, und sein Genies regte sich in innerer Zufriedenheit belebt und durch mannigfache Ermunterung von Außen zu neuen, muthiger die Schwingen. Er faßte vor der Hand besonders das Schach ins Auge, daher die Entstehung des dramatischen Gebichts: „Die Wahl des Cules“, und der „Alceste“, die den 29. Mai 1773 zum ersten Male auf dem weimarischen Hoftheater erschien und bald in ganz Deutschland mit rauschendem Erfolge aufgenommen wurde, ohne jedoch denselben für eine spätere Zeit mit Erfolg haupten zu können. Bedeutender für die gesammte deutsche Literatur war die Herausgabe des „Deutschen Merkurs“, einer Monatschrift, der sich W. bis zum Ende seines Lebens mit der größten Sorgfalt und ganzem Herzen widmete. Er hatte jetzt die Pflicht und Gelegenheit, von den höchsten Grundsätzen des Schönen bis zu den gewöhnlichen Regeln der poetischen Form herab, seine Ansicht dem ausbreiteten und aufmerksamen Publicum vorzulegen. Im Ganzen war die ästhetische Kritik weder rein noch tief genug, sie litt besonders von mehreren Seiten

*) Der letztverstorbene Großherzog von Weimar hat seinem geliebten Lehrer seinen ganzen Gehalt von 1000 Thln. als Pension gelassen.

Ansehung einer zähmen, vornehmen conventionnellen Beschränktheit, wie
vortüglich damals in Frankreich herrschte. W.'s Briefe über seine „Alceste“,
in: „Hefte des „Merkurs“ von 1773 befindlich, enthalten hinreichende Spu-
ren erwähnten falschen Richtung, worüber 2 der ersten Männer in deutscher
Kunst, Göthe und Herder, sogleich öffentlich in Harnisch geriethen. Der
Fehler eine Satyre dagegen mit der vollsten Ladung unter dem Titel: „Göt-
tem und Wieland“, welche die große Natur, die in ihm lebte, an der ar-
beitskurzsichtigen Cirkelei der Afterkunst rächen sollte. Lenz gab sie zu Stras-
burg, und so kam sie in W.'s Hände; allein dieser, den aufstrebenden Ge-
istes großen Dichters nicht verkennend, erwiderte jenen Angriff mit leichtem
und der ihm eigenthümlichen Milde. Göthe's Farce machte, da sein Dich-
ten schon mächtig zu verbreiten begann, gewaltiges Aufsehen. Auch W.'s
Name, den Prinzen von Weimar, blieb sie nicht fremd, und zog Beide vielleicht
auf derselben um so schneller entgegen, als sie ihn bald nachher auf ihrer
Reise nach Frankreich in Frankf. a. M. kennen lernten. Göthe selbst erzählt in seiner
Vita den Gang der Dinge, der ihn nach Weimar in die fürstl. Nähe brachte,
wo auch Herder seinen Wirkungskreis fand. Jetzt richteten sich die Augen
in Deutschland auf den Musensitz an der Ilm, welcher ein zweites Ferrara
versprach. Er wurde dies wirklich, und noch mehr. Die Herzogin Mut-
ter, war die Seele eines geselligen Kreises, wie ihn das damalige Ge-
schlecht kaum hatte zu denken gewagt. Alles, was die Kunst, die Wissen-
schaft und das Leben an herrlichen Blüthen und Früchten erzeugte, fand hier so-
fort die reichste Aufnahme und Würdigung. Da lähmte kein starres Rangver-
hältniß aufstrebenden Geniuss, denn die edle Amalie war als geweihte Priesterin
der Schönheit das sichtbare Gesetz, dem die Geister im Gefühle der Freiheit
In einem solchen Kreise bekräftigten Männer wie Göthe, Herder,
und äußerlich den Bund der Thätigkeit, welcher sie innerlich beseelte, und
auch die Fürstin, die sie ehrte und liebte, mit unverwelklichen Krän-
zen. Schriftstellerisches Talent entwickelte sich hier immer mehr, und in einer
mehr als 20 J. ereignete sich fast nichts von Wichtigkeit in der politischen
oder literarischen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil
nahm. Seine Lebensphilosophie athmet den Geist des Sokrates, mitunter
eine Beimischung im Sinne des Aristipp. Besonders beschäftigte ihn das
Reinmenschliche, Leichtfaßliche im Gebiete der Forschung, dem er durch
eigene Methode, die auch Zweifel geschickt einwebte und verarbeitete, eine
neue Seite abzugewinnen wußte, zumal für das Bedürfniß gebildeter Welt-
literatur dadurch unsere Literatur mit Schriften bereichert, deren seltenes Ver-
dienst hauptsächlich das musterhafte Beispiel der Franzosen und Engländer hat
ihm. Seine historischen Bemühungen, wiewol sie nicht in einem bedeu-
tenden hervortreten, gefallen durch belebende Einbildungskraft, angenehmes
Sprachkenntniß, gesundes Urtheil und durchblickendes Wohlwollen. Diese
seiner Beschäftigungen schaden keineswegs seiner dichterischen Fruchtbarkeit;
er sich laut kund in der „Geschichte der Abderiten“ (1773), einem überaus
glücklich eingreifenden Werke, das die Muse der Weisheit unter dem
Namen des Satyrs anmuthig verkleidet. Daran schlossen sich der Zeit nach Er-
zählungen und Märchen, theils fremden Originalen nachgebildet, theils selbst er-
dacht. Dagegen wird „Oberon“, ein romantisches Helbengedicht, mag auch der
Reiz aus der rechten Haltung fallen und mehrs Fremdartige eingemischt
mag selbst die technische Form manchen Tadel verdienen, dennoch den Ruhm
des Dichters, als sein gelungenstes Werk unter den größern, mit Sicherheit auf die
zukünftige und bewundernde Nachwelt bringen. Die Verdeutschung des Horaz und
vortüglich des Erstgenannten, erfolgten darauf in der Weise, die er schon

für Shakspeare mit ausgezeichnetem Nutzen angewendet hatte, jedoch mit dem sentlichen Unterschiede, daß jene beiden seiner Eigenthümlichkeit an und für sich mehr zusagten und er also Ton und Farbe auch besser traf. So sehr der erläutern den Einschiebseln den vertrauten Kenner häufig stört, so bequamt sich solches aus einander gezogenes Umschreiben für den Genuß des größern Publicums. Horaz und Lucian haben in dieser W.'schen Gestalt den Deutschen reichlich getragen. W. erklärte selbst die Horaz'schen Briefe und Commentare für die besten seiner Arbeiten, auf die er am meisten Werth lege und woraus sein Geschmack, Vorstellungsart und Individualcharakter am genauesten bekannt zu werden. Aus dem anhaltenden Umgange mit Lucian entstand (1791) ein originaler Roman „Peregrinus Proteus“, zu dem sich der „Agathodämon“ wie ein Scitopha hält. So war die Zahl seiner Geisteswerke zu einer nicht geringen Anzahl angewachsen, und es mußte dem Literaturfreunde wol erwünscht sein, sie selbst durchgesehen und gesammelt in einer gleichförmigen Ausg. zu besitzen. Solche veranstaltete der um die deutsche Literatur hochverdiente Buchhändler zu Leipzig (seit 1794 in 2 Ausg., 4. u. 8., 36 Bde., 6 Suppl.; neuer Ausg. von Gruber, seit 1820; Taschenausg. in 16., 51 Thle., seit 1824), u. der Verf. dadurch in den Stand gesetzt, sich das Gut Dömannstädt bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend seines Lebens größtentheils in heiterer Ruhe zubringen konnte. Da er stets ein Feind von Luxus und Üppigkeit gewesen war, so reichte ihm seine mäßigen Einkünfte, trotz seiner sich beträchtlich mehrenden Familie, seine Gattin gebor ihm in 20 Jahren 14 Kinder, immer genügt und freigegeben genug übrig gelassen, auch Freunde zu erfreuen. Allein nun war auch die Grenze seines Lebens hinaus, für die Unversorgten gesorgt, und dies erfüllte seine letzten Tage gar sehr. Er lebte von 1798 an bis 1803 fortwährend in Dömannstädt und widmete den größten Theil seiner Zeit literarischen Arbeiten, unter sein „Attisches Museum“ keine der geringsten ist. Er führte seinen lang gehegten Entschluß aus, seine Nation mit einer Reihe von Meisterwerken griech. Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Auch sein „Stipp und einige seiner Zeitgenossen“ gehört dieser Periode an. 1803 verließ er sein geliebtes Dömannstädt wieder, weil er es in ökonomischer Hinsicht nicht mehr behaupten konnte, denn er hatte es gleich anfangs zu theuer gekauft. Er kam nun wieder in Weimar, wo er nun auch Schiller fand, mit dem er bald eine Verbindung trat. Hier überstand er die Schreckenstage von Jena, hier den schmerzhaftesten Verlust, den er erleiden konnte, den seiner Gönnerin und Freundin Herzogin Amalia, den von Herder, Schiller u. A., die er liebte und ehete. Um seine mehrer Arbeiten suchte er sich einigermaßen zu erheitern; am meisten gelang dies durch die Übers. von Cicero's Briefen, die er mit der strengsten Genauigkeit ausführte. Die Ehrenbezeugungen, welche er von dem Kaiser Alexander durch die Verleihung des St. = Annenordens, und von Napoleon durch die des Kreuzes der Legion erhielt, seine Aufnahme in den edlen Bund der Freimaurer, in das Institut, und mehrere glückliche Ereignisse, milderten so manchen Kummer, sein Herz fortwährend nährte, wohin vorzüglich das frühere Hinscheiden seiner ihm innigst geliebten Gattin (1801) gehörte, mit der er ein langes Leben in beispielloser Zärtlichkeit und Einigkeit verlebt hatte. Sein Tod erfolgte am 20. Jan. 1813 im 81. J. seines rühmlichen Lebens. Seine sterblichen Überreste ruhen in einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Freundin La Roche, Sophie Brentano, zu Dömannstädt, seiner Wahlheimat, und ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte mit der von dem Dichter verfertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Allgemein läßt sich für seine Charakteristik ungefähr Folgendes sagen. Er ist ein dichterischer Urgeist, wie z. B. Goethe, Jean Paul, sein eigenthümlicher Geist bestand im freien Aneignen und weitem Ausbilden des Vorgefundenen, mit großer, zuweilen ausschweifender Geschmelbtheit das Siegel seines Geistes. Seine Darstellungen der griech. Welt, in denen er sich so wohl gefühlt. Nichts weniger als vollkommen rein, es regt sich darin der Einfluß eines hohen, anspruchsvollen, halb und halb französisirenden Geschmacks. Das der menschlichen Natur hat er eigentlich nie wahrhaft ausgesprochen, weder der Liebe, noch der Religion, noch der Kunst, oder der Philosophie; er hielt sich in einer glücklichen Mitte und wußte selbst der Oberfläche zuweilen den Schein der Gründlichkeit zu geben, überall Meister der leichtesten, elegantesten Grazie und für seinen Zweck auch ein trefflicher Sprachkünstler, wie z. B. Jean Paul seine langathmige Prosa recht eigentlich das Organ der Ironie, sowie er denn selbst in seinen interessanten „Briefen an Sophie la Roche“ (von F. Horn, Berl. 1820) sagt: „ironie ma figure favorite“. Aus Umständen erklärt es sich, warum er keine durchgreifende und fortbauende Wirkung auf unsere Literatur hervorgebracht hat; sein großes, unschätzbares Vermögen, die nicht zu berechnende Summe von Kenntniß, Geschmack, Bildung, mittelbar durch eine Reihe von Jahren der Mitwelt zuführte, von der sie uns in der Stille vererbte. Hat man ihn zuweilen überschätzt, so ist er in der Revolutionszeit unserer Aesthetik über alle Gebühr herabgesetzt worden. Er ist zu den ersten Männern Deutschlands und wird als solcher in dem hohen Alter leben. Eine ausführlichere Entwicklung der Eigenthümlichkeiten des Dichters und Schriftstellers findet der Leser in der Biographie W.'s von ... auch ist in einem Aufsatz im „Morgenblatt“ von 1818 unter der Aufschrift „Wieland's Andenken in der Loge Amalia zu Weimar“, die Persönlichkeit des Dichters mit Meisterhand gezeichnet.

Wieliczka, eine Stadt im Königreiche Galizien, im bochnier Kreise, inmitten ihrer unerschöpflichen, und in ihrer Art einzigen Steinsalzgruben, die 600 Lachtern von Ost nach West, über 200 Lachtern von Süd nach Nord 80 Lachtern oder 800 Fuß in die Tiefe erstrecken; wie weit das Salz reicht, hat bis jetzt nicht ergründet werden können, und es ist daher gewöhnlich als unerschöpflich anzusehen. Die Stadt Wieliczka selbst ist ganz umgeben von den Gruben gehen auf jeder Seite weit über sie hinaus. Schon seit dem 13. Jahrh. hat man hier Salz gebrochen. Der Eingänge zu den Gruben sind 6 auf freiem Felde, und 2 von der Stadt aus; die letztern beiden zur Bequemlichkeit der Arbeiter und zur Herausförderung des Salzes. Man läßt sich 600 Fuß hinunter, oder steigt eine eigens eingerichtete Treppe von 1000 Stufen hinunter und kommt dann in die eigentlichen Salzgruben, welche eine mehr oder weniger weite, hohe, mit Salzsäulen gewölbte Ebene bilden. Man sieht hier überall eine von einem Bergmanne aus Salzstein errichtete Capelle, worin die Messe gelesen wird, wie es in den gewöhnlichen Beschreibungen heißt, überhaupt Wieliczka zu wunderbar schildern und das Salzwerk zu einer unbeschreiblichen Stadt machen. Es arbeiten zwar viele Menschen, nach Einigen an der Zahl nach Lichtenstern 500, in den Gruben, aber es wohnen keine wirklich Menschen in den Pferdeställen befinden sich Pferde, die jedoch nicht zum Ziehen, sondern um die Göpel in Bewegung zu setzen, gebraucht werden. Die durch das Abfließen des Salzes entstandenen Gewölbe werden Verhaue genannt. Mehrere sind verschlossen, und dienen zu Vorrathskammern für die leeren und vollgetragenen. Einer von diesen Verhausen heißt der große Saal, wo man ein Kunstwerk in die Felsenwand eingearbeitet, Kronleuchter, die von der Decke hängen, Fossilien und Versteinerungen, die man im Gestein gefunden hat,

antrifft. Die verschiedenen Arten des Salzes, alle Krystallisationen, von feinsten strahlenförmigen bis zu den größten, sind hier gesammelt. Der wohnhafte Anblick der weitläufigen unterirdischen Gänge, der vielen Gänge, der Behältnisse, der soeben angeführten Capelle und der Stallung für 20—30 Pferde, erregt bei jedem neu Eintretenden eine eigne Empfindung der größten Ueberraschung; denn Alles dies ist in festes Salz gebildet, welches an mehreren Stellen mächtig wird, daß man über einander an einem Orte 2 Säle ausschauen kann, die zusammen eine senkrechte Höhe von 16—17 Klafter haben. Die Gewinnung des Salzes geschieht theils mittelst des Spitzhammers, theils durch Sprengung mit Schießpulver, und die gewöhnlichen Formen, in welchen die bliesigen Salzungen erzeugt werden, sind entweder Cylinder, oder sogen. Ballmann von 5—10 Etrn., oder längliche Vierecke von 140—150 Pfund, dann Etrn. oder Minutiensalz, welches in halbe und ganze Tonnen zu 2½—5 Etrn. eingewogen wird. Die jährliche Ausbeute von diesem größten aller Salzwerke beträgt 700,000 Etrn., und gewährt mit dem nicht weit davon entfernten ähnlichen Salzwerke zu Bochnia, das jährlich 200,000 Etrn. liefert, einen reinen jährlichen Ertrag von 2 Mill. Gldn. Es ist immer ein großer Vorrath von Salz, von einigen 100,000 Etrn. vorhanden. Die Gruben zu Wieliczka geben 3 Etrn. Salz. Die geringste Sorte ist mit Letten vermischt und hat einen gelben Schein. Das beste ist das Krystallsalz, das in würfelartige Formen kommt. Seine Farbe ist dunkelgrau mit Gelb untermischt. Man findet auch in den Gruben einzelne zum Theil starke Stücke schwarzen Holzes. Das Salz der Gruben zu Bochnia ist etwas feiner und wird durchaus in Fässer gefüllt. Diese Salzwerke gehörten ehemals, wie Galizien selbst, zum Königreich Polen, kamen aber 1772 an Osterreich. Durch den 1809 zu Wien geschlossenen Frieden wurden die Salzwerke zu Wieliczka in ihrem ganzen Umfange dem Kaiserreich und dem Herzogthum Warschau gemeinschaftlich überlassen. Beide Regierungen stellten eine gleiche Anzahl von Beamten zur gemeinschaftlichen Verwaltung, und hielten auch, bloß der Polizei wegen, eine gleiche Anzahl Truppen. Nach dem pariser Frieden (1814) kamen, in Folge der Verhandlungen bei dem Congresses, diese Salzwerke wieder ganz an Osterreich. Der geschickte Mechanikus, Berggrath J. G. Worlach, hat Grundrisse von den Gängen des Salzwerkes gefertigt, welche J. E. Nilson zu Augsburg in 4 großen Blättern Kupfer gestochen hat. Eben dieser Kupferstecher hat auch 1760 ein großes Bild nach C. Müller's Zeichnung geliefert, welches einen anschaulichen Begriff von diesen merkwürdigen unterirdischen Gruben gibt. Man glaubt, daß die Salzgrube zu Wieliczka mit dem längs den Carpathischen Gebirgen in einer Länge von ungefähr 120 deutschen Meilen hinlaufenden unterirdischen Salzflusse, der in der Ostka-Kimnik in der Walachei endigt, zusammenhängen. (S. Fichtel's „Geschichte des Steinsalzes und der Steinsalzgruben in Siebenbürgen“, Nürnberg 1780.) Die Stadt Wieliczka (2 Stunden von Krakau, mit 3400 E. in 340 H.) hat das Sitz eines Salinenoberbergamts und Berggerichts, unter dessen Leitung das Salzwerk zu Bochnia steht.

Wien, eine der ältesten deutschen Städte, ist, wie viele derselben, dem Standlager hervorgegangen, das die Römer, um von hieraus die Donau zu beherrschen, schon sehr früh aufschlugen, und das bereits unter August bis zu Vespasian immer eine, auch wol 2 Legionen enthielt. Das 5. Jahrh. machte zwar die Römerherrschaft ein Ende, allein über das Geschick der bestehenden militärischen Niederlassung entschied nicht Waffengewalt, sondern ein Vertrag. Hauptstadt des Christenthums, das bereits mit dem Schluß d. 5. Jahrh. längs der Donau die dortigen Völkerschaften entwidert hatte, wesentlich zu ihrem Aufblühen beigetragen, fiel Osterreich und somit auch Wien, nach Befragung der Hunnen, in die 4

Karl d. Gr., der nach seiner weisen Sitte baselbst eine Kirche bauen ließ. bekannt, wie er sein Gebiet auf gefährlichen Punkten durch Mark- oder grafschaften sicherte. Diese Maßregel wirkte auch hier noch später wohlthätig. Um 984 wurde Leopold, Graf von Babenberg, Markgraf von Osterreich, als solcher Stammvater eines glorreichen Herrschergeschlechts. Heinrich II., mit Jasomirgott, seit 1141 Markgraf, legte den ersten Grundstein zu der berühmten St.-Stephanskirche, baute 1160 eine Burg oder Residenz in der Wien auf der Stelle, wo jetzt die Kriegskanzlei steht (anfangs hatten die Markgrafen in Medling, nachher auf dem Rahlenberge gewohnt), vergrößerte sie zu Maria-Stiegen und stiftete 1155 das Schottenkloster. Ebenderselbe unter besondern Begünstigungen vom Kaiser Friedrich I. zum ersten Herzog von Ober- und Niederösterreich erhoben. Unter dem Herzog Leopold VII. erhielt eine Art von Stapelgerechtigkeit und eine zweckmäßigere Einrichtung der Stadtbehörde, wodurch Handel, Erwerbsamkeit und Ordnung sich fühlen. Das Glück jener Zeit verkündigen mehrere alte, sagenhafte Nachrichten. unter $34^{\circ} 2' 30''$ der L. u. $48^{\circ} 12' 36''$ der Br., am südl. Ufer der Donau gemessene indessen besonders seit der Zeit gewinnen, als es die beständige Residenz des deutschen Kaisers wurde, und daher kommt es wol auch, daß diese Stadt, nicht groß, einen so bedeutenden Raum durch ihre vielen (34) Vorstädte einnimmt, die seit 1703 bereits durch die sogenannte Linie, d. h. eine Mauer und Graben, eingeschlossen, jetzt mit der Stadt um so mehr ein Ganzes bilden, ansehnlichen Festungswerke, welche bis 1809 Stadt und Vorstädte selbst trennten, seit diesem Jahre gänzlich vertilgt und in angenehme Spaziergänge umgewandelt worden sind. Die eigentliche Stadt läßt sich als den Kern, den Mittelpunkt ansehen, um welchen jene vielen Vorstädte ringsherum sich nach und nach geschlossen haben, so zwar, daß sie in dem äußersten Umfange eine Linie von fast 3 deutschen Meilen betragen — was also Wien zu einer der größten Städte Europas und zur größten in Deutschland erhebt —, auf welcher Fläche weniger als 7462 Gebäude, mit Ausschluß der Kirchen, stehen, wovon 1217 in der Stadt selbst kommen. Die Ableitung des Namens (Wien) steht kritisch lange nicht fest; selbst in der Geschichte der Stadt Wien von dem Freih. v. Sauer ist für die Sichtung der unstatthafter Nachrichten nichts Befriedigendes. Das Klima ist auffallend unbeständig, wozu die fast unablässigen Winde, bligt von den nahen Bergen, empfindlich beitragen, indem sie zugleich am raschesten Wechsel von Nässe und Trockenheit herbeiführen. Staubschwinde sind daher, zumal in den freieren und entlegenen Gegenden, wegen der starken Verfehlung mit Kies, die herrschende Hauptplage der Stadt. Ihre südliche Lage bedeutend auf die Milde der Witterung ein. In der Nähe des Belvedere ist die Luft am gesündesten. Die häufigen Krankheiten der Brust, insonderheit Lungen, mögen theils von der überwiegend trockenen und scharfen Atmosphäre, von den unregelmäßigen Genüssen herrühren. Wien, die eigentliche Stadt, hat 2 Thore, wovon inzwischen nur 7 für den allgemeinen Verkehr bestimmt sind, der das schöne neue, am 18. Oct. 1824 eröffnete Burgtor, 8 größere und kleinere öffentliche Plätze und 110 große und kleine Gassen, die aber, wie in meisten Städten alten Ursprungs, selten eine große Breite und eine gerade Ausdehnung zeigen. Überhaupt blickt die allmälige Vergrößerung überall auf eine städtische Art durch. Auch jene größern 8 freien Plätze sind, den sogenannten öffentlichen ausgenommen, mehr erweiterte Straßen und können sich mit andern in Venedig, Paris und Petersburg keineswegs messen. Der Josephsplatz ist der schönste, allen bessern Menschen, insonderheit allen wohlgesinnten Oestreichern ist der dankbarsten Erinnerung durch die Statue des hochstrebenden Kaisers, welchem er heißt; sie hat als Kunstwerk, von Zauner's Hand, keinen beson-

bern Werth; ausgezeichnete sind die Basreliefs der Basis. Der erste Hof und der Kohlmarkt glänzen besonders durch lebhaften Verkehr und die reichschmackvolle Ausstellung von Artikeln des Luxus, der Mode, überhaupt feinem Bedürfnisse. So wenig Wien überhaupt für eine schöne Stadt kann, so wenig zeichnen sich auch, seltene Ausnahmen abgerechnet, die zahllosen Paläste durch reinen Styl und edlen Geschmack aus; selbst die neueste Bauart darin keinen Fortschritt spüren, wie z. B. der Bau des polytechnischen Instituts weist. Ungleich besser sieht es mit dem Brückenbau aus. Auch das neue Theater der Nähe der Burg verdient mehr Lob als das kürzlich vollendete Gebäude der Nationalbank. Dessenungeachtet machen die während der gegenwärtigen Restauration theils ausgeführten, theils entworfenen Verschönerungen in Absicht auf Ordnung, Zusammenhang, Bequemlichkeit, Epoche in der Geschichte der Stadt aus, besonders wenn das Pflastern der Vorstädte, womit schon hier und da der Anfang gemacht ist, noch ferner mit Nachdruck betrieben wird. Die kais. Burg mehr durch Umfang und Alterthum aufs Auge, als durch Schönheit und Ausstattung. Unter den 14 Hauptkirchen der Stadt ist die Stephanskirche die größte und prächtigste. Die Grabmäler und Monumente vieler Fürsten und Bischöfe, interessante Gemälde und 38 Altäre schmücken ihre Innern. Ihr Thurm ist einer der höchsten in Europa und gewährt einen großen Überblick über die ganze Umgegend. Es führen bis zu seiner Haube 700 Stufen hinauf, dann noch einige Leitern auf die höchste Spitze bringen. (S. Ziska, „Beschreibung der Stephanskirche und ihrer gesammten Merkwürdigkeiten“.) Die Minoritenkirche genießt seit 1630 durch den Kaiser Ferdinand II. den Vorzug Hofkirche; sie bewahrt als solche in einer Nebencapelle die Herzen der verst. Mitglieder der regierenden Familie; auch enthält sie merkwürdige Grabmäler, unter andern das Mausoleum, welches der verst. Herzog Albert von Sachsen-Teschen seine Gemahlin von der Hand des berühmten Canova 1805 setzen ließ, einen außerordentlichen Kunstwerth behauptet, auch dann noch, wenn man verschiedene Einwände gegen die Kritik gelten läßt. Die Kirche Maria-Stiegen, kürzlich zum Behufe des wiederhergestellten Redemptoristenordens wiederhergestellt, ist eine der ältesten in Wien; von ihrem Thurme eine überraschende Aussicht dar. Durch die k. k. Hofburg ist vornehmlich die Capucinerkirche zur heil. Maria historisch bedeutend; in ihr ruhen hier alle Glieder der kaiserlichen Familie, und darum mehr als sonst, als er einigen Adelsstolzen ihre anspruchsvolle Zurückgezogenheit beseitigen wollte, einzig in dieser Gruft müsse er leben, falls er, wie sie, seines Gleichen umgehen wollte. Die übrigen Religionsverwandten, Griechen, Protestanten, haben 6 Capellen und Bethäuser. In den vielen Vorstädten sind es 11 Thore. Die wachsende Ausdehnung der Stadt erhellt hinlänglich aus dem Umstande, daß die Zahl der Häuser 1766 in den Vorstädten zusammengekommen 3190, dagegen jetzt über 6200 beträgt. Die Leopoldstadt, durch die Donau von der eigentlichen Stadt getrennt, die Landstraße, Mariahilf, die alte und neue Wieden, die Josephstadt, nehmen unter den Vorstädten für Verkehr und Aufenthalt, nicht weniger durch Schönheit die oberste Stelle ein. Sie bieten unter andern mehrere merkwürdige Gebäude dar. Der Marstall für 400 Pferde des Hofes unweit des Burghofs, ist ein Meisterstück von einfacher Größe und zweckmäßiger Einrichtung; das Belvedere, sonst der Lieblingsaufenthalt Eugens von Oesterreich, seit 1776 für die kais. Gemäldegalerie bestimmt, zeigt großartige Heiterkeit im Eindrucke des Ganzen, trotz der theilweise schmückelhaften Verzierung. Das Invalidenhaus, das allgemeine Krankenhaus, das sogen. Freihaus, die kais. Hofbibliothek ragen durch gewaltigen Umfang hervor; die Gemäldegalerie des regierenden Kaisers Joh. I. wird in einem Palaste aufbewahrt, der an die schönsten der neuern ital. Baukunst erinnert. Von den 31 Kirchen und Capellen

läßt sich, da die frühern Belagerungen diese Gegend am ärgsten trafen bemerken.

Wien zählt 299,600 Einw., die Garnison und Fremden ungerechnet; da im 1815 nur 239,373 betrug, so sieht man, daß die anlangenden Fremden die Sterblichkeit, die in der Regel jährlich den 26. Menschen wegnimmt, ausgleichen. Der Gegensatz zwischen dem hohen und niedern Adel hat ein gemüthliches Gepräge und greift politisch tiefer ein als es auf den ersten Anblick scheint. Ein höchst achtungswürdiger allgemeiner Charakterzug der regierenden Monarchie ist ihre musterhafte Popularität, gleich weit entfernt von theatralischer Pracht und kleinlichem Zwang. In Betreff der Abstammung sind die Wiener die vorwaltende Classe. Außerdem begegnet man Griechen, Italienern, Serbiern, Türken u. s. f., sodaß Wien ein lebhafteres Schauspiel für den Beobachter einen ebenso anziehenden als lehrreichen Charakter darstellt. Die Consumtion ist, auch mit Berücksichtigung der Bevölkerung, ungewöhnlich. In einem Jahre werden über 82,500 Ochsen, 67,000 Kälber, 120,000 Schafe und 71,500 Schweine geschlachtet. Ubrigens ist der Ruf, den sonst hatte, daß man sehr wohlfeil und doch gut daselbst lebe, mit jedem Jahre wachsend. — Die katholische Kirche zählt, als die herrschende, die meisten Anhänger. Die Protestanten (10,000) genießen zwar, besonders seit der Reglementation des unvergesslichen Joseph, eine allgemeine Duldung, doch stehen sie hinsichtlich ihrer bürgerlichen Ansprüche im Nachtheile. Den Juden ist ungehinderte Ausübung in einer Synagoge gestattet. — Wien treibt einen lebhaften Handel in Betreff roher Producte aus fremden Ländern und einen noch viel lebhaftern Activhandel als Mittelpunkt der ganzen Monarchie. Für beide Arten des Handels ist die Donau, welche hier Lasten von 1500 Tonn. trägt, ein unverzichtbares Verkehrsmittel, und man rechnet, daß jährlich über 7000 Fahrzeuge auf der Donau verkehren. Der Handelsstand zerfällt in Kaufleute, welche Großhandel und Kleinhandel treiben. Jene sollen mindestens einen Fonds von 50,000 Gulden besitzen, falls sie um ein Privilegium nachsuchen; begreiflich läßt sich diese Forderung nicht immer in aller Strenge geltendmachen. Da inzwischen dem Verkehr der fremden Fabricate der Weg versperret ist, so tragen die 2 Märkte des Reichthums zur Belebung des Handels verhältnißmäßig wenig bei. Wien selbst hat bedeutende Fabriken. Die k. k. Porzellanfabrik existirt bereits seit 1718 und ist zwar oft nur mit Nachtheil gearbeitet, zählt aber doch 500 Arbeiter und liefert für Rußland, Polen und der Levante behebend viel ab. Die Erzeugnisse derselben hinsichtlich der schönen Form noch Manches zu wünschen übrig. Die wiener Musikindustrie, nebst den musikalischen Instrumenten, besonders den Fortepianos, ist in Europa geschätzt. Für die wissenschaftliche Bildung der Einwohner hat die Kaiserliche Universität der ersten Grundlage nach 1437 gestiftete Universität, seitdem sie (1756) von Kaiserin Maria Theresia entrißen wurde und durch van Swieten, den Leibarzt Theresiens, eine neue Gestalt erhielt, mannigfaltig gewirkt, am meisten für das Studium der Medicin. Zu dem großen, zur Zeit der erwähnten Reorganisation neu erbauten Universitätsgebäude gehören ein vortreffliches anatomisches Theater mit einer reichen Sammlung von Präparaten eines Rupsch, Lieberkühn u. s. w., ein Observatorium des uneigennütigen Swieten; eine Sternwarte, die durch die Unterstützung Kaiserin Maria Theresiens mit mehreren kostbaren Instrumenten ausgestattet ist; eine nicht unbeträchtliche Bibliothek mit einem, leider sehr beschränkten, Lesezimmer, und ein botanischer Garten. Außer der Thierarzneischule verdient besonders die Josephinische medicinisch-chirurgische Akademie eine ehrenvolle Erwähnung, wiewol sie nicht mehr so leuchten soll als früher. Ueberhaupt vereinigen sich die Stimmen fachkundiger Männer dahin, daß Wien in medicinischer Berühmtheit, selbst rückständig sei.

ner praktischen Anstalten, anfängt zurückzubleiben. Die Akademie der mündlichen Sprachen hat der Diplomatie und der Gelehrsamkeit manchen tüchtigen Mann geliefert. Es gibt außer 3 Gymnasien noch ein polytechnisches Institut, das vorzüglich auf praktische Kenntnisse hinarbeitet. Einige Lehrer desselben haben in der literarischen Welt einen guten Ruf, wenn auch keinen so berühmten, als die vortrefflichen Männer, die einst an der Spitze der polytechnischen Schule in Paris der Stolz Frankreichs waren. Seit 1821 hat Wien auch eine protestantische Lehranstalt erhalten, um den jungen Leuten, welchen die Universität versagt ist, wie sonst, auf auswärtigen Universitäten zu studiren, Gelegenheit einer vorgeschriebenen Ausbildung zu geben. Weber die innere Einrichtung, das Lehrpersonal erlaubt an den Geist einer deutschen Universität zu denken. Ganze hat den Werth eines politischen Surrogats. Keine Stadt hat so viele öffentliche und Privatbibliotheken, so viele Museen, Cabinette, Galerien, Sammlungen u. s. f. als Wien. Die kaiserl. Hofbibliothek in einem 240 Fuß langen und 546 F. breiten Saal, den treffliche Deckengemälde schmücken, gegründet von Vater der Wissenschaften in den östr. Staaten, Maximilian I. (1500), enthält mehrere tausend Handschriften und Inkunabeln, eine überaus reichhaltige, und wohlgeordnete Kupferstichsammlung und eine höchst bedeutende Anzahl Werke aus allen Fächern, die indessen noch weit von den öffentlich angelegten 300,000 Bdn. zurücksteht. (Zur bequemen vorbereitenden Kenntniß dient v. S. 100 „Beschreibung der kaiserl. Hofbibliothek“.) Das Lesezimmer ist für das immer zunehmende Publicum schon seit geraumer Zeit viel zu klein. Die Gefälligkeit der Bibliotheksbeamten verdient ein öffentliches Lob. Zur Unterhaltung sind ihr 15,000 Silbergulden angewiesen; sie ist, mit Ausnahme der öftern Feiertage, täglich 3 Stunden, von 9 — 12, während einiger Monate sogar 6 Stunden, nämlich auch des Nachmittags von 3 — 6. Die Universitätsbibliothek zählt gegen 80,000 Bde. Unter den Privatbibliotheken nennen wir die des Fürsten 40,000, die des Erzherzogs Karl mit 18,000 Bdn. Jene ist reich an literarischen und naturhistorischen Schriften, diese hat einen Schatz von kriegswissenschaftlichen und historischen Werken. Die letztere steht zur allgemeinen Benutzung wöchentlich 2 Mal offen. Der beliebte Dichter Castelli hat eine reiche Theaterbibliothek mit 10,000 Theaterstücken, den Portraits von 400 Schauspielern und 300 Dichtern, den historisch-merkwürdigen Schauspielzetteln von 1600 — 1700, die vollständigen Theaterzetteln von 1801 an. Sowie die kaiserl. Bibliothek an der Spitze der Büchersammlungen steht, so führt auch das kaiserl. Mineralien- und das zoologisch-botanische Cabinet die Reihe der gleichnamigen Sammlungen an. 25 Säle des letztern enthalten die Fauna der ganzen Erde und, was etwa vermisst werden könnte, wird das seit einigen Jahren angelegte kaiserliche Museum nachweisen. Der botanische Garten der Universität unter der Leitung des thätigen Jacquin ist hochberühmt, mit ihm wetteifert der kaiserliche Garten des Franz I., selbst Liebhaber der Wissenschaft, für die östr. Flora angelegt. In gleichem Geiste, wenn auch nicht immer in gleichem Umfange, finden sich in den Provinzen Sammlungen und Gärten. Das kaiserl. Antikencabinet besitzt nur wenige Stücke des classischen Alterthums von entschiedenem Kunstwerthe. Das Münzkabinet eines der berühmtesten in Europa, enthält 28,000 Gold- und Silberstücke von Zeit von Karl d. Gr. an, ohne die Schätze zu rechnen, die es aus noch neuerer Zeit besitzt. An Privatsammlungen solcher Art fehlt es ebenso wenig. Der Unterricht in den bildenden Künsten hat seit 1704 durch die Gründung der Akademie einen regelmäßigen Gang genommen, mag er auch nicht immer den Genius des Lehrlings auf die rechte Weise und im günstigsten Augenblick entwickelt gekommen sein: eine Bemerkung, die mehr oder weniger von allen Akademien der Künste gilt. Der Reichthum an zweckmäßigen Materialien

den Zweigen viel bedeutender als die Methode der Unterweisung, vorzüglich in allgemeinen ästhetischen Grundsätzen. Die öffentliche Ausstellung von 1822 über 500 Werke auf, doch erhoben sich nur wenige über die Industrie des Tages. Kaiserl. Gemäldegalerie, die in dem Belvederepalast seit Joseph II. angemessen ist, zeichnet sich besonders aus durch mehrere altdeutsche und altitalienische, auch findet sich hier ein glänzender Reichthum von den Werken des Tizian, Velasquez, Rubens u. s. w. Die bedeutendsten Stücke sind nach den Zeichnungen des Malers von Perger in dem bei Haas in Hefen erscheinenden Werke: „Kaiserl. Gemäldegalerie im Belvedere etc.“ gestochen worden. Die Kunstsammlung der kaiserl. Hofbibliothek umfaßt in 800 Bdn. gegen 300,000 Holzschnitte und Kupfer. Hierzu kommen noch die Kunst- und Gemäldesammlungen vieler Privaten. Die nach dem Schlosse Ambras in Tirol benannte ambrasische Sammlung von Kunstwerken, welche A. Primisser beschrieben, Rüstungen, Curiositäten etc., seit 1806 ebenfalls im Belvedere befindlich, ist einer besondern Aufmerksamkeit werth. Das berühmte Ritter v. Schönfeld'sche technologische Museum, welches man aus Scheiger's Beschreibung desselben (Prag 1824). Musik und Schauspiel fanden in Wien seit Jahren Unterstützung. Hier lebten Mozart und die Heroen der neuern Tonkunst, in ihrem Elemente, und Beethoven schloß seine Fußstapfen, das vorgefundene Gebiet vielfach mit genialer Kühnheit weiterführend. Das große Conservatorium der Musik, eine Anstalt, in welcher 15 Professoren gegen 100 Schüler in der Tonkunst unterrichtet werden, steht dem pariser nicht nachstehend. Die strengern Freunde und Kenner der Kunst wollen indeß hier, wie an a. D., ihren Verfall in dem überhandnehmenden sinnlichen Riegel entdecken. Unter den 5 Theatern ist das Hoftheater an der Burg für das recitirende Schauspiel, das zweite am kärnthner Thore für Oper und das Ballet bestimmt. Die italienische Oper hat auf demselben die Virtuosität der Sänger und die Beliebtheit der Rossini'schen Compositionen die glänzendsten Triumphe gefeiert. Das Hoftheater an der Burg hat ausgezeichnete Talente. Wir erinnern an Koch, den reichbegabten Bassisten, Korn, Krüger, die Schröder, die im feinem Lustspiel vortreffliche Schauspieler Müller. Ungeachtet des großen Kostenaufwandes rechtfertigt das Hoftheater an der Burg seinen Namen im Ganzen weder im Lust- noch Trauerspiel. Das Theater an der Wien behauptet in architektonischer Hinsicht vor dem Burgtheater den Vorzug, sonst schwankt es in charakterloser Schwäche hin und her. Das Theater der Leopoldstadt ist in seiner originellen Art ausgezeichnet, brav und beliebt, dem Fremden zur nähern Bekanntmachung mit Wien nicht genug zu empfehlen. Künste und Wissenschaften ziehen von selbst Buch- und Kunsthandel an; besonders ist letzterer sehr bedeutend. Bei einer so ausgebreiteten Liebe zur Kunst muß auch die Tanzlust eine große Rolle spielen, und so öffnen nicht nur der Flögel des Josephsplatzes ein großer und kleiner Odeontensaal für die Tanzzeit ihr prächtiges Locale, sondern es finden sich auch eine Menge stark besuchte Tanzsäle in allen Theilen der Stadt. Überhaupt ist der Wiener für alle Annehmlichkeiten des Lebens empfänglich, besonders ergibt er sich gern der Schaulust, das Wohlthun des Leidenden nicht, und ein Armeninstitut unterstützt jährlich gegen 1000 Dürftige täglich mit 4 — 12 Kreuzern; eine Sparcasse gibt seit 1819 den armen Klassen einen bequemen Haltungsplatz; unbemittelte Gebärende finden in dem Gebärhause Aufnahme und können ihr Kind dann in das Findelhaus abgeben, welches auf dem Lande die meisten ihm anvertrauten Pfleglinge erziehen läßt. Für Waisen, Blinde, Taubstumme, arme kranke Kinder ist nicht weniger durch das kaiserliche Krankenhaus gesorgt. Und so gibt es noch so manche wohlthätige Einrichtungen, die theils das Werk von Privatpersonen sind, theils hauptsächlich das Ansehen des thätigen, menschenfreundlichen Josephs II. erhalten. Durch ihn ent-

stand das allgemeine Krankenhaus, das für 2000 Betten in 111 Zimmern bemessen, und durch Reinlichkeit, Ordnung und Pflege musterhaft ist. Jedes Zimmer nimmt es 15 — 17,000 Kranke auf. Wie sehr der barmherzige Bräuermeister seinem Krankenhause sich bemüht, ohne Unterschied und Entgelt armen Kranken beizustehen, ist weltkundig. Die Wohlthat des Badens kann der Wiener an allen Orten nach Bequemlichkeit und Bedürfnis genießen; auch an mineralischen Quellen ist in der Umgegend kein Mangel. Die vor einiger Zeit errichtete Schwimmschule, ursprünglich für das Militair bestimmt, dient zugleich, und sehr zweckmäßig, dem größern männlichen Publicum von jedem Stande. In der Nähe befindet sich ein öffentlicher Badeort innerhalb gewisser Grenzen unter Aufsicht der Polizei. Daß übrigens Wien den Mittelpunkt abgibt, von dem aus die ganze große Masse des östr. Herrs den ersten Impuls empfängt, daß dasselbe der Sitz der vorzüglichsten Bildungsanstalten seit vielen Jahren ist, daß die Garnison nur in 12,000 M. besteht, folgt aus dem Verhältnisse der Bevölkerung zu der gesammten Monarchie. Hier ist der Hofkriegsrath, die Seele der Heeresmacht in Friedenszeiten, die Ingenieurakademie, welche theils unmittelbar, theils für baare Entschädigung gegen 300 Schüler zählt, das von Joseph II. errichtete Bombardiercorps von 1000 M., die Stücgießerei, die Gewehrfabrik, das große kaiserl. Zeughaus mit seinen außerordentlichen Vorräthen, und das k. k. gerliche Zeughaus, das selbst die Franzosen nur wenig antasteten. Das Invalidenhaus für 800 M. gibt, nebst manchen andern Stiftungen für alte verstümmelte Krieger, den Letztern die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter. Der angenehmste, geistig lebhafteste Belustigungsort für die allgemeine Bevölkerung Wiens ist der Prater, die Art einzige Prater, welcher beim Ausgang der Leopoldstadt anfängt, von wo aus die reizendste Aussicht in die nahen Gebirge öffnet, dann in einer halben Meile gleichsam dem Corso der vornehmen und gebildeten Welt, bis zu einem Punkte der Donau herabgeht, seitwärts gegen die immer mehr sich verdichtende Bevölkerung einen Sammel- und Tummelplatz etwa von dem Umfang einer Stunde für ein gemischtes Publicum bildet, unter einer ringsumher zerstreuten Menge wohlhabender Caffeehäuser, mannigfaltiger Speiseanstalten, lärmender Turnierspiele, vieler Curiositäten und wimmelnder Hütten zur Unterhaltung des John Bull und seiner neugierigen Freunde. Die verschiedenen Stände erscheinen hier neben einander in einer ungesuchten Absonderung. In den Hauptalleen versammeln sich die glänzendsten Equipagen mit den schönsten Pferden, besonders strahlt in dieser Richtung der Hof mit seiner gebiegenen Pracht hervor, dem indessen einzelne Familien des hohen Adels in der äußern Erscheinung nur wenig nachgeben; in weitem Abstände schließen sich an diese die reichen Banquiers an, und was sie durch Geschmack und Glücksgüter auszeichnet, bis zu der äußersten Grenze den Wagen der tüchtigen Fiakers. An schönen Frühlingssonntagen ist die Zahl der Equipagen zuweilen so groß, daß die letzten noch der Stephanskirche gegenüber wol gar auf dem Graben anhalten müssen, während die vorbersten in einer unterbrochenen Linie über eine Stunde weit bis zum Ziele der Umkehr sich bewegen. Die strenge, überall gleiche Ordnung, mit welcher der Zug seine Bahn fortsetzt, ist bewunderungswürdig, sowie das ganze Schauspiel auf dem Cours jedes ähnliche weit überbietet. In den Seitengängen der Hauptallee spaziert hauptsächlich der Mittelstand und dient so der vornehmern Welt zur Unterhaltung, übrigens mit ihm durch freundliche Blicke, gegenseitige Bedürfnisse, vielfache Verbindungen ungezwungen zusammenfließt. Die Nahrungs- und Erfrischungsmittel sind im Prater theurer und in der Regel viel schlechter als irgendwo, weshalb denn auch immer mehr in Abnahme geräth, besonders seitdem die schönen Eispfade um die Stadt auch dem Gaumen einen feinem und ausgesuchten Genuß darbieten. Der Augarten liegt nicht weit seitwärts vom Prater; er

Kaiser Joseph II. dem Publicum geöffnet, wird aber lange nicht so besucht, als nach seiner ruhigen Schönheit und reizenden Nachbarschaft verdient. Das Schloß Schönbrunn überrascht und erfreut immer wieder aufs neue durch die Verbindung des Einfachen, Gefälligen und Majestätischen. Der Gardehof in altem Geschmack, stimmt damit zusammen. Unter Maria Theresia der Bau nach Pacassi's Plan von dem Baumeister Balmagini 1750 vollendet, seitdem entstanden die Gloriette, die Ruine, der Obelisk etc. Die Standbilder von Zauner, Fischer u. A. Berühmt sind die Menagerie und vorzüglich Franz I. gegründete botanische Garten mit dem Cap'schen Pflanzenhause. Die Burg verdankt dem jetzigen Kaiser viel, auch ist es sein Lieblingsaufenthalt in der herrlichen Umgebung Wiens gehören mehrere angenehme Dörfer. Barmherzigkeit 4 Stunden entfernt und ein Badeort, zieht durch Nähe, Bequemlichkeit und die köstliche Umgegend während des Sommers viele Wiener und auch Fremde herbei. Joh. Peggel's „Beschreibung von Wien“, deren fortwährend veränderte Aufl. mit den jedesmaligen Veränderungen Schritt halten, unterrichtet den Leser reichend über diese interessante, im tiefen Grunde schwer zu charakterisirende Hauptstadt. Das vom Freih. Hormayr im Verein mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden 1823 begonnene Werk: „Wien, seine Geschichte und Denkmäler“ (m. Kpf., jeder Jahrg. in 12 H. 12 Thle.), kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen; denn die ältern Schriften über diesen Gegenstand reichen weitern nicht aus. Hormayr's Verdienst liegt hauptsächlich in Zusammenstellen der Quellen Nachrichten, die er aber nicht genug gesichtet und noch weniger verarbeitet hat. Der Anfang bietet besonders sehr oft reine Mythologie statt unverfälschten Thatsachen. „Wien, wie es ist“ (Lpz. 1827), von dem pseudonymen Ed. Schmalz, ist keine Übersetzung der gar nicht vorhandenen „Tablettes de Vienne“.

Wiener Congress vom 1. Nov. 1814 bis zum 10. Juni 1815. Die- ses übertraf an Würde, Glanz und Bedeutung alle bisherige. Persönlich anwesend: die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Bayern und Württemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzöge von Baden und Sachsen-Weimar u. A. m., sowie die ersten europäischen Staatsmänner und Minister: vom Papst Cardinal Consalvi; von Oesterreich Fürst Metternich und der Freih. v. Wessenberg; von Rußland Fürst Rasumowski, Graf Soltikow und Nesselrode; von Großbritannien Lord Castlereagh, dann Herzog Devon, Cathcart, Clancarty und Stewart; von Preußen Fürst Hardenberg, Baron v. Humboldt; von Frankreich Fürst Talleyrand, v. Dalberg u. A.; von dem Fürst Brede, Graf Reichenberg; von Hannover Graf Münster; ferner Bevollmächtigte von Spanien, von Portugal, von den Niederlanden, von Dänemark, von Sardinien etc. Herr v. Geng führte das Protokoll. Auf ihm bildeten für die wichtigsten Sachen den engern Verein die 5 Hauptmächte, die den pariser Frieden geschlossen hatten: Oesterreich, Preußen, England, Rußland und Frankreich, unter Vorsitz des Fürsten Metternich, zu dem in einzelnen Fällen noch die 3 andern: Spanien, Portugal und Schweden, gezogen wurden. Für die deutschen Angelegenheiten bildeten Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg einen Ausschuss, zu dessen Verhandlungen später auch die Bevollmächtigten der deutschen Souveraine und freien Städte gezogen wurden. Da man über die wichtigsten Hauptpunkte schon im Ganzen einverstanden und vorzüglich darauf bedacht war, Frankreichs Eroberungspolitik für die Zukunft zu hemmen, so erleichterte die persönliche Gegenwart, der Charakter und die wechselseitige Freundschaft der Bevollmächtigten die endliche Feststellung. Am schwierigsten waren die Bestimmungen über Polen und Sachsen, sowie über die innern Verhältnisse des deutschen Reichs; eine unerwartete Begebenheit, Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich, machte endlich das Interesse jedes Einzelnen schweigen und führte

plötzlich den Abschluß der von den 8 Mächten: Osterreich, Preußen, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, unterzeichneten, 14 Artikeln bestehenden Congressacte herbei am 9. Juni 1815. Die Wiederherstellung des europäischen Staatensystems ward darin im Allgemeinen gegründet auf das Princip der Legitimität. Osterreich erhielt zurück: das neue lombardisch-venetianische Königreich, mit Einschluß des Veltlin, außerdem 3 Secundogenituren: Mantua, Modena und Parma; das neue Königreich Syrien; das venetianische Istrien nebst Ragusa und dem Golfo di Cattaro; ferner durch Verträge mit Tirol und Vorarlberg (ohne das Amt Weiler), Salzburg bis an die 1809 abgetretenen Theile des Inn- und Hausruckviertels; von Rußland 1809 abgetretenen Theil von Ostgalizien. In Ansehung der Wiederherstellung der übrigen Staaten verweisen wir auf die besondern Artikel, und bemerken bloß im Allgemeinen, daß Rußland als eine bedeutende Vergrößerung seine Warschau unter dem Namen des Königreichs Polen erhielt; daß Krakau eine freie Stadt wurde; daß Preußen, weil es nicht in seinen Länderbesitz von 1806 hergestellt werden konnte, durch neue Theilungen und Abtretungen sich Ostpreußen, Pommern, Hildesheim etc., die an Hannover kamen, für Ansbach und Bamberg, die bei Baiern blieben, entschädigen ließ, indem es ein Stück von Polen (das Herzogthum Posen), fast die Hälfte des Königreichs Sachsen, Schwedisch-Pommern, Mecklenburg und den größten Theil des linken Rheinufers bis an den Rhein erhielt, damit es hier für Deutschland eine feste Vormauer gegen Frankreich biete. Dänemark, das Norwegen an Schweden abgetreten hatte, bekam Schleswig-Lauenburg, und wurde wegen dieser Provinz und wegen Holstein Mitglied des deutschen Bundes. Baiern erhielt als Ersatz für seine Abtretungen: Würzburg, Aschaffenburg, den jetzigen Rheinkreis am linken Rheinufer (Seine weitzern Ansprüche auf den Main- und Tauberkreis und den Neckarkreis sind unbefriedigt geblieben.) Hannover erhielt die Königreiche Hannover und mehrere neue Provinzen, wodurch es sich abrundete. Dieses Configuration konnte aber weder bei Baiern noch bei Preußen befolgt werden. Aus Holland und Belgien wurde das Königreich der Niederlande mit einer festen Grenze gegen Frankreich gebildet. Die niederländ. Provinz Luxemburg aber wurde als Herzogthum dem deutschen Bunde zugetheilt. Großbritannien behielt Helgoland, einige eroberte Colonien, und erhielt die Schutzherrschaft über die neu hergestellte Republik der ionischen Inseln. Der Schweizerbund ward durch die Anerkennung seiner beständigen Neutralität seine Vergrößerung und durch die Anerkennung seiner beständigen Neutralität seine Schutzherrschaft für Frankreichs schwache Seite erhoben. Dem wiederhergestellten Staate des Königreichs Sardinien wurde Genua als Herzogthum einverleibt, zugleich ward die Thronfolge der Linie Savoyen gesichert. Ferner wurden wiederhergestellt: das Großherzogthum Toskana, das Herzogthum Modena, der Kirchenstaat und das Königreich Neapel, indem Murat seinen Untergang sich selbst zuzog. Lucca wurde der Infantin Louise von Spanien gegeben, erhielt jedoch späterhin eine andre Bestimmung (S. Parma und Lucca.) Spanien sollte an Portugal Olivenza zurückgeben, was aber des von portug. Truppen damals besetzten Monte-Videos wegen noch nicht geschehen ist. Indem so durch die wiener Congressacte die europäischen Verhältnisse nach dem alten Gleichgewichtssystem aufs neue geordnet wurden, ward der Drang der Umstände auch die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815 in der allgemeinen Congressacte mit enthalten ist, zu Stande. (S. D. A. Art. 13.) In dieser hatte der 13. Art.: „In allen Bundesstaaten wird die ständische Verfassung stattfinden“, die größten Widersprüche zwischen den revolutionärgesinnten Staatsmännern und den Anhängern der alten Staatsverfassung vorzüglich von Seiten Baierns und Württembergs, erfahren. Auch habe

derselben spätere Verhandlungen und eine Additionalacte (8. Juni 1820) gehabt; einige Punkte derselben, z. B. der über den Nachdruck, sind nicht vollzogen. Doch erhielt Deutschland auf dem wiener Congresse wenigstens eine politische Bestimmung, der Friedensstaat von Europa zu sein. Die Episode der wiener Congressverhandlung, welche die Aichserklärung Napoleon's am 13. März und die am 25. März 1815 erneuerte Verbindung Österreichs, Großbritanniens und Preussens gegen Napoleons Rückkehr auf den Thron betrafen, ist in den Art. Bonaparte und Russisch-deutscher Krieg mit Frankreich im J. 1815 enthalten. Dieser Verbindung traten auf dem wiener Congresse auch Sardinien, Portugal, Hannover, Baiern, Sachsen, Preussen, die Niederlande, Dänemark, Hessen, Baden u. A. m. bei, nicht Spanien und Schweden. Dieser Krieg entschied insbesondere die sogenannte Rheinische Frage. Anfangs hatten England und selbst Österreich in die Vereinigung des Königreichs Sachsen mit Preussen eingewilligt; allein die Note des Königs von Sachsen-Koburg vom 14. Oct., die Protestation des Königs von Preussen (Friedrich Wilhelm d. 4. Nov. 1814), der Widerspruch Frankreichs und das öffentliche Stillschweigen bewirkten endlich, daß man jene Vereinigung aufwarf, worauf der Fürst Metternich am 12. Jan. 1815 die Theilung Sachsens, welche eine besondere Verhandlung Metternich's, Talleyrand's und Hardenberg's mit dem nach Preßburg eingeladenen König von Sachsen zur Folge hatte, endlich auf die Grundlage der vorgeschlagenen Theilung zu Lauenburg unter Österreichs Vermittelung, mit Preussen und Rußland über den Frieden verhandelte, den er zu Wien am 18. Mai 1815 unterzeichnete, worauf er auch auf das Herzogthum Polen förmlich Verzicht leistete, sodaß die Theilung der polnischen Länder, wie sie Österreich, Rußland und Preussen in den Verträgen zu Wien am 3. Mai 1815 geordnet hatten, vollzogen werden konnte. — Nach der Entscheidung der Territorialfragen betraf eine andre Verhandlung auf dem wiener Congresse die Abschaffung des Sklavenhandels (s. d.), und die freie Schifffahrt auf dem Rheine, der Weser und der Elbe (s. d.). Da nun die nähere Bestimmung und Feststellung dieser und mehrerer anderer Punkte spätern Verhandlungen vorbehalten blieb, so enthielt dennoch die Congreßacte, deren Originalurkunde in den Archiven des k. k. Staatsraths niedergelegt wurde, die Grundlage für die neue politische Gestaltung Europas, nach der Erklärung der Wiederhersteller selbst, ein neues Gleichgewicht. In Bezug auf das politische Gleichgewicht scheint es zwar, als ob durch die Vereinigung mit Rußland das Übergewicht dieser Macht auf dem Festlande zu groß geworden, während Großbritannien kein Gegengewicht mehr zu beschränken vermocht; allein es hat sich gleichwol in dem wiederhergestellten Gleichgewichtssystem Europas, aus dem Tractate von Chaumont (s. d.), durch die Verhandlungen auf dem wiener Congresse, eine Aristokratie der Hauptmächte factisch und rechtlich gebildet, wie sie ehemals nicht statifand. Diese Aristokratie schreibt sich ihre Gesetze vor, indem sie sich auf die allgemeinen Angelegenheiten bezieht. Sie hat durch die heilige Allianz (s. d.) und durch die spätern Congresse nähere Entwicklung und Anwendung erhalten, sodaß sie jetzt gewissermaßen einen europäischen Senat bildet, der als vermittelnde Behörde den allgemeinen Frieden durch das Princip der Stabilität der auf dem wiener Congresse gesicherten Staatenverhältnisse zu erhalten bemüht ist. — Diese Gestaltung ist jetzt in das Leben getreten, obgleich der Papst durch den Cardinal Consalvi (den er 1815) gegen diejenigen Artikel der Congreßacte protestiren ließ, durch welche Avignon und Venedig, sowie die deutsche Kirche ihre verlorenen Besitztümer nicht wieder erhielt. Auch hatte der Johanniterorden vergeblich seine Wiederherstellung vom wiener Congresse verlangt.

Wiener oder schönbrunner Friede vom 14. Oct. 1809. Krieg, den Osterreich im April 1809 ohne Bundesgenossen unternommen um den Rheinbund zu sprengen, war durch die Schlacht bei Wagram und durch den Waffenstillstand von Znaim (s. d.) geendigt. Napoleon Hauptstadt besetzt. Kaiser Franz residierte in Komorn. Die Unterhandlungen men zu Altenburg in Ungarn zwischen Champagny und Metternich, bei dem noch der Graf Nugent befand, den 17. Aug. ihren Anfang. Die Engländer auf der Insel Walchern bewog Osterreich, zu jögern. Am Ende verließen die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. Sept. kam der Fürst v. Liechtenstein mit Vollmachten nach Schönbrunn, wo Napoleon war. 14. Oct. ward der Friede abgeschlossen. Osterreich trat ab: 1) Salzburg, Innviertel und fast die Hälfte des Hausruckviertels, die Napoleon theilte; 2) Görz, das östr. Friaul, Triest, Krain, den villacher Kreis von Steirern, Kroatien am rechten Sauer und Dalmatien, aus welchen Napoleon Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Herrschaft Ragusa in Dalmatien; 4) an den König von Sachsen einige böhmische Enclaven in der Oberlausitz; 5) an das Herzogthum Warschau: Westgalizien mit Krakau und Zamosc in Gemeinschaft an den Salinen von Wieliczka; 6) an Rußland: das östliche von Ostgalizien mit 400,000 Seelen. Ferner bestätigte der Friede die von Napoleon den 24. April zu Regensburg verfügte Aufhebung des deutschen Rheinbundsstaaten, wodurch Mergentheim, das dem Erzherzog von Deutschmeister gehörte, an Württemberg kam. Osterreich verlor durch den Frieden seine südliche und westliche Militairgrenze, 2151 □ M. mit 3,500 E., und seine Seehäfen; doch ward ihm Aus- und Einfuhr in Flumen gestattet. Es mußte Napoleons Einrichtungen in Spanien, Portugal und Italien (welche Napoleon durch ein Decret von Schönbrunn den 17. Mai 1809 den Staaten mit Frankreich vereinigt) anerkennen, und dem Sperrsystem gegen England zustimmen. Die östr. Monarchie bestand jetzt nur noch aus 9353 □ M., mit 20,700 Einw. Dieser Friede dauerte bis zum 17. Aug. 1813. Über die Geschichte des Krieges von 1809 vgl. m.: „Das Heer von Innerösterreich“ und des Generalen „Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne etc.“ (Paris 1824, 2 Bde.) deutsch vom Gen. v. Theobald, Stuttg. 1825, 2 Bde.).

Wiese. Man unterscheidet natürliche und künstliche Wiesen. Seit langen Jahren bestehende natürliche Grasplätze, letztere mit Futterpflanzen, besonders perennirenden, bebaute Felder. Nach der Benutzung unterscheidet man zwei-, und dreischürige Wiesen, je nachdem sie 1, 2 oder 3 Mal jährlich werden. Hochgelegene und trockene Wiesen muß man wässern; niedrige, und deshalb viel saure Pflanzen erzeugende müssen durch Abzugsgräben abgeführt und süßer gemacht werden. Außerdem ist es sehr nützlich, die Wiesen alle 2 Jahre mit Düngesalz, Gyps, Kalk, Asche, Schlamm u. a. Düngung zu versehen. Von vorzüglichem Nutzen ist die Asche, die man bei moosigen Wiesen sammelt.

Wight, eine englische, zu Hampshire gehörende Insel im Canal, zwischen England und Frankreich trennt, in einer sehr geringen Entfernung von der englischen Küste. Sie hat 9 □ M. Flächeninhalt, 27,000 E., und ist auf allen Seiten durch Klippen und angelegte Festungswerke gegen feindliche Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Die Insel ist wegen der gesunden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getreide berühmt; sie ist die Kammer für die westlichen Grafschaften Englands. Es sind hier beträchtliche Schafzucht, die eine gute Wolle liefern, welche aber alle roh nach England gebracht wird. Auch gibt es hier viel Hasen und Kaninchen und einen Überfluß an Fischen. Die Insel ist in 52 Kirchspiele getheilt und hat 4 Städte. Die vorzüglichsten sind Wexham, Wexham, Wexham, Wexham.

er ist das gut befestigte Newport. In dem nicht weit davon entfernten festen
Lage Carigbrook wurde Karl I., als er sich 1646 auf diese Insel geflüchtet
und von dem Obersten Hammond gefangen worden war, 13 Monate lang
Gefängnisse gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie seine Freunde es wollten,
seine unzeitige Gewissenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), geb. 1759 zu Hull, studirte in Cambridge
war ein ausgezeichneter Redner im engl. Unterhause auf der Seite der Mini-
ster. Es ist nicht glänzende, hinreißende Beredtsamkeit, die ihn berühmt
hat; denn s. kränkliche Stimme schwächte die Wirkung eines sonst kräfti-
gen Ausdrucks in seinen mit Leichtigkeit, frei und oft unvorbereitet gehaltenen Par-
lamenten. Was ihm einen Namen erworben und die Achtung aller Edeln ver-
schaffte, ist das menschenfreundliche, unablässige Bestreben, den die Menschheit
betreibenden Handel, der mit den afrikanischen Sklaven nach Amerika getrieben
wurde, abzuschaffen (s. Sklavenhandel), worin Thomas Clarkson sein
wirklichster Vorgänger war. Die Quäker in Pennsylvanien schaff-
ten (1571) denselben ab. Auch Dänemark untersagte ihn späterhin seinen
Gefesellschaften. In England ward 1788 die erste ernstliche Anregung des-
selben gemacht. Die Universität Cambridge übergab dem Parlament eine Bitt-
schrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels vorzüglich von Seiten der
Universität vorgestellt wurde. Pitt, als Repräsentant von Cambridge, unterstützte
den Antrag, und mehrere Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehreren
folgten ähnliche Vorstellungen, aber auch von andern starke Widersprüche,
und so blieb diese Angelegenheit lange unentschieden. Aber eben dadurch
erhielt W. sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er, aller Hindernisse
trotz, die Sache der afrikanischen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wieder-
holen, unterstützt von Pitt, Fox u. A., im Parlamente zur Sprache
brachte. Erst 1807 gelang es ihm, seine menschenfreundliche Absicht in Ansehung
zu erreichen. Aber noch immer setzten Frankreich, Spanien und Por-
tugal den Menschenhandel fort. Frankreich ließ sich am ersten zur Abschaffung
überzeugen. In dem pariser Frieden vom 30. Mai 1814 erklärte
Napoleon, daß von Seiten Frankreichs dieser Handel innerhalb 5 Jahren
aufgehört solle. Hierauf brachte der engl. Gesandte, Lord Castlereagh, diese An-
gelegenheit beim wiener Congreß zur Sprache, und W. machte ein merkwürdiges
Angebot an den franz. Gesandten beim Congreß, den Fürsten Talleyrand, be-
zogen er die dringendsten Beweggründe zur Abschaffung des Sklavenhan-
dels vorstellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien versammelten Mächte
ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abschaf-
fung des Sklavenhandels anzuknüpfen. W. fuhr indessen unermüdet fort, sich mit
diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im
Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die brit. Colonien eingeführt wür-
den, und trug später auch auf die Freilassung (Emancipation) der schwarzen Skla-
ven in den Colonien an: ein Antrag, der wol sobald nicht genehmigt werden dürfte.
Er erhielt W. die Genugthuung für s. Eifer, daß am 23. Sept. 1817 zwis-
chen England und Spanien ein Vertrag abgeschlossen wurde, durch welchen Spa-
nien verbindlichmachte, vom 30. Mai 1820 an den Sklavenhandel in der gan-
zen spanischen Monarchie aufzuheben; England hat dagegen den span. Unterha-
us mit diesem Handel beschäftigten, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St.
Entschädigung bezahlt. Ein ähnlicher Vertrag kam mit Portugal 1818 zu
Stand. Da aber bessenungeachtet Franzosen und Portugiesen den Sklaven-
handel fortsetzten, so bewirkte W. im Juni 1821 den vom Unterhause und dann
von der Pairskammer einmüthig gefaßten Beschluß, den König zu bitten,
die britische Regierung bei der französischen auf die Erfüllung der wegen gänz-
lichen Aufhebung des Sklavenhandels eingegangenen Verpflichtungen zu drücken.

Wiener oder schönbrunner Friede vom 14. Oct. 1809, den Osterreich im April 1809 ohne Bundesgenossen unter dem Rheinbund zu sprengen, war durch die Schlacht bei Wagram und durch den Waffenstillstand von Znaim (s. d.) geendigt. Die Hauptstadt besetzt. Kaiser Franz residirte in Komorn. Die Truppen zu Altenburg in Ungarn zwischen Champagny und Wagram, noch der Graf Nugent besand, den 17. Aug. ihren Aufbruch. Engländer auf der Insel Walchern bewog Osterreich, zu verließen die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. v. Liechtenstein mit Vollmachten nach Schönbrunn, 14. Oct. ward der Friede abgeschlossen. Osterreich Innviertel und fast die Hälfte des Hausruckviertels; 2) Görz, das östr. Friaul, Triest, Kärnten, Kroatien am rechten Sauser und Dalmatien Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Tyroler; 4) an den König von Sachsen einige böhmische Kreise; 5) an das Herzogthum Warschau: Westgalizien, die Gemeinschaft an den Galizien von Bielitz, von Ostgalizien mit 400,000 Seelen. Napoleon den 24. April zu Regensburg verfuhr den Rheinbundsstaaten, wodurch Merg-Deutschmeister gehörte, an Württemberg Frieden seine südliche und westliche Meeresküste, und seine Seehäfen; doch ward es mußte Napoleons Einrichtungen in Italien. Napoleon durch ein Decret von Schwaben mit Frankreich vereinigt) anerkannten. Die östr. Monarchie bestand jenseits der Grenze. Dieser Friede dauerte bis zum Ausbruch des Krieges von 1809 vgl. m.: „Mémoires sur la guerre de 1809“, deutsch vom Gen. v. Theobald.

Wiese. Man unterscheidet seit langen Jahren bestehende, besonders perennirenden, bebaute, zwei-, und dreischürige Wiesen werden. Hochgelegene und kalte, und deshalb viel saure Pflanzungen, und süßer gemacht werden. Jahre mit Düngesatz, C. Von vorzüglichem Nutze. Menge.

Wight, eine Insel im Atlantischen Ozean zwischen England und Frankreich. Sie hat 9 □ M. F. Klippen und angesehener Fluß Medham o. d. Luft und wegen der Kammer für die Fische, die eingebracht wird. Auch die Insel ist

eine ganz besondere, den Kurfürsten von der Pfalz, Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, das Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in den Herren gehörenden, Distikten häuslich niederzulassen, oder auch Andern die Jagd zu lassen. Eine ganz besondere, den Kurfürsten von der Pfalz, Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, das Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in den Herren gehörenden, Distikten häuslich niederzulassen, oder auch Andern die Jagd zu lassen. Eine ganz besondere, den Kurfürsten von der Pfalz, Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, das Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in den Herren gehörenden, Distikten häuslich niederzulassen, oder auch Andern die Jagd zu lassen.

... nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen
... darunter einen wilden, unbesonnenen
... che Pferde genannt, die in der
... der Wildniß aufgewachsen

Wilberforce
 In dem nicht weit davon entfernten festen
 1646 auf diese Insel geschickt
 13 Monate lang
 wie seine Freunde es wollten,
 starbte in Cam-
 auf der Seit-
 die Wirk-
 und oft un-

Wilberforce In dem nicht weit davon entfernten festen
Obersten Hammond gefangen worden war, 13 Monate lang
William), geb. 1759 zu Hull, studierte in Cambridge
Kedner im engl. Unterhause auf der Seite der Mini-
Stimme schwächte die Wirkung eines sonst kräfti-
keit, frei und oft unverberet gehaltenen Par-
en erworben und die Achtung aller Ebeln
unablässige Bestreben, den die M
nischen Sklaven nach Ameri
des), worin Epem
Die Qualer
mark

Der Forst- und Jagd-
am 24. April 1754, starb
Schreiben und in den Un-
te er die Schule zu Kassel bis
Gymnasium zu Nürnberg.
mach an den alten Classikern, die
entwickelten die Talente des Knaben
v. W. auf das Königl. Pädagogium
ausgerüstet, daß bald nach seinem
ihn, für seinen Freund, den ehrwürdi-
für einen ober 2 andre der ausgezeich-
lasse, welche die Benennung Classis se-
ste, die beim fast gleichzeitigen Abgange der
ansthia ward. 1771 bezog v. W. die Hochschule
zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt,
Hörsäle eines Mittelbladt, Westphal, Besecke u. A.,
sungen eines Eberhard und Goldhagen, welche ihn mit
en Reichthum der Mathematik und der Naturwissenschaft
1773 vertauschte er jenen Musensitz mit dem vaterländischen
beendigte er bei Hombergk, Conradi und Geisler seine rechts-
studien. Am 2. April 1776 trat er die von seinem Landesfür-
gene Stelle eines Beisizers an der dasigen Regierung an. Diese
nicht angemessene Laufbahn verließ er nach Verlauf von nicht vollen
willig und ward, zu Ende 1778, Gesellschafter des letztverstorbenen
a Nassau-Usingen. Aber auch da durfte er die ihm sich anbietende Ge-
nicht benutzen, dem Fache, für welches er bei freistehender Wahl schon
entschieden haben würde, der Forstwissenschaft, sich ganz zu widmen.
er bewarb er sich dem Wunsche seines Vaters gemäß, zur fernern Übung in
nassauischen Praxis um einigen Antheil an den Geschäften der Regierung zu
dem; worauf er von dem damals regierenden Fürsten, Karl Wilh. von
Usingen, am 10. Juni 1780 den Charakter eines Regierungsraths, dem-
mehr mit dem Forstwesen in unmittelbarer Beziehung stehende Aufträge
die er auch zur größten Zufriedenheit seines fürstl. Sönners mit Eifer be-
Auf Verworbung seiner Verwandten wurde er jedoch schon im Juni 1787
Landgrafen Friedr. v. Hessen-Kassel zum Regierungsrath in Marburg er-
und dadurch genöthigt, den nassauischen Dienst zu verlassen. Länger als
Jahre war v. W. ein wahrhaft thätiges Mitglied der Regierung zu Marburg.

licher Abschaffung des Sklavenhandels eingegangenen Verpflichtungen bringe. Der edle Mann erlebte nicht den Triumph seiner 30jährigen menschenfreundlichen Bemühungen. Er starb 1826. An s. Stelle steht jetzt an der Spitze der gegen den Sklavenhandels J. Burton.

Wildbad, eine kleine, offene, seit dem Brande 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt mit 1500 Einw. in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Württemberg, an dem kleinen Flusse Enz in einem tiefen Thale, das Bergen umgeben ist, auf welchen dichte Tannenwälder stehen. Sie ist berühmt ihres warmen Bades, des vorzüglichsten unter den württemberg. Bädern. Es ist da ein königl. Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der Enzfl. ist, dessen Wasser niemals zu- noch abnimmt, auch keinen sichtbaren Zu- oder Abfluß hat. — Ein andres Wildbad ist bei Marktburgbernheim im ehemaligen Fürstenthume Baireuth, dem jetzigen Rezatkreise des Königreichs Bayern.

Wildbahn, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, richtigem Grenzen umschlossenes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel geordnet wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Schutz unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wildbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein Bezirk verstanden wird, wo ein Wild gehegt ist, d. h. wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiedenen Ländern besondere Gesetze gegeben, daß z. B., um sie zu schonen, Niemand, der dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als angeleitet und angebunden durch sie geführt werden sollen, u. dgl. — Beim Jagen heißt Wildbahn so viel als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Wege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über Jagd im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Übertreter zu bestrafen. Das Wort Bann wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es immer Gerichtsbarkeit bedeutet, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdbann, dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegfangen zu lassen, sofern dieses Recht nicht schon an Unterthanen überlassen worden, ist aber verbunden von der ebenfalls unter dem Jagdbann mit begriffenen Jagdgerechtigkeit, dem Rechte, sich eine Jagd anzumessen, oder auch Andern die Jagd zu verwehren und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz besondere, den Kurfürsten von der Pfalz als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, gefangen, d. h. Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in den angrenzenden, unter andre Herren gehörenden, Districten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden durch nicht leibeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn- oder Kriegsdiensten gebrauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Kurpfalz nach dem westfälischen Frieden dieses Recht weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen andrer Stände und ernsthaftes Bedenken, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commis. 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen, und nur noch als eine seltene Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung

losen Ausländers war nach Obigem nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutschland versteht man bekanntlich darunter einen wilden, unbesonnenen Mann. — Wildfänge werden auch solche Pferde genannt, die in der Pfalz, Moskau und den angrenzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und ungebändigt sind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräfl. Familien am Rhein, wahrscheinlich deswegen so genannt wurden, weil sie wilde, waldige und unbesessene Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher sie auch (Rauh-) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und rauhgräfl. mit rheingräfl. entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Wohnsitze in der Gegend des Hunsrückes lagen. Der Titel Wild- und Rhein- ist jetzt nur noch in der seit d. 8. Jahrh. blühenden Grumbach'schen Linie des Hauses Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Waderbarth angenommen.

Wildungen (Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich v.), einer der besten und vielseitig gebildetsten Schriftsteller im Fach der Forst- und Jagdwissenschaften, zugleich auch ein genialer Dichter, geb. zu Kassel am 24. April 1754, starb zu Jena am 1. Juli 1822. Von seiner Mutter allein im Lesen, Schreiben und in den Anfangsgründen der franz. Sprache unterrichtet, besuchte er die Schule zu Kassel bis zum Ende der nächsten 5 Jahre das Altdiengymnasium zu Nürnberg. Der damalige Rector Schenk weckte in ihm den Geschmack an den alten Classikern, die der Künstler Lichtensteger und Schwarz entwickelten die Talente des Knaben zum Dichten und Malerei. 1769 ging v. W. auf das königl. Pädagogium zu Jena über, mit so umfassenden Kenntnissen ausgerüstet, daß bald nach seinem Eintritt in jene berühmte Lehranstalt, für ihn, für seinen Freund, den ehrwürdigen verstorbenen Niemeyer, und für einen oder 2 andre der ausgezeichnetsten Scholaren eine besondere Classe, welche die Benennung Classis secundae erhielt, errichtet werden mußte, die beim fast gleichzeitigen Abgange der Individuen wieder unnöthig ward. 1771 bezog v. W. die Hochschule zu Göttingen. Gegen seine Neigung zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, erwarb er zwar fleißig die Hörsäle eines Mettelbladt, Westphal, Besecke u. A., erwarb aber die Vorlesungen eines Eberhard und Goldhagen, welche ihn mit der ihm so anziehenden Reichthum der Mathematik und der Naturwissenschaft anmachten. 1773 vertauschte er jenen Musensitz mit dem vaterländischen Marburg. Hier beendigte er bei Homberg, Conradi und Geisler seine rechtswissenschaftlichen Studien. Am 2. April 1776 trat er die von seinem Landesfürsten übertragene Stelle eines Beisizers an der dafigen Regierung an. Diese Regierung nicht angemessene Laufbahn verließ er nach Verlauf von nicht vollen 3 Jahren freiwillig und ward, zu Ende 1778, Gesellschafter des letztverstorbenen Fürsten von Nassau-Usingen. Aber auch da durfte er die ihm sich anbietende Gelegenheit nicht benutzen, dem Fache, für welches er bei freistehender Wahl schon sich entschieden haben würde, der Forstwissenschaft, sich ganz zu widmen. Er bewarb er sich dem Wunsche seines Vaters gemäß, zur fernern Übung in der politischen Praxis um einigen Antheil an den Geschäften der Regierung zu erlangen; worauf er von dem damals regierenden Fürsten, Karl Wilh. von Nassau-Usingen, am 10. Juni 1780 den Charakter eines Regierungsraths, dem mehr mit dem Forstwesen in unmittelbarer Beziehung stehende Aufträge, die er auch zur größten Zufriedenheit seines fürstl. Gönners mit Eifer beauftragte. Auf Veranordnung seiner Verwandten wurde er jedoch schon im Juni 1787 zum Landgrafen Friedr. v. Hessen-Kassel zum Regierungsrath in Marburg ernannt, und dadurch genöthigt, den nassauischen Dienst zu verlassen. Länger als 3 Jahre war v. W. ein wahrhaft thätiges Mitglied der Regierung zu Marburg.

Daher kam es auch, daß ihm, außer andern mannigfaltigen Nebenaufträgen, 4. Juli 1793 die Stelle des zweiten Subdelegaten bei der fürstl. solms-braunfischen Debit- und Administrationscommission anvertraut, ja daß nach dem Tode des ersten Subdelegaten, des Staatsministers und Kammerpräsidenten Hrn. Meyer zu Kassel, jene wichtige Angelegenheit auf Ersuchen des fürstl. Hrn. Solms-Braunfels ihm allein übertragen wurde. — Mit einer Fülle von Sinn, mit Gesundheit, mit seltenen Geisteskräften begabt, blieb es unserm v. W. bei der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Berufsverpflichtung fortwährend an den Künsten und Wissenschaften überhaupt, besonders aber dem Studium der Naturgeschichte und Forstwissenschaft wie dem Jagdbetriebe einen Theil seiner Zeit zu widmen. Selbst das Erscheinen eines großen Theils s. schriftstellerischer Zeugnisse fällt in diesen Zeitraum von 18 Jahren. Dem scharfen Blick des Landesfürsten war es nicht entgangen, auf welchen Platz v. W. eigentlich gehörte. Er ernannte ihn daher am 22. Nov. 1799 zum Oberforstmeister zu Marburg, theilte ihm aber auch zugleich die Vergünstigung, die Administration des Kurfürstenthums Braunfeld beibehalten zu dürfen. Auf diesem Posten ist er mit rastloser Eifer und mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge thätig gewesen bis zu der unglücklichen Katastrophe, welche 1806 das Kurfürstenthum Hessen betraf. Nach demselben ward er unter der neuen zum Glück kurzen Regierung zum Conservateur des eaux et des forêts ernannt. Nach dem Zeugniß des Staatsministers Wigleben zu Kassel hat v. W. volles Recht dazu gehabt, in s. Selbstbiographie in Beziehung auf diesen Gegenstand zu sagen: „Meiner aus Liebe zum Beruf stets gleichen Berufstreue hat es geglückt, 5 der wichtigsten Oberforste bis zur endlich erseufzten glücklichen Zurückkunft ihres erhabenen rechtmäßigen Besitzers nicht nur im eigentlichsten Sinne des Wortes zu bewahren, sondern auch sehr beträchtliche Culturen sichtbar gedeihlich zu verbessern“. Nach dem Tode des letztverst. Kurfürsten trat v. W. als Oberforstmeister in s. frühern Wirkungskreis zurück, und füllte ihn bis an seinen Tod auf das vollständigste aus. Zeugen nicht nur die unter s. Obhut gestellt gewesenen Wälder, sondern auch die ihm angelegten und sorglich gepflegten Forstgärten. In einem derselben wurde der Anordnung gemäß, welche er in seinem „Taschenbuche für Forst- und Jagdfreunde“ s. 1805 u. 1806, dann in s. oben erwähnten Selbstbiographie s. Todesfall getroffen hatte, am 17. Juli 1822 zur Ruhe bestattet. Seine literarische Thätigkeit als Schriftsteller hat v. W. durch folgende Schriften begründet: 1) „Vaterländische Forstmänner und Jäger“, auch „Grünes Gesangbuch“ genannt (Lpz. 1788). 2) 1790 von J. Chr. Müller, auch ungefähr zu der nämlichen Zeit von dem bair. gen kurf. sächsl. Lieutenant, nachher herzogl. anhaltdeßsausschen Legationsrat v. Lehmann, in Musik gesetzt (2. Aufl., verm. durch Beiträge von a. D. 1804, 3. verm. Aufl. 1816, 4. mit 5 Liedern verm. Aufl., Altona 1817). 3) „Neujahresgeschenk für Forst- u. Jagdliebhaber“ (6 Bdchn., Marburg 1794) und unter dem veränderten Titel: „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde“ (8 Bdchn., Marburg 1800—12). Für die Jahrgänge 1807 und 1808 wurde der treffliche zu früh verst. D. P. L. Bunser, fürstl. waldeckischer Regierungsrath zu Urolsen, Mitherausgeber. An die Stelle dieses dem weibmännischen Geschlechte so werth gebliebenen Taschenbuchs trat mit 1813. das Jahrbuch „Sylvan“, ausgegeb. von C. P. Laurop, großherzogl. badischem Oberforstrathe, und J. Fischer, großherzogl. badischen Forstrathe, für welches v. W. sich bis zu seinem Tode lebhaft interessirte, auch zu den ersten Jahrgängen einige Beiträge geliefert.

*) Sie befindet sich in Strieder's „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, fortgesetzt vom Dr. Justi“ (17. Bd.); im „Sylvan“, von Laurop und Fischer“ (1820); dann im 6. und letzten Bändchen der „Weidmanns- und Jagdabende“.

Reidmann's Feierabende, ein neues Handbuch für Jäger und Jagdfreunde" (Hn., Marburg 1815 — 19; das 6. erschien nach dem Ableben des Verf. herausgebers). Noch hat von W. zu verschiedenen Zeitschriften Mannigfaltigst durchgängig höchst Ansprechendes, beigetragen.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Dranien, der er der niederländ. Freiheit, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des von Nassau, und Julianens, Gräfin von Stolberg, und ward geb. d. 16. 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in der Grafschaft Nassau. Von seinen dem kämpften Ludwig, Adolf und Heinrich von Nassau ritterlich an der ihres-großen Bruders, in dem niederländ. Kriege für die Freiheit und das ind. Adolf blieb in Friesland 1568, Ludwig und Heinrich blieben auf der Heide 1575. Von dem jüngsten Bruder, Johann Grafen zu Dillenburg (1606), stammt das jetzige königl. niederländ. Haus ab. Wilhelm I. war 1) mit Anna v. Buren; 2) mit Anna von Sachsen, der Tochter des kaiserl. Moriz, von welcher Moriz, sein Sohn, als Statthalter 1625 starb; 3) mit Karoline v. Montpensier; 4) mit Lubovica, der Tochter des Admirals v. Cos, von welcher Friedrich Heinrich, sein Sohn, als Statthalter 1617 starb, Enkel Wilhelm III. König von England war. Von Wilhelms 7 Schwestern, die Gräfin von Schwarzburg, ihren Bruder so lieb, daß sie fast immer mit ihm war. — Wilhelm wurde in der römischen Kirche erzogen, von Maria, Königin von Ungarn, Karls V. Schwester; hierauf befand er sich 9 Jahre lang als Gefolgsmann des Kaisers, der den Geist, die Klugheit und Bescheidenheit in ihm so achtete, daß er ihn über die wichtigsten Dinge um seine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erst 22 J. alt war, in Abwesenheit des Herzogs von Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er seinem Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit ihm die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, gerade ihn als die Ursache der Widerseßlichkeit der Niederlande ansah, und ihm die Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella, der das Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen seinen Anordnungen folgen mußte, besonders was die Einführung der verhaßten spanischen Religion und die Errichtung neuer Bisthümer betraf: so stellten der Graf v. Nassau, der Prinz von Dranien und der Graf von Hoorne dem Könige schriftlich, wenn er nicht den Cardinal bald zurückrufe, dieser durch sein gewaltsames Vorgehen das Land in Aufruhr bringen werde. Philipp sah diesen Schritt als ein Verbrechen an; doch verbarg er seinen Zorn, und rief den Cardinal ab, aber dafür den Herzog v. Alba mit spanischen und ital. Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte sogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, ihm zu erlauben, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland zu erben, er als Erbe seines Vaters, des Prinzen Renatus von Dranien, besaß sie; aber Margaretha schlug dies ab, und verlangte von ihm, er möge seinen Bruder Ludwig von sich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der niederländ. Ruhe sei, wie die Fürstin glaubte, er selbst aber bereits dem Könige treu ergeben habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsbuldung für die Niederlande. Als die Vorstellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, 1566 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöfe übergaben, verächtlich zurückgewiesen wurde — man nannte die Bittenden die Geusen —, so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde, um zu berathschlagen,

wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abzuwenden könne. Die meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersehen. Nur Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer späteren Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade“, erwiderte der kluge Oranien, „wird unser Untergang, und die Brücke sein, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie abbrechen werden“. Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien an die Borgefühle der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, abgesehen vom ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zurück auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden 18 Herren und mehr von Adel, nebst den Grafen von Hoorne, verhaftet, und in Brüssel am 5. Juni 1568 hingerichtet. Als der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwörer gefangen (so nannte er den Prinzen von Oranien) gefangen. „Wenn diese noch nicht gefangen, so tauge des Herzogs Fischerei nichts“. Alba ließ den Prinzen, die Grafen v. Hoogstraten, v. Kuilenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölfe fordern. Der Prinz kam nicht, sondern legte eine Berufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Herren, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldenen Vlies dem Könige selbst und von den Ordensrittern gerichtet werden könne. Er wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Vorgehen des Herzogs v. Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesegneten Tage persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Verräther der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn, Philipp Wilhelm, an die Universität Löwen wegnahm und als Geisel nach Spanien schickte. *) Der Prinz von Oranien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestant. Religion, und erhielt von mehreren protestant. Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, zog er seine Brüder Ludwig und Adolf in Friesland ein. Sie schlugen am 14. Heiligerlee in Groningen den spanischen General Johann v. Ligne, Graf von Artemberg, der selbst blieb; allein auch Adolf verlor das Leben, und da dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er darauf von Alba bei Gemmingen (21. Juli 1568) besiegt. Während hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Rath (Conseil des troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Der Kaiser Geschicklichkeit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, in Brabant ein, und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, aber den Herzog v. Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Einnahme nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem offenen Aufstande bewegen; vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Oranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Officiere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer aus dem Lande, er selbst aber begab sich mit 1200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzog von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die Katholikerei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehreren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück.

*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.

Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Caper gegen die Spanier zu führen und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz, die Meergeusen, so nannte man jene Caper, bemächtigten sich schon 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Insel Boorn, und eroberten alsdann auch andere. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde, und das Volk durch die Auflagen erbitterte, so erklärten sich endlich mehrere Städte in Holland, Seeland, Oberyssel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Dranien. Dieser fiel zu seinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu kommen, mit 17,000 M. in Brabant ein, wo ihm Mecheln und Löwen geöffneten; allein die franz. Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Norden zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in das Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hundchen weckte ihn zu rechter Zeit, daß er seine Soldaten sammeln, und dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht und Seeland, wo ihn die Staaten zu ihrem Admiral ernannt hatten. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Seeland, auf die Dauer des Kriegs mit Spanien, die Souverainetät und Herrschaft, welchem Beispiele Seeland, später auch Utrecht, Geldern und Friesland folgten. Dieser Übertrag ward 1581 erneuert. Auch huldigten die Staaten einige Tage früher, ehe sie ihren Abfall von Spanien bekanntmachten, dem Prinzen, als ihrem Souverain, und schwuren ihm Gehorsam und Treue. Diese Oberherrschaft war indeß nur persönlich. Darum ward 1582 auch der Übertrag der erblichen Würde der alten Grafen von Holland, womit der Besitz der gräflichen Domainen verknüpft war, von den Staaten beschloffen und von dem Prinzen förmlich angenommen, worauf die Staaten sich ihm in gesetzlicher Obrigkeit verpflichteten. Der edle Dranien verdiente dieses und diese Zeichen der Erkenntlichkeit. Schon 1573 hatte er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Bliessingen betrieben. Diese Flotte blieb den Spaniern überlegen, sodaß man wol sagen kann, die Holländer haben die Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehrere Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein mit Rücksicht auf die Menschlichkeit, mit der er die Einw. behandelte, machte die übrigen nur um so mehr Widerstand zur Vertheidigung. Dagegen eroberte der Prinz von Dranien Gertrudenburg und Middelburg, die Hauptst. von Seeland, nachdem die Meergeusen die span. Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zúñiga und sein Bruder der Herzog v. Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in der Schlacht auf der moosker Heide (14. Apr. 1574) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes unzufriedenen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leyden, indem er die Stadt durchstechen ließ. Darauf starb Zúñiga. Die span. Soldaten aber verließen zu Antwerpen u. a. D. solche Ausschweifungen, daß sich sämmtl. niederl. Städte, mit Ausnahme Luxemburgs, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Und als neuer Statthalter, Johann von Österreich, ein natürlicher Bruder des Königs, ihnen bewilligte Friedensedict von 1577 verlegte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Dranien zu Hülfe. Das Volk empfing ihn mit Jubel in Antwerpen, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da die Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Österreich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generallieutenant

angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatsachen. Inbrannen die Spanier durch den Sieg bei Gemblours (31. Jan. 1578) auch in den sogen. wallonischen Provinzen, welche eifrig katholisch waren, die Oberhand. Der nach dem unvermutheten Tode Johanns von dem König ernannte neuer Statthalter, Alexander Farnese von Parma, ein staatskluger Feldherr, mußte mühsam des mit dem Glaubensfrieden, oder der politischen Gleichheit beider unzufriedenen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien geneigten Großen wieder in das span. Interesse zu ziehen; daher schloß er mit dem Prinzen von Oranien einen engern Bund zwischen den 7 nördl. Provinzen durch die Vereinigung zu Utrecht (23. Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entstehung der Republik der Verein. Niederlande (s. d.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Köln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Veranlassung die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, Herzog v. Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dies galt nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Keger und Maulthrisen, einen Kain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft“ für vogelfrei und einen Preis von 250,000 Thln. auf seinen Kopf gesetzt. Ueberdies sollte der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, allen Verzeihen sein und er mit seinen Nachkommen in den Adelsstand erhoben werden. Die Stände gaben deshalb ihrem Statthalter eine Leibwache, und dieser antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter Anderem Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin vorwarf. Unterdessen eroberte der Herzog v. Parma mehrere Festungen, unter andern Breda. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog v. Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf ward der franz. Prinz zum Gouverneur von Brabant ausgerufen (März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz von Oranien den herzogl. Hut aufsetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte desselben gleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geschah in Antwerpen, nachher der Prinz meuchelmörderisch angefallen wurde. Ein Spanier, Faureguy, schoß nach ihm mit der Pistole, sodaß die Kugel unter dem rechten Arm hinein- und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausriß. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz selbst hatte so viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen über diese Mordthat schrieb. Der Rath ordnete Fasttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte ebenso eifrig für seine Wiederherstellung. Man zog noch einen Spanier, Nic. Salzedo, und einen Italiener, Franc. Baza, ein, welche vom Herzoge v. Parma Geld empfangen hatten, um den Herzog v. Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen. Beide wurden überführt, jener in Paris von 4 Pferden zerrissen, dieser tödtet sich selbst. Nach diesen Vorfällen gelüstete der Herzog v. Anjou nach der unumstößlichen Herrschaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtsinnigen Hofknechte und achtete nicht auf den Rath des Prinzen v. Oranien, dessen Ansehen ihm mißfiel. Allein seine Absicht, sich der wichtigsten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger vereitelt, sodaß er schämt nach Frankreich zurückkehrte (3. Jan. 1583), wo er das Jahr darauf starb. Inheß hatte auch der Prinz v. Oranien viele Feinde. Sie beschuldigten ihn, er mit den Franzosen in Verbindung stehe und tadelten seine vierte Vermählung mit Ludovica v. Coligny. Eigentlich war es aber der Religionshaß der Wallonen gegen den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er zog sich daher nach Delft, wo ihm seine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich

(1672) gebar. Doch hier ereilte ihn der Tod. Ein Burgunder, Balthasar, hatte sich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe entfliehen müssen, bei dem Prinzen eingeschlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gotte beimohnte, so getäuscht, daß der Prinz ihm sein Vertrauen schenkte. Am 10. Juli 1672 in seinem Schlosse zu Delft von der Tafel abwesend war, um in ein andres Zimmer zu gehen, erschoss ihn der Mörder mit einer Pistole, die er mit 3 Kugeln geladen hatte. Der Prinz sank neben seiner Gemahlin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und starb mit den Worten: „Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi et de ton pauvre peuple.“ — Sein Mörder war nicht älter als 22 J. Der Wahnsinn, durch den er die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesstrafe mit verstocktem Sinn und Unempfindlichkeit. Im Verhöre hatte er bekannt, daß ein Franciscaner von Paris und ein Jesuit von Trier ihn durch das Versprechen der Seligkeit zu Mord bewogen hätten, hierauf hätte er sein Vorhaben dem Prinzen von Parma angedeutet, und dieser ihn an den Staatsrath d'Ussonville gewiesen, um das Nöthige zu veranlassen. — W. starb 52 J. alt, in der vollen Kraft seines Geistes. Er war mittelgroß, hatte kastanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er war wenig, was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und heiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; Alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er keinem. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbstmüthig, riß, wenn er sprach, das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Gefahr setzte er mit Gleichmuth, den Hindernissen fluge Beharrlichkeit entgegen. Es war nicht um seine Erhebung zu thun, sondern um die Sache des Volks; darum um Freiheit, welche er gegründet, nicht mit ihm unter, und der Name des Prinzen lebt fort in der Geschichte der europäischen Menschheit. — Es gibt 3 Lebensbeschreibungen in holländ. Sprache von ungenannten Verfassern. Vgl. man „Meursii Guilielmus Auriacus etc.“ (Amsterd. 1638, Fol.) und „Hist. der holländ. Staatsregierung“. Noch hat Wilhelm von Oranien würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland und König von England, Ludwig XIV. größter Gegner, durch die von ihm in die europ. Staatskunst eingebrachte Idee des politischen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm II. von Nassau, Prinzen von Oranien, 1650 geb. Seine Mutter war Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Karls I. Bei glücklichen Umständen dem berühmten de Witt vortrefflich erzogen, gewann Wilhelm die Liebe des Königs, daß ihn 1672, als Ludwig XIV. die Republik mit seinen Heeren überfüllte, zum Generalcapitain der Union ernannte, und ihm die 4 Jahre vorher abgeworbene Statthalterschaft übertrug. Entschlossen, für die Vertheidigung des Landes in der letzten Schanze zu sterben, ließ er die Dämme durchstechen, durch eine geschickte Bewegung die franz. Feldherren, vereinigte sich mit der engl. Heere, und zwang die Franzosen, sich zurückzuziehen. Nun erhob sich die Republik des Hauses Oranien, und die Staaten von Holland, denen noch 4 Provinzen sich angeschlossen, erklärten (2. Febr. 1674) die Statthalterschaft in dem Hause von Oranien für erblich. Zwar verlor Wilhelm die Schlachten bei Senef (1674) und bei Omer (1677); allein er wußte dessenungeachtet den Feind aufzuhalten,

und durch seine Staatskunst das Reich, Spanien und Brandenburg mit so zu verbinden, daß der Friede schon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam, gelang es ihm nicht, den Abschluß von Separatverträgen zu verhindern. Wilhelms ganze Politik war gegen Ludwig XIV. gerichtet, den er auch persönlich. Wie einst der erste Dranier Philipp II. gegenüberstand, so jetzt Wilhelm III. gegen Ludwig XIV. Um die Herrschaft dieses Monarchen in Schranken zu halten, er die Ligue von Augsburg (29. Juli 1686) zwischen dem Kaiser, Spanien, den und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutsche Fürsten traten, leicht wollte er dadurch auch seine geheimen Plane in Ansehung Englands stellen. Seine Gemahlin, Maria (verm. seit 1677), war nämlich Jakobs Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jakobs zweite Tochter (10. Juni 1688) mit einem Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil des Parlaments und der Nation von dem bigotten Jakob die Einführung der römischen Religion und den Umsturz der Verfassung. Auch behauptete das Gerücht, daß er sei untergeschoben. Also vereinigten sich in England die Episkopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterstützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbesondere sah voraus, daß England durch seines Schwiegervaters immer enger mit Frankreich sich verbinden würde; er schloß sich daher der Mehrheit der britischen Nation an, und der Rathspensionnaire Fagel benutzte die Generalstaaten, ihn zur Rettung der britischen Freiheit und der protestantischen Religion mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. So landete Wilhelm plötzlich mit seiner angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten Flotte von 500 Segeln, und mit 14.000 Mann Truppen zu Torbay den 5. Nov. 1688. Sofort erklärte sich ein großer Theil des Adels für ihn; mit dem Adel gingen Jakobs Truppen nach und nach über; dasselbe that Lord Churchill, nachmals Marlborough, und selbst Jakobs zweite Tochter, Anna, mit ihrem Gemahl, dem Prinzen von Dänemark. Des verlassenen Königs Vorschläge wurden nicht angenommen; er entfloh daher mit seiner Familie im Dec. nach Frankreich, worauf Wilhelm seinen Einzug hielt. Beide Parlamentskammern erklärten nunmehr, daß Jakob II. seinen Grundvertrag zwischen dem König und seinem Volke gebrochen, dadurch sei der Thron erledigt. Hierauf ward (1. Feb. 1689) Maria zur Königin und Wilhelm, ihr Gemahl, der inzwischen die römische Kirche sich bekannt hatte, zum König ernannt; doch sollte Letzterer allein die Regierung führen. Zugleich bestimmte ein Gesetz (die Declaration oder Bill of Rights) die deutlichere Festsetzung der alten unbestreitbaren Volksrechte) die Trennung der königl. Gewalt und die Thronfolge; späterhin auch die Civilliste. Dies war die Revolution von 1688. Schottland folgte Englands Beispiel; Irland, wohin Ludwig XIV. Jakob II. mit einem Heere sandte, kämpfte die große Zahl der Katholiken für den abgesetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jakobs Heer, und ein zweiter, den General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, sowie die Milde, mit welcher Wilhelm die besiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Schottland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ sich an der Spitze seiner Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. In dem Kriege auf dem festen Lande war er weniger glücklich. Bei Steenloot (16. Sept. 1692) schlug ihm der Marschall v. Luxemburg den Sieg; derselbe schlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer mußte Wilhelm durch geschickte Rückzüge und durch die Hilfe der Franzosen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreißen. Er nahm so das Angesicht des stärkern feindlichen Heeres, Namur 1693. Endlich mußte er, im Frieden zu Ryswick 1697, als König von England anerkennen. Der Umstand, daß das Parlament auf die Entlassung fast der ganzen Armee, weil ein solches Heer ihm mit der Sicherheit der Landesverfassung unverträglich schien, war

che das Testament Karls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zu sein
 eben eingesetzt hatte, die Veranlassung, daß Wilhelm in der großen Allianz
 (7. Sept. 1701) ganz Europa gegen Ludwig bewaffnete. Er wollte näm-
 lich Gunsten Oesterreichs und des politischen Gleichgewichts wegen, insonderheit
 weil er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig
 die span. Monarchie getheilt wissen, und hatte sich deshalb bereits Ende
 701 nach Holland begeben. Ungeachtet er schon damals den Tod in seiner
 Ahnte und nicht laut mehr sprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben
 Staatsmännern und Generalen, mit seinem gewöhnlichen Scharfblick Alles
 Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Ja-
 kob's Tode, dessen Sohn, Jakob III., als König von England ausrufen ließ,
 es Wilhelm III. leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß
 er der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Schweden betrat,
 Ausrüstung von 40,000 Soldaten nebst 4000 Matrosen bewilligte. Mit-
 ter diesen Entwürfen aber brach Wilhelm (8. März 1702), zwischen Ken-
 und Hamptoncourt, bei einem Falle mit dem Pferde, das Schlüsselbein,
 ob an den Folgen jenes Unfalls (16. März) in einem Alter von 52 Jahren.
 Gemahlin, Maria, war schon 1695 kinderlos gestorben.) Mit ihm erlosch
 Statthalterwürde der 5 Provinzen; und die oranische Erbschaft wurde zwi-
 schen und Wilhelms nächstem Vetter und Testamentserben, dem Fürsten
 Hau-Dies, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen,
 Wilh. Friso, von welchem der jetzige König der Niederlande abstammt, ge-
 — England dankt dem staatsklugen Wilhelm III. seine Nationalbank
 , die Grundlage seines Credits, durch die Fundirung der Zinsen ohne die
 htung zur Rückzahlung des an jeden Dritten zu übertragenden Capitals,
 die Pressefreiheit (1694), und die Stiftung der neuen ostindischen Com-
 (1698); das Haus Hanover dankt ihm seine Erhebung auf den engl. Thron
 die Acte vom 12. Jun. 1701). Gleichwol hat ihm die Nation kein Denk-
 nist. Er mißfiel den Briten wegen seines stolzen, strengen und phlegma-
 tischen Außern, unter welchem er Ruhm- und Herrschsucht verbarg. Aus Verdruß
 die Abneigung, die durch den Einfluß der Tories soweit ging, daß er seine
 Garde und die von ihm in Sold genommenen Regimenter von franz.
 Officieren ab danken mußte, wollte er die Regierung niederlegen, wovon ihn
 Minister und Freunde nur mit Mühe zurückhielten. Das System der briti-
 schen Continentalpolitik, eine Folge der Eifersucht gegen Frankreich, ward durch
 ihn zuerst begründet, damit aber auch das Hülfsgelder- und Anleihesystem,
 die Nationalschuld. Um die Stimmenmehrheit im Parlamente zu erhalten,
 er sich wol auch der Bestechung. Ubrigens regierte er im Sinne der Frei-
 heit des bultsamen Protestantismus; sowie dem wahren, von den Stuarts
 ganz aus den Augen gesetzten, Nationalinteresse gemäß; daher waren die
 jetzt die Ministerialpartei, und das britische Unterhaus erhielt seitdem seine
 Bedeutung. Auch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule
 Staatsmänner, wie Hagel und Heinsius waren. Mit Staats- und Kriegs-
 sachen überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur Literatur und Kunst.
 Sprach ernst, kalt und durch sein holländ. Phlegma zurückstoßend, wußte er
 sich nicht zu gewinnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringen-
 den, rasch und thätig, in der Gefahr unerschrocken, bei Hindernissen unbe-
 zogen, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem schwächlichen Körper
 er keine Beschwerde, auch wenn sie über seine Kräfte ging. Dadurch erwarb
 die Achtung und die Bewunderung aller Männer von Verstand. So sehr er
 ihm liebte, so sehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er besaß kriegerischen
 Sinn und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der Herrschaft, noch

die der Humanität. Man hat von ihm noch keine seiner würdige Biographie (Jakob II., Marlborough und Großbritannien.)

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, geb. im Haag den 24. Aug. 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter (starb den 1806 zu Braunschweig), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des Wilhelm I. von Oranien (s. d.). Seiner Mutter, Friederike Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, dankte er seine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der Vereinigten Niederlande (1747), hatte die 4 Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, d. h. Siegen, Dillenburg und Diez, wieder zusammen an seine, die Diez, gebracht. Der holländ. Schriftsteller Tollius war des Prinzen Lehrer, und General v. Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, sein Führer. Er machte der Erbprinz eine Reise nach Deutschland, und blieb eine Zeitlang in, an dem Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. studirte er seit 1790 zu Leyden. Nach seiner Vermählung (1. Oct. 1794) Friederike Louise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder, um die Verbesserung der holländ. Landmacht verdient; allein der innere Spalt, indem die 1787 durch preuß. Waffen unterdrückten Patrioten der Oranien insgeheim entgegenwirkten, verhinderte Vieles. Diese hatten Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalconvent erklärte, um die Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1. Febr. 1795 Erbstatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländ. Brabant; doch es der Erbprinz, der den Oberbefehl über die holländ. Truppen führte, zu einem Heer der Bundesgenossen gestoßen war, in Folge des Sieges bei Maastricht den kais. Feldmarschall, Prinz von Koburg, über Dumouriez den 11. Nov. 1794 erfochten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die franz. Nordarmee von dem Einbruch in Westflandern ab. Allein am 13. Sept. ward er in seiner Stellung bei Menin und Werwick von dem Feinde mit solcher Uebermacht angegriffen, da der östreich. General Kray zu spät eintraf, und das Heer unter Beauvau (es noch nicht abgefochten hatte) ganz ausblieb, nach dem tapfersten Widerstand, welchem Prinz Friedrich, sein Bruder, der den rechten Flügel befehligte, abgetrieben wurde, sich mit Verlust hinter die Schelde zurückziehen mußte. Der Erbprinz eroberte Landrecies. Dann warf er an der Spitze eines niederländ. Heers den Feind über die Sambre; allein in der großen Schlacht den 26. Juni, als er schon mit dem rechten Flügel siegreich vorgeedrungen war, weil die Franzosen Charleroi erstürmt und den linken Flügel bei Fleurus hatten, nach der Anordnung des Prinzen von Koburg, sich ebenfalls zurückziehen. Hierauf wichen (21. Juni) die Östreicher, vor Pichegru und bis hinter die Maas, und dem Erbprinzen blieb, bei seinem geschwächten Heere, nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York, die Niederlande zu besetzen. Allein die Festungen fielen und die Kälte der Feinde Brücken über die Waal, so daß Pichegru schon den 17. Jan. 1795 einrückte. Die Partei der Patrioten begünstigte den Feind, und der Erbprinz sah sich außer Stand, die von ihren Bundesgenossen verlassene Republik zu retten. Seine Söhne legten daher den 16. Jan. ihre Befehlshaberstellen nieder, und Wilhelm V. schiffte sich den 18. und 19. mit seiner Familie und einigen Gefolgten auf 19 elenden Fischerpincken nach England ein. Hier ward ihm im glücklichen Fürstenhause Hamptoncourt als Wohnsitz eingeräumt; allein die Brüder gingen bald wieder auf das feste Land zurück, um eine Schar anbrüderlicher Niederländer auf Englands Kosten zu bewaffnen, die sich aber n

Frieden wieder zerstreute. Prinz Friedrich trat in östreich. Dienste und starb
den 6. Jan. 1799. Der Erbprinz begab sich mit seiner Familie nach
Potsdam, wo er von dem diplomatischen Einflusse des mit Frankreich befreundeten
Hofes eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Ubrigens beschäf-
tigte sich mit der Erziehung seiner Söhne, mit den Wissenschaften und mit der
Förderung seiner in der Gegend von Posen vom Fürsten Jablonowsky erkauften
Ländereien, wohin er Colonisten zog, und auf welchen er die Leibeigenschaft auf-
hob. Auch erwarb er in der Folge einige Landgüter in Schlesien. Da sein Vater
ihm die durch den Reichsdeputationsabschluß ihm zugefallene Entschädigung in
Land, Fulda, Korbey, Dortmund, Weingarten u. a. D. m., an ihn den
1. Jan. 1802 abgetreten hatte, so nahm er davon am Ende d. J. Besitz, und
seitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu.
In neuen Staaten stellte er, nach Beseitigung fast endloser Hindernisse,
eigene Thätigkeit, mittelst einer sparsamen und einfachen Verwaltung und
der Abschaffung vieler Mißbräuche, ohne rasche Neuerungen, einen gutge-
ordneten Zustand her. Sein Rechtsinn und die Humanität, mit welcher er Die-
nen Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, behandelte, erwarben ihm
die Liebe seines Volks. Unter mehreren Verbesserungen müssen vorzüglich die an die
unbrauchbare Universität zu Fulda, von Meißner (aus Prag) und Gie-
singergerichtete höhere Schulanstalt (Lyceum) und die Stiftung eines Land-
hauses genannt werden, wozu der Fürst die Fonds von 2 eingezogenen Klö-
stern verwendete. Nach dem Tode seines Vaters übernahm der Fürst die Regierung
nassauischen Stammländer. Als er aber die von Paris aus ihm gegebenen
Bedingungen zu dem Rheinbunde zu treten, im Gefühl der Würde eines deutschen Für-
sten beachtete, verlor er die Hoheit über die oranischen Lande, welche seine
Vorfahren, Nassau-Usingen und Weilburg, und Murat, Großherzog von
Neapel, besaßen. Das schöne Weingarten fiel an Würtemberg. Auch Fulda sollte er
nicht zu jenem Bunde träte, in welchem Falle er Vergrößerung
(Weingarten) hoffen durfte. Allein der Fürst wollte lieber mit Ehren fallen, als
in Dranien durch Unterwerfung unter ein fremdes Joch (dafür erkannte er
schon damals) schänden. Alle Anträge von Nassau, von Murat u. A.
wurden abgelehnt. Hierauf ging der Fürst im Aug. 1806 nach Berlin, wo er, als
preuß. Regiments und Generallieut., späterhin im Sept. den Ober-
befehl einer Abtheilung des rechten Flügels des preuß. Heeres zwischen Magde-
burg und Erfurt erhielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem
Feldmarschall Möllendorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, wel-
che die muthlose Greis abschloß, in Kriegsgefangenschaft; doch durfte er
seiner Gemahlin im Preussischen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn,
als Kurfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig, seiner Länder
beraubt, und Fulda mußte schon den 27. Oct. dem franz. Kaiser huldigen;
Dortmund und die Grafschaft Spiegelberg wurden 1807 dem Königreich
Preußen und Großherzogthum Berg einverleibt. Selbst die in der Bundesacte
erhaltenen Domainen wurden von Berg und Würtemberg eingezogen; nur
that dies nicht, und die andern rheinischen Bundesfürsten versprachen we-
nigstens den reinen Überschuss an den beraubten Fürsten auszahlen zu lassen. Die-
se unterdessen mit seiner Gemahlin und Familie nach Danzig gegangen. Als
der Weichsel sich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur
seine Gemahlin, die krank war, durfte daselbst wohnen. Er selbst mußte über die Oder
nach Pillau. Im Frieden zu Tilsit ward seiner nicht gedacht.
Nur der Besitz seiner Güter im Herzogthum Warschau. Er lebte auf
dem Besuche der Wissenschaften und seiner Familie in Berlin, wo sein ältester Prinz
in der Militairakademie erzogen wurde. Dieser ging dann nach England und diente

1808 mit Auszeichnung unter Wellington in Spanien. Im Kriege Frankreichs mit Oesterreich (1809) begab sich der Fürst mit seinem Jugendgefährten und Begleiter, Jagel, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Karl und focht die Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterthaten beisteten, besonders 1813 nach der Schlacht bei Leipzig, einflußreiche Männer (v. d. Deyn, Limburg-Stirum, Hoop, Driel, Jonge u. A. m.) in Amsterdam, Haag, Rotterdam, Zwolle u. a. a. D. an der Wiederherstellung des Oranien. Wilhelm Friedrich befand sich damals in England, um mit der britischen Regierung Maßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu treffen. Als nun die Sieger von Leipzig den Grenzen Hollands nahten, brach das Volk in Amsterdam aus (15. und 16. Nov.); und mitten unter den Kriegshaufen erklärte sich den 17. auch der Haag für den Prinzen. Auf der erhaltenen Kunde schiffte sich der Fürst ein und landete den 29. Nov. bei Den Haag. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel im Haag den 30., und den 1. Dec. in Amsterdam, wo die Commissarien des provisorischen Gouvernements, Scholten, am 1. Dec. die Proclamation: „Niederland ist frei!“ in Namen des Fürsten Wilhelm I., der souveraine Fürst dieses freien Landes!“ ohne dazu von der Regierung vollmächtigt zu sein, erlassen hatten. Der Fürst willigte nur widerstrebend und erklärte, daß eine Staatsverfassung die Vorrechte und Freiheiten verbürgen und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicherstellen müsse. Am 23. März 1814 feste Plätze in den Händen der Franzosen, die bei Utrecht im Besitze waren. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich übertrug die Bewaffnung des Volks und übertrug einer Commission die Entwurf einer Verfassungsgesetzes, das den 29. März 1814 von den Abgeordneten angenommen und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Auch die Erbländer hatte er schon vor Ende 1813 wieder in Besitz genommen. Der wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürst wurde am 16. März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte die Erbländer in Deutschland für den Besitz von Luxemburg, das im Juli 1815 zum deutschen Bunde gehörte und das er im Mai zum Reichthum erhoben hatte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit freisinniger Gerechtigkeit die neue Verfassung gegründet. Der von der Commission aufgetragene Entwurf einer allgemeinen niederländischen Verfassung wurde 1819 vollendet und theilweise der Versammlung der Generalstaaten zur Prüfung vorgelegt. Den 21. Juni 1816 ist er dem heil. Römischen Reich als Kaiserlicher Feldmarschall, stiftete den niederländ. Willkürverdienst- und 1815 den Civilverdienstorden des belgischen Löwen. wechselnd in Brüssel und im Haag, lebt einfach wie ein Privatmann. f. Unterthanen zugänglich, und überhaupt mehr Regent als Kriegsherr. achtet die Mehrzahl der Holländer altorantisch, mithin antimonarchisch gleichwol von der Nation schon um seiner Persönlichkeit willen geachtet. Biographie dieses Monarchen von seinem ehemaligen Staatsdienste in den „Zeitgenossen“, Nr. VI, und Niederlande.)

Wilhelm (Friedrich Georg Ludwig, von Nassau), Kronprinz des Königreichs der Niederlande, geb. den 6. Dec. 1792 in Bonn, Febr. 1816 mit Anna Paulowna, Tochter des Kaisers Paul I. von Rußland verheiratet. zogen in Berlin, vollendete dieser Fürst seine Studien auf der Universität zu Berlin, wo er viel wissenschaftlichen Sinn und Talent zeigte. Schickte ihn als Capitaine bestimmt, machte er f. ersten Feldzüge in der engl. Armee, d. als Oberstlieutenant in span. Kriegsdienste. Durch Muth und

ie Achtung des Herzogs v. Wellington, dessen Adjutant er war. Bei der
ung von Ciudad-Rodrigo war er unter den Stürmenden Einer der Ersten.
von Badajoz drang er in die Stadt an der Spitze einer engl. Colonne, die
er Flucht abgehalten und in den Kampf zurückgeführt hatte. Ebenso tapfer
er sich in der Schlacht von Salamanca und bei jedem andern kriegerischen
jenes Feldzugs. Er wurde darauf zum Adjutanten des Königs von Groß-
britannien ernannt und erhielt die Medaille des militairischen Verdienstes, auf
der Namen Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Salamanca standen. Als sein Va-
ter Souverain der Niederlande wurde, sahen die Belgier, obgleich seit 20
Jahren daran gewöhnt, Franzosen zu sein, in dem tapfern Prinzen mit Freude
einen Thronerben, der eine seltene Güte des Herzens mit Offenheit, Rechts-
und Herablassung verbindet. Ebenso viel Muth als militairische Einsicht
besaß dieser Prinz in dem Treffen bei Quatre-Bras am 16. Juni, und in der
Schlacht bei Waterloo am 18., wo er an der Spitze seiner Truppen, die f. Bei-
stand leistete, einen muthigen Angriff machte und durch einen Schuß in die
Brust verwundet wurde. Nach seiner Herstellung begab er sich zu den Verbün-
dten in Paris. Hier kam f. Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Wales
vor; allein im Gefühl seiner Würde verweigerte der Prinz seine Zustim-
mung, weil er nicht der erste Unterthan einer Königin von Großbritannien werden
wollte in Verhältniß, das die Abhängigkeit seines Vaterlandes von der britischen
Macht zur Folge haben konnte. Dagegen vermählte er sich in Petersburg
mit der Schwester des Kaisers Alexander, die ihm 3 Prinzen und eine Prinz-
essin hat. Er hat seitdem mehre Reisen nach Petersburg gemacht; die
letzte bei Gelegenheit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus. — Ihm
zugetheilt Kenntnissen, Talent, Muth und Sanftheit des Charakters ist sein Bru-
der Prinz Friedrich Wilhelm Karl, geb. den 28. Febr. 1797 zu Berlin
aufgezogen. Er studirte seit 1814 auf der Hochschule zu Leyden und zeich-
nete sich als Befehlshaber in dem Feldzuge 1815 aus. Am 21. Mai 1825 ver-
mählte er sich mit der Prinzessin Louise, Tochter des Königs von Preußen, und ist
seitdem k. k. östr. Feldzeugmeister von der Armee, k. niederländ. General-
major der Artillerie, auch k. preuß. Generalmajor und Inhaber eines Infan-
terienamens. 20.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der
dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche auf derselben von 1066
herrschte, war der uneheliche Sohn des Herzogs Robert von der Nor-
den dieser mit einem Landmädchen, Arlotte, 1016 zeugte. Die Liebe zu
dem Herzog, der 2 erwachsene Söhne hatte, Jenem sterbend sein Land
vermachend, und ihm, da Wilhelm erst 9 J. alt war, den König von Frankreich
und, nebst einigen großen Vasallen Frankreichs, vorzusetzen. Da indessen
seine Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergegangen waren, so
wenig, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich
um Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm
den Besitz zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelm, verbunden
mit andernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne
Hinderniß, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schre-
cken der kleinen Fürsten Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König von
England, ein naher Verwandter Wilhelms und durch ihn auf dem Throne erhalten,
den die Dänen hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wil-
helms Thronfolge in England zugesichert, da er ohne Kinder war; allein nach
dem Tode hatte sich die Krone ein Engländer, Namens Harold, auf, der sie nur für
sich in Besitz zu nehmen eiblich versprochen hatte. Wilhelm machte sogleich
diese Untreue zu rächen, und rüstete nicht allein eine Flotte und ein Heer

aus, sondern verband sich auch mit dem Beherrscher von Norwegen und gegen den Papst, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold schlug Norweger aufs Haupt, aber Wilhelm setzte über den Canal und rückte sogleich nach dem Städtchen Hastings vor, wo er in einem verschanzten Lager mit nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber in Nichts auflösten. Die Engländer mußten entscheiden, und es kam zu der Schlacht bei Hastings am 14. Oct. 1066, die sich nach dem blutigsten Kampfe mit einer gänzlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harold's endigte, welchen ein Pfeil ins Auge traf. 2 seiner Brüder sanken an seiner Seite. England unterwarf sich, und zum Weihnachtsfest ward Wilhelm bereits in London gekrönt. Die strengsten Maßregeln auf der einen Seite, die Gerechtigkeit auf der andern Seite sicherten ihm den Thron. Da die Normandie ein Lehn von Frankreich war und ein Vasall keine Eroberungen sich zuschreiben konnte, als insofern sie mit seinem Lehn Eins wurden, so entspann sich daraus ein angenehmes Verhältniß zwischen England und Frankreich, in Folge dessen letztere fortwährend behauptete, England sei ihm lehnspflichtig, und darüber mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang fast ununterbrochen dem Regenten wiederholt wurde. Die große Nationalfeindschaft zwischen Engländern und Franzosen schreibt sich aus jenen Tagen her, wo Wilhelm als Conqueror Englands Boden betrat. W.'s Einfluß auf England ist zum Theil noch ganz verloschen. Der Tower ist von ihm angelegt worden, um London zu halten; die Überreste der franz. Sprache in der Anrede an den König, in öffentlichen Vorträgen schreiben sich von ihm her, indem er die franz. Hofsprache machte. W. starb während eines Krieges gegen Frankreich, alt, 1087, und hatte er viel Abenteuer im Leben bestanden, so waren auch sein f. Tode nicht gering. Denn alle Großen und Vasallen eilten von seinem Leichnam hinweg, alle Diener raubten im Palaste, was sie konnten, der Leichnam wurde 3 Stunden verlassen nackt da, und als endlich der Erzbischof von Rouen ihn nach Caen bringen ließ, trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Pest Alles auseinander; kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Hier lag ein Unglücklicher, auf dessen Grund und Boden Wilhelm die Kirche bauen ließ, wo er sollte begraben werden, gegen dies Begräbniß, und man mußte seinen Schreier beseitigen. In der Gruft sollte den Leichnam ein steinerner Sarg aufnehmen; er war jedoch zu eng, und als man den ungewöhnlich starken Leichnam waltfam hineinpreßte, sprangen die Eingeweide durch die Bauchdecken und stank vertrieb Alles. Nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Caen seine Gebeine aus der Gruft gerissen, in welcher man große Schätze wähnte. (Vgl. Aug. Thierry's „Hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands“, Paris 1825.)

Wilhelm, König von Württemberg, geb. zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, am 17. Sept. 1781. Sein Vater war König Friedrich I. von Württemberg, damals preuß. Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, welchem er zu Lüben in Garnison lag; seine Mutter die braunschweigische Prinzessin Auguste Karoline Friederike Louise. Von 5. jüngern Geschwistern hatte er 2 Brüder, Paul, Prinz von Württemberg, und Katharina, Gemahlin des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, gewesenen Königs von Westfalen. Manches nicht angenehme Ereigniß wölkte s. Jugend. Als Knabe führten ihn die Verhältnisse s. Familie von Württemberg nach Rußland, in die Schweiz, nach Deutschland an den Rhein, endlich 1797 nach Württemberg zum bleibenden Aufenthalte. Sein 7. Geburtstag war der Geburtstag seiner Mutter. Schon in die frühere Erziehung griff sein Vater s. wohlthätige Weise ein. Noch ungünstiger zeigte sich dieser Einfluß, als im festen Aufenthalt in Württemberg die ernstere Erziehung des Prinzen ihren Anfang nahm: nicht als ob es dem Vater an warmer, herzlichster Liebe zu seinem

hätte; er liebte sie, er wünschte sie an Herz und Geist gebildet, er gab ihnen
 die Männer zu Hofmeistern und Lehrern; allein er hielt sich an den Grund-
 nachsichtslosen Strenge, in welchen die ältere Erziehungskunst ihre höchste
 zu sehen pflegte, der aber, wenn er auch den Zögling nicht geradezu am
 verdirbt, was so oft der Fall sein wird, ihm wenigstens den heitersten
 des Lebens in ein freudenloses Dasein verwandelt. Sowie dieser Grundsatz
 Vater des Prinzen geübt wurde, war er in Wahrheit furchtbar, weil Friedrich
 im Kreise seiner Familie sehr reizbar und weit entfernt von der zur Erziehung
 Ruhe war. Der ruhige Fortgang seiner Bildung, sowie der Aufenthalt
 Württemberg selbst, das erst eigentlich sein Vaterland geworden war, nachdem
 Eugen, sein Großvater, 1795 die Regierung des Herzogthums angetre-
 tte, erlitt 2 Mal widrige Störungen durch franz. Einfälle. 1796 und 1799
 er mit der übrigen würtemb. Familie das Vaterland verlassen. Während
 der Entfernung (1800) begab er sich auf einige Zeit als Freiwilliger zur östr.
 unter dem Erzherzog Johann. Er focht die Schlacht von Hohenlinden mit,
 als Jüngling von 19 J. die ersten Beweise von jener Unererschrockenheit,
 man später an dem Manne bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten un-
 Feinde hinein, und mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn zu halten
 zubringen. Schon im Dec. 1797 hatte sein Vater die Regierung des
 thums angetreten und wollte nach seiner Art den Prinzen, auch als er bereits
 Jüngling herangewachsen war, in der frühern unbedingten Abhängigkeit er-
 Da erkannte der Sohn, daß Einigkeit zwischen ihnen Beiden in solcher
 möglich sein möchte; er beschloß, vom Hofe sich zu entfernen, und trat 1803
 nach Wien, Frankreich, Italien an, die er mit einer ungewöhnlichen An-
 für seine weitere Ausbildung benutzte. 1806 kam er nach 3jähriger Ab-
 ins Vaterland zurück, nachdem bereits sein Vater die Königswürde ange-
 hatte. In stiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis
 wenigen Freunden in Stuttgart, indem er s. Zeit zwischen Lesen, Tagen,
 Natur und eine ausgewählte Geselligkeit zweckmäßig theilte. Kaum
 Lebensweise seit 1808 in Etwas geändert durch s. Verbindung mit der
 Prinzessin Charlotte von Baiern (nunmehrigen Kaiserin von Oestreich); die-
 dauerte 7 Jahre und löste sich 1815 durch Einverständnis Beider.
 in jener Zeit lastete die Regierung des Königs Friedrich in mancher Hin-
 auf Württemberg. In dieser Noth richteten sich die Augen und Herzen
 Würtemberger in stiller Sehnsucht auf den Kronprinzen; er war, wie wenige
 vor dem Antritt ihrer Regierung, die Freude und die Hoffnung seines Va-
 , obgleich er sich nach pflichtmäßiger Überzeugung von jeder Einmischung
 Staatsgeschäfte entfernt hielt, einzig und allein darauf beschränkt, den trau-
 stand der Dinge mit eignen Augen und an der Quelle selbst kennen zu ler-
 1812 der Heereszug gegen Rußland begann, brachen auch 15,000 Würt-
 dahin auf, und der Kronprinz stellte, dem Wunsche seines Vaters ge-
 an ihre Spitze. Leicht hätte es ein Ungewitter von Frankreich aus über
 Familie herbeiziehen mögen, wenn er, der Erbe des Reichs, durch fortge-
 Verbleiben immer mehr der Abneigung gegen das Napoleonische Gewalt-
 andächtig geworden wäre. Bald nach dem Einrücken ins russ. Gebiet befiel
 dem Prinzen eine gefährliche Krankheit; er mußte in Wilna zurückbleiben.
 ige Nachrichten von dem Zustande seiner Gesundheit verbreiteten sich im
 Lande. Unbeschreiblich war die Freude bei der Nachricht seiner Heimkehr.
 1813 erhob er sich, dem Drange seines Herzens folgend, mit seiner gan-
 kraft gegen die jenseitige Gewalttherrschaft. Auch sein Vater war endlich nach
 Katastrophe bei Leipzig den verbündeten Mächten beigetreten. Ihr Wille be-
 dem Sohne die Anführung einer von den Abtheilungen der großen Heeres-
 m. Ver. Lebente Aufl. Bd. XII.

masse, welche sich mit dem kommenden Jahre nach Frankreich werfen sollte, bestand aus dem sehr zahlreichen würtemb. Contingent und mehreren öst. und Regimentern. Welch ein ausgezeichnetes Feldherrntalent der Kronprinz erwarb, welche Verdienste er sich um die Sache der europäischen Freiheit erwarb, wird die Mitwelt zu schätzen und auch die Zukunft wird diesen Ruhm nicht schmälern. Zuglich wirkte der Held mit zu der blutigen Entscheidung bei Epinay, Sens, und auch unter den gefährlichsten Verhältnissen hielt er bei Montmirail den Rückzug der Verbündeten deckend, mit seinen begeisterten Scharen den fünfmaligen Feind unter Napoleon den ganzen Tag auf. Bei dem ganzen Feldzuge nach Frankreich 1815 vorüber, wobei er wieder einen bedeutenden Haufen anführte. Sein kräftiges Zurückwerfen des Gen. Mapp nach Straßburg gehörte, ungeachtet der unerwarteten Hindernisse bei Schuffelweiherrheim, die bedeutenden Waffenthaten. In diesen Tagen der allgemeinen Bewegung Fürsten und Völker geschah es, daß er Katharina Paulowna (Katharina) Großfürstin von Rußland, in dem Glanze ihrer seltenen Eigenschaften kennend dadurch auch lieben lernte. An ihrer Seite fühlte er sich glücklich zu Paris, London, und zu Wien, wo die mächtigsten Herrscher für die Wiederherstellung der zerstückten Europa sich die Hände boten, kam es zum Bundesbeschluß zweier Jahre, sich gegenseitig zu verpflichten. Unter den Augen eines theilnehmenden Volkes sah der Fürst mit seiner Gemahlin in musterhafter Einfachheit ungetrübte, aber nur kurze Tage des Glücks; denn nachdem die allgemein verehrte, hohe Fürstin 2 Töchter gegeben hatte, versetzte sie dasselbe durch ihren Tod (9. Jan. 1817) in tiefe Betrübnis. — Bald nach seiner zweiten Vermählung riefen ihn die Pflichten in eine höhere Stellung, wo es zu allen Zeiten schwer ist, die eigenen Erfahrungen anzuwenden, noch schwerer, auch fernerhin aus der hohen Höhe herab das Wahre zu sehen und der guten Vorsätze Kraft zu haben. König Friedrich starb unerwartet schnell am 30. Oct. 1816; Wilhelm sah den König in ihm sterben, sondern den Vater. Den Antritt seiner Regierung einer Zeit, wo das Land überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeugte die klarte Wille, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks zu befördern. Weit entfernt, die landkundige Schuld gewisser Staatsverordnungen auszumitteln und zu bestrafen, zog er nach seiner milden und großmüthigen Handlungsart vor, statt der Strafe die Amnestie eintreten zu lassen. Ferner hob er einige harte und beschwerliche Verordnungen der frühern Regierung zurück, leichterte die Lasten des Volks; er beschränkte vor Allem sich selbst in seinen Ansprüchen; er gab seinem Hofe eine Einrichtung, welche, fern von Kargheit und übermäßiger Pracht, Unterschleife, wie sie seit vielen Jahren stattgefunden hatte, unmöglich machen sollte. Er that alles Mögliche, um durch Einkäufe in der Noth zu steuern, welche durch Mißwachs und Mißbrauch eingeleitet waren. Wohlthätig wirkten die Armenvereine, die aller Orten auf Veranlassung der Gemahlin gestiftet wurden und unter ihrer obersten Leitung standen. Wichtigste war, das vereinte Land durch eine Staatsverfassung zu beruhigen, die Zeit und den besondern Verhältnissen Württembergs angemessen entsprach. Vornehmlich von dem Freih. v. Wangenheim, damals Staatsminister, in vorher durch s. „Idee der Staatsverfassung“ sich zur Leitung der Verhandlung mit den wiedereinberufenen Ständen den Weg gebahnt hatte, ward auf den Befehl ein schon unter seinem Vater begonnener Verfassungsentwurf mit näheren, dem Volke günstigeren Bestimmungen vollendet. Dem König gelang noch nicht, was er zum Besten des Volks beabsichtigte. Zwischen dem König und den Sprechern des Volks kam es zu lebhaften, aber erfolglosen Verhandlungen; denn wie von der letztern Seite die alten Gerechtsame des Landes

endlich in Anspruch genommen wurden, so traten von der erstern hartnäckig die Interessen der Regierung entgegen, so daß die Sache einer vernünftigen Verständigung in einen leidenschaftlichen Kampf ausartete. Der König ließ zwar auch den königl. Verfassungsentwurf noch Manches durch eine Beilage vom 30. Mai 1817 abändern, und erkannte dadurch dessen Verbesserlichkeit nach kurzer Zeit und Wirkung der ständischen Verhandlungen an. Er ließ sich aber zu gleicher Zeit gegen eine unbedingte Anerkennung alles übrigen ohne weitere Berathschlagung Berichtigung in einem unabänderlichen Termine, wie durch ein Ultimatum, zu sagen, da er doch in der Eröffnungsrede am 3. März, erst 3 Monate früher, hatte, daß „seine Geheimräthe befehligt seien, über jeden Abschnitt auf die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erblichen Verfassung oder dem Entwurf der ständischen Commission rechtfertigen“. Auch das übrige Ganze unverbesserlich gut gewesen, so hatte doch in dieser Behandlung der wichtige Begriff eines von beiden Seiten nach Überzeugung angenommenen Vertrags aufgehört. Die königl. Erklärung vom 5. Juni über die Wohlthat der angebotenen Verfassung im Tone der Besänftigung aus; konnten die darauf folgenden Schwankungen der Ministeransichten dem Gebäude unmöglich Festigkeit geben. Mit dem 13. Juli 1819 berief der König neue die Stände, und am 24. sagte er öffentlich, daß es der schönste Tag Regentenlebens sein werde, den Verfassungsvertrag, worüber verhandelt, zu unterzeichnen. Mit sichtbarer eigner Nüchternheit sprach der König den Juni zu einer zahlreichen Deputation aus der Ständerversammlung davon, „in einer Zeit außerordentlicher Umstände einen Weg, den keine andre Regierung vor ihm betreten, wähle“, den Weg, durch eine beiderseitig zu bewerkstelligende freie Uebereinkunft das Grundverfassungsgesetz als Vertrag, als Ausdrück beiderseitiger Ueberzeugung und Einwilligung einzuleiten. Man muß anerkennen, daß die gemeinschaftliche Commission den Verfassungsentwurf von 1817 mit andringender Anstrengung nach Inhalt und Ausdruck in möglichst kurzer Zeit berichtigte. Seit dem 26. Juli war sie in voller Thätigkeit. Schwere waren noch zu heben oder wenigstens, damit sie in ein zeitgemäßes Gebäude konnten, stark zu behauen. Altwürttemberg's Verfassung hatte gar keinen Inhalt, und war eben bestrebt, als um so gleichartiger in sich, so lange bestand. Jetzt war ein zum Lande hinzugekommener, theils vormal's reich'ständischer, theils ritterschaftlicher Adel auch in die Verfassung einzufügen, welcher durch die dunkle Vorliebe für eine Zweikammer seine Absonderungsverrieth. Es wurden außerdem Stimmen laut, die auf besondere Vorrechte und auf die Gerichtsbarkeit über Mitunterthanen ziemlich gerade hinzielten, obgleich diese angebliche, jetzt zurückverlangte, Abhängigkeit in einer andern der Dinge längst erloschen war. Das Berufen auf eine höhere reinjuristische Instanz und auf eine Acte, die ohne Einwilligung des Volks lediglich durch ministeriellen Zeitumstände zum Gesetz erhoben worden war, zeigte hinlänglich, daß die Entscheidung auf diesem Wege herbeigeführt werden sollte, daß an eine Abänderung im Sinne des Ganzen nicht zu denken. Sachkundige versichern, König Wilhelm zu Milderung dieser Schwierigkeiten aus persönlicher Klugheit und Billigkeit selbst das Äußerste that. Sie versichern, daß er zur gesetzlichen Leistung gegen Herrscherwillkür als echter Regent selbst Punkte zugegeben haben mag, welche die Commissarien ihm nur mit einer gewissen Scheu vorzulegen wagten. Auch die Ständerversammlung, besonders von dem Vicepräsidenten D. Weishaar, mit ebenso viel Klugheit als Kraft geleitet und von würdigen Mitgliedern, wie Bahn, Graf v. Schäsberg, v. Barenbühler, v. Theobald, Lang, v. Uhlend, Prälat Schmid u. A. belebt, förderte, da ihre Sitzungen den Sept. wieder anfangen, das freie Berathungsgeschäft über den commissarischen

Entwurf des Verfassungsvertrags so thätig, so aufrichtig, daß sie nach Sitzung die fast den ganzen Tag dauerten und keinen Punkt unbeachtet durchgehen ließen am 13. Sept. an den König eine Note über die Änderungen und Zusätze, welche die Mehrheit der Versammlung wünschenswerth gefunden hatte, gelangen konnte. Am 22. ließ darüber der König, nach Berathung mit seinem Rathscollegium, seine Entschlüsse größtentheils genehmigend zurückgehen. Am dem folg. 23. Sept. wurde die feierliche Anfrage: Ob die Versammlung mehr in den Verfassungsvertrag nach dem Inhalte, welchen dieser Vertrag die von der Versammlung verhandelten commissarischen Propositionen und heute verlesene königl. Willenserklärung erhalten hat, einstimmig? — einstimmig durch motivirte Abstimmungen, unter oftmals wiederkehrenden Ergüssen für König und Vaterland, bejaht. So war das Verfassungswerk durch das Zugeständniß von beiden Seiten vollendet. Ganz mit der rechtlichen Form einer vollständigen Vertragshandlung wurde am 25. das von der Ständerversammlung unterzeichnete Exemplar der Verfassungsurkunde feierlich dem König vom König unterfertigt an die Stände in großer Audienz ausgehändigt. Da vom Throne wurde vom König mit einer Haltung gesprochen, welche den Zuhörern zeigte, wie sehr das Herz des Fürsten von ihr durchdrungen war. Erregte durch ihren würdevollen, zeitgemäßen, aufrichtig gemeinten Inhalt den Zuhörern eine freudige Bewegung, die später von allen Seiten des Saals einen allgemeinen Jubel überging. Der Würtemberger wetteifert mit dem Süddeutschland für die Freistätte der Volkstreue, aber auch der Volkstreuhalten. Alles stimmt für König Wilhelm in die Schlußworte des ständ. Präsidenten ein: „Möge unter seiner gerechten und milden Regierung die Verfassung erstarken, die mit so vieler Liebe von ihm ins Leben gerufen worden.“ (Vgl. Würtemberg, Würtembergische Ständeverammlung, Würtembergs Verfassung.) Am 15. April 1820 vermählte sich der König zum 3. Male mit Paulinen, der Tochter seines verstorbenen Onkels Herzogs Ludwig von Würtemberg. Die Geburt eines Kronprinzen am 6. 1823 war für das ganze Land ein frohes Ereigniß. — Der König unternahm in den letzten Jahren vielfache Reisen, u. a. in die Seebäder von Pisa, Lucca, Osterde.

Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, war zu Kassel d. 3. Jan. 1740 in der Regierung seines Großvaters, des Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelms VIII., geb. Als sein Vater, Friedrich II., der 1754 zur kass. Regierung übertrat, d. 31. Jan. 1760 zur Regierung gelangte, gingen die Maßregeln der Wirksamkeit, welche man getroffen hatte, um dem Lande und der Regierung die ungestörte Beibehaltung des reformirten Religionsbekenntnisses zu sichern. Friedrichs Gemahlin, Maria, Tochter Georgs II. von England, übernahm die Vormünderin ihrer Söhne die Regierung der Grafschaft Hanau und leitete die Theilnahme, die Erziehung der Kinder. Unter Anleitung der Lehrer, dann auf der Hochschule zu Göttingen, wurde so Prinz Wilhelm in Wissenschaften und Künsten wohl unterrichtet. Während des die Hessische so schwer drückenden siebenjährigen Krieges lebte er am Hofe seines Onkels des Königs von Dänemark, Christian VII., dessen zweite Schwester, Wilhelmine Karoline, er 1764 zur Gemahlin wählte. Mit erreichter Volljährigkeit übernahm er unmittelbar nachher die Regierung der Grafschaft Hanau aus den Händen der verdienstvollen Mutter. Der junge Fürst war lehrbegierig, thätig, sparsam, gerecht, allen seinen Unterthanen zugänglich. So heilte er viele Wunden, welche der so schwer drückende siebenjährige Krieg seinem Lande geschlagen hatte, und machte sich durch seine Einrichtungen den Bewohnern Hanaus unvergeßlich. — Wie mehrere andere Fürsten, schloß er 1776 mit England einen Subsidientractat, im Verfolg

zur Bekämpfung der im Aufstande begriffenen nordamerikanischen Colonien
 schaft stellte. Dann zog er, 2 Jahre später, von Friedrich d. Gr. zum Ge-
 major ernannt, in den bairischen Erbfolgekrieg. Beide Umstände, der reiche
 , welchen er für seine Truppen von England empfing, und das Gewicht, das
 dieses Heer dem Könige von Preußen verlieh, scheint seinem Geiste die vorwal-
 tende Liebe für das Soldatenwesen eingepflanzt zu haben. Sich diesem in noch grö-
 ßerem Umfange zu widmen, fand er Gelegenheit, als er nach dem Tode seines
 Vaters (1785) die Regierung der sämtlichen hessen-kasselschen Länder erhielt.
 In Kassel, wohin er seine Residenz verlegte, und wo der schwache, verschwens-
 chende Vater viele Mißbräuche hatte aufkommen lassen, bewies sich der Landgraf
 Wilhelm (IX.) als ein strenger, thätiger, das Beste seiner Unterthanen redlich
 verfolgender Fürst, dessen Gerechtigkeitsinn aber oft Härte, dessen Sparsamkeit
 dessen Soldatensucht ein schwerer Fluch des Landes wurde. Er regierte
 selbständig, kannte die Verhältnisse seiner Länder und ihrer Bewohner und
 ließ seine Beamten in strenger Zucht und Ordnung, indem er gern sich des
 Lobes annahm, ihn als sein Eigenthum betrachtend. Er hielt auf gute
 Pflege und Polizei, auf Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens; fürst-
 licher Glanz zeigte er besonders in der Neigung zu schönen Bauten, durch die er
 seine Residenz, deren Umgebungen, wie auch Hof-Weismar, Nenndorf, Wil-
 helmshaus und Schwalheim verschönerte, und in Soldatenparaden. Der erste
 Schritt, welchen er machte, im Vertrauen auf sein Heer, sein Gewicht unter
 den Fürsten Deutschlands geltendzumachen, war, daß er ein hessisches Lehn, einen
 Theil der Grafschaft Schaumburg, besetzte, als der regierende Graf Philipp Ernst
 Schaumburg-Lippe 1787 starb, dessen unmündigen Sohn Landgraf Wil-
 helm einer nicht ebenbürtigen Großmutter nicht für lehnfähig anerkennen
 wollte. Doch die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England nahmen sich
 des Grafen an, und der Landgraf mußte, zu seinem großen Verdrusse, nach
 bitterem Widerstreben, das besetzte Ländchen räumen und verursachten Schaden und
 Kosten zahlen. In demselben J. schloß er mit England einen neuen Subsidentrtractat,
 nach welchem er 12,000 M. stellte und dafür jährlich 675,000 Kronenthaler empfing.
 Anregungen zu Kriegsrüstungen fand er in dem Ausbruche der franz. Re-
 volution, welche indeß, bei ausgezeichnete Tapferkeit der Hessen, keinen Erfolg
 hatten, welchen sich der Landgraf und seine Verbündeten davon verhielten.
 Im Lager bei Bergen von 8000 M. deckte der Landgraf 1790 die Kaiser-
 lichen Truppen Leopolds II. gegen einen möglichen Überfall franz. Heere; dann zog er
 mit einer Heereszahl gegen Frankreich, an der Seite der preuß. Armee, mit
 Erfolg und Mißgeschick theilend; die glänzende Wiedereroberung Frankfurts
 am 23. Dec. 1792 gehörte allein den Hessen. In den nächstfolg. J. wuchs
 sein Heer, in Flandern und Westfalen beschäftigt, im engl. Solde auf
 10,000 Mann. Doch dem Kriege machte, auch für den Landgrafen, unter preuß.
 Vermittelung der basler Friede d. 28. Aug. 1795 ein Ende. Die jenseits dem
 Rheine gelegenen Besitzungen des Landgrafen blieben bis auf weitere Bestimmung
 in franz. Besitze, seine übrigen Länder wurden in den Neutralitätsverein geschlossen,
 mittelst einer militairischen Demarcationslinie das nördliche Deutschland
 von Frankreich getrennt. Im luneviller Frieden endlich, unter d. 25. Febr. 1801, erhielt Wilhelm
 die Kurwürde, und im Besitze derselben Wilhelm I. genannt, für den Verlust
 von 10,000 M. und 2500 Einw., die er am linken Rheinufer abtrat, 50,000 M., mit
 100,000 Einw., durch mehr ihm ertheilte ehemals kurmainzische Ämter und die
 Stadt Weimhausen. — Unter manchen Vorzeichen des heranziehenden Un-
 glücks regierte der neue Kurfürst seine Staaten in gewohnter Thätigkeit, Sparsam-
 keit und Soldatenliebe und im unerschütterlichen Hass gegen Frankreich, gezwun-
 gen durch die Politik Preußens anzuschließen, dessen schwankende Politik ihm weder

Freude noch Vertrauen einflößen konnte. Während sich seine Besorgniß nach außen hin vergrößerte, vermehrte sich der Wohlstand seiner Staaten und im größten Maßstabe die Reichthümer seines Schazes. Durch seine dem franz. Kaiser unbemerkt gebliebene Gesinnung, durch seine Verhältnisse zu Preußen, dessen marschallswürde ihm schon früher ertheilt war, und zu dessen Könige er in manchen Familienverbindungen stand (sein ältester Sohn, der Kurprinz, hatte die Schwester Friedrich Wilhelms III. zur Gemahlin erhalten), durch seine Kriegsrüstungen zog er das Ungewitter auf sich, welches ihm nach der Schlacht von Jena und Auerstädt den trüben Traum der Neutralitätssicherheit plöglich entzog. Als Napoleon drohte und franz. Truppen unter Mortier und dem König in das Land heranrückten, entfloß der gewagten Unternehmungen abgeseigte Aufbruch der neutralen Staaten des Königs von Dänemark, und gab Alles preis, anstatt demuthigen Widerstand sich billigen Vergleich zu erkämpfen; nur seine Gemahlin und seine Familie rettete er. Mit dem Frieden von Tilsit und der Errichtung des Königreichs Westfalen war Wilhelm I. seiner Länder beraubt und lebte seit Jul. 1808 in Prag, mit der vollsten Zuversicht, daß die Vertreibung der französischen Herrschaft aus Deutschland erfolgen werde, erfreut durch viele Zeichen der Liebe, welche ihm das biedere Hessenvolk gab, aber karg gegen Die, welche ihm Opferungen und ihr Schicksal an das seinige knüpften. — Beim Ausbruch des reichisch-franz. Krieges von 1809 erließ der Kurfürst einen Aufruf an seine Unterthanen und begann eine Heeresmacht bei Eger zu sammeln, vermittlest welcher er die Wiedereroberung seiner Staaten zu bewirken gedachte; bei der unglücklichen Wendung des Krieges scheiterte dieser Plan bald; wer sich unter die Fahnen des Kurfürsten gestellt hatte, wurde entlassen, oft der härtesten Noth preisgegeben. Erst dem Siege der Verbündeten in der leipziger Völkerschlacht gewann das Schicksal des Kurfürsten eine günstigere Wendung. Er hatte bereits im Sept. 1813 eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser und dem Könige von Preußen zu Wien gehabt, wo er sich zur Truppenstellung erbot, aber damit zurückgewiesen, durch die aber an die Kriegsoperationencasse seine Mitwirkung zur Bekämpfung der Franzosen bethätigte. Die Siege der Verbündeten befreiten schnell die kurhessischen Staaten. Schon im Nov. 1813 zog Wilhelm I. an der Seite seiner Gemahlin nach Kassel, Trennung wieder in seine Hauptstadt ein, unter zahllosen Berweisen nie ohne die Liebe seiner Unterthanen. Der 70jährige Greis übernahm die Zügel der Regierung von neuem mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Kraft; zeigte es nicht mehr, daß seine Begriffe von fürstl. Machtvollkommenheit übertrieben waren. Unglücksfälle und höheres Lebensziel hatten die Strenge seines Charakters gemildert; er meinte alle Ereignisse der vorangegangenen 7 Jahre verlöschen zu lassen, wenn er sich stellte, als wisse er davon Nichts. Alles sollte oder mußte, was in die Zukunft ging, auf den alten Fuß gestellt werden. 20,000 M. Hülfsstruppen, die er verpflichtet war, rückten schnell genug ins Feld, um den Ruhm der kurhessischen Truppen neuem zu bestätigen. Den 18. März 1814 stiftete er den Orden des Fürstlichen Helmes, zur Belohnung militairischer Verdienste. Als aber, noch vor dem pariser Frieden, den kurhessischen Truppen die Rückkehr in die Heimath verweigert wurde, unter der Bedingung, daß sie auf dem Kriegsfuße blieben, vernahm er dieses der Ersparniß halber, und hatte den Verdruß, Executionstruppen in sein Land einrücken zu sehen; Preußens Vermittelung mußte endlich den Mangel ausgleichen. Auch im Kriege gegen Frankreich 1815, wo der Kurfürst 60,000 M. stellte, hatte er die Freude, von den Thaten seiner Soldaten von Charlesville, Metz u. s. f., ruhmvolle Nachrichten zu erhalten; was er sprechend seinen Wünschen war mancher andre Erfolg seiner Regierung. Sein Wunsch zur Wiederherstellung des deutschen Kaisertums drang auf dem Congress zu Wien nicht durch; auch sagt man, daß er dort mit dem Plane scheiterte.

nig der Ratten anerkannt zu werden, weshalb er den kurfürstl. Titel beibehielt
 ihn mit dem Prädicat: königl. Hoheit, verband. Altem Ländertausche abge-
 , erhielt er für manche Abtretungen und Aufopferungen reichliche Entschädi-
 gen, in deren Besitz er auch den Titel eines Großherzogs von Sulda und eines
 von Isenburg annahm. — In die unangenehmsten Widersprüche ver-
 te ihn die Errichtung einer ständischen Verfassung, welche ihm bei der Rück-
 einer Länder zur Bedingung gemacht war. Je schneller und vertrauensvoller
 der Verpflichtung nachkam, um so mehr sah er sich getäuscht, da die unsern
 eigne Erkenntniß von dem wahren Wesen der Staatsverhältnisse sich mit
 Ansichten vom Fürstenrechte nicht einigen ließ. Mehrere Zusammenberu-
 der alten hessischen Stände, denen der Kurfürst die Abgeordneten der
 zuordnete, bekundeten auf der einen Seite eine ruhigste, vaterlandslie-
 Gesinnung der Mitglieder der ständischen Versammlung, auf der andern
 Zwiespalt, in welchen der Kurfürst mit der Zeit und ihren billigen Anforde-
 rungen war. Auch Härte und Geiz gegen seine Beamten erregten Verdruß;
 es wurde das Militair hart behandelt: der Officier durch kärglichen Sold
 , der Gemeine durch strenge Zucht, Stockschläge und Kamaschendienst ge-
 Die Anforderung der Abgeordneten an eine Sonderung des Staatsver-
 von dem überreichen Privatschatz des Kurfürsten verhinberte den Abschluß
 auf Vertretung der Einwohner fest begründeten Staatsverfassung. — Wel-
 Schatten diese Verhältnisse auf den Kurfürsten werfen mögen, wie auch seine
 elung der im westfälischen Dienste gestandenen Civil- und Militairbeamten,
 Pensionnirten, der Käufer der Domainen, der in Bedienung vorgefunde-
 länder benachbarter deutscher Staaten u. s. w., gerügt werden mag, be-
 ungswürdig ist die Müßigkeit, mit welcher der Greis, des mannigfachen
 es ungeachtet, vieles Nützliche förderte, für Rechtspflege, Kirchen und
 sorgte, gegen Beamtenunfug wachte, seinem Volke immer zu Rath und
 inglich blieb und in vielen lobenswerthen Eigenschaften den Regenten sei-
 ners ein würdiges Vorbild darbot. Abgemessene Lebensweise hatte seinem
 eine Festigkeit verliehen, die der gewöhnlichen Hinfälligkeit eines hohen Al-
 zu bieten schien. Nur ein großes Gewächs am Unterkiefer, 1809 durch
 Eury mit dem Pferde veranlaßt, störte die Sehkraft des linken Auges; das
 letzten Monaten seines Lebens sichtbar werdende Zusammensinken seines
 und die Abnahme seiner Kräfte war ohne Krankheitszufälle, bis endlich am
 1821 ein Schlagfluß plötzlich seine Laufbahn beschloß. Seine Gemahlin
 am 24. Jan. 1820 vorangegangen. Sein Regierungsnachfolger ist sein
 Sohn, Kurfürst Wilhelm II. — Vgl. Kurfürst Wilhelm I. Biographie
 „Zeitgenossen“, Neue Reihe, Nr. X.

Wilhelm (Ludwig August), Markgraf von Baden (vor 1817 Graf v. Hoch-
 zweiter Sohn des verewigten Großherzogs Karl Friedrich (aus dessen zweiter
 geb. zu Karlsruhe am 9. April 1792, genoss gleich seinen übrigen Geschwi-
 einer sorgfältigen Erziehung, und kam sehr jung in die Militairdienste seines
 Landes. Da sich aber der Krieg nur im Krieg lernt, so trat er 1809 als
 ant in den Generalstab des Marschalls Massena, wohnte allen Schlachten
 Gefechten, woran dieser Feldherr in jenem denkwürdigen Zuge gegen Osterreich
 hatte, mit Auszeichnung bei, und verdiente sich das Kreuz der Ehrenlegion.
 hergestelltem Frieden kehrte der Markgraf in sein Vaterland zurück, wurde
 Generalmajor ernannt, und nahm seinen Wohnsitz zu Rastadt, wo sein Re-
 garnisonirte. In dem Feldzug 1812 gegen Rußland befehligte Markgraf
 helm die badische Brigade, welche dem 9. franz. Armeecorps unter dem Herzog
 teilung zugetheilt war. Allein nur 1 Bataillon und 2 Stüd Artillerie folgten
 laisell. Hauptquartier, der größte Theil der Brigade mußte während der glän-

zendensten Waffenthaten der Hauptarmee müßig in Danzig liegen, erst als der Rückzug von Moskau begonnen hatte, durfte sie den furchtbaren Schauplatz betreten. Am 28. Sept. langte sie sehr geschwächt an Menschen und Pferden, in Smolensk an, zeigte aber mitten unter allen Schrecknissen die rühmlichste Ausdauer, was ohne Zweifel der Persönlichkeit des Markgrafen anzurechnen muß. Der Herzog v. Belluno setzte auch auf ihn und die badischen Truppen sein Hauptvertrauen, und bewies dies bei mancher Veranlassung, zumal in kritischen Augenblicken. Die badische Brigade besetzte Witepsk und einige andre Orte. Am 30. Oct. an zu verschiedenen Gefechten, in welchen sich die badischen Truppen durch besonnenen Muth auszeichneten. Beim Rückzug des 9. Corps erhielt der Markgraf Wilhelm Befehl, die Arrieregarde nöthigenfalls zu unterstützen. Als diese bei dem Dorfe Batur auf einem sehr ungünstigen Terrain in eine sehr schlechte Lage gerieth, übernahm der Markgraf die Leitung des Gefechts, und manövrierte so geschickt, daß der Rückzug ungehindert stattfinden konnte. Beim Übergang über die Berezina wurde der Markgraf in ein sehr ungleiches Gefecht mit den Russen verwickelt. Er zog einige Verstärkung an sich und ließ nun mit dem Detachement im Sturmschritt angreifen. Die Truppen waren voll Muth und Vertrauen, und die Anordnungen des Markgrafen wurden so rasch und so genau ausgeführt, daß die Feinde die Stellung verlassen mußten. Nach dem Gefechte übernahm das Commando der sämmtlichen Infanterie des 9. Corps und führte sie mit großen Schwierigkeiten über die Berezina. Der Feind drängte von allen Seiten, und es hatten Gefechte statt, wobei sich die badischen Truppen noch immer durch Haltung und Tapferkeit auszeichneten. Bei Malodeczno (am 4. Dec.) war der letzte blutige Tag für sie. Durch einen raschen Angriff mit dem Bajonet und der trefflichen Disposition des Markgrafen wurden hier die Russen in einem Augenblicke zurückgeworfen. Bei seiner Ankunft in Wilna hatte der Markgraf außer 1000 Mann Anzahl Officiere noch 50—60 Unterofficiere und Soldaten. Im Aug. 1813 führte Markgraf Wilhelm als Generallieutenant die zweite Hälfte des badischen Contingents nach Sachsen und übernahm das Commando des Corps. Unter ihm befehligten die Generale Stockhorn und Brückner. In den entscheidenden Tagen vom 14. — 19. Oct. commandirte er in Leipzig, wo er am 19. mit den Franzosen capitulirte. Seine Truppen legten die Waffen ab, wurden jedoch nicht als Gefangene betrachtet. Man hatte ihm Anträge gethan, sich mit den Preussischen zu vereinigen, was er aber ablehnte. 1814 befehligte der Markgraf die Badischen von Strassburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch, Lichtenberg und Lügelsheim. Er führte zugleich den Oberbefehl in Unterelsaß. Seine Abtheilungen bestanden aus Österreichern, Russen und Bundestruppen. Die Monarchen wußten seine Tapferkeit zu würdigen und er erhielt das Großkreuz des St. = Annen- und Stephansordens. Das J. 1815 rief ihn zu dem Congresse nach Wien, wo die Angelegenheiten des badischen Hauses eine umsichtige männliche Einwirkung foderten. Nach Napoleons Rückkehr von der Insel Elba erhielt er das Obercommando der Blockade von Schlettstadt und Neubreisach mit einem combinirten Corps von Österreichern, bayerischen, württembergischen und hessen-darmstädtischen Truppen. Nach Aufhebung der Blockaden ging er zur Belagerung von Hüningen, unter dem Erbprinzen von Baden, wo er eine österreichische, mit Württembergern und Hessen-Darmstädtischen combinirte, Division befehligte, welche die Schanze Abutucci wegnahm. Als später die Interessen des badischen Hauses gefährdet wurden, ging er 2 Mal nach Petersburg, und die Gesinnungen, welche Kaiser Alexander bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, müssen, zum Theil wenigstens, der Persönlichkeit des Markgrafen verdankt werden. 1820 reiste er zur Herstellung seiner durch Krankheiten schwerden geschwächten Gesundheit nach Frankreich, welches außerdem seiner Begierde ein reiches Feld darbot. Jetzt lebt er, in würdiger Ruhe, dem

isten und sich selbst. Der landwirthschaftliche Verein hat ihn zum Präsidenten annt, welche Stelle er auch bei der ersten Kammer der badischen Landstände be-
set, und überall zeigt sich der erfreuliche Einfluß seiner Humanität und seines
igen, vielseitig gebildeten Geistes.

Wilhelm Friedrich Ernst, Fürst zu Lippe Bückeburg, s. Lippe.

Wilhelmsbad, Bade- und Vergnügungsort in der kurhessischen Graf-
Hanau, eine halbe Stunde von der Stadt Hanau entfernt. Die erste Quelle
Bades wurde 1769 zufällig entdeckt, und seitdem unter dem Namen
guten Brunnens häufig besucht. Der verstorbene Kurfürst von Hessen ließ
noch als Erbprinz, 1779 prächtige, schön und bequem eingerichtete Gebäude
bitten, einen Park anlegen, und veranstaltete mehre andre Annehmlichkeiten für
Babegäste. Von ihm erhielt daher der Ort den Namen Wilhelmsbad. Es
besonders von Frankfurt und Hanau aus besucht, doch mehr seiner schönen
gen wegen und als Vergnügungsort, da man der Heilquelle, die vorzüglich
Nervenzufälle dienlich sein soll, mindere mineralische Kräfte als andern
ndbrunnen zuschreibt.

Wilhelmshöhe, früher Weissenstein, während der westfälischen Zwi-
nit Napoleonshöhe genannt, ein kurfürstl. hessisches, eine Stunde von Kassel
ntes Lustschloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Kurfürsten. Natur
Kunst scheinen hier gleichsam gewetteifert zu haben, ein irdisches Paradies zu
en, und mit Recht werden seine Anlagen zu den merkwürdigsten in Europa
it. Eine Lindenallee, der es jedoch an guten Fußwegen fehlt, führt zwischen
m und Gärten von Kassel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen be-
en; diese erheben sich allmählig bis zum Gipfel des habichtswalder Gebirges,
währen entzückende Aussichten in das weite reizende Thal, in dessen Mitte
ndenz liegt, und welches sich über das Ufer der Fulda hin bis zum Soerge-
erstreckt. Die Hauptsehenswürdigkeiten dieses Lustorts sind: 1) das kurfürstl.
von dem letztverst. Kurfürsten durch den 1825 verst. Oberbaudirector Jus-
in altrömischen Styl erbaut, und aus einem Hauptgebäude und 2 durch be-
Galerien mit demselben zusammenhängenden Flügel-Pavillons bestehend.
Hauptgebäude ist 266 F. lang, 65 F. tief und einige 80 F. hoch. 6 frei-
Säulen ionischer Ordnung, welche 47 F. in der Höhe und 5½ F. im
messer enthalten, tragen den Fronton, in dessen Mitte eine runde 48 F. hohe
el hervorragt. Jeder der beiden Pavillons ist 175 F. lang, 60 F. breit und
hoch; auf beiden Seiten sind 8 Säulen ionischer Ordnung angebracht.
große Fontaine, eine Wassersäule, welche, mehr von der Natur als Kunst
ligt, aus einem kleinen Steinhügel in der Mitte eines großen Teiches em-
igt und bei gewöhnlichem Wasseranlaß die Höhe von 140, bei vollem Ge-
des Wasservorraths aber 190 F. erreicht, bevor sie, in einen Staubregen
andelt, auf den Spiegel des Bassins herabsinkt; im Durchmesser enthält die-
9 Zoll. 3) Der große Wasserfall oder Aquädukt, die in altrömischem Styl
führte Ruine einer über 14 weitgesprengte Bogen angelegten Wasserleitung.
Wasserzufluß (für jede Stunde 2800 Ohme) wird aus einem dahinter befind-
Behälter in die breiten Rindeln geführt, strömt mit Schnelle und Hefigkeit
hieselben, und stürzt sich zuletzt eine Höhe von 104 F., 18 F. breit und 1 F.
Durchmesser, auf eine malerisch geordnete Felsengruppe herab. 4) Die Teu-
säule, welche über einen von einem Felsen herabkommenden Wassersturz von
gleicher Höhe, aber größerer Breite als der Aquädukt, führt. 5) Der sogen.
höfer'sche Wasserfall, ein romantischer Waldwassersturz, welchen der Auf-
der hiesigen Wasserleitungen, Steinhöfer, in einem Waldgebirge angelegt
Zwischen wild durch einander gewachsenen Bäumen und Gesträuchen stürzt
hier das Wasser über mächtige Steinklumpen und Felsstücke, welche von der

Natur selbst auf einander gethürmt zu sein scheinen, in den Abgrund hinab. Löwenburg, die künstliche Ruine einer alten Ritterburg, aus deren gethürmten Fenstern man eine der entzückendsten Ansichten ins weite Thal genießt. 2 mächer der Burg, unter welchen der Rittersaal, die Capelle und die Küche besonders merkwürdig, sind im Geschmack der Ritterzeit angelegt und 7) Das chinesische Dorf Moulang, wo vorzüglich ein unter der westfälischen Regierung neben dem Schlosse erbauter, nachher aber hierher verlegter sehenswerth ist, dessen aus buntgefärbtem Glase verfertigte Flügelfenster die herrliche Wirkung hervorbringen. 8) Der Karlsberg mit seinen Cascaden, nämlich der Winterkassen genannt. Diese ihrer Art nach in Europa einzige wurde vom Landgrafen Karl 1701 unter der Leitung des ital. Baumeisters Franc. Guernieri begonnen und 1714 vollendet. Der erste Gegenstand, hier die Aufmerksamkeit erregt, ist eine Grotte Neptun's; sie hält 30 F. im Durchmesser, ist 20 F. hoch und besteht aus 3 Bogen. Vor der Grotte ist ein 220 F. im Durchmesser haltendes Bassin. Wenn die Cascaden angelaufen, stürzt sich das Wasser über die Grotte hinab in das Bassin. Gleich danach die Cascade selbst an; sie ist dreifach, 900 rheinl. F. lang und 40 F. in Zwischenräumen von 150 zu 150 F. sind Bassins angebracht, aus welchen das Wasser fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Treppen, deren jede 84 Stufen hat, bis an das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form Octogon; dasselbe besteht aus 3 über einander gethürmten Bogengewölben und hat 110 F. im Durchmesser. Am Fuße dieses Gebäudes liegt das Riesebassin, welches 110 F. im Durchmesser hat. Ein von oben herabgestürzt scheinender Felsen bildet den rücklings liegenden Körper des Riesen Enceladus. Kopf und Schultern aus dem Felsen hervor, und der Mund dieses Kolosses, welcher 7 F. lang ist, einen Wasserstrahl 55 F. in die Höhe. Im Hintergrunde des Bassins die Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun stehen, solange das Wasser herabstürzt, auf kupfernen Hörnern blasen. Auf dem Wege in das Riesebassin über einen 77 F. hohen Felsen ein Wasserfall, an welchem einem darüber gelegenen kleinen Bassin kommt. Hinter diesem Bassin ist die Grotte des Polyphem. Im Hintergrunde derselben sitzt der eindäugige Riese und spielt auf einer Hirtenflöte mit 7 Pfeifen 7 verschiedene Stücke. Vor dieser Grotte das Artischockenbassin, welches seinen Namen einer steinernen Artischocke von römischer Größe verdankt, aus deren Blättern 12 Fontainen in Bogen springen, die mittlere in einer geraden Höhe von 40 F. emporsteigt. 4 Haupttreppen führen zum Erdgeschoß des Riesenschlosses; von diesem Erdgeschoße, welches ein Kreuzgewölbe ist, gelangt man auf 4 von außen hinaufführenden Treppen zum ersten Umgang, und ebenso zum zweiten, in welchem verschiedene Zimmer eingerichtet worden; das dritte Stockwerk wird von 192 ionischen 48 F. hohen Säulen gestützt. Durch die von diesen Säulen gebildeten Bogengänge gelangt man zu einem achteckigen Lonnengewölbe um das Lonnengewölbe, welches man auf einer Schnecken- oder Schneckentreppe ohne Spindel bis zu einer Plattform gelangt, die sich über das ganze Gebäude erstreckt und mit einer massiven Brüstung versehen ist. Auf dieser Plattform, nach der Seite der Cascaden hin, ragt eine aus Quadern errichtete Pyramide hervor, deren Bau ein ganzes Jahrhundert hat, und erst 1714 vollendet ward; sie ist viereckig, 96 F. hoch und hat in den Innern 5 Kreuzgewölbe über einander. Zu ihren 4 Umgängen gelangt man durch eine um eine hohle Spindel angelegte Wendeltreppe. Oben auf der Pyramide steht auf einem 11 F. hohen Piedestal die kolossale Statue des Hercules, in der umliegenden Gegend der große Christoph genannt, an der Spitze des ganzen bewundernswürdigen Gebäudes. 3 Jahre nachher, als Guernieri den Bau vollendet hatte (1717), wurde sie an ihrem jetzigen Platze

Sie ist aus Kupfer getrieben und 31 F. hoch. Das Piedestal und die Bild-
 selbst sind hohl und auf Leitern kann man bis in die kupferne Keule, worauf
 sein kräftiger Arm stützt, steigen; in dieser Keule haben 12 erwachsene
 den Raum; und es ist darin eine Thür angebracht, deren Öffnung theils die
 hier herrschende finstere Nacht in eine Dämmerung verwandelt, theils
 die unbeschränkste Aussicht bis zum Inselsberg bei Gotha und bis zum
 K. M.

Wilhelmstein, s. Steinhuder Meer.

Wissen (Friedrich), Dr. der Theologie, königl. preuß. Historiograph, Ober-
 lehrer und Professor an der Universität zu Berlin, großherzogl. badischer Hof-
 wurde am 23. Mai 1777 zu Raseburg geb., wo sein Vater Pöbel bei der
 lauenburgischen Landesregierung war.. Nachdem er seine erste wissen-
 che Bildung anfangs durch Privatunterricht, dann auf der mecklenburg-stre-
 Domschule seiner Vaterstadt erhalten hatte, bezog er 1795 die Universität
 an, wo er zuerst Theologie studirte, bald aber ausschließend unter der Lei-
 gne's und Eichhorn's sich den Studien der classischen und orientalischen
 und der Geschichte widmete. Auch war er von 1797 — 99 Mit-
 philologischen Seminariums. 1798 erhielt er für eine kritische Arbeit
 Nachrichten des Sultan Abulfeda von den Kreuzzügen einen von der philo-
 Facultät zu Göttingen ausgesetzten Preis. Dieser erste literarische Ver-
 anlaßte ihn hernach zu einer ausführlichen Bearbeitung der Geschichte jener
 Begebenheiten. 1800 trat er zu Göttingen als Repetent der theolo-
 Facultät in die Reihe der akademischen Docenten, nahm dann 1803 die
 dem Grafen v. Wallmoden-Gimborn angetragene Stelle eines Instruc-
 Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe an und begleitete diesen
 auf die Universität Leipzig und später auf einer Reise in das
 Deutschland. 1805 folgte er dem Rufe als außerordentl. Prof. der Ge-
 der damals neugegründeten Universität Heidelberg, wurde 1807 ordentl.
 1808 Director der dortigen Universitätsbibliothek, welche er das Glück
 wenigen Jahren bedeutend vermehrt zu sehen. Die 1815 stattfindende
 Zurückforderung der von den Franzosen geraubten Schätze der Wissen-
 und Kunst erweckte in ihm den kühnen Gedanken, die im dreißigjährigen
 von den Baiern geplünderte und dem Papst Urban VIII. geschenkte Pala-
 Bibliothek ebenfalls für die Universität Heidelberg zurückzufordern. So
 Schwierigkeit auch diese Reclamation eines Schatzes fand, dessen Besitz der
 Stuhl für verjährt und durch fast 200jährige Dauer für geheiligt achtete,
 doch günstige Umstände ein, welche wider Erwarten einen glücklichen Er-
 führten. Vornehmlich ist in dieser Hinsicht die äußerst thätige Verwen-
 in preuß. und östreich. hohen Ministerien, insbesondere der Herren W. v.
 v. Altenstein und v. Wessenberg, dankbar zu rühmen. Nicht wenig
 dabei der Umstand, daß die Römer in dem Bahne standen, Heidelberg sei
 Stadt; daher wurden auch die zurückgegebenen palatinischen Hand-
 eigentlich dem Könige von Preußen von dem Papste Pius VII. zum Ge-
 gemacht. Den berühmten Bildhauer Canova, welcher ohne alle genaue In-
 über die Gegenstände seiner Reclamation, als päpstl. Commissarius nach
 kommen war, machte sich W. verbindlich durch die Mittheilung des 1805
 gedruckten Verzeichnisses der aus dem Vatican geraubten Handschriften
 schätze; und dieser Künstler verwandte sich selbst bei dem Cardinal Con-
 die Bewilligung der heidelberger Forderung. Es wurden also zu Paris,
 W. im Herbst 1815 als Commissarius der großherzogl. badischen Regie-
 war, 38 griech., lat. und franz. Handschriften, unter welchen sich der
 Voller der griech. Anthologie befand, und späterhin 853 deutsche Manu-

scripte zurückgegeben. W. fand in Rom, wohin er im Frühling 1816 geschickt wurde, bei dem Papste Pius VII., dem Cardinal Consalvi, mehreren andern Cardinälen und Gesandten eine sehr freundliche Aufnahme. Die Bibliotheken und Museen wurden ihm mit großer Bereitwilligkeit geöffnet. Der Papst bewilligte am 1. April 1816 eine Unterredung von einer halben Stunde, sprach sehr wichtig über die Kreuzzüge und klagte, daß er nicht im Stande wäre, mehr für die Vermehrung der vaticanischen Bibliothek und der römischen Kunstsammlungen zu thun. Schon vor den jetzt erwähnten Reisen hatte W. im Frühling 1811 Paris besucht, um für die Geschichte der Kreuzzüge die Handschriften der k. Bibliothek selbst zu benutzen. 1813 ernannte ihn das franz. Institut zum Correspondenten. Im Nov. 1815 ernannte ihn der Großherzog von Baden zum Hofrath, im Dec. 1815 ertheilte ihm die theologische Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie. 1817 folgte er dem ehrenvollen Rufe als k. preuss. Oberbibliothekar und Prof. an der Universität zu Berlin, wurde 1819 ordentl. Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, dann Historiograph des preuss. Königs, Prof. an der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin und Rath im k. preuss. Hofsurcollegium. Aber 1824 unterbrach eine von Gicht herrührende Gemüthsstörung seine verdienstvolle Thätigkeit. Er hielt sich zu seiner Herstellung in England auf und kehrte dann in seine Amtsverhältnisse zurück. Ein Rückfall nöthigte ihn leider abermals nach Sachsen zu gehen, von wo er zur Befestigung seiner Gesundheit 1825 Prag und Wien besuchte. Hierauf brachte er den Winter in Dresden zu, wo er den 4. Thl. seiner „Geschichte der Kreuzzüge“ zum Druck vollendete. 1826 unternahm er, mit Zustimmung seiner Regierung, eine wissenschaftliche Reise über Prag und Wien nach Italien. Allein in Wien erkrankte der Mann aufs Neue. Dort völlig wiederhergestellt und der wissenschaftlichen Thätigkeit wiedergeschenkt, arbeitet er seit 1827 mit neugestärkter Kraft als Oberbibliothekar, und hat seitdem auch eine „Geschichte der berliner Bibliothek“ (1828) herausgegeben. Der König ehrte ihn 1827 durch Verleihung des Adlerordens. — W. hat sich in der Wissenschaft vorzüglich durch das fleißige Studium der Schriften des verdienstvollen Silvestre de Sacy gebildet, und diesem Muster in seinen wissenschaftlichen Leistungen nachgestrebt. Unter seinen Schriften, von denen die meisten die persische Sprache und die Geschichte des Orients zum Gegenstande haben, nennen wir sein Hauptwerk: „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten“ (Bd. I–IV. Leipz. 1807 — 26), und seine „Geschichte der Vereitung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen, nebst Verzeichnisse der aus Rom und Heidelberg zurückgekehrten Handschriften“ (Heidelb. 1817). Die übrigen Werke dieses Gelehrten nennen Meusel und Saalfeld (in der „Geschichte der Universität Göttingen“).

Wilkes (John), Parlamentsglied, dann Lordmayor und zuletzt Schatzmeister der Stadt London, ein Mann, der zu seiner Zeit auch im Auslande Aufsehen erregte, von der Volkspartei als Verfechter der engl. Freiheit von den Ministern aufs heftigste verfolgt wurde, und durch sein Beispiel auf das gegenwärtige Zeitalter, das jenem ähnliche Auftritte hervorbrachte, fortgewirkt hat. W., der Sohn eines reichen Branntweimbrenners zu London, 1727 geb. Der feurige, talentvolle Knabe wurde den Wissenschaften gewidmet. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem Vaterlande erhalten hatte, ging er nach Leyden, um da die Rechte zu studiren, und machte dann eine Reise durch Frankreich und Deutschland. Nach seiner Zurückkunft wurde er 1757 von der Stadt London als Repräsentant im Unterhause gewählt, zeichnete sich aber weniger als Rednertalent, als vielmehr durch seine wirige und anziehende Schreibart aus. Er gab ein politisches Wochenblatt: „The North Briton“, heraus, das gegen

gerichtet war, und begierig gelesen wurde. In einem dieser Blätter (45) hatte er die Rede, mit welcher der König das Parlament nach dem 3) zu Paris geschlossenen Frieden eröffnete, stark angegriffen, und einen Aus-
 in derselben für eine Lüge erklärt. W. wurde deswegen in den Tower gesetzt, aber, da er sich auf die Habeas corpus acte (s. d.) berief, bald wieder freige-
 seht werden. Die Volkspartei triumphirte laut über diesen Sieg. In-
 standen nun im Parlamente heftige Debatten über die Pressfreiheit, und
 hauser faßten den Beschluß, daß die Nummer 45 des „North Briton“ durch
 Charfrichter öffentlich verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil wurde nicht
 Volksunruhen vollzogen. Im Unterhause ward hierauf ein Proceß gegen W.
 titet, und mit einer großen Stimmenmehrheit seine Ausstoßung aus dem
 mente beschlossen. Eine Schmähschrift: „Versuch über das Weib“ („Essai
 man“, eine anstößige Paraphrase des „Veni Creator“), die W. heimlich
 und verbreitet hatte, vergrößerte seine Schuld, und er flüchtete sich nach
 rich. 1768 kam er nach England zurück, wurde in London von dem Pöbel
 her Freude empfangen, und von der Grafschaft Middlesex zum Repräsen-
 im Parlament gewählt. Freiwillig stellte er sich vor das königl. Gericht
 bench), und selbst in das Gefängniß, wozu ihn jenes verurtheilte, ohne
 Regungen des Volks, das Alles versuchte, um ihn zu befreien, zu sei-
 theil zu benutzen. Seine Entlassung aus dem Gefängnisse (1770) war
 ung zu neuen Unruhen, weil das Parlament sich weigerte, ihn als Reprä-
 von Middlesex anzunehmen. Er wurde indessen, den Ministern zum
 zum Alberman und 1770 zum Lordmayor von London gewählt; in der Folge
 er die sehr einträgliche Stelle als Schatzmeister oder Kämmerer von London.
 te Ämter verwaltete er mit Treue und Rechtlichkeit. Er starb 1797. W.
 Mann von Verstand und Kenntnissen, besonders der Rechte seines Vater-
 landig, die er mit Entschlossenheit und ausharrender Standhaftigkeit ver-
 und dadurch den willkürlichen Unternehmungen der Minister Schranken
 Ein Charakter war nicht vorwurfsfrei; es hätte vielleicht nur von ihm ab-
 ein zweiter Catilina zu werden, aber er bemühte sich nachher (1780),
 von Andern veranlaßten Volksaufuhr selbst mit Gefahr seines Lebens zu
 Außer vielen politischen Aufsätzen und einer Sammlung seiner Parla-
 ten hat er auch eine „Geschichte Englands von der Revolution an bis zur
 Abseigung des braunschweigischen Hauses“ (1768, 4.) herausgegeben.
 Williamov (Johann Gottlieb), der Dithyrambendichter, geb. den 15.
 1736 zu Mohrungen in Preußen, studirte in Königsberg, und wurde 1758
 in Thorn. Einige Jahre später gab er seine erste Sammlung von Poe-
 aus. Der so milde, sanftmüthige Mann hatte sich in einer Gattung ver-
 die sonst nur die rasende Trunkenheit beim Dienste des Bacchus ausströmte,
 Dithyrambus. Da sie nicht mehr ihren eigenthümlichen Charakter beibe-
 konnte, so wendete er sie auf große Ereignisse an, und besang z. B. die
 Siciliens von Italien, Hermann u. s. w., mit der Fülle und Regello-
 dithyrambischer Bilder. Doch diese Form der Poesie kann uns nie national
 , und so wurde auch an W.'s Dithyramben wol das Studium des Pindar
 , aber seine Gesänge selbst wurden bald vergessen. 1765 folgten die
 2 Bücher dialogischer Fabeln, die sich durch Natürlichkeit, Anmuth und
 in einer eigensinnigen Form vortheilhaft auszeichnen. W.'s spätere Ver-
 se waren so unerfreulich, daß der Sänger ganz verstummte. Nachdem er in
 als Prof. zwar arm aber ruhig gelebt, ward er 1767, nach Büsching's Ab-
 als Director der deutschen Schule nach Petersburg gerufen, wo er 1771
 übers. der „Batrachomyomachie“ drucken ließ. Mangel an ökonomischen
 ten verwickelte ihn hier in die unangenehmsten Verhältnisse; er brachte das

Institut in Schulden und nahm 1776 seine Entlassung, wurde zwar dann als Lehrer an einem Mädcheninstitut angestellt, allein mit so geringem Gehalt, daß er kaum anständig genug kleiden konnte, um in Gesellschaft zu erscheinen. Ein angenehmer Vorfall, der ihn im Mai 1777 traf, machte auf sein Gemüth so tiefen Eindruck, daß er erkrankte und den 21. Mai, im 41. J. seines Alters, starb.
 Poetische Schriften v. W. Leipz. 1779, vollständiger Wien 1793, 2 Bde.

Wille. Der Wille bezeichnet die Selbstthätigkeit des Strebens — Einwirkung in der Sinnenwelt. Die Selbstthätigkeit des Begehrens besteht darin, daß der Mensch zu einem vorgestellten Zwecke durch bestimmte Mittel strebt, wozu hin eine Wahl hier eintritt, von welcher die Thätigkeit den Namen hat. Daß es ist sonach das nach Zweck bestimmte Bestreben; es ist die Kraft, seine Thätigkeit zur Verwirklichung eines Vorgestellten mit Bewußtsein zu bestimmen. In dieser Bedeutung ist der Wille noch gleichbedeutend mit Willkür, d. h. der durch den äußern Eindruck nicht unmittelbar bestimmten Bestrebungsvermögen, welches aber das Bestreben verständig, wenn es zunächst auf Das gerichtet ist, was für nützlich und schädlich gehalten wird. Bei dem verständigen Bestreben wird auch vorzugsweise willkürlich genannt wird, wirkt der äußere Eindruck unmittelbar, d. h. der Mensch begehrt das Angenehme, und strebt, das Unangenehme zu vermeiden durch gewisse hierzu vorgestellte Mittel. So unterscheidet sich die sinnliche Willkür von der thierischen (*arbitrium brutum*), welche da vorwiegt, wo der blinde Trieb nicht zwingend einwirkt. Wille dagegen im engeren Sinne moralisches Bestrebungsvermögen ist das Vermögen, das Vernünftige oder Gute zu bestreben: ein Vermögen, das dem Thiere nicht zukommt. Der vernünftige Wille setzt Freiheit voraus; der Mensch könnte das Gute unter dem sinnlichen Antriebe folgen, dann ist der sittliche Wille nicht wirksam. Sittliche Freiheit besteht also darin, daß sich der Mensch, rein nach Vernunft, unabhängig von der Naturnothwendigkeit bestimmen kann, und die Forderungen, welche die Vernunft dem Handeln vorschreibt, heißen daher auch Willens- oder Freiheitsgesetze. (S. Freiheit.) Diese Gesetze sind der wahre Wille der Vernunft und damit zugleich der Gottheit. Wir nennen aber den Willen rational, wenn er auf das Gute gerichtet ist; insofern der Mensch jedoch zugleich ein sinnliches Wesen ist und bleibt, wird auch sein Wille immer noch ein pathologischer, d. h. er wird nicht allem Einfluß sinnlicher Antriebe entzogen, und nur die Vernunft schreiben wir den reinen Willen zu.

Wille (Johann Georg), Kupferstecher, war geb. den 5. Nov. 1711 in der Obermühle unweit dem Städtchen Königsberg bei Gießen. Sein Vater, Müller, hatte ihn zu seinem Gewerbe bestimmt, ließ ihn aber, als er seine Neigung zum Zeichnen wahrnahm, welchem der Jüngling von Jugend an mit fallendem Glück, obwol ohne alle Unterstützung nachhing, die Kunst eines Kupfermeisters erlernen, wo er bedeutende Fortschritte machte und in die Schätze der neu gefertigten Gewehre sehr gefällige Jagdstücke gravirte. Doch genügte diese Arbeit nicht, und nachdem er f. Wanderschaft angetreten hatte, gab er der Kunst des Uhrmachers, die er in großer Vollkommenheit übte, über. Er wandte sich endlich nach Strassburg und nach Paris. Hier widmete er sich ganz der Kupferstecherkunst, jedoch ohne alle Unterstützung seines Vaters, der ihn für einen rathenen Sohn hielt. Nach langem Kampfe mit den Verhältnissen lieferte er erst das Brustbild des Marschalls Belleisle, welcher, wegen des trefflichen Ganges dieser Platte, den Grund zu W.'s Glück legte. W. ward Meister in der Kunst, verlor aber in der Revolution f. bedeutendes Vermögen (gegen 8000 Fr.) und wäre fast ein Opfer derselben geworden, wäre nicht sein Sohn, welcher pariser Nationalgarde gewesen. Sein Ruf war in Frankreich und Deutschland allgemein. Napoleon ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, das Jahr

Wissenschaften und Künste nahm ihn zu seinem Mitgliede auf. Anfangs stach er Bildnisse. Unter ihnen sind die vom Minister Florentin und dem berühmten Boissuet besonders geschätzt. In späterer Zeit arbeitete er nach Niederem historische und ähnliche Stücke; unter ihnen sind besonders f. Musiciens lantes, nach Dietrich, f. Instruction paternelle, nach Terburg ic., bez. Auch nach den Zeichnungen seines 1748 in Paris geborenen Sohnes, Alexander, hat er viel gestochen. Seine Schüler sind Berwick, Mül- und Schmüger. Er starb den 8. Aug. 1808.

Williams (Helena Maria), eine englische Schriftstellerin, bekannt durch Aufenthalt in Frankreich während der Revolution und durch eine gewisse Vor- Napoleon, geb. zu London den 27. Juni 1769, trat schon in ihrem 18. J., in London unter dem Schutze des D. Rippis lebte, durch diesen aufgemunter Dichterin auf und zeichnete sich im Fache der Erzählung aus. Der Ertrag Böhm. Gedichte setzte sie in den Stand, Frankreich 1788 zu besuchen, wo 1791 sich fortwährend aufhielt. Unter Robespierre's Schreckensregierung in den Tempel gesperrt, kam aber nach dem Sturze des Tyrannen in Freiheit und machte sich jetzt, von ihrem Freunde, dem bekannten D. Stone, unterstützt als politische Schriftstellerin bekannt. Allein es war auffallend, daß sie, eine Republikanerin, eine Lobrednerin von dem Zwangherrscher Frankreichs konnte, dessen Bewunderung Ossian's sie für ihn einnahm. Vorzüglich sie sich selbst durch die gefühllosen Bemerkungen und die verleumderischen mit welchen sie die Herausgabe der Correspondenz Ludwigs XVI. begleitete Ludwigs XVI. polit. und vertrauter Briefwechsel", mit Anmerk., 3 Bde., Indes zog sie sich die Ungnade Napoleons durch eine Ode auf den Frieden zu, in der sie seiner mit keinem Worte gedacht, sondern, was ihn noch mehr, von ihrer geliebten vaterländischen Insel gerühmt hatte, daß ihr die Behörden. Der Polizeipräsident nahm sie deshalb in Verhaft und untersuchte sie; doch ward sie, da man nichts Verdächtiges fand, nach 24 Stunden Freiheit gesetzt. Sie erzählt dies in ihrer letzten Schrift: „Historische von den letzten Ereignissen in Frankreich seit der Landung Napoleons März 1815 bis zur Wiederherstellung Ludwigs XVIII., nebst einem Bemerkungen dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande und der öffentlichen Meinung in Frankreich 1815". Unter ihren frühern Schriften sind zu bemerken: ein über den Sklavenhandel (1788); „Julie" (eine Novelle, 2 Bde., 1790), einzelne Gedichte und Aufsätze, vorzüglich die „Briefe", geschrieben im Sommer 1790 (2 Bde., 2. Aufl. 1792), und „Briefe über den Zustand von Frankreich (4 Bde., 1796); „Reise in die Schweiz, mit vertheiltem Blicken auf den gegenwärt. Zustand von Paris" (2 Bde., 1798); über den sittl. Zustand und die öffentl. Meinung in der franz. Republik" (1800), und die „Reisen des Hrn. v. Humboldt in die Tropenländer der Welt" (4 Bde., 1814). Ihre politischen Schriften über den Zustand Frankreich sind auch ins Deutsche übersezt. Sie starb zu Paris den 14. 1827.

Willkür, die ungebundene Wahl — aus Wille und Kür, Wahl, zusammen. In der Psychologie heißt so das Wahlvermögen und der Zustand, in dem man zwischen Verschiedenem wählen kann, was voraussetzt, daß der Geist frei denken kann und nicht durch den Mechanismus des Vorstellens, welcher übermacht des Körpers bewirkt wird, beherrscht sei. Sie ist also mehr als eine Tugend (s. d.). In menschl. Willkür steht, oder der Willkür überlassen ist, was weder durch das Sittengesetz, noch auch durch ein bürgerliches Gesetz bestimmt ist. (S. Freiheit und Wille.) — Im besondern Sinne versteht man unter Stadtgesetze und Statuten, insofern sie durch freie Wahl und Stim-

mung der Bürger gemacht worden sind, und in dieser Bedeutung wird Wilna allgemeinen Landrechte entgegengesetzt. (S. Landrecht.) Das Sprichwort „Willkür bricht Landrecht!“ heißt so viel als: die Stadtrechte haben das vor dem Landrechte.

Wilna (Wilno), ehemals die Hauptst. des Großherzogth. Litth. Hauptort des russ. Gouvern. Wilna, am schiffbaren Flusse Wilia (W.) liegt in einem Thale zwischen Bergen, hat ohne die weitläufigen Vorstädte im Umfange, 3000 H., 25,000 E., darunter 5000 Juden, ansehnliche Gebäude, 35 Kirchen und Klöster des kath. Ritus, zu welchem eine Kirche (mit dem Grabmale des h. Casimir) gehört, und 7 Kirchen anderer verwandten, unter denen sich auch ein mohammedanisches Bethaus haben sich hier viele Deutsche niedergelassen. Der hiesige Handel, ausländischen Waaren, theils mit Versendung inländischer Producte nach Berg, Memel und Riga getrieben wird, ist ziemlich bedeutend; in Fabriken und Manufacturen. Die 1803 von der russ. Regierung neu eingerichtete Universität mit einem Fonds von 142,000 Silb. Professoren, 12 Adjuncte in 4 Facultäten: der schönen Wissenschaften, der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, der Medicin und Politik, unter welchen letztern auch Theologie und Jurisprudenz, ferner eine gut eingerichtete Sternwarte und einen botanischen Garten. Eine botanische Gesellschaft und eine Gesellschaft der Wissenschaften. Außerdem besitzt Wilna mehrere Bildungs- und Unterrichtsanstalten, eine medicinische und eine philanthropische Gesellschaft, und 5 Bräuer. Gouvern. Wilna enthält 1284 □ M. und 980,000 Einw. Die Ebene, bloß mit Landrücken und vielen Wäldungen, Brüchen, Der im Ganzen fruchtbare Boden liefert viel Getreide, Flachs, etc. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast allein auf die Leinwandweberei. Die Einw. sind Litthauer, Letten, Polen, Juden, auch Russen und Deutsche.

Wilson (Sir Robert Thomas), geb. 1777, war hiesiger Major, Großkreuz des östr. Maria-Theresia-Ordens, Ritter des portug. Ordens des russ. St.-Georgs- u. des preuß. rothen Adlerordens. Ein Maler und Schriftsteller, Benjamin W., hatte ihm seine Kunst gelehrt. 1788 trat Sir Robert W. in Kriegsdienste und war in Flandern aus, vorzüglich in dem Treffen von Billersdal (23. April), wo er zur Rettung des Kaisers Franz, welcher gefangen zu werden, viel beitrug, und wofür ihm eine belgische Maria-Theresia-Medaille zu Theil ward. In der Folge war er in Holland 1799; dann ging er als Major mit Abercrombie auf diesen Feldzug, gab er einen merkwürdigen Bericht heraus, den der Gen. Regnier theils widerlegte, theils ergänzte. Er schrieb, daß Bonaparte in Jaffa seine pestkranken Soldaten, die türkischen Gefangenen niederschießen lassen. Beide Zeugnisse berichtigt. — S. dessen engl. Übers. der Geschichte des Feldzugs 1801 in Ägypten (1802), und f. „Historical expedition to Egypt, with some important facts relative to Bonaparte“ (1802, 4., 4. Aufl., 2 Bde.). Diese Geschichte ist übersetzt und im Auszuge (1803) vorhanden. Napoleon widerlegt den Bericht von Sebastiani widerlegen. Nachher ging er nach Sicilien, dann nahm er Theil an der Eroberung des Etna. Er tete er den Gen. Hutchinson, der eine Sendung an Napoleon erworb, sich W. im Kriege mit den Franzosen die D.

dem Frieden zu Tilsit in Petersburg eine ausgezeichnete Aufnahme. 1808
 er in Lissabon die ihm übertragene Organisation der lusitanischen Legion so
 und mit solcher Geschicklichkeit, daß der franz. Feldherr glaubte, er habe alte
 Krieger in portug. Uniformen vor sich. Darauf bewies W. in dem russ.
 1812 nicht weniger Muth und Geschicklichkeit. Er befand sich in Kutusoff's
 Quartier, als Lauriston wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte, und
 glaubt, daß Kutusoff bei dieser Gelegenheit mit auf seinen Rath gehört habe.
 des britischen Gesandten im Gefolge Alexanders, Lord Cathcart, Zeugniß
 er an jedem bedeutenden Treffen im russ. und deutschen Feldzuge mit Ruhm
 genommen, sodaß er sich die Achtung der Officiere von allen Armeen erwarb
 Alexander ihm im Angesichte des Bundesheeres den St.-Georgsorden umhän-
 gte. Als ihn darauf seine Regierung nach Italien sandte, ertheilte ihm der
 Alexander als ein Zeichen seiner persönlichen Achtung den St.-Annenorden
 1. Klasse; nur s. eigne Regierung gab ihm kein Zeichen der Anerkennung s. Ver-
 leumdung. Er hatte durch freimüthigen Tadel beleidigt, und da er sich mit Wärme für
 Volkrechte erklärte, welche er von der britischen Regierung gekränkt glaubte,
 wardies von den seltenen Eigenschaften Napoleons, als dieser gestürzt war, mit
 Verachtung sprach, so machte er sich viele Feinde. Noch größeres Aufsehen er-
 regte seine großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frank-
 reich Dec. 1815. Diesen schon zum Tode verurtheilten Staatsgefangenen hatte
 er aus dem Gefängnisse befreit, worauf er sich den Engländern Bruce,
 Hutchinson und Gen. Wilson anvertraute, die s. Flucht beförderten, indem
 sie ihn in s. Wagen in der Verkleidung eines britischen Stabsofficiers über
 die Grenze brachten. Durch aufgefangene Briefe wurde das Geheimniß entdeckt
 und er nebst seinen Freunden, mit Einwilligung des Herzogs v. Wellington und
 brit. Gesandten, in das Gefängniß Laforce gebracht. Zugleich entdeckte die
 Polizei, daß W. sich bittere Äußerungen über das Haus Bourbon in Briefen
 an Freunde in England erlaubt habe. Der Proceß der 3 Engländer vor dem
 Gericht in Paris (April 1816) ward nach franz. Gesezen so entschieden, daß
 sie monatl. Gefängniß verurtheilt wurden. Im Juli 1816 kehrte W.
 nach London zurück. Der Prinz-Regent mißbilligte s. Handlung, weil er seinen
 Namen als britischer Officier durch die bei der Entführung angewandte Verkleidung
 schandte. Dies Alles erbitterte den ohnehin sehr reizbaren Sir Rob. W.,
 der schrieb in solcher Stimmung Mehres, was eine strenge Prüfung nicht aus-
 hielt. Das meiste Aufsehen erregte die von ihm ohne s. Namen herausgegebene
 Schrift: „A sketch of the military and political power of Russia“ (Lond. 1817).
 Teilnehmer an den wichtigsten Kriegs- und Staatsbegebenheiten ist W.'s
 Werk nicht unwichtig; nur enthält das flüchtig hingeworfene Ganze mehr un-
 richtige Annahmen, als gründliche Entwicklung aus erwiesenen Thatsachen.
 W. betrachtet die Geschichte des Kriegswesens und der Kriegspolitik in Ruß-
 land; sodann rügt er mehrere Mißgriffe der brit. Regierung u. Inbesondere be-
 trachtet er, durch welche Fehler Napoleon (vielmehr Junot) den Erfolg seines Krie-
 ges in Rußland vereitelte, sowie die Fehler, welche die russ. Heerführer begingen.
 Die Kriegsergebnisse in Deutschland gibt er manche Aufschlüsse, noch bedeu-
 tend über die entscheidenden Augenblicke in dem Gange des Krieges in Frank-
 reich, indeß haben einzelne sehr gewagte Behauptungen starken Widerspruch ge-
 funden; vgl. die Anmerkungen zu W.'s Schrift in den „Europ. Annalen“, 1818,
 die Beurtheilung im „Edinb. review“, 1817, welche zugleich über den
 Frieden mit Frankreich und über die damalige Stimmung der Völker sich
 verbreiten. Was W. über die außerordentlichen Fortschritte der russ. Kriegsver-
 richtung seit dem tilsiter Frieden und über den vortrefflichen Zustand des russ. Hee-
 res 1815 als Kenner und Augenzeuge bemerkt, bleibt allemal wichtig. Er erklärt

sich lebhaft für Ney, dem die Capitulation von Paris hätte Schutz gewähren sollen. Dann zeigt er das Übergewicht der politischen und militairischen Stellung Rußlands in Europa und Asien 1815, sowie dessen umfichgreifenden Einfluß auf den Welthandel im Westen von Nordamerika. Endlich beurtheilt er die Stellung Frankreichs, Oesterreichs, der Pforte und Englands. Er schloß sich übrigens den Reformers an, begab sich 1818 als Freiwilliger nach Südamerika und diente unter den Fahnen von Venezuela; allein er konnte sich mit Bolivar nicht vertragen, kehrte nach England zurück, ward von Southworth zum Parlamentsgliede gewählt und gehörte in der berühmten Sitzung, die den 24. Nov. 1819 ihren Abschluß nahm, zur Opposition. Er drang auf Ersparnisse und Reformen, sprach für die Sache der Königin, und mischte sich, um Blutvergießen zu verhindern, in den Tumult bei dem Begräbniß derselben. Deshalb ward er aus den Listen des britischen Heeres gestrichen; doch entschädigte ihn eine von s. Freunden veranstaltete Unterschrift für s. Anspruch auf eine Summe von mehrern 1000 Pf. St., die er durch verlor. Hierauf machte er eine Reise nach Paris, mußte aber auf Befehl der Polizei Frankreich binnen 3 Tagen verlassen. Als 1823 der Krieg zwischen Frankreich und den span. Cortes ausgebrochen war, begab sich W., ungeachtet dem Unterthanen verboten war, Dienste bei den kriegführenden Mächten zu nehmen, nach der Halbinsel, um für die constitutionnelle Partei zu sechten. Er erhielt eine Anstellung in der Armee der Cortes, ward bei Coruña schwer verwundet, bei der Niederlage s. Partei und flüchtete sich nach Lissabon, wo ihm aber der König zu kommen verbot und s. Namen aus der Liste der portug. Ordensritter strichen ließ. Indes hatte er bereits aus eigenem Antriebe die Ordensinsignien der Könige von Portugal zurückgeschickt. Darauf begab sich W. nach Cadix und über die Übergabe dieser Stadt an die Franzosen, nach Gibraltar, von wo er im Jahr 1823 nach England zurückkehrte. Der König von Preußen und die Kaiser von Oesterreich und von Rußland haben ihn wegen s. Vertheidigung der revolutionären Partei in Spanien ihrer Orden für verlustig erklärt. — Außer s. schon genannten Schriften hat W. noch herausgegeben: „an inquiry into the present state of the military force of the british empire“ (1804), und: „Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807, with remarks on the character and composition of the russian army“ (1811, 4.).

W i m p f e n, Stadt (2600 E.) und Amt im großherzogl. heff. Starkenburg, 2 Meilen von Heilbronn, an der Taub und am Neckar, im Neckargau, war bis 1802 eine freie Reichsstadt. Hier ist das Salzwerk Ludwigs. Wimpfen ist bekannt durch Tilly's Sieg 1622 und den Heldentod der 400 Weiblicher. (S. Pforzheim.)

W i n c k e l (Therese Emilie Henriette aus dem), Künstlerin zu Dresden, die Tochter des k. sächs. Obristlieut. Jul. a. d. W., der 1806 in der Schlacht bei Jena blieb. Geb. zu Weiffensels den 20. Dec. 1784, erwuchs Therese a. d. fast ohne des Glücks der Vaterliebe sich erfreuen zu können, unter den Augen einer im Leben ernstgeprüften Mutter, die mit einem lebhaften, und durch alte und neue Sprachen gebildeten Geist einen festen, durch Grundsätze tief ausgeprägten Charakter, und die geordnetste, anhaltendste Thätigkeit verband, der die würdevolle, von Allen, die sie kannten, hochverehrte, 87jährige Matrone mit männlicher Beständigkeit treu geblieben war. Sie erzog das geliebte einzige Kind zu gleicher Ordnungsliebe und geregelter Thätigkeit, indem sie dieselbe mit Fertigkeiten ausstattete, die ihr jetzt eine unabhängige und selbständige, obwohl sam errungene Stellung im Leben gewähren. Musik und Malerei wurden ihres treuesten Begleiterinnen; zugleich machte sie sich vertraut mit Allem, was Geist bildet und den Kunstsinne bereichert. So trat sie ein in eine vielseitige, liche Wirksamkeit. Sie schreibt und spricht Französisch, Italienisch und En-

erhielt Unterricht auf der Harfe und in Sprachen; sie hat jüngere Freundinnen
 rasch gebildet. Alles dies erstrebte ihr edler Wille mit unendlicher Liebe,
 rastlosen Fleiß, in kindlicher Bescheidenheit, ohne allen Schuß, außer dem
 natürlichen; in der Malerei fast auch ohne eigentliche Lehrer, außer wenigen
 Rathgebern, gestützt allein auf die beharrliche Kraft ihres Gemüths.
 nach Originalität zu ringen, ist Th. v. W. in der anspruchlosen Sphäre der
 weiblichen Beschränkung geblieben. Als Malerin den hohen alten Mei-
 stern nach, hat sie deren Werke mit einer Treue wiederholt, die ihr im In-
 lande gerechte Anerkennung erworben hat. Sie studirte auf der dresdner
 Akademie, wo sie noch jetzt die alten ital. Meisterwerke, viele mehrmals, in Öl copirt.
 durch den Unterricht der berühmtesten Lehrer, eines Nadermann und Marin,
 auf der Pedalharfe ausbilden zu lassen, und um ihr die Gelegenheit zu
 lassen, die aus Italiens Galerien nach Paris entführten Kunstschätze zu stu-
 diren, reiste die Mutter 1806 mit ihr nach Paris. Hier blieben Beide 2½ Jahr.
 wurde in der Malerei der Tochter Freund und Lehrer. Er gab ihr das
 Gefühl, sowie sie habe noch Niemand Correggio nachgeahmt. Während dieser
 verlor ihre Mutter durch das Sinken der östr. und der schwed. Staatspapiere
 Vermögen. Was die Tochter bisher aus reiner Kunstliebe erstrebt hatte, das
 jetzt ihr Lebensunterhalt. Sie gab auf ihrer Rückreise Concerte, und wohnt
 in Dresden mit ihrer Mutter vereinigt und von gleichgesinnten Freunden
 und Freundinnen umgeben. Unter jenen muß vorzüglich Kugelgen genannt wer-
 den; man findet darüber Bekenntnisse von ihr selbst in dem „Leben Gerhards
 Kugelgen“, von Hasse. Die bescheidene Künstlerin bedarf wenig von Dem,
 was äußeres Glück nennt. Ihr kleines Haus im dresdner ital. Dörfchen
 Gemälbegalerie sind ihr irdischer Himmel; jenes hat sie geschmückt mit den
 Nachbildungen der letztern, und wie viele sind aus diesem stillen Wohnsitz
 der Demuth ausgewandert nach fernen Gegenden in Deutschland,
 Rußland und Polen! In Ostrock, dem Sitze des Fürsten Karl Jablo-
 nski, ist ein Saal mit ihren Copien der vorzüglichsten Stücke der dresdner Ga-
 lerie schmückt. Das Altargemälde in der Kirche zu Brockwitz bei Meissen ist eine
 gefertigte Copie des Giov. Bellino: der lehrende Erlöser. Wenn ihren
 Harmonie des Farbenlichts verschönert, so belebt die Abende des reiz-
 enden Harfenspiels. Zwischen beiden wechseln Unterricht, den sie er-
 theilt, und weibliche Arbeiten. Ohne Schriftstellerin sein zu wollen, ist Mehres
 durch den Druck bekannt geworden. Briefe von ihr aus Paris an ihre
 Mütter erschienen ohne ihr Wissen und Wollen in deutschen Journalen. Dann
 Beiträge zu Kind's „Harfe“ unter dem angenommenen Namen Comala,
 „Hesperiden“ u. d. N. Theorosa, ferner zu des Prof. Wendt's „Kunst-
 zeitung“ und zu a. Blättern. In der von Prof. Hasse
 herausg. „Taschenencyclopädie“ sind ihre auf das Kunstfach sich beziehenden Ar-
 beiten mit H. bezeichnet. Auch war sie Mitarbeiterin am Conv.-Lex. in einzelnen
 Artikeln.

20.

Windell (Georg Franz Dietrich aus dem). Dieser erfahrene und ge-
 horsam, Jäger und Jagdschriftsteller ward geb. am 2. Febr. 1762 auf
 Gutsgute Priorau im Königreiche Sachsen. Schon im ersten Lebensjahre
 ihm f. Vater, kursächs. Oberhofgerichtsassessor, durch den Tod entzogen,
 Erziehung mußte anfänglich die Mutter, später f. Stiefvater besorgen. Beide
 den Jüngling, mit Zustimmung seines Vormundes, auf dem Pädagogium
 zu und auf der Landschule zu Grimma die Humaniora studiren und sodann
 Universität Leipzig beziehen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Allein
 kurz mit dem Pferde und eine dadurch erhaltene Beschädigung auf der Brust
 ihm, eine andre als eine sitzende Lebensart und Beschäftigung zu wählen. W.

Erbschaft von seinem Oheim im Besiz einer der schönsten und reichsten Gemäldesammlungen war, nach Florenz, wo er 9 Monate verweilte, um jene Sammlung zu ordnen und zu verzeichnen. Dieses Verzeichniß, das er im nächsten Jahre arbeitete, erschien zu Florenz u. d. T.: „Description des pierres gravées du Baron de Stosch“. Um diese Zeit nahm W. die ihm angebotene Stelle als Bibliothekar und Aufseher über die Alterthümer des Card. Albani, mit Wohnung und 120 Scudi Jahrgehalt an. Er hatte seine Geschichte der Kunst zwar angefangen, fand aber bei seinem schnellen Fortschreiten den ersten Theil bald zu dürftig und beschloß, ihn völlig umzuarbeiten. Im Sommer 1760 gab er die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“, die 2 Jahre später in Deutschland erschienen. Verschiedene Anträge lehnte er ab; der Aufenthalt in Rom ward ihm immer lieber, und er dachte daran, für immer dort zu bleiben. Da der Cardinal Albani Bibliothekar der Vaticana geworden war, so hatte er Hoffnung auf die erste erledigte Stelle an derselben, mithin auf eine lebenslängliche Stellung. Schon früher war ein angeblich altes Gemälde, Jupiter und Juno, in Rom zum Vorschein gekommen und von W. in seinen Briefen als eines der besten Alterthümer gepriesen worden, obgleich Viele es für ein Werk von Menges hielten; zu einem noch schlimmern Irrthum verleitete ihn jetzt Casanova, der um der Kennerschaft seines Freundes einen Streich zu spielen, 2 Gemälde fertig hatte, die W. für echt nahm und sogar in seiner „Geschichte der Kunst“ schrieb. Erst nach dem Druck der letztern entdeckte er den Betrug. 1762 war W. in Gesellschaft des Grafen Brühl abermals Neapel und dessen merkwürdige Umgebungen, und übergab seine daselbst gemachten Entdeckungen und Bemerkungen bald darauf dem Publicum in dem Sendschreiben an den Grafen v. Brühl über die herculanischen Entdeckungen. Der Plan einer Schrift zur Erläuterung der Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweiterte sich ihm unter der Hand zu einem größern Werke mit vielen K., das, 5 Jahre später, u. d. T.: „Monumenti antichi inediti“ in ital. Sprache und für die Italiener heraus ans Licht trat. Auch legte er, da die „Geschichte der Kunst“ in der Handschrift bet war, die Hand an die längst beschlossene Schrift über die Allegorie, die aber erst 1766 erschien. 1763 gab er eine andre kleine Schrift, über die Bedeutung des Schönen, heraus. Ähnliche Mittheilungen an seine Freunde über Gegenstände der Kunst sollten folgen, blieben aber unausgeführt. In demselben Jahre hielt er endlich die Stelle eines Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom mit einem monatlichen Einkommen von 12—15 Scudi, und zugleich ein Wartegeld von der vaticanischen Bibliothek, bis ein Scrittorat an derselben würde. Dadurch wurde seine Lage in Rom gesichert, und als im nächsten Jahre auch die Unterhandlungen mit Friedrich II. wegen einer Anstellung in Berlin zerfallen hatten, beschloß er um so mehr, für immer dort zu bleiben. Anfangs 1764 erschien endlich zu Dresden sein Hauptwerk: „Geschichte der Kunst“. In demselben Frühling machte er mit Volkmann und Heine Jüßli eine Reise nach Neapel, deren Ergebnisse er in den „Nachrichten von den neueröffneten herculanischen Entdeckungen“ bekanntmachte. Den größten Theil 1766 widmete W. der Ausarbeitung des Discorso preliminare seiner „Monumenti antichi“, einer neuen Durchsicht und dem Druck derselben. Die Kosten dazu bestahten seit 1764, wo Casanova, der sie bis dahin vorgeschossen hatte, nach Dresden reiste. Um die Mängel der ersten Ausg. seiner „Geschichte der Kunst“ einzusehen, ließ er 1767 Anmerk. dazu erscheinen, arbeitete aber inzwischen mit großem Eifer an einer 2. Ausg. dieses Werks. Zugleich erwachten in ihm die Reisepläne nach Griechenland, die er jedoch verschob, um Berlin zu besuchen, seine „Geschichte der Kunst“ in einer franz. Übersetzung erscheinen sollte, und für jene Reisepläne Unterstützung zu finden hoffte. Er machte noch eine

nach Neapel, wo sein Sendschreiben ihm heftige Gegner zugezogen hatte, so sich mit diesen aus, bestieg den Vesuv während eines eben stattfindenden Ausbruchs, traf die nöthigen Verfügungen für die Kupfer zum 3. Th. seiner „Monumenti“, wofür er bereits Vieles gesammelt hatte, und trat endlich im April 1768 in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi seine Reise nach Deutschland an. Schon der Anblick der tiroler Gebirge versenkte W. in eine tiefe Schwermuth, die in Augsburg und München immer mehr zunahm. In Regensburg endlich äußerte er den Entschluß, allein nach Italien zurückkehren zu wollen. Alles, was sein Gefährte von ihm erlangen konnte, war, daß er bis nach Wien mitging, um seine Rückreise anzutreten. Hier kam er den 12. Mai an und fand bei dem kais. Raimis u. a. Großen die ehrenvollste Aufnahme. Aber von dem gefaßten Entschluß der Rückkehr konnte ihn Nichts abhalten. Seine Gemüthsbewegung wurde durch Zuredungen nur vermehrt, und zog ihm ein heftiges Fieber zu, das einige Tage im Bette hielt. Nach seiner Herstellung besah er die Merkwürdigkeiten Wiens, ward in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die mit besonderer Auszeichnung empfing und reich beschenkte, und reiste zu Anfang Jun. nach Triest ab. Hier gesellte sich ein Italiener, Namens Francesco Arcangeli, zu ihm. Dieser abgefeimte Bösewicht, der erst vor kurzem in Wien zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwiesen worden war, gewann durch Dienstbesessenheit bald das Vertrauen des arglosen W., der ihm seine goldenen Ketten und a. Kostbarkeiten unbedenklich zeigte. Arcangeli übernahm die Leitung der Reiseangelegenheiten, während W. im Gasthose blieb. Am 8. Jun. um 1 und 2 Uhr saß er schreibend am Tische, als der Italiener in sein Zimmer kam, um ihm s. plötzliche Abreise anzuzeigen und Abschied zu nehmen. Er bat, ihm noch ein Mal die goldenen Medaillen zu zeigen; aber während W., vor dem Vorhaben, sie hervorlangen wollte, warf jener ihm eine Schlinge um den Hals und steckte dem Unglücklichen, der sich vergeblich wehrte, 5 tödtliche Stiche in den Leib, worauf er, ohne Etwas mitzunehmen, entsprang. W. verschied wenige Stunden darauf, nachdem er s. Testament gemacht und den Cardinal Albani als Verfasserben eingesetzt hatte. Seine Handschrift zur 2. Ausg. der „Geschichte der Kunst“, die er bei sich führte, kam in den Besitz der kais. Akademie der Künste in Wien, welche 1776 eine Ausgabe davon besorgen ließ, die den Erwartungen der Kenner nicht entsprach; s. übrigen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauses Albani; 1799 führten sie die Franzosen nach Paris, von wo jedoch wahrscheinlich zurückgekehrt sind. — W.'s Geist ist in s. Schriften lebendig, die ebenso schätzbar durch gehaltvollen Inhalt als könnich, einfachen Ausdruck sind. Ihr unvergängliches Verdienst besteht darin, daß sie zuerst die Grundsätze der Kunst aufstellen und die Werke derselben nach ihrem wahren, durch Grundsätze bedingten Wesen und ihrem Zusammenhange unter einander darstellen. Schelling sagt von ihm trefflich: „Er stand in erhabener Einsamkeit wie ein König, durch seine Zeit; kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Schlag im weiten Reiche der Wissenschaften, der seinem Streben entgegenkam“. Seine wahren Genossen kamen, da eben wurde der Treffliche dahingerafft. Er legte s. Lehre die erste Grundlage jener allgemeinen Gebäude der Erkenntniß und Wissenschaft des Alterthums, das spätere Zeiten aufzuführen begonnen haben. Zuerst ward der Gedanke, die Werke der Kunst nach der Weise und den Gesetzen der Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles Menschliche als bloße zufällige Willkür angesehen und demgemäß behandelt wurde. Nachsiedem folgten sie einen Schatz von historischen Aufklärungen, gegen den die einzelnen Urtheile unbedeutend erscheinen. Sie finden sich gesammelt, bis auf die „Monumenti inediti“, die „Description des pierres gravées“ und die verschiedenen Sammlungen, in der von Fernow begonnenen und von Meyer und Schulze be-

endigten Ausg. (Dressb. 1808—17, 7 Bde.). Nächstdem ist zu W.'s Kenntniss zu empfehlen Göthe's treffliche Schrift: „Winckelmann und sein Jahrhundert“. Über s. traurigen Tod gibt eine kleine Schrift: „Winckelmann's letzte Lebensworte“, herausgegeben von Rosetti (Dressb. 1818), genaue Nachricht. Einen Nachtrag zu der biogr. und liter. Notiz von Winckelmann hat Gurlitt (Hamb. 1820) gegeben. Rosetti hat ihm in Triest 1820 ein Denkmal errichtet, vom venetian. Bildhauer Ant. Bosa verfertigt, und beschrieben und abgebildet in der Schrift: „sepolcro di Winckelmann in Trieste“ (Vened. 1823, 4.), die auch W.'s letzte Lebenswoche enthält. Sickler hat vorgeschlagen, durch Ausgrabungen in Pompei Kunstschätze für ein Museum zu sammeln, das W.'s Denkmal sein soll. Ungebrachte Briefe von W. an den Grafen v. Schlabrendorf stehen im „Lit. Conv.-Bl.“, 1821 Nr. 142.

Wind. Die den Erdball überall umgebende Luft zeigt, gleich allen flüssigen Körpern, ein beständiges Bestreben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Wo dieses Gleichgewicht irgendwo gestört, etwa durch Kälte, welche bekanntlich die Luft zusammenzieht, oder durch Wärme, welche sie ausdehnt, so strömt die benachbarte Luft, zur Wiederherstellung dieses Gleichgewichts, herbei; das ist die häufigste gewöhnlichste Ursache der Winde. Damit verbinden sich andre Umstände, um merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen, namentlich der zwischen den Weltkreisen herrschende, beständige Ostwind, der den Seefahrern so bekannt ist, daß, um von Europa nach Amerika zu segeln, man erst bis zur Region dieser Winde hinausfährt, und, sich ihnen überlassend, den Ocean dann in gerader Linie durchschneidet. Die Ursache dieser Winde ist in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche bekanntlich in der Richtung gegen Osten vor sich geht, zu suchen. Die stärkere Erwärmung der Luft zwischen den Weltkreisen bewirkt ein beständiges Zufließen kälterer Luft aus den Polargegenden, und von Punkten, welche bei der Umdrehung der Erdkugel einen mindern Schmelzpunkt leiden als die Äquatorialgegenden. (Vgl. Abplattung der Erde.) Bei der Ankunft in der letztern bringt die Luft diese mindere Geschwindigkeit mit, target, daß das mit der rotirenden Erdkugel gegen Osten fortgeführte Schiff sich an der weniger geschwinde Luft stößt, oder, weil die erstere Bewegung vom Schiffe empfunden wird, einen von Osten wehenden Wind erfährt. — Außer den beständigen Winden gibt es periodische Winde, wohin besonders die Passate (Moussons) gehören, die auf einigen eingeschränkten Meeren zwischen den Weltkreisen eine Zeit des Jahres hindurch nach dieser, in der übrigen Zeit aber in entgegengesetzter Richtung wehen, und deren Ursache in der Modification der geführten Hauptumstände durch Localitäten gesucht werden muß. — In den Gegenden kennt man bekanntlich nur unbeständige Winde, die sich von je nach je nach ständigen und zugleich gelinden und gleichförmigen Winden auch noch durch Verschiedenheit ihrer Stärke unterscheiden. Hat der Wind eine Geschwindigkeit von 40—60 Fuß in der Secunde, so wird er Sturm, darüber, Orkan. Der Orkan pflegen in den heißen Erdstrichen, wo die hohe Temperatur ihre Entstehung begünstigt, außerordentliche Verwüstungen anzurichten*). — Ebenso fassbar in ihren mechanischen Wirkungen zeigen sich die Wirbelwinde, welche aus einer Luftsäule bestehen, die sich mit Gewalt um ihre Ase dreht und zugleich

*) In einer Secunde hat der gelinde angenehme Wind (jolie brise) die Geschwindigkeit von 10 engl. Schuhen; der lebhafteste Wind (vent frais) die von 20 Sch., der starke Wind (v. grand frais) die von 30 Sch., der heftige Wind (v. violent) die von 50 Sch., der stürmische Wind (v. très-violent) die von 70 Sch., der Sturm (tempête) die von 80, der heftige Sturm (grande tempête) die von 100, der Orkan (ouragan) die von 120, und ein Orkan, der Bäume und Häuser umstürzt, die von 150 engl. Schuhen.

hende Bewegung hat, und die Wasserhosen (s. d.), gleichwie andererseits krankheitsstörenden Einflüsse des in Italien wehenden Sirocco, des Sam in u. s. w. aus Reisebeschreibungen bekannt sind. Darüber darf man jedoch nicht vergessen, daß sie auch eine sehr wohlthätige Wirkung hervorbringen, ohne sie das Luftmeer bald in einen stinkenden Sumpf verwandelt werden, und es ist, bei der höchst wichtigen Rolle, welche sie in der Ökonomie der Spiele, nur zu beklagen, daß uns die Meteorologie über ihre physische Natur wenig Befriedigendes zu sagen weiß. Ausführlicher hierüber verbreitet sich in s. „Lehrb. der phys. Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie“ (1805, mit Kpfen.) u. Lampadius, „Grundriß der Atmosphärologie“ (Freib. Eine umfassende Sammlung aller Beobachtungen über die verschiedenen, auf der Erde herrschenden Winde, Fluten u. s. w. aber hat man von Komme, *leau des vents, des marées etc. sur toutes les mers du globe; avec réflexions sur ces phénomènes*“ (Paris 1806, 2 Bde.). D. N.

Windbüchse, ein Schießgewehr, welches so eingerichtet ist, daß stark verdichtete Luft die Kugel, statt des bei andern Gewehren nöthigen Pulvers, fort-
 Schon in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. gab es Windbüchsen. Im 16. Jahrh. wurden sie häufiger, und in Nürnberg fertigte man sie oft unter dem Namen Windkanonen in einer Größe, daß sie 4pfündige Kugeln 400 Schritte mit großer Stärke trieben, ein 2 Zoll dickes Bret zu durchbohren. Das Wesentlichste, wodurch sie sich von andern Büchsen unterscheidet, ist die Windkammer, der Behälter, wo die eingepumpte und comprimirt Luft aufbewahrt wird, bis ein Ventil in der Menge herausläßt, als zum Forttreiben einer Kugel gehört. Es ist zu bemerken, daß man da mehr als ein Mal losschießen kann, ehe wieder neue Luft einge-
 apt wird.

Windharfe, s. **Holsharfe**.

Windischgrätz. Veriand, Herr zu Grätz, im Lande der Wenden oder Slawen, der am Ende d. 11. Jahrh. lebte, ist der Stifter dieses Hauses. Die Linie in 2 Linien. Die ältere, die Ruprechtsche, erlangte 1804 die reichsgräfliche Würde, indem ihre Herrschaft Eglofs ($1\frac{1}{2}$ □ M., mit 1500 Einw.), nebst der Herrschaft Siggen, die in Schwaben von den vorarlbergischen Herrschaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafschaft mit dem Namen Windischgrätz erhoben wurde. Dieses Ländchen wurde 1806 mediatisirt, und steht jetzt unter württemberg. Die Familie ist katholisch. Der Fürst Alfred, Freih. zu Waldbstein und Tilly, geb. 1787, commandirte als Oberster das k. k. Kürassierregiment Groß-Prinz Constantin. Das Haus besitzt noch mehrere Herrschaften in Osterreich und Böhmen, z. B. Tachau u. A. Auch hat es mit der jüngern, der gräflichen Linie, gemeinschaftlich das Oberst-Erbland-Stallmeisteramt in Steiermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, Noli-pile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer kleinen engeren Öffnung, in welchem man etwas Wasser bis zum Sieden erhitzt, der Dampf dann mit einem lebhaften Zischen aus dem Schnabel dringt. Die Physik wollte durch dieses Experiment die Entstehung der Winde erklären, jedoch mit dieser Erklärung viel Glück zu machen, da in der Natur ein gleiches Temperaturgrab nicht eintritt. (Vgl. Wind.)

Windmesser, **Windfahne**, s. **Anemoskop**.

Windrose oder **Schiffrose** ist ein Theil des Compasses (s. d.). Man nennt nämlich so die den Horizont vorstellende und nach 32 Windstrichen eingetheilte Scheibe des Compasses, weil sie einige Ähnlichkeit mit einer Rose hat. Da man einem gewissen Striche seine Fahrt nehmen, heißt daher so viel, als nach dem 32 gedachten Compasslinien den Lauf des Schiffes einrichten. Die 4 Haupt-
 richtungen, Nord, Süd, Ost, West, welche die Scheibe oder den Horizont in Qua-

branten theilen, heißen Hauptgegenben, die kleinern Abtheilungen Nebengegenben. Jede der 4 Hauptgegenben wird in 2 gleiche Theile getheilt, und die Benennung jeder dieser ersten Nebengegenben wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenben zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Norden und Süden zuerst vorangehen; sie heißen daher Nord-West (N. W.), Nord-Ost (N. O.), Süd-West (S. W.), Süd-Ost (S. O.). Diese 8 Gegenben werden ferner in 2 gleiche Theile getheilt, und es entstehen nun 8 neue Nebengegenben: Süd-Süd-West, Süd-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost, Süd-Süd-Ost. Der Bogen des Horizonts oder die 16 Gegenben werden noch ein Mal in der Mitte abgetheilt, und entstehen nun noch 16 Nebengegenben: Süd-gen Westen, Süd-West gen Osten u. s. w.

Windsor, ein königl. Schloß, auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Windsor am südl. Ufer der Themse, in der engl. Shire oder Grafschaft Berks. Eine steinerne Brücke führt über die Themse zu dem am andern Ufer liegenden Eton, berühmt wegen seiner lat. Schule. Die Stadt Windsor ist klein und hat keine Merkwürdigkeiten dar. Bloß das Schloß zieht die Reisenden dahin. Heinrich der Eroberer erbaute dasselbe kurze Zeit nachher, als er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Später erwählte Eduard I. es zu seinem Aufenthalte, Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plan um. Auch Karl II. wendete viel auf die Verschönerung von Windsor, und in seiner Zeit blieb es der Lieblingsaufenthalt der Könige von England und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümlichen Ansehen, hat 2 Höfe, welche durch den sogen. runden Thurm, die Wohnung der Commandanten, von einander getrennt werden. An der Nordseite des obern Hofes befinden sich die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Zimmer der Prinzen, und gegen S. die der vornehmsten Kronbedienten. Der untere Hof ist wegen der St.-Georgencapelle merkwürdig, worin früher der lehtverst. König jeden Morgen in den Wochentagen s. Andacht hielt. Die verschiedenen Säle und Zimmer zieren Tapeten und Malereien von verschiedenem Werthe. An allen Orten ist die Wirkung der Zeit sichtbar. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 180 Fuß lange St.-Georgssaal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hosenbandordens bestimmt ist. Er ist mit Frescomalereien von großer Schönheit gezieret, welche die ganze Länge des Saales einnehmen und Scenen aus der brit. Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der königl. Thron, und über dem Thron das St.-Georgenkreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten gehaltenen Strumpfbande und der bekannten Inschrift: „Honny soit qui mal y pense“. In einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem Tische die in Silber und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog v. Marlborough am 2. Aug., am Tage der Schlacht von Blenheim, nach Windsor gebracht und dort niederlegen lassen muß, widrigenfalls er s. Recht auf Blenheim verliert. Lange Mitglieder der königl. Familie im Schlosse von Windsor anwesend sind, von dem Thurme die große engl. Flagge, die man schon in weiter Entfernung vom Schlosse erblickt. Der schönste Punkt von Windsor-Castle ist die große Terrasse ihrer Art einzige Terrasse. Sie erstreckt sich längs der östlichen und eines Theils der nördl. Seite des Schlosses, ist 1870 Fuß lang und von verhältnißmäßig großer Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannigfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, welche ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windsor und die in demselben liegenden Gärten, ist über alle Beschreibung schön und reizend. Nicht im Schloss von Windsor wohnt die königl. Familie, sondern in einem mehrmals veränderten Gebäude, welches der südl. Terrasse gegenüberliegt. Hinter diesem Gebäude

ein wohlangelegter Garten aus, worin sich ein zweites Gebäude befindet, in welchem die Prinzessinnen bewohnen.

Winfried, s. Bonifaz der Heilige.

Wingolf, s. Nordische Mythologie.

Winkel. 2 Linien oder Flächen, die, von verschiedenen Richtungen aus, einander schneiden, bilden in ihrem Durchschnitte Winkel. Dieser Punkt ist dann der Scheitelpunkt. Sind die 2 Linien oder Flächen, die den Winkel bilden und Schenkel desselben heißen, gerade, so entsteht ein geradliniger oder flächiger Winkel, im Gegentheil ein krummliniger oder krummflächiger Winkel. Die Auseinanderspaltung der Schenkel des Winkels oder der Bogen, von dem Scheitelpunkte, zwischen den Schenkeln, beschrieben und nach GröÙen gemessen wird, bestimmt sein Maß. Ist ein Schenkel des Winkels auf dem andern senkrecht, so nennt man den Winkel einen rechten. Das Maß desselben beträgt 90 Grade. Ein Winkel, der kleiner als 90 Grade ist, heißt ein spiziger, und ein Winkel, größer als ein rechter, ein stumpfer. 2 Winkel, die auf einer geraden Linie neben einander sich befinden und also einerlei Scheitelpunkt haben, sind zusammen so groß als 2 rechte und haben zu ihrem Maße 180 Grade: man nennt sie Winkel Nebenwinkel. Schneiden sich 2 Linien oder Flächen, so sind die gegenüberliegenden Winkel, Verticalwinkel, stets sich gleich. Körperliche Winkel sind solche, die von 3 oder mehreren Flächen, welche in einem Punkt zusammenstoßen, gebildet werden. — In der Kriegsbaukunst hat man eingehende Winkel, deren Schenkel gegen das Feld, und ausgehende, deren Schenkel sich von der Festung öffnen.

P. S.

Winkelmesser, s. Astrolabium.

Winkler (Johann Heinrich), ward geb. am 12. März 1703 zu Wingen, im Oberlausitz, wo sein Vater, ein Müller, damals lebte. Von f. Mutter in einer Privatschule in Lauban erhielt er den ersten Unterricht. Die Beschäftigung mit Naturgegenständen, wozu ihm als Kind f. Umgebungen Gelegenheit war, und die durch das Geschäft seines Vaters angeregte Liebe zur Mechanik, wirkten in reifern Jahren f. Neigung zur wissenschaftlichen Naturforschung. Später in Swammerdam's „Historie der Insekten“ die Abhandlung von den Wesen las, war ihm fast Alles bis auf die durch das Vergrößerungsglas angestellten Versuche bekannt. Bei einem geschickten Arzte, Adam in Lauban, sah er lebende chemische Versuche; auch dies reizte schon früh f. Forschungstrieb. In der dortigen Gelehrtenschule kam er 1724 auf die Universität Leipzig, wo er in gelehrter Lebensweise unter Müller, Ribiger, Börner, Pfeifer, Bernd, Menke f. Deutsche Philosophie, Theologie, alte (auch die hebr.) Sprachen, Geschichte und Veredlung studierte. Unter 6 Zuhörern, welche der vom Prof. Junius ernannte Lehrer der Mathematik, Honold, bei dem Anfange f. Vorlesungen blieb gegen Ende des Halbjahrs nur W. mit einem f. Freunde. 1729 erhielt sich das Recht, Vorlesungen zu halten. Früher schon wollte ihn Ribiger nach Jena zu gehen, um gegen den Philosophen Wolf (f. d.) in Vorlesungen aufzutreten; allein W.'s zwar ungelehrter, aber verständiger Vater äußerte es unklug gehandelt wäre, wenn ein junger Mensch gegen einen Mann, welcher so weitlang mit großem Ansehen gelehrt hätte, streiten wollte. Als nachher W. f. Schriften studierte, ward er für dessen Philosophie gewonnen und schrieb: „Institutiones philosophiae Wolfianae utriusque contemplativae et activae“ (1735), deren 3. Aufl. u. d. T.: „Institut. philos. universae“ (Lpz. 1763) erschien. Von 1731—39 verwaltete er das Amt eines 4. Lehrers an der Thomsenschule zu Leipzig, hielt seit 1737 Vorlesungen über Experimentalphysik, Psychologie, natürliche Theologie, auch über einzelne wichtige Materien der Physik. Der Magistrat gab ihm f. Zufriedenheit für den im Schulamte bewiesenen Fleiß

durch ein ansehnliches Geschenk zu erkennen, als W. das Schullehreramt mit
 außerord. Professur der Philosophie an der leipziger Universität vertauschte.
 Bei gelegentlichen Winken, welche er den unter f. Leitung in der Beredsamkeit
 übenden Studirenden gab, daß sie das Studium der Natur auch für diesen
 nicht vernachlässigen sollten, entstanden die Schriften: „Von dem Sein und
 Sen der Seelen der Thiere“ (1741—45) und „Vernünftige Gedanken üb
 wichtigsten Sachen und Streitigkeiten in der natürl. Gottesgelahrtheit“ (1741).
 Im J. 1742 erhielt er die ord. Professur der griech. und lat. Sprache. Auf
 deren in das Fach der Philologie einschlagenden Schriften gab er „Platonis
 graec. et lat. c. not.“ (1744) heraus. In der Folge vertauschte er die
 Professur mit der der Physik. Vorher aber gab er noch heraus: „Institutiones
 thematico-physicae etc.“ (1738); „Anfangsgr. der Physik“ (1753 u. 1754).
 Der Prof. der Mathematik in Leipzig, Christ. Aug. Hausen (st. 1743), war
 in die Ersten in Deutschland, durch welche die Eigenschaften der Elek
 tricität, welche man seit dem Anfange der 40er Jahre des 18. Jahrh. in Eng
 land und Frankreich, nach den schon früher darüber gegebenen Belehrungen des Eng
 länd. Will. Gilbert, näher zu erforschen angefangen hatte, bekannter wurden.
 Erstlich bediente sich bei f. Versuchen einer durch ein Rad gedrehten Glasflug
 nahn mit Hülfe eines geschickten Tischlers in Leipzig (Joh. Friedr. Gießh
 Verbesserung der Elektrifizirmaschine vor. Nicht nur solche nach f. Ange
 beite Maschinen gingen nach England, sondern auch W.'s „Forschung
 Elektricität“ wurden ins Engl. übersetzt und den philos. Verhandlungen be
 züglic der Wissensch. in London, deren Mitglied er selbst ward, einverleibt.
 Auch ward auch der berühmte Franklin (s. d.) bei Erfindung der Blitzableit
 die von W. angestellten Versuche geleitet. W. machte 1743 in Gegenwart
 maligen sächs. Prinzen, Friedrich Christian und Kaver, einiger der erst
 Stancismänner, namentlich auch des um die Wissenschaften hochverdienten
 v. Manteufel, in der Folge auch in Gegenwart anderer fürstl. Personen
 wärtiger Gelehrten, wie des Kanzlers Wolf in Halle, der Prof. Schma
 mann aus Göttingen, und 1746 in Gegenwart des Königs von Polen,
 Apell'schen Garten mehrere Versuche, welche auch auswärts große Aufmerk
 samkeit erregten. Seine weitem Forschungen machte er bekannt in: „Gedanken
 Eigenschaften und Wirkungen der Elektricität“ (1744), welche ins Holländ.
 übersetzt wurden; „Die Eigenschaften der elektrischen Materie und des elektr.
 aus verschiedenen neuen Versuchen erklärt und nebst etlichen neuen Maschi
 Elektrifiziren beschrieben“ (1745); „Die Stärke der elektr. Kraft des B
 gläsernen Gefäßen, welche durch den Musschenbroek'schen Versuch bekannt
 worden“ (1746). In der letztern Schrift werden Blitz und Donner als W
 der elektrischen Materie aufgeführt. In Deutschland that W. die erst
 schläge zur Ableitung des Blitzes in seiner 1753 erschienenen Dissertation
 „avertendi fulminis artificio ex doctrina electricitatis“. Er rieth,
 Gipfel des Gebäudes eine lange Kette oder einen 3 Linien dicken Draht
 welcher weit vom Gebäude hinweg durch die Luft gezogen und endlich
 Pflock in der Erde befestigt würde. Er erwähnt in dieser Dissertation
 die durch Collinson in London bekanntgemachten Forschungen Franklin's
 man's u. A. über die Elektricität, sondern bemerkt auch ausdrücklich, daß
 die Idee der Möglichkeit, den Blitz abzuleiten, zuerst gefaßt habe. A
 Versuch, welchen Franklin mit einem Drachen gemacht haben soll, wird
 erwähnt. Es herrscht aber auch in der Angabe der Zeit, wann dies geschehen
 große Verschiedenheit. Nach einigen Angaben geschah es 1749, nach Andern
 Mai 1752 und nach noch Andern gar erst in der Nacht am 17. Aug. 1752.
 übers. auch Franklin's „Briefe üb. d. Elektricität“. Er starb d. 18. Mai 1771.

Winkler (Karl Gottfried Theodor), als Pseudonym Theodor Hell, am 9. Febr. 1775 zu Waldburg im Schönburgischen geb., kam aber sehr früh mit f. Vater, einem ehrwürdigen Geistlichen von der vielseitigsten Bildung, nach Dresden, wo häusliche sorgfältige Erziehung, und in der Folge der Einfluss d. Koch, jetzt Superintendents zu Torgau, ihn zur Universität vorbereiteten. Als er sich in Wittenberg mit ernstem Fleiße dem juristisch-historischen Fache widmete, so regte doch das Zusammentreffen mit Fr. Kuhn, mit Karl und Otto Meusel u. a. Freunden seine schon in den Kinderjahren geweckte Lust an Poesie, zur fröhlichen Übung an Aufgaben von erhöhten Ansprüchen auf. Verse machten in den schwierigsten Reimarten und Formen, nur um der Freude der Versmacher zu genügen. Als W. 1796 Wittenberg verließ, wo er die ersten Preise im juristischen Examen erhalten hatte, fand er bald beim Stadtgerichte in Dresden eine Anstellung, die aber trotz des Wohlwollens f. Obern wenig Ausdehnung eröffnete. 1801 ging er daher an Langbein's, des Erzählers, Stelle als Geh. Rath zum geh. Archive über, mit dessen Personale er die Revision des gemeinlichen sächs. Archivs zu Wittenberg (1801 und 1802) besorgte, rückte 1805 zum wickl. Geh. Archivregistrator auf, fand aber bei den Geschäften seines Berufs kaum an Muße genug zu der vielseitigsten literarischen Thätigkeit. Bald darauf wurde W. zum Geh. Secretair befördert und erhielt Urlaub (1812—13) zu einer Reise durch Italien und Frankreich, die längst zu f. Wünschen gehört hatte. Seine Reise fiel in die unglücklichen Tage von Dresden. Vom Könige der hinterlassenen Regierungskommission als Secretair beigeordnet, ward er als solcher beim Eintritte des Gen.-Gouvernements zu demselben gezogen, mit der Redaction des Gen.-Gouvernementsblattes beauftragt, Expedient in der 2. Section, russ. kais. Rath, dann zur Organisation des Theaters berufen und zu dessen Intendant ernannt. So fand f. frühere Hinneigung zur Bühne, die durch den Umgang mit berühmter Schauspieler, wie Dpis, Christ, Dörsenheimer u. c., stets angeregt wurde, jetzt Gelegenheit, sich praktisch zu bewähren, und das monatlich erscheinende „Bühnentagebuch“ zeugt fortwährend von f. umsichtigen Thätigkeit in diesem Berufe. Von Michaelis 1814 bis Ostern 1815 stand W. der Verwaltung der Bühne zu Dresden, von Ostern 1815 bis Michaelis dess. J. d. pers. Bühne vor. Mit der Rückkehr des Königs von Sachsen ernannte man ihn zum Hofsecretair in Dresden unter dem Hofmarschall, Grafen v. Bisthum, und später die Cassirerstelle bei der Besoldungscasse der Staatsdiener bei, mit der noch das Secretariat bei der k. Akad. der Künste vereinigt ward; der Titel d. sächs. Hofraths ward ihm 1824 dazugegeben. Die Vertrautheit mit den gelehrten und den Umgangssprachen des neuen Europa, Raschheit in der Aufklärung auch verwickelter Geschäfte, unermüdlige Thätigkeit, joviale Laune und schöpferische Heiterkeit im geselligen Umgange haben aber dieses öffentlich ruhmbekannte Leben noch mit einer Menge von persönlichen Beziehungen und von literarischen Unternehmungen durchflochten. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller Schriften gibt der fortgesetzte Meusel. Seine „Lyratone“ (2 Bde., Dresd. 1821) sind stets ein schöner Beleg von jener vielseitigen Auffassung des Lebens sein, die nicht innig seine Schatten- und Lichtseiten zurückzuspiegeln versteht und für die geistige Bildung des Kreises, in dem der Dichter sich bewegte, der überall mit dem Leben in Berührung war, können sie einst noch rühmlich bei einem spätern Urtheile zeugen. Die Reihe f. Übertragungen aus fremden neuern Sprachen beginnt Th. Hell (denn unter diesem Namen sind alle f. zahlreichen Schriften erschienen, mit Ausnahme von „Maurers Leben, dargestellt in 9 Ges.“, 3. Aufl., Dresd. 1825) mit einem Romane der Frau v. Genlis: „Der Unglücksengel“ (1801). Die Übersetzung der „Euslabe“ des Camoens, gemeinschaftlich mit Fr. Kuhn (Dresd. 1807), des „Mazeppa“ von Lord Byron (1820), ganz neuer-

dinge des „Oberon“ nach dem Engl. des Planché (1826), viele Übersetz. nach d. Ital. bei den festlichen Anlässen der dresdner Bühne, beweisen die Leichtigkeit, mit der W. unsere Muttersprache handhabt, um jene fremden Sprachen wiederzugeben. Diese genaue Kenntniß der ital. Sprache bei vieler praktischen Musikkentniß ist der nähere Grund, weshalb unserm W. 1825 auch zu f. andern Geschäften die Regie der ital. Oper übertragen ward. Becker's „Taschenbuch“ und ein Gedicht auf das Raumann'sche Dratorium: Klopstock's Waterunser, das erste f. im gedruckten Gedichte, hatten W. als Dichter in das Publicum eingeführt, dann durch f. „Penelope“ (Taschenb., seit 1811), f. „Romus“ (3 Jahrg.), f. „Iphigenien“, durch die Beiträge zu so vielen andern Taschenbüchern, und besonders durch f. so weit verbreitete „Abendzeitung“ (seit 1817) lieb geworden ist. Sein „Erdbeerköpfchen“ (nach dem Franz., 1805) und „Bianca von Toledo“ (1806) haben ihm einen Namen unter den dramat. Schriftstellern begründet, den er durch Übersetzungen und Bearbeitungen, vorzüglich franz. Dramen, aller Gattungen in gutem Andenken zu erhalten nicht müde wird. Seine Kenntniß dessen, was der Dichter gerecht ist, kommt ihm dabei glücklich zu statten. In den von ihm herausgegebenen verlassenen Schriften f. Freundes, K. M. v. Weber (2 Bdn.; der erste u. d. „Tonkünstlers Leben. Eine Arabeske von K. M. v. Weber“, Dresd. u. Lpz. 1818) hat er in einem biograph. Vorworte den berühmten Tonmeister mit eben so viel Liebe als Wahrheit dargestellt.

W i n s p e a r e (David), geb. 1775 zu Neapel, widmete sich, nach beendeten Studien auf dem Collegium S. Salvatore, der Rechtswissenschaft. Er wurde advocat beim Cassationshofe zu Neapel angestellt, gab er glänzende Beweise von Talent und unbestechbarer Rechtlichkeit. Bald darauf ernannte ihn der König zum Fiscal bei der Administration der Posten, und W. entsprach diesem Vertrauen, indem er durch eine weise Verwaltung den Staatssassen ein erhöhtes Einkommen sicherte und durch mehrer Verbesserungen im Postwesen die Verbindung der Provinzen mit der Hauptstadt erleichterte. Als 1799 beim Einbruch der Franzosen W.'s Vater, damals Präfect in Calabrien, sich als treuen Anhänger des Königs bewies, wurde der Sohn als Geisel in das Castell S. Elmo eingeschlossen. Nach der Rückkehr des Königs wieder auf f. Posten gerufen, unternahm W. die Beseitigung mehrer Mißbräuche, die sich bei den Gerichtshöfen eingeschlichen hatten. Diesen Zweck schrieb er eine treffliche Abhandlung über die freiwilligen Geheul der Angeklagten, und wollte noch mehrer hierauf bezügliche Schriften folgen lassen. Doch er gab dieses Unternehmen auf, als 1806 Neapel abermals unter die Herrschaft der Franzosen kam und mit den alten Institutionen auch die Mehrzahl der Gebrechen verschwanden, die er hatte angreifen wollen. 1809 ward W. Substituten des Generalprocurators und 1812 zum Generaladvocaten beim Cassationshofe ernannt. Leicht erfaßte er den Geist der neuen Gesetzgebung, und seine Rechtsgutachten wie f. Berichte an den Staatsrath können in jeder Hinsicht als Muster dieser Gattung gelten. Unstreitig sein größtes Verdienst warb er sich durch den Eifer, mit welchem er das Feudalunwesen bekämpfte, so lange in Neapel den Fortschritten der Cultur unüberwindliche Hindernisse entgegen gestellt hatte. Nachdem durch ein Decret Leibeigenschaft, Frohndienst und andere Art von Zwangspflicht aufgehoben war, wurde W. als Generalbedellmännchen in die Provinzen geschickt, um das Verhältniß der Barone zu ihren Untertanen nach Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit festzustellen. Unsägliche Schwierigkeiten traten ihm entgegen; doch gelang es f. Umsicht und unermüdeten Thätigkeit, nach 3 Jahren eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Eine beträchtliche Zahl von Nationalgütern wurde der ärmsten Classe zugetheilt, die Gemeinen sahen sich von der Zwingherrschaft der Barone befreit und es bildete sich eine neue Classe von Grundbesitzern, die dem Ackerbau und der Industrie Neapels förderlich waren.

auszeichnung versprochen. Der König erhob hierauf W. in den Adelsstand, verlieh ihm das Comthurkreuz des Ordens beider Sicilien, und beauftragte ihn, die Geschichte des Feudalismus in Neapel zu schreiben. Der 1. Bd. dieses Werks, das in Gründlichkeit und Klarheit den Meister ankündigt, erschien 1811 und erregte allgemeines Interesse. 1814 ward W. bei der provisorischen Regierung der römischen Provinzen als Minister des Innern angestellt. Die Ereignisse des folg. J. bestimmten ihn zur Entfernung aus s. Vaterlande. Er unternahm eine Reise nach Frankreich und Deutschland, hielt sich eine Zeitlang in Dresden auf und entwarf den Plan zu dem Werke: „*Sur l'origine des nations*“, welches bisher noch nicht erschienen ist. Auch beschäftigte er sich mit einer ital. Übersetzung von Cicero's Schrift: „*De legibus*“, welcher er schätzbare Noten hinzufügte. 1819 nach Neapel zurückberufen, übernahm er wieder eine Advocatur, und zählte zu s. Klienten die, welche ihm den Umsturz des Feudalsystems nicht verzeihen konnten, er nichtsdestoweniger den großen Rechtsgelehrten und den rechtschaffenen Mann ihm hochachteten. 1820 zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, wurde W. vom Kronprinzen beauftragt, über die Vollziehung des 1818 abgeschlossenen Concorbats mit dem päpstl. Nuntius zu unterhandeln. Nach der Rückkehr des Königs Ferdinand vom Congresse zu Laibach nahm er die Rechtspraxis wieder vor, und er sieht sich seitdem durch die Gunst des Publicums für die Ungnade des Hofes reich entschädigt.

Winter (Peter v.) gehört zu den ausgezeichnetsten Gesangscomponisten s. Zeit. Er war geb. zu Mannheim 1754 und Sohn eines Brigadiers der kurpfälzischen Garde. Der Hofmusikus Meyer gab ihm den ersten Unterricht auf der Violine; unter der Leitung des ersten Violinspielers der kurpfälzischen Capelle, Kraus, entwickelte er sich so schnell, daß er schon als Knabe von 10 J. in das kurfürstl. Orchester aufgenommen wurde. Auf persönliches Verlangen des Kurfürsten Theodor ging er zum Contrebaß über. Je mehr sich s. praktische Musikfähigkeit entwickelte, desto größer ward auch sein Hang zur Composition, in dessen Geheimnisse ihn der berühmte Abt Vogler einweihete. Eine concertirende Symphonie war das erste von ihm öffentlich aufgeführte Musikstück. 1775 erhielt er bei Eröffnung des deutschen Theaters in Mannheim die ehrenvolle Anstellung eines Orchestersdirectors, welche Stelle er auch bei Versetzung des kurfürstl. Hoflagers von Mannheim nach München am letztern Orte fortbehielt. In diese erste Periode seiner schaffenden Thätigkeit fallen mehrere Ballets, Cantaten und Melodramen, welche nicht mehr gegeben werden. Seine zweite Periode beginnt mit s. Reise nach Mannheim 1780, wo er wie der mehrere Harmoniestücke, Cantaten und die Musik zu einigen Balletten componirte, und unter Einfluß des damals blühenden Galleri noch weitere Fortschritte in der gründlichen Composition machte. Nach s. Rückkehr von Mannheim führte er s. erste Oper: „*Helena und Paris*“, 1782 in München auf. Treffliche Declamation, schöner gefühlvoller Gesang und Neuheit in der Instrumentirung erwarben ihr bald den Ruf eines der vorzüglichsten Musikstücke der damaligen Zeit; sie wurde nicht nur auf allen ausgezeichneten deutschen Bühnen aufgeführt, sondern auch, in die franz. und engl. Sprache übersetzt, in Paris und London mit großem Beifalle aufgeführt. Bald darauf schrieb er die ebenfalls zu ihrer Zeit beliebtesten Singspiele: „*Das Hirtenmädchen*“ und „*Der Bettelstudent*“, und 1787 die Oper „*Bellerophon*“ für Mannheim. Im letztern Jahre ward er auch zum Capellmeister ernannt. Als solcher schrieb er bis 1790 mehrere Cantaten und Ballets, B. ein pantomimisches Ballet mit Chören: „*Orpheus und Eurydice*“, und das Schauspiel: „*Scapin und Scapine*“, nach Goethe's Text. Seine dritte blühende Periode beginnt mit s. ersten Kunstreise nach Italien im Oct. 1790. Hier entwickelte sich in dem Vaterlande des Gesanges und der Melodien sein großes Talent, den Gesang zu schreiben und Gesang zu lehren, vollkommen. Von der andern

Seite aber gewannen die Compositionen dieses deutschen Meisters, der sich so die Vorzüge der ital. Tonkunst aneignete, und mit ihnen die Vorzüge deutscher Musik, Kraft der Harmonie und Instrumentation in so hohem Grade verband ausgezeichneten Beifall jener Nation, sodaß er mehrmals als Theatercomponist dahin berufen wurde. Seine erste in Italien geschriebene Oper: „Cato Utica“, wurde 1791 in Venedig aufgeführt; ihr folgten mehrere Opern und Oratorien. Ausgezeichneten Werth hat unter denselben die zuerst für Venedig componirte, dann auch ins Deutsche übersezte Opera buffa: „I fratelli“ („Die Brüder als Nebenbuhler“), welche sich durch Leichtigkeit des Styls gut gearbeitete Ensembles empfahl und lange auf der Bühne erhalten hat. und 1796 reiste er nach Prag und Wien; am letztern Orte schrieb er (1796) die dramatische Musik, welche ihn am meisten berühmt gemacht und ihm zu ersten Plätze unter den deutschen Opercomponisten erworben hat, seine unbekante und beliebte Oper: „Das unterbrochene Opferfest“. Die Neuheit, Lieblichkeit s. Melodien, die treffende Charakteristik der Personen und ihrer vielfältigen Situationen, das Sprechende in der Declamation und die eff. Instrumentirung, Alles dies sind Vorzüge, welche sich selten in einem deutschen Werke vereinigen und die daher auch diese Oper beim ganzen Volke beliebt gemacht haben. — Für Wien schrieb er dann (1798) den 2. Act der „Pepi von Babylon“ und 1799 die Oper: „Das Labyrinth“, beide als Fortsetzung der „Zauberflöte“. Obgleich in diesen Opern sich manches vortreffliche Musik findet, so schadet ihnen doch im Ganzen die unvermeidliche Nachahmung der „Zauberflöte“, und sie sind mit dem Geschmack an den Zauberopern dieser Art von der Bühne verschwunden. 1800 schrieb er den „Sturm“ (nach Shakspeare) für München, und 1801 für dieselbe Bühne die ernste Oper: „Maria von Babylon“ (nach dem Sujet der „Lanassa“), eine gebiegene Musik, die Vieles was sich dem „Opferfeste“ gleichstellen läßt. 1802 unternahm er s. Reise nach Frankreich und England. In Paris schrieb er in demselben J. die Opera seria „Tancred“ in London 1803 die Opern: „Kalypso“ (aus welcher die schöne Ouvertüre mein bekannt ist), „Rastor und Pollux“, und 1804 die Opern: „Proserpine“, „Zaire“, welche er späterhin für die deutsche Bühne umgearbeitet hat. Diese Opern wurden dort mit großem Beifall aufgenommen. Außerdem schrieb um diese Zeit die Opera seria „Colmal“ und die ital. Oper „Dichus“, in denen man einen bestimmten Charakter vermisse. Unter s. vielen in dieser Periode geschriebenen geistlichen Musiken zeichnet man aus mehrere Oratorien und Cantaten, die er für die protest. Hofkirche, ein vortreffliches Requiem, welches die Todtenfeier des Kaisers Joseph II. geschrieben, und ein in sehr edelm Styl componirtes Miserere, mehrere Messen, Vespers etc. Doch steht W. im weltlichen höher. Unter s. weltlichen Cantaten ist „Timotheus, oder die Macht der Tugend“ (Dryden's „Alexandersfest“, von D. Chr. Schreiber bearbeitet) am meisten beliebt und geschätzt; sie enthält besonders herrliche Chöre. Weniger bekannt sind seine „Tageszeiten“. In das J. 1813 gehört die glänzende Schlachtsymphonie mit 100 Instrumenten. Nach dieser Zeit beginnt eine neue Periode in dem Leben dieses Tonsetzers, s. Gesangswerke zu den zeither herrschend gewordenen und durch die ital. Oper nach München verbreiteten Geschmack Rossini's und seiner Geistesverwandten, wie sich in mehreren einzelnen Arien und einigen trefflichen Varietäten, welche er für die Singstimme geschrieben, zeigt. So sehr diese Erscheinung deutet werden kann, so ist sie doch aus der jugendlichen Empfänglichkeit des Meisters, aus s. großen Gewandtheit in der Handhabung der musikalischen Mittel und endlich hauptsächlich aus dem Umstande zu erklären, daß die Gesangs-melodie und das eigentliche Cantabile von jeher der Gegenstand s. Kunst und seines Strebens gewesen. Gleichwol hat W. auch in dieser Periode ein

liefert, welche in Italien wie in Deutschland als ein eigenthümliches Meister anerkannt worden ist: dies ist „Mohammed“, deren schöne Cavatinen lizende Finales zu den besten neuern Gesangsstücken gehören. Dagegen gibt im Schuld, daß er sich an den ältern Meistern, Paisiello, Zingarelli, ver- habe, indem er deren Opern („Die Müllerin“, „Romeo und Julie“) dem schmacke zu Liebe verkürzt und mit fremdbartigen Bestandtheilen vermischt f. Ouverture, die er zu letzterer Oper geschrieben, ist dem Stoffe ganz un- ssen und voll leeren Lärms. — Was den musikalischen Charakter W.'s über- anlangt, so hat sich die Behauptung verbreitet, man finde in W.'s spätern itionen immer das „Opferfest“ wieder. Indessen möchte dabei wol eine ng stattfinden. Indem nämlich unter allen Werken W.'s das eben genannte e ist, welches sich am meisten verbreitet hat, und man die Eigenthümlich- 's am meisten durch dasselbe kennt, so glaubt man statt der in diesem Werke rochenen Eigenthümlichkeit vielmehr das „Opferfest“ in allen übrigen zu da doch „Zaire“, „Mahommed“, „Maria von Montalban“ sich von dem- sehr unterscheiden, als sich überhaupt die Werke eines Meisters, der nicht ine Epoche in der Kunstwelt herbeiführt, von einander zu unterscheiden.

In der Behandlung des Gesanges, wie schon angedeutet, ist W. ein er ersten Größe; sein Gesang ist der Stimme vollkommen angemessen und die Bildung derselben auf ausgezeichnete Weise; seine Melodien sind im- jend und schmeicheln dem Ohre, ohne das Herz leer zu lassen; weniger ältig ist f. Modulation, gewisse Cadenzen und Wendungen wiederholen ft und einförmig; die Begleitung, die ebenfalls sehr fließend ist, hat ge- blingefiguren, z. B. im tempo agitato, die zu oft wiederkehren, und in neuern Stücken bedient er sich der starken Instrumentirung oft zu sehr, um ngel großer Motive dadurch zu verbergen. Das Unmuthige und Prachtige hm mehr als das Erhabene. Um aber W.'s Verdienste vollkommen zu müssen wir noch anführen, daß er, obwol selbst ohne Stimme, einer der im Singlehrer in Deutschland war und durch f. tiefe Gesangskenntniß liche Methode mehrer wahrhafte Sänger und Sängerinnen bildete, z. B. Lehger-Bespermann und den Baritonisten Mittermair; dies beweist auch ihm kurz vor f. Tode erschienene vollständige „Singschule“ in 4 Abth. 1824), welche besonders in den Solfeggien einen großen Vorzug vor Singschulen hat. Diese Verdienste erkannte auch der tonkunstsiebende n dessen Dienste er von f. Jugend auf bis ins Greisenalter treu geblieben, m. Als er 1814 seine 50jährige Dienstfeier beging, erhob ihn der König ra zum Ritter des bairischen Civilverdienstordens. Er starb zu München Oct. 1825.

inter (Johann Christian Friedrich), Universitätsbuchhändler zu Heidel- b. 1773 zu Gochsen am Kocher im Altwürttembergischen, trat Ende 1814 talle Zimmer's, seines vieljährigen Freundes (welcher sich erst damals aus r Neigung dem Predigerstande gewidmet hatte) in die unter der Firma id Zimmer bestandene Universitätsbuchhandlung als Associé ein. Die neue Mohr und Winter, begünstigt durch das Vertrauen und die Achtung des ns und der Gelehrten, lösete sich im Oct. 1822 wieder auf, und seitdem inter allein eine Sortiments- und Verlagsbuchhandlung unter der Firma C. F. fort. Auf mehrfache Weise erwies die Bürgerschaft zu Heidelberg demsel- es Zutrauen und viel Achtung. Er wurde von ihr als Abgeordneter zum bischen Landtage gewählt, und die gedruckten Verhandlungen von 1819 a Beweise seiner Gesinnung und seiner Thätigkeit. Allgemeineres Inter- le sein Antrag auf Herstellung der Pressfreiheit, gemäß der badischen Con- (späterhin von dem rühmlich bekannten Deputirten Freih. v. Liebenstein rzt. Siebente Aufl. Bd. XII.

begutachtet), ferner sein Bericht für die Vermehrung der Dotation der U zu Freiburg, und seine Motion für bessere Unterstützung der heidelbergs tatsbibliothek und der akademischen Institute. Bald nach dem erst wurde W. demagogischer Umtriebe beschuldigt, lange Zeit in polizei arrest gehalten, vom Hofgericht zu Mannheim aber frei und unse Mit großer Stimmenmehrheit wurde er hierauf auch zum Bürge und noch 2 Mal zum Abgeordneten in die badische Ständeversammlung ließ in öffentlicher Sitzung der Kammer der Landstände Freih. v. Berkheim das Urtheil des Hofgerichts für die Unsch zu den gedruckten Verhandlungen geben, auch demselben nun tugend ertheilen. Schon vor der Wahl der Deputirten zum er öffentlich erklärt, daß er diese Stelle nicht wieder annehm auch bald darauf freiwillig die Bürgermeisterstelle nieder. terstützung der Griechen sehr thätig gezeigt hatte, so dank rung in einem besondern Schreiben des Maurokordatos. Überschwemmung 1824 unglücklich Gewordenen erhielt wendung vom Auslande bedeutende Unterstützungen.

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, mischen Sinne mit dem kürzesten Tage (22. Dec.) anfnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der südl Zeit unsers Sommers. In der nördlichen Halbkugel über 89, auf der südlichen hingegen über 93 Tage Sonnennähe, der südl. aber in die Sonnenferne fällt und also um so viel Tage länger verweilt. — In fernm Begriffe kein Winter statt; hier gibt es nur ist. Eine ziemliche Strecke über die Wendekreise nen, ist noch derselbe Fall. In ganz Nord- und Gebirgsgegenden, ja selbst in Neapel, Sicilien gal, kennt man wenigstens für gewöhnlich w Im Jan. pflegen bereits die Mandelbäume zu beihen in dieser Zeit zum Theil besser als im Kirchenstaat, gefriert es öfter; noch mehr in der Winter immer mehr steigt, wird er sch erreicht endlich jenseits des Polarkreises eine lung übersteigt. Dieselbe Fortschreitung fin

Winterfeldt (Hans Karl v.), schwarzen Adlerordens und des Ordens p in Vorpommern geb., und begann die mi Kürassierregimente v. Winterfeldt, von setzt ward. Friedrich d. Gr., der ihm se hatte, erhob ihn, der damals noch Lie gung, zum Major und Flügeladjutan (1740) nach Petersburg, das dortige in den ersten schlesischen Krieg m ward vollkommen erreicht und W. eines Grenadierbataillons, mit w (8. März 1741), besonders aber in nete, wo er verwundet, bald dar zum Oberst und Generaladjutan glänzende Gefecht bei Rothschlo (1744) machte er sich zuerst wie er abermals eine Wunde empfin

Die Ursachen die

Ursachen des Körpers

und größer sind, daher

ähnliche Thätigkeit bewei

Maß in das rechte Herzge

die Thymusdrüse, die bei dem

ebenfalls einen außerordentl

die Ursachen dieses Zustandes

Es ist gewiß, daß die Älter,

bedeutenden Antheil an dieser

wären im Sommer einschlafen,

gegen bleiben sie munter,

bringt und mit Futter versie

hat Heizen eine Zeitlang unterlassen

eingeschränkte Lust; so kann

bringen, wenn man ihn in ein

Schlawentiz (11. April) ein glänzendes Gefecht, und schlug bald darauf mal Nadasti bei Landsbut, wofür ihn der König, der ihn zu diesen Untergangen ganz besonders ausgewählt hatte, zum Generalmajor ernannte. Er trug vorzüglichen Antheil am Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und an dem Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf (23. Nov.), und that dem ihm fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In dem dresdner Frieden eingetretenen 11jährigen Waffenruhe war er, als General, immer in der Nähe des Königs, und im Besiz von dessen größtem Vertrauen, so daß er von ihm zu den verschiedenartigsten wichtigsten Geschäften verwendet ward. Den dritten schlesischen Krieg voraussehend, strebte er durch Eingabe guter Nachrichten über die Militäreinrichtungen der Nachbarstaaten und durch die aus dem dresdner Cabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Absicht des Gegners übrigließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Ansicht gewann die Oberhand über die entgegengesetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Unbesonnenheit gemacht. — Er ward kurz vor dem Ausbruche des Krieges Generalleutnant und erhielt den schwarzen Adlerorden. Als Friedrich die sächsische Armee in der Schlacht bei Pirna einschloß, ward W. abgesendet, um den König August von Preußen von einer Verbindung mit Oestreich abzu ziehen, erreichte jedoch seinen Zweck nicht. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am 6. Oct. verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugesendet. Dieser Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangenen Verbrechen vom Könige ebenso hart behandelt, als alle unter ihm stehende Generale, nahm W. 's, der nun bei dem Armeecorps des Herzogs v. Bevern angetroffen wurde, welches Friedrich, nach eigenem Geständniß, eigentlich ihm anvertraut hatte. Der Herzog lagerte darauf am 31. Aug. (1757) an der Landskrone bei W. jenseits der Neiße, den rechten Flügel gegen Morys, den Holzberg Grenadierbataillonen besetzt haltend. Im oestreich. Lager war der Minister ankommen, und die Generale beschloßen, um diesem ein Compliment zu thun, den Angriff auf W. 's Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. Oct. 70 Escadronen zusammengezogen. Am 7. des Morgens begann der Kampf auf Holzberg, jene beiden Bat. mußten ihn nach tapferer Gegenwehr verlassen. W., der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat, eilte an der Spitze seiner Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in der Brust, an welcher er den folgenden Morgen starb. Friedrich, der ihm stets das größte Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallenen Helden. Eine marmorne Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplaze zu Berlin. Eine Biographie von ihm gab sein Sohn heraus (Leipz. 1809).

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe, den weitesten Abstand südwärts vom Aequator erlangt hat. Dies geschieht um den 21. Dec. Wir haben alsdann den Wintertag (nämlich von beiläufig $7\frac{1}{2}$ Stunde) und die Sonne beschreibt den Bogen über unserm Horizont. Der Winterpunkt ist der Anfang vom Zeichen des Steinbocks, obschon dieses Sternbild den Ort verlassen hat (vgl. Vorrede der Nachtgleichen), und jener Punkt daher jetzt in das Bild des Stieres fällt.

Winterschlaf der Thiere. Es gibt eine kleine Anzahl von Thieren, außer der täglichen Ruhe, die sie mit den meisten übrigen Thieren theilen, welche Monate hindurch in einer Art von Scheintod, oder wenigstens in völliger

Unthätigkeit liegen. Außer dem Igel und der Fledermaus gehören alle Säugthiere, die man Winterschläfer nennt, durchgehends zu der Familie der Säugethiere. Auch beschränken sie sich nicht bloß auf die kältern Klimate, sie auch in sehr warmen Gegenden finden sie sich. So hält die Jerboa in Arabien der Taurid in Madagascar den Winterschlaf. Die Zeit, wo sie den Schlaf fangen, fällt meistens in den Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln, und die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zustand von scheinbarer Unthätigkeit zu kommen. Der Instinkt treibt die Thiere um diese Zeit, sich eine sichere Schlafstelle zu suchen. Die Fledermaus verbirgt sich in dunkle Höhlen oder in die Mauern einer Gebäude. Der Igel wickelt sich in Blätter ein, und legt sich gewöhnlich in ein Gestrippe von Farnkräutern. Hamster und Marmelthiere vergraben sich in die Erde, und die Springmaus von Canada schließt sich in eine Kugel von Moos zusammen. Dabei rollen sich diese Thiere gewöhnlich so zusammen, daß die Glieder der Kälte geschützt sind, daß die Eingeweide des Unterleibes und selbst die Lungen zusammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Dieser Thiere, besonders die Nagetiere, wie der Hamster und die Wanderratte, vorher Vorräthe an, von denen sie wahrscheinlich leben, bis der Schlaf eintritt. Während dieser Periode bemerkt man nun zuvörderst Abnahme der Wärme. Diese wird bei manchen Thieren um 20° , bei andern um $40 - 50^{\circ}$ Fahrenh. mindert; doch ist sie immer noch größer als die Temperatur der Luft in dem Wintermonaten. Wenn sie im Winter erweckt werden, so nehmen sie sehr bald ihre natürliche Wärme an, und diese künstliche Erweckung schadet ihnen nicht. Hier athmen die Winterschläfer viel langsamer und unterbrochener. Oft kann man mehrere Minuten, ja wol gar eine Viertelstunde lang, nicht den geringsten Athem, selten wird man mehr als einmal in der Minute sie athmen finden. Hier verderben sie auch durch das Athmen die Luft weit weniger, und können in verdorbener Luft viel länger aushalten als wenn sie wachen. Natürlich wird das Herz verhältnißmäßig ebenso langsam bewegen. Beim Hamster schlägt das Herz im Winterschlaf nur 15 Mal in der Minute, während man im wachenden Zustande bei ihm wol 115 Herzensschläge zählt. Ihre Reizbarkeit ist sehr gering, und hat der Hamster in diesem Zustande zergliedert, die nur dann und wann durch Schnappen, wenigstens das Maul öffneten und auf deren Gedärme Schmecken und Weingeist wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Marmelthiere kann man nur durch starke elektrische Schläge wecken. Ebenso ist die Reizbarkeit gemindert, Magen und Gedärme sind gewöhnlich leer, und selbst wenn sie erwacht sind, zeigen sie nur in geheizten Zimmern Fressbegierde; so vermindert auch ihr Gewicht während des Winterschlafes ungemein. Die Ursachen dieses Zustandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers gesucht. Wahr ist es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer sind, daß die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweisen. Auch öffnet sich die große Hohlvene nicht bloß in das rechte Herzohr, sie theilt sich in 2 ansehnliche Stämme, und die Thymusdrüse, die bei dem Menschen im Mutterleibe so bedeutend groß ist, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indessen muß man doch, wenn man die Ursachen dieses Zustandes sucht, manche äußere Umstände nicht übersehen. Es ist gewiß, daß die Kälte, und auch nicht die einzige Ursache ist, doch einen bedeutenden Antheil an dieser Erscheinung hat. Daher Thiere dieser Art auch mitten im Sommer einschlafen, wenn man sie in kalter Temperatur zu erhalten weiß, dagegen bleiben sie munter, wenn man sie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter versieht. Hier fallen sie hier sogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeitlang unterläßt. Bei manchen Winterschläfern wirkt vorzüglich eingeschränkte Luft; so kann man den Hamster sehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein

t, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln sind auch Schwalben, nach sichern Zeugnissen, einem ähnlichen Winterschlaf unterworfen. Die Mauer- und Hausschwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Rigen alter Häuser, sondern man hat sie auch oft aus dem Schlamm des Wassers gezogen, sie durch Wärme wieder erweckt, so daß man daraus eine allgemeine Regel herleitet, die indessen keineswegs gültig ist, da sie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Klimate aufsuchen. Die im Schlamm gefundenen Schwalben sind höchst wahrscheinlich durch zufällige Ursachen aufgehalten, haben die Mauer nicht verstreicht, und sind so in diesen Zustand verfallen. Auf ähnliche Weise hat man auch einst einen jungen Kuckuck erstarrt im Wasser gefunden, ohne daß bei diesen Vögeln der Winterschlaf Naturgesetz wäre. Bei den Fröschen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien ist der Winterschlaf sehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50° Fahrh. sinkt, vermindert sich sogleich die Zahl der Herzensschläge von 30 bis auf 12 in der Minute. Wenn man ihnen in diesem Zustande mit Gewalt Futter beibringt, so findet man es nach geraumer Zeit unverdaut. Auch bleiben Frösche, Schlangen und Eidechsen, die man in künstlicher Kälte erhält, oft jahrelang in einem solchen Zustande. Daher ist es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeschlossen gefunden, die viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Regenwürmer und Insekten, halten bekanntlich ihren Winterschlaf. Einen unvollkommenen Winterschlaf findet man bei dem gemeinen Bären, der im Nov., wo er noch fett ist, sich in seinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und den Winter über selten erwacht. Aber wenn dies geschieht, pflegt er sich die Augen zu kratzen, die ohne Haare und voll kleiner Drüsen sind, daher man geglaubt hat, er ziehe seine Nahrung allein aus ihnen. Auch der Dachse verschläft den größten Theil des Winters, indem er seine Schnauze in einen Fettbeutel am Hintersteck steckt.

Wingingerode. Diese Familie ist eine der ältesten deutschen im Reich. Unserer Zeit gehören davon an: 1) Graf W., württemberg. Staatsminister, Großkanzler der k. Orden, geb. 1752. Er hatte sich früh dem Militair gewidmet und war als Officier in hessische Dienste getreten; die Verhältnisse hoben ihn aber bald einem ihm wenig angemessenen Lebenskreise und förderter seine geistige Bildung durch Reisen und den Umgang mit den ausgezeichneten Männern seiner Zeit, wobei er die Stunden seiner Muße dem eifrigen Studium der Geschichte und Politik der neuern Zeit zu weihen Gelegenheit fand. Ohne entferntesten Wunsch nach einer Staatsstelle gehegt zu haben, überredete ihn König Friedrich (nachher Friedrich I. König) von Württemberg, in württemberg. Dienste zu treten. Er wurde 1801 Minister der auswärt. Angelegenheiten und erster Minister. Die Auszeichnung, mit welcher er an der Spitze der Regierung in der schwierigsten Zeit und Lage innern und äußern Stürmen begegnete, bewies, die Kraft des Geistes und Charakters, die Gewandtheit und Geradheit der Handlung der vielfachen Interessen des Staats sind selbst von Denen anerkannt worden, welche in ihm stets nur den Fremdling sahen und nicht fassen wollten. Daß Pflicht und Ehrgefühl ebenso große Triebfedern zu edlen Handlungen sein können als Vaterlandsliebe. Er nützte noch in der Zurückgezogenheit von den Geschäften, welche ihm vergönnt worden, indem er die Gesandtschaften an den Höfen zu Berlin, Dresden, Hanover und Kassel übernahm; er lebte abwechselnd an verschiedenen Höfen seiner Bestimmung, oder auf seinem Schloß Bodenstein. Seit 1825 ist der General Graf v. Bismark an seine Stelle in jenen diplomatischen Posten getreten. — 2) Graf W., ehemaliger württemberg. Staatsminister der auswärt. Angelegenheiten, Sohn des Vorigen, geb. 1778. Er war früher Gesandter in Karlsruhe, München, Paris, Petersburg und Wien,

sowie im Hauptquartier der Allirten während der Feldzüge 1814 und 1815. Gleich er sich nicht der diplomatischen, sondern der administrativen Laufbahn gewidmet hatte, so machte er doch, nachdem ihn der vorige König von Würtemberg wenige Jahre in dieser gelassen hatte, in jener einen so schnellen Weg, daß er nach 12 Jahren bis zu ihrer höchsten Stufe durchlaufen hatte. Er lebt jetzt, von allen Geschäften getrennt, in der Zurückgezogenheit. — 3) **Ferdinand Frey v. W.**, russ. General der Cavalerie und Generaladjutant des Kaisers, geb. 1771. Er verlebte eine stürmische Jugend, der Durst nach ehrenvollen Thaten trieb ihn 1790 aus hessischen Diensten zur östreich. Armee in den Niederlanden, 2 Jahre später wieder in hessische Dienste, wo er am Rhein mitkämpfte, dann wieder zu den Fahnen Östreichs, wo er bis zum Frieden von Campo-Formio aushielt. 1797 ward er Major in russ. Diensten, diente im Feldzug von 1799 als Freiwilliger in der Bewilligung Rußlands abermals unter Östreich und zeichnete sich in der Schlacht von Stockach glänzend aus. 1802 wurde er Generaladjutant des russ. Kaisers, leitete 1805 die Unterhandlungen mit Östreich und Preußen mit derselben Auszeichnung, mit welcher er bei Dürrenstein kämpfte. 1809 focht er wieder unter Östreich bei Aspern, und ward daselbst auf dem Schlachtfeld zum Feldschallieutenant befördert. In dieser Schlacht zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel den rechten Fuß. Als Napoleon gegen Rußland zog, war er, wie immer, wo es Befreiung vom Franzosenjoch galt, der Erste Einer, die sich unter der Fahne der Freiheit sammelten. Er wurde beim Verfolgen des Feindes in der Nähe von Moskau gefangen und Napoleon befahl, ihn sofort zu fusilliren. Dieser Befehl wurde aus Rücksicht für die franz. Generale in russ. Gefangenschaft genommen und General W. gegen Wilna transportirt. Ein polnischer General, der er auf diesem Wege um die Erlaubniß ersuchte, sich einen Pelz kaufen zu dürfen, und der diese Bitte verweigerte, erhielt später durch W.'s Fürsprache eine vortheilhafte Wiederanstellung in der russ. Armee. Der General Czernitscheff befreite ihn aus den Händen der Franzosen, und er ging nun einer Reihe von Siegen entgegen, welche ihn den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit an die Seite zu setzen machten. Die Schlachten bei Kalisch, Lützen, Dennewitz und bei Leipzig, der Sturm von Soissons und die Expedition gegen Napoleon bei St. = Dizier, wofür ihm einen Ehrendegen mit Diamanten erwarb, wanden unvergängliche Denkmäler um das Haupt dieses echtdeutschen kühnen und hochherzigen Mannes, der als Mensch, als Gatte, Vater und Freund die Liebe und Achtung Aller genoß, in seinen Kreis traten. Er starb am 17. Juni 1818 zu Wiesbaden.

Wipperthal, das, auf dem rechten Rheinufer in der preuß. Prov. Jülich = Cleve = Berg, ist eine der gewerbfleißigsten Gegenden Deutschlands. 1816 hat die Bevölkerung sowol als der Wohlstand dieses Thales sehr zugenommen. Hier bilden **Elberfeld** (s. d.), **Gemar**, **Ober- und Unterbarmen**, **Perfeld** und **Rittershausen** beinahe eine aneinanderhängende Stadt mit den schönsten Gebäuden und reichsten Fabriken und mehr als 40,000 Einw.

Wirbel (Cartesianische), s. **Descartes**.

Wirbelwind, s. **Wind**.

Wirklichkeit heißt das Ganze des Daseins in Zeit und Raum oder der Begriff des Gewirkten; im engern Sinne aber und entgegengesetzt dem Eingebildeten oder den Vorstellungen der Einbildungskraft das Dasein der Dinge, insofern es von unsern Vorstellungen abhängig besteht. Die Wirklichkeit begreift sowohl die Natur als die Geschichte nach ihren Erscheinungen. In einem andern Sinn aber versteht man vorzugsweise darunter das Ganze menschlicher Verhältnisse oder die Gegenwart und unterscheidet in Beziehung auf die Kunst die gemeine von der höhern Wirklichkeit.

Wirkung, jede durch eine Ursache (in der Physik durch eine körperliche

hergebrachte Veränderung, oder das Streben nach einer solchen Veränderung. Jeder Wirkung muß eine Ursache (causa) entsprechen (cessante causa, cessat effectus), und mit der Größe der Wirkung muß die Größe der zu ihrer Hervorbringung angewandten Kraft im Verhältnisse stehen. Diese Sätze bringen sich im Verstande auf; wogegen über Das, was man unter Größe der Kraft zu verstehen habe, ein müßiger Streit geführt worden ist. Von der Wirkung (effectus) die Folge (consequentia) im philosophischen Sprachgebrauche unterschieden. Unter versteht man Das, was aus einem Grunde (ratio), welche nicht, wie die Sache, nach dem Wodurch? sondern nach dem Warum? fragt, erkannt wird.

Wiesbaden (Wiesbaden), eine dem Herzoge von Nassau gehörige Stadt, die wegen ihrer Bäder berühmt ist. Sie liegt auf einer kleinen Ebene, n. und D. von Wiesen und fruchtbaren Getreidefluren, n. N. von sanft sich erhebenden Rebengeländern umgeben, durch hohe Waldgebirge vor rauhen Winden geschützt. Um die Stadt her ziehen sich große Gemüse- und Obstgärten, und auf allen Seiten sieht man freundliche Meierhöfe oder anmuthige Dörfchen. Sie hat 800 größtentheils gutgebaute H. und gegen 4600 Einw., ist lebhaft, mit reinlichen Straßen und gutem Pflaster versehen, und mitten in der Stadt befindet sich eine mit Hecken und Alleen umgebene Esplanade, die zu Spaziergängen dient. Von dem alten Schlosse ist noch etwas Mauerwerk übrig; das neue ließ erbaute Joh. Ludw. von Nassau gegen das Ende d. 16. Jahrh. Die herzogliche Bibliothek, welcher Weizel vorsteht, zählt über 27,000 Bde. Das Rathaus ist wegen der in Holz gearbeiteten und andern Verzierungen sehenswerth. Die Länge des sehr geschmackvollen neuen Cursaals beträgt 350, die Tiefe 170 Fuß, 58 inländische Marmorsäulen tragen ihn von Innen und Außen. Die Römer kannten schon die mattiatischen Quellen, und noch bemerkt man hier die Spuren von Drusus erbauten Castell auf dem Kirchhofe; auch hat man Überreste römischer Bäder und viele alte Grabmäler um die Stadt herum entdeckt. Schon die Karlinger hatten hier eine Pfalz, welche Karl d. Gr. oft bewohnte. Otto d. Gr. ließ 965 Wiesbaden zur Stadt. Wiesbaden zählt 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Die heißeste Quelle hat 151° Fahr. Man benützt das Wasser weit mehr zum Baden als zum Trinken. Die Stadt hat nur ein trinkbares Wasser, welches in Röhren vom schwalbacher Wege hereingeleitet wird; alle übrigen Brunnen der Stadt sind salzig. Der Badehäuser sind 23, mit Ausschluß des Hospitales und des öffentlichen bürgerlichen Bades; jedes enthält 10—30 Badestuben, die verschlossen werden können, und deren Boden mit Backsteinen ausgelegt. Man bezahlt gewöhnlich für sein Bad wöchentlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. Das Canale wird von den Hauptquellen aus das Wasser in die übrigen Bäder der Stadt geleitet. Die Einw. von Wiesbaden sind sehr gefällig und überhaupt von Lebensart. Sie treiben allerhand bürgerliche Gewerbe, Acker- und Gartenbau. Daher fallen sie auch nicht so gierig über die Beutel der Fremden her, wie in manchem andern Badeorte geschieht. Die Landesbehörden haben auch ein Eis in der Stadt. Unter allen Spaziergängen um Wiesbaden her ist die Anlage, welche sich vom Herrengarten bis zum ehemaligen Wiesenbrunnen erstreckt und den herrlichen Cursaal umgibt, die schönste. Aber einen unendlichen Reiz an großen und schönen Naturscenen hat die umliegende Gegend. Wir nennen hiervon nur die Gassanerie, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; Klarenthal, ein ehemaliges Kloster, in dessen Nähe man alte Grabsteine findet; Sonnenberg, eine alte Burg mit weitläufigen, malerischen Ruinen; Heisberg, von welchem man eine reizende Aussicht nach Mainz und dem Rheine hat; Adamsthal, eine schön angelegte Meierei; die Walkmühle, mit recht artigen Anlagen und einem Tanzsale; das Jagdschloß, die Platte, wo man eine der reichsten Ausichten in Deutschland genießt; und Bieberich mit seiner herrlichen Für-

stenwohnung und der ebenso herrlichen Umgebung. Über Wisbaden vgl. G. H. Ebhardt's „Geschichte und Beschreibung der Stadt Wisbaden“ (Bießen 1817) und Dr. Kullmann's „Beschreibung Wisbadens und seiner Heilquellen“ (Wisbaden 1823).

Wischnu, s. Indische Mythologie.

Wismar, eine Stadt im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, im Ostsee- oder Wismar-District, ist mit Mauern und Graben umgeben, und liegt an einem Meerbusen der Ostsee, der einen geräumigen und sichern Hafen bildet. Sie hat 1300 H. und 7600 Einw., welche sich hauptsächlich mit dem Handel an der See und dem Schiffbau beschäftigen. Auch befinden sich eine Karten- und 3 Leinwandfabriken hier. Die Stadt ist alt und gehörte ehemals zu den Hansestädten. Im Anfange d. 17. Jahrh. wurde sie zum Herzogthum Schwerin geschlagen, und im westfälischen Frieden an die Schweden, die sie vorher eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem ist die Stadt mehrere Male belagert und eingenommen worden. 1803 ward die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, nebst den Ämtern Poel, auf der Insel gl. N., und Neukloster von Schweden dem Herzoge v. Mecklenburg-Schwerin für die Summe von 1,200,000 Thlr. Banco überlassen.

Wismuth (auch Bismuth), ein Metall von röthlichweißer Farbe, blättriger Textur und von 10fachem specif. Gewicht; es ist fast so hart wie Kupfer, aber nicht so zäh noch geschmeidig, sondern spröde. Es schmilzt fast ebenso leicht als Zinn und verflüchtigt sich in der Glühhitze. Hat die atmosphärische Luft Zutritt, so überzieht sich das geschmolzene Metall mit einer braungelblichen Haut (Wismuthasche), während es in höherer Temperatur mit bläulicher Flamme verbrennt, und ein gelbliches Dryd sublimirt. Mit Wasser verbunden erscheint dieses Dryd als ein weißes Pulver, spanisch- oder Wismuth-Weiß genannt. Das Wismuth ist ein in der Natur nicht sehr häufig verbreitetes Metall von ziemlich eingeschränktem Gebrauche. Es kommt am häufigsten in gebiegenem Zustande, seltener als Wismuthglanz mit Schwefel, als Wismuthblei und Wismuthkupfer mit Blei oder Kupfer und Schwefel, endlich als Wismuthocker mit Sauerstoff verbunden vor. Alles Metall wird aus dem gebiegenen Wismuth gewonnen. Dieses wird zu dem Ende zerkleint und entweder auf einem Saigerherde ausgelaigert oder in gupfernen, theils liegenden, theils stehenden Röhren behandelt. Letztere sind mit einem durchlöcherten Boden versehen und durch den Herd eines Flammenofens geführt, während die erstern über dem Roste eines Ofens liegen. Das gewonnene Metall wird in eisernen Kesseln nochmals umgeschmolzen. Das Wismuth findet sich im Gebirge in Böhmen, in Schweden u. und wird zu einigen Metallgemischen und zur Bereitung des Spanischweiß benutzt, auch als Heilmittel.

Wissen, das, ist eine Überzeugung, welche sich entweder auf Sinnesanschauung und Erfahrung gründet (das historische W.), oder auf mathematische Anschauung, d. i. die reine, unabhängig von aller Erfahrung und innewohnende Anschauung von Größe, Gestalt und Zahl (das mathematische W.), oder auf die Begriffe des Verstandes (die verständige, oder philosophische Erkenntniß); meistens aber ist es das Ergebniß aller dieser Erkenntnisse zusammen. Der Charakter dieser Überzeugungsweise ist, daß sie sich immer auf die endlich beschränkten, bedingten Verhältnisse der Welt bezieht, und uns bei allem Streben nach Einheit und Ganzheit nur Stückwerk zeigt: denn wir vermögen auf diesem Wege nicht über die Grundkräfte der Materie oder unsers Gemüths hinauszutragen. Allein eben dieser Weg führt von selbst zu einer zweiten Art der Überzeugung, welche aus dem Bewußtsein der Ideen von Einheit, Vollendung und Unbedingtheit entspringt. (S. Glaube.)

Wissenschaft, im Allgemeinen jede erweiterte, deutliche und geordnete Kenntniß oder der Inbegriff Dessen, was man weiß. Im engern Sinne aber be-

sehen wir durch Wissenschaft ein organisch verbundenes Ganzes von Erkenntnissen, im Gegensatz eines bloßen Aggregats derselben. Einem solchen Ganzen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erscheint, ist Einheit der Idee nothwendig. Es muß ein Grundsatz da sein, nach welchem die Materie der Wissenschaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntnisse, zur Einheit des Ganzen verbunden sind. Alle andre Grundsätze, die in einer Wissenschaft vorkommen, müssen von diesem Hauptgrundsatz abgeleitet und ihm untergeordnet sein. Wissenschaftlich ist man sonach eine Erkenntniß aus Principien, mithin zugleich eine solche, welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt und ihn so nicht bloß als seiend, sondern zugleich als werdend darstellt. Dieses ist im höchsten Sinn in der Wissenschaft schlechthin oder in der Philosophie der Fall, welche nach den letzten Gründen der reinen Principien forscht. Wissenschaft unterscheidet sich von Gelehrsamkeit (s. d.). (Vgl. Encyclopädie der Wissenschaften.)

Wissenschaftskunde sowol als Encyclopädie der Wissenschaften bezeichnet entweder im Allgem. die Theorie der Wissenschaft oder denjenigen Theil der Logik, welcher die allgemeinen gesetzlichen Bedingungen der Wissenschaft überhaupt entwickelt, oder insbesondere, das von Fichte (s. d.) unter letzterm Namen aufgestellte System.

Witgenstein, s. Sann.

Witt (Johann de), Grosspensionnair von Holland, berühmt als Staatsmann, bekannt durch sein tragisches Ende, war der Sohn des Bürgermeisters Jacob de Witt in Dordrecht, und 1625 geb. Schon dieser kam als Gegner des jungen Wilhelm II. von Oranien für geraume Zeit in den Kerker. Joh. de W. theilte von ihm den Haß gegen das Haus Oranien, die Grundsätze des Republikanismus. Nach sorgfältiger Ausbildung seiner Talente trat er in die Dienste seiner Vaterstadt, und war einer der Deputirten, die die Staaten von Holland 1652 nach England schickten, diese Provinz von den Maßregeln abzubringen, die Würde eines Generalcapitains auf den jungen (2jährigen) Prinzen Wilhelm III. von Oranien zu übertragen. Seine Beredtsamkeit erwarb ihm hier das allgemeine Vertrauen. Um es zu erhalten, war während der Vährungen, die in den Generalstaaten ihm, fast unmöglich. Eine Partei wollte während des Krieges, den England und Holland führte, dem Prinzen Wilhelm III. immer mehr Macht und Würde zuzuwenden wissen. Eine andre, W. an ihrer Spitze, suchte diesem alle zu entziehen und die Statthalterschaft gänzlich aufzuheben. Der Krieg mit England, bald glücklich, bald unglücklich geführt, hatte Lähmung des Handels, Unwillen des Volks gegen die letztere Partei zur Folge, den jene, die oranische genannt, um so mehr benutzte, bis 1654 diese mit Cromwell einen Frieden schloß, der die geheime Bestimmung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein sollte. So schien die republikanische Partei gesiegt zu haben, und de W., Grosspensionnair, benutzte die Zeit des Friedens, die dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen. Nachdem Karl II. wieder den Thron der Stuarts eingenommen hatte, neigte sich de W. mehr auf Frankreichs Seite, welche Stimmung bei dem 1665 zwischen den Generalstaaten und England wieder ausbrechenden Kriege keine Nahrung erhielt. Da der Bischof von Münster während desselben ebenfalls zu den erstern zu den Waffen griff, so wuchs der Unwille des Volks gegen de W. immer mehr, und er sah sich, ihn zu beschwichtigen, genöthigt, dem Prinzen von Oranien größere Rechte einzuräumen, mit England 1667 Frieden zu schließen. Um de W.'s Verhältnisse zu verschlimmern, entwickelte jetzt Ludwig XIV. seine Absichten auf die spanischen Niederlande. Die oranische Partei drang darauf, den jungen Wilhelm zu dem Posten zu erheben, den seine Ahnen bekleidet hatten. De W. setzte es durch, daß die Würde des Statthalters und Generalcapitains von einander getrennt, und er, wenigstens in Holland, von dieser ganz ausgeschlossen sein

folgte. De W.'s Feinde mehreten sich. Er mußte mit England und Sachsen eine Tripelallianz gegen Frankreich schließen. Sie führte den aachener Frieden von 1668 herbei und löste sich so schnell wieder auf, als sie entstanden war. Im Jahre 1672 machte Ludwig XIV. mit England vereint einen Einfall in die vereinigten Niederlande (1672). Wilhelms Freunde setzten es durch, daß er zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Der erste Feldzug ging sehr unglücklich. Man schrieb dies den Ráthereien von de W. und seinen Freunden zu. Meuchelmörder bedrohten das Leben des Erstern. Wilhelm ward durch die allgemeine Stimme zum Statthalter ernannt. De W. legte sein Amt nieder. Aber die Stimmung des Volks war nicht so wenig geändert, als der Haß der oranischen Partei befriedigt. Sein Bruder, Cornelius, ward beschuldigt, dem Prinzen nach dem Leben getrachtet zu haben, gefangen genommen, gefoltert und, da er Nichts gestand, aus dem Lande mit Verlust aller Güter verbannt. Durch die Nachricht, daß er ihn im Gefängnisse sprechen wollte, bewogen, eilte Joh. de W. dahin; allein plötzlich erhob sich ein Volksaufstand im Haag. Die schnell aufgebotene Bürgergarde konnte ihn nicht zerstreuen, da die meisten Officiere derselben dem Prinzen ergeben waren. So wurde vom Pöbel das Gefängniß erbrochen. Beide Brüder sanken unter den Strichen desselben (20. Aug. 1672). Die Staaten forderten vom Statthalter Untersuchung und Bestrafung der Mörder, die aber nie erfolgte. — Daß die Urtheile der Zeitgenossen über so einen Mann sehr verschieden lauten, ist natürlich; doch stimmen sie überein, es sei ihm in keiner Art Verrath gegen das Vaterland vorzuwerfen. Einfach und bescheiden war er in allen seinen Verhältnissen. Er fiel als Opfer der Parteienwuth, ohne daß ihm die oranische Partei etwas aufbürden konnte, als nicht zu ihr zu gehören, und die Absicht gehabt zu haben, sie durch die seinige zu verdrücken zu wollen. Ubrigens ist auch de W. als politischer Schriftsteller bekannt gewesen, und hat über die Begebenheiten seiner Zeit manches Treffliche geliefert.

Witte (Karl), Doctor der Rechte und der Philosophie zu Breslau. Ein sehr Mann, der in seinem 16. Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte durch eine ausgezeichnete Art, nachdem er alle deshalb erforderlichen Prüfungen mit ehrenvollster Bestanden hatte, bei der Universität zu Heidelberg erhielt, verdiente ein merkwürdiges Beispiel aufgestellt zu werden von Dem, was glückliche, oder nicht ganz außerordentliche Naturgaben unter zweckmäßiger Leitung auch schon frühzeitig vermögen. — Karl W. ist geb. zu Lochau, einem Dorfe unweit Breslau, im Jahre 1800. Sein Vater, Pfarrer daselbst, bekannt als ein Mann von Kopf und Wissen, hatte von jeher eine große Neigung zu der Pädagogik gezeigt, und war Jahre lang Erzieher der Kinder einer Familie v. Salis in der ital. Schweiz gewesen. Durch seine frühern Beschäftigungen und Reisen war er mit vielen namhaften Erziehern und Erziehungsanstalten Deutschlands bekannt geworden, wozu sein fortgesetztes Nachdenken über die Erziehungswissenschaft fruchtbringend beigetragen. So nahm er sich vor, seinen Sohn selbst auf das sorgfältigste, jedoch streng nach der Natur gemäß, zu erziehen. Seine wohlgesinnte, verständige Gattin, die er größtentheils zu seiner Lebensgefährtin gebildet hatte, unterstützte ihn bei seinen Bemühungen mit dem regsten Eifer. Im 4. Jahre las der junge W. schon richtig deutsch, rechnete auch bewundernswürdig im Kopfe, selbst mit Brüchen. Doch ließ ihn der Vater diese Übung nicht mit demselben Nachdruck fortsetzen, weil sein Geist zum Nachtheile des Körpers allzu sehr anzustrengen schien. Dieser blieb übrigens keineswegs auffallend zurück, und das Kind genoß immerwährend der besten Gesundheit. Vom 5. Jahre an begann der regelmäßige Unterricht in den neuen und ältern Sprachen. Selbst hebräisch lernte der Knabe mit Lust und Eifer, und konnte Schreiben ohne Anleitung durch sich selbst. Im 8. Jahre erregte er die Aufmerksamkeit mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, Pädagogen und Schulmänner, z. B. von Funk, Schüz, Tieftrunk, Olivier, Tillich, u. A. Er hatte bis zum vollendeten

ihre nur eine halbe bis ganze Stunde den Tag über, im 7. etwa eine bis anderhalb und im 8. 2—2½ Stunde Unterricht erhalten, laut der darüber mitgetheilten Nachrichten. Der Ruf einer so frühzeitigen Entwicklung verbreitete sich jetzt und mehr, und auf einer Reise, die der Vater mit dem Knaben nach Leipzig machte, erregte dieser hier eine solche Theilnahme, daß sich mehrere wohlwollende Männer des Orts vereinigten, ihm eine jährliche Pension von 550 Thln. zu geben, damit der Vater sich einzig der Ausbildung seines Sohnes auf der Universität widmen könne. Mehrere Prüfungen hatte der Knabe, sowol in Leipzig als auch andern auf höhern Befehl, zur allgemeinen Zufriedenheit bestanden, und so wurde er unter die Zahl der Studirenden auf die gewöhnliche Art ohne Anstand aufgenommen. Später ging derselbe, 10 J. alt, mit seinem Vater, auf den Befehl des Königs von Westfalen, der Selben als ihr Landesherr eine Pension von 500 Franken zugesichert hatte, von Leipzig nach Göttingen. Der Vater war zu jener Zeit seiner Stelle enthoben worden. Der Sohn schrieb hier im 12. Jahre seine erste lat. Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine besondere Vorliebe zeigte. Während der 4 Jahre, welche er hier zubrachte, studirte er mit vielem Eifer alte und neue Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Philosophie u. s. w. Mit diesen fortgesetzten Studien verband er Privatvorlesungen über niedere und höhere Mathematik. Im 13. Jahre ward er Doctor der Philosophie zu Gießen, und im 14. Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in der Wetterau. Zugleich schrieb er sein erstes Werk, und zwar deutsch über einen Gegenstand der höhern Mathematik. Nachdem sich seiner sein früherer rechtmäßiger Landesherr, der König von Preußen, bemächtigt, an, und verlängerte ihm die obgedachte Pension noch auf 4 Jahre. Nun studirte er auch die Rechte, Diplomatie und Cameralwissenschaften, und begab sich nach Heidelberg, wo er den 20. Aug. 1816 die Doctorwürde erhielt. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wollte er sich dort dem akademischen Lehramte widmen, gerieth aber deshalb in einen Streit mit der Juristenfacultät, worüber er an das Ministerium erstattet wurde. Da es unter diesen Verhältnissen nicht schien, ihn sein gewünschtes Lehramt sofort antreten zu lassen, wurde er durch eine höhere hülfsreiche Vermittelung zu einer literarischen Reise von einigen Jahren in den Stand gesetzt, auf welcher er anfang, nun auch ein größeres Publicum zu unterrichten, wenn auch nicht auf dem ausschließenden Wege des wissenschaftlichen Unterrichts. Nach seiner Rückkehr von dieser Reise ward er zum Prof. der Rechte an der Universität zu Breslau ernannt. Seitdem hat er sich besonders als Kenner der altital. Literatur (besonders des Dante) ausgezeichnet. — Seine „Ergänzungsgeschichte“, welche von seinem Vater herausgegeben worden (2 Bde.), enthält eine Menge richtiger Erziehungsgrundsätze, und kann Ältern und Jüngern nützlich sein, wiewol man dem Ganzen mehr Ordnung und Ausführung wünschen möchte.

Wittekind, ein berühmter Fürst der alten Sachsen und einer ihrer vornehmsten Anführer im Kriege gegen Karl d. Gr., dessen Begebenheiten nur zum Theile bekannt sind. Die Sachsen, ein zahlreiches und tapferes Volk, bewohnten N. der Ostfalen, Westfalen und Engern, zu welchen Lestern W. gehörte, nördliche Deutschland zwischen dem Rhein, der Elbe und Nordsee, oder das heutige Westfalen und Niedersachsen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle die Nachbarn, besonders die fränkischen Grenzen. Karl d. Gr. beschloß daher, sie unter seine Herrschaft zu bringen. Zugleich wurde die Religion als ein Bewegungsmittel dazu gebraucht. Der Krieg begann gegen sie im J. 772, und dauerte bis zum J. 804, also 30 Jahre hindurch, mit Inbegriff verschiedener Waffenstillstandsverträge, die Karl mit den Sachsen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch die Sachsen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil

die Franken durch bessere Kriegskunst und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derselben ein großes Übergewicht über sie hatten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachsen Frieden und versprachen Gehorsam. Als sobald Karl sich mit seiner Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen sie aufs neue zu den Waffen. So fing auch W. 782 einen neuen Krieg an. Ein von Karl ihm entgegengeschicktes Heer wurde fast gänzlich aufgerieben. Karl kam nun selbst mit einem mächtigen Heere, und als ihm W., der sich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf sein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er sich dafür, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachsen die Köpfe abschlagen ließ. Durch dieses Verfahren wurden die Sachsen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufstande genötigt. Aber sie wurden (783) in 2 blutigen Treffen bei Detmold und am Haselb. geschlagen, daß sie fast keinen Widerstand mehr leisten konnten. Karl versuchte nun auch gelinde Mittel, und bewog durch große Versprechungen die beiden Heerführer der Sachsen, W. und Albion, sich ihm zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen (785). W. erhielt s. Besitzungen wieder; wie Einige behaupten wollte, machte ihn Karl zum Herzoge von Sachsen. Durch Bischöfe und Priester, die er schickte, und durch 8 Bisthümer, die er in Westfalen und Niedersachsen stiftete, suchte er die Sitten der Nation zu mildern und sie im Gehorsam zu erhalten. Dennoch empörten sich die Sachsen zu wiederholten Malen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erst im J. 803 erlangte der Friede zu Selz, der ihnen verschiedene Rechte gewährte, aber die Annahme der christlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, diese mit der äußersten Erbitterung geführten Kämpfe. Daß W. der Stammvater der sächsischen Regenten sei (s. Wettin), ist aus der Geschichte keineswegs zu beweisen. W. soll sein Leben im J. 807 in einer Schlacht wider den schwäb. Herzog Gerold verloren haben. Sein Leichnam soll zuerst in Paderborn, dann in Engern in der Grafschaft Ravensberg beigesetzt worden sein. Hier befindet sich ein Monument, welches ihm Kaiser Karl IV. soll haben errichten lassen.

Wittelsbach, s. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, diese durch Luther und Melanchthon welthistorische Stadt liegt in dem merseburger Regierungsbezirke der preuß. Provinz Sachsen, an der Elbe, über die eine hölzerne, 500 Ellen lange und $11\frac{1}{2}$ Ellen breite Brücke führt. Sie ist jetzt stark befestigt. Vor der letzten Belagerung im J. 1813 hatte sie 602 Häuser, verlor aber durch dieselbe 285 Wohnhäuser, und zählt mit der Vorstadt 6345 Einwo. Seit 1817 sind 2 neue Vorstädte auf dem linken und rechten Ufer entstanden. Die Schloß- und Universitätskirche, an die Luther am 31. Oct. 1517 seine berühmten 95 Sätze anschlug, und in der Luther, Melanchthon und die Fürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige begraben liegen, ist 1813 auf königl. Kosten von den während der letzten Belagerung erhaltenen Beschädigungen wiederhergestellt worden. — Die 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität, welche mehre Grundstücke, darunter 8 Dörfer und außerdem 354,694 Thlr. an Capitalien (darunter 79 Stipendien) besaß, ist von der preuß. Regierung mit der halle'schen vereinigt, dafür aber ein theologisches Seminarium errichtet worden. 1547 wurde sie in Folge der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Karl V. genommen, allein Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geschützt. Im siebenjährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10. — 14. Oct. durch die auf den Weinbergen aufgestellte Reichsarmee bombardirt, und der preuß. Commandant, Obrist Sakemon, zur Übergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuser wurden hierbei ein Raub der Flammen. Sie hörte auf, eine Festung zu sein, ward aber, da sie noch mit einem Wall und nassen Graben umgeben war, auf Napoleons Befehl, im J. 1813, unter dem Marschall Victor, beim Vorrücken der Russen so gut wiederhergestellt, als es die

tattete. Wittenbergs Garnison bestand damals aus polnischen Truppen. 6. März bis 20. April durch das Corps des Gen.-Lieut. v. Kleist blockirt, des Waffenstillstandes verstärkt, pallisadirt und mit einem bedeckten Wege, ward es nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülow'schen Corps eingenommen. Ende Oct. rückte die Brigade des Generalmajors v. Dobschütz davor, die Belagerung begann aber erst nach der Eroberung Torgaus, am 28. Dec. den Franzosen besetzte, ungefähr 100 Schritte vor dem Schloßthore gemauertes Haus ward in der Nacht zum 2. Jan. 1814 erstürmt, der bedeckte Weg nach zum 7. genommen, in der folgenden das Couronnement desselben, und durch die hier aufgeführte Batterie am 12. in die Bastion längs des jenseitigen Bresche gelegt. Da der Gouverneur, General la Poppe, die Aufforderung zur Übergabe ablehnte, so stürmten die Preußen Wittenberg um Mitternacht an. Die gegen die Bresche gerichtete Brang zuerst ein, und sehr schnell den Platz, mit Ausnahme des Rathhauses und Schlosses, genommen, in welchem die Garnison geworfen hatte, die sich indeß bald darauf ohne Bedingung der Verlust der Belagerer betrug etwa 400 Mann, davon beim Sturm 100 Mann. Der General, Graf Tauenzien, der diese Belagerung, von Torgau, geleitet hatte, erhielt das Großkreuz des eisernen Kreuzes Ehrennamen Tauenzien von Wittenberg. — Bei der dritten Jubelfeier legte der König in Wittenberg den Grund zu einem Denkmale Luessen Bildsäule in Berlin, nach Schadow's Modell, in Eisen gegossen und aufgestellt worden ist. S. „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Kunst, mit histor. und artist. Erläuterungen“, herausg. von J. G. Schadow, Königl. Acad. der Künste zu Berlin, Wittenberg 1825, 4., mit Kupfern.). Organisation der Universität s. den Aufz. vom Hofr. Pölig in dessen „Gesch. und Staatsk.“, 1828, Dec. („Erinnerungen an die Hochschule Wittenberg“).

Witterung, s. Wetter.

Witterungskunde. Die Witterungskunde oder Meteorologie beschäftigt sich mit Auffuchung der bestimmten und festen Regeln und Grundsätze, wonach die Witterungs- und Wettererscheinungen in dem Dunst- oder Luftkreise erfolgen. Dazu gehört die Kenntniß 1) aller Luftarten und ihrer Verwandtschaft; 2) des äußern Baues der Erdoberfläche, besonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Laufes aller Ströme und Flüsse, der großen Landseen, Wäldungen und umliegenden Meere; 3) der Abkühlung der Länder in Niederungen und des Abhanges des Landes vom Äquator nach den Polen; 4) des täglichen und jährlichen Umlaufs des Erdballs; 5) der wechselseitigen Ab- und Zuströmungen der Wärme und Kälte; 6) der vom Lande angezogenen Abdunstungen der Meere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7) der täglichen Luftbewegungen aus den Gebirgsschluchten beim Umschwung des Erdballs; 8) der Luftbewegungen oder Winde, durch die mannigfaltigen Schattenseiten der Gebirge, Berge, Wolken, der Nachtseite des Erdballs und a. Erhöhungen; 9) der Ursachen des Gleichgewichts der Luft durch elektrische Explosionen und a. feurige Erscheinungen; 10) der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen, der Schneelinie u. a. Gegenstände mehr. Alle diese vielseitig mitwirkenden Ursachen enthalten die hinreichenden Gründe zur Erscheinung der täglichen Witterung oder des Wetters. Aus den Schriften der alten Griechen und Römer ist bekannt, auf welche damals die poetischen und prosaischen Naturgeräthe sind, und in dem Mittelalter war die Witterungskunde sogar eine Astrologie oder Sterndeuterei, wovon noch jetzt Anzeigen des Wetters in den Büchern mit Aberglauben die Überreste der Finsterniß des menschlichen Geistes, deren Beibehaltung als ein Maßstab der Kindheit des größern Publicums

in diesem Theile der Naturkenntniß angesehen werden kann. Sogar noch im Anfange des 17. Jahrh. erklärte Theophrastus Paracelsus (in s. Werken von Meteor.) die Nebensonnen für messingene von den Luftgeistern fabricirte und die Sternschnuppen für die Excremente der Gestirne, welche aus der Bauung ihrer astralischen Speisen entstanden. Bei diesen astrologischen Theorien, die man zur Erklärung meteorologischer Erscheinungen anwendete, suchten sich Bauern und alte Frauen noch andre Witterungs- und Wetterregeln, die aus dem Verhalten mancher Thiere und den Veränderungen der Pflanzen hervorgingen. Größtentheils waren diese Regeln nur für ein nahe bevorstehendes oder nur auf 1 oder 2 Tage in einem gewissen Orte anwendbar, jedoch fand man auch verschiedene Erfahrungssätze, welche ganze Jahreszeiten voraus anzuzeigen vermochten. z. B.: Ein schöner Herbst bringt einen windigen Winter; wenn die Zugvögel in großen Heerden und zeitig kommen, so wird es früh und ein strenger Winter; wenn Schwalben niedrig und Bienen nicht weit von dem Bienenstode wegfliegen, so kommt Regen &c. Diese sogen. Haus- oder Bauerregeln wurden durch die fortgesetzten Beobachtungen der Landwirthe und Naturforscher noch vermehrt, und daraus entstanden große Sammlungen solcher Regeln. Auch zeigte sich bald eine gewisse Unzuverlässigkeit, wodurch diese Hausregeln an Nützlichkeit, wenigstens für die Voraussicht auf mehrere Monate, verloren. Das neuere Studium der Physik, welches besonders in Deutschland vor der dreißigjährigen Krieges begann, bekam seit Erfindung der Luftpumpe, des Barometers, Thermometers und a. meteoroskopischen Instrumente bald eine andre Richtung; wenigstens trugen sie zu bessern Begriffen vom Luftkreise bei. Jetzt glaubte man jedoch das wahre Wetter- und Witterungsorakel gefunden zu haben. Man setzte jene neuerfundenen Werkzeuge für die sichersten Verkündiger der Witterungen an. Jeder Besitzer eines solchen Wetterglases, denn so nannte man das Luftscheremesser (Barometer), wollte an dessen hohem oder tiefem Stande des Quecksilbers den Zustand des Luftkreises bloß aus dessen Dichte und Färbung erkennen. Über die Ursachen des Steigens und Fallens der Barometer, sowie den Zusammenhang der Witterung mit der Dichte der Luft, entstand eine große Anzahl von unzureichenden Hypothesen, und dies veranlaßte die Erfindung einer Menge ähnlicher Meßinstrumente. Aber man ist bei ihrer vielfältigen Verfertigung und allen Verbesserungen in der Witterungskunde um Nichts weiter gekommen, so viel man sich auch selbst noch in unsern Tagen damit beschäftigt hat. Können Vortheile werden oder sollen unsere Nachkommen auch davon haben? Wird der Cyclus von 19, oder einer andern beliebigen Anzahl von Jahren, nach dem Ablauf dieselbe Witterung wiederkehrt? — Innerhalb eines Jahrhunderts werden unstreitig mehrere Jahre geben, die nach Beschaffenheit ihres Witterungscharacters sowol in Rücksicht auf die Winter- als Sommermonate, einander ähnlich sein werden. Wo findet man aber wol bei Vergleichung gleichartiger Gegenstände Ähnlichkeiten heraus? Menschengestalten — Gesichter — und Charaktere, Thiere, Pflanzen, Fossilien, und Tage, Gegenden und Gedanken sehen oft einander ähnlich wie Zwillingsgeschwister, und sind dennoch verschieden und einander fremd, dies schon Leibniz gelehrt hat. Alle diese Instrumentalbemühungen und Bemerkungen, wohin auch die der pfälzbairischen meteorologischen Gesellschaft, deren Beitrag zur Witterungskunde von dem verdienstvollen D. Schön zu Würzburg gehört, dürften daher wol zu keinen befriedigenden Ergebnissen im Allgemeinen führen. Daß sich jedoch einst, wenn diese allgemeinen und besondern, oder Zonal- und klimatischen Gesetze für die Witterung und deren Voraussicht aufgefunden werden, ein nicht unbeträchtlicher Nutzen für die Localwitterung davon ergiebt, läßt sich Niemand in Abrede stellen. Sobald nur einige scheinbare Ideen, die die vielfältigen Instrumente aufgeregt waren, da entstand auch eine Menge

schon über Wetter und Witterungen, deren Geschichte der Abt Richard *histoire naturelle de l'air et des météores*", Paris 1770, 7 Thle., deutsch (1773) aufzählt. Cartesius bemühte sich im 17. Jahrh., alle Lusterscheinungen mechanisch, Stahl chemisch, de Luc physisch und Lualdo selenisch, d. h. durch Einfluß des Mondes, zu erklären. 1724 gab Pater Cotte zu Paris zuerst ein Buch der Meteorologie heraus, das auch s. großen Mängel hatte. So schätzte scharfsinnige Bemerkungen und Erklärungen man in demselben, wie in Schriften der Herren v. Saussure, de Luc, Horrebow zu Kopenhagen, und in Berlin franz. und engl. Gelehrten (s. „*Mémoires de l'académie des sciences*“ und „*Philosophical transactions*“) über meteorologische Gegenstände findet, so doch das Unsichere und Schwankende in diesem Theile des menschlichen Wissens auch darin nicht verkennen. Ebenso schränken sich die mühsamen Untersuchungen eines Lambert, Mayer und Gatterer mehr auf klimatische und Localwetterung ein und verfehlen den Überblick des Ganzen. Die Witterungskunde hat daher nie Fortschritte machen, so lange man auf den alten Landstraßen, den Beobachtungen mit Localwettererscheinungen, mit Beobachtungen der Barometer- und Thermometerstände, fortwandert. Wer kann sich beim Anblick eines Ruinens Bruchwand oder Abbruchs aus den Kammern von Herculaneum und Pompeii einen Begriff von der Bauart der alten Römer machen? Ebenso wenig kann man von einzelnen Veränderungen, welche die meteoroskopischen Werkzeuge in mehr oder weniger eingeschränkter Gegend von dem über ihr befindlichen Zustande anzeigen, auf die Witterung im Allgemeinen einen richtigen Begriff machen können. Es verdient daher dieser Theil der Naturkenntniß eine Revision durch sachkundige Männer, die eine richtigere Bahn nach festen Grund- und Erfahrungssätzen betreten. Welchen unübersehbaren großen Nutzen würde aber eine zuverlässigere Witterungskunde für die Landwirthschaft und das menschliche Leben überhaupt gewähren! Dahin kann uns jedoch nur die Kenntniß der hierzu erforderlichen allgemeinen Naturgesetze und ihrer Modalität führen. Sobald wir diese Haupt- und Grundursachen aller Erscheinungen der Witterungen in unserm Dunstkreise genauer kennen, dann wird und muß sich die Witterung als eine nothwendige Folge jener Vordersätze vorherbestimmen lassen. Eine systematische Witterungskunde erfordert Gewißheit, Gründlichkeit und Klarheit. Beim Aufbau einer solchen Lehre muß man außer den oben bereits angeführten Sätzen Folgendes berücksichtigen. Alle Witterungserscheinungen lassen sich in 3 Hauptclassen eingetheilt werden, nämlich in allgemeine oder Zonal-, Lokal- oder klimatische, und in die besondreste oder Localwitterung. Durch die Kenntniß der Charakter der Witterung eines ganzen Erdtheils oder Landes unter Breite und Länge bestimmt; die andre zeigt die Abänderungen dieser Witterung nach den eigenthümlichen Beschaffenheiten und nach der Lage einzelner Gegenden oder Provinzen an; und die dritte beschäftigt sich mit dem Wetterwechsel in einzelnen Orten. In Berücksichtigung dieser Eintheilung kommt es auf den Überblick des Ganzen der dreierlei Erdgürtel, auf die Kenntniß der Beschaffenheit des Bodens einzelner Gegenden, und dann auf die Lage und Umgebungen besonderer Gegenden und die bisher in denselben gemachten Erfahrungen in Absicht des Wetterwechsels an. Die Hauptursache aller Witterung liegt in dem jährlichen Fluge des Lichts um die Sonne und in der unablässigen Ab- und Zuneigung eines oder des andern Theils seiner Oberfläche von und zu ihr, wodurch der Stand der letztern im Augenblick bestimmt und die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die ihr entgegenstehenden Körper mehr oder weniger befördert werden muß. Nach der Beschaffenheit eines Landes wird nun durch dieses fortwährende Ab- und Zuneigen des Erdballs von und zu der Sonne bald eine größere, bald eine geringere Menge Wärmestoff aus dem letztern entwickelt und dadurch die Luft verbünnt.

Durch die rollende Bewegung des Erdballs um die Sonne fällt in jedem blick eine neue Lichttangente auf seine Oberfläche, und diese ewigen Auf- und vergänge der Sonne, die in jedem Augenblick über irgend einem Halbkugel Erdballs stattfinden, verursachen eine fortwährende Luftverdünnung und tzung jener in den höhern, dieser in den niedern Regionen der Atmosphäre. entsteht eine beständige Luftströmung aus der Schattenseite des Erbkörpers und aller auf ihm befindlichen Erhöhungen. Diese Zuströmung der dicht verdünntere, oder der kältern in die wärmere Luft, erzeugt die meisten Dünste. Mit den Grundstoffen des Wasser- und Sauerstoffgases entz Wärmestoff aus der Oberfläche aller Körper und bildet Dünste, die in de Luftregionen Wolken, in den niedern aber Nebel genannt werden. Je a teter die Wolkenmasse nach allen Richtungen über die unter ihr liegende ist, um desto kühler oder kälter wird es in denselben. Im Winter senk Dunstkreis tiefer zur Erde herab als im Sommer. Sobald nun aus dem der beständigen Sommerwärme ein Theil derselben von der südlichen Äq nach Norden herströmt, so fangen an den untern Bergregionen Schnee u zu schmelzen und die milbere Jahreszeit tritt ein, oder es beginnt der Von den beiden Seiten des Äquators ziehen nach den Eisgegenden oder l und Nordpol Wolken und Nebel hinab. Auf dem sogen. festen Lande w jene Dünste die Gipfel der hohen Berge in Nebel- und Wolkengestalt. durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen im Winter herabgefallenen Si sich auf allen Seiten der Gebirge, einzelner Berge und Landhöhen befi stehen in der mildern und wärmern Jahreszeit die Dünste. Im Winter Sonne ihres niedrigen Standes wegen auf die mittäglichen Bergseiten u auf befindlichen Schneelagen nur sehr schwach. Im Frühling erfolgt wirkung der Sonnenstrahlen auf die Morgenseite der Schneeberge schou ler, und im Sommer liefern die Mitternachtsseiten aller Gebirge die meis und Niederschläge. Der Herbst erscheint immer um desto heiterer und i je weniger sich noch Schnee- und Eislagen auf der abendlichen Seite de welche in dieser Jahreszeit von den Strahlen der Sonne am meisten beschl den, befindet. Ofters wird auch schon ein Theil des neugefallenen Herbstf den Berghöhen abgethaut, und es entstehen daher im Spätherbste, bel Nov., nicht selten anhaltende Regentage. Bruchige Gegenden und B ten, große Waldungen und Höhenzüge sind Nebeln und Regengüssen m dre flache und niedrige Gegenden ausgesetzt. Die meisten europäischen berge liegen in den südwestlichen Gegenden von Europa, daher kommen immer Regen und Wolkenzüge von dieser Seite. Die Richtung der l aber auch durch den Schwung des Erdballs von Westen nach Osten, i Abhang nach Norden hin, desgleichen durch die größere Wärme in den no Ländern während der Sommermonate bedingt und hervorgebracht. Je i in den letztgenannten Ländern während der langen Sommertage ist, schneller fliegen die abgedunsteten Südwestwolken dahin. Da sich der E f. fortwährend raschen Fluge um die Sonne in jedem Augenblick in eine Standpunkte gegen sie befindet, so muß sich wenigstens alle 8 Tage ein a stand der Erde und ihres Dunstkreises in gebirgs-, wasser- und walderi bern zeigen. Durch diesen Wetterwechsel ist der Irrthum von dem Ein Mondes auf die Witterung entstanden, der aber nach unwiderleglichen Grün unzulässig ist, wie der Einfluß der Gestirne. Der eben erwähnte, täglich e Standpunkt des Erdballs muß auch nach den besondern Lagen und Besd ten eines Landes größere und geringere Luft- und Zustandsveränderu Dunstkreises hervorbringen, die theils aus Zonal-, sehr oft aus klimatisa wol aus Localursachen gebildet werden. Diese Veränderungen hat man b

hämlich der einwirkenden Kraft des Mondes zugeschrieben. Fast immer, oder doch sehr häufig, strömen im Dunstkreise warme und kalte Luft und Wolkenzüge in verschiedenen Richtungen über einander. Die untersten Wolken werden die Regenvolken, weil die obern Tröpfchen auf die untern herabfließen und sich zu Tropfen vergrößern. Wenn die Luftsäule sie nicht mehr tragen kann, fallen sie herab. Die kalte und warme Luft hat überall ein Bestreben, aufwärts zu steigen, und die kalte der kühleren Luft dringt an die Stelle, von welcher sich jene erhebt. Der Wärme-
stoff wird aber nie dem Erdballe von den Sonnenstrahlen oder von irgend einem andern Weltkörper mitgetheilt, sondern nur durch die Einwirkung der Sonne ausser auf demselben befindlichen Körpern aufgeregt und entwickelt. Die wärmerregende Kraft der Mondstrahlen ist noch nicht bekannt, vielleicht ist diese Entdeckung noch zu machen!? — Durch die Nähe des Nordpoleises und der dadurch gewordenen Nordländer ward die freie Wärme von Europa bisher abgezogen, daher es manchem Naturbeobachter vorkam, als nähme die Wärme ab, da es doch eigentheilß seit 2000 Jahren in diesem Erdtheile um viele Grade wärmer geworden ist. Die schwedisch-norwegischen Gebirge sind die Schutzmauer gegen eine viel größere Kälte, die sonst aus Norden nach Deutschland kommen würde. Ständen nicht die hohen Bergketten gegen Süden dem Südwinde entgegen, so würden diese letztern in Deutschland nicht so selten sein. Diese Umstände mildern die zu starke Kälte und zu große Hitze, welchen sonst Europa ausgesetzt sein würde. Liegen in den Sommermonaten an den Ufern der arktischen Länder noch Eisschollen im Frühjahrseisgange, die von den Meereswellen in Bewegung gesetzt werden, so befindet sich auf der Nordseite der Nordostgebirge daselbst noch Schnee, so kühlen kühle und kalte Winde im Sommer von Nord und Nordost nach Süd und Südwest. Die Erhöhung des Erdballs am Äquator, die bis 90° N. und S. Br. 10 Meilen beträgt, verhindert den Einfluß der Luftbeschaffenheit der einander entgegenstehenden gemäßigten Zonen und der beiden Pole. Ebenso treten die nördl. und nordöstlichen Nebel der Kälte nach Süd und Südwest entgegen. — In die Oberfläche der Erde bringt ein großer Theil der im Sommer rege gewordenen Wärme und verbindet sich mit der freien Wärme, die sich im Innern derselben entwickelt. Wenn nach dem Herbstgleichtage die Winde zwischen Westen und Osten wehen und nur in ihrem Gange mit den dazwischen fallenden Mittelwinden bis zur Mitte des Oct. abwechseln, dann bleiben sie wenigstens 3 Monate in dieser Weltgegend stehen und der südl. Theil von Europa hat einen strengen, der nördliche einen milden Winter. Geht aber der Wind von West nach Nordwest und von Nord und Nordost nach Osten, dann erfolgt ein kalter und strenger Winter für die Nordseite Europens und ein mäßiger für die jenseits der Gebirge liegenden Südländer. Bei dieser Bestimmung der Winterwitterung muß man auf den Bau der 3 großen verbundenen Erdtheile (Europa, Asien und Afrika) besonders Rücksicht nehmen, und auf den erwähnten Gang des Winters durch die beiden Thäler, Längs- oder Abdachungen zu beiden Seiten der langen Bergkette von Sierra Nevada in Spanien bis zu der netzinskisch-schotskischen Bergkette in Sibirien auf Europa und Asien achten. Diese vorläufigen aphoristischen Ideen können uns aber den Weg bezeichnen, welchen die Naturforscher betreten müßten, wenn sie der Witterungskunde größere und zuverlässigere Fortschritte machen wollten. Auf diese Weise würde aber auch die Witterungslehre eine ganz andre Gestalt erhalten und eine der wichtigsten aller menschlichen Kenntnisse werden. — Die ältern Schriften von der Witterungslehre findet man in des P. Cotte „Traité de météorologie“ (Paris 1774, 4). Damit verbinde man Mayer's „Lehrb. der phys. Meteorologie“ (Gött. 1805, m. K.) und Lampadius's „Atmosphäre“ (Göttingen 1806). Über den richtigen Gebrauch meteorolog. Instrumente vgl. „Anleit. zum Gebr. der meteorolog. Instrumente“ (Mugéb. 1806).

1815, m. R.) .S. auch D. Schön's „Witterungskunde in ihren Grundlagen“ (Verl. 1818); Bode's „Gedanken über den Witterungslauf“ (1819) und Stark's „Meteorologisches Jahrb.“, 1813—17.

Witthum (vidualitium, dotalitium, douaire), der Theil von den Gütern des Mannes, welchen nach seinem Tode seine Witwe zu fordern hat. Dieses Verhältniß hat vielfache Veränderungen erfahren. In Rom hatte die Witwe Nichts zu fordern als die Rückgabe ihrer Mitgift (dos), und wenn sie arm war, einen Zuschuß aus dem Nachlasse des Mannes. Bei den germanischen Nationen, wo die Frau der Regel nach ohne Vermögen war, wurde es gewöhnlich, ihr sogleich bei der Verheirathung einen Theil von den Gütern des Mannes zum lebenslänglichen Genuß (auch wol zum Eigenthum) auszusetzen, was man ihre dos nannte. In Deutschland wurde in mehreren Ländern gesetzlich ein Dritttheil oder ein Viertheil der Güter dem Manne häufig baares Vermögen zu; daraus entstand zweierlei: 1) das eigentliche dotalitium, eine Art der Zurückgabe des von der Frau dem Manne mitgebrachten Vermögens, indem ihr statt des Capitals doppelte und ebenso von dem Manne gewöhnlichen Gegenvermächtnisse gleichfalls doppelte, also eigentlich vierfache Zinsen auf Lebenszeit (als Leibgebänge) bezahlt wurden, wobei sie das Capital selbst nicht zurückbekommt. Sie hat aber meist die Wahl, entweder das Capital oder die vierfachen Zinsen zu nehmen. Dieses Leibgebänge verliert sie auch nicht, wenn sie sich wieder verheirathet; in manchen Ländern ist es aber bei Lehngütern auf ein gewisses Verhältniß zum Werthe des Lehns eingeschränkt. 2) Eigentliches Witthum (vidualitium), der standesmäßige Unterhalt, welcher der Witwe aus den Gütern des Mannes (fürstlichen Witwen aus dem Lande) gewährt wird. Dasselbe gehört Wohnung (Witwenstube), baares Geld, Naturalien; es wird auch der Genuß eines Guts oder Grundstücks dazu angewiesen. Dieses Witthum aber verliert sie, wenn sie zur zweiten Ehe schreitet.

Witwencassen sind Anstalten zur Unterstützung hinterlassener Witwen. Es gibt deren 2 Hauptgattungen, welche wesentlich von einander verschieden sind: 1) solche, die ein durch Vermächtnisse, oder Schenkungen, oder Besoldungen gebildetes Capital besitzen, dessen Zinsen jährlich unter die Witwen vertheilt werden, im Verhältniß zu den von ihren Ehegatten geleisteten Beiträgen. Hier ist es um ganz sicher zu gehen, gewöhnlich keine bestimmte Summe zugesichert, sondern die Größe der Unterstützung richtet sich nach der Zahl der Interessenten Witwen; von dieser Art ist die Universitätswitwencasse in Göttingen. 2) Solche, die auf Leibrentenfuß (s. Leibrente) eingerichtet sind. Ihre Natur ist folgende: Eine ansehnliche Anzahl von Ehemännern, deren Frauen noch sämmtlich am Leben sind, macht sich anheischig, entweder auf einmal, oder nach und nach eine gewisse Geldsumme durch ihre Beiträge zusammenzubringen, um ihren berechneten Witwen eine dem Beitrage gemäße, stets gleiche Pension bis zum Tode der Witwen bis zur Mündigkeit der Kinder zu versichern. Man kann in diese Anstalten auf zweierlei Weise eintreten: a) auf Capitalfuß, d. h. durch Herschießung einer Summe auf Einem Brete; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergestalt, daß man jährlich zu bestimmten Zeiten eine gewisse Summe als Beitrag hergibt. — Die Größe der der Witwe zugesicherten Leibrente wird berechnet: a) nach dem Alter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts; b) nach dem wahrscheinlichen Tode Beider; c) nach der Größe des Einsages, welcher letztere jedoch nicht fallen ist, wenn die Frau vor dem Manne stirbt. — Bei den Anstalten, welche auf Capitalfuß eingerichtet sind, ist die Berechnung leichter zu übersehen und die Pension mehr gesichert als bei denen auf Contributionsfuß. Hinsichtlich der Art und Weise der Berechnung haben Tetens und Ritter, die Hauptschriftsteller in diesem Fache,

aufgestellt: Bei dem wahrscheinlichen Tode des Mannes muß, Capital- oder Contributionsfuß geschehen, die volle Summe, welche, mit Zinsen und Zinsenzins berechnet, erforderlich ist, um der wahrscheinlichen Tode die bestimmte versprochene Pension zu sichern. Die Sicherheit einer Wittwencassenanstalt beruht hauptsächlich auf der gelegten Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Sterblichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit ist von mehreren Schriftstellern, insbesondere von Süßmilch (in der Ordnung des menschl. Geschlechts 2c.) in Tabellen dargestellt worden. Wichtig indessen auch diese Tabellen hinsichtlich der Sterblichkeit übersehen, so hatte man doch Unrecht, sie unbedingt bei den Wittwencassen anzuwenden; denn 1) bei diesen Anstalten sind die Wittwen gewöhnlich eine große Anzahl gesunder Weiber, auf welche die Sterblichkeit der Weiber nicht anwendbar ist; 2) haben die Frauen die Zeit ihrer möglichen Lebensdauer überstanden, so tritt bei ihnen eine ganz andre Sterblichkeit ein; die in den Gesundheitscheine der Ehemänner beweisen wenig: die Sterblichkeit der Ehemänner, welche einsetzen, ist größer als die Sterblichkeit unter dem Geschlecht überhaupt. Es ist daher zur Vermeidung einer fehlerhaften Berechnung in dieser Hinsicht von Ritter folgender Grundsatz aufgestellt worden: In verschiedenen Anstalten der Art zur Richtschnur angenommen worden: In einer Wittwencasse aus 2000 Theilnehmern, welche im Durchschnitt 40 Jahren Frauen 32 Jahre alt sind, und werden jedes Jahr 200 neue Mitgenossen genommen, so ergibt sich gegen das 50. Jahr, wann der erste Stamm Theilnehmern mit ihren Frauen als völlig ausgestorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchsten und beständig sich gleichbleibenden Wittwen, welche Pensionen erhalten, und der Personen, welche beitragen, 3:5, d. h. 5 Interessenten müssen so viel beitragen, als 3 Wittwen Pensionen. — Wittwencassen, welche ihre Versprechungen nicht halten können, können nur dadurch vom gänzlichen Untergang zu retten, daß mit den Theilnehmern wegen einer Verminderung der Pension übereingekommen wird. Zu bemerken, daß dergleichen Anstalten nicht gerade den Armen zu gut sind, auch nicht sehr von Sparsamen gesucht werden können, weil man durch Sparsamkeit zwar nicht eine gleich große Rente seiner künftigen Witwe zufließen kann, aber auch dabei nicht Gefahr läuft, das Ganze zu verlieren, wenn man früher stirbt; daher sind dieselben hauptsächlich da zu empfehlen, wo bei Ehemännern wenig Sparsamkeit zu erwarten ist. Vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet man in „Eclaircissement sur les établissemens calculés sous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss“, deutsch von Altend. 1782, 4.); Ritter's „Auflös. der wichtigst. Fragen üb. die Erricht. von Wittwencassen“ (Gött. 1768); Dessen „Plan der neuen Einricht. der Wittwenpfluggesellschaft“ (1787, 4.); Karsten's „Theorie von Wittwencassen“ (1784); Tetens's „Einleit. zur Berechn. der Leibrenten“ (Lpz. 1785 u. 1786, 2te.); Dessen „Nachr. von dem Zustande d. Wittwencasse zu Kopenhagen 1797“ (Kopenh. 1803); Florencourt's „Abhandlungen aus der jurist. und polit. Rechnung“, mit e. Vorrede von Kästner“ (Altenb. 1781). KM.

Wiß. Der **Wiß**, als Eigenschaft des Subjects, ist eine auf vorzüglicher Aufmerksamkeit beruhende Fertigkeit, die Ähnlichkeiten an denjenigen Dingen, welche der natürliche Verstand als verschiedenartige zu betrachten pflegt, leicht, schnell und lebhaft aufzufassen und darzustellen. Da dies Auffinden der Ähnlichkeit Vergleichung voraussetzt, so kann man auch sagen, der **Wiß** ist eine natürliche Fertigkeit der vermittelnden Urtheilskraft im Auffinden solcher Ähnlichkeiten, durch welche die Gegenstände in eine sinnreiche Beziehung treten, oder kurz ausgedrückt, eine spielende Urtheilskraft. Der **Wiß** aber, als Product, bezeichnet den glücklichen und sinnreichen

chen Vergleich und was durch denselben bewirkt wird, ja oft auch versteht man unter dem Witzigen das Sinnreiche überhaupt, besonders aber sofern es in W ausgesprochen wird (die Franzosen sagen daher *bon mot*). Der Witz zeigt für so mehr als Fertigkeit, je leichter er Dasjenige verknüpft, was für den gewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu stehen scheint, mithin je tiefer die Ähnlichkeit ferner je reicher er selbst an Auffindung solcher Beziehungen ist. Er wird allent sehr unterstützt durch Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Anschauungen, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und damit verbundene Übung der Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weshalb ihn Jean Paul auch den angelegtesten Verstand zu nennen scheint. Er äußert sich ebensowol im Erkenntnißgebiete als im Gebiete der Kunst und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen wol ernst als belustigend. Das Belustigende desselben aber beruht vorzüglich auf der schnellen und spielenden Äußerung der Verstandesthätigkeit, und ist um so mehr, je mehr es durch sinnreiche Beziehung ungleichartiger Gegenstände über und um so lächerlicher, je größer und anschaulicher der Contrast der verglichenen Gegenstände ist. Letztere Art pflegt man wol auch vorzugsweise Witz zu nennen und die Einfälle desselben erscheinen dann gewöhnlich unter der Form der Association und werden oft durch Vergesellschaftung der Vorstellungen hervorgebracht. Im letztern Falle, und insofern sein Zweck keine ernstliche Belehrung, sondern eine spielende Äußerung der Kraft sein einziger Zweck ist, ist er im vollen Sinne des Wortes spielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit in der Wirklichkeit existirt, oder bloß durch Wirkung der Einbildungskraft scheinbar hervorgebracht ist. Indessen darf der Vergleich nicht willkürlich sein (denn der Witz ist keine Urtheilskraft), und selbst das Verhältniß, welches er aufstellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch so geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (*tertium comparationis*) nennt. Je tiefer, treffender und sinnreicher dieser Vergleichung ergriffen ist, desto sinnreicher und tiefer ist der Witz, und um so schaler und je zufälliger diese Beziehungen, und je leichter sie auch dem alltäglichsten Auge in die Augen fallen. In Rücksicht seiner Gegenstände ist der Witz Sach- oder Wortwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenstände (dahin gehört z. B. das Wortspiel), ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Zwei Arten des Witzes sind in Hinsicht ihrer Darstellung eigentlich, wenn der Witz an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält, oder uneigentlich bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtsinnlichen, oder umgekehrt vergleicht. Man redet auch von einem scharfsinnigen Witz; das ist nun entweder solcher, welcher durch Blicke in das Wesentliche und Innere der Dinge entsteht, oder man will damit bezeichnen den Witz, der sich der Unterscheidungen und Gegensetzungen des Scharfsinns scheinbar oder als Mittel zu Vergleichen bedient. Was seine Wirkungen anlangt, so ist der Witz im Ganzen eine heilsame Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, von den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegengewogen wird. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande nachtheilig wirken, und führt oft zu Kälte oder zur Zerstreuung, im Grade fixirt, zur Abspannung des Geistes und Überwitz. Selten auch ist der Witzige geliebt. Daher muß sich der Witz mit andern Vorzügen des Geistes verbinden. Und er ist vorzüglich angenehm, wo er mit Gutmüthigkeit sich vermischt und gehaft insbesondere, wenn er, als Spott, die Absicht hat, zu belehren. Der Witz kann, weil er Talent ist, nicht Zweck der Erziehung sein. Die Entwicklung desselben aber wird besonders durch mannigfaltige und lebendige Anschauung, leichten geselligen Umgang und heitere freie Verhältnisse gefördert. Durch freien geselligen Umgang wird ein gewisser Takt in der Anwendung

gebracht, ohne welchen der Wigige leicht zum Wigbold wird, d. h. zu waschen, der Wig am unrechten Orte anwendet oder verschwendet. T.
 Wladimir (Wlobimir), Zar von Rußland, ward (981), nach dem Tode
 seinen Brüder, Herr des ganzen damaligen russischen Staates, und ver-
 denselben durch Besiegung verschiedener benachbarter Völker. Bei Gele-
 seiner Vermählung mit der griech. kaiserl. Prinzessin Anna Romanowna
 sich (988) taufen, und nahm mit seinem ganzen Volke die christl. Religion.
 Die ersten Religionslehrer der Russen kamen aus Konstantinopel, und von
 wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griech. Kirche eingeführt.
 als der erste christl. Regent, und, weil er viele Klöster und Schulen stif-
 in der russ. Geschichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachma-
 Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Er starb 1015. Seine
 kommen theilten zu ihrem eignen Verderben das Reich unter sich. Zu seinem
 danken stiftete die Kaiserin Katharina II. am 22. Sept. 1782 den St. = Wladi-
 rorden.

Woche. Die Eintheilung des Monats in siebentägige Perioden (Wochen)
 ihren Ursprung im grauesten Alterthum und im Orient, und wird daher, wol-
 mit Unrecht, von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hergeleitet. Dagegen
 die ältere Benennung der Wochentage von einem astrologischen Aberglauben
 Die Ptolemäische Weltordnung zählte nämlich 7 Planeten in der Ordnung:
 Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond; und der Aberg-
 ließ diese Planeten hinter einander weg, jeden immer eine Stunde, regieren.
 man also irgend einmal eine erste Tagesstunde mit dem Saturn an, so fällt
 die 24., wie man leicht sieht, der Mars, und auf die 25., oder erste des andern
 Tages, die Sonne (Sonntag); so fortgehend, auf die erste des nächsten Tages der
 Mond u. s. w. Man könnte auch annehmen, daß der Anfang mit der Sonne, als
 dem vornehmsten Planeten nach Ptolemäischen Begriffen, gemacht worden sei,
 als, wie man gleich übersieht, die nämliche Ordnung noch ungezwungener her-
 führt.

D. N.

Wodan ist gleichbedeutend mit Odin, eine der mächtigsten Gottheiten des
 Nordens. Man hat ihn auch von dem indischen Buddha herleiten wollen. Die
 Sachsen und Thüringer verehrten namentlich den Wodan als ihren Kriegs-
 gott, und jene schwuren in dem Kampfe mit Karl d. Gr. ein feierliches Gelübde,
 dieselben alle feindliche Gefangene zu opfern. (Vgl. Nordische Mythologie.)
 Die Römer fanden ihren Mars in demselben wieder.

Wohlfahrtsausschuß, Comité de salut public. Unter diesem Na-
 men verschleierte der Berg, oder die Partei des Terrorismus (s. d.) im Natio-
 nalconvente (s. Frankreich) die Dictatur, welche die Männer des Schreckens an-
 nahmen, um die Girondisten (s. d.) und die gemäßigte Partei niederzuschmet-
 ten, damit der Berg herrsche und die Republik über ihre innern und äußern Feinde
 triumphire. Der richterliche oder vielmehr Henkersarm, welcher diesem anfangs
 an-, später zwölfköpfigen Souverain blindlings gehorchte, war das Revolu-
 tionstribunal (s. d.). Der Wohlfahrtsausschuß ward an der Stelle des kaum
 Tage alten Comité de défense générale den 6. April 1793 errichtet und vom
 Nacionconvente, aus dessen Mitte seine Mitglieder (darunter Danton, Barrère,
 Robespierre) gewählt waren, mit unumschränkter Vollmacht zu geheimen Berath-
 lagungen und zur Aufsicht über die Minister versehen; nur nach eigenem Ermes-
 sollte er in jeder Hinsicht für die öffentliche Wohlfahrt sorgen; daher ward ihm,
 einige Monate später, auch das Recht ertheilt, Haftbefehle zu erlassen. Die herr-
 schende Partei ging dabei von der Ansicht aus, daß Frankreich, von Innen und
 Außen bedroht, nicht wie im Frieden (so wollten es die Girondisten) regiert, son-
 dern wie in Zeiten der höchsten Gefahr nur durch verzweifelte Mittel gerettet wer-

den könne. Als aber, nach dem Sturze der Gironde (1., 2. Juni 1793), Berg nach dem Vorschlage des Wohlfahrtsauschusses erklärte, daß die Revolution Frankreichs nur aus 2 Parteien, Patrioten und Feinden der Revolution, bestehe, und jene zur Verfolgung dieser auffoderte, da trat an die Stelle des Gesetzes das Schrecken. Bald nachher ward Robespierre (s. d.) den 27. 3. 1793 Mitglied des Wohlfahrtsauschusses, dessen Mitglieder anfangs monatlich ernannt, nun aber gewöhnlich wieder bestätigt wurden. Seitdem beherrschte der Ausschuß die Bergpartei, und durch diese den Convent. Als einzige Regel bei dem Verfahren erklärte Robespierre: die Spannkraft der Volksregierung im revolutionärszustande sei *la vertu et la terreur!* Bald sah dieses Ungeheuer politischem Wahnsinn in sich allein jene Tugend (der Jakobiner) rein vor, darum trat er Alle zu Boden, die nicht dachten wie Er. Mit ihm und nach dem Sinne arbeiteten im Wohlfahrtsauschusse St. = Just, Couthon, Billaud de Barennes, Collot d'Herbois und Hérault de Sechelles. Nur Carnot, ebenfalls Mitglied des Wohlfahrtsauschusses, beschränkte sich allein auf die Leitung der Heere, und überließ seinen Genossen das Innere, ohne Theil an den Maßregeln zu nehmen. Auf den Antrag jener Männer ward die neue Verfassung einstweilen aufgehoben, und die revolutionnaire Regierung dem Wohlfahrtsauschusse vom Convente am 4. Dec. 1793 gesetzlich übertragen. Nun bestanden der Wohlfahrtsauschuß zu Richtern der Verdächtigen, in allen Gemeinden der Republik, aus den wildesten Menschen Revolutionärsauschüsse, deren Zahl auf 20000 stieg. Die letzten noch übrigen Proceßformen wurden abgeschafft; an ihrer Stelle traten Wahnsinn und Wuth, Grausamkeit mit Thorheit gepaart, Heimlichkeit und Verrath. Endlich erklärte sich der eine Zeitlang durch Robespierre aus dem Wohlfahrtsauschusse entfernte Danton gegen das nutzlose Blutsystem, und Robespierre selbst willigte in die Verurtheilung der Hauptlinge des pariser Pöbels (24. 1794), unter welchen Hebert (s. d.) der Abschaum der Gesellschaft war; bald darauf ward auch Danton (5. April), nebst Hérault de Sechelles, von Robespierre gestürzt. Nun blieb dieser Wahnsinnige bis zum 28. Juli 1794 sein Leben und Tod von 30 Mill. Menschen. Er ernannte Fouquier-Tinville (s. d.) zum öffentlichen Ankläger. Die Gefängnisse häuften und füllten sich; Gefangenen wurden gemißhandelt, von Spionen verrathen und ohne Verurtheilung verurtheilt; das Vermögen der als verdächtig Verhafteten ward beschlagnahmt und die Guillotine kam nicht vom Plage. Auf gleiche Art wütheten einige mächtigste des Wohlfahrtsauschusses, vorzüglich Collot d'Herbois, Billaud de Barennes (s. d.) und Jos. le Bon in den Provinzen. Unter den zahllosen Schläge dieses Systems befanden sich der edle Malesherbes (s. d.) und der brave Lavoisier (s. d.). Endlich wurden die Mitglieder des Wohlfahrtsauschusses, die des Sicherheitsauschusses unter sich uneins. Beide hatten, jede 3 Klassen unter ihren Gliedern. Diese und nicht Tallien führten eigentlich den 9. Thermidor herbei. Im Wohlfahrtsauschusse bildeten Robespierre, Couthon und Billaud de Barennes „gens de la haute main“ eine Partei; die zweite: Barrère, Billaud de Barennes und Collot d'Herbois „les gens révolutionnaires“; die dritte: Carnot, Priour und Billaud de Barennes „les gens d'examen“. Im Ausschusse der allgem. Sicherheit gehörten zur ersten Partei: Rabier, Amar, Jagot, Louis (du bas Rhin), Boullaud, „gens de la haute main“ genannt; die zweite: Danton, Lebas, „écouteurs“; die dritte: Bayle, Lavicomterie, Elie Lacoste, Dubarran, „les gens de contrepois“ genannt. Robespierre wollte den unbiegsamen Carnot aus dem Wohlfahrtsauschusse austreiben; dagegen arbeitete Billaud de Barennes an Robespierre's Sturz. Nur Couthon, St. = Just, die Jakobiner und der Scheimerath von Paris waren noch an dem Haupte der Demagogie. Als aber St. = Just am 25. Juli im Wohlfahrtsauschusse „zum Heile des Staats“ wirklich eine Dictatur vorschlug,

im Nationalconvente Dabier, Collot d'Herbois, Willaud de Varennes, Camille, und vorzüglich Tallien (s. d.) und Fréron gegen Robespierre; der Dictator und sein Anhang wurden geächtet, und Barras's (s. d.) Sieg am 9. Thermidor (7. Juli) führte am 28. Juli Robespierre, dessen Bruder, St.-Just, Couvreur u. A., zusammen 105, auf das Blutgerüst. Der Convent erlangte jetzt sein Ansehen wieder; die Jakobiner und die Anhänger des Terrorismus (la queue de Robespierre) wurden vollends besiegt; zugleich gab der Convent dem Wohlfahrtsausschuß und dem Revolutionstribunale eine beschränktere Vollmacht und Einrichtung. Die blutige Willkür hörte auf, und als die neue Verfassung den 28. Oct. 1794 eine Directorialregierung (s. Directorium) einführte, löste sich der Convent auf, und in seinem fluchbelasteten Grabe versanken zugleich mit ihm die Revolutionregierung, das Schreckenssystem und der Wohlfahrtsausschuß. S. „Mémoires inédits de Senart“ (Generalsecret. des Wohlfahrtsausschusses, st. 1796) und „Révélations puisées dans les cartons de salut public et de sûreté générale“ (2. A., Paris 1824). Die „Mém. historiques de M. de la Bussière“ (Gendreau's Geheimschreiber) erzählen, wie sinnreich dieser employé au Comité de salut public eine Menge Verhaftete der Verurtheilung entzog. K.

Wohlgemuth (Michael), geb. in Nürnberg 1434, gest. daselbst 1519. Wenn auch dieser Künstler durch seine Werke weniger bekannt wäre als er es ist, verdient er doch schon als Lehrer des noch berühmter gewordenen Albr. Dürer, ihn noch, als W. 82 J. alt war, malte, dankbar genannt zu werden. Zu seiner Zeit war er der beste Maler Nürnbergs, welches noch ein großes Altargemälde von ihm hat, das früher der Augustinerkirche gehörte, jetzt in der dortigen Galerie befindet. Auch die zwickauer Hauptkirche hat Bilder von ihm; das bewundernswürdigste Werk von ihm aber besitzt die Stadt Schwabach unweit Nürnberg. Einige haben auch geglaubt, das jüngste Gericht in Danzig sei von ihm. Auch die wiener und münchener Galerien besitzen schöne Werke von ihm. Und wenn auch die trockene, kalte Zeichnung, die die deutschen Künstler jener Zeit alle haben, bei allen seinen Werken vorwaltet, so ist doch der Farbenglanz, der kräftige Charakter in allen Figuren, die richtige Composition derselben nicht genug zu rühmen. In Privat- und öffentlichen Sammlungen wird inzwischen Manches als sein Werk ausgegeben, was nicht als solches zu erweisen ist. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er zugleich Holzschnitzer und Kupferstecher. Vorzüglich von ihm gefertigte Blätter in Holzdruck enthält die 1493 erschienene Chronik von Nürnberg.

Wohnung. Es ist einleuchtend, daß die Wohnung einen sehr großen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen haben muß; denn auf der einen Seite verliert man hier die längste Zeit, und auf der andern Seite wird bei der Wahl und Einrichtung der Wohnungen auf die Umstände, welche der Gesundheit schädlich oder nützlich sind, gerade zuletzt Rücksicht genommen. Überdies sind auch die Umstände, welche schaden, so zahlreich, daß sie kaum alle zu vermeiden sind, und eine Wohnung, welche gar keine Krankheitsursachen enthält, kaum gefunden wird. Wir wollen hier diejenigen, welche am häufigsten vorkommen, kurz anführen. Eine mäßige Anhöhe, auf der sich die Wohnung befindet, ist nützlich, eine zu große Anhöhe ist schädlich. Wohnungen, die sich auf großen Ebenen befinden, sind allen den mannigfaltigen Veränderungen unterworfen, welche hier in der Luft, den Winden, dem Boden u. v. sich zeigen. Befinden sich dieselben in dichten Wäldern, so ist der Luftzug nicht frei, der Boden, der immer feucht bleibt, schadet; am schädlichsten aber sind Sümpfe in der Nähe der Häuser. Der Aufenthalt am Meere wird aus zufälligen Ursachen schädlich, an sich ist er es nicht. Außer den Überdimmungen machen auch Erdbeben und Schneelavinen manche Wohnung sehr ungesund. Die Städte werden durch hohe Mauern, welche sie umgeben, enge und nicht gepflasterte Straßen, durch Unreinlichkeit auf denselben, durch die Aus-

dünstungen, welche manche Handwerke und Manufacturen veranlassen, durch die Kirchhöfe, welche sich in der Mitte derselben befinden, ungesund. Die Steine, aus welchen die Häuser gebaut werden, sind bisweilen so beschaffen, daß sie die Feuchtigkeit der Atmosphäre anziehen und die Wohnung feucht und kühl machen; fern ist eine sehr beträchtliche Höhe der Häuser theils dadurch schädlich, daß sie den Zugang auf den Straßen beschränkt, und den Zugang der Sonnenstrahlen zu den Gemächern verhindert, theils dadurch, daß das häufige Treppensteigen für Menschen beschwerlich und nachtheilig ist. Schlechtgebaute Keller verursachen Scheintod der Eintretenden, wenn der Luftzug in denselben fehlt; auch in Zimmern sind die Fenster bald zu klein, bald sind sie so gestellt, daß der Aufenthalt schädliche Folgen hat. Manche Häuser sind durch Rauch, der sich in ihnen häuft, durch den Geruch, den die Abtritte verursachen, unangenehm und ungesund. Jedes neuerbaute Haus ist so feucht, und die verschiedenen Baumaterialien verbreiten so üble Dünste, daß der Aufenthalt in demselben bedenklich sein kann. Endlich aber ist eine vorzüglich reichhaltige Quelle vieler Krankheiten die Luft, welche theils durch die Überfüllung der Wohnungen von Menschen, theils durch Unreinlichkeit jeder Art erzeugt wird.

Woïwoda, ein slawisches Wort, das so viel als Heerführer im (dux belli) bedeutet, und aus den beiden slawischen Worten *Woi*, Truppe, *Wodit'*, anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Walachei und Moldau hießen ehemals *Woïwoden*, ehe sie von den griech. Kaisern, mit denen sie in Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen Stelle nachher den Titel *Hospodar*, so viel als Herr, annahmen. Jetzt heißt *Woïwoda* der türkische Pächter der Abgaben eines Bezirks. Im ehemaligen Königreich Moldau nannte man *Woïwoden* die Statthalter in den Landschaften (*Wojewodschafte*), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Rechtsgeschäfte, Justiz und Polizei, und machten die erste Classe der weltlichen Stände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels stattfand, so führte der *Woïwoda* den Adel seiner *Woïwodschaft* in das Feld.

Wolcott (John). Dieser u. d. N. *Peter Pindar* bekannte Dichter, geb. 1738 zu Dobbroke, einem Dorfe in Devonshire und Kingsbridge und Bodmin, studirte bei seinem Oheim, einem Wundarzt, theker zu Fowey in Cornwall, mit Eifer die Apotheker- und Arzneikunde, und lernte er sich noch in Londons Krankenhäusern ausbilden, um seine Heimath sie selbst zu üben. Doch trieb er nebenher Poesie und Zeichnung. *W. Tetlawney*, ein Verwandter von ihm, 1768 Gouverneur von Jamaica worden war, begab er sich in dessen Gefolge dahin. Während das Seereisen anhielt, schrieb er einige seiner besten Sonette, eine Schilderung der Schönheiten dieser Insel enthaltend. Auf Jamaica übte er die Kunst des Arztes, und wurde vom Gouverneur zum Physikus ernannt, der ihm ein Doctordiplom aus Schottland verschaffte. Fast wäre er für immer in Jamaica geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch die Trage und Leitung des Unterrichts auf der Insel versehen hatte, wurde er Pflanzler für beständig in dieser Stelle zu behalten; aber der Gouverneur gab die Erlaubniß nicht dazu. Da nun der Gouverneur starb, kehrte er nach England zurück, und ließ sich als Arzt zu Truro nieder; allein hier ge- seines Hanges zur Satyre mit mehreren Leuten in der Nachbarschaft in Verhältnisse. Dies, und daß er nach dem Tode seines Oheims ein Einkommen erbt, bestimmte ihn, sich mehr seiner Neigung zur Poesie als zum Zeichnen zu überlassen. Er nahm sich des späterhin als Maler bei königl. Akademie bekannt gewordenen *John Opie* an, und setzte seinen Unterricht in den Stand, bald als Portraitmaler reisen zu können.

nach London, wo seine literarischen Beschäftigungen bald eine Quelle reichtrags für ihn wurden, denn seine satyrischen Schriften las man allgemein im Vergnügen. Nur fand man daran auszusetzen, daß sie nicht selten den Anstand verletzten, und zu oft gegen Personen von wahren Verdiensten waren. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern seiner Werke, der Leibrente, die er sich von ihnen bedungen hatte, beseitigt waren, bekam er die mit W. Gifford, der ihn in seiner „Baviade“ und „Maviade“ hart anen hatte, und die sich mit einer Prügelei zwischen Beiden endigte. Spätkam er Handel andrer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er t in der Kunst scenischer Darstellung gegeben hatte. Indessen wurde diese nheit mit einigen Zeitungsartikeln abgethan. Nachdem er das Gesicht verub er 1819 zu Somers-Town 81 J. alt. Die Anzahl seiner Schriften 3 — 1813 ist sehr ansehnlich. Eine, jedoch nicht Alles enthaltende, Ausg. 812. Sie gibt in der Einleitung seine Lebensgeschichte kurz skizzirt. Mehr und seine Schriften s. in den „Zeitgenossen“, XXIV.

ole, der schützende Geist der Erde, die uralte Seherin. Von ihr heißt Theil der Edda Voluspá, das Gesicht der Wole.

olf (Christian, Freih. v.), Kanzler der Universität Halle, ein berühmter Philosoph und Mathematiker, ward 1679 zu Breslau geb. Sein Vater, sehr vermittelter, aber gebildeter Handwerker, wendete Alles an, um seine, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu s. erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Breslau, und ging h Jena, um Theologie zu studiren. Doch waren Mathematik und Philosophie Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschließlich beschäftigte. Cartesius's u. Tschirnhausen's Schriften machte er sich vor allen bekannt. den Entschluß, sich dem akademischen Leben zu widmen, habilitirte sich Leipzig durch eine Disputation („De philosophia practica universali, mathematica conscripta“), die eine sehr günstige Meinung für ihn und hielt mathematische und philosophische Vorlesungen, die häufig beuden. Durch verschiedene Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik ausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der r Schweden in Sachsen (1706) auch ihn von Leipzig entfernte, erhielt er k's Empfehlung (1707) den Ruf als Prof. der Mathematik und Natur auf die Universität Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Methode, sowie durch mehrere mathematische Schriften, großen Ruhm. Die Nit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathematischen Trägen war etwas bis dahin ganz Ungewöhnliches. Daher kam es, daß Philosophie, die er, nach dieser Methode bearbeitet, herausgab, allgemeinen nd, sich schnell durch Deutschland verbreitete, und man anfang, diese Methode auf andre Wissenschaften, nicht selten mit Übertreibung und Pedanterie, gen. W. wurde jedoch von seinen Collegien in Halle, besonders von den Theologen, welche den damals überhandnehmenden Pietismus begünstigten Grundsätzen seine philosophische Denkart zuwider war, heftig an für einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt, und bei der Regierung angeklagt. Durch eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I., Nov. 1723, ward er seiner Stelle entsetzt, und ihm unter Androhung Rache (des Stranges) befohlen, Halle in 24 Stunden, und in 2 Tagen Staaten zu verlassen. Er fand in Kassel günstige Aufnahme, und bei sstadt zu Marburg eine ehrenvolle Anstellung. Der Streit über sein philosophisches System ward nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partei wider ihn. Indessen erhielt er aus dem Auslande viele Ehrenbezeugungen theilhafte Anträge, welche letztere er aber ebenso ablehnte, wie den Vor-

schlag, nach Halle zurückzukehren, obgleich der Proceß wider seine Philosophie durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Commission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden war. Erst 1740, als Friedrich II., der ihn sehr schätzte, den Thron bestiegen hatte, ging er als Geheimerrath, Vicekanzler der Universität, und Prof. des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 ward er, an Ludwigs Stelle, Kanzler der Universität, und 1745 erhob ihn der Kurfürst von Baiern während des Reichsvicariats, in den Freiherrenstand. W. sah seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen großen Theil Europas verbreitet, und hatte unzählige Schüler; aber er überlebte seinen Ruhm als akademischer Lehrer; denn die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich in den letzten Zeiten bedeutend. Er starb 1754, im 76. J. seines Alters. — W. hat unleugbares Verdienst um die Philosophie. Er hat sie zwar nicht mit großen und glänzenden Erfindungen bereichert, aber die Aufmerksamkeit vornehmlich auf die systematische Methode gelenkt. Die strenge mathematische Methode brachte Ordnung, Licht und Gründlichkeit in die ganze der Wissenschaft, aber deckte auch, je mehr sie angewendet wurde, die Schwächen dieser Lehre um so sichtbar auf. Daß diese Methode in der Folge von solchen Köpfen gemißbraucht wurde, kann ihm nicht als Schuld angerechnet werden. Er machte sich vorzüglich Leibniz's Hypothesen und Grundsätze zu eigen, und sie weiter aus und popularisirte sie. Durch die Menge seiner zum Theil deutsch geschriebenen Schriften, und durch die große Zahl seiner Zuhörer, hatte er einen ausgebreiteten, und bei dem damals sich regenden Pietismus und Mysticismus gleich sehr wohlthätigen Einfluß auf sein Zeitalter. Auch um die deutsche Sprache hatte er wesentliche Verdienste. Er entwickelte ihren Reichthum für philosophische Begriffe und schrieb rein und verständlich in derselben. Die Kant'sche Kritik ist den Dogmatismus dieser Methode gänzlich.

Wolf (Friedrich August), der anerkannt größte Philolog seiner Zeit, geb. am 15. Febr. 1759 zu Haynrode, einem Kirchdorfe der Grafschaft Hoya, unweit Nordhausen. Sein Vater war Cantor und Organist des Dorfs, später Lehrer an der Jungfrauenschule der eben genannten ehemaligen freien Reichsstadt. Bis zum 7. Jahre ward W. von der geistreichen Mutter mit großer Sorgfalt unterrichtet, und vom Vater — als Elementarlehrer, besonders in Sprachen und Mathematik — von nicht gewöhnlichen Verdiensten — mit größter Strenge unterrichtet, und hierauf das nordhäuser Gymnasium. Während der Schuljahre wirkten der Rector Hake, nächst dem Vater der Erste, durch welchen er Liebe zum gründlichen Studium der alten Sprachen gewann, und der Musikdirector Franke, welcher ihn dem Studium der neuern Sprachen und Literatur zuführte, meistens auf die Entwicklung seiner Talente. Letzterer, ein Mann von den besten Anlagen, hielt das Studium der neuern Sprachen bei einiger Kenntniß der Alten für so leicht, daß er seinem begierigen Schüler je ein Wörterbuch nur auf Monate lieh, als welche Frist hinreiche, sich die nöthige Wörttermenge durch Anwendiglernen und Abschreiben anzueignen. Unter der Anleitung dieses Lehrers stand bei W. die ihm vorherrschend gebliebene Neigung zur Autodidaktie und Gewohnheit, immer nur Eins und das mit größter Anstrengung zu treiben. So auf der Schule verglich er auf seinem Stübchen die alten und neuen Sprachen, und sich eine vergleichende Grammatik anzulegen. Noch vor seinem Abgehen zur Universität hatte W. die bedeutendsten Autoren der Alten, wie der Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer, zum Theil wenigstens gelesen. — Zur Musik trieb sein Vater ganz besonders an, und nachdem er den Sohn theoretisch und praktisch vollständig vorbereitet glaubte, übergab er ihn dem Unterrichte des gelehrten Organisten Schröter, welcher ihn zwar durch die Bekanntschaft mit den Schriften der Alten über Musik sehr anziehete, aber ihn auch mit Mathematischem marterte, welcher der Schüler, wie später der Mann, durchaus abgeneigt war. W. liebte die Mu-

als Erholung; er sang mit im Stadtchore, übte mehre Instrumente und com- te kleinere Stücke; der Wunsch des Vaters aber, Musik zum Hauptstudium : beiden Söhne zu machen, ward nur durch den jüngern, Georg Friedrich, t, welcher sich späterhin, schon im 21. Lebensjahre, durch seine „Clavierschule“ Namen in diesem Fach erwarb. Diese vom Vater mit den Söhnen wol zu getriebene Pädomathie schwächte jedoch des Knaben Körper, der sonst sehr zu werden schien. Nach Antritt des 19. J., 1777, bezog W. die Hochschule ttingen, mit dem festen Vorsatz, ausschließlich nur Philologie zu studiren. „Philologiae studiosus“ wie er in der Matrikel genannt zu werden bat, war, amals durchaus ungewöhnlich, sogar dem Philologen Heyne dermaßen auf- b, daß man Bedenken trug, ihm zu willfahren; W. aber ließ sich nicht davon igen, und war nicht zu bewegen, sich als Theologen einschreiben zu lassen. te, jedoch höchst unregelmäßig, weil das Selbststudiren ihn sehr verwöhnt hatte, atterer, Schlözer, Michaelis, Feder, Meiners und Heyne. Diesem letztern mögenden und höchstachtbaren Manne empfahl sich W. indeß weder durch sei- ringen Collegienbesuch, noch durch die scheinbare Unregelmäßigkeit seiner Stu- sodaß ihn Heyne von seinem Collegium über Pindar, wozu W. sich meldete, loß, als dazu wol wenig geeignet. Ubrigens lebte W. bis Michaelis 1779 ttingen sehr glücklich (besonders durch den ihm gestatteten freiern Gebrauch bliotheek), obgleich sonst einsam, Wenigen bekannt und nur mit Einigen ver- Sein leidenschaftliches Studiren warf ihn zu Göttingen 2 Mal in lebens- liche Krankheiten, aus denen ihn Baldinger rettete. Neben seinen Studien e mehrern ihm empfohlenen Studenten Unterricht im Griechischen und in i Sprachen, besonders im Englischen, zu welchem Behuf er Shakspeare's beth“ mit erklärenden Noten (Göttingen 1778) herausgab. Von Heyne W. sich so fern, daß er auch nicht einmal eine Stelle in dessen philologischem narium suchte, so wünschenswerth ihm solche in ökonomischer Hinsicht ge- wäre. Um sich jedoch dem einflußreichen Manne auch junftmäßig zu em- m, legte er ihm kurz vor seinem Abgehen von der Hochschule 1779 in einem se seine abweichenden Gedanken über Homer vor, welche Heyne indeß beharr- nd peremptorisch abwies. 1779 ging W., von Heyne nicht eben aus wohl- ader Theilnahme dazu veranlaßt, als außerordentlicher Lehrer an das damals ide Pädagogium nach Jßfeld. Hier blieb er bis zum Frühling 1782, fleißig men und Lehren. Von hieraus machte er sich zuerst der philologischen Welt it durch seine Ausg. des Platonischen „Gastmahls“, mit deutschen Noten, der Inhaltsübersicht und Einleitung, deren Ton, Styl, Art und Kunst ihm lifall der Gebildeten, namentlich auch des preuß. Ministers v. Zedlig, erwarb, elchen W. es ganz eigentlich dabei abgesehen hatte, den Blick schon damals re preuß. Hochschule gerichtet, denn der Name Friedrich II. klang ihm süß in hren. Auf den Grund sehr genial behandelter Probelectionen ward er 1782 lector der Stadtschule zu Osterode am Harz erwählt, wohin er, nachdem er u Jßfeld seine Hochzeit gefeiert hatte, im Frühlinge dess. J. abging. Schon g. J. erhielt er, der kaum sein 24. Lebensjahr angetreten hatte, einen gedop- Ruf, als Director des Gymnasiums nach Gera, mit 700 Thlr. Gehalt, ach Halle, als ord. Prof. der Philosophie, besonders der Pädagogik, und als or des pädagogischen Instituts der dortigen Hochschule, an Trapp's Stelle, nem Gehalt von 300 Thlr. Des geringern Gehalts ungeachtet, zog er den- auf Semler's Rath, den Ruf nach Halle vor, weil er ihm einen größern ingkreis eröffnete. Im April 1783 ging er nach Halle. In den ersten Jah- lte W. hier einen schlimmen Stand. Der geringe Gehalt und die übermäßige ogik machten ihm viel zu schaffen. Sein Hörsaal blieb leer, weil er auf dem uhle wenigstens einen höhern Ton angab als auf der osteröder Schule; sein

Streben auf strengere philologische Studien ward von den durch die pädagogischen Meister arg verwöhnten Studenten wenig begriffen. Es gelang ihm indeß baldter dem Beistande des Ministers v. Zedlitz, das ihm untergebene pädagogische Institut in ein philologisches Seminarium umzuwandeln; er stimmte seinen Lehramt herab, die Studenten gleichwie osteröber Schüler betrachtend, ward nun versammelt und erhielt großen Zulauf. Erst in den letzten 10 J. seines Professorats zuzuging er in den ersten höhern Ton zurück. Als akademischer Lehrer ging W. seinen eignen Weg, den Grundsatz verfolgend, daß das classische Alterthum besonders Vorbild eines auf den edelsten und größten Ideen beruhenden öffentlichen und Privatlebens betrachtet, und so als Bildungsmittel auf Hochschulen benutzet werden müsse. Er machte sich zur Hauptaufgabe seines Amtes: die Universität zum Mittelpunkte des umfassendern philologischen Studiums zu machen, den ländlichen Schulen tüchtige, gründlichgebildete Lehrer und Vorsteher zuzuführen und das Schulwesen wo möglich für immer von der wissenschaftelnden Prellpädagogen zu befreien. Sich als Schriftsteller zu zeigen, wie die akademischen Lehrer es für ihren vorzüglichen Beruf zu halten pflegen, war ihm durchaus Nebensache; er wollte nicht Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein. Von vielleicht beispiellosen Thätigkeit als Lehrer mag hier nur das angeführt werden, während der 23 Jahre seines Professorats zu Halle, über 50 verschiedene haltreiche Collegien gelesen hat, die bedeutenden Übungen und Vorträge im philologischen Seminarium ungerechnet. Nur zum Behuf einer mythologischen Vorlesung besorgte er gleich (1784) einen neuen Abdruck der Hesiodischen „Theogonie“ mit Vorrede und einer Art von Commentar aus den gehaltenen Vorlesungen; erste und einzige Mal, daß er ein Collegium mit einer schriftstellerischen Verbindung setzte. In der Vorrede erkennt man schon aus den vorsichtig ausgeworfenen wenigen Worten die ganze Betrachtungsart der ältesten Griechen, später in den Prolegomenen zum Homer vorgetragen. Schwerlich möcht Jünglinge seines damaligen Alters mit solchen Ideen so lange an sich gehalten haben, ehe sie an öffentliche Bekanntheit denken mochten. Überall aber war sein Bestreben, die Kränze des Ruhms zu hängen. Erwünscht kam ihm zu derselben Zeit die von der hallischen Buchhandlung ihm dargebotene Gelegenheit, einen Abdruck der Wolf'schen Homer's nach der glasgow'schen Ausgabe zu besorgen; er ließ seitdem öfter den ganzen Homer. 1792 erschien seine Bearbeitung der Demosthenischen „Rhetorica“ Leptines, welche durch vollendete Latinität, Reichhaltigkeit der Einleitung, scharfsinnigen Commentar und scharfsinnige Berichtigungen des Textes seinem Werke großes Gewicht gab. Ihm folgte 1795 der 1. Th. seiner „Prolegomena zum Homer“, in welchem er seine Ansichten von der alten, ursprünglichen Form der „Ilias“ und „Odyssee“, ihrer mannigfachen Schicksale und von dem erspriesslichsten Standpunkte auf welchem sie wiederherzustellen sein dürfte, ausspricht; mit seltenem Scharfsinn begründend, geistreich überredend und mit großer Gelehrsamkeit den Leser überzeugend, daß „Ilias“ u. „Odyssee“, sowie wir sie haben, nicht das Werk Homers, sondern mehrerer Homerischer Rhapsoden seien. Das Buch machte durch das gebildete Europa unendliches Aufsehen, erregte vielseitigen Streit und brachte die wichtigsten historischen, antiquarischen und kritischen Untersuchungen auf die Tagesordnung. So willkommen indeß dem Verf. Widerspruch war, wenn die Angelegenheit durch weiter gebracht wurde, so widerlich war ihm die hier und da verlauthete Verungeltung mehrerer Gelehrten: daß ihnen über „Ilias“ u. „Odyssee“ schon längst ähnliche Gedanken vor der Seele geschwebt hätten. Sie säumten auch nicht, ihre Meinungen nun alsbald in der Taghelle der Wolf'schen Demonstration auf ihre eignen Meinungen weiter zu träumen, nicht ohne wunderliche Seitenblicke auf W.'s Verdienste und Priorität. Die Streitigkeiten, welche ihm daraus mit einigen solchen nachtraten

Propheten erwachsen, sind bekannt; unter Letztern suchte Heyne sich auch noch
 der Hand das Ansehen zu verschaffen, als sei Er, zu dessen Füßen W. gefessen,
 Quelle, aus welcher dieser geschöpft habe. Dies veranlaßte die geistreichen
 ese an Heyne", von denen die 3 ersten als treffliche Muster gelehrter Pole-
 und seiner Ironie betrachtet werden. 1801 legte W. das kritische Messer
 ihre Reden Cicero's, beweisend, daß sie unecht, als bloße Declamiräbun-
 nusehen und des großen Redners unwürdig seien. 1802 erschien seine Ausg.
 Sueton. Nachdem W. 1796 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenha-
 als Oberdirector aller höhern Schulen, und 1805 nach München abge-
 hatte, ward er, mit bedeutender Gehaltsvermehrung, zum königl. preuß.
 imenrathe ernannt. Während er mit seiner neuen Recension der Homerischen
 beschäftigt war (1804—7), ward die Hochschule zu Halle aufgehoben. W.,
 Einkommens und, was ihn tiefer schmerzte, seines in jeder Rücksicht gesegne-
 hrstuhls beraubt, ohne Vermögen und zum Erwerb durch Büchermachen
 schwierig als unlustig, sah sich in einer sehr drückenden Lage. 1807 ging
 n Besuch nach Berlin, wo er zu bleiben veranlaßt ward, um dort in der unge-
 n Akademie der Wissenschaften thätig zu sein. Mehr als einen in dieser Zeit
 gelangten auswärtigen Ruf lehnte er ab, da sein Monarch ihm aus der Ferne
 Versicherung zugehen ließ, daß alle mögliche Sorge für ihn getragen werden
 um ihn dem Vaterlande zu erhalten. An der Stiftung und Einrichtung der
 chule zu Berlin nahm W. mit Rath und That den lebhaftesten Antheil. Für
 lbst wünschte er die Oberaufsicht der sämtlichen berlinischen Schulen und die
 le Direction eines neuen von ihm einzurichtenden philologischen Semina-
 i, in organischer Verbindung mit den Gymnasien und der Hochschule der
 anz, wozu er vortreffliche Vorschläge und Ansichten eingereicht hat. Sein
 twunsch jedoch war: von allem Geschäftthum, was ihm Zeit und Kraft zum
 n schmälern könnte, möglichst befreit zu bleiben. Da ihm dies nicht genügend
 ht wurde, blieb er nur kurze Zeit im eigentlichen Staatsdienste, als Director
 issenschaftlichen Deputation und als Mitglied der Section für den öffentlichen
 icht, im Ministerium des Innern. Er trat bald ganz aus dem Geschäftsle-
 heraus, sich lossagend auch von den regelmäßigen Arbeiten eines ordentlichen
 liebes der Akademie und eines ordentlichen Prof. der Universität, nur das
 sich vorbehaltend zu freien Vorlesungen auf der Universität, als Ehrenmit-
 der Akademie. Der ihm seit 1807 gewordenen leibigen Muße verdanken wir
 Anderm die unvergleichliche „Darstellung der Alterthumswissenschaft" und
 nso geist = als kunstreichen Übersetzungen aus Horaz, Homer und Aristopha-
 Die „Analekten", eine der gehaltvollsten Zeitschriften, brach er plötzlich ab,
 iß seitdem Nichts mehr drucken, um nicht auch dem hereingebrochenen Censur-
 sen zu verfallen. Eine in den letztern Jahren oft wiederkehrende Kränklichkeit,
 Heilung sein Arzt nur vom wärmern Himmel des südlichen Frankreichs er-
 te, gab ihm den Entschluß ein, dorthin zu reisen. Er verließ im April 1824
 und kam, höchst erschöpft durch die nur zu ungeduldig beeilte Reise, im
 zu Marseille an, wo ein heftiger, nicht ganz unverschuldeter Lungenkatarrh
 inden seines Lebens am 8. Aug. zerriß. Der classische Boden der uralten
 alia birgt nun die Reste des deutschen Mannes, der die Philologie zuerst zur
 nschaft und Kunst erhob. — W. hinterläßt außer seinen lat. und deutschen
 sten, in denen er sich als schöpferischen Meister in fast allen philologischen
 plinen erweist, zahlreiche Schüler, welche die von ihm gestiftete preiswürdige
 le des freien, von keinem Meister abhängigen Selbststudiums fortsetzen wer-
 streng darauf bedacht, daß sie nimmer in eine Schule für — aner ausarte,
 le seines Namensvetters, des hallischen Philosophen. Die treue Anhäng-
 t und Liebe der Mehrzahl seiner Schüler erfreute den Abend seines Lebens

und entthob ihn dem Unmuth, welchen ihm einige Schüler, und zwar besonders gerade am nächsten gestanden, dadurch erregten, daß sie, über dem einer durch ihn gewonnenen Selbständigkeit, die Pietät gegen den väterlichen und Freund vergaßen. W.'s hohes, geistreiches Antlitz wird durch Friedrich Tieck zu verschiedenen Zeiten gelieferte Marmorbüsten von höchstlichkeit auf die Nachwelt kommen. Ein Schüler W.'s, Prof. Hanbauer Gymnasium zu Basel, schrieb: „Erinnerungen an Friedrich August (Basel 1825).

Wolf (Arnoldine), geb. zu Kassel am 21. Jan. 1769, Tochter des Rathesprocursors Weiffel zu Kassel und Syndicus der Universität Marburg, aber schon im 4. Jahre verlor. Die Mutter sorgte desto eifriger für eine gute Erziehung ihrer 4 Kinder. Im 12. J. wurde sie einer geschickten Erzieherin anvertraut. Schon in ihrem 15. J. verlangten sie der Hofrath Schölzer in Göttingen, Hofrath Witthof in Duisburg als Erzieherin ihrer Töchter; allein die Mutter hielt sie zu diesem wichtigen Geschäfte noch für zu jung. Im 18. J. wurde sie von einer schrecklichen Krankheit Scabies humida befallen, und seitdem lebte sie 26 Jahre lang fast ohne Schlaf. Mitten im höchsten Grade der Schmerzen sang sie Alles, was ihr nur in das Gedächtniß kam, darauf dichtete sie aus dem Gedächtniß ein Lied; so folgten noch 5 andre, die sie in schlaflosen Nächten verfertigte. Ein Freund beförderte ein Freund 1788 zum Drucke, und es mußte bald eine zweite Auflage veranstaltet werden. Ganz entkräftet fiel sie nach 6 Monaten in eine Art von Lähmung und behielt Nichts als das Gehör und das Bewußtsein, mit der Furcht lebendig zu werden. Nach 4 Wochen fing sie an, sich zu bessern und erhielt ihre Gesundheit wieder. Im 23. J. heirathete sie den Bergrath Georg Friedrich in Schmalkalden, mit dem sie 9 Kinder zeugte, und starb am 5. März 1824. Einzelne Gedichte von ihr stehen im „Morgenblatt“, in den „Erholungen“, „Frauenzimmerzeitung“ u. in andern Zeitschriften. „Gedichte der Arnoldine Wolf mit ihrer für die psychische Kenntniß des Menschen sehr wichtigen Krankheitsgeschichte“, gab Dr. Wiß zu Schmalkalden 1817 heraus.

Wolfdietrich, s. Helkenbuch.

Wolfe (James), ein besonders durch seinen Helbentod berühmter englischer General. Frühzeitig durch große militairische Talente ausgezeichnet, er in dem Kriege, der 1754 zwischen England und Frankreich wegen Grenzstreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert, und erhielt den Oberbefehl eines besondern engl. Armeecorps von ungefähr 7000 Mann, bestimmt war, den Franzosen Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich die Eroberung von Quebec, der Hauptstadt dieser Provinz, an. Die engl. Armee unter Admiral Saunders, auf welcher sich W. mit seinem Corps befand, wollte zwar in dieser Absicht den St.-Lorenzfluß hinauf, aber die ersten Versuche, die Franzosen zu landen und die Franzosen anzugreifen, schlugen fehl, und W. durch Anstrengungen und Kummer über das Mißlingen seiner Unternehmungen angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wiederhergestellt war, gelang es ihm (Juli 1759), auf der östlichen Seite von Quebec zu landen. Da aber der französische Heerführer, Marquis Montcalm, sich in einer festen Stellung zwischen den Franzosen und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte W. seinen Plan, schiffte sein Corps wieder ein und landete denselben (12. Sept.) im Westen von Quebec, ohne daß die Franzosen es bemerken und verhindern konnten. Montcalm war nun genöthigt, die Stadt zu sichern, den Engländern am folgenden Tage eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war sehr heftig, und von beiden Seiten ward mit gleichem Muth gekämpft. Auf welcher Seite die überlegene Anzahl von Truppen oder der Verlust gewesen, ist aus den sich widersprechenden Berichten nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln.

zunehmen. Die Franzosen mußten das Feld räumen. Beide Heerführer tödtlich verwundet und mußten aus dem Treffen gebracht werden. Auch die Stellvertreter wurden verwundet. W. war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern bloß um den Ausgang der Schlacht besorgt. In größter Ungeduld erkundigte er sich danach, und als man ihm die Nachricht brachte, die Feinde gänzlich geschlagen wären und von allen Seiten wichen, sagte er: „bin ich zufrieden“, und wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Folgen der Schlacht waren sehr wichtig. Die Franzosen versäumten, wider des sterbenden Talm's Rath, Verstärkungen ansich zu ziehen, zogen sich zu weit zurück, und ließen die Stadt Quebeck ihrem Schicksale, die, auch durch das Feuer der engl. Besatzung geängstigt, 4 Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen sich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im pariser Frieden zugesichert war. — W. war erst 35 J. alt, und hatte sich, ohne mächtige Verbindung, durch sein Verdienst emporgeschwungen. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Grabmal errichtete. — Seine letzten Augenblicke sind durch ein schönes, wol allgemerktes Kunstblatt (einen gelungenen Kupferstich von Will. Woollett nach dem Gemälde des trefflichen Malers Benj. West) verewigt worden.

Wolff (Herr und Frau), deutsche Schauspieler, Mitglieder des berliner Theaters. Die Kunst des dramatischen Künstlers wird um so schwieriger, je weiter die Kunst der Nation, der er angehört, in ihrer ästhetischen Bildung fortschreitet. Wo man sich mit Nachahmung der gewöhnlichen, Allen leicht erkenntlichen Wirklichkeiten begnügt, und mit gewissen allgemeinen Darstellungsformen zufrieden war, da man später ideale Bilder erblicken und in dem Darsteller einen wahren Seelenkünstler finden will. Man will, was die Phantasie des Dichters geschaffen hat, nicht bloß Sinn und Geist desselben vollkommen wiedergegeben sehen, sondern man verlangt vom Schauspieler, daß er die Fehler des Dichters ausfülle und seine Dichtung, wo sie mangelhaft erscheint, vollende und verkläre. Es ist nicht nur Bildung des Geistes und der Sitten, sondern auch mannigfache Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfordert werden, welche sich nicht wie die des Antonio im „Tasso“ meint, bequem und mit Spazierengehen verdienen lassen, sondern wol Jedem ein; denn wie will der Schauspieler sich in Zeiten verhalten, die er nicht durch die Geschichte kennt, wie sich das Sein und Wesen von ihm auch nur auf Augenblicke aneignen können, deren inneres Leben dem seinigen auf keine Weise entspricht? Mit Recht genießt also der dramatische Künstler, wenn er sich jenem Ideal sich nähert oder nachstrebt, einer hohen Achtung; denn er ist nicht bloß ein dienendes Werkzeug eines höhern Genius (des Dichters), sondern selbstschaffender Geist, in gewissen Schranken unabhängiger Bildner. Daß das Künstlerpaar, von dem wir hier sprechen, in diese Classe gehöre, darüber ist in der Zeitgenossen nur Eine Stimme, und so verdient auch sein Name der Nachwelt bewahrt zu werden. — Pius Alexander W. wurde, so viel uns bekannt, 1782 im Kreise einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht als Schauspieler erzogen, sondern für den Stand des Gelehrten bestimmt. Er hatte sich auch diejenigen Kenntnisse früh zu erwerben gesucht, welche diese Laufbahn erforderte, und die ihm auch auf seiner später eingeschlagenen Laufbahn zu Nutzen wurden. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, Beobachtungsgabe und einem scharfen Blick des Geistes ausgerüstet, dabei nicht von einer mehr feingebildeten als starken und kräftigen Gestalt, und mit allen Abstufungen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen darstellenden Organe, schien er zum darstellenden Künstler gleichsam von der Natur geschaffen. Er folgte diesem Rufe, und wir finden ihn seit 1804 als Mitglied der Schauspielergesellschaft in Weimar, zu der Zeit, wo sich das dortige Theater

zu der Kunsthöhe zu erheben begann, auf der es ein Muster für die deutschen Nation ward, welche den Geist desselben sich anzueignen geneigt oder fähig war. Da sich 2 der größten Geister, die Deutschland erzeugt hat, und die beiden dramatischen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe), selbst mit der Leitung der Bühne angelegentlichst beschäftigten, so fand ein Mann von W.'s Geist Gelegenheit und Unterstützung, um sich zum wahren Künstler auszubilden. theilungen darüber hat W. selbst in Holtei's „Monatl. Beitr. zur Geschichte der dramatischen Kunst“ (1828) drucken lassen. Lange war man in Deutschland lebend gewesen, was man für das höchste Ziel des darstellenden Künstlers sollte. Nachdem die steife manierirte Pracht, das conventionnelle Pathos, die declamatorische als dramatische Darstellungsart der Franzosen, besonders das höhere Drama, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängstlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affects durch Sturm und Wüthen und Toben auf den Bretern verdrängt worden war, und sich die Schauspieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Gestalt und bringende Stimme verliehen hatte, erhob sich, besonders durch Göthe's Geniuss echter Kunst, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit der fühlbaren, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemessenen Gange der Kunst, wie durch die Unterordnung des Wirklichen unter das Ideale, das Ziel, der Künstler zu streben habe. Die weimarische Bühne bildete damals eine Versammlung verschiedener Talente, die gemeinsames Streben unter Leitung eines hohen gleichsam zu einer Künstlerfamilie vereinigte. W. fühlte sich in diesem Kreise bald einheimisch, und strebte, indem er sich besonders der Tragödie und in das Fach jugendlicher Helden oder ernster, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Menschen. Sein erstes Werk, sein Posa, Mar Piccolomini, Weislingen, Drest, und späterhin sein Leben als musterhafte Bildungen in ihrer Art ausgezeichnet und erwarteten. Der Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf, der mit der Freiheit seiner Darstellung immer gewachsen ist. Allein nicht bloß das ernste Drama zog seine Aufmerksamkeit, sondern er zeichnete sich auch später im Komischen aus, wozu er in seiner leicht beweglichen Phantasie, seinem feinen Beobachtungsgeiste große Fertigkeit fand. Vornehmlich sagte ihm das Humoristische zu. Man sah ihn im Vergnügen im Lustspiele, wiewol die eigentliche Sphäre seines Talents das ernste Spiel (in der Bedeutung, wo es das ernste Drama mit einschließt) geblieben. In der letztern Zeit hat er sich der ausgeführten Seelencharakteristik mit großem Eifer gewidmet. Man denke an den Maler im „Bild“, Graf Leicester, den „Glück und Segen“, Herr v. Uhlen. W. wurde auch selbst dramatischer Schriftsteller. Er schrieb ein heiteres Lustspiel: „Casario“, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, später ein rührendes Drama „Pflicht um Pflicht“ (gedruckt in der 1. Ausgabe des „Almanach für Privatbühnen“, 1. Jahrg.), dann ein ähnliches: „Siegt in Liebesnetzen“, eine kleine Posse: „Der Hund des Aubri“ und das Lustspiel mit Weber's charakteristischer Musik ausgestattet und beliebte Theaterstücke: „Cicilia“, welches nebst den beiden erstgenannten in seinen „Dramat. Spielen“ (Weim. Berl. 1823) gedruckt erschien; endlich das Lustspiel „Der Mann von 50 Jahren“. Während seines Aufenthalts in Weimar verheirathete er sich mit einer Künstlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen der Kunst sich zu erheben suchte, die Frau Becher, geb. Malcolmi. Mit einer hohen, wohlgebildeten Gestalt und einer ausdrucksvollen Gesichtsbildung und edler, würdevoller Haltung. Ihr Organ, obwol dem Umfange der Töne nach sehr beschränktes Organ erleichterte ihr die Aufgabe zu sprechen, die sie im hohen Grade besitzt. So eignete sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, indem sie die ersten Heldinnen mit Glück darstellte.

hre Darstellungen rein naiver und ideal-
in Göthe's Drama gl. N.), Stella,
von Messina", Klärchen in „Egmont“,
Leonore Sanvitale in „Tasso“, Eboli in
sie noch mehre Charaktere hoher Frauen-
schaft dargestellt, z. B. Elisabeth in „Ma-
Scherzhafte hat sie sich vorzüglich in frü-
Sie verräth überall einen tief eindringenden
Sinn, einen zarten Sinn für die dichterischen
Feinheit in der Schattirung verwandter See-
immer von einer hohen Anmuth beseelt, und
Hinreißen des Zuschauers in ruhigen und zarten
verstandenen Weise mit unnachahmlicher Leichtigkeit
ung ohne eitle Glanzucht zu ihrem künstlerischen
uße wegen Kränklichkeit die Regie des Schauspiels
alt, den 28. Aug. 1828 zu Weimar, auf der Rück-
nach Berlin. Seine Gattin steht noch bei der königl.
würdevoller und leidenschaftlicher Frauencharaktere und

Fürstenthum. Unter diesen Namen begriff man ehe-
ne, die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braun-
schweig-Wolfenbüttel (s. d.) im niedersächsischen Kreise.
Wolfenbüttel im engern Sinne, als Haupttheil des Ganzen,
büttel = schöningischen, Harz- und Weserbezirk (58 □ M.,
— Die Stadt Wolfenbüttel, bis 1754 die Residenz der
nschweig, liegt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend an der
h die Stadt fließt. Sie war mit Festungswerken umgeben, hatte
eine Citadelle (die Dammfestung) und enthält mit 2 Vorstädten
gut gebaute H. und 7000 E. Sämmtliche Festungswerke sind
a. Es ist hier ein altes fürstl. Residenzschloß und Zeughaus, ein
und ein großes Armenhaus. Dem Schlosse gegenüber ist das schöne,
August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte
in dessen Erdgeschoß sich die herzogl. Reithahn, oben aber die berühmte
telsche Bibliothek befindet. Sie ist eine der vorzüglichsten in Deutsch-
e durch ihren Bibliothekar, J. G. E. Lessing (s. d.), noch bekann-
te. Sie besitzt viele Manuscripte (10,000), eine große Anzahl der ältesten
, und soll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben, nur 110,000)
enthalten. S. Ebert, „Zur Handschriftenkunde“, 2. Bdchn., welches ein Ver-
uß der griech. und lat. Handschriften dieser Bibliothek enthält (Leipzig 1827).
h sind zu Wolfenbüttel 3 Pfarrkirchen, ein Gymnasium, das immer einen
en Ruf behauptet hat, und für das ganze Herzogthum folgende Obercollegien:
Consistorium, das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für Waldeck, die
lippischen Häuser und für die braunschweig. Lande, das Landesgericht, die
ns- und Grenzcommission. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel
Garn getrieben; auch werden hier Bänder, Leinwand, Drell, Papiertape-
Leber, lackirte Waaren, Taback, Vitriol &c fabricirt.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt, geb. 1492. Seine Mutter war Mar-
tha, Gräfin zu Schwarzburg. Nach dem Tode s. Vaters Woldemar kam er,
J. alt, zur Regierung. Sein Hoflager war zu Köthen. Dieser Fürst hatte in
perstärkte, ritterlicher Haltung und Gewandtheit kaum seines Gleichen. Er
von Natur fröhlich und muthig. 1521 wurde Wolfgang in Worms, als
her sein Bekenntniß ablegte, dessen Jünger und inniger Freund. Als

es die Evangelischen hart anging, sagte Wolfgang: „Er wolle lieber Andern die Stiefeln abwaschen, Land und Leute verlassen und mit einem Stecken davongehen, als dem Evangelio untreu werden!“ Er unterzeichnete und übergab mit 1530 an dem Reichstage zu Augsburg das evangel. Glaubensbekenntniß. Als Kaiser Karl V. und Ferdinand, auf Antrieb der päpstlichen Gesandten, die Evangelischen durch Drohungen zu bewegen suchten, die Predigt des Evangeliums einzustellen und an den Gebräuchen des Papstthums Theil zu nehmen, da waren es Wolfgang und Markgraf Georg, welche zu dem Kaiser hintraten und mit festem Muth antworteten: „Sie würden sich gegen des Kaisers Majestät in aller Unterthänigkeit verhalten, wenn er sie bei ihrem Glauben und Bekenntnisse ließe; aber ehe sie ihr heiliges Evangelium verleugneten, möge er ihnen lieber die Köpfe abschlagen lassen.“ Er war Mitstifter des schmalkaldischen Bundes, und Luther nannte ihn, da er viele Reisen machte, um Frieden zu stiften, den Legaten Gottes. W. ward auch Eisleben von den Grafen von Mansfeld eingeladen, wohin auch Luther kam, wo derselbst d. 18. Febr. 1546 starb. Bei dem Ausbruche des Kriegs zog W. selbst in den Kampf, den die Schlacht bei Mühlberg endigte. Hierauf erklärte Karl V. den 12. Jan. 1547 den Fürsten W. in die Acht, als dieser eben auf s. Schloss Bernburg war. Das Land desselben schenkte er einem spanischen Günstling, dem mens Ladrone. W. setzte sich, als er die Acht vernommen, zu Pferde, ritt durch die Stadt zum Thore, indem er Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“, sang. Er suchte einen Aufenthalt im Harzgebirge. 1552 gelang es ihm wieder zu dem ungestörten Besitze seines Landes. 70 Jahre alt übertrug er die Regierung seines Landes s. Wetter und verlebte 4 Jahre ruhig zu Könnigsberg, doch sorgte er mit fürs. Großmuth für Kirchen und Schulen. Er war Wolfgang der Gründer und auch Vollender der Reformation in Anhalt, durch er s. Wetter, den weisen und gelehrten Fürsten Georg, der mit Recht den Namen des Gottseligen führte, späterhin zu seinem Gehülfen nahm. (Der Fürst Georg, welcher in Merseburg von Luther, Jonas und A. zum evangel. Bischof geweiht worden war, hat oft und gern gepredigt.) W. hatte 15 Jahre vor seinem Tode seinen Sarg in s. Schlafgemach stehen, mit der Inschrift: „Aussatz ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn“ (Phil. 1, 21). Er starb unverheirathet am 23. März 1566 und ist in der Bartholomäuskirche zu Bernburg begraben, wo auch sein Bildniß sich befindet. S. „Fürst Wolfgang von Anhalt. Eine geschichtliche Reformationspredigt, gehalten am 31. Dec. 1811 von Dr. Friedr. Adolf Krummacher, herzogl. anhalt-bernburg. Superintendent.“ (Dessau 1820).

Wölfl (Joseph), geb. zu Salzburg 1772, bildete sich unter Leop. Mozart und Mich. Haydn (ebenfalls in Salzburg) zu einem beliebten Componisten (besonders für das Pianoforte) und zu einem der fertigsten Pianofortespieler, wofür die Natur selbst durch eine ungemeine Größe und Gelenkigkeit der Hand unterzugen zu haben schien. Als Mozart's Ruhm ganz Deutschland erfüllte, entschloß sich W.'s Vater, ihm seinen Sohn zur Vollendung seiner musikal. Laufbahn zu schicken. Mozart wurde W.'s treuester Freund, und empfahl den 18jähr. Jüngling dem poln. Grafen Oginski zum Capellmeister. Bei dem Ausbruche der Revolution 1794 verlor der Graf sein Vermögen; W. ging 1795 nach Wien. Hier fing er an, für das Theater zu componiren und s. Baubertoperen: „Der Hölzerberg“ (1795) und „Der Kopf ohne Mann“, Operette (1798), erwarben ihm den größten Beifall. Damals verheirathete er sich mit einer geachteten Schauspielerin, allein seine Ehe war nicht glücklich, und W. machte 1799 ohne seine Frau eine Reise durch Deutschland. Er war seitdem fast beständig auf Reisen und erwarb sich durch seine ungemeine Fertigkeit und durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er die größten Schwierigkeiten überwand, den Ruf eines der größten Virtuosen auf seiner Zeit.

Instrument. 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewunderung erregte, und zugleich eine franz. Oper für das Théâtre comique: „L'amour romanesque“, in einem Akte schrieb und daselbst zur Aufführung brachte. 1805 ging er nach England, wo er 1812 starb. Folgende Anekdote beweist seine Geschicklichkeit und Kluggegenwart (s. Gerber's „Tonkünstlerlexikon“). Als W. ein Concert in Dresden geben wollte, und die Capelle zur Probe desselben versammelt war, fehlte es an Instrumenten, worauf er spielen wollte. Endlich wird es gebracht, aber es war einen halben Ton zu tief. Um indeß das Orchester nicht aufzuhalten, setzt sich W. ganz ruhig an das Pianoforte und spielt sein in C gesetztes Concert (eins der besten für dies Instrument) aus Cis mit eben der Fertigkeit, Reinheit und Präcision, als wäre es in dieser Tonart geschrieben. — Er war ein bescheidener, anmüthiger und munterer Mann, der seinen frühen Tod leider durch eine ausschweifenden Lebensart herbeiführte. Außer den angeführten theatralischen Werken hat er für die Kammer eine große Anzahl Sonaten, Quartette, Trios, Phantasien, Fugas für das Pianoforte, mit und ohne Begleitung, 15 verschiedene Hefte Variationen für das Pianoforte, welche sehr vorzüglich sind, 3 große Concerte für das Pianoforte mit Orchester, „Die Geister des Sees“, Ballade für Clavier und Gesang (Leipzig bei Härtel), 2 Hefte Gesänge mit Begleitung des Claviers, nebst einigen stimmigen Hymnen componirt.

Wolga, in Rücksicht ihres gegen 570 deutsche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß von ganz Europa. Sie entspringt im russischen Gouvern. Astrachan, auf den alaimischen Höhen bei dem Dorfe Wolcho-Werchowje, aus einem See, 20 Meilen oberhalb Iwer, wird bei dieser Stadt für Lastschiffe schiffbar, und nachdem sich die Doka oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kama mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der sich in mehr als 60 Meilen, 12 Meilen unter Astrachan, in das kaspische Meer ergießt. Die Wolga im Laufe des Jahres immer seichter, und nur wenn gegen das Ende des Winters Schnee und Eis schmilzt, und der Fluß dadurch so anschwillt, daß er (gewöhnlich im Mai und Juni) aus seinen Ufern tritt, können auf demselben große Schiffe über die Sandbänke und die niedrigen, alsdann ganz unter Wasser stehenden Stellen bis Astrachan sicher hinabfahren. Die Ufer der Wolga sind überaus fruchtbar, selbst die näher gegen die Mündungen zu liegenden, noch nicht angebaute Gegenden derselben. Nirgends wird in Rußland so viel Eichenholz angetroffen wie in der Nähe dieses Stroms, der für die Verbindung des innern Rußlands von größter Wichtigkeit ist, und auch den ausländischen Handel belebt, indem der Caspische Bischof-Wolotschock einen Nebenfluß der Wolga, nämlich die Iwerza, mit der Kama, und diesen mit der Schlina verbindet, welche in einer natürlichen Verbindung mit der Wsta, dem Wolchow und der Newa steht, wodurch also eine Schifffahrt von Astrachan bis Petersburg, und mithin eine Verbindung des kaspischen Meeres mit der Ostsee bewirkt wird; dergleichen verbindet der nördl. Canal im Gouvernement Wologda die nördl. Keltina und den Dschuritsch mit der südlichen Kama, und dadurch die Kama und Witschegda, durch diese aber die Wolga und das kaspische und weiße Meer mit einander. Die Wolga ist, besonders bei Astrachan an bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, außerordentlich fischreich; allen den Fischen, die im kaspischen Meere sich finden, drängen sich im Frühjahre eine so außerordentliche Menge in die Mündungen des Flusses und weiter hinauf, daß der Fischfang um diese Zeit über 10,000 kleine Fahrzeuge beschäftigt. Fische, welche am häufigsten gefangen werden, sind Stör, Sterlet, Karas und Hechte von außerordentlicher Größe, und vorzüglich der Hausen (im russ. seiner weißen Farbe Beluga genannt). Aus dem Roggen des Sterlet und Hausen wird bekanntlich der aus Rußland zu uns kommende Kaviar, sowie aus der Haut und den Eingeweiden des letztern die Hausenblase bereitet. Auch See-

hunde kommen aus dem Kaspischen Meere in die Mündungen der Wolga und werden da gefangen. Wichmann schlägt den reinen jährl. Gewinn von dieser Fischerei auf 4,700,000 Rubel an.

Wolke (Christian Heinrich), als deutscher Pädagog und Sprachlehrer rühmt, kais. russ. Hofrath und Prof., wurde am 21. Aug. 1741 in dem anhalt-zerbstischen, seit 1813 zum Großherzogth. Oldenburg gehörigen, Seeburg bei Zeven geb. Nach dem Wunsche seines Vaters, welcher einen Handel mit Rindvieh, Leder und Schuhen trieb, sollte der Sohn einst dieses Geschäft betreiben. Aber schon im 6. Jahr. Knaben regten sich Anlagen zu einem höhern Leben. Er versuchte für sich das Lesen, welches er mittelst des sogenannten, ihn entsprechenden Buchstabirens bei einer Schule haltenden Frau erlernen sollte, dasselbe zu erlernen, und der Versuch gelang zu seiner Freude so gut, daß er mehrere Capitel in der Bibel und Sonnabends eine Predigt aus einer alten Lesart lesen konnte. Nachdem er auf den Hochschulen zu Göttingen unter Kästner, Mann und Heyne, und zu Leipzig unter Gellert, Ernesti und dem Physiker Lenz 6 Jahre lang studirt hatte, entstand 1770 in ihm der Wunsch, eine Erziehungsanstalt zu errichten, in welcher die aufblühende Menschheit für die Zwecke derselben nach einem naturgemäßen Stufengange wahrhaft menschenwürdiget würde. Dieser Plan setzte ihn in Verbindung mit Basedow (s. d.), damals noch in Altona lebte, welcher ihm versprach, durch seines Namens diese Anstalt zu empfehlen, wenn W. ihm verspräche, Mitarbeiter an dem von Basedow angekündigten Elementarwerke zu werden. W. ging in diese Verbindung und übernahm nicht nur die Bearbeitung der in das Gebiet der Natur einschlagenden, sondern auch die Darstellung andrer von Basedow vorgelegter Gegenstände (von 1770—73). Nachdem Basedow 1774 in einer eignen Schrift das in Dessau errichtete Philanthropin angekündigt und zur Unterstützung aufgefordert hatte, lud er, unwillig darüber, daß die Unterstützungen in der erwünschten Maße eingegangen waren (auf den 14.—16. Mai 1776) die Gräbniße des Philanthropins ein, wozu auch über 120 Personen erschienen, welchen viele namhafte Gelehrte waren. Mit Vergnügen bemerkten die Schritte, welche eine Anzahl Kinder, Jünglinge und ein 30jähr. Dorfkind in Sach- und Sprachkenntnissen, besonders durch W.'s Bemühungen gemacht hatten und unterzeichneten gegen 1000 Thlr. für das Philanthropin. Ungeachtet mannigfaltiger Kränkungen und Unannehmlichkeiten, erfahren mußte, widmete er doch dieser Lehr- und Erziehungsanstalt seine Zeit und erst nach Auflösung derselben ging er nach Petersburg, wo er mit gleich unverändertem Eifer dem Erziehungs- und Unterrichtsgeschäfte und zum kaiserl. Hofrath ernannt wurde. Seit dieser Zeit aber privatim als Greis rastlos thätig, in Leipzig, und von 1805—14 in Dresden und Berlin, wo 1814 meist auf seinen Betrieb die Gesellschaft für die deutsche Sprache entstand. Seine zahlreichen Schriften enthalten theils Anleitungen zum naturgemäßen Erziehung und zum Elementarunterrichte in nützlichen Kenntnissigkeiten, theils beziehen sie sich auf die Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern und auf die Einführung einer andern als der bisher gebräuchlichen Schreibweise der Wörter unserer Sprache. Zu den erstern gehören: „Vorbereitung oder Anleit. zur körperlichen, verstandlichen und sittlichen Erziehung“ (1774) und „Die Mittheilung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe“ (1805). Früher schon schrieb er: „Erste Kenntnisse für Kinder von 3 Jahren an bis zur Weltkunde“ (1783). Nach der in dieser Schrift beschriebenen Methode, welche viel Ähnlichkeit mit den später von Olivier, Steiner und bekanntgemachten Methoden hat, lehrte W. 1773 innerhalb 4 Wochen 3½ J. alten Tochter, ohne Buchstabiren, deutsch und französisch zu lesen.

W., außer den schon erwähnten Beiträgen zum Elementarwerke: „Be-
 reitung der 100 von Chodowiecki zum Elementarwerk gezeichneten Kupfertafeln“
 (Leipz. 1781 und 1787), auch französisch (1782 und 1788) und latein.
 (1784); „Anweisung, wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen
 zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind“ (Leipzig 1804). Seine
 Schriften, welche die deutsche Sprache zum Gegenstande haben, sind: „Dü-
 sche örsassische Gedigte, Singedigte, Gravschriften, Leder, Roman-
 en Balladen“ (1804), bei deren Mittheilung W. auf den Wohlklang der nie-
 derdeutschen Sprache aufmerksam machen wollte. Sein Hauptwerk aber ist:
 „Leit zur deutschen Gesamtsprache, zur baldigen Erkennung und Verbesse-
 rung mehrerer zu wenigst 50,000 fehlerhaft gebildeten deutschen Wörter, auch zur
 Vermeidung eines großen Zeit- und Geldverlustes“ (1812). Durch Auffuchung
 der Wurzeln von den Wörtern der deutschen Sprache suchte er die rechte Form dieser
 Wörter zu bestimmen, die überflüssigen fehlerhaften Buchstaben, z. B. das auch
 Jean Paul verworfene Verbindungs- s, sowie die in die deutsche Sprache auf-
 genommenen Fremdwörter durch vorgeschlagene neue deutsche zu verdrängen. Die-
 ses Werk ist die Frucht langer und tüchtiger Studien und enthält einzelne treffliche
 Vorschläge und Versuche zur Reinigung und Verbesserung der deutschen Sprech-
 und Schreibweise. Aber es fehlt im Ganzen doch das Bestreben, eine lebende
 Sprache nach einem neuen Maßstabe consequent umzuformen, und daher können
 Kinderchriften, in jener neuen Sprache verfaßt und gedruckt, keinen Eingang
 finden. — W. starb am 8. Januar 1825 zu Berlin im 84. J. seines Alters.
 Seine originelle Selbstbiographie desselben steht in der Haude und Spener'schen Zeit.,
 Bd. 1. S. auch W.'s „Lebensgeschichte“ von Hasselbach (Machen 1826).

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde schwebenden
 wässrigen Wasserdünste. Vom Nebel sind die Wolken nur durch die Höhe und
 eine größere Undurchsichtigkeit verschieden. Letztere hat ihren Grund in der
 dichten Luft, wo die Dunsttheilchen sich verdichten. Doch findet darin ein großer
 Unterschied statt, indem es Wolken gibt, die den Himmel trüben, ja verfinstern,
 und andere, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mond-
 strahlen durchscheinen lassen. Die Wolken entstehen auf ähnliche Art wie der Ne-
 bel. Die wässrigen Dünste, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und
 andern Erdboden aufsteigen, erheben sich vermöge ihrer Elasticität und gerin-
 gen Schwere in der Atmosphäre so hoch, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft
 finden, in welcher sie nicht mehr steigen können, sondern vielmehr verdichtet wer-
 den. Über die Art und Weise aber, wie diese Verdichtung und die ganze Wolken-
 bildung verläuft, sind die Physiker verschiedener Meinung. De Luc, dessen
 Theorie die statthafteste ist, glaubt, daß sich das Wasser nach seinem Aufsteigen in
 der Luft, ehe es Wolken bildet, in Gasgestalt in der Luft befinde und gar nicht
 das Barometer wirke, daher die Luft in den obern Regionen immer trocken sei.
 De Luc erklärt er für Ansammlungen von Bläschen, bei deren Bildung aus
 der Masse der Wärmestoff wenigstens zum Theil wirken soll, weil sie nach seiner Er-
 zeugung fühlbare Wärme dem Körper mittheilen, den sie benezen. Nach Hube sind
 die Wolken Sammlungen von niedergeschlagenen Bläschen und unterscheiden sich
 durch ihre negative Electricität von den Nebeln, deren Electricität meistens po-
 sitiv ist; verlieren Nebel und Wolken ihre Electricität, so entsteht Regen. Völlig
 unzulänglich sind indeß diese Erklärungsarten keineswegs. Mehr darüber in Mayer's
 „Handbuch über die physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie“ (Göt-
 ting. 1805). Auch die Veränderung der Winde ist bei der Bildung von Wolken
 und Nebeln wesentlich wirksam. Wo diese Veränderungen geringer und selten
 sind, wie zwischen den Wendekreisen, müssen auch die wässrigen Lufterscheinungen
 seltener, aber wenn sie sich ereignen, auch desto heftiger sein, wegen der

Menge wässeriger Dünste, die sich vorher in der Atmosphäre gesammelt haben. Sehr verschieden sind die Entfernungen, in welchen die Wolken über der Erde schweben. Dünne und leichte Wolken übersteigen noch um Vieles die Höhe unserer höchsten Berge; dichte und schwere Wolken dagegen berühren nicht nur die Berggipfel, sondern selbst die Spitzen der Thürme, ja die Gipfel der Bäume. Im Durchschnitt kann man die Entfernung der Wolken von der Erde eine halbe Meile rechnen. Auch in Größe und Umfang sind sie sehr verschieden. Bei manchen kann man die Länge und Breite auf eine deutsche Meile angegeben und die Dichte (Bergreisen) oft mehrere hundert, ja tausend Fuß gefunden; andre sind mit sehr geringen Dimensionen. — Die Naturgeschichte der Wolken, abgesehen von den physischen Gesetzen ihrer Entstehung, ist durch Howard's Beobachtungen der Wolkengealten und deren Anwendung auf Meteorologie und Witterungskunde glücklich erläutert worden. Howard nimmt 3 genau unterschiedene Hauptarten an, die in jeder Wolkenmasse entstehen, bis zur größten Ausdehnung kommen und endlich abnehmen und verschwinden können. Diese Gestaltungen sind a) Cirrus, schlängelnde oder auseinander laufende, nach allen Richtungen sich ausdehnende Fasern; b) Cumulus, convexe oder konische Haufen, die von einer horizontalen Grundlinie aufwärts zunehmen, und c) Stratus, weit ausgedehnte, zusammenhängende, horizontale Schichten. Man nimmt 3 Luftregionen an, obere, middle und untere an, wozu noch die vierte oder unterste gerechnet werden kann. In der oberen ist die Atmosphäre in dem Zustande, daß sie Feuchtigkeit aufnehmen und emporheben kann, indem sie das Wässerige zertheilt und enthält, oder in seine Bestandtheile getrennt in sich aufnimmt. Dieser Zustand der Atmosphäre zeigt die größte Barometerhöhe. In diese Region gehört der Cirrus, der die geringste Dichtigkeit, aber die größte Höhe und die verschiedenste Ausdehnung hat. Er ist die früheste Botschaft eines heitern und beständigen Wetters, das sich zuerst durch wenige im Luftraum sich ausdehnende Fäden zeigt, die allmählig an Länge zu, und es setzen sich an den Seiten neue an. Die Lebensdauer des Cirrus ist ungewiß, von wenigen Minuten nach der ersten Erscheinung bis zu mehreren Stunden. Länger dauert er, wenn er allein erscheint und in großer Höhe, kürzer, wenn er sich tiefer in der Nähe anderer Wolken bildet. Die mittlere Region der Luft ist der Sitz des Cumulus, der gewöhnlich die größte Dichtigkeit hat, und sich mit dem der Erde am nächsten ziehenden Luftstrom bewegt. In dieser Region wird der Streit bereitet, ob die obere Luft oder die Erde siegen kann viel Feuchtigkeit aufnehmen, aber nicht in vollkommener Auflösung. Die Feuchtigkeit vereinigt sich, und zeigt sich gehäuft, oben nach bestimmten Grenzen begrenzt, konisch aufsteigend, unten auf der dritten Region wie auf einem Fundament ruhend. Die Erscheinung, Zunahme und Verschwindung des Cumulus mit dem Wetter sind oft periodisch und mit dem Grade der herrschenden Lufttemperatur übereinstimmend. Er bildet sich gewöhnlich einige Stunden nach Sonnenuntergang, erreicht seine höchste Stufe in den heißesten Nachmittagsstunden, nimmt ab und verschwindet um Sonnenuntergang. Große Massen von Cumulus auf der windabgewandten Seite bei starkem Winde deuten auf Windstille mit Regen an. Wenn der Cumulus bei Sonnenuntergang nicht verschwindet, sondern aufsteigt, ist in der Nacht ein Gewitter zu erwarten. Siegt die obere Region und überwindende Gewalt, so werden die geballten Massen des Cumulus am obern Ende aufgelöst und ziehen flockenartig in die Höhe, wo sie in Cirrus übergehen. Hingegen die untere Region die Oberhand, wo die dichteste Feuchtigkeit sich bildet und in Tropfen aufgelöst wird, so senkt sich die Grundlinie des Cumulus herab und die Wolke dehnt sich zu Stratus aus, der von mittler Dichtigkeit ist, dessen tiefere Grundfläche gewöhnlich auf der Erde oder dem Wasser ruht. Dies ist die eigentliche Nachtwolke, und erscheint zuerst gegen Sonnenuntergang.

her jene schleichen den Nebel, die an windstillen Abenden aus der Tiefe der Thäler aufsteigen und sich wellenartig verbreiten. Der Stratus steht und zieht schichtweise, bis er endlich als Regen niederfällt. Diese Erscheinung, die Auflösung der Wolken in Regen, oder die Regenwolke, heißt Nimbus. Durch Verbindung der Bezeichnungen für die 3 Hauptgestaltungen der Wolken erhielt Howard Bezeichnungen für Zwischenerscheinungen, nämlich Cirro-Cumulus, kleine, rund-, horizontal geordnete Massen; Cirro-Stratus, horizontale, an ihren Grenzen abnehmende, unten concave Massen, bald einzeln, bald in Gruppen; Cumulo-Stratus, eine dichte Wolke mit der Grundlinie des Cumulus, oben abgeplattet; Cumulo-Cirrus, die Wolke, die sich in Regen entladen hat, eine horizontale Wolke, über welcher Cirrus liegt, während Cumulus seitwärts und unten sich ausbreitet. Nach Howard folgt auf Cirrus abwärts Cirro-Cumulus, und dann Cirro-Stratus, Cumulus und Stratus. Auch der eigentliche Stratus, die horizontale Wolkenschicht, kann sich zuweilen höher erheben als zu andrer Zeit, was Jahreszeiten, Polhöhe oder Berghöhe abhängt, wie auch der Cumulus bald höher, bald niedriger schwebt, im Ganzen aber bleiben die Wolkenstellungen immer übereinander. Lucas Howard legte seine Beobachtungen in seinem „Essay on clouds“ nieder, woraus Gilbert's „Annalen“ im Jahrg. 1815 einen Auszug gaben. Ihm folgte Th. Forster in seinen „Untersuchungen über die Wolken“ (in dem Engl., Leipz. 1819). Göthe machte („Zur Naturwissensch.“, 1. Bd.) eine ähnliche Anwendung der Theorie.

Wolle nennt man im Allgemeinen denjenigen Theil der Bedeckung der Thiere, der unter den obern Spitz- oder Stachelhaaren (Grannen) liegt, und Grundhaar heißt, überhaupt Haare, die einen größern natürlichen Zusammenhang haben als andre, insbesondere aber die Hautbedeckung der Schafe. Alle ausgefekten Theile des Körpers der Schafe bedecken sich mit Wolle. Wo das Thier keine Wolle trägt, hat es Haare, wie andre Thiere, z. B. auf der Nase, Unterbeinen; man nennt sie Beinwolle. Zu den beständig wolletragenden Thieren der Haut des Thieres im gesunden Zustande gehören diejenigen, die eine Unterlage haben. Die Gestalt des Wollhaares ist im Allgemeinen entweder schlicht, oder, auf verschiedene Art von der geraden Gestalt abweichend, gekräuselt oder geschlängelt. Die Abtheilungen von Flöckchen oder Büscheln, die die einzelnen Wollhaare auf dem Körper des Thieres verbinden, nennt man Stapel, dessen Bildung bei jeder Wollart etwas Eigenthümliches hat. Die Haut im Zusammenhange abgeschorene Wolle heißt Fleece. Denkt man sich die Wolle in einer Haut ausgebreitet, so bildet die Wolle vom Kopf, den Beinen, Bauche und Schwanz — welche die schlechteste ist — die äußersten Theile im oder den Rand. Die Verschiedenheit der Wolle auf verschiedenen Thieren hängt im Allgemeinen ab von Abstammung, Kreuzung der Racen, Klima, Nahrungsweise der Thiere, sowie unter Individuen eines Stammes von Geschlecht und äußern Einwirkungen. Man theilt die Wolle in dieser Hinsicht überhaupt 1) in grobe, die lang, entweder schlicht oder nur unregelmäßig gekräuselt ist, oder die Landwolle der einheimischen Racen, und 2) in feine, regelmäßig geschlängelte und gekräuselte. Man nennt diese spanische, oder, da nicht alle Schafe in Spanien feine Wolle tragen, Merinowolle. Unter der groben Wolle findet gleichfalls Verschiedenheit statt. Die meisten Arten derselben sind mit feinem, mehr oder weniger schlichten Haaren vermischt, andre aber wenig. Zu der ersten Art gehört die meiste gemeine Landwolle, zu der andern besonders die feine eiderstädter Wolle in Holstein. Das schlichte Wollhaar wächst auf ausgewachsenen Thieren im Laufe eines Jahres gewöhnlich 6—8 Zoll. Die Merinowolle ist nicht so lang als die schlichte und wird auf gesunden und erwachsenen Thieren binnen einem Jahre nur 1—2 Zoll, meist aber zwischen 1½ —

2 Zoll lang. Veredelte Wolle nennt man die Wolle aller Schafe, die aus einer Vermischung feiner spanischer Stämme mit groben Schafen herrühren, entweder unmittelbar oder aus einem folgenden Geschlechte. Sie bleibt der groben Wollensänglichkeit in Länge und Sprödigkeit ähnlich, nähert sich aber schon auf der ersten Stufe der Veredlung in der Kräuselung der feinen. Die Zucht eines feinen Schafstammes durch Fortbildung der aus Spanien eingeführten *Esccia* sowie die Veredlung des Landschafs in Deutschland, ist von Sachsen ausgegangen, daher man auch die feine Merinowolle sächsische nennt. (Vgl. Schafzucht) Aber auch dem sächsischen Schafstamme haben sich auch in Mähren, Ungarn, Oesterreich edle Stämme gebildet, und in neuern Zeiten ist zu den feinwolligen Rassen auch das Schaf in Neusüdwaales gekommen, das schon viel Wolle in den Handel bringt. Nach einer Schrift von Ternaux (Paris 1827) über franz. Schafzucht und Wollehandel war die span. Wolle vor 40 Jahren die theuerste. Seit 1794 und mehr seit 1804 sind die Preise immer mehr gefallen; die der sächs. Wolle sind dagegen gestiegen. So kostete im J. 1804 das Kilogramm der span. allerfeinsten 24 Fr. im J. 1827 nur 9 Fr.; die franz. allerfeinste damals 18 Fr., jetzt 20 Fr. die sächs. *Electa* *) damals 16, jetzt 34 Fr. — Die Wolle, wie sie aus der Hand in den Handel kommt, wird in sogenannte Schursorten eingetheilt. Dem Alter der Schafe zerfällt sie in Lammwolle und Wolle von altem Schaf. Bei diesen unterscheidet man Wolle, die nur ein Mal im Laufe des Jahres geschoren wird, einschürige, und solche, die 2 Mal geschoren wird, zweischürige. Man theilt man in Sommerwolle, die im Sommer gewachsen und im Herbst geerntet ist, und in die im Frühjahr geschorene Winterwolle. Wolle, die von Schafen außer der Schurzeit kommt, heißt Schlachtwolle, Wolle von erkranktem oder fallenem Vieh, Kaufwolle, und Wolle, die erst beim Gerben von den Häuten genommen wird, Gerberwolle. In technischer Hinsicht dient die Wolle, wegen ihrer Anhänglichkeit und leichten Auflösbarkeit zum Filzen, wegen ihres Zusammenhangs zum Spinnen, mit Pferdehaaren vermischt zum Polstern, mit Leinwandwolle zum Watten. Lammwolle wird vorzüglich zu Hüten, Strümpfen, mit andrer Wolle vermischt, zu Tuch, Sommerwolle bloß zu gewöhnlichen Tüchern, einschürige Wolle zu verschiedenen Zeuchen und Tuch, Winterwolle aber meistens zu Tuch, Zeuchen etc. gebraucht. Grobe und halb veredelte Wolle wird weder verarbeitet, wie sie von dem Schafe kommt, oder die längern Haare von den kürzern abgesondert, und beide Sorten besonders benutzt. Die längern Haare heißen Kämme, und die dazu sich eignende Wolle Kammwolle. Aus gekämmter Wolle bereitet man Strumpfgarn und verschiedene glatte Gewebe. Stoffe. Ungekämmte, gewöhnliche Wolle dient zu Tuchleisten. Merinowolle sowie die hochveredelten Gattungen, sind zum Kammieren weniger geeignet. Ungekämmt bleibende, zum Verspinnen bestimmte Wolle heißt Streichwolle. Zeuch aus kurzer Streichwolle, das durch Weben und Scheren eine Dichtigkeit und eine Decke von kurzen gleichlaufenden Härchen erhält, heißt Streichzeuch. Von dem Kaufmann wird die Wolle nach der Beschaffenheit und Güte sortirt. In Spanien werden die Schafe vor der Wäsche sortirt, alsdann geschoren, und die Wolle gewaschen. Sie kommt in den 4 Sorten: *Refina*, *Prima*, *Secunda* und *Tercera* in den Handel. Die Merino- oder sächsische Wolle wird gleichfalls in 4 Hauptsorten getheilt: *Electoral*-, *Prima*-, *Secunda*- und *Tertiawolle*. Für eine ausführlichere Belehrung geben: Wagner's „Beiträge zur Kenntniß und Beschreibung der Wolle und Schafe“ (2. Aufl., Berlin 1821), und in besonderer Beziehung auf Merinowolle und veredelte Schafzucht, F. B. Weber: „Über die Schafzucht“ (2. Aufl., Berlin 1821).

*) *Electa*, d. i. auserlesene; ehemals *Electoralwolle*, d. i. kurfürstliche, jetzt

in der Abtei zu Leicester, in einem Alter von 60 Jahren. G. Ca-
 „Life of Card. Wolsey“ hat J. W. Singer (Lond. 1825, m. A. m.)
 geben.

Woltmann (Karl Ludwig v.), einer der vorzüglichsten deutschen Geschichts-
 ward zu Oldenburg d. 9. Febr. 1770 geb. und durch seines Vaters Dienst-
 zu dem Grafen Lynar, einem der reichsten, wie der kenntnißreichsten,
 in Diplomatiker, schon früh mit dem Leben der höhern Welt vertraut, be-
 r sein Vater auf alle Art die Phantasie des Knaben durch ergreifende Schil-
 berühmter Zeitgenossen, großer Höfe, geheimer Begebenheiten zu erregen.
 Schon als 15jähriger Jüngling sprach er diese Richtung in Oden, Hym-
 Gedichten andrer Arten aus; er lebte und webte mit Homer, Os-
 pstock, Höltz, die seinen Gefühlen am meisten zusagten. In Göttingen
 er 1788 bezog, widmete er sich weniger der Rechtskunde als dem Stu-
 alten und neuen Sprachen, bis ihn plötzlich die Geschichte so mächtig er-
 er beschloß, ihr allein zu leben. 1792 ging er nach Oldenburg zurück
 Vorlesungen über die Geschichte für die Schüler des Gymnasiums da-
 ll des Wunsches, in diesen Wirkungskreis auf einer Universität zu treten,
 ch seine Rückkehr nach Göttingen Verwirklichung zu schaffen suchte. Aber
 nische Ritus und seine Armuth setzten ihm unübersteigliche Hindernisse ent-
 erst Bürger, der s. früher für Schiller's „Thalia“ bearbeiteten, aber darin
 nommenen „Otto III.“ trefflich fand, öffnete ihm ein neues Feld, das der
 Schriftstellerei. W. schrieb (1794) s. „Geschichte der Deutschen in der
 lode“, deren 2. Bd. nie erschien, die aber auch keinen kräftigen Lebenskeim
 Die franz. Revolution ergriff ihn jetzt auf eine Weise, die ihm damals
 de zuzog. Er sah in ihr einen Riesenschritt zur Vervollkommenung des
 geschlechts und entsagte seinem Vaterlande darum ganz. Von Spittler be-
 öffnete er historische Vorlesungen, die zahlreich besucht wurden, und s. Re-
 n den „Göttingischen Anzeigen“ bereiteten ihm einen Ruf nach Jena, wo
 er der Geschichte und als Schriftsteller gleich thätig war. Namentlich
 hier s. „Ältere Menschengeschichte“ (eine verunglückte Anwendung Kant's-
 then), s. „Geschichte Frankreichs“, s. „Kleinen histor. Schriften“ aus, und
 s an s. Übersetzung des Tacitus. 1796 machte er eine Reise ins Vater-
 den Harz nach Preußens Hauptstadt u. s. f. Getäuscht in den Aussich-
 Göttingen angestellt zu werden, gefesselt an Berlin durch s. Zeitschrift:
 e und Politik“, die 1800 begann, aber, wie er sagt, durch den Censur-
 die Cabinetsbefehle gelähmt, nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte,
 lich so glücklich, hier in diplomatischen Verhältnissen als Resident des Land-
 Hessen-Homburg, als Geschäftsträger der Städte Bremen, Hamburg,
 angestellt zu werden, wobei er als Schriftsteller in s. „Geschichte der Re-
 ' mehr leistete, als im Ganzen genommen anerkannt wurde. Seine di-
 Laufbahn aber ward durch die Lage der Dinge von 1806 gestört, und
 daher um so fleißiger, von seiner lebenswürdigen, eben mit ihm verhei-
 ätlin, Carolina Stosch, unterstützt, an mancherlei Werken. Nament-
 ete er jetzt beinahe s. Übersetzung des Tacitus, s. „Geschichte des westfäli-
 ens 1c.“, ein sehr vorzügliches Werk, bis er im Sommer 1813 krank und
 ch Prag ging, wo er bis zu seinem Tode (1817), den ein Schlagfluß her-
 mit mancherlei historischen Arbeiten kleinerer Art beschäftigt war, außer-
 uch eine „Geschichte Böhmens“ in 2 Thln. schrieb, die unter uns weniger
 . Wiewol W.'s sämtlichen Werken der Stempel einer höhern Vollen-
 , so zeigen sie doch alle ein geniales Talent, das aber dahinwelkt, ohne
 issenschaften etwas Großes und Bleibendes gefördert zu haben. Liebe zu
 Genüssen störte ihn zu oft in anhaltender ernster Thätigkeit, und seine Ei-

ther, sein ältester Sohn, wurde, nach dem Schulunterrichte zu Tiverton und ter, in der letztern Stadt zu einem Verwandten gethan, der große Handels machte, zu deren Behufe W. öfters die westlichen Grafschaften Englands reisen hatte. Er ging 1790 in die Dienste eines londner Großhändlers als der. Etliche Jahre darauf fing er an auf eigene Rechnung Geschäfte zu treiben, deshalb mit einem Andern zusammen und eröffnete eine große Farbenhändler Dry salter (s. Memich's „Engl. Waarenencycl.“), in London. Seine Frau eine geborene Page aus Woodbridge. Ihre 3 Söhne und 2 Töchter haben sorgfältige Erziehung erhalten. Der älteste Sohn studirte in Cambridge und Prediger in London. Alle Freunde des Hauses loben die Harmonie, den Gutes und die Gastfreiheit desselben. Im J. 1805 associirte sich W. mit dem Lieutenant Wigan, und nach dessen Tode mit dem Sohne. Auch ist W. ein Compagnon des Hauses, und die Handelsgenossenschaft macht nun Wood, Wigan und Wood in Hopfen sehr bedeutende Geschäfte. W. hat theil an einem Kupferbergwerke in Cornwall, in welchem täglich 1200 Pfen. ten. Schon 1802 wurde er von einem londner Stadtbezirke zu dessen Stadter in dem londner Gemeinderathe erwählt und bald nachher zum Alderman tere Würde gereichte ihm desto mehr zur Ehre, weil er, abwesend in Irland nicht darum bewerben konnte. 1809 verwaltete er das wichtige Amt ein riss zur großen Zufriedenheit seiner Mitbürger. Nicht lange darauf ernannte Stadt London einen Ausschuss (for the improvement of the city), um unthenen Mißbräuchen zu steuern, erspriessliche Einrichtungen zu machen und die Verbesserungen, besonders Bauten, ins Werk zu richten; sie wählte W. Hauptes desselben, und er widmete diesem Gegenstande seine ganze Zeit, er trug er viel dazu bei, daß ein neues Gefängniß für Schuldner gebaut wurde, sie nicht mehr gezwungen waren, sich unter den niedrigsten Verbrechern in aufzuhalten. Man sah zuerst 1814 öffentlich, daß seine politischen Gesinnungen antiministeriell waren. Die Königin Charlotte wollte die Prinzessin von durchaus nicht bei Hofe annehmen. Letztere sah voraus, daß ihr dieser bei der erwarteten Ankunft der fremden Monarchen den Aufenthalt in London leiden würde, bat also um Erlaubniß zum Reisen, welche man ihr gerne gab. Bei dieser Gelegenheit, wo Brougham in der Correspondenz für die Prinzessin Feder führte, veranstaltete W. eine Adresse, die mit großem Pomp übergeben um ihr das Beileid über den angeblichen Unbill zu bezeigen. Die Stadt wählte ihn 1816 zum Lordmayor. Der unermüdete Eifer und die Thätigkeit che er in diesem Amte bewies, waren musterhaft. Nie stand es mit der Altstadt Londons besser; W. war bei Feuergefährten und Aufläufen in London gegenwärtig. Deswegen erzeugte man ihm die nicht sehr gewöhnliche Ehre, das bedeutende Amt auch für 1817 zu übertragen. Mit der Prinzessin von Wales er in Briefwechsel, und als sie Königin ward, ging er nach Frankreich und brachte sie nach England. Diese Fürstin war gewohnt, immer nach eigenem Gutdünken selten oder nie nach dem Rathe Andern zu handeln; mithin ist es nicht wunderbarlich, daß W. ihre Reise nach England und die Auftritte, worin sie als Anführer erschien, veranlaßt habe. Dies behaupten indeß seine Feinde, worunter, so genug, Brougham, Generalfiscal der Königin Karoline gehörte, und sogar seiner Freunde. Brougham sagte im Hause der Gemeinen, W. habe die besondere Weisheit (absolute wisdom) dadurch bewiesen, daß er der Königin rathen, nach England herüberzukommen, welche Bemerkung so auffiel, daß seit der Zeit den Spottnamen absolute wisdom behalten hat. Sollte er die (so unerweislich dies auch scheint, und so bestimmt er selbst es öffentlich geäußert) die Königin zu der Reise nach England beredet, sollte er die Absicht gehabt den Proceß seiner hohen Gönnerin durch ihre Gegenwart zu hintertreiben, so

von Preußen um Anstellung, wozu auch die allerhöchste Willfährung erfolgte. Ward die Abreise, wegen Verzögerung seines Abschiedes aus k. württembergischen Diensten, erst 1807 möglich, wo er während der Friedensunterhandlungen zu im k. Hauptquartiere ankam. Die Reducirung des preuß. Heeres veranlaßte den König um die Erlaubniß zu bitten, in kaiserl. russ. Dienste treten zu dürfen. Nach erhaltener königl. Bewilligung ward er 1807 im September als Major im kais. russ. Generalstabe angestellt und 1811 zum Obristlieutenant und Adjutanten des Kaisers erhoben. Als solcher wurde er in demselben Jahre beauftragt, die Befehle des Kaisers hinsichtlich des Operationsplanes zu dem bevorstehenden Kriege auf der westlichen Grenze des Reichs in Vollziehung zu setzen, bei welcher Gelegenheit er alles Land zwischen der Duna, dem Niemen, dem Dnieper und dem Bug zu bereisen hatte. Beim Anfange des Feldzugs von 1812 zum Oberbefehlshaber und dem commandirenden General der russischen Heere Barclai de Tolly zugetheilt, hatte er Gelegenheit, thätigen Antheil an dem Kriege zu nehmen und manche wichtige Dienste zu leisten; unter Anderm brachte er die Vereinigung Bagration'schen Heeres mit der ersten Westarmee bei Smolensk zu Stande. Während des Feldzugs von 1813 befand er sich im Gefolge des Kaisers und wurde in Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen, Dresden und Leipzig zu wichtigen Aufgaben verwendet, auch am Abend des 18. Octobers vom Kaiser zum Generalmajor ernannt. Zu Ende desselben Jahrs, nachdem die Organisation der deutschen Armee beendet war, woran er thätigen Antheil zu nehmen hatte, wurde derselbe als Adjutant des Generalstabs des 3. deutschen Armee-corps angestellt, welches unter dem Befehl des Herzogs v. Weimar nach den Niederlanden rückte, und daselbst im J. 1814 in sehr schwierigen Verhältnissen in manchen Perioden die einzige Verbindung zwischen den Heeren mit dem Vaterlande sicherte. Während des wiener Congresses wechselte der Generalmajor v. W. den k. russ. Dienst mit dem k. preussischen und wurde in gleichem Range wieder in das preuß. Heer aufgenommen. Eine schwere Krankheit, Folge der vielen Strapazen, nöthigte ihn in Baden bei Wien zurückzuziehen, wodurch er verhindert ward, an dem Feldzuge von 1815 Antheil zu nehmen, in dessen Ende er jedoch noch nach Paris kam. Nach erfolgtem Frieden erhielt er den ehrenvollen Auftrag, dem militairischen Unterricht der königl. Prinzen vorzustehen, auch ward er zu diplomatischen Aufträgen verwendet, endlich aber als k. preuß. Militaircommissair bei der deutschen Bundesversammlung angestellt, in welcher Eigenschaft er sich noch gegenwärtig befindet, nachdem er 1820 Generalleutenant befördert worden war. Am 13. März 1826 übernahm er, wie von den Commissarien der Bundesversammlung, die deutsche Festung Luxemburg. Hr. v. W. erhielt 1812 den k. russ. St.-Annenorden 2. Classe; 1813 den preuß. Orden pour le mérite, und das Commandeurkreuz des k. k. östreich. Leopoldsordens; 1814 in Paris den k. russ. St.-Annenorden 1. Classe und das Ritterkreuz des k. bair. Max-Josefsordens; 1815 des großherzoglich sachsen-Weimarschen Falkenordens Großkreuz; 1819 den k. preuß. rothen Adlerorden 3. Classe; 1824 den rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub, und das Großkreuz des k. öst. St.-Leopoldsordens; 1825 das k. preuß. goldene Verdienstkreuz für ausgezeichnete Dienste. — Hr. v. W. ist seit 1820 mit der F. des verst. k. württembergischen Generalleutenants von Lilienberg vermählt.

Wood (Matthew), einer von Londons Aldermen, der durch die Rolle, welche er 20—21 in der Geschichte der verstorbenen Königin spielte, bekannt geworden ist. Es wird aber nicht eher möglich sein, ihm zwischen dem verdammenden Urtheile seiner Feinde und dem Lobe seiner Freunde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als die jetzige Generation mit ihren Leidenschaften verschwunden ist. Er wurde in Devonshire geboren, wo sein Vater ein angesehener Wollhändler war, von einer zahlreichen Familie umringt, in einem hohen Alter starb. Mat-

fen. Er wurde 1728 verhaftet, nach einiger Zeit zwar wieder freigelassen, da aber fortfuhr, seine Meinungen zu behaupten, wurde er abermals in das Gefängniß Kingsbench gesetzt, wo er 1733 starb. — Mit diesem ist nicht zu verwechseln der Moralphilosoph William Wollaston, welcher 1659 geb. war und 1724 starb. Er führte die Sittlichkeit auf den Begriff der Wahrheit zurück, und faßte den Satz auf: jede Handlung ist gut, die einen wahren Satz ausdrückt. Dies geschah in dem Buche „*The religion of nature delineated*“ (Lond. 1724 und 1725), und ins Franz. übersezt: „*Ebauche de la religion naturelle*“). Er faßte darin an John Clarke einen Gegner.

Wordsworth (Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Englands, geb. zu Cockermouth 1770. Als er seine erste Erziehung in der Schule Hawkshead in einer romantischen Gegend der Grafschaft Lancaster erhalten hatte, kam er nach Cambridge, um seine Studien fortzusetzen, wiewol er nicht viel dazu gehabt zu haben scheint, sich zu einer Berufswissenschaft zu bilden. Schon im 14. Jahre hatte er auf der Schule einen nicht unglücklichen Beweis seiner dichterischen Anlagen gegeben, und schon 1793 ließ er eine poetische Beschreibung seiner Reise durch Frankreich, die Schweiz, Savoyen und Italien („*Descriptive sketch in verse*“) und bald nachher eine Epistel („*An evening walk*“) drucken. Die Gedichte enthalten schöne malerische Beschreibungen, aber die Darstellung ist abweichend von dem Styl, den er späterhin annahm. Bald nach seiner Rückkehr vom festen Lande verließ er Cambridge, und als er einen Theil von England durchwandert hatte, wählte er eine Hütte in dem Dörfchen Alforden, nicht weit von Bridgewater in der Grafschaft Somerset, wo er mit Coleridge (s. d.) in vertrauter Freundschaft lebte. Sie wohnten hier fast in gänzlicher Abgeschlossenheit und brachten ihre Zeit theils mit Wanderungen in der Umgegend und an der See theils mit Entwürfen zu literarischen Arbeiten zu. Während dieser Abgeschlossenheit wurden die lyrischen Balladen („*Lyrical ballads*“) entworfen und zum Druck gegeben, ein Versuch, wie Coleridge („*Biographia litteraria*“, Bd. 2, S. 31) es ausdrückt, ob Gegenstände, die ihrer Natur nach der gewöhnlichen poetischen Dichtung nicht empfänglich sind, sich in der Sprache des gewöhnlichen Lebens anzueignen lassen. Diese Gedichte, worin man zuerst die Eigenheiten des Stils findet, welche W. und seine Freunde auszeichnen, erschienen 1798, als er mit seiner Schwester durch Deutschland reiste, wo er Coleridge wiederfand. Beide blieben eine Zeitlang im Auslande; 1800 aber ließ sich W. zu Grassmere in Westmoreland nieder, und lebt seitdem hier, oder in dem benachbarten Rydall von den Einkünften seines väterlichen Erbes und des Amtes eines Stempelabgabeneinnehmers der Grafschaften Cumberland und Westmoreland, an der Seite seiner trefflichen Gattin, mit welcher er seit 1803 verbunden ist. Bei allen Aufregungen zu thätigen Anstrengungen und bei dem Beistande mächtiger Freunde, hat der Dichter leicht im öffentlichen Leben sich auszeichnen und für die Seinigen gewinnen können, aber gleichgültig gegen die Versuchungen des Ehrgeizes und Reichthums, zog er es vor, in seiner ländlichen Einsamkeit zu bleiben. Er gab eine Sammlung vermischter Gedichte heraus, welchen er in der neuen Ausg. (1805) eine Vorrede und einen Anhang beifügte, worin er darzuthun suchte, daß der ihm angestimmte einfache Ton auf alle Dichtungsarten anwendbar sei. Bei seinem ersten Auftreten an mit der herrschenden flachen Kritik im Zwiespalt, so er diesem neuen Ton nicht gleich anfangs Freunde gewinnen, und er wurde die Waffen des Spottes wie mit Gründen angegriffen, bis er endlich doch zahlreiche Nachahmer und Freunde fand, welche man die *Lake school* (Seeschule) zu nennen pflegt, weil er und Coleridge die Seen von Westmoreland so häufig zu Gegenständen ihrer dichterischen Schilderungen gewählt haben. Es ist nicht zu leugnen, daß er mit einem reichen Gemüthe, einer schöpferischen Phantasie und einem ja

seinen Gefühle begabt ist, aber selbst seine wohlwollendsten Beurtheiler haben nicht verhehlen können, daß er in seinem Streben nach Einfachheit im Ausdrucke, und in seinen erzählenden Gedichten, nicht selten in Spielerei verfällt und wird. Nach der Herausgabe einer etwas seltsam, wiewol kräftig geschriebenen Erklärung zur Fortsetzung des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel (1809), er die Minister nicht schonte, machte er eine lange Pause, und erst 1814 gab er ein Bruchstück eines lange versprochenen Gedichts („The recluse“), eine durch Inhalt und Darstellung originelle Dichtung „The excursion“, heraus, der J. „The white Doe of Rylstone“, gleichfalls ein Bruchstück des größern, sich anschloß. Darauf folgten, außer kleinern Gedichten, „Peter Bell“ und „The waggoner“ (1819), 2 poetische Erzählungen, ein Sonett („The river Duddon“), nebst einigen andern Dichtungen (1820), und 1822 die Beschreibung seiner neuen Reise durch Italien („Memorials of a tour in the continent“) und die Sammlung seiner Dichtungen (London 1822, 12.), welche jedoch das erwähnte beschreibende Gedicht: „The excursion“, enthält.

Wörlig, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Deßau, 3 Stunden von der Deßau, mit einem geschmackvollen Lustschlosse, der gewöhnlichen Sommerresidenz des Herzogs, 240 H. und 1800 Einw. Der Ort ist berühmt geworden durch den vorzüglich schönen Garten im engl. Geschmack, den der verstorbene Herzog Carl Friedrich Franz hier anlegte. Eine kurze Beschreibung dieses Gartens findet sich in Hirschfeld's „Theorie der Gartenkunst“. Vorzüglicher und umfänglicher ist die „Beschreibung der fürstl. anhalt-deßauischen Landhauses und engl. Garten zu Wörlig“, von A. v. Rode (mit Kupf., Leipz. 1788). In diesem Garten steht das sogen. gothische Haus, welches eine interessante Sammlung merkwürdiger Kunstwerke (besonders Gemälde) enthält. Die ehemalige chalcographische Gesellschaft zu Deßau hat eine Reihe von Blättern in Aqua Tinta, Ansichten von Wörlig und andern geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Deßau ausgegeben.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsstadt. Im Frieden zu Luneville (1801) kam sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und gehört seit dem pariser Frieden zu der großherz. hessischen Rheinprovinz. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend (in dem von den Engern gepriesenen Wonnegau) und hat in 970 H. über 6800 Einw., welche zum Theil vom Weinbau und der Rheinschiffahrt nähren. Es gibt hier Tabackfabriken und eine Bleizuckersabrik. Die protest. Religion ist die vorherrschende; die Katholiken haben außer der Domkirche, einem ehrwürdigen Gebäude, zu dem schon im 8. Jahrh. der Grund gelegt wurde, die aber erst im 12. vollendet ward und 470 Ellen lang und 110 Ellen breit sein soll, noch eine Kirche der Lutheraner 2, und die Reformirten eine Kirche. Unter den Weinsorten, welche in und bei Worms gezogen werden, zeichnen sich durch Güte und Feuer aus: die Frauenmilch, welcher Wein um die Liebfrauenkirche herumwächst und daher seinen Namen hat; der Katerlöcher und der Lug ins Land, der bei einem ehemaligen Rathhause wächst. Worms ist eine der ältesten und in der frühern deutschen Geschichte berühmtesten Städte Deutschlands. Die Römer hatten hier eine Colonie, und es war der Sitz oder doch längere Aufenthalt der frühern französischen Könige, selbst Karls d. Gr., der spätern Karolinger, später der Sitz rheinischer Herzoge. In der mittlern und neuern Geschichte spielt Worms gleichfalls eine große Rolle; theils durch die vielen Reichstage, welche die Kaiser hier hielten, und wovon die merkwürdigsten die beiden von 1495, welcher Deutschland seine jetzige Form gab, und von 1521, auf welchem Luther (s. d.) freimüthig sein Ketzerbekenntniß vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen ablegte; vgl. Ber. Siebente Aufl. Bd. XII.

theils durch die innere Wichtigkeit, die es durch seinen Gewerbfleiß, durch seinen Handelsverkehr, durch seine große Bevölkerung, die sich noch am Ende des dreißigjährigen Krieges auf 30,000 Seelen belief, erlangt hatte; theils durch den großen Antheil, den es als Glied des rheinischen Städtebundes an den bedeutenden Fehden zwischen den benachbarten Fürsten nahm. Von dieser Bedeutung Worms in den letzten 2 Jahrhunderten durch mancherlei Ursachen, besonders durch die vielen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, herabgelassen. 1689 wurde Worms, sowie Speier, auf Louvois's Befehl von den Franzosen ganz verwüstet. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, aber gibt es noch Plätze, wo statt ehemaliger Gebäude nur Gärten sind. In den Jahren des franz. Revolutionskrieges litt Worms wieder sehr, indem es von beiden Parteien besetzt wurde. Zu Worms war auch ehemals ein altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz war.

Woronzoff, eine in hohen Kriegs- und Civilstellen ausgezeichnete russische gräfliche Familie. Zu ihr gehörten 3 durch ihre Schönheit und Rolle in der neuern russischen Geschichte berühmte Frauen. 1) Elisabeth, die Geliebte des Großfürsten und Kaisers Peters III., nachmalige Senatorin Iánski; 2) die Gräfin Butturlin, 3) die Fürstin Daschkoff, die Katharinens II., welche mit dem Grafen Panin den Plan zur Erhebung des auf den Thron entwarf und ausführen half. Sie waren die Mäcchten des kaiserlichen Grafen Michael W., der als russischer Vizekanzler den Allianzvertrag zwischen Rußland und Schweden zu Petersburg d. 25. Juni 1745, und einen mit Oesterreich zur Vertheidigung der Erbfolge der Maria Theresia, sowie einen Subsidienvvertrag mit Großbritannien abschloß, nach welchem ein russisches Heer von 37,000 Mann im Solde der Seemächte bis an den Main marschirte, den Abschluß des aachener Friedens 1748 bewirkte. In den letzten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth stand der Vizekanzler W. an der Spitze der russischen Partei, deren Seele der Großfürst Peter war; allein der Kanzler B. das Haupt der dänischen Partei, behauptete im Cabinete der Kaiserin einen wiegenden Einfluß, bis er 1757 in Ungnade fiel, worauf der Graf W. Vizekanzler wurde. — Ein Graf Alexander W. war früher Gesandter an europäischen Höfen, wurde vom Kaiser Alexander 1802 zum Reichskanzler ernannt und erhielt darauf die Leitung der auswärt. Angelegenheiten. 1804 nach seiner Entlassung, behielt aber seine Titel. Er zog sich nach Moskau zurück und starb daselbst 1806. — Sein Bruder S. . . W. war russischer Gesandter in London, als die franz. Revolution ausbrach. Katharina erklärte sich gegen die Grundsätze derselben, und Graf W. schloß zu London den 25. März 1793 mit Lord Grenville einen Doppelvertrag, wovon der eine die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England, auf den Fuß des für England sehr vortheilhaften Handelsvertrages von 1766, auf 6 Jahre erneuerte, der andre aber sich auf die gemeinsame Mäßigung beider Mächte bezog, um der Ausbreitung der franz. Revolution einen Damm entgegenzusetzen, um durch vereinigte Maßregeln den Handel Frankreichs mit den neutralen Mächten auf jede Art zu hemmen, und um sich gegenseitig in dem Kriege gegen Frankreich zu unterstützen. Dieser wichtige Vertrag wurde bekanntlich in mehreren Punkten von der Kaiserin nicht vollzogen, indem sie damals ihre Pläne ausführte; auch nahm Katharina in der Folge keinen thätigen Antheil an den Kriegen gegen Frankreich, weil Großbritannien sich weigerte, mit ihr ein Bündniß und Traktat gegen die Pforte einzugehen. Diese ganze Unterhandlung leitete Graf W. Er blieb Gesandter in London auch unter den folgenden Regenten Paul I. ernannte ihn zum General. Unter Alexander I. hatte er Theil an den Verhandlungen, welche die dritte Coalition durch den petersburger Tractat (Traité de concert) vom 11. April 1805 herbeiführten. — Sein Sohn

Michael W., f. russ. Gen. der Infanterie und Generaladjutant, ist Militairgouverneur von Neurußland (zu Odessa Langeron's Nachfolger). Geb. zu ... ward er bei seinem Vater in England erzogen, bekleidete dann ebenfalls diplomatische Posten, und zeichnete sich im Kriege aus, vorzüglich in den Jahren 1813 und 1814 gegen Frankreich. Mit einer drohenden Erklärung an die Einwohner des Depart. der Ardennen und der Aisne und Marne, wenn sie die Allirten ergriffen, betrat er Frankreichs Boden, wo er an mehreren Schlachten und Gefechten Theil nahm. Bei Craone wurden er und Sacken im März 1814 von Napoleon geschlagen, worauf sich Beide mit einem Verzuge von 4000 Mann nach Laon zurückzogen. Als aber Blücher nach dem Siege wieder über die Aisne gegen die Marne zog, besetzte Graf W. Chalons im März; auf dem Marsche gegen Paris bewies er zuletzt noch bei dem Anzuge diese Hauptstadt viel Tapferkeit. 1815 zog er ein zweites Mal mit nach ... und befehligte hierauf bis 1818 das russische Contingent bei dem Besatze der Schweiz, wo er zu Maubeuge sein Hauptquartier hatte. Er hielt auf gute Erziehung und erwarb sich die Achtung der Einwohner. Von dort begab er sich nach ... zur Zeit des daselbst versammelten Congresses, wo er von seinem Monarchen Kammerherr und Generaladjutant er war, mehrere Beweise von Achtsamkeit. In der Folge wurde er zum Militairgeneralgouverneur von Neurußland und Bessarabien ernannt. Im Juni 1826 bevollmächtigte ihn und den nach Constantinopel als Gesandten bestimmten Geheimenrath v. Ribeaupierre der Kaiser Nicolaus, in Akjermann mit den türkischen Commissarien über die Ausgleichungen zwischen Rußland und der Pforte zu unterhandeln. — Ein Verweiser von ihm ist der Graf v. Woronzoff-Daschkoff, den Alexander I. zu seinem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am k. bayer. Hofe zu München ernannte, wo sich derselbe noch jetzt befindet.

Wörterbuch, f. Lexikon.

Wortfuß, f. Rhythmus.

Wortspiel. Unter dem Wortspiel versteht man nicht jedes Spiel mit Worten, denn sonst könnte auch das Reimecho und die hörbare Malerei in Worten bezeichnet werden; sondern man versteht vorzugsweise darunter die Darstellung der Verschiedenheit durch Lautähnlichkeit der Worte, z. B. viele Fenster so finster: inceptio est amentium, haud amantium, wobei mit witziger Ungleich Das, was ein Gegenstand ist, und was er nicht ist, aber sein will oder nicht sein will, zusammengestellt und in einer Rede verbunden wird. Es wird also zum Wortspiel erfordert Lautähnlichkeit der Worte, bei Verschiedenheit, ja oft Entgegengesetztheit der Bedeutungen; und ein Wortspiel ist um so vollkommener, je weniger dabei einer Abänderung der Worte oder eines Zusatzes durch Präpositionen, Particeln u. dgl. bedarf. Gewiß gehören Wortspiele oder der Witz, der vorzugsweise in den Worten, also der äußern Form, liegt, zu der untergeordnetsten Art der Kunst, und dürfen daher auch nicht zu sehr gehäuft werden, aber es gehört zu den Annehmlichkeiten der Rede, durch schnell gefundene Ähnlichkeit der Worte das Verschiedene in den Vorstellungen herauszuheben.

Bouvermann (Philipp), ein berühmter Landschafts- und Thiermaler der holländischen Schule, geb. 1620 zu Harlem, starb ebendasselbst 1668. Er lernte zuerst bei seinem Vater, Paul W., dann bei seinem Landsmann, Joh. W., arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für seine Arbeit; desto mehr suchten sich die Kunsthändler durch Verkauf s. Werke ins Ausland. Er malte meistens Jagdzüge, Pferdemarkte, Reiterscharmügel, Fischereien u. dgl. und pflegte in seinen Gemälden gern Pferde anzubringen, unter welchen sich immer ein weißes mit einem Lichtreflex auszeichnet. Der Krieg, der damals in den Niederlanden gewüthete, scheint zu einigen s. Gemälde die Ideen gegeben zu haben. In s.

Landchaften ist immer etwas Neues; seine Figuren und Pferde sind meist gezeichnet. Viele s. Gemälde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen („Oeuvres de Phil. Wouvermann d'après ses meilleurs tableaux par J. Moreau“, Paris 1737, Fol.) Die königl. Galerie in Dresden besitzt mehrere ganz tüchtige Gemälde von ihm. In dem franz. Museum (s. „Mus. Nap.“, von Paris befindet sich ebenfalls eine große Anzahl; einige auch in den Galerien zu Wien und Pommersfelden. Nach seinem Tode stiegen seine Arbeiten zu hohen Preisen, indem der Kurfürst von Baiern, Maximilian Maria, K. der Niederlande, sie eifrig aussuchen und kaufen ließ. W.'s größtes Verdienst darin, daß er die Natur getreu nachahmte, wie er sie innerhalb seines Vaterlandes, aus denen er nie gekommen war, hatte kennen lernen. Er erreichte auch durch Lebhaftigkeit und Kraft des Colorits seinen Vorgänger nicht, so empfiehlt ihn doch seine überaus schöne Zeichnung und sein weicher Pinsel. Vgl. „Üb. die Composition in Phil. Wouvermann's Gemälden“ (Leipz. 1789). — Peter W., sein Bruder, ist ebenfalls als Maler bekannt.

Woywoden, s. Woïwoda.

Wrack, im Niedersächsischen, im Hochdeutschen Brack, das Ungeglückte in seiner Art, der Ausschuß, z. B. von Porzellan u. s. w., das im Brennen glückt und untauglich ist. In der Schiffersprache heißt Wrack der Körper gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffes, überhaupt Alles, was das Meer von verunglückten Schiffen an das Ufer treibt. Das Recht der Küster, sich Dessen, was das Meer ans Land wirft, zu bemächtigen, heißt das Wrackrecht. (Vgl. Strandrecht.)

Wrangel (Karl Gustav, Graf v.), schwedischer Feldmarschall, kriegerische Thaten zu Lande und Wasser ausgezeichneten Feldherr des 17. Jahrhunderts, stammte aus einer alten und berühmten schwedischen Familie. Sein Vater, Hermann Wr., war schwedischer Reichsrath und Feldmarschall, und starb Generalgouverneur von Liefland. Karl Gustav trat zeitig in Kriegsdienste, lernte in der berühmten Schule des großen Königs Gustav Adolf. Er begleitete diesen die Feldzüge in Deutschland. Als der verdienstvolle schwedische General (1641) starb, war Wr. als Generalmajor Einer von Denen, welche das schwedische Heer unter sehr mißlichen Umständen bis zur Ankunft des neuen Befehlshabers Torstensohn befehligten. Unter Torstensohn machte Wr. mehrere Feldzüge in Deutschland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holland den Krieg gegen Dänemark zu führen. (S. Torstensohn.) Nach dem Tode des Admirals Claas Fleming, den Oberbefehl über die schwedische Flotte, welche am 25. Juni 1644 der Übermacht der dänischen hatte entgegenzusetzen. Durch einige holländ. Schiffe verstärkt, gelang es ihm, die dänische Flotte am 13. Oct. bei der Insel Femern zu schlagen. Er befehligte nachher ein kleines Corps in Holstein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück. Der Friede zu Brömsebro (23. Aug. 1645) diesen Krieg endigte. Wr. ging wieder nach Deutschland, und als Torstensohn (1646) wegen Krankheit starb, den Oberbefehl aufzugeben, wurde derselbe Wr. und Königsmark beauftragt. Wr. vereinigte sich bald nachher mit der franz. Armee unter Turenne, und zwangen gemeinschaftlich den Kurfürsten von Baiern (14. März 1647) zu einem Waffenstillstand einzugehen. Nach einiger Zeit ging Wr. nach Frankfurt von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die Schweden und Franzosen zu verschiedenenmalen einander sehr nahe kamen, so erfolgte doch keine Entscheidung, weil von der Entscheidung derselben, während der Friedensunterhandlungen in Münster und Snabrück, zu viel abhing. Als die schwed. und franz. Armeen sich trennten, trat zwar der Kurfürst von Baiern von dem geschlossenen Waffen-

id, aber beide Heere vereinigten sich von neuem, und schlugen (17. Mai 1648) Zusmarshausen unweit Augsburg das vereinte kaiserl. und bairische Heer mit dem Verluste. Wrb. besetzte hierauf Baiern und behandelte es sehr hart, bis endlich zu Münster und Snabrück geschlossene Friede allen Kriegsunternehmungen Schrecken in Deutschland ein Ziel setzte. Wrb. ging nun nach Schweden zurück, verlebte einige Jahre in Frieden. Als Karl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte, begleitete er diesen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten 3tägigen Schlacht bei Warschau (18. — 20. Juli 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieses Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde, eilte Karl Gustav diesem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte sehr bald Pommern, Schleswig und Jütland. Wrb. belagerte die Festung Kronburg, die ihm nach 21 Tagen (6. Sept. 1658) ergab. Es ward ihm hierauf der Oberbefehl über die schwedische Flotte aufgetragen, die Kopenhagen angreifen sollte, aber dieses Unternehmen glückte nicht, weil die Dänen während der Belagerung von Kronburg Zeit gehabt hatten, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und eine holländ. Flotte zum Entsatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den Wrb. über Kopenhagen (29. Oct. 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Kopenhagen aufgegeben werden. Im folg. J. vereitelte er dagegen die von den Dänen auf der Insel Bornholm versuchte Landung. Der Tod des Königs von Schweden endigte (1660) den Krieg. Als Ludwig XIV. 1674 einen Krieg gegen das deutsche Reich bezeugte, trat Schweden auf die Seite Frankreichs, und griff (im Nov.) unerwartet den Kurfürsten von Brandenburg an, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war, und mit seiner ganzen Macht gegen die Franzosen am Rheine stand. Wrb. befehligte das 16,000 M. starke schwedische Heer, welches in das Brandenburgische einfiel und das Land übel behandelte. Er wurde aber bald krank; ein Umstand, der wahrscheinlich zu dem unglücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens beitrug. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm (s. d.) eilte mit seinen Truppen zum Rheine zurück, früher, als es die Feinde erwarten konnten. Sein bezeichnender Feldmarschall Derflinger (s. d.) überfiel (12. Juni 1675) den schwedischen Vortruppen Wangelin in Rathenow, und nahm ihn mit seinem ganzen Regiment gefangen. Ebenso unerwartet griff am 18. Juni 1675 der Kurfürst mit 10,000 M. Reiterei das schwedische 13,000 M. starke Heer bei Fehrbellin (s. d.) an und erhielt einen vollständigen Sieg über dasselbe. Die Schweden mußten Brandenburg räumen, und verloren selbst einen Theil von Vorpommern. Wrb. übernahm hierauf seine Stelle, wegen Alters und Krankheit, nieder, und starb im folgenden Jahre. Für seine frühern Siege war er (1645) in den Grafenstand erhoben worden.

Wrbna-Freudenthal (Rudolf, Graf), k. k. Oberstkämmerer, Chef des kaiserlichen Cabinets, Ritter des goldenen Vlieses etc., ausgezeichnet als Mensch und Staatsmann, gehört zu den wenigen Großen, welchen die Achtung des Reichthums und die Liebe des Volks in gleichem Maße zu Theil ward. Geb. zu Wien d. 23. Juli 1761 und von seinen Ältern trefflich erzogen, studirte er auf der Universität Wien Philosophie und die Rechte, dann auf der Bergakademie zu Freiberg die Bergwissenschaften, machte bergmännische Reisen und trat hierauf als Hofsecretair seine staatsbürgerliche Laufbahn an. Er stieg von Stufe zu Stufe, und wurde 1801 Vicepräsident der montanistischen Hofstelle, oberster Rathgeber im Münz- und Bergwesen. Als solcher leitete Graf W. den gesammten Reichs-Bergbau mit Ernst, Eifer, Einsicht und Sinn für die großen Fortschritte jener Wissenschaften, welche dem gebildeten Bergmann unentbehrlich sind. Praktisch ging er in der Eisenhüttenkunde auf den berühmten Werken seiner Vorfahren Horowitz und Gineß in Böhmen, mit dem ersten Beispiel und Musterkommener Einrichtungen und Producte voran. Er war theils Mitgründer,

theils lebhafter Beförderer und Mitglied vieler vaterländischen Bildungsvereine, z. B. der Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft, des polytechnischen Instituts, der ständischen Malerschule, des Conservatoriums der Musik, des Nationalmuseums u. s. w. — Als in franz. Invasion 1805 der Kaiser und die Regierungsbehörden Wien verließen, wurde Graf W. zum Hofcommissair ernannt. In diesem ebenso wichtigen als schwierigen Posten gebot er den franz. Behörden Achtung, und leistete dem Kaiser die ausgezeichnetsten Dienste. Nach dem Frieden von Presburg zum obersten Kämmerer und Chef des Geheimen Cabinets ernannt, befand er sich stets um die Person des Kaisers, empfing und vollzog seine unmittelbaren Befehle. Unter ihm standen jetzt gegen 900 K. Kämmerer (darunter 20 Fürsten und 600 Grafen), die Leibärzte, die Aulicalcassen der k. Familie, die Oberdirection der Familienkassen, die Schatzkammer, das Naturaliencabinet, die Gemäldegalerie mit den übrigen Kunstsammlungen, die Inspection der kais. Burg, die Schloßbauschafften, endlich die k. Kammerkünstler und die oberste Hoftheaterdirection. Der Dienst raubte ihm jetzt jede Minute, und dessenungeachtet nahm er immer an allen Fortschritten der Wissenschaft den lebhaftesten Antheil. Seinem Heldenmuth und seiner Unterstützung verdankt Oesterreich die erste Geognosie (von Reichard), deren Anwendung auf den Bergbau man früher bei der Hofkammer kaum begriff hatte. In seiner Eigenschaft als Chef des Geheimen Cabinets hatte er beim Kaiser den Vortrag in Gnadensachen, und wendete unzähligen Malen Gutes zu. — Als 1810 Graf Wallis zum Finanzminister ernannt, und die Uebersetzung der schon mehr als 1000 Millionen betragenden Bankozettel und Wechsel in Einlösscheine zu $\frac{1}{2}$ insgeheim beschlossen war, trat die Bedenken entgegen: ob das neue Papier Anwerth finden und dem ganzen neuen Finanzsysteme Vertrauen geschenkt werden? Graf Wallis erklärte, es werde das geschehen, wenn die neuen Zettel die Signatur des Grafen Wrba erhielten. Und man noch seinen Namen auf allen den (etwa 600 Mill.) Einlös- und Reductionsscheinen, die von 1811 — 13 ausgegeben wurden. So groß war die Achtung, der Credit und die Achtung, in welcher W. allgemein beim Publico stand. Daß später jene Papiere weit unter dem pari sanken, verschuldete nicht W. dem Credit, sondern die Natur des Papiergeldes und die Gewalt der Umstände. In einer langwierigen, schmerzhaften Krankheit starb Graf W. am 30. März 1814. Als wenige Stunden vor seinem Hinscheiden der Kaiser ihn besuchte, und ihm sagte, daß zu seiner Wiederherstellung keine Hoffnung sei, sagte er mit Thränen: „Ich verliere an ihm nicht nur einen treuen Diener, sondern auch einen Mann, der 20 Jahre lang seine Ehre darein setzte, mir im Glück wie im Unglück die Wahrheit zu sagen!“ — Worte, welche Den, dem sie galten, nicht nur der adeln als Den, der sie sprach. *)

Brede (Karl Philipp, Fürst v.), königl. bairischer Feldmarschall und Generalinspector des Heers, Herr von Ellingen, Engelhardtszell, Suden, u. s. w., Mitglied des königl. bair. Staatsraths (seit 1817), stammt aus einem alten Geschlechte in Baden, ist geb. den 29. April 1764 zu Heidelberg, machte selbst seine Studien und widmete sich der Forstwirthschaft. Baron W. war Hofgerichtsrath in Mannheim, dann Assessor beim Oberamte Heidelberg. Im Kriege Oesterreichs mit Frankreich, pfälzischer Landescommissair bei dem Corps unter Hohenlohe, und Oberlandescommissair bei dem österreich. Heere 1793—98, unter Wurms, dem Herzog Albert und dem Erzherzog Maximilian. Die Oberforstmeisterstelle, die er gekauft hatte, entsagte er, als er 1799 das

*) Die Grafen Wrba sind ursprünglich ein schlesisches Geschlecht, das im 12. Jahrhundert der Hohenstaufen durch ritterliche Thaten berühmt war. Sie starben im Jahr 1642.

erhielt, für den Erzherzog Karl ein kurpfälzbairisches Corps zu bilden, das er, 2 östreich. Divisionen, zuerst den 14. Oct. in dem Cavalieregesecht bei Fried-
 weide am Neckar auf den Kampfsplatz führte. Auch in mehreren andern Gesechten
 Schlachten der Feldzüge 1799 u. 1800 zeigte Obrist W. s. richtigen milit. Blick
 eine kraftvolle Thätigkeit. Er ward 1800 Generalmajor, deckte in diesem Feldzuge
 Rückzug der Östreicher und kämpfte die Schlacht von Hohenlinden mit. Nach dem
 arbeitete er mit an der neuen Gestaltung des bair. Heers, und wurde 1804
 Lieutenant. 1805 erhielt er, an des verwundeten Gen. Deroy Stelle, den
 Befehl über das im Felde stehende bairische Heer. Von jetzt an beginnt seine
 militairische Laufbahn. Der Umschwung, den das bairische Heer in Ver-
 bindung mit dem franzöf. erhielt, sagte seinem lebendigen Geiste zu, und der Feld-
 zug 1805 gab ihm vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Im März 1806
 er das Großkreuz der Ehrenlegion. 1807 befehligte er an der Seite des
 Kronprinzen, jetzigen Königs, in Polen, und 1809 die 2. Division des
 Heeres, mit welcher er an den Siegen bei Abensberg und Landshut ei-
 nen geringen Antheil hatte. Er verfolgte den Feind über die Isar und rettete
 ein Treffen bei Neumarkt (Bessières gegen Hiller) das schon geschlagene Heer.
 Salzburg, das er schnell eroberte, brach er in Verbindung mit den andern
 Heerführern in Tirol ein und besetzte nach wenigen Tagen Innsbruck.
 Wenn Tirols Unterwerfung vollendet glaubte, zog er sich über Salzburg und
 in Eilmärschen nach Wien, und gab durch sein pünktliches Eintreffen der
 Armee bei Wagram den Ausschlag, wobei er eine leichte Wunde erhielt. Er trieb
 den Feind bis Znaim, und kam nach erfolgtem Waffenstillstande nach Salzburg zu-
 rück. Die in Tirol von neuem ausgebrochenen Unruhen zwangen ihn, seine Trup-
 pen einmal in diese Gebirgsschlünde zu führen. Nach dem Frieden ernannte
 Napoleon zum franz. Reichsgrafen und dotirte ihn im Innviertel mit Mond-
 seelhardtszell etc. Zum Gen. der Cavalerie ernannt, führte er mit Deroy
 die Baiern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polozk, und über-
 wies als beim Vordringen Wittgenstein's Marmont und Gouvion St.-Cyr ver-
 wundeten, und auch Deroy fiel, den Oberbefehl, worauf er die Flucht des auf-
 gebrachten Heeres deckte, und am 6. Dec. den Rest seines Corps über die zuge-
 frorenen Wilia bei Danuschev führte. 1813 führte er das neugebildete bairische
 Heer am 12. Aug. aus dem Lager von München an den Inn. Nachdem er hier
 den Östreichern gegenüber gestanden hatte, schloß er am 8. Oct. den Vertrag
 von Rastatt, wodurch sich Baiern den Verbündeten anschloß, übernahm hierauf den
 Befehl über das vereinigte bairisch-östreich. Heer, und führte dasselbe mit äu-
 ßerster Schnelligkeit vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frank-
 reich besetzen lassen, als Napoleon mit seinem Heere auf dem Rückzuge aus
 Frankreich bei Hanau ankam. Hier lieferte W. demselben am 30. und 31. Oct. die
 Schlacht (s. Hanau), in welcher er schwer verwundet ward. Nach seiner Wieder-
 erholung eilte er zu seiner Armee nach Frankreich, wo er das 5. Armeecorps be-
 fehligte; er nahm Theil an der Schlacht bei Brienne (1. Febr. 1814) und eroberte
 mehrere Kanonen. Hierauf schlug er Marmont bei Rosny, drängte Dubinot bei Don-
 cre zurück, deckte den 18. Febr. fg. den Rückzug des großen Heeres von Troyes,
 blieb dann den Sieg bei Bar sur Aube, und trug zu dem bei Arcis sur Aube
 (März) viel bei. Auf dem Schlachtfelde bei Bar sur Aube erhielt er den St.-
 Louisorden 2. Classe. Sein König gab ihm d. 7. März 1814 den Feldmarschalls-
 Orden, und erhob ihn (9. Jun. 1814) zum Fürsten. Hierauf verlieh er ihm und
 seinen adelichen Verwandten das Lehen (Lehen) des ehemaligen Chef des Hauses,
 am 24. Mai 1815, das im Nordgau liegende
 Weingarten (Stadt und Schloß mit 19 Dörfern und 16 Weilern) als ein Fürsten-
 lehen und Thron- und Mannlehen, unter bairischer Hoheit. Diese Belohnung
 ward ihm zu Theil für den von ihm mit dem Fürsten v. Metternich unterhandelten,

und den 3. Juni 1814 zu Paris unterzeichneten Vertrag, nach welchem Baiern an Osterreich Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel abtrat, wofür Würzburg und Aschaffenburg sogleich in Besitz nahm und sich von Osterreich den künftigen Erwerb von Mainz und der Rheinpfalz versprechen ließ. — Auf dem Congresse in Wien zeigte er sich als geistvollen Diplomaten, wie er sich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Bei dem Wiederausbruche des Krieges 1813 drang er an der Spitze des bairischen Heeres in Lothringen ein, und ging am 2. Juni über die Saar. Die Ereignisse in den Niederlanden öffneten ihm den Einzug ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Baiern zurück, und nahm nun als Reichsrath oder Mitglied der ersten Kammer an den Verhandlungen des ersten Landtags in Baiern 1819 Theil. Dann ward er mit mehreren wichtigen Sendungen beauftragt und am 1. Oct. 1822 als Generalissimus an die Spitze des bairischen Heeres gestellt. Fürst W. vereinigt schnellen Verstand, große Besonnenheit, Feuer und Ruhe mit unermüdeter Thätigkeit und ausgezeichneter persönlicher Tapferkeit. (S. „Zeitgenossen“, Heft XXII.)

Wren (Sir Christopher), einer der gelehrtesten und berühmtesten Baumeister, geb. den 20. Oct. 1632 zu East Knoyle in Wiltshire, wo sein Vater Pastor war. Schon in der Schule zu Westminster entfalteten sich seine großen Talente, und bereits in seinem 13. Jahre erfand er ein neues astronom. Instrument, wofür er, sowie eine Abhandlung vom Ursprung der Flüsse, seinem Vater in geistreichen lat. Versen widmete. In Oxford, wohin er in seinem 14. J. ging, zeichnete sich durch große Fortschritte in den mathemat. Wissenschaften aus. Alle seine Vorgelegten Arbeiten sind Beweise eines fruchtbaren, reifen und hochgebildeten Geistes. Er ward in s. 20. Jahre 1657 zum Lehrer der Astronomie im Gresham-College in London ernannt, vertauschte aber diese Stelle 1660 mit dem Lehrstuhle der Astronomie in Oxford. Seitdem zeichnete er sich durch Arbeiten in allen Theilen der Mathematik und Naturwissenschaften aus, und vertraut mit allen Werken der Natur und der ganzen gelehrten Welt, erweiterte er unablässig das Gebiet der Wissenschaften. Als Mitglied der königl. Gesellschaft nahm er an den wissenschaftl. Bestrebungen derselben den thätigsten Theil. Am merkwürdigsten aber ist die seltene Verbindung theoret. Wissenschaft und des prakt. Genies, dessen Kraft so viele bewunderte Werke hervorgebracht hat. Die Vollendung des Baues der Peterskirche unter der Regierung des Papstes Innocenz X. und unter Urban's Aufsicht war zu jener Zeit ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Es scheint dazu beigetragen zu haben, W.'s Geisteskräfte in das Gebiet zu führen, wo er seinen Ruhm finden sollte. Der Tod seines großen Vorgängers Inigo Jones bahnte ihm den Weg. Sein erstes Werk war das prächtige Sheldon'sche College in Oxford, durch dessen Erbauung (1663) er bald berühmt wurde, und nicht lange nachher erbaute er das Pembroke-Collegium in Cambridge, aber nie ward er in seinen Arbeiten je seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Mathematik und den Naturwissenschaften, untreu. Er reiste 1665 nach Frankreich, wo die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke, besonders das Louvre, für ihn eine lehrreiche Schule waren. Es ist merkwürdig, daß er, ohne je Italien gesehen zu haben, in einem Lande, das verhältnißmäßig ärmer an Denkmälern der Baukunst war als andre Länder, und nur vorzügliche gothische Gebäude besaß, und bei der herrschenden Geisteslosigkeit seiner Zeitgenossen, die erstaunenswürdigen Entwürfe zu fassen und auszuführen vermochte. Der große Brand in London (1666) öffnete seinem Geiste ein neues Feld, und die dadurch veranlaßten Entwürfe nahmen seine ganze Kraft in Anspruch. Er machte gleich nachher einen Plan zu einer neuen Stadt, der vor allen andern Entwürfen Beifall fand. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, obgleich W. zum ersten Baumeister für die Wiederherstellung der Stadt ernannt wurde, weil sich die Hauseigenthümer nicht zu Aufopferungen verließen.

Nach seinen Entwürfen ward der Bau der Paulskirche (s. d.) begonnen und in 35 Jahren (1676—1710) herrlich vollendet: ein Werk, das nach der Kirche zu den vollkommensten Denkmälern der neuern Baukunst gehört. Eiz. Nachkommen hat 1749 9 verschiedene Pläne von W. herausgegeben, die Grundrisse der St.-Paulskirche darstellen. Irrig ist die gewöhnliche Angabe, daß W. die Peterskirche zum Muster genommen habe; der Plan war ganz seine Erfindung; hingegen hat man noch das Modell eines Altars aus der Zeit, das er ausführen wollte, wenn sein erster Entwurf wäre angenommen. Das sogen. Monument in London, oder die Säule zum Andenken des Königs in London, ward 1671 angefangen und in 6 Jahren ausgeführt, eine canelirte dorische Säule, die auf einem 40 Fuß hohen, mit Basreliefs besetzten Postament steht und 202 Fuß hoch ist. Inwendig führt eine schneckenförmige Treppe von 345 schwarzen Marmorstufen zum Gipfel, wo nach W.'s Plan Statuen von Bronze stehen sollten, die eine den König Karl II., der die Stadt zur Erbauung der neuen Stadt ermunterte, und die andre, eine weibliche Figur, die gerettete Stadt vorstellend. Später aber stellte man eine schlechte Base und umbauete es überdies von allen Seiten mit unansehnlichen Häusern. Er baute über 60 Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach W.'s Plan und unter seiner Aufsicht von 1668—1718, während welcher Zeit er Oberaufseher aller Bauten war, vollendet wurden. Außer den genannten Werken gehören zu den vorzüglichsten der neuere Theil des Palastes Hamptoncourt, der Palast zu Oxford, das Theater zu Oxford, die Kirche zu St.-Stephan Walbrook, das Schloss Chelsea, und ein Flügel des herrlichen Spitalpalastes für die Matrosen in Greenwich. Er setzte seine Arbeiten bis in sein 86. Jahr (1718) fort, wo er durch Kränklichkeit verdrängt wurde. Seitdem lebte er abgeschieden und den Wissenschaften ergeben, in seinem Hause zu Hamptoncourt, und kam nur zuweilen nach London, um über die Ausbesserung der Westminsterabtei die Aufsicht zu führen, und sich eines großen Werkes, der Paulskirche, zu freuen. Seinem Sohne überließ er am letzten Stein auf die Kuppel derselben zu legen. Seine Kräfte nahen schnell ab, und wahrscheinlich trug der Unmuth, den der Greis über des Königs großmüthiges Betragen empfand, nicht wenig bei, ein Leben abzukürzen. Seine Mäßigkeit und Arbeitsamkeit soweit über die gewöhnliche Grenze hinaus zu haben. Er starb 1723 an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf der Reise von Hamptoncourt nach London zuzog. Man fand ihn todt in seinem Zimmer, wo er sich nach dem Essen zum Schlafen niedergesetzt hatte. Er ward in der Paulskirche begraben, deren Bau er begonnen und vollendet, und sein Grabstein trägt die schöne Inschrift: „Si monumentum requiris — circumspice“. Er war Präsident der königl. Gesellschaft, 2 Mal Mitglied des Parlaments und auch Großmeister der großen Freimaurerloge. Über s. Antheil an der Wiederherstellung der Freimaurerverbindung vgl. Freimaurer. Seine nachgelassenen Werke und seine Zeichnungen wurden von seinem Sohne herausgegeben. Man hat ihm auch mehrere Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften, unter andern ein Instrument zur Bestimmung der Menge des jährl. fallenden Regens; ein Mittel an, astronom. Beobachtungen mit größerer Genauigkeit und Leichtigkeit anzustellen, und war der erste Urheber des Versuchs, Flüssigkeiten in die Lungen der Thiere zu spritzen. Sein Leben beschrieb der Baumeister Elmes in den „Anecdotes of the life and works of Sir Christopher Wren“ (London 1823, 4.) und in der „Biographia Britannica“.

Bright (Sir Thomas), ein engl. Schiffscapitain, der im April oder Mai 1803 in franz. Kriegsgefangenschaft fiel. Weil er Georges und andre Verschworene, Villeneuve und Picot, den 27. Aug. 1803, dann Armand Polignac im Anse de St. J., und zuletzt Pichegru, Laforest, Jules Polignac u. A. am 16.

Jan. 1804 auf dem Gestade von Belville ans Land gesetzt hatte, so glaubte Bonaparte, Fouché und Réal, daß er die Verbindungen und Absichten der Verschworenen in Frankreich selbst genau kenne; er sollte daher als Zeuge gegen die Thäter auftreten. Allein W. behauptete standhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der franz. Küste zu landen, vollzogen habe, von allem andern aber Nichts wisse. Hierauf — so wird erzählt — hoffte man durch die W.'s Geständniß von ihm zu erpressen, und die Staatsräthe Réal und Dubois als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm vorzusetzen aufs beste für ihn in Frankreich zu sorgen, wenn er das verlangte Geständniß würde; W. sei aber unerschütterlich bei seiner ersten Aussage geblieben. Erst nach langem England durch span. Vermittelung W.'s Auswechselung, und erst nach der Aussage dieselbe zu; allein im Nov. d. J. machte der „Moniteur“ bekannt, W. sei bei der Nachricht von dem Unglücke der Östreicher bei Ulm aus Verzweiflung das Leben genommen. Dagegen ward in England behauptet, daß Bonaparte W. habe erdrosseln lassen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmöglichkeit. Als in der Folge der engl. Schiffszarzt, D. Warden, zu Bonaparte einer Unterredung mit ihm auf St.-Helena sagte: „Man glaubt in England allgemein, daß Sie den Capitain W. im Tempel habe erdrosseln lassen“, wie Warden erzählt, Bonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das? Von allen Menschen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich an W. ihn beim Leben erhalten; denn in dem Proceß, den ich damals den Verschworenen machen ließ, konnte ja W. als der bedeutendste Zeuge auftreten, und die Hauptpersonen der Verschwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich überführen hatte“. Zugleich betheuerte Bonaparte, daß Capitain W. im Gefängnisse im Tempel Hand an sich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher als es im „Moniteur“ bekanntgemacht worden sei. Fouché und Savary behaupten das Nämliche. Der Proceß fällt in die Monate März, April und Mai 1804, W.'s Tod erfolgte am letzten Tage des Oct. 1805. Napoleons Versicherung kann so viel beweisen, daß W.'s Mißhandlung und Ermordung Nichts gewußt habe; der Verdacht wird immer noch auf Savary, Fouché und Réal lasten, die sich oft staatsinquisitorisch für erlaubt haben, und, wenn sie W.'s Geständniß durch die Folter hatten erzwingen wollen, diese vergebliche Gewaltthat nicht anders als durch dessen Ermordung hüllen konnten. Indes sind weder Actenstücke noch glaubwürdige Zeugen, die jenes Gerücht, das Saalfeld als eine Thatsache annimmt, bestätigen. Den „Mém. du Duc de Rovigo sur la mort de Pichegru, du Capitain de Mr. Bathurst etc.“ (Paris 1825), wird dieses Gerücht widerlegt.

Bucher (*usuraria pravitas*). Wer einem Andern Geld zu seinem Bedenke vorstreckt, muß billigerweise dafür einen Theil von Dem erhalten, den der Andre mit diesem Gelde verdienen kann. Dies sind die Zinsen (*usura*, auch *Gesuch* genannt), deren Maß eben hierdurch bestimmt ist, und nach Umständen wechselt. Denn wo mit dem Capital viel gewonnen werden kann, sind auch nicht unbillig, einen größern Theil an den Darleiher abzugeben, und Zinsen sind daher oft die Wirkung einer steigenden Lebendigkeit des bürgerlichen Verkehrs. Allein sie stehen auch mit der allgemeinen Rechtsicherheit und dem öffentlichen Zusammenhang, und werden größer werden müssen in dem Grade, als der Verkehr wegen schlechter Rechtspflege und Möglichkeit willkürlicher Regierungen ein gewagtes Geschäft ist. Daher sind sehr hohe Zinsen ohne lebhaften bürgerlichen Verkehr das sichere Zeichen einer schlechten Staatsverfassung. Die Gelegenheit eines Geldsuchenden benutzen, um ihm höhere als die gemeinen, niedrigen Zinsen abzudringen, ist **Bucher**, und da dies meist die ärmere Classe der erfahrenen Leute trifft, so haben die Staaten nöthig gefunden, sich dieser Bedrückungen und Überlistungen anzunehmen. Geldgeschäfte fallen in den

Reinheit eines Volkes, wo nur der Krieger geehrt wird, den Sklaven und Fremdanheim, welche sich mit Schlaugigkeit und Verzicht auf äußere Ehre unter ihren Schuldnern durchwinden, und sich Demüthigungen, auch Gewaltthaten gefallen lassen, um sich durch Geldgewinn zu entschädigen. Daher die Verächtlichkeit, welche auf dem Gewerbe der Geldwechsler (Campsoren) lag. Im Mittelalter kam dazu, daß man wegen mißverständener biblischer Stellen alles Zinsnehmen für Sünde und Wucher erklärte, was die Folge hatte, daß die Gelddarleiher durch versteckte Zinsen, Renten und Gültenkäufe, Kauf von Gütern mit Vorbehalten des Rückkaufs u. dgl. zu helfen suchten. Die Geistlichkeit, im Besitze des meißten Geldes, ging hier mit einem guten Beispiele voran. Nach und nach wurde das Nehmen offener Zinsen wieder erlaubt, allein Reichs- und Landesgesetze theils einen gesetzlichen Zinsfuß festzuhalten, theils alles Nehmen der Zinsen als Wucher zu bestrafen. Jenes war meistens 5 vom Hundert jährlich (Rom hatte 1 Procent monatlich *centesimas*, also 12 Proc. jährlich); ob der 6. Thaler erlaubt sei, ist lange gestritten worden. Für kleine Darlehen auf kurze Zeit, für Wechselgeschäfte und den Handel überhaupt, vorzüglich aber Seehandel und andre gewagte Geschäfte, läßt sich gar kein Zinsfuß festhalten. Den Wucher strafen die Reichsgesetze mit Verlust eines Vierteltheils des Capitals, an welchem der Wucherer getrieben worden ist: eine sehr ungleiche Bestrafungsweise, bei welcher ein mit 100 Thalern genommener Thaler in dem einen Falle mit wenigen Thalern, im andern mit 25 und noch mehr bestraft werden könnte. Diese Gesetze haben den Wucher nicht ausgerottet können, weil der Geldsuchende in der Noth sich doch den Klauen des Wucherers preisgibt, und umgekehrt das Nehmen eines größern Gewinns bei jedem Darlehen unvermeidlich ist. Der menschliche Witz ist auch sehr geschäftig gewesen, für die verbotenen Zinsen Masken zu erfinden, sodaß beim Empfang des Darlehns der Schuldner schweigen muß, weil er sonst kein Geld erhält, und bei der Rückzahlung selten einen Beweis des Wuchers hat. Daher ist schon oft davon gesprochen worden, alle Wuchergesetze aufzuheben, was aber auch bedenklich sein könnte. Aber die Strafen könnte man abschaffen, wenn man nur ein gewisses Maß (für das gewöhnliche Verkehr außer dem Handel) für klagbar erklärte, und dem Schuldner das Zuvielgezahlte etwa doppelt zurückzufordern erlaubte. Mit Bentleys „Vertheidigung des Wuchers etc.“ (a. d. Engl. von J. A. Eberhard, Halle 1788) vgl. man v. Sonnenfels „Abhandl. über Wucher und Wuchergesetze“ (Wien 1790 und 1791); f. auch J. E. Roth's „Abhandlung über den Wucher und die Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun“ (Nürnberg 1793).

Wundarzneikunst, s. Chirurgie.

Wunder sind Ereignisse, welche Denen, die sie sahen, eine solche Verwundung abnöthigten, daß sie ihnen nach den bekannten Gesetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erschienen. Sie stehen daher immer in Beziehung auf unsern Verstand und sind für diesen unerklärbare Wirkungen, welche mit bisher bekannten Kräften und deren Äußerungen zu streiten scheinen. Die Erklärung von Wundern, die sich vormals zugetragen haben sollen, wird uns daher dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Umständen die unmittelbaren Zeugen und ersten Erzähler solche Ereignisse angesehen haben. Übergeschichten aus unserer oder einer nicht lange vergangenen Zeit lassen sich viel leichter erklären als Nachrichten dieser Art aus einer entlegenen Vorzeit; und sind die Erzähler über den Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung erhascht, so scheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die sicherste Auskunft. Mit den Übergeschichten in der Bibel verhält es sich so; und da die meisten derselben ganz allgemein, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumstände sind, so mußten freilich die sogen. natürlichen Erklärungen Versuche bleiben, mehr oder weniger den über sie verhängten Tadel der Willkür verdienen. Als

Beweise für die Göttlichkeit der Sache Jesu hatten seine Wunderthaten zum nur den Zweck, seine Zeitgenossen aufmerksam und gläubig zu machen, und den sie aber erst durch die Göttlichkeit Jesu selbst und durch die innere, ewig allgemein gültige Wahrheit seiner Lehre beglaubigt. — Die Frage, ob Wunder möglich sind, beantwortet zum Theil der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar, was ein mit guttem Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter (vgl. *Magnetismus*) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wahr findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: „Gott thut in den Wundern Nichts wider die Natur; unmögliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur hat“. Nach ihm setzt Luther hinzu: „Die Wunderwerke, so täglich in der Welt geschehen, sind größer, als die von Christo geschehen sind, da er auf Erden war. Gott hat ihm etliche kleine und seltsame Wunderwerke fürbehalten, daß er sie durch sie wecke, und durch ein solch sonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder uns führe in die täglichen Wunder der weiten Welt“. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß der hohe, gottbegeisterte Mensch eine höhere Macht über die Natur übt und ihre Kräfte genauer kennt und versteht, mit welchen er zu heiligen Werken wirkt.

Wunder der Welt (die sieben). Unter diesem Namen hat man die Denkmäler der Kunst verstanden, die entweder ihrer ungeheuern Größe und ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen so unübertrefflich scheinen, daß sie die Wunder der Welt, und da gerade ihre Zahl nur 7 ausmacht, die 7 Wunder genannt hat. Es waren: 1) die ägyptischen Pyramiden (s. d.), an denen von Einigen der Pharos (s. d.) von Alexandrien hierher gerechnet wird; 2) die Mauern und 3) die sogen. hängenden Gärten zu Babylon (s. *Babylon* und *Semiramis*); 4) der Tempel der Diana zu Ephesus (s. d.); 5) die Säule des olympischen Jupiters (s. *Jupiter*); 6) das Mausoleum (s. *Syria* und *Mausoleum*); 7) der Kolos zu Rhodus (s. *Kolos*). Man mag nicht glauben, daß dieses die einzigen, ja auch nur die ersten seien, welche die erhabene Größe des Alterthums bezeichnen. Der Werkreis, den die Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammensetzten Philo der Byzantiner, dessen Buch: „*De septem orbis spect.*“ (ed. Leipzig 1816) zuerst der Bibliothekar der Vaticana, Leo Allatius, 1631 gab. Schinkel in Berlin hat die Ansichten von jenen Wunderbauten für das A. Theater gemalt. Hirt hat über das Mausoleum und den Tempel der Diana, Quatremère de Quincy über den olympischen Jupiter, und die *Antiquities of Egypt* über andre Kunstbaue des Alterthums viel Lehrreiches gesagt.

Wunderbar in ästhetischer Hinsicht. Der Begriff des Wunderbaren in ästhetischer Hinsicht setzt den Begriff des Wunderbaren überhaupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns bekannten Gange der Natur abweichend scheint. Ob es wirklich davon abweiche, darauf kommt bei dieser Betrachtung Nichts an, Alles aber darauf, daß der Gegenstand, wegen der schnell veränderlichen Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des Überraschenden, Neuen, Unbegreiflichen oder wenigstens noch Unbegriffenen, einen Zustand in uns herbeiführt, welchen wir den Zustand der Verwunderung oder Bewunderung nennen. Oft erscheint uns daher auch schon das lebhaft Überraschende, Seltsame, auch nicht gerade das Abweichen von der gewohnten Ordnung der Dinge als wunderbar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht bloß in der Neuheit überhaupt, sondern, wenn wir den Begriff strenger fassen, in der Unendlichkeit unsers Geistes, das Räthselhafte zu lösen und in die Tiefen der Natur zu schauen. Das Wunderbare scheint uns einen solchen

nen, daher lieben wir dasselbe, und die Kunst, ihrem innern Ursprunge nach das Wunderbare deutend, bewegt sich gern in dessen Gebiete. Hieraus entsteht das ästhetische Wunderbare, das ist Dasjenige, was durch den Schein des Anders gefällt. Dieses ist aber der Fall, wenn es, in sich lebendig, unserer Phantasie ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit eröffnet, und uns durch seine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, woraus sich ergibt, einesseits, wie sehr das Wunderbare mit dem Erhabenen verwandt ist, anderntheils, auch das Seltsame den Schein des Wunderbaren verliert, sobald es uns gewöhnlich wird. Mit dem Erhabenen ist es aber insbesondere verwandt, weil wir in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl einer freien Kraft erweckt und uns über die irdische Natur erhebt. Erscheint in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft, welche unserer Kraft drohend entgegenstellt, dann ist das Wunderbare zugleich furchtbar; aber hier kommt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geistes ab. Indessen kann das Wunderbare auch in freundlicher, anmuthiger Gestalt erscheinen, wie z. B. in den Feenmärchen, in Wieland's „Oberon“ etc. — In welcher Form es aber auch sei, so darf doch, wie wir in der obigen Bestimmung andeuteten, das ästhetische Wunderbare nie ohne Bedeutung sein und auf ein kindisches Gaukelspiel der Phantasie hinwirken. Denn die sinnlichen Formen, unter welchen die Kunst, die Schöpferin des Schönen, wirkt, sind nicht schön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck sie enthalten sollen. Und so soll also auch das leichteste Märchen, als Auserwähltes der Dichtkunst, einen poet. Sinn enthalten. Natürlich ist es aber wohl, daß, wo das Wunderbare in der Kunst sich zeigt, derselbe Grad von Verständlichkeit nicht stattfinden kann, dessen sie sonst wol fähig ist; denn es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß dasselbe, indem es uns etwas gibt, noch weit Mehr verbirgt. So ist auch das Wunderbare dem Wahrscheinlichen, nicht aber dem Möglichen entgegengesetzt. Denn wahrscheinlich ist, was den Schein des wirklich Existirenden und mithin zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunst erfordert nur innere Übereinstimmung des Dargestellten. Um dieser Wahrheit willen mißfällt uns sogar jene geschmacklose Vermischung der gemeinen Wirklichkeit mit dem Wunderbaren in vielen Erzählungen und man muß sogar das Romanhafte vom Romantischen wohl unterscheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der besondern Künste besonders modificirt. Anders erscheint es in der Poesie, anders in den bildenden Künsten. Am größten und unbeschränktesten ist der Wirkungskreis in jener. Denn durch den ausgesprochenen Gedanken läßt sich das Unbegreifliche und Ungewöhnliche am leichtesten vor die Phantasie führen, und die Schilderung übermenschlicher Thaten und Wesen andeuten und darstellen. Hauptsächlich tritt das Wunderbare hervor im Gedichte (s. d.), welches seine erhabenen Gegenstände in die günstige Ferne der Vergangenheit stellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöie, die als Urgedicht und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Ursprungs und ihrer ersten Kämpfe deutet, aber auch in ihren spätern Zeiten das Wunderbare gern als seinen Bestandtheil aufnimmt, wie im Märchen. Beschränkter ist die Erscheinung des Wunderbaren im Drama. Denn hier tritt es in die helle, sinnliche Gegenwart, und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne verfallen. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen Oper, und die Musik, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, ist in dieser Verbindung mit der Poesie am besten geeignet, die Wirkung des Wunderbaren hervorzubringen. Die bildenden Künste, welche ihre Werke für das Auge fixiren, und die Formen der Natur nachbilden, sind weniger geeignet; am meisten jedoch unter ihnen die Malerei, welche sich der menschlichen Scheingestalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren nachbildet, als die Plastik und Architektur, welche in dem Bestreben nach dem Wunderbaren leicht in das Abenteuerliche verfällt. — Unter verschiedenem

Charakter stellt sich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verbunden ist, bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechenwelt hat einen heitern Charakter, und erscheint als ein sinnreiches Bilderspiel der Phantasie; das Mystische in der romantischen Zeit überhaupt hat einen ernstern Charakter, und ist oft aus dem trüben, finsternen Reiche der Ahnungen von der Unterwelt geschöpft.

Wünschelruthe (lat. *virgula mercurialis*) ist eine unter abergläubischen Umständen verfertigte, entweder einfach bogenförmig gekrümmt, oder auch zweifästige, in einem Stiel verbundene Ruthe, wie eine Gabel gefügt, aus Holz, Messingdraht oder Metall, welche von abergläubischen Menschen benutzt wird, um da, wohin sich diese auf eine eigenthümliche Weise mit dem gehaltenen Ruthe vorzüglich neigt, verborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Besonders wird sie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien, unterirdische Wasser und Erzgänge damit auffindig zu machen. Wie dieser Aberglaube von Betrügern ist benutzt worden, bedarf hier keiner weitläufigen Führung. Auch würde diese Anwendung der sogen. Wünschelruthe noch als Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht gegen Jahren ein Italiener, Namens Campetti (ein junger Landmann, zu Gargnano am Ufer des Gardasees geboren), durch ernstliche und nachdrückliche Versuche Metalle und Wasser unter der Erde, vermittelst körperlicher Empfindungen nehmen zu können, großes Aufsehen gemacht hätte, und auch die von ihm angestellten Versuche allerdings sehr für diese Behauptung zeugten. Ritter, ein berühmter Naturforscher zu München, reiste auf Befehl des Königs von Baiern nach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wieder Versuche anzustellen; und es wurden diese Versuche auch wirklich, besonders mit feinsten Pendeln, gemacht, von denen man behauptet, daß sie in der Nähe Metalle schwingen. Ritter hat vornehmlich bei dieser Gelegenheit sich eines Balancier bedient, das er Balancier genannt hat, und das ganz einfach aus einem Stabe oder kleinen Streifen von Kupfer oder andern Metalle, ungefähr 12 Zoll lang und einen halben breit, besteht. Die nähern Nachrichten darüber findet man in Uretin's „Neuem liter. Anzeiger (1807), von Nr. 22 an; auch hat Uretin sehr anziehende Beleuchtungen dieser Versuche 1808 herausgeg. (Vgl. *domantie*.)

Würde ist der innere Werth eines Gegenstandes, welcher darin besteht, daß er s. Zweck in sich selbst hat. Vorzugsweise kommt daher die Würde der Tugend zu, denn sie ist ein Wesen, welches Zwecke erkennt, sich selbst setzt und durch seine Handlungen bestimmt. Daß ein Gegenstand aber seinen Zweck in sich selbst hindert ihn nicht, auch Zwecke nach Außen zu erfüllen, d. i. nützlich zu seyn, ist diese Beziehung der erstern untergeordnet.

Wurf, s. Ballistik.

Würfel oder **Cubus** ist ein von 6 gleichen Quadratlächen begrenzter Körper, der 12 Kanten und 8 Ecken hat, von denen jede der andern gleich ist. Er gehört daher zu den regulären Körpern, und zwar ist er der einzige Körper, welcher von 6 Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt ist, wie leicht überzeugen kann, wenn man sich jede Seite des Würfels in 1000 Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (Höhe) in die Zahl einer Quadratläche (der Grundfläche), und diese Fläche wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratläche in die Zahl der Theile (Grundlinie). Weil nun diese Seiten alle einander gleich sind, so wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. Ist z. B. eine Seite gleich 10, so ist der körperliche Inhalt $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige

ation irgend einer Zahl mit sich selbst entsteht, die Cubikzahl dieser Zahl selbst wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte giebt. Die Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen zur Eintheilung genommenen Würfel, durch dessen Ganzes oder auch Bruchtheile sie diesen ausdrücken lehrt.

Wurfrad wird, zum Unterschiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Wasser bloß fortwirft und nicht schöpft. Gewöhnlich besteht das Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in schiefer Richtung angebrachter Rufen. An der untern Hälfte dieses Rades ist unten auf beiden Seiten eine Verkleidung, die nur einen sehr kleinen Raum zwischen sich und dem Rade in diese Verkleidung kann sich unterhalb das Wasser von denjenigen hineinziehen, die man trocken zu machen sucht.

Wurm (Albert Aloisius Ferdinand), ausgezeichnet unter den jetzt lebenden Komischen auf der Bühne, ward 1783 zu Greifenhagen in Pommern geboren. Er verlor er seine dürftigen Eltern, und selbst der Unterricht einer Dorfschule ihm nur kurze Zeit zu Theil. Den Verfolgungen einer harten Stiefmutter zog er sich durch die Flucht, diente dann zuerst bei Handwerkern, später bei Soldaten, und lernte in dieser Lage die Sitten der niedern Stände kennen, nach welcher Ausbildung er so glücklich geworden ist. Puppenspieler weckten zuerst seine Liebe zum Theater, und als er endlich in Neustrelitz ein wirkliches Schauspiel sah, faßte er den Entschluß, sich selbst auf den Brettern zu versuchen. Er machte mehrere mißlungenen Bemühungen, diese Laufbahn bei Kunstreitern; und er ein Unterkommen bei wandernden Schauspielertruppen in Schlesien. Einmal betrat er die Bühne als Plumper in „Er mengt sich in Alles“ (spätesten Rollen). Doch führte ihn seine Stimme von bedeutendem Umfang gemeiner Lieblichkeit bald in das Fach erster Tenorpartien, und er debütierte in Belmonte. In Warschau fand er sein erstes anständiges Unterkommen, welches selbst bis 1804; dann machte er eine Kunstreise nach Breslau, Bamberg, und blieb an letztem Orte. Eine zweite Kunstreise führte ihn im Jahr 1809 nach Berlin, wo er fest engagirt ward, und nach Beendigung seiner Reise mit Kogebue's Pächter Feldkummel seine neue Laufbahn begann. Nicht lange darnach wurde zum ersten Mal das „Hausgesinde“ gegeben, welches in 2 Jahren einige und achtzig Mal wiederholt ward. Mit der Lorenz hatten W.'s erste Tenorrollen ein Ende. Er wäre indeß vielleicht schon abgegangen, hätte er sich nicht durch das glückliche Auffassen des Kogebue's Sitten und Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation, z. B. in der „Unser Verkehr“, den Haß derselben zugezogen. Doch hatte ein gegen den angeleiteter Criminalproceß keine weiteren Folgen. Auf einer darauf unternommenen Kunstreise über Hamburg durch ganz Norddeutschland bis nach dem Rheine ward ihm die glänzendste Anerkennung seiner Verdienste. 1817 erhielt er bei dem neu eingerichteten Theater in Leipzig eine Stelle an, die er aber nicht annahm, um fortan völlig frei seine Kunst zu üben. Eine ausführliche Charakterzeichnung eines ausgezeichneten Künstlers zu geben, erlaubt hier der Raum nicht. Ich sei für Diejenigen gesagt, die ihn noch nicht sahen: er ist in der Darstellung des Niedrigkomischen bis in seine feinsten Schattirungen einer der glücklichsten Künstler. Eine unerschöpfliche Laune, Festigkeit und psychologische Richtigkeit der Charakterzeichnung, ein glücklicher Takt, das Komische im Leben aufzufassen und wiederzugeben, eine sanfte, melodische Stimme, und ein bis zum Bewundern biegsames Organ sind die hervorstechenden Vorzüge seines Talents. Durch f. Heinrich im „Zinngießer“, Adam im „Dorfbarbier“, Lorenz im „Lied“, Erack im „Lügner und Sohn“, Ferdinand in den „Drillingen“, „Unser Verkehr“, Schneider im „Schneider und Sänger“, Max im „In-

termezzo" u. s. w. ist er ein Liebling von ganz Norddeutschland geworden. Mit ausführlichen Biographie und der Geschichte seines unglücklichen Proceßes ist ein Freund und Verehrer seiner Kunst in Hamburg vor einigen Jahren in der Schrift: „Hamburgs Wächter“, an welche Diejenigen verwiesen werden, welchen Komiker näher kennen lernen wollen.

W ü r m e r können als Krankheitsursache bei Menschen und bei Thieren kommen. Die gewöhnlichsten bei den Menschen sind im Darmeanal, und Madenwürmer (Ascariden), in den dicken Gedärmen, die Spulwürmer, und in den sogenannten dünnen Gedärmen, wo auch die Bandwürmer vorkommen. Die Madenwürmer sind den Käsemaden ähnlich, manche aber sind nahe eines Fingergliedes lang. Sie sind besonders häufig bei Kindern, und verursachen ein sehr lästiges Jucken im Mastdarne, Drängen zum öftern Stuhlgang, und andere Beschwerden verursachen. Die Spulwürmer sind den Regenwürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ringe, der mit kleinen Blasen besetzt ist, an der Spitze des Kopfes versehen. Die Maulöffnung besteht aus mehreren Saugröhren. Sie sind oft klumpenweise, oder ihrer viel in einen Ball zusammengewickelt, an mehreren Stellen der Därme vorhanden, sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen, und verursachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen viel Reiz auf die Wände der Gedärme, und daher Krämpfe und Schmerzen im Unterleibe, meistens in der Nabelgegend, und besonders nach dem Genuße süßer oder anderer Dinge, die ihnen zuwider sind. Gewöhnliche Zeichen ihrer Gegenwart sind Übelkeit, Zusammenfluß wässerichten Speichels in dem Munde, übermäßiges Athem, blasses, aufgedunsenes Gesicht mit bläulichen oder bräunlichen Flecken, besonders an dem untern Augenrande, Erweiterung des Augensterns, Schlaf mit halbgeöffneten Augenlidern, auch zuweilen mit Zähneknirschen, weißer Urin, ein dicker, gespannter Unterleib. Über die Bandwürmer vgl. den eignen Artikel. Über die Entstehung der Eingeweidewürmer haben die Naturforscher verschiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Same aus dem Außen in die Gedärme komme, steht Mehreres entgegen, z. B. daß jede Thierart und so auch der Mensch, ihre eignen Arten von Würmern haben; daß die Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß die Entstehung eine zufällige wäre, die der weisen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir überall in der Natur wahrnehmen, ganz zuwiderläufe, wenn man annahm, daß der Same der Würmer außerhalb der thierischen Körper verbreitet, und bestimmt wäre, sich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere, und nicht als einen Zufall in dieselben käme, zu entwickeln. Es ist daher weit folgerichtiger anzunehmen, daß der Urstoff zu den Würmern, oder der Same derselben, in der thierischen Körper angeboren ist, und nur besondere krankhafte Verhältnisse die Vermehrung und Ausbildung derselben begünstigen. Es gibt daher zuweilen eine besondere Constitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei Thieren bemerkt, daß Würmer Ursache entweder der ganzen Krankheit, oder der wichtigsten Symptome derselben sind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, nannte man sie auch wol geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (wie die Spulwürmer) nur die entfernte Ursache waren.

W u r m s e r (Dagobert Sigmund, Graf v.), kais. k. k. Gen.-Maj. v. d. Inf.-Reg. v. Schall, stammte aus einer angesehenen und reichen Familie in Schlesien. Anfangs wollte er sich den Wissenschaften widmen, trat aber in die k. k. Kriegsdienste, machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit, wurde Feldwachtmeister aus demselben zurückgelassen, und einige Jahre später Feldmarschall-Lieutenant. Im russisch-polnischen Kriege befehligte er ein besonderes Corps. Im russisch-türkischen Kriege ist bekannt, daß in dem

nicht gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten sich häufig in den Winter-
 rieren, besonders an der Grenze von Schlesien und der Grafschaft Glatz. Ge-
 gen diese letztere, und gegen Glatz selbst, beschloß W. eine Unternehmung. Es
 geschah ihm (18. Jan. 1779), die Preußen in Habelschwerd zu übermächtigen und
 gefangene zu machen — fast der einzige bedeutende Vortheil, den die Östrei-
 cher in diesem Kriege über die Preußen erhielten —, aber gegen Glatz selbst konnte
 nichts weiter ausführen. Die Preußen rückten verstärkt vor, und der am 8.
 geschlossene Waffenstillstand, auf welchen der Friede zu Teschen folgte, machte
 weiteren Unternehmungen ein Ende. W. ward in der Folge zum commandi-
 renden General in Galizien, und 1787 zum General der Cavalerie ernannt. Beim
 Ausbruch des franz. Revolutionärskrieges erhielt er den Auftrag, ein Armeecorps
 in Böhmen zusammenzuziehen. Er ging am 31. März 1793 bei Retsch, zwischen
 Speyer und Speier, über den Rhein, griff am folg. Tage den franz. Nachtrab
 auf und ließ seine Vorposten bis Landau streifen, welches er, doch ohne
 zu erobern, aufhoberte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das Condé'sche
 Corps sich mit ihm vereinigte. Am 13. Oct. eroberte er, in Verbindung mit dem
 Herzog von Braunschweig, die berühmten weißenburger Linien. Durch nachfol-
 gende glückliche Gefechte ward er (im Dec.) genöthigt, über den Rhein zu-
 ziehen, im Jan. 1794 von seinem Corps abgerufen, bei welchem der Prinz
 von Waldeck einstweilen in s. Stelle trat. Im Aug. 1795 kam er wieder zum
 Vordringen und nachdem die Franzosen am 23. und 29. Oct. bei Mannheim geschlagen
 waren, griff er diese Festung an, die sich ihm am 22. Nov. ergab. Nach-
 dem am 1. Dec. 1795 zwischen den Deutschen und Franzosen ein Waffenstillstand ab-
 geschlossen worden, nahm W. sein Hauptquartier zu Mannheim. Am Rhein herrschte
 im Mai 1796 eine fast gänzliche Unthätigkeit; desto lebhafter wurde der Krieg
 in Italien geführt. Beaulieu, der sich mit dem östr. Heere bis in das Tirol hatte
 ziehen müssen, legte den Oberbefehl desselben nieder, und W. trat an s. Platz.
 Am 1. Jul. 1796 im Hauptquartiere zu Trient ein, machte sogleich Anstalt
 zum Vordringen, um das von den Franzosen blockirte und von Bukassowich ta-
 gend belagerte Mantua zu befreien, und vertrieb die Franzosen aus verschiedenen
 Orten. Diese hoben zwar die Blockade von Mantua auf, erhielten aber (3.
 Aug.) entscheidende Vortheile über die getheilten östr. Armeecorps, die sich
 zurückziehen mußten. Dennoch drang W. unter verschiedenen Gefech-
 ten vor, wo er am 13. Sept. ankam. Am 30. warf er sich, von den
 Franzosen gedrängt, in die Festung, welche nun aufs neue blockirt wurde. Zwar
 erlitt er verschiedene glückliche Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (15. Nov.),
 bei welcher Östreicher unter Alvinzy geschlagen wurden, hatte auch die Folge, daß Man-
 tua eingeschlossen wurde. Der Verlust der Schlachten bei Rivoli und bei der
 unweit Mantua (14. und 16. Jan. 1797) verschlimmerte die Lage dieser
 Festung, von deren Schicksal auch das Schicksal Italiens abzuhängen schien. Die
 Mangel eines Entsatzes, Mangel an Lebensmitteln und besonders der gänzli-
 che Mangel an den nothwendigen Arzneien bei eingerissenen Seuchen nöthigten end-
 lich den kais. Feldmarschall am 2. Febr., Mantua, nach einer Blockade von 9 Monaten,
 dem franz. General Serrurier zu übergeben. Für W. war die Capitulation sehr
 ehrenvoll, und der franz. Obergeneral Bonaparte ließ ihm in seinem Berichte an das
 kais. Hofkriegsrath die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Der unglückliche, aber verdienstvolle
 Held ging nach der Übergabe von Mantua nach Wien und wurde zum
 commandirenden General in Ungarn bestimmt. Ehe er aber noch diesen Posten an-
 trat, starb er zu Wien an den Folgen der in der hartnäckigen Vertheidigung
 von Mantua sich zugezogenen Krankheit. Außer dem Ruhme eines tapfern
 und nichtsvollen Feldherrn gebührt ihm auch das Lob eines edelmüthigen und
 edlen Mannes. Einen Beweis seiner Toleranz gab er dadurch, daß er in

Prag einen Gottesdienst für die protestant. Militairs einrichten ließ, ehe noch die lutheranischen Lutheraner ihren eignen Gottesdienst erhielten.

W ü r t e m b e r g (Königreich). *G e s c h i c h t e*. Kein größerer Staat in Deutschland, keiner in ganz Europa ist auf eine so eigenthümliche und einzige Art entstanden. Das Königreich Württemberg oder eigentlich richtiger Wirtemberg. Viretungen alemannischer Gauname gewesen sein. Man hat die Unterschriften: Wirtdeneberch, Wirtenberc, seit 1090. So viel ist gewiß: Württemberg war ursprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittlern Neckar Stammhauses, wo 1083 d. 11. Febr. die Capelle eingeweiht worden ist. Wurde Württemberg Familienname, dann der Name eines Herzogthums, und schließlich eines Königreichs. Am Ende d. 11. Jahrh. nennt die Geschichte zum ersten Mal von Württemberg; bis zur Mitte d. 13. Jahrh. kommt die Familie nur hier und da gelegentlich wieder vor, von der Mitte d. 13. Jahrh. an aber in ununterbrochener Reihe, und die Geschichte Schwabens ist voll ihrer Thätigkeit und ihres auf bestimmten Zweck hinielenden Wirkens zur Machtvergrößerung durch Wirksamkeit und ritterliches Umsichgreifen. 1139 finden wir zum ersten Mal von Wirtemberc vor. Es gab nie eine Grafschaft, die so hieß, und es ist geschichtlichen Grund, daß Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienste die Familie mit der Grafschaft Württemberg belehnt habe, sowie die Hohenstaufen das schwäbische Herzogthum. Die Herren und Grafen von Württemberg sind ursprünglich kaiserl. Beamte gewesen, deren Amtsbezirk sich endlich in Leben und Thätigkeit hätte; sie waren die Besitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angelegter Güter in Schwaben, welchen, wie mehreren andern, Ehrenhalber der Titel Reichsgrafen beigelegt wurde, und denen auch späterhin landvogteiliche Ämter und Ämter von den Kaisern, Schutzvogteien aber von Klöstern und Stiftern verliehen wurden. Außer ihren eigenthümlichen Familiengütern erwarben sie, bald durch Kauf, bald durch freie Übertragung, viele Gefälle, auch die meisten Jagdgerechtsame, unter der Bedingung und Obliegenheit, dafür Klöster, Städte, Dörfer ritterlich zu schützen und zu regieren. Diese mit der Verpflichtung, die Regalkosten zu tragen, belegten Einnahmen heißen in Württemberg die Kammerkassen, sind also die von dem Regenten zu verwaltende Staatscasse. Gesondert sind die Patrimonialgüter der Regentenfamilie, unter dem Namen Kammergut, jetzt Hof- und Domainenkammer. So erscheint hier, was sonst selten vorkommt, Das, was der domus angehört, von Dem, was der dominus anzuwenden soll, geschieden. Was er zur Regierung nicht nöthig hatte, als Ersparniß betrachtet, wofür Erwerbungen (für den Staat) zu machen. Steuerbeiträge sollten nur bewilligt werden, wenn die Kammer für Regalkosten, die nicht bloß nach allgemeiner Zweckmäßigkeit, sondern auch nach dem Verhältniß des Landes zu ermäßigen sind, nicht hinreichte. Sobald also Steuern nöthig waren, konnte nicht mehr von Ersparnissen und dadurch gemachten Erwerbungen für die Regenten allein die Rede sein. Was erworben wurde, war erworben gewesen, weil das Land Steuern zuschoß; es war also in doppelter Hinsicht nur zum Nutzen des Landes erworben. Dieser Staatszustand entwickelte sich unter folgenden Hauptpersonen. Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte des 12. Jahrh., ist der Graf von Württemberg, von welchem die württembergische Geschichte in ununterbrochener Folge bis auf unsere Zeit herabläuft. Anfangs eine Geschichte Familiengeschichte; Dessen, was er und seine Nachfolger an Leuten theils besaßen, theils zu schützen und zu schützen gehabt haben, geschieht gelegentlich Erwähnung. Württembergische theils eigne, theils durch Regalkassen erhaltenen Besitzungen waren zu seiner Zeit, neben den alten Stammgütern Württemberg und Beutelspach im Herzen von Niederschwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Kanstadt, Waiblingen und Marbach; er selbst mag es

und Göppingen dazu erworben haben; gewiß ist, daß die Grafschaft Urach durch Verdienst aus bisherige Familiengut sich angeschlossen. Überhaupt war die Familie alter Zeit her im Rems-, Bils- und mittlern Neckarthale begütert; sie hatte den im Enzgau, aufwärts Calw und Tübingen zu; selbst in Oberschwaben war bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von diesem Allen nichts zusammenhängend geschlossen; überall, sogar in ihrer alten Heimath und selbst am Fuße des Mainhauses war ihr Besizthum von Gütern andrer Herren mannigfach durchsetzt. Um so schwieriger mußte ihr Emporkommen sein und um so verdienstlicher. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, Salzgrafen von Tübingen, die Grafen von Baihingen und Andre an Macht und Familienreichthum überlegen, gewaltige Reichsstädte waren gegen sie in Eifer; oft in Fehde; wohlhabende Klöster streckten nach jedem Gut die Hände aus. Diese kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgesammt zu Grunde. Eine glückliche, in mehreren Geschlechtsfolgen erhaltene Kraft der Familie, und eine Benützung jedes günstigen Umstandes erklärt die außerordentliche Erscheinung, wie so viele Andre überflügelte und bald auskaufen, bald durch Bogteischuß für untüchtig machen konnte. Damals war ganz Deutschland, vorzüglich Schwaben ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Die Macht der alten Hohenstaufen hatte bereits beinahe in Nichts verloren, der edle Stamm selbst wurde bald darauf erloschen; die Könige und Kaiser von Deutschland seit dem Ende Friedrichs II. bis Rudolf von Habsburg waren Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder Hinsicht unabhängig standen die größern und die kleinern Herren Schwabens neben einander; jetzt galt es, sich in der Mitte derselben hervorzuthun. Unter solchen Umständen machte sich Graf Ulrich mit dem Daumen, das Haupt der bis dahin wenig bekannten württemberg. Familie, weit und breit einen Namen; ihm, dem unternehmendsten und tapfersten Ritter im ganzen Schwabenlande, mußten selbst die römischen Könige, welchen er furchtbar war, gute Worte geben, und durch Kauf vermehrte er sein angestammtes Gut, wie man aus Urkunden sieht, sondern auch durch Krieg und Eroberung; 8 Mal, sagt eine alte Chronik, kam er triumphirend aus dem Felde, und nie ward er geschlagen. Dieser eigentliche Stifter und Ahnherr der Größe des württemberg. Hauses starb 1265. Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der Erlauchte, verwaltete das überkommene Familiengut länger als 50 Jahre mit einer so glücklichen und rastlosen Anstrengung, daß er noch einmal so viel an Land, Leuten und Einkünften hinterließ, als er ererbt hatte. Keck und ohne Nachtheil bestand er ernsthaftige Fehden mit den Kaisern Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Österreich. So mächtig und so beliebt war er schon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Ansprüche auf den deutschen Thron von ihm erwartete. Heinrich von Luxemburg wurde durch ihn abgewiesen, und Eberhard, welcher sich jetzt vorzüglich widerspenstig zeigte, von ihm nicht gethan, von seinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von seinen Unterthanen verlassen, aller seiner Burgen und Städte, seines Landes so durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Zuflucht suchen mußte. Damals wäre es um den so schön aufblühenden württemberg. Namen geschehen gewesen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet sein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob sich der niedergedrückte Herrscher eilig wieder, gewann das Verlorene zurück und fügte bis an das Ende seines Lebens durch Ankauf noch manche Andre Besizungen hinzu. Er verlegte das Mainhaus nach Weutelspach, wo das Begräbniß seiner Familie war, deren Grabesruhe der Krieg mit barbarischer Wuth gestört hatte, von da nach Stuttgart; er selbst und seine Familie wohnte, da auch die Burg Württemberg, ihr bisheriger Aufenthalt, in Schutt und Asche lag, seit dieser Zeit meistens zu Stuttgart; und so fing die Stadt an, die Hauptstadt des württemberg. Gebiets zu werden. Ein so reger

Geist des Ländereerwerbens beseelte die Familie, daß Ulrich, Eberhards Sohn, bei Lebzeiten seines Vaters jene Herrschaften im Elsaß erkaufte, welche bis in unsere Tage württembergisch geblieben und erst durch die franz. Revolution dem Reich verloren gegangen sind. Während der 19 Jahre, die er nach dem Tode seines Vaters regierte (1325—44), wurden von ihm über 81,000 Guld. auf Güter verwendet. Darunter ist Tübingen, bis jetzt die zweite Stadt Württemberg, ihm nicht höher als 20,000 Pf. Heller zu stehen kam, weil man nicht den Besitz des Landes selbst, sondern nur die Gefälle, Rechte und Güter käuflich ankaufen konnte, an denen die Verpflichtung zum Ersatz der Regierungskosten haften. Der vierte Graf, Ulrichs Sohn, Eberhard der Greiner, der männlichste Kaiserzeit in ganz Deutschland, und von großem Namen selbst jenseits des Rheins, erkaufte während der Zeit seines Wirkens (1344—92) gegen 20 Tausend ganz oder zur Hälfte, und eine Menge Dörfer und andre Güter, und vertheidigte, was er erworben und ererbt hatte, in ununterbrochenem Kampfe gegen die Reichsstädte. Auch unter den nachfolgenden Grafen, bis zur Stiftung der Erbtheilbarkeit und Erhebung der gesammten Ländermasse zum Herzogthum, ist keiner einer oder der andre, welcher nicht durch eine oder mehrere beträchtliche Erweiterungen dieselbe vergrößert hätte. Namentlich ward von Eberhard IV. (er starb 1411) die Grafschaft Mömpelgard erheirathet durch Verbindung mit der Erbgräfin Johanna, welche es 1443 ihren Söhnen, Ludwig und Ulrich V., hinterließ. Unter Ulrich, obgleich Ulrich der Vielgeliebte genannt wurde, wankte die alte haushälterische Verwaltung, welche erst Eberhard V. (1450), der Stifter des münchsinger Vertragbundes, auch gegen Eberhard den Jüngern, fester stellte. Die Erweiterung des Reichs schritt hauptsächlich durch Ankauf fort, den eine sparsame Haushaltung günstigste; Andres schloß sich freiwillig an, von Eroberungen ist selten gerade Rede; es scheint, daß man häufig durch geschicktes Vorbereiten den Minderen schon gewaltthätiger Besignahme und angebotener Verbindung einschloß. Verschwendung der ausschweifenden Nachbarn kam diesem Systeme der Erwerbmannigfaltig zu statten, während die württemberg. Dynastie sich zugleich zu jeder Zeit in strenger Mannhaftigkeit erhielt. Ergiebige Geldquelle waren vornehmlich Landvogteien in Ober- und Niederschwaben und im Elsaß, öfters in mehreren Provinzen zugleich, welche jenen Ulrichen und Eberharden häufig von Väter übertragen wurden. Dabei suchten sie häufig, anstatt Klöster und Stifte pflichtgemäß zu schirmen, dieselben auszusaugen: ein Hauptgrund der zahllosen Kriege und der öftern Enthebung von den Landvogteien. Gegen die Arianer und Frömmigkeit der württemberg. Stammherren ebenfalls sehr haushälterisch, mußte ihre Klugheit unter günstigen Umständen Schulden zu machen und auch wol die Rückzahlung. Aber die Hauptsache für das Gedeihen und Fortwachsen des Landes ist unstreitig der Umstand, daß gerade in diesem Zeitpunkte, als es zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung des väterlichen Erbes kam und zwar nach einem richtig gefühlten und festgehaltenen Grundsatz. Eberhard dem Erlauchten fällt es durch eine zufällige Veranlassung ein, daß sein Reichthum in späterer Zeit einmal getheilt werden könnte, und der bloße Gedanke ihm den Ausruf aus: „Wo Gott für sei!“ Ihm waren 2 Söhne und von beiden der älteste erwachsen; sein älterer Sohn starb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er widmete sich der Kirche, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Eberhard verlangte der Bruder Eberhards des Greiners, von seinem Weibe aufgebathene drückliche Theilung des ererbten und gewonnenen Gutes, aber der Greiner weigerte ihn mit Gewalt, davon abzustehen. Erst 1442, da die Hauptmasse schon im Reich war, theilten die 2 Söhne Graf Eberhards IV. alles württemberg. Besitz zum ersten Mal in 2 gleiche Hälften, doch nur bis 1482 dauerte die Trennung. Seitdem erkannte man, daß dadurch die Kraft des Hauses gelähmt worden sei. Erst 1514 Mal in 2 Theile getheilt, und seitdem hat man, bis 1806, die Einheit wiederhergestellt.

im Bart (s. d.), von der Linie, die nach Urach hieß, nachher der erste Her-
 betrieb vorzüglich die Wiedervereinigung zu einem Ganzen, und das Schick-
 günstigte dieselbe, indem mit ihm der uracher Mannsstamm ausstarb, und die
 von Neuffen, welche neben der erstgenannten bestand, nur durch den (oft wahn-
 tellen) Grafen Heinrich, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt
 Wirklich sah Eberhard im Bart alle württemberg. Besitzungen durch den
 münfinger Vertrag von 1482 in seiner Person wieder vereinigt, sodaß er Untheil-
 barkeit des Landes auch für alle Zukunft zum Vertrag in seiner Familie und zugleich
 im Lande selbst machen konnte. Die 2 Gebiete wurden 1495 unter ihm vom
 Maximilian I. zum Herzogthum vereinigt, und die Familie zur herzoglichen
 erhoben. Nun erst wurde der Name Württemberg zum Landesnamen, auch wie-
 der Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgesprochen. Schon damals war
 der bedeutendste Staat in ganz Schwaben, sein Herzog wurde später Kreisaus-
 scheidender Fürst mit dem Bischof von Konstanz und einziger Director der Kreis-
 versammlung. Auf dem Reichstage erhielt Eberhard ohne Widerspruch bei der Er-
 wähnen des Sitzes unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen
 Mark- und Landgrafen. Eben den Bemühungen dieses edeln Mannes,
 die Landeshälften wieder zu vereinigen, und den Grundsatz der Untheilbar-
 keit zum Gesetz zu erheben, verdanken die Würtemberger zugleich den ersten Anstoß
 zur verfassungsmäßigen Entwicklung ihrer Verfassung. Eberhard hatte zufolge
 Familienstreites den Bürgerstand ausschließlich durch Landesabgeordnete aus
 der Mitte im münfinger Vertrag von 1482 zur nähern Bestimmung und gründ-
 lichen Befestigung des gemeinen Wesens herbeigezogen. Die damals festgesetzten
 wichtigsten Hauptpunkte betrafen zunächst das Gesetz über die Untheilbarkeit
 des Landes, die Verordnung über einen Hof- und Ranzleietat, und den Ausdruck
 des gemeinen Willens, von Seiten der Regierung und der Regierten, daß fortan
 den Machthabern über Württemberg Dasjenige, was der Herrschaft (Herrn-
 stand) nützlich und gut sein möge, unter Einwirkung der Prälaten, Räte und
 des Volkes, gethan werden solle. Schon hier war der Landesadel nicht dabei, wel-
 che unter Ulrich die verschuldete Regierungscasse (Kammer) gerettet werden
 sollte, sich völlig abzog. Der Inhalt dieses Vertrags, wie man ihn auch deuten,
 und selbst bestreiten mag, bleibt nach den Grundsätzen der ewigen Ver-
 standes- und geschichtlichen Folgerichtigkeit ein nie zu verwerfender Grundstein für die
 Ausbildung der württemberg. Verfassung, und die Stimmführer des all-
 gemeinen Besten haben daher in unsern Tagen mit gutem, angestammten Rechte
 ein großes Gewicht gelegt. Ubrigens kommt das Beispiel von einer Verei-
 nigung zwischen den Interessen des Fürsten und des Bürgerstandes auch sonst noch öf-
 ter vor, zwar in den mächtigsten Monarchien vor, indem es überall einen durchgrei-
 fenden Entwicklungspunkt für die Geschichte des gesellschaftlichen Verbandes bildet.
 Unsere historischen Untersuchungen liefern dafür fortgesetzt sehr schätzbare Bei-
 spiele. Unter Christoph (s. d.) ward das Lutherthum verfassungsmäßige Reli-
 gion des Landes, und durch ihn und seine Nachfolger gebiethen die landschaftlichen
 Klassen (permanente Delegationen) und die gesonderte Landescasse der als Zu-
 satz bestimmte Schulden oder Anstalten frei bewilligten Landessteuern zu ihrer
 gewöhnlichen Gestalt. Ohne Erfolg blieb, was der in Frankreich verbildete Her-
 zog Friedrich zu Anfange des 17., was der für gehoffte Unterstützung von Osterreich
 aufziehende Herzog Karl in der Mitte d. 18. Jahrh. gegen die Verfassung un-
 ternahm. Erst in unserer Zeit (1806), nachdem sie in den letzten Jahren der Re-
 gierung Karls durch Umtriebe verschiedener Art an Kraft und Achtung mannigfaltig
 vermindert worden hatte, wurde sie mit dem Anfange des Königthums durch unbedingte Macht-
 sammenheit aufgelöst oder eigentl. nur gewaltsam unterbrochen. (S. d. Weitere in
 der württembergischen Landstände, Friedrich I. und Wilhelm I.)

Auch in mancher andern Hinsicht sind die Schicksale des Herzogthums würdig. Der erste Herzog rühmte sich vor Kaiser und Reich, daß er im tiefen Walde sicher im Schoß jedes seiner Unterthanen zu übernachten sich getraue; zweiten konnten seine Ráthe, Diener und Beamten auf immer von Land und Leuten verjagen; Ulrich, dem dritten Herzog, dem einen Sohne des unglücklichen verrückten Grafen Heinrich (der andre war Graf Georg, der Stammvater des Herzog Friedrich I. an regierenden Linie) nahm der schwäbische Bund das Herzogthum und verkaufte es geradezu an die östr. Brüder Karl V. und König Ferdinand. Während dieser östr. Regierung wütheten die verderblichen Unruhen des Bundes. Nach 15jähriger Entfernung erobert Ulrich das Land wieder; allein es als östr. Austerlehn anerkennen. Um so mehr führt er das Lutherthum ein, in Folge dieses Schritts Mitglied des schmalkaldischen Bundes, verliert es nach dem unglücklichen Kriege beinahe zum zweiten Male an König Ferdinand, ihn der Felonie gegen sein Haus anklagte. Dem Herzog Christoph, Ulrichs Sohn, gelang die Rettung desselben, jedoch ohne des Austerlehns loswerden zu können, nachdem Moriz aus Sachsen sich erhoben hatte. Die Lage des Herzogthums von Anfang bis in die Mitte des 16. Jahrh. war oft schrecklich, während die Fürsten des schwäbischen Bundes, Östreicher, Hessen, tolle Bauern und Spanier wirthschafteten. Durch den Schaden seiner Vorfahren gewißigt, ruhte Friedrich I., ein Nachkomme Georgs, des in Mompelgard apanagirten Bruders von Herzog Ulrich, nicht, bis er des Austerlehns ledig war, 1699; er behielt sich aber die Nachfolge im Herzogthume vor, auf den Fall, wenn der Mannstamm ausstürbe. Diese Befreiung kostete dem Lande eine große Summe; aber gut war es, daß im dreißigjährigen Kriege, der nun bald in Deutschland nicht auch noch von dorthier Ansprüche an Württemberg machte. Dieser dreißigjährige Krieg ist der traurigste Zeitraum in der württemberg. Geschichte. Glücklicherweise hätte sich das Herzogthum schätzen mögen, wenn der Kaiser es als erobertes Land behandelt hätte; allein es ward zerrissen und zerstückelt. Die Generale und der Erzbischof von Wien erhielten Theile zum Geschenk, nach dem Kriege griffen Baiern, Würzburg, die Erzherzogin Claudia von Östreich; wem es gehören sollte, wußte Niemand. Die Bergveste Hohentwiel, von Württemberg theidigt, kam allein nicht in Feindes Hand. Von 1634 — 41 sank die Bevölkerung Württembergs von ungefähr 330,000 Menschen auf 48,000 herunter; hatte fliehen können, war entflohen; die Andern hatte Krieg, Pest und Hunger weggerafft; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt und Asche, der sonst schon so angebaute, fruchtbare Boden war öde und wüste. Nur durch den Willen der Schweden unter Kanzler Oxenstierna und den redlichen, unermüdeten Bemühungen seiner mit Klugheit thätigen Staatsmänner, Balthasar Wartenbühler, verdankt Württemberg seine gänzliche Wiederherstellung im Westfälischen Frieden. Allmählig erholte sich das Herzogthum wieder, das Land unter den ganz verarmten Regenten und die Regierungscasse fast über seine Kräfte; gar neue Erwerbungen wurden gemacht, die man, ohne daß die ersten Urkunden darüber je bekannt geworden sind, als besonderes Fideicommiß der Regenten und wie ein Majorat des Regenten zu behandeln sich gewöhnte. Obschon bisher auch auf Württemberg die Zeit Ludwigs XIV. schwer drückte, obschon die Fronde und andre Mordbrenner dieses Königs darin wütheten und zerstörten: doch immer des dreißigjährigen Kriegs kam diese neue Noth doch nicht gleich. Ein Theil des Übels bestand darin, daß Württemberg eine in ihrer Art einzige und verderbliche Maitressenregierung, jene der Frau v. Grävenitz, unter Herzog Carl Ludwig, hauptsächlich dem Beispiele des franz. Königs verdankte. Dem spanischen Erbfolgekriege hatte das Herzogthum vor äußern Feinden Schutz zu den Kriegen der franz. Revolution. Nur einmal zogen fremde Heere durch

des zweiten schlesischen Kriegs; am dritten nahm Herzog Karl Theil, nicht mit kriegerischer Auszeichnung, aufgereizt von jugendlichem Übermuth und Hülfsgebern, außerdem in der Absicht, um durch seine Verbindung mit Österreich gegen Friedrich d. Gr., durch Beistand der erstgenannten Macht, die Stände des Landes je länger je mehr niederzudrücken. Das Herzogthum litt, dafür war großes Glück, daß der Versuch, unumschränkt zu regieren, durch die oberliche Entscheidung des Reichshofrathes, unter Gewährleistung von Preußen, Dänemark rückgängig gemacht, und in dem vermittelnden Erbvertrage noch mehr beschränkt wurde. Nach diesem abgewandten Sturm wurde, da unabhängig von fremdem Einfluß, auf welchen der Premierminister, Graf Montmartin, unbesonnen gebaut hatte, den Hofaufwand ganz abstellte und geringere Unterhaltungen lieb gewann, die zweite Hälfte der Regierung dieses Herzogs eine der schönsten Zeiten des Landes. Kunst und Wissenschaft gedieh. Noch spricht man mit Achtung von seiner Karlsakademie zu Stuttgart; die meisten Aerzte, deren Württemberg sich bis diesen Tag rühmt, verdanken ihre Bildung diesen Anstalten. Die Bevölkerung stieg bis auf 600,000 Menschen; zur Verbesserung des Landes war während der ganzen Regierungszeit der Herzoge nichts Belang geschehen, außer Dem, was Herzog Ulrich von der Pfalz erobert, Herzog Friedrich für große Summen, bei lang fortdauerndem Widerspruch des badi-schen Hauses, von einem Markgrafen erkaufte hatte. Die Landesreligion litt auch nicht, daß von 1733 — 97 kathol. Fürsten, Karl Alexander, und seine 3 Söhne, Karl, Ludwig und Friedrich, insgesammt mit dem Beinamen Eugen, zur Regierung gelangten. Unter der Regierung des Herzogs Karl Alexander zerrüttete der Kaiser (f. d.) das Land als Finanzminister. Von Karl Alexanders jüngstem Sohne, Friedrich Eugen, stammt das ganze jetzt vorhandene württemberg. Ansehen ab; sowie auch von seinen Kindern, deren Mutter eine preuß. Prinzessin war, die Rückkehr der Dynastie zum Protestantismus ausgeht. — Schon Friedrich Eugen hatte die franz. Republik die überrheinischen Besitzungen des Landes an sich gerissen, das Herzogthum selbst abwechselnd besetzt und geräumt, die Entschädigung wegen auf dem Friedenscongreß zu Rastatt Unterhandlungssache gelegt. Der Sohn, der verstorbene König Friedrich I. von Württemberg, in gleicher Lage durch zeitgemäßes Anschmiegen und kräftiges Geltendmachen seiner interessanten Persönlichkeit entscheidende Vortheile zu gewinnen; er wurde ihm ein Zuwachs von 12,000 Unterthanen in der Mitte oder an den Grenzen des Landes entschädigt und zur kurfürstl. Würde erhoben. Aus diesen Entschädigungen bildete sich für einige Zeit ein neuwürttemberg. Staatsorganismus, dem Herzogthum nur durch den gemeinschaftlichen Herrn und durch Voran-satz zur Einverleibung verbunden. 1805 hatte Kurfürst Friedrich für Frankreich genommen an dem Kriege gegen Oesterreich, dafür erhielt er Königswürde, Vercainetät und neue Ländererwerbungen mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Menschen. Jetzt war der Zeitpunkt, wo sich das römische Reich deutscher Nation auch der Form und dem Namen nach auflöste. Sofort ward das neue Königreich einer der Staaten des sich eben bildenden Rheinbundes und hatte als solcher einen Antheil an allen weitem Landkriegen des franz. Kaisers, mit Ausnahme spanischen. Durch den letzten Krieg mit Oesterreich (1809) stieg endlich die Bevölkerung Württembergs auf 1,350,000 Einw. Die vorderöstr. Provinzen in Schwaben von Württemberg umschlossene oder daran grenzende Gebiete mehrerer zuvor unabhängiger Reichsfürsten und Reichsritter, Länderstriche, welche Baden und hauptsächlich Baiern gegen anderweitige Entschädigung abtraten, bildeten jetzt, nebst dem großen Theile des Deutschmeisterthums, die neuen Vergrößerungen. Auch dem Sturz des franz. Kaisers sicherte der König das bisher Erworbene durch seine Verbindung zu den verbündeten Mächten mit kluger Thätigkeit. Seit 1815 bildet nun

das Königreich einen der bedeutendern Staaten des deutschen Bundes. Friedrich I. (s. d.) starb d. 30. Oct. 1816. Ihm folgte s. Sohn Wilhelm I. (s. d.). Die Geschichte Württembergs haben Spittler und Pfister geschrieben. Auch „Gesch. Württembergs“. Die 2. Abth. des 2. Bds. (Reutlingen 1820) geht auf den Tod des Königs Friedrich 1816. Ferner: J. G. Pahl, „Gesch. von Württemberg für das württembergische Volk“ (4 Bdchn., Stuttg. 1828).

Statistik. Man kennt keinen deutschen Staat so genau als Württemberg. Unter der jetzigen Regierung ist die Kenntniß des Staats, seiner Kräfte und Wirksamkeit ein Gemeingut aller gebildeten Bürger geworden. Dazu trägt nicht wenig das am 28. Nov. 1822 errichtete topogr. - statist. Bureau bei, dessen Director Memminger ist. Schon früher bestanden eine topographische Aufnahme-Mission des und Chartenanstalt, eine Katastercommission und ein Verein für vaterl. Gesch., Statistik und Topographie, der vom Finanzminister Wechstein geleitet und am 23. März 1822 eröffnet wurde. Der Nutzen dieser Anstalten wird der Öffentlichkeit befördert; daher erscheinen Charten und Beschreibungen der Oberämter bei Cotta seit 1824 — 27. — Das alte Württemberg betrug J. 1734 auf 161 □ M. 428,000 Einw., mit Montbeillard 1751, auf 183 □ M. 530,000 E. Durch die Entschädigung 1803 wuchs die Volksmenge auf 760 □ M. Der preßburger Friede 1805 vermehrte das Areal auf 234, der Rheinfluss 321, und der wiener Friede 1809 auf 360 □ M. Auf diesem Flächenraume zählte das Königreich im J. 1827, 1,535,403 Einw. in 4 Kreisen, 1 Oberämtern, 132 Städten, 1201 Pfarrdörfern, 467 and. Dörfern, 127 Weilern, 2745 and. Weiler, 1678 Höfe etc., auf 1 □ M. 4270 Menschen. Den Einw. gibt es 2400 Walenser in 8 Gemeinden und 9100 Juden; 462,857 Katholiken, 2407 Reformirte, 463 Mennoniten und Herrnhuter. Württemberger sind ein fleißiges und fähiges Volk, nicht durch Sitten in Verkrüppelt, sondern ein gesunder Menschenschlag. Durch Landbau derb und kräftig, haben sie sich auch durch ihre Tapferkeit in neuerer Zeit als echte Abkömmlinge des alten Schwabenvolks bewiesen. Die große Bevölkerung hat jedoch die Wanderungen veranlaßt. Das Lutherthum hat aufgehört, allein herrschend zu sein; alle christliche Confessionen haben gleiche Rechte. Findet man noch eine Verschiedenheit der Bildung zwischen den Einw. des ehemaligen Reichthums und den neu erworbenen Unterthanen: bald wird ein Geist alles Leben; mußten ja die Württemberger bei der eignen Art, wie ihr Vaterland beschaffen ist, von jeher durch Geben und Nehmen sich gegenseitig zusammenbildend. gends ist ein Mangel zweckmäßiger Anstalten für höhere und für Volksschulen (Tübingen); an innern Einrichtungen des Staats wird so thätig als irgendwo gearbeitet. Die Staatsschuld betrug im J. 1826 über 27,356,000 Gld. die Staatseinkünfte jährl. über 9 Mill. Fl. Indes haben die wohlfeilen Vermehrung an Staats- und Gemeindenkosten und die ungeheure Vermehrung an Staats- und Privatschulden nur desto fühlbarer gemacht. — im Waarenhandel mit dem Auslande jährl. umgesetzte Summe wird auf 33 Mill. Gld. geschätzt, wovon auf Naturerzeugnisse 15,902,000, und auf Industrienerzeugnisse 16,910,000 Fl. kommen. Die Gesamtsumme, welche Württemberg im Verkehr mit dem Auslande jährl. gewann, soll (?) an 2 Mill. Gld. betragen. Mit dem 1. Juli 1828 trat der am 18. Jan. 1828 zwischen Baiern und Württemberg abgeschlossene Zollverein in Vollziehung. Nach ihm werden die Eingangs- und Ausgangs- und Durchgangszölle nebst den Zollstempelgebühren auf gemeinliche Rechnung der vereinten Staaten erhoben. — Die 38 Standesherrn (s. d.) haben 250,000 Unterth. Doch ist aus ihrer Reihe der Fürst von Coburg-Mansfeld herausgetreten, dessen Standesherrschaft, Limpurg: Gröningen, die ne 1827 an sich gebracht hat. — Der Staat hält im Frieden 4906 Mann

16,824. Das Bundescontingent zur 1. Abth. des 8. Heerhaufens 13,955. Das Königreich nimmt im engern Rathe des deutschen Bundes die 6. Stelle ein, hat im Plenum 4 Stimmen. Für das Civil ist der Orden der Würtemb. in 3 Classen bestimmt; der Militärverdienstorden hat ebenfalls 3 Classen. Orden wurden von dem Könige Friedrich I. gestiftet. — Vgl. J. D. G. Müller's treffliche „Beschreibung von Württemberg, nebst einer Übersicht seiner Geschichte“ (2. Ausg., Stuttg. 1823) und dess. Verf. „Würtemb. Jahrbücher v. d. Landb. Gesch., Geogr., Statistik und Topographie“ (Stuttg. 1823); auch Taschenbuch für Reisende durch Württemberg“ (Stuttg. 1827).

Württembergische Landstände. Das ehemalige Herzogthum Württemberg hatte eine ständische Verfassung, wodurch die Bewohner desselben vor andern Deutschlands ausgezeichnet begünstigt waren. Im letzten Viertel des 14. Jahrh. fing sie an sich zu bilden; durch den Tübinger Vertrag (s. d.) 1447, als Ulrich seine Unterthanen allzu willkürlich in Anspruch nahm, erhielt Land und Gehalt; unter Herzog Christoph und seinen nächsten Nachfolgern erreichte sie in der zweiten Hälfte d. 16. und im Anfange d. 17. Jahrh. vollendete sie mehr und mehr ihre Gestalt, in welcher sie den Anfang d. 19. Jahrh. erreicht hat. Nur ein Stand war, genau genommen, vorhanden, nämlich das Volk, oder die Gesamtheit der eingebürgerten Bewohner Württembergs, und dieses Volk wurde auf Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Ämterabgeordneten vertreten. Der Landtag hatte sich im 15. Jahrh., als er zu jener Steuer mit beitragen sollte, abgemindert. Schade, daß der Herzog selbst mit unbeschränkter Wahlfreiheit die vortheilhafte Zahl der Prälaten aus der Geistlichkeit ergänzte, so oft einer durch Tod oder sonst ausgetreten war, wo natürlich nicht immer das reine persönliche Interesse über den Eintritt entschied. Ihnen lag insbesondere ob, die Rechte der Landstände und des Kirchenguts zu wahren. Die Abgeordneten der Städte und Ämter wurden zu ihrer Zeit nicht aus der Ernennung freibestimmter Wahlherren hervor, sondern sie wurden durch die obrigkeitlichen Personen der Städte und Ämter berufen. Landtage waren lange Zeit selten; der engere Ausschuss, fast beständig in Landtagsversammlungen, mit Befugnissen, die ihn beinahe der allgemeinen, nur vom Herzog, und zwar selten gern berufenen Landesversammlung gleichstellten, hatte die Landtagszusammenkünfte je länger je mehr zu beseitigen gesucht. Er verwaltete während der ständischen Delegation die Landessteuercasse, verfügte über die so genannte geheime Truche, und bewahrte die Rechte des Landes gegen die Eingriffe des Königs; er hatte seine eigne Kanzlei und ausgedehnte Gebäude dazu, Räte, ein zahlreiches Personal, zureichende Diäten. 2 Prälaten und 6 Abgeordnete der Städte und Ämtern, die sich, wenn nicht ein Landtag sie auflöste, selbst den Landtag bildeten, bildeten diesen engern Ausschuss; in einzelnen Fällen verdoppelte er sich durch hinzugerufenen größern Ausschuss. Die eigentlichen Volksrechte nennt die Verfassung schon der Tübinger Vertrag. Bis zu Ende 1805 dauerte die Verfassung des Herzogthums ununterbrochen fort. Der preßburger Friede vom 26. Dec. d. J. zwischen Kaiser Franz II. und Napoleon gab dem Kurfürsten von Württemberg Königswürde und Souverainetät, und in Folge der letztern, da die österreichischen Zeitumstände eine Art von Dictatur begünstigten, erklärte der König mit dem Anfange seines Königthums (1806) die ständische Verfassung des bisherigen Herzogthums Württemberg für aufgehoben und sich selbst von demselben für den unumschränkten Herrn desselben. Daß unter der zu Preßburg ausgerufenen Souverainetät keine Unabhängigkeit von Außen zu verstehen war, liegt auf der Hand, denn dieselbe siegreiche Gewalt, welche den Frieden erzwungen hatte, wollte natürlich nicht ausnahmsweise in dem kleinen Württemberg die Unabhängigkeit ehren, wie die Folge hinlänglich bewiesen hat. Noch weniger war die verordnete Unabhängigkeit im Sinne Österreichs, das in dem neugeschaffenen Königreich

che mit gutem Grunde ein bloßes Werkzeug der Soldatenherrschaft sah. So für die erklärte Souverainetät allerdings Nichts übrig als die Unbedingtheit Königs, welche dieser in den Verhältnissen wahrscheinlich als ein weiches Pfü für das aufgelegte Joch des Franzosenthums ansehen sollte. Unmöglich hatten Frankreich und Oesterreich bei ihrem Friedensschlusse das Recht, einem bisher ständigen Volk, wie das württembergische, seine Rechte zu entziehen. Friedrich gierte von nun an als unumschränkter König, der unbedingten Gehorsam fand und meist auch fand. Schnell wurde alles Eigenthümliche der bisherigen Verfassung des Herzogthums durch immer neues Organisiren aus dem Wege geräumt. Auch fehlte es ihr bei allen anzuerkennenden Vorzügen schon seit längerer Zeit an Halt und Nachdruck in den Gemüthern, die Würtemberger konnten sich dem plötzlichen Zusammensturze der ganzen alten Ordnung nicht fassen, und so ließ sie dem Könige, den dies Äußerste selbst überraschte, den Eid des unbedingten Gehorsams statt des verfassungsmäßigen. Nur 2 Männer widerstrebten dem neuen Sinne, verloren aber bald wieder die Haltung; zu ihnen gesellte sich noch ein ziger Stadtmagistrat mit bescheidenen Bitten um die bisherige Verfassung. Hoffnung einer bessern Zeit regte sich damals mit außerordentlicher Kraft in den bessern Gemüthern, die Einführung ständischer Verfassungen erschien bald als der nächste und sicherste Weg zu dem neuen Ziele, nach so grenzenlosen Ausfällen des Übermuths, der Schlassucht, der Verkehrtheit. In Württemberg, wo 8 Jahre vor diesem seine ständische Verfassung noch gehabt, und sich dabei bewahrt hatte, war über diesen Punkt Alles noch ziemlich still, als anderswo schon laut und kräftig darüber gesprochen wurde. Mehr verlor sich diese Erwartung, als sich Friedrich im Sept. 1814 nach Wien auf den Congreß begab. Während seines Aufenthalts daselbst bis zum Anfange von 1815 war ein edles Selbstgefühl im Adel und Bürgerstand, begünstigt durch die Zeitungen und die Nachrichten aus Wien. Man verbarg sich die Freude nicht, als man hörte, daß Preußen hauptsächlich und Hanover in sehr beifallswürdigen Abmachungen auf Einführung ständischer Verfassungen in allen Staaten Deutschlands bestanden, und kaum wurde sie dadurch etwas getrübt, wenn man den eigentlichen Grund als Denjenigen nannte, der sich hauptsächlich mit aller Kraft, und von dem unterstützt, dagegensetzte. Noch ehe in Wien Etwas beschlossen war, brach Friedrich daselbst auf, langte mit dem Jan. 1815 wieder in seiner Hauptstadt an, und nahe mit seiner Ankunft, schon am 11. Jan., erließ er unerwartet die Erklärung an seine Unterthanen, daß er statt der erbländischen Verfassung, welche im Laufe der Zeit habe untergehen müssen, eine neue, den jetzigen Verhältnissen angemessene ständische einzuführen und auf altes und neues Land auszudehnen gesehe. Aber nirgends in Württemberg, wo man nachdachte, machte diese Erklärung einen günstigen Eindruck; denn man glaubte ziemlich allgemein, daß es des Königs nicht bleibe, unter einer von ihm selbst beliebten Form nach der alten Art unumschränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine neue königl. Verordnung, welche bestimmte, wie es zu halten sei mit der Wahl der zum Landtage abzuwählenden Volksvertreter. Was sie für diesen Zweck festsetzte, war (die ausschließliche Überzahl des Adels abgerechnet) ungleich besser als Alles, was in derselben Hinsicht im Herzogthum Sitte gewesen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht, und sie konnten, mit wenigen Ausnahmen, jeden adelichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reich sich aufhielt. Zugleich ertheilte der König das Recht der Landstandschaft den einst unmittelbaren fürstlichen und gräflichen Familien, die mit ihren Ländereien an Württemberg gefallen waren, und ertheilte dasselbe Recht beinahe ebenso vielen andern adelichen Familien, welche mehr oder minder mit dem Hofe in Verbindung standen. Der Kanzler der Universität, der älteste lutherische Prälat, sowie von Seiten der Katholiken der mit dem

und der älteste

Hof und der älteste Decan, wurden auf ewige Zeiten zu Landständen ernannt. Die Virilstimmführer der 2. Classe sollten wohl im Nothfalle den einst mittelbaren, von welchen man zum voraus nicht vieles Nachgeben erwartete, Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, die dem Könige später anstehen zu schaffen machten, schien er gar nicht zu fürchten. So wenig waren er seine Minister von der erhöhten Stimmung vieler Württemberger und von dem Geiste der Dinge unterrichtet. Die Wahlmänner konnten sich anfänglich zum Theil mit Mühe in ihr Geschäft finden. Der König seiner Seits hatte einstweilen eine Commission von Staatsdienern verschiedener Art ernannt, welche ihm ihre Wünsche und Ansichten zu und von einer Verfassung für das Königreich mittheilten; es war bloße Form, denn natürlich ging die ganze Arbeit unter seinem unmittelbarsten Einfluß vor sich, und der 15. Febr. 1815 war der wie ein Hoffest bestimmte Tag, an welchem die Ständeverammlung zu Stuttgart eröffnet ward, die neue Verfassung im Namen des ganzen Volks als königl. Geschenk und Gesetz aus den Händen des Königs zu empfangen. Mit Demuth und Unmuthigkeit, hofften der König und seine Minister, würden namentlich die Abgeordneten des Volks sie annehmen. Diese und die Virilstimmführer sammelten sich in den nächsten Tagen vor d. 15. Febr. in Stuttgart; die ersten, meistens ungebildete und schlichte Bürger, waren, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht eigentlich geeignet, das Wesen einer Verfassung zu beurtheilen. Sie wurden in Stuttgart sofort von warmen Patrioten empfangen; die königl. Verfassung, welche noch Geheimniß sein sollte, las man in Privathäusern vor. Sie sollte nach gegenseitiger Uebereinkunft, weil sie nicht ein Vertragsrecht gewähre und die ältere Vertragspflicht nicht achte, ohne alles Weitere verworfen werden. Das wußte in Stuttgart Jedermann, nur der König nicht und der Rath seiner Minister. Am 15. Febr. eröffnete er, mit Umgehung der üblichen Feierlichkeiten, worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Person mit einer Anrede an die Stände, worin seine Verfassung und entfernte sich im festen Glauben, daß nun Alles in Ordnung sei. Aber die in der vergoldeten Kapsel liegende Verfassungsurkunde blieb auf dem Tische liegen, wie sie niedergelegt war. Der König hatte kaum der Thür der Sälen gewendet, als sich sogleich der Verabredung gemäß, einige Mitglieder vor und in abgelesenen Aufsätzen die Versammlung auffoderten, nur auf die Verfassung des ehemaligen Herzogthums einzugehen. Die ganze Versammlung stimmte ohne weitere Berathung, weil man schon kannte, was der König soeben befohlen hatte, durch aufgehobene Hände der Aufforderung bei. Noch denselben Nachmittag schickte die Versammlung dem Könige die Erklärung zu, daß sie, was die alte Verfassung in Vergleichung mit den königl. Rescripten zu bessern sei, in Berathung ziehen würde, und somit war seine Verfassung zwar nicht mit feierlichen Worten, jedoch nichtsdestoweniger verworfen. Unstreitig war die alte Verfassung von wenigem Werth für den Augenblick, und die Stände hätten durch ihre Annahme unverantwortlich gehandelt. Der König stand an, die Versammlung sogleich zu entlassen; er und die Minister, denen er sein Vertrauen in der Sache schenkte, fanden ein gewisses Zögern und Unterhandeln räthlicher und erwachten Volksgeiste angemessener. Daß man 5 — 6 Virilstimmführer, welche vom Hofe abhingen, mit Gewalt zu einer Art von königl. Partei in der Ständeverammlung zu machen suchte, enthüllte Schwäche. Desto muthiger verfuhr der König mit den Ständen. Von den meisten Städten und Ämtern kamen Adressen ein, wodurch aufgefordert wurden, die Wiederherstellung der Verfassung des Herzogthums mit aller Kraft zu betreiben; und obschon diese Gesuche dem Volke von seinen Abgeordneten selbst erst häufig genug nach ihrem Inhalt und Zweck auseinandergesetzt zu sein mögen, so waren doch der Aufmerksamen auch auf dem Lande Viele. In allen Ständen strebte man aus bitterer Erfahrung dem fortgesetzten Druck der

willkürlichen Herrschaft entgegen. Eine falsche, durch die ursprünglichen Forderungen der Stände selbst zu widerlegende, Nachrede gab ihnen dessen Schuld, sie verstanden unter der alten Verfassung nicht bloß die eigentlichen Theile, welche sie dem Volke gewährt hätte, sondern auch das vollständige Aushalten derselben. Und doch war im voraus aufgegeben: die alte Wahlart der Landgeordneten, die Absonderung des Adels, die Nichtzulassung des kathol. Confessions, das Geheimnißvolle in Verwaltung der Landesgelder, die Ausartung der Ausschüsse in Stellvertreter der Ständeversammlungen. Freilich verlangte man zwar mit Zuversicht, das Recht sollte auch als Recht gelten und geltend sein. Das Herzogthum, hieß es, habe seine Verfassung nie aufgegeben und sei sein wohlbegründetes Recht zurück; ein Recht darauf sei auch dem neuen durch einige Artikel des Reichsdeputationschlusses von 1803 und des preuss. Friedens von 1805 zugetheilt. Um ihrer Forderung mehr Gewicht zu geben, ten sie dem Könige ein erschütterndes, aber nicht übertriebenes Gemälde der gegenwärtigen Noth vor, in welche das Land seit der Zeit der Souveränität gekommen. Sie machten ihm nicht unbedeutlich Zweijüngigkeit zum Vorwurf, indem sie ihn an den Eid erinnerten, wodurch er jene Verfassung einst als unwiderruflich geschworen habe; sie bedrängten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volkes, verlangten zugleich, daß er es gegen den eben von Elba zurückgekommenen Napoleon bewaffnen solle; an das würtemb. Heer, um auch dieses sich zu verpflichten, erließen sie Dankadressen. Was den König betrifft, so hatte er sich bereits in ähnliche Erörterungen mit der Versammlung eingelassen, einige dringende Forderungen abgestellt, und da er die Stände auf der Grundlage des alten Rechts zurück bestehen sah, das Zusammentreten einer Commission verordnet, aus Staatsdienern, die sein Vertrauen hatten, zur Hälfte aus Mitgliedern der Versammlung, welche diese selbst wähle, um einen Weg der Vereinigung zu finden. Auch schien es wirklich, als wolle er in einigen Hauptsachen nachgeben und in andern unwesentlichen Dingen sprachen die Stände nachgiebiger. Im Ganzen wollte der König dennoch die fortbauernde Gültigkeit des alten Rechts, seine Ausdehnung auf das gesammte Land nicht anerkennen, die Ständeversammlung aber von diesem Grundsatz nicht abgehen, und so zerschlug sich die Verhandlung. Am 8. Aug. vertagte er die Versammlung; sie sollte am 15. d. Monats aufs neue zusammentreten. Alle Mitglieder hatten vom Tage der Vertagung dahin einstimmig gehandelt; die einst Unmittelbaren hofften noch auf eine neue Versammlung in Frankfurt; die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht, die Neuwürtemberger glaubten, daß auch sie entschieden rechtlich die Rechte des Herzogthums in Anspruch nehmen könnten. Einer oder zwei vom D. waren einigen altwürtemberg. Advocaten, als unabhängigen Rechtsanwalten, die die Seele der Versammlung gewesen. Die ganze Verhandlung mußte dem öffentlichen Processe in etwas ähnlich werden, weil ein Vertrag unleugbar als Befehl für den Gehorsam des Landes vor Augen lag. Wenngleich den streitenden Parteien ein unabhängiger Richter fehlte, so trat die Klarheit des Vertragsrechts ein, vergestalt, daß, wer ihn nicht halten würde, wol auch den Nutzen davon geben müßte. Der erste unregelmäßige Schritt wäre gewesen, wenn man das positive Recht ohne Ersatz aufgegeben hätte. Dieses aber wollte kein Besonnener. Die Zeit zwischen der Vertagung und dem neuen Zusammentreten ließen jene Wortführer der Versammlung nicht unbenutzt. Viele fuhren fort, ihrer Heimkehr das Volk zu belehren, auch wol zu bearbeiten. Weil die Einberufung von Seiten der Stände immer häufiger begehrt, und die Sicherheit zweifelhafter wurde, so kam im Oct. die Landesversammlung aufs neue in Stuttgart zusammen; sie bestand durchaus noch aus denselben Mitgliedern,

Aug. nicht aufgelöst, sondern nur vertagt worden war. Mit welchem Selbst-
traten sie auftrat, beweisen ihre Umzüge in den Kirchen, zeigt die Feier d. 18.
die Bürgerschaft in Stuttgart war entschieden auf ihrer Seite. Allein bald
ihre Zusammenkunft, am 11. Nov., that der König einen entscheidenden
zu. Die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des ehemaligen Herzogthums auf seine
Verfassung ward von ihm anerkannt, während er durch eine sogenannte Beleh-
nathum ließ, daß die neuen Lande kein Recht hätten, sie zu verlangen. Der
bestand nur darin, daß es für eine solche große, allmälige, durch verschiede-
nstände herbeigeführte Einverleibung kein ausdrückliches, Ein und Dasselbe
Gesetz gäbe. Und doch war Alles durch die Kräfte des Stammlandes in
sein gekommen, von dem die neuen Erwerbungen offenbar ausgeschlossen
waren durch eine förmlich oder auch nur stillschweigend anerkannte Un-
heit des Rechtszustandes. Das ausweichende Vorgehen verschiedenartiger
the des Landes auf die Wohlthat einer Verfassung löste mithin, im tiefern
der Sache betrachtet, die Einheit des Staats, die doch von einer andern
schlechthin behauptet wurde, und verstrickte dadurch die Regierung in einen
willkürlichen Widerspruch zwischen ihren Forderungen für die Gegenwart und ih-
ren Beschränkungen rücksichtlich der Vergangenheit. Allerdings wurden
Könige und von dem jetzt viel einwirkenden Präsidenten v. Wangenheim zu-
14 freisinnige Grundsätze als Grundlagen einer für das ganze Land zu ent-
stehenden neuen Verfassung aufgestellt, mit der Erklärung, daß von der herzog-
lichen Verfassung das noch für die neuere Zeit Passende in sie aufgenommen werden solle.
Aber trotz alles Dessen das Herzogthum auch jetzt noch auf seiner ehemaligen
Grundlage bestehe, so bleibe Nichts übrig, als, was freilich höchst gefährlich sein
würde, die Theilung des Königreichs in 2 Staaten; jenes sollte dann seine Verfas-
sung natürlich gehörig modificirt, zurückerhalten, und für die neuen Lande solle
eine andere nach jenen 14 Artikeln errichtet werden. Dieser Antrag konnte gründe-
los sein, war es aber nicht. Der Ausspruch der Regierung, die alte Verfas-
sung des Stammlandes sollte den Bedürfnissen der Zeit gemäß, also mit nothwen-
digen Bestimmungen, wiederhergestellt werden, indem zugleich die später
erworbenen Bestandtheile des Reichs von jener ursprünglichen Grundlage
abgeschlossen, und auf die neuesten Bestimmungen der erwähnten 14 Artikel hin-
geführt wurden, verrieth deutlich in dem Mangel eines strengen rechtlichen Zu-
sammenhanges die versteckte Absichtlichkeit. War nämlich der König einmal mit
seinem Rathe einig über die Nothwendigkeit der Modificationen im Punkte der al-
ten Verfassung, so öffnete sich damit auch ein Weg, die später erworbenen Länder
in den Genuß derselben Rechte vermittelnd einzuschließen. Denn wo irgend ein
Rechtszustand nur als Ausgangspunkt, aber nicht als unabänderlicher, ab-
schließender Bestimmungsgrund gelten soll und kann, da läßt sich auch mit gegenseitiger
Uebereinkunft über das Maß des Beizubehaltenden und Neuanzufügenden ohne
Furcht der Consequenz unterhandeln. Es steht unter diesen Umständen noch
zu fragen, ob die Stände recht thaten, auf eine so schwankende, ungleichartige Grund-
lage zu gehen, wodurch sie zwar vor der Hand das Blendwerk einer möglichen
Einigkeit erschaffen und unterstützen halfen, die wahren Schwierigkeiten dage-
gen durch Abspringen, Hinausschieben und Übertünchen vielfach erhöhten. Übrigens
wurde eine gemeinschaftliche Commission aus Staatsdienern und Mitglieder
der Landeversammlung zu Entwerfung einer Verfassung unter den obigen Bedin-
gungen niedergesetzt. Seit dem Oct. 1815 hatte der Präsident und Staatsrath,
v. Wangenheim, den bedeutendsten Einfluß in dieser Angelegenheit. Schon
in jene 14 Artikel ein Beweis Dessen, was er über den König vermochte; wei-
ter ist jetzt Wangenheim einer der 4 königl. Commissaire, welche in Verbindung
mit ebenso vielen ständischen auf diese Artikel die Verfassung des Königreichs ent-

werfen sollten. Wangenheim machte in dieser Commission mit sichtbarem Erfolg gefallen seine hervorleuchtende Überlegenheit als Redner und denkender Mann geltend, vielleicht äußerte sich sein Selbstgefühl oft stärker als es die Natur der Verhältnisse erlaubte. Wangenheim'scher Gedanke war vornehmlich die Idee von den beiden Kammern, in die sich die Ständeversammlung theilen sollte, welche von jetzt an allmählig im Guten und Bösen beleuchtet wurde. Für ihre Commission, welche mit den königl. zusammensaßen, ernannte die Versammlung wie der König seinen Geheimenrath dazu bestimmte, eine eigne sehr zahlreich besetzte Comités, hauptsächlich aus den Advocaten in ihrer Mitte, welche die erwähnte Collegium der Vier berichten, und von dem sie zu weitem Schritte ermächtigt werden sollten; sie mochte dies für desto nöthiger halten, weil sie bereits allzu Wangenheimisch zu werden schienen. Aus den Arbeiten dieser Commission bildete sich nach und nach ein eigener Verfassungsentwurf, der später der Versammlung vorgelegt und von ihr gebilligt wurde, und unter dem Namen ständischen bekannt ist. Die Arbeiten der beiden Commissionen zogen sich unmerklich in die Länge. Der Rest der Stände hatte mehr Muße als ihnen war; sie sammelten jedoch, in Sectionen getheilt, mancherlei Vorarbeiten für künftige Berathungen. Nur wurde von ihrer geistigen Thätigkeit nicht viel zu hören. Mit einer schmerzlichen Mäßigung ertrug es die Versammlung fast bis zum Ende, daß man den gesetzlichen Charakter ihrer Vergleichscommission so mißbrauchen konnte, und sich sogar außer andern namhaften Verletzungen den Mißbrauch von Zeitungsblättern und Zeitschriften herabließ. Waren nun die Stände bisher zu wenig empfindlich gewesen gegen die übergreifende Senatscommission, oft unangenehm nach der Quelle schmeckte, so hielt sie es darum für eine gesetzliche Pflicht, über eine vom König während der Zeit der Unterhandlung bestimmte ausgeschriebene Steuer, sowie über das erlassene Statut in Betreff der Staatsschuldenentlastung, laut die stärksten Beschwerden zu führen. Die Steuer an und für sich selbst griffen die Stände an, denn sie wußten, es war nothwendig, wenn der Staat nicht still stehen sollte, und auch nicht die Schuldenbezahlungsanstalt, sondern darüber klagten sie, daß man sie nicht gefragt habe, indem dergleichen Einrichtungen ohne ständische Prüfung und Billigung nicht gesetzlich verbindend und wegen des leichten, wechselnden Ansehens Willkür meistens flüchtig und zuweilen auch verderblich erwogen seien. Der Führer des Königs dagegen erklärte, die Versammlung sei nicht constituirt, bloß zu Schließung eines neuen Verfassungsvertrags beisammen; das sei zu denken und sich nicht in Sachen mischen, die ihr fremd seien. Überhaupt ganz ungewöhnliche und schlechthin verwerfliche Frage, ob sich die Versammlung für constituirt oder constituirend betrachte, die Handhabe zu vielen gefährlichen verwirrenden Streitigkeiten. Der Strenge des Begriffs und den Verhältnissen konnte sie ausschließend weder für constituirt noch für constituirend gelten. Sie sich einzig und allein für constituirt, wie der König darum wollte, und durch ein Rescript von seiner Hand zusammenberufen hatte, so war ihre Stellung eine bloß verliehene, die also schlechterdings nicht gegen den Willen des Königs gebraucht werden konnte, wodurch denn der frühere Zustand fortbestand. Im Gegentheil mit dem Gewicht aller Folgerungen zu, daß sie Nichts als constituirend, d. h. die künftige Verfassung entwerfend sei, wie Wangenheim wollte, so hatte sie für den glücklichen Erfolg ihres großen Geschäfts eine viel zu mangelhafte Gültigkeit. Jede Zeit, wo eine neue Verfassung gegründet wird, ist ein Mittelzustand; man kann die alte bisher bestandene Ordnung nicht aufgeben, bevor der gemeinschaftlichen Anerkennung der neuen, und die Festsetzung der neuen im Laufe der Berathung ist wieder nicht möglich ohne eine wohlüberlegte, allmählich fortschreitende Entfernung von dem noch in Kraft stehenden Grundgesetz.

Daher ist jede Versammlung der Art, wie ihr Geschäft, nothwendig verbunden, d. h. sie steht in fortwährender Wechselwirkung zwischen dem constituirenden und constituirenden Lebensprincip. Auch ließ sich um diese Zeit bereits eine zwar aus 2 Bürgerlichen und wenigen Adeligen bestehende, aber auf die Macht der königl. Partei in der Versammlung lauter vernehmen; sie war im Besitz der „Allgemeinen Zeitung“, griff durch sie hauptsächlich ihre Gegner an und suchte ihre Darstellungen darin das größere deutsche Publicum für sich zu gewinnen. Manche gehässigen Gerüchte sind durch sie weiter verbreitet worden. Diese persönliche Erbitterung und machte nur noch starrsinniger. Überhaupt in Württemberg, die ganze ständische Periode über, bei dem gebildeten und gebildeten Publicum ein starker Terrorismus der Meinung. Endlich wurden einige von jener Commission für Entwerfung der Verfassung einzelne Artikel vorgelegt; eine dritte Commission, sie zu prüfen, ward von ihm niedergelassen und die widersprechendsten Gerüchte, wie er Dieses und Jenes aufgenommen, kamen ins Publicum. So viel ist gewiß, daß er, des ganzen Verfassens müde, beinahe entschlossen war, alle Kreuz- und Querzüge mit einem Hieb zu durchschneiden, als sein Tod am 30. Oct. 1816 unerwartet schnell erfolgte. Die weiteren, endlich zum Ziele führenden Verhandlungen über die Verfassung Wilhelm I., König von Württemberg. (Vgl. auch Friedrich I., Württemberg und Württembergische Verfassung.)

Württembergische Verfassung. Sie ist vertragsweise nach den Bestimmungen der Urkunde vom 26. Sept. 1819 ins Leben getreten. Der Verlauf der Arbeiten, Unterhandlungen und Streitigkeiten, ein merkwürdiger Beleg für die neuern Staatswissenschaft, ist unter Wilhelm I., König von Württemberg und Württembergische Landstände gehörigen Orts ausführlich dargestellt worden. Hier sollen bloß die wesentlichsten Grundbestimmungen der Verfassung für einen schnellen Überblick zusammengedrängt werden, und zwar nach der Urkunde. Da der künstliche Gliederbau eines philosophischen Staatsrechts im öffentlichen Leben unausführbar ist, und auch die bestdenkenden Meinungen darüber noch mannigfaltig abweichen, so scheint es weit zweckmäßiger, den constitutionellen Weg, wie er einmal gebahnt ist, nach seinen verschiedenen Richtungen einfach zu verfolgen, als den vorliegenden Stoff nach selbsterfundenen Verbindungen zu ordnen, wodurch jederzeit der ursprüngliche und historische Charakter der Verfassung getrübt wird, wäre das angezeigte Verfahren auch ganz richtig. Ein schriftliches Denkmal der Art muß vor allen Dingen klar, bestimmtes, zusammenhängenden Ausdruck streben, damit es in der Volksseele wurzeln und gedeihen könne; daher wird eine theilweise Unbequemung an den Buchstaben des Inhalts unvermerkt für den tiefern Lesers eine Quelle der Kritik. Diese kann hier nicht als eigentliches Gegenstand betrachtet werden, denn jedes constitutionelle Land steht außer seinen allgemeinen Verhältnissen auch noch unter besondern Bedingungen der Zeit, des Orts, der Religion, der Lebensbedürfnisse u. s. w., die ein entscheidendes Urtheil unmöglich, doch äußerst schwer machen und ein umsichtiges Abwägen dringlich empfehlen. Auf der andern Seite ist auch das bloße Wiedererkennen gewisser Formen, Wendungen, Redensarten so unnütz als widerlich, weshalb eine Richtung zwischen den entgegengesetzten Fehlern, im Tone einer gelegentlichen anspruchslosen Meinung, am meisten geziemend mag. — Das I. Capitel vom Königreiche. Sämmtliche Bestandtheile des Königreichs bilden zusammen ein unzertrennliches Ganzes im Besitze Einer und derselben Verfassung. Landeszuwachs durch Kauf, Tausch oder auf andre Weise nimmt vollgültig an der gemeinschaftlichen Staatsverfassung. Als Landeszuwachs ist Alles zu betrachten, was der König nicht bloß für seine Person, sondern durch Anwendung

der Staatskräfte oder mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es einen Theil des Königreichs ausmachen soll, erwirbt. Die wörtliche Anführung der Urkunde geschieht bei dieser Bestimmung nicht ohne Grund und wird noch aus ähnlichen Rücksichten wiederkehren. Die Abfassung dieses 2. Paragraphen wurde zunächst durch den Incorporationsstreit (1815) herbeigeführt, der Gelegenheit zu den interessantesten, sehr weit aussehenden Verhandlungen gab. Er kommt auch hier in seinen Folgen ziemlich unverdeckt zum Vorschein. Die scharfe Beachtung fodert die Frage, wie sich der König von privatrechtlichem staatsrechtlichem Standpunkte aus verhalte? inwiefern seiner Person eine doppelte oder allgemeine Geltung beizulegen sei, je nachdem er seine Familie oder Staat darstellt, jene physisch wahrnehmbar, diesen moralisch unsichtbar? welche Art beide nothwendige Stellungen gründlich vermittelt werden können. Die mündlichen Erklärungen der Stände haben den Knoten mehr umgangen als gelöst. An die obige Festsetzung schließt sich eine andre für den möglichen Fall der Landesstheil abgetreten werden muß, zur Sicherung der dadurch abgerissenen Staatsmitglieder. Das Königreich Württemberg ist ein Theil des deutschen Bundes, daher haben alle organischen Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands oder die allgemeinen Verhältnisse der deutschen Staatsbürger betreffen, nachdem sie vom Könige verkündet sind, in Württemberg verbindende Kraft. Jedoch tritt in Ansehung der Mittel zur Erfüllung der hierdurch begründeten Verbindlichkeiten die verfassungsmäßige Zustimmung der Stände ein. Dieser Paragraph, so sehr er im Allgemeinen anerkannt wird, erregt in seiner Anwendung aufs Besondere auch dem parteilosen und unparteiischen Nachdenken die erstaunlichsten Schwierigkeiten, die zum Theil daher rühren, daß die deutsche Bundesverfassung nach ihrem gegenwärtigen Bestande eine gewaltthümliche Schöpfung ist, die sich durch keine Vergleichung auf eine früher allgemein anerkannte Basis zurückbringen läßt. Wie leicht sich die Grenzen zwischen den Rechten der Monarchien gegen einander in Beziehung auf die innern Zustand die Rede ist, haben unlängst die lautesten Widersprüche in der Erfahrung eines schnell beendigten Kriegs genugsam gelehrt, und zwischen diesen und der Lage der Bundesstaaten fehlt es nicht an Ähnlichkeiten. Man soll sich nach einer gesunden Politik nach dem Mittelpunkte zu vereinigen, die innere zu seiner letzten Grenze kraftvoll hinstreben. Dieser Grundsatz fühlt als offen ausgesprochen, pflegt in der höchsten Instanz zu entscheiden. (vgl. Behr, „Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten“, 2. Aufl. mit Zusätzen.) Was bezeichnet die Urkunde mit dem Ausdrucke des Bundes? Im wissenschaftlichen Sinne führt jeder Theil des Körpers diesen Namen, weil er das Mittel und den Zweck des Lebens aufs innigste in sich verbindet, und dienen zugleich ein Mitbestimmen ist. Die Anwendung ergibt sich im vorliegenden Falle von selbst. II. Cap. Von dem Könige, der Thronfolge und der Reichsverwesung. Der König ist das Haupt des Staats, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den durch die Verfassung gesetzten Bestimmungen aus. Einige Mitglieder der Ständeversammlung haben unnöthigerweise an der Abfassung dieses Paragraphen gestoßen, verführt durch den Begriff einer mechanischen Gewalt. In der Kürze könnte man richtig wohl sagen: Der König ist die lebendige, durchaus persönlich gewordene Staatsgewalt. Je mehr die zuerkannte oberste Staatsgewalt in ihrer sittlichen allgemeinen Gültigkeit gedacht wird, desto weniger findet eine gerechte Besorgniß statt wegen der Verletzung der Volksrechte. Unverletzlichkeit, Religionsbekenntniß des Königs, der Regierung, Bestimmung der Thronfolge und Volljährigkeit, Reichthum während der Minderjährigkeit des Thronerben, Grundbestimmungen über

lung. Ein Hausgesetz für die königl. Familie ist nachgefolgt. III. Cap. in den allgemeinen Rechtsverhältnissen der Staatsbürger. Ein wichtiger Gegenstand. Das Staatsbürgerrecht wird theils durch Geburt, theils bei ehelich Geborenen der Vater oder bei Unehelichen die Mutter das Staatsbürgerrecht hat, theils durch Aufnahme erworben. Letztere setzt voraus, daß der Annehmende von einer bestimmten Gemeinde die vorläufige Zusicherung des Bürger- oder Weisigrechts erhalten habe. Außerdem erfolgt durch die Anstellung im Staatsdienste die Aufnahme in das Staatsbürgerrecht, jedoch nur auf die Dauer der Dienstzeit. Inwieweit das Staatsbürgerrecht von der Anstellung im Staatsdienste abhängt, und mit diesem aufhört, wäre der Verordnung eine größere Bestimmtheit zu wünschen. Das Eindringen der Fremden durch die Aufnahme im Staatsdienst könnte dem Lande gefährlich werden, meinten bei der Beratung dieses Punktes verschiedene Mitglieder der Ständeversammlung, gestützt auf manche Beispiele der Vergangenheit; deshalb sei es zweckmäßig, die Wahl zum Staatsdienste nicht ausschließend von der Regierung abhängig zu machen. Jeder neue Würtemberger hat den Huldigungseid nach zurückgelegtem 16. Jahre, neu Aufgenommene bei der Aufnahme abzulegen. Es ist und bleibt eine betrübliche Lücke, daß über den möglichen, obschon unwahrscheinlichen Fall keine Vorsicht vorkommt, wie es mit dem Huldigungseide des Unterthanen genommen werden soll, so lange der Regent den Verfassungseid provisorisch verweigert. Alle Würtemberger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte, und ebenso sind sie zu gleichen staatsbürgerlichen Pflichten und gleicher Theilnahme an den Staatslasten verpflichtet, so weit nicht die Verfassung eine ausdrückliche Ausnahme enthält; auch müssen sie gleichen verfassungsmäßigen Gehorsam zu leisten. Die vorbehaltene Loslösung von Beiträgen zu den Staatslasten soll wol mehr die abweichende Erhebmethode als den wirklichen Werth derselben treffen; doch mögen auch früher ertheilt und stets behauptete Rechte auf dem Wege des ruhigen Vergleichs eine billige Rücksicht finden. Kein Staatsbürger ist durch seine Geburt von irgend einem Staatsamte ausgeschlossen. Die Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes im Dienst der Waffen ist allgemein, abgesehen von den Ausnahmen, welche die Bundesacte und die bestehenden Gesetze näher bestimmen. Soll einmal die bisher vorgesehene Ordnung eine unterscheidende Begünstigung rechtlich bestehen können, so sind die Grenzen der Gültigkeit unmöglich sicher auszumitteln, der gestreichelte Eigennuß erweitert seinen Spielraum je länger je mehr. Der Staat sichert jedem Bürger Freiheit der Person, Gewissens- und Denkfreiheit, das Eigenthum und Auswanderungsfreiheit. Einer der nächsten Paragraphen, die Freiheit der Presse und des Buchhandels betreffend, konnte mit dem berühmten schicklich verbunden werden oder auch ganz wegbleiben, hätte man den Antrag Kessler's bei der Berathung der Landstände genehmigt: „der Staat sichert die Mittheilung der Gedanken“. So gehört ebenfalls zu der Freiheit der Person eine ausdrückliche Verfügung, daß Keiner seinem ordentlichen Richter entzogen werden kann, d. h. der Letztere soll gewiß und für Jeden bestimmt sein. Die Bestrafung wird bloß in den gesetzlichen Fällen und Formen verhängt, und die Urtheile derselben in den ersten 24 Stunden erklärt. Dessenungeachtet ist von diesen alten Maßregeln bis zu einer förmlichen Habeas-Corpusacte im festen Sinne in England noch ein weiter Weg, und doch hat lediglich eine solche strenge, unerschütterliche Gewährleistung einen wirklichen staatsbürgerlichen Werth. Die Freiheit des literarischen Gedankenverkehrs läßt in keiner Verfassungsurkunde, sei sie so vorzüglich, eine vollkommen bestimmte und erschöpfende Gesetzgebung zu; aber der Hergang der Dinge besonders in unsern Tagen mit großem Nachdruck. Ein Punkt der Auswanderungsfreiheit ist endlich zu bemerken, daß der Wegzug ohne die zurückbleibenden Kinder ihres Staatsbürgerrechts beraubt. Diese

Verordnung dürfte den Finanzen besser zusagen als den Gesetzen; denn das Staatsbürgerrecht dem ehelich Geborensein im Württembergischen unmittelbar erkennen, wosern die Ältern dasselbe genossen, so kann es auch später durch fremde Schuld aufgehoben werden; so sollte man meinen. Schade, daß nicht so guter Gelegenheit das Verhältniß der Fremden im und zum Staate mit Grundzuge ausgesprochen wird. Eine Fremdenschutzbill ist gegenwärtig für gute Verfassung ein Bedürfniß. Den vollen Genuß der staatsbürgerlichen Gewähren allein die 3 christlichen Glaubensbekenntnisse. Niemand kann gen werden, sein Eigenthum und andre Rechte für allgemeine Staats- oder rationszwecke abzutreten, bis auf die endliche Entscheidung des Geheimenraths gegen vorgängige volle Entschädigung. Der Inbegriff der eben dargestellten Fugnisse macht das wahre Palladium der bürgerlichen Freiheit aus. Die hemmte Wahl des Standes und Gewerbes nach eigener Neigung, die Vertheilung der Handels- und Gewerbsprivilegien mit Ausnahme besonders nachzulassenden Bewilligungen durch ein Gesetz oder die Stände, das Recht zu schriftlichen Beschwerden über das verfassungswidrige Betragen einer Staatsbehörde, die Beschwerde in steigender Linie bis vor die Stände gebracht werden können, vollenden das Bild der bürgerlichen Selbstständigkeit. Nähere Bestimmungen über den ritterschaftlichen Adel in Absicht auf die Wahl zur Ständeversammlung und die Erbschaft Familien. IV. Cap. Von den Staatsbehörden. A. Allgemeine Bestimmungen. Die Staatsdiener werden, sofern nicht Verfassung oder besondere eine Ausnahme begründen, durch den König ernannt, und zwar — die Vorstände ausgenommen — auf Vorschläge der vorgesezten Collegien, wobei einmal alle Bewerber aufzuzählen sind. Zum Antritt eines Staatsamtes ist eine mäßige Prüfung und Anerkenntniß der Thätigkeit unerläßlich. Landesherrliche werden bei gleicher Thätigkeit den Fremden vorgezogen. Der Dienstreue der König schließt den Schwur auf die Verfassung in sich. Kein Richter darf irgend einer Ursache ohne rechtliches Erkenntniß seiner Stelle entsetzt, entlassen oder auf eine geringere versetzt werden. Auf diesem Grunde ruht die richterliche Unabhängigkeit fest, wenn sie den innern Erschütterungen zu widerstehen will. Mit den Richtern, so verhält es sich auch mit den übrigen Staatsdienern im Falle von Verbrechen und gemeinen Vergehen. Dagegen verhängt die Unbarkeit und Dienstvernachlässigung auf Collegialanträge der vorgesetzten Behörde und des Geheimenraths die Entlassung oder eine Versetzung zu, unter der Bedingung, die oberste Justizstelle vorher gutachtlich zu vernehmen. Dasselbe Grundgesetz gilt auch von den Vorstehern und Beamten der Gemeinden und anderer Körperschaften, sowie bei Suspensionen der Verlust des Gehalts nachsichziehen. Versetzungen der Staatsdiener ohne Verlust an Gehalt und Rang müssen außerordentlich motivirt sein. Ein Gesetz setzt unfähig gewordenen Staatsdiener, sowie für ihre Hinterbliebenen. Alle Könige ausgehende Verfügungen in Betreff der Staatsverwaltung müssen dem Departementsminister oder Chef contrasignirt sein, welcher dadurch für den Inhalt verantwortlich wird. Fernere Verantwortlichkeit des Departementsministers wegen eigener Verfügungen oder zugewiesener Geschäfte. Dieselbe Verantwortlichkeit erstreckt sich auf die übrigen Staatsdiener und Behörden. Ständische Wirksamkeit bilden auf diese Art ein dreifaches Erz um die Brust des tüchtigen Mannes; gleicherweise trifft den entlarvten Miethling im Gegentheil eine harte Strafe. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß die wahre, volle Ausdeutung der öffentlichen Verordnungen erst erfolgen wird, nachdem sich der öffentliche Geist in Kraft und auf allen Punkten erhoben hat. Wo er fehlt, da bilden sich gern stille Verzweigungen unter den Behörden. So läßt sich z. B. nicht leugnen, daß die Beamtenwelt in den heutigen deutschen Staaten übervollständig be-

eine Hauptkrankheit ihres gemeinen Wesens zusammenhängt, das allzu viele
 an. Wie läßt sich nun im Wege der Verfassungsurkunde eine Vereinfachung
 legen und durchsetzen? B. Von dem Geheimenrath insbesondere. Er
 die oberste, unmittelbar unter dem König stehende, und seiner Hauptbestim-
 nach bloß beratende Staatsbehörde. Er ist gleichsam das Organ, womit
 Staat sich selbst wahrnimmt. Mitglieder des Geheimenraths, verschiedene
 Abtheilungsdepartements: das Ministerium der Justiz, der auswärtigen Angele-
 gen, des Innern und des Kirchen- und Schulwesens, des Kriegs und der
 Finanzen. Alle Vorschläge der Minister in den größten Angelegenheiten, wo nicht
 Veranlassung durch seine politische oder militärische Natur eine Ausnahme macht,
 von dem Geheimenrath in Überlegung gezogen und mit seinem Gutachten
 dem König vorgelegt. Der Geheimenrath entscheidet zwar auch in gewissen strei-
 tigen Fällen, z. B. bei Recursen von Verfügungen, Straferkenntnissen und bei ei-
 nem andern außerordentlichen Maßregeln, doch thut er dies nur im Namen der
 Staatswissenschaft, und geht also damit nicht aus seinem vorgezeichneten
 Wirkungskreise, dem Berathen, heraus. V. Cap. Von den Gemein-
 des Körperschaften. Die Gemeinden sind die Grundlage des Staats.
 Staatsbürger muß daher, sofern nicht gesetzlich eine Ausnahme besteht, ei-
 nede als Bürger oder Beisitzer angehören. Die Aufnahme hängt unter
 Vorbehalt in streitigen Fällen von der Gemeinde ab. Die Ertheilung des
 Bürger- und Beisitzrechts setzt die vorgängige Erwerbung des Staatsbürgerrechts
 Sämmtliche zu einem Oberamte gehörige Gemeinden bilden die Amts-
 gemeinschaft. Veränderung der Oberamtsbezirke ist Gegenstand der Gesetzgebung.
 Angelegenheiten der Gemeinden werden durch die Gemeinderäthe unter gesetzmäßiger
 Leitung der Bürgerausschüsse, die Rechte der Amtskörperschaften durch die
 Versammlungen verwaltet, nach Vorschrift der Gesetze und unter der Aufsicht
 der Staatsbehörden. Keine Staatsbehörde ist befugt, über das Eigenthum der
 Gemeinden und Amtskörperschaften mit Umgehung oder Hintansetzung der Vorste-
 her zu verfügen. Weder die Amtskörperschaften noch einzelne Gemeinden sollen
 Steuern und Ausgaben ohne die triftigste, gesetzlich ausgesprochene Befugniß
 erheben. Was nicht die örtlichen Bedürfnisse der Gemeinden oder Amts-
 gemeinschaften angeht, kann als allgemeine Landesverbindlichkeit auch nur auf das
 Land vertheilt werden. Sämmtliche Vorsteher der Gemeinden und Kör-
 perschaften sind, gleich den Staatsdienern, auf Festhaltung der Verfassung und
 Wahrung des Rechts in ihrem besondern Kreise verpflichtet. Die
 Gemeinden und der aus ihnen hervorwachsenden Körperschaften ist
 der wichtigste Unterpfand des öffentlichen Glücks im Großen und Kleinen: eine
 Kraft, die in der letzten Zeit reißende Fortschritte gemacht hat, auch das preuß.
 Staatsgeschäft nach allen Seiten durchdringt, und zwar in den mannigfaltigsten
 Richtungen. Nicht weniger haben sich in Frankreich die kräftigsten Stimmen
 erhoben, ohne daß die Sache selbst bis jetzt auf die ersprießlichste Weise durch-
 geführt. Gute Gemeindeeinrichtungen, gute Wahlcollegien, gute Volksver-
 treter. Diese constitutionnelle Freiheit ist unzertrennlich; sie bildet hauptsächlich
 die Basis des wahren Bürgerthums. Mehrere Erfahrungen der letzten Zeit, zum
 Theil außer- als innerhalb Deutschland, haben gelehrt, daß die Unabhängig-
 keit und Popularität der Wahlen leicht durch fremdartige Berührungen in
 Gefahr kommen kann; auf ähnliche Weise verhält es sich mit manchen andern Rech-
 tungsbürgerlichen Zusammenwirkung. Sie stehen natürlich und nothwendig un-
 ter der Aufsicht der Staatsbehörden; wer aber die Schwäche, die Eitelkeit, die
 Furcht, die Unkunde in den untern Kreisen des Lebens kennen gelernt
 hat, denen doch die wohlthätigsten Bewegungen ausgehen sollen, und damit
 der Einfluß, Geist, Vortheil, Instinkt der höher zugeordneten Persönlichkeiten

ermägt — und der Ausschlag ist groß, auch ohne die Wage der Themis —, keine unverhältnißmäßigen Hoffnungen hegen, und die Form von der Sache noch zu unterscheiden wissen. VI. Cap. Von dem Verhältnisse der Kirche zum Staate. Die richtigste Politik setzt zwischen ihnen eine Nebenordnung auf eine Linie fest, ohne drückende und schimpfliche Abhängigkeit nach dieser oder jener Seite. Derselbe Grundsatz herrscht darüber in den Verfügungen der württembergischen Verfassungsurkunde. Die Unabhängigkeit des kirchlichen Eigenthums ist von den Abgeordneten in den ständischen Berathungen über diesen Punkt mit größter Gründlichkeit ins Licht gesetzt worden. Die allgemeinen Bestimmungen über die Kirche sind eine ausdrückliche Erwähnung überflüssig. Was geschieht, wenn der künftigen Zeiten eine andre als die evangel. Confession bekennen sollte? Die Antwort geht zurück auf die frühern Religions-Reversalien. Wiederherstellung der gesonderten Verwaltung des evangel. Kirchenguts im vormaligen Hauptlande Württemberg. In Betreff der Einrichtungen für die kath. Kirche herrscht dieselbe, parteilose Liberalität. VII. Cap. Von Ausübung der Staatsgewalt. Wechselseitigkeit zwischen dem Könige und den Ständen in bekannten gesetzlichen Formen. Ohne Beistimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentisch erläutert werden. Vollziehende Gewalt dem Könige. Sehr folgenreich ist der 91. Paragraph. Alle Gesetze und Verordnungen, welche mit einer ausdrücklichen Bestimmung der gegenwärtigen Verfassungsurkunde im Widerspruche stehen, sind hierdurch aufgehoben. Die übrigen Gesetze sind der verfassungsmäßigen Revision unterworfen. Dadurch unterscheidet sich Württemberg preiswürdig von vielen andern Ländern, wo alte und neue Gesetze im Chaos durch einander gehen. Begnadigungsrecht des Königs. Die Vermögensconfiscation ist aufgehoben. VIII. Cap. Von dem Finanzwesen. Umfang des königl. Kammerguts. Verwendung desselben, seine Unveräußerlichkeit ohne Einwilligung der Stände. Civilliste des Königs. Hofgelder. Kammergut — ein Privateigenthum der königl. Familie. Ohne Bewilligung der Stände kann keine directe noch indirecte Steuer ausgeschrieben werden. Vor dem Ansinnen einer Steuerverwilligung muß die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der zu machenden Ausgabe, sowie die richtige Vergleichung der frühern Staatseinnahmen und die Unzulänglichkeit der Kammereinkünfte nachgewiesen sein. Ein Fundamentalartikel für die Ökonomie des Staats, der erst in volle Kraft eintritt, wenn der Finanzzustand nicht bloß nach Hauptpunkten, sondern mit Belegen des Einzelnen zur Sprache kommt. Eine allgemeine Revision kann verbergen, was gerade zu wissen hauptsächlich noth thut. Den Ständen genehmigte Hauptetat gilt in der Regel 3 Jahre. Das Finanzministerium legt den Ständen die Steuerrepartition vor und den monatlichen Contingenten über die eingegangenen Steuern und etwaigen Ausstände. Die Steuern, auch die der neuern Landestheile, ist unter die Gewährleistung der Stände gestellt. Die Schuldenzahlungscaße wird unter Leitung und Verantwortlichkeit der Stände verwaltet. IX. Cap. Von den Landständen. Die Stände sind berufen, die Rechte des Landes in dem durch die Verfassung bestimmten Verhältnisse geltend zu machen. Vermöge dieses Berufs haben sie bei der Ausübung der gesetzgebungsgewalt durch ihre Einwilligung mitzuwirken, in Beziehung auf Mißbräuche, die sich bei der Staatsverwaltung ergeben, ihre Vorstellungen und Beschwerden dem Könige vorzutragen, auch wegen verwerflicher Handlungen Klage anzustellen, die nach gewissenhafter Prüfung für notwendig erkannten Steuern zu verwilligen und überhaupt das ungetrennte Wohl des Königs und des Vaterlandes mit treuer Anhänglichkeit an die Grundgesetze der Verfassung zu befördern. Der Geheimrath ist das vermittelnde Organ zwischen dem Könige und den Ständen. Der König beruft alle 3 Jahre die Ver-

Umstände. Diese theilen sich in 2 Kammern. Die erste (Kammer der Herren) besteht 1) aus den Prinzen des königl. Hauses, 2) aus den Herren der fürstl. und gräfl. Familien und den Vertretern der standesherrl. Gerichte, auf deren Besetzungen vormalig eine Reichs- oder Kreistagsstimme lag, 3) aus den vom Könige erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. Die zweite Kammer (der Abgeordneten) ist zusammengesetzt 1) aus Mitgliedern des ritterschaftl. Adels, welche von diesem aus seiner Mitte gewählt werden, 2) aus den 6 protestant. Generalsuperintendenten, 3) aus dem Bischof, einem vom Domcapitel aus dessen Mitte gewählten Mitgliede, und dem Amtszeit nach ältesten Decan kath. Confession, 4) aus dem Kanzler der Universität, 5) aus einem gewählten Abgeordneten von jeder der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen, 6) aus einem gewählten Abgeordneten von jedem Oberamtsbezirke. Jedes Mitglied muß das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Sonstige Erfordernisse des Mitglieds. Wie nothwendig die Schärfe der Bestimmungen besonders in diesem Punkte ist, zeigt mit mehrern der 135. Paragraph, indem er verlangt, ein Abgeordneter müsse keine Criminaluntersuchung verflochten sein. Ist es nicht möglich, ihn in der That nach dem Gange des gewöhnlichen herrschenden Rechts zu verwickeln, so ist in Absicht auf seine Geschäftsführung als Abgeordneter? Dann stände der Stuhl des Richters, insofern er schon vor der Constitution vorhanden war, im Wege, und die Unverträglichkeit beider Bedingungen fällt in die Augen. Die Wahlmänner von den Städten, die eignes Landschaftsrecht haben, und von den Oberamtsbezirken werden aus den besteuerten Bürgern jeder einzelnen Gemeinde gewählt. Die Zahl der Wählenden verhält sich zur Zahl der sämtlichen Bürger einer Gemeinde wie 1 zu 7, so daß z. B. auf 140 Bürger (gegen die man wegen der kleinen und unerwachsenen Geschlechter ungefähr 700 Seelen rechnen kann) 20 Männer kommen. So preiswürdig die Anordnung für das Wahlrecht im Allgemeinen getroffen ist, so bleibt doch für manches Einzelne im Hergange der Wahl eine klarere Einsicht zu wünschen übrig, denn in dieser Gegend fließt das Herzblut einer gesunden Constitution. Die Wahl ist so eingerichtet, daß ein Drittel der Wahlmänner aus den Begüterten genommen werden; als Wahlmänner nämlich diejenigen, welche im nächstvorhergegangenen Finanzjahre die öffentliche directe Steuer gaben. Das eine fehlende Drittel ergänzen die übrigen der Begüterten durch Stimmenmehrheit, wobei sie ihrer Pflicht gegen nichts Andres zu sehen haben als auf das persönliche Verdienst des zu Erwählenden. Der Gewählte gilt für den Abgeordneten nicht des einzelnen Wahlbezirks sondern des ganzen Landes. Alle 6 Jahre ist eine neue Wahl der Abgeordneten zu treffen, welche nicht Amtshalber Sitz und Stimme in der zweiten Kammer haben; die bisherigen sind wieder wählbar. Die erste Kammer erfordert zu der gültig angenommenen Besetzung die Anwesenheit der Hälfte, die zweite das Erscheinen von 2 Dritttheilen ihrer Glieder. Die Sitzungen der ersten Kammer sind öffentlich. Unter besondern Umständen werden die Sitzungen geheim. Die Minister können an den Verhandlungen der beiden Kammern teilnehmen. Gesetzentwürfe gehen nur von dem Könige an die Stände, und von den Ständen an den König. Die Stände haben aber das Petitionsrecht, neue Gesetze sowohl als auf Abänderung oder Aufhebung der bestehenden. Der König allein sanctionirt und verkündet die Gesetze. Er eröffnet und schließt die Ständeversammlung, auch kann er sie vertagen oder ganz auflösen. Von dem Staatsgerichtshofe. Ihm kommt das Urtheil zu über Verordnungen, welche auf den Umsturz der Verfassung gerichtet sind, und über die Angelegenheiten einzelner Punkte derselben. Bei jedem Beschlusse muß eine gleiche Anzahl königl. und ständischen Richtern anwesend sein. Die Strafbefugniß des

Gerichtshofes. Gegen den Ausspruch desselben findet keine Appellation statt, bis das Rechtsmittel der Revision und der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. In den dringendsten Bedürfnissen eines jungen constitutionellen Staats gehört eine pragmatische Geschichte seines fortbauenden Seins und Wirkens; durch diese beglaubigt er sich vor seinem höchsten Tribunale. Begreiflich läßt sich eine solche nicht aus Zeitungen zusammensetzen, und hier kann diese Lücke deshalb nur erwähnt werden.

Würzburg, das Großherzogthum, ist seit 1814 ein Theil des Königreichs Baiern. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde 741 gestiftet, Bonifacius als erster Bischof daselbst von dem heil. Bonifacius bestellt und geweiht, und die Kirche von den fränkischen Königen mit einigen Besitzungen begabt, welche die fromme Milde der deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrte. Die Bischöfe selbst erwarben von den benachbarten fränkischen Grafen und Herren mehr Besitzungen, aus welchen zusammen der große Landesumfang des Fürstenthums Würzburg sich bildete. Der Zufall, daß ein Fürst, ein geborener Herzog von Sachsen, Ernstmund, des Kurfürsten Friedrichs des Sanftmüthigen Bruder, 1440 Bischof von Würzburg wurde (1443 abgesetzt, starb 1463), gab Veranlassung, daß sein Nachfolger, von der Mitte d. 15. Jahrh. an, den Titel als Herzoge von Franken annahm, wie denn die Behauptung, daß schon der fränkische König Pipin dem oben genannten Bischof das Herzogthum Franken geschenkt habe, geschichtlich durch aus unerwiesen ist, auch mit diesem Titel keine besondern Rechte für das Hochstift verbunden gewesen sind. In geistlichen Angelegenheiten stand der Bischof zu Würzburg unter dem Erzbischof zu Mainz, selbst nachdem Papst Benedict XIV. 1722 dem Bischofe zu Würzburg das erzbischöfliche Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Sein Titel war: des heil. röm. Reichs Fürst und Bischof zu Würzburg, Herzog zu Franken. Ihm zur Seite stand ein zahlreiches Domcapitel, das viele weltliche Besitzungen hatte; angesehene adeliche Familien bekleideten seit langer Zeit die Erbämter des bischöflichen Hofes. Der ganze Flächeninhalt des Hochstifts wurde auf 87 □ M. mit 250,000 Einw., und die jährlichen Einkünfte des Fürstbischofs wurden auf 500,000 Guld. angegeben. In Folge des Friedens von 1801 wurde das Hochstift Würzburg, sowie die andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit Ausnahme einiger, andern fürstl. Häusern zugetheilt, ungefähr 150 □ M. (mit 37,000 Einw.) betragenden Ämter, an Baiern zur Entschädigung für die verlorenen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen. Der Fürstbischof, aus dem freiherrl. Hause Fechenbach, erhielt für den Verlust von Würzburg eine jährliche Pension von 60,000 Guld. und überdies 30,000 Guld. als Coadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Durch den Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805) wurde Würzburg dem ehemaligen Großherzog Ferdinand (I.) von Toscana, der sein 1803 mit dem kurfürstlichen Titel als Entschädigung erhaltenes Herzogthum Salzburg nebst Zubehör an Oesterreich abtrat, zugetheilt, und der kurfürstl. Titel von Salzburg auf Würzburg übertragen, Baiern aber anderwärts entschädigt. Am 30. Sept. 1806 trat der neue Kurfürst dem rheinischen Bundes bei und nahm den Titel als Großherzog von Würzburg an. Die bekannten Congressen 1813 und die Verhandlungen des wiener Congresses veränderten diese Bestimmungen aufs neue. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toscana wieder, und Würzburg fiel an Baiern zurück.

Das Großherzogthum Würzburg, sowie es gegenwärtig einen Theil des Untermainkreises des Königreichs Baiern ausmacht, hat auf 91½ □ M. 290,000 Einw., größtentheils kath. Religion. Das Land ist eben, aber auf 3 Seiten von hohen oder walbigen Gebirgen, dem Rhöngebirge, dem großen und kleinen Hainbühl und Steigerwald, umgeben. Außer mehreren kleinen Flüssen durchströmt es

den großen Theil desselben und nimmt die fränkische Saale auf. Der Boden ist fruchtbar und bringt viel Getreide, in einigen Gegenden mehr als der Bedarf erfordert, hervor; vorzüglich wichtig aber ist der Weinbau, der besonders in den Anhöhen des Mainthals betrieben wird. Die edelsten Sorten, der Leistenwein, wachsen nur in der Nähe der Hauptstadt und bringen beträchtliche Summen ins Land, das nicht reich an Mineralien ist und wenig Manufakturen und Fabriken hat. — Die besetzte Hauptst. Würzburg (1930 H., Einv.) hat eine angenehme, doch etwas versteckte Lage an beiden Ufern des Main, über welchen eine 540 Fuß lange steinerne Brücke von 8 Bogen, mit 12 Heiligen besetzt, führt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich eine große und schöne, 1720 neu erbaute, ehemalige Residenzschloß, eins der Fürstenschlösser, mit einem schönen Garten aus (gegenwärtig bewohnt es die verwittwete Königin von Baiern; vorher bewohnte es der jetzige Kronprinz); nächst ihm das große, reiche und trefflich eingerichtete Zentralinstitut, welches ein Entbindungshaus, einen botanischen Garten, anatomisches Institut und verschiedene Sammlungen hat. Unter den vielen Kirchen sind bemerkenswerth: die große Domkirche, deren erster Stifter Bischof Burkard im 10. Jahrh. gewesen sein soll, die aber seit 1042 von Grund aus wieder aufgeführt wurde, mit ihren Grabmälern und der Schönborn'schen Capelle; das sehr schön erbaute neue Münster mit den Überbleibseln des heil. Kilian, des Apostels; die prächtige vormalige Stifts- und Hauger Pfarrkirche mit ihrer Orgel; die Universitätskirche mit einer Sternwarte auf dem majestätischen Turme etc. Überhaupt findet man hier viele ansehnliche Häuser; zunächst am Main sind die Straßen, welche alle des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, breit und regelmäßig, die meisten andern sind schmal und krumm. Noch zu erwähnen sind in Würzburg die Ges. z. Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, die Zeichnungsschule für junge Handwerker; die Frauengesellsch. z. Unterstüz. der Künste und Fertigkeiten; das Gymnasium; die Centralindustrieschule; die Hebammen- und Hebammen-Schule; die Schwimmschule; die Blindenanstalt; mehrere Seminarien; die Carolineninstitut; die Thierarzneischule u. a. m. Würzburgs Industrie liefert Wollenzeug und Tuch, Spiegel, Leder, Taback, Glaubersalz etc., doch sind sie nicht sehr erheblich. Auch unterhält die Stadt Main- und Handel, besonders mit Wein. Außerhalb, auf dem linken Ufer des Main, liegt an einem 400 F. hohen Berge die Citadelle Marienberg. An einem Felsen dieses Berges, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein, und auf dem ebenfalls unweit der Stadt liegenden Steinberge der Steinwein. Auch auf dem Randersacker am Main hat guten Weinbau. Überhaupt umgeben die Morgen Weinberge die Stadt. In dem benachbarten ehemaligen Kloster Zell befindet sich die Buchdruckermaschinenfabrik der Herren König und Söhne.

Würzburg (Universität). Es war Joh. v. Egloffstein, der 55. Bischof von Würzburg, welcher zuerst den Versuch machte, in der alten Hauptstadt der freien Reichsstadt von Franken nach dem Muster von Bologna eine Universität zu gründen. Die Vorlesungen begannen 1403. Allein die damalige Stiftung überlebte ihren Zweck nicht. Die Kriegsstürme, welche in den Zeiten seines Nachfolgers über Würzburg kamen, rissen die noch nicht festgewurzelte Pflanze wieder aus. Erst 1582 wurde die Wiederherstellung oder vielmehr die neue Gründung von dem Fürstbisch. Julius, aus dem Geschlechte der Echter v. Mespelbrunn, auf festerer Grundlage gemacht, und darum wird dieser Julius mit Recht als der eigentliche Stifter der Würzburg blühenden Hochschule gerühmt, und letztere nach ihm Julia

Die reichliche Dotation derselben, sowie des gleichfalls von ihm gestifteten Collegiums nahm Julius aus den Gütern und Einkünften der im Bauern- und

brandenburger Kriege verwüsteten und verlassenen Klöster. Schon in der Mitte des gemeinsamen Stifteres hatte es gelegen, das Hospital zum Zwecke des medizinischen Studiums mit der Universität in Verbindung zu setzen, und diese Verbindung sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer, welche zugleich Hospitalärzte waren, hielten zu allen Zeiten eine besondere Celebrität der medicinischen Lehranstalt, die fortwährenden Blüthe der würzburger Hochschule hauptsächlich beitrug. Die theologischen und philosophischen Studien waren von Zeit der Gründung an der Aufhebung des Ordens ausschließend in den Händen der Jesuiten. Die juristische Facultät besaß in der Mitte d. vor. Jahrh. an Joh. Kaspar Barthel (für Kirchenrecht) und Joh. Adam Zeltstätt (für Staatsrecht, Natur- und Völkerrecht) zwei Männer von ausgezeichnetem Rufe. Joh. Georg v. Eckhart, der große Geschichtsschreiber, starb 1730 als Vorstand der Universitätsbibliothek. Einen besondern Aufschwung erhielt die würzburger Universität durch die Pflege des vorletzten Fürstbischofs, Franz Ludw. v. Erthal. Dieser Fürst dachte und regierte im Fortschreitenden Zeit, und in diesem Geiste sorgte er für Verbesserung und Förderung seiner Lieblingskinder, der Stiftungen seines Urgroßvaters Julius. Klärung und gründliche Bildung des Klerus war sein Hauptaugenmerk. Deshalb berief er helldenkende und gelehrte Männer auf die theologischen Lehrstühle. Namen Oberthür, Berg, Gregel, Dymus, Feder sind in der Literatur bekannt. Zugleich begann Gallus Aloys Kleinschrod im Gebiete des Kirchenrechts die Bahn philosophischer Bearbeitung zu brechen. Karl Kaspar v. Engel glänzte in der medicin. Facultät, und der Universitätsbibliothekar Mich. Schmidt schrieb die Geschichte der Deutschen. Dieser blühende Zustand, so treffliche Ausstattung der Attribute, insbesondere die erspriessliche Verbindung zum Hospitale, entschieden, als Würzburg 1802 an das Kurhaus Pfalzbaier überging, nicht nur die Beibehaltung der Universität, sondern bestimmte auch die Bildung im schönsten Sinne liberale bairische Regierung, den Flor derselben durch Vocationen (Schelling, J. J. Wagner, Mannert, J. Dollinger, G. v. H. u. A.) zu befördern. Auch wurde damals zu Würzburg eine protestantische theologische Facultät (Paulus, Niethammer, Martini, Fuchs) errichtet. Indessen endete jene für die Pflege der Wissenschaften so günstige Epoche nur kurze Zeit. Fürstenthum Würzburg wurde im preßburger Frieden an den Erzherzog Carl (vormals Großherzog von Toscana) abgetreten. Diese Regierungsveränderung veranlaßte zunächst den Abgang des größten Theils der neuvocirten Professoren und führte 1809 organische Verfügungen herbei, welche den ungünstigsten Einfluß auf den Zustand der Universität haben mußten. Die Actenstücke, welche die Reorganisation der Universität betreffen, finden sich in der „Oberdeutschen allg. Litteratur“ Nr. 121, und in der „Allgem. Zeitung“, 1814, Nr. 313 fg. Diese Verfügungen waren von einer der fortschreitenden Geistesentwicklung abholden Geist ausgegangen, und die Richtung des Rückwärts sprach sich darin unverkennbar aus. Eine bedeutende Verminderung der Frequenz der Universität war die nothwendige Folge dieser Rückschritte. Doch 1814 wurde Würzburg wieder mit Baiern vereinigt, und sofort erfreute sich die Universität eines neuen Leben bringenden Impulses. Mit Begeisterung feierten Lehrer und Studirende 1818 die Begründung der Verfassung, und man kann seitdem eine lebendige Theilnahme an dem Fortschritt der constitutionellen Monarchie und besondern Eifer für das Staatsrecht der Zeit als einen charakteristischen Zug der würzburger Hochschule anführen. Dieselbe offenbarte sich in der ersten Wahl eines Abgeordneten der Universität zur Landtagsversammlung. Mit großer Stimmenmehrheit fiel sie auf den im Staatswissenschaft rühmlichst bekannten Schriftsteller, Wilhelm Joseph (s. d.). Der Gewählte gehörte durch Freimuth, Gründlichkeit, Beredsamkeit zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern der zweiten Kammer. Leider machten diese

igen Eigenschaften Behr's nicht überall günstigen Eindruck. Seit 1821 be-
 erbt die Universität seinen unerwarteten Verlust. — Seit 1814 beträgt die Zahl der
 Studierenden regelmäßig 650—700; mehrmals schon hat sie sich über 700 erho-
 Von den 140—160 Ausländern, die sich darunter befinden, gehören die
 en der medicinischen Facultät an. In dieser lehren gegenwärtig die Prof. Pi-
 Muland, Heller, D'Outrepont, Dextor, Schönlein, Heusinger, J. B. Fried-
 Hergenröther. Man kann sagen, daß der Sitz der Facultät in dem Julius-
 tate ist. In dem Raume desselben vereinigen sich die Hörsäle zum theoreti-
 Unterrichte, das weite Feld der Klinik in den Krankenzimmern, das anatomi-
 Theater und Präparatencabinet, der botanische Garten und das chemische La-
 orium. In unmittelbarer Nähe schließen sich an das Entbindungshaus und
 besondere Krankenhaus für Epileptische. Die anatomische Anstalt hat vor kur-
 eine neue zweckmäßige Organisation erhalten, und man sieht einer Erweiterung
 zu bestimmten Gebäudes entgegen. Ein besonderes Locale ist der Neubegrün-
 anatomischen Anstalt gewidmet, von welcher durch Heusinger's Thätigkeit rei-
 schaftliche Ausbeute zu hoffen ist. Die theol. Facultät besteht gegenwär-
 den Professoren Eyrich, Fischer, Buchner, Moriz u. A. Die Tendenz
 schritten, welche in neuerer Zeit hier und dort bemerkbar wurde, kann der
 burger theol. Facultät nicht vorgeworfen werden, ihr Wahlspruch scheint zu
 Medium tenuere beati. In der jurist. Facultät lehren Mezger, Lauf,
 Hart, Brendel, Cucumus u. A. Außer Behr hat diese Facultät vor wenigen
 durch Berufung zu andern Staatsämtern Rubhart (ausgezeichnet als
 steller und als Redner in der Ständeversammlung) und Schmidlein (ge-
 tigt Ministerialrath und Vorstand der Gesetzcommission) und vor kurzem
 den Tod Kleinschrod verloren. Für die Studierenden aus dem Rheinkreise
 ist eine Professur des französischen Rechts errichtet worden. Der neue-
 staatswirthschaftlichen Facultät gehören an Geier d. A. (zugleich Regie-
 rath, auch Abgeordneter zur Städteversammlung), Geier d. J. und Stöhr.
 der der philosoph. Facultät sind Mez, Schön, Sorg, Rau, Wagner,
 Frank, Richarz, Fröhlich und Berk. Der Verlust Klein's wird im-
 lebhaft gefühlt. Die Bibliothek (unter der Direction des humanen Gold-
 enthält mehr als 100,000 Bde. Der erste Stamm derselben war im drei-
 ßigjährigen Kriege von Gustav Adolf nach Schweden abgeführt worden. 1824
 durch Ankauf eines Theils der freiherrl. v. Asbeck'schen Büchersammlung eine
 bedeutende Erwerbung an Kunst- und naturwissenschaftlichen Prachtwerken ge-
 Der Bibliotheksfonds, welcher jährlich 3000 Fl. abwirft, ist von dem
 aligen Großherzog von Frankfurt, Karl v. Dalberg, gestiftet worden. Das
 Präparatencabinet (von dem ehemaligen Minoriten Blank*) gesammelt) ist auf
 sehr glänzende Weise aufgestellt, den Anforderungen der Wissenschaft entspricht
 Es hat neuerdings durch den Ankauf der Sammlung des Forstinspectors
 mit einem bedeutenden Zuwachs erhalten; mit demselben ist auch das Musio-
 cabinet verbunden. Besonders rühmenswerth ist das unter der Leitung des Prof.
 blühende musikalische Institut, in welchem Jedermann im Gesange oder
 einem Instrumente unentgeltlich Unterricht erhalten kann, und von dessen Mit-
 gliedern (Chor und Orchester zusammen 150—200 Personen) wöchentlich 2 Mal
 Concerte mit hoher Präcision aufgeführt werden. In demselben werden auch
 Schüler Baierns musikalisch gebildet. Würzburg hat eine zur Universitäts-
 sehr günstige Lage, bietet ebenso einladende gesellige Verhältnisse dar, und das
 wissenschaftliche Gemeinwesen ist an Lehrern und Attributen tüchtig ausgestattet.
 Universität Würzburg steht — allein unter den bairischen Hochschulen —
 Der Director dieser Sammlungen, Jos. Bonavita Blank, D., geistl. Rath und
 starb den 26. Febr. 1827 in e. Alter von 87 Jahren.

zundächst unter der Leitung einer in der Universitätsstadt befindlichen Behörde ratel genannt. Es ist sehr zu beklagen, daß der reichliche Universitätsfond mit fremdbartigen Ausgaben belastet ist, welche es (da aus der allgemeinen casse vor der Hand nur sehr sparsame Zuschüsse zu erwarten sind) unmöglich, die Professoren auf eine Weise zu besolden, wie es den Pflegern der Wissenschaft gebührt, im Allgemeinen aber scheint diese Universität ihrer jüngern München allzu sehr nachstehen zu müssen.

Wurzel, s. Pflanzenanatomie.

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mit sich selbst multiplicirt eine Potenz (s. d.) oder Dignität hervorbringt. Ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 u., weil $2 \cdot 2 = 4$; $2 \cdot 2 \cdot 2 = 8$; $2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 = 16$. Im erstern Falle sagt man: 2 ist die Quadrat- oder dritte von 4; im andern Falle: 2 ist die Cubik- oder dritte Wurzel von 8; im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder vierte Wurzel von 16. Aus einer algebraischen Größe die Wurzel ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multiplicirt diese Dignität hervorbringt.

Wurzen, Amt und Stadt im leipziger Kreise des Königreichs Sachsen. Die Stadt ist sorbischen Ursprungs und liegt auf der Straße von Dresden nach Leipzig, unweit der Mulde, wo die Fährre durch eine Brücke ersetzt werden deren Kosten zu 180,000 Thlr. angeschlagen sind. Wurzen hat 543 Häuser und 3000 Einw., Bierbrauerei und einige Fabriken; auch ist sie der Justiz- und Rentamts. Hier befindet sich das von dem Bischof Hermwig von Meißen 1114 gestiftete Collegiatstift Wurzen, welches aus 1 Propst und 5 Canonicis besteht. In dem Capitels Hause versammeln sich die meißner Domherren. In dem Dome zeichnen sich einige bischöfliche Gemäler aus. Schöttgen, ein geborener Wurzenener, hat die Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben („Historie der Stiftsstadt Wurzen“). Die Stiftsregierung, Consistorium zu Wurzen wurden mit Bewilligung des Domcapitels am 1. Jan. 1818 eingezogen. Die Stelle des erstern vertritt nun die Landesregierung. Die Geschäfte des letztern sind dem leipziger Consistorium übertragen; doch der Stiffts-Wurznische Bezirk fortwährend als ein geschlossenes Ganzes behauptet, dessen Stiftsstände werden jedes Mal besonders zu den Landesversammlungen berufen.

Wuth, s. Tollheit und Hundswuth.

Wüthen des Heer, oder, wie die Alten es nannten, Wüthen ist, nach der Sage, ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thier- und Mansfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter Schrei und Hundegebell umherziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit einem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; diese Gestalten, auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen u. d. dabei. Dieses Heergespenst, dessen Benennung man von dem alten nordischen Wodan (s. d.) hergeleitet hat, war ohne Zweifel die Ausgeburt furchtbarer Menschen, die, durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, men Dinge zusammensetzten; indessen glaubte man ehemals mit völliger Sicherheit an diese Spukereien und erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der ein licher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen war, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehreren seiner Gefellen, die sein Schicksal gehabt, umherziehe.

Wytttenbach (Daniel), der berühmteste unter Hollands Neuern Zeit, geb. zu Bern 1746, wo sein Vater, der auch Daniel hieß, als Prediger angestellt war, sich durch mehrer dogmatische und moralische Werke bekanntmachte und 1779 als Prof. zu Marburg starb. Der Sohn

Ken's Schüler, wurde 1771 Prof. der griech. Sprache und der Philosophie
 Wyttenbach-Athendum zu Amsterdam, 1799 Prof. der Beredsamkeit zu Ley-
 privatisirte 1816 einige Zeit zu Heidelberg und kehrte dann wieder nach
 zurück, wo er, von Blindheit und Alter gedrückt, 1819 gestorben ist. Er
 te sich durch tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften des Alterthums aus und
 ehre schätzbare Ausg. griech. und röm. Classiker besorgt, auch mehre andre
 ten in seinem Fache verfaßt. Wir begnügen uns, seine Ausg. des Plutarch
 archi moralia", Oxford 1795—1810, 6 Thle. in 7 Bdn. 4., oder 12 Bdn.
 meisterhafte „Vita Ruhnkenii", womit er seinem ehemaligen Lehrer ein
 , auch von Seiten der Latinität ausgezeichnetes Denkmal gesetzt, s. „Biblio-
 critica" und seine „Selecta principum historicorum etc." anzuführen.
 e schrieb eine „Vita Wyttenbachii" (Gent 1823). Seine „Opuscula" er-
 n Leyden 1821, und eine Auswahl derselben von Friedemann (Braunschw.
 — W.'s Witwe, Johanna, geb. Gallien, aus Hanau, Verfasserin
 geistvollen Werke, lebt in Paris, und erhielt 1827 von der Universität
 arg, bei ihrer 3. Säcularfeier, die philosoph. Doctorwürde.

X.

er 24. Buchstabe des deutschen Abc, welcher einen aus ts zusammengesetzten
 zeichnet.

anten (Santen), Stadt in der preuß. Provinz Kleve-Berg, im Regie-
 zirkel Düsseldorf (rheinberger Kreis), unweit des Rheins, mit 2650 E.,
 ege Fabriken und ist wegen der römischen Alterthümer, die in der Nähe ge-
 werden, merkwürdig. Hier sollen Ulpia castra, und in der Nähe Vetera
 gestanden haben. Man sieht noch daselbst den Grund eines Amphitheaters.
 glaubt man auf dem Vorstenberge die Spuren von dem Pratorium des
 Varus, und in der Nähe der alten Burg die der colonia Trajana entdeckt
 zu sein.

Xanthippe, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des Sokrates, deren
 wol nicht auf die Nachwelt gekommen sein würde, wäre sie nicht eben die
 des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weisen war es möglich, die
 einer Xanthippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich ent-
 könne, mit einem solchen Weibe zu leben, antwortete Sokrates: „Weil sie
 Geduld übt, und ebendadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von
 widerfährt, zu ertragen". Auch Xenophon legt in dem bekannten „Philo-
 sophen Gastmahl" dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die un-
 Ausfälle des Antisthenes in den Mund. Als einst Alcibiades dem So-
 einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in wel-
 überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. „Du wirst nun nicht davon
 kochen", war Alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xanthippe ließ aber auch
 Charakter ihres Gatten Gerechtigkeit widerfahren. Sie rühmte es öffentlich,
 ihn unter allen, auch den erschütterndsten Ereignissen, stets gleichmüthig
 unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß
 Charakter der Xanthippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in Schatten
 worden sei, um den Contrast mit Sokrates desto auffallender zu machen.
 dem Namen bezeichnet man indessen gewöhnlich ein unverträgliches, zänk-
 es Weib, welches dem Manne das Leben sauer macht.

Xanthos, s. Skamander.

Xantippus, ein dem Körper nach unansehnlicher, aber durch geistige Täu-
 en sehr ausgezeichnete Feldherr der Lacedämonier, von denen er im ersten

punischen Kriege den Carthaginensern mit einem nur kleinen Heere gegen die Römer zu Hülfe geschickt wurde. Der römische Consul Regulus hatte die weit überlegene Flotte der Carthaginenser besiegt, die Landung in Afrika bewerkstelligt, die carthag. Feldherren geschlagen, und war bis gegen Carthago vorgedrungen. Die harten Friedensbedingungen, welche er den Besiegten vorschrieb, brachten diese zur Verzweiflung. Sie übertrugen dem X. den Oberbefehl über ihr Heer. X. lud die Römer in eine für sie nachtheilige Stellung, schlug sie mit großem Verlust und machte selbst ihren Anführer, Regulus, zum Gefangenen. Die Carthaginenser erhielten dadurch wieder ein Übergewicht über die Römer. Aber so viel sie auch dem X. dabei zu danken hatten, so fürchteten sie doch aus einer kleinlichen republikanischen Eifersucht, daß er ein zu großes Ansehen erlangen möchte. Sie schickten ihn daher nach Lacedämon zurück, gaben aber insgeheim den Auftrag, ihn auf der Ueberfahrt nach Europa aus dem Wege zu räumen. Doch scheint diese Beschuldigung keineswegs erwiesen, und einige griech. Schriftsteller lassen ihn wohlbehalten sein Vaterland zurückkehren.

Xenien, (von dem griech. Worte Xenion, Gastgeschenk), Geschenke, die man den eingeladenen oder zum Besuch gekommenen Gästen bei den Griechen und Römern zu geben pflegte. Der bekannte römische Epigrammatist Martial hat die Überschrift: „Xenien“, dem 13. Buche s. Sinngedichte — einer Anzahl Distichen, die er seinen Freunden und Gönnern widmete, und deren jedes unter einer Rubrik irgend eines zu einem Gastmahle gehörenden Gegenstandes Lob oder Tadel enthält. Unter demselben Namen erschien in Schiller's „Musen Almanach“ 1797 (Tübingen, bei Cotta) eine Anzahl von mehr als 400 Distichen, welche den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland Bezug hatten, mancher literarische Unwesen mit Laune und Geist rügten, schlechte Schriftsteller mit Spott, öfter mit bitterm Spott geißelten, bisweilen aber auch feine und treffliche Bemerkungen über Welt- und Menschenleben überhaupt enthielten. Als Verfasser derselben nannte man öffentlich Göthe und Schiller, und es ist dieser Behauptung nicht widersprochen worden. Diese „Xenien“ wurden mit so großer Begierde gelesen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum dritten Male aufgelegt werden mußte. Es stand aber auch bald eine große Anzahl Gegner wider sie auf, unter denen die meisten viel Schwäche und bloß den Schmerz beleidigter Eitelkeit zeigten. Nicht ungegründet war indessen der Vorwurf, den man den Xenien machte, daß unter der großen Menge dieser Distichen auch schwache und schlechte Versbau fehlerhafte sich fänden. Man hat vor einigen Jahren die „Xenien“ in Breslau wieder abgedruckt. Ausführliche Nachrichten über die durch sie entstandene Fehde enthalten die Nr. 54 — 60 des „Allg. lit. Anzeigers“ (Leipz. 1797). Land's Urtheil findet man in den „Literarischen Spießruthen, oder hochadeligen berücktigten Xenien“ (Weimar, ohne Jahrzahl). Gegenwärtig findet man in den „Xenien“ größtentheils die durch wissenschaftliche Kritik gerechtfertigten Ausprüche eines geistvollen Urtheils über eine vorübergegangene Periode der Literatur, inuthwilliger satyrischer Form.

Xenokrates, ein berühmter griech. Philosoph, gebürtig aus Chalcedon, war ein Schüler des Plato, zugleich mit Aristoteles, unterschied sich aber von diesem lebhaften und talentvollen Mitschüler dadurch, daß er nur langsam und mit Mühe den Unterricht seines Lehrers faßte. Plato schätzte ihn sehr hoch wegen seines eisernen Fleißes und seines beharrlichen Charakters; nur fand er an seinem Schüler einen Mangel der feinem Sitten, und erinnerte ihn daher oft, auch seinen Grazien zu opfern. Mit Plato reiste er auch nach Sicilien. Nach dessen Tode gab er sich mit Aristoteles nach Kleinasien, kehrte aber bald zurück und wurde zumal Nachfolger des Plato in der Akademie (s. d.). welcher er 25 Jahre lang

er sich sehr zu dem Pythagoräismus hin. Die Seele hielt er für eine sich selbst lebende Zahl. Er stand wegen seiner Rechtlichkeit so in Ansehen, daß, als er vor Gericht ein Zeugniß ablegen sollte, die Richter den dabei gewöhnlichen Eid ihm nicht verlangt, sondern sein bloßes Wort als hinlänglich angenommen hatten. Die Athener schickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Makedonien. Auch gegen die Großen behauptete er seinen Charakter als praktischer Philosoph, und von einem ansehnlichen Geschenke, das Alexander ihm sandte, nahm er nach langem Weigern einen sehr unbedeutenden Theil an, nur um den König nicht zu übigen. Als einen Beweis, wie gut er seine Leidenschaften zu beherrschen vermochte, erzählt man, daß die bekannte Buhlerin Laïs vergebens ihre Künste und Reize ihrer Schönheit aufgebieten, ihn zu besiegen, und aus Verdruß über die gescheiterte Absicht ihn eine Statue genannt habe. Von seinen philosophischen Schriften ist keine auf uns gekommen. — Er ist von einem andern Xenokrates mit dem Beinamen der Arzt, zu unterscheiden, der zu den Zeiten des Tiberius Nero lebte, und von dessen Schriften nur noch ein Werk über die Benützung von Wasserthieren als Nahrungsmittel übrig ist, das einen ziemlich vollständigen Bezug auf den Kenntnissen gibt, welche man damals über die Naturgeschichte der Fische und Schalthiere hatte.

Xenophanes, ein griech. Philosoph, berühmt als der Stifter der eleatischen Schule. Die Zeit seiner Geburt und seines Todes ist nicht ganz gewiß. Er war Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander und soll ein Alter von 100 Jahren erreicht haben. Nachdem er aus seinem Vaterlande, Kolophon, vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Großgriechenland. Hier ließ er sich gegen 536 v. Chr. zu Elea nieder, und davon hat sein System, und die Schule, die er stiftete, den Namen erhalten. Er blieb nicht bei den Meinungen der Vorgänger in der Philosophie stehen, sondern stellte neue Untersuchungen über die Natur der Dinge an. Er bestritt in seinen Sitten die mythischen Fabeln von Göttern, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, und war einem, nur wenig gebildeten, idealischen Pantheismus zugethan. Seine Hauptsätze sind: Das Seiende ist Eins und unveränderlich, das Vollkommenste und Beste, — und die Freiheit des Seins wird Gott genannt. Dieser ist als solcher einzig, sich selbst gleich und daher kugelartig, weder begrenzt noch grenzenlos, weder beweglich noch unbeweglich, unter keines Menschen Form vorzustellen, Alles vorstellend und Vermögend. Die Vielheit der Dinge ist nicht wahrhaft. In empirischer Hinsicht behauptet er, daß Alles aus Erde und Wasser entstanden sei. Er leugnete eine Veränderung der Oberfläche unserer Erde durch Wasser an, und hielt die Erde für einen bewohnten und angebaueten Weltkörper. Er leugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorherzusagen zu können, und behauptete, daß weit Besseres als Böses in der Welt anzutreffen sei. Im Allgemeinen klagte er über die Unvergewißheit des menschlichen Wissens. Von seinen Gedichten, in denen er philosophische und andre Gegenstände vorgetragen hatte, finden sich nur noch Bruchstücke beim Athenäus, Plutarch u. A. Die Bruchstücke seines Lehrgedichts „*Ἦθος*“ sind gesammelt in des Stephanus „*Poësis philosophica*“, späterhin auch von Jägleborn und endlich von Brandis.

Xenophon, der berühmte griech. Geschichtschreiber und Feldherr, war geboren ungefähr 450 v. Chr. Sein Leben fällt gerade in die Periode, wo in Athen die größte politische und geistige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetsten Männer, zu denen er selbst gehörte, auftraten. Er war einer der vertrautesten Schüler und Liebling des Sokrates; auch kann man aus seinen Schriften, namentlich aus der „*Apologie*“ und den „*Denkwürdigkeiten des Sokrates*“, den Geist der Sokratischen Philosophie am besten kennen lernen. Er war nicht speculativer Philosoph, er wendete die Philosophie vielmehr auf das Leben

an. Er widmete sich dem Staate, in dem er geboren war, und focht mit seinen Lehrern zugleich im peloponnesischen Kriege. Als der persische Fürst, Cyrus d. J. zum Unterschiede von dem Stifter jener Monarchie also genannt — seinem ältern Bruder, Artaxerxes Mnemon, den väterlichen Thron streitig machte, sandeten die Lacedämonier ein Hülfsheer zu, bei dem sich X. als Freiwilliger befand, ein Günstling des Cyrus wurde. In den Ebenen von Babylon verlor Cyrus sein Leben, aber auch die vornehmsten Anführer des griech. Hülfsheers blieben der Schlacht oder wurden durch List gefangen und getödtet. X. trat jetzt als Führer an die Spitze des noch 10,000 M. starken griech. Heers, das sich in einer sehr bedenklichen Lage befand, flößte ihm wieder Muth und Zuversicht ein, führte es aus Oberasien durch Länder, deren Bewohner größtentheils feindlichen Sinnt waren, auf einem gegen 500 deutsche Meilen langen Wege, von keiner Partei unterstützt, unter tausend Gefahren und Beschwerden nach Griechenland zurück. Dieser Rückzug ist berühmt in der Kriegsgeschichte; man hat ihn mit ähnlichen Unternehmungen in den neuern Zeiten verglichen, aber die Umstände sind Gründe zu verschieden, um überhaupt einen Vergleich zu gestatten. X. selbst hat diesen Rückzug und zugleich die ganze Unternehmung des jüngern Cyrus in „Anabasis“ beschrieben, die vorzüglich James Rennell geographisch erläutert (Auszugsweise übers. von Alb. Lion, mit Anm., Göttingen 1823.) Daß X. nicht der Verf. dieser Schrift sei, hat E. W. Krüger (Verf. der „Vita Xenophontae“ in s. Schrift: „De authentia et integritate Anabaseos Xenophontae“ (Halle 1824), gezeigt. X. begleitete nachher den spartanischen König Agésilas auf einem Zuge nach Asien gegen die Perser. In der Folge ward er den Athenern in Rücksicht seines Patriotismus verdächtig gemacht und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte nun an verschiedenen Orten Griechenlands, auch zu Athen ganz von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, bloß den Wissenschaften, und starb in einem Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin erwähnten Werken (s. oben) „Das Gastmahl der Philosophen“, als Gegenstück eines ähnlichen Werkes von Plato, verschiedene kleinere Schriften, zur Politik, Kriegswissenschaft und Ökonomie gehörend, eine Geschichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortsetzung der Geschichte des Thucydides, bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des jüngern Cyrus, bekannter unter dem Namen der „Cyropädie“ (zuletzt von F. G. von Dindorf herausgegeben). Dieses berühmte Werk ist keine eigentliche Geschichte, sondern mehr historischer Roman; es enthält X.'s Grundsätze über die Regierungsverfassung, eingekleidet in die verschönerte Biographie des größten damals bekannten Regenten. X. hielt die monarchische Regierungsform für die beste, und scheint sie seinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Der Styl ist überhaupt, und besonders in diesem Werke, musterhaft und rein, seine Sprache durchaus rein. Er ist daher einer von den Classikern, die für den gendlichen Unterricht vorzüglich gewählt werden, obgleich seine philosoph. Schriften für Anfänger nicht geeignet sind. Die Griechen schätzten sein Verdienst als Schriftsteller so hoch, daß sie ihn die griech. Biene und die attische Muse nannten. Seine Werke sind, einzeln und zusammen, häufig herausgegeben und oft übersetzt worden. Die neuesten Ausg. sind von Schneider und Weiske. — Ein anderer, in der erotischen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., war aus Ephesus geb., und schrieb einen Roman: „Geschichte des Erikyon und der Anthia“, welchen Bürger 1775 deutsch übersetzt hat.

Xerxes I., König von Persien, in der Geschichte durch den unglücklichen Erfolg seines Kriegszuges gegen die Griechen bekannt, war ungefähr 460 v. Chr. geb., und der zweite Sohn des um Persien sehr verdienten Darius I. Hystaspis (s. d.), und wurde seinem ältern Bruder, Artabazanes, der noch während des Privatstandes des Vaters geb. worden war, ohne Zwist in der Thronfolge

ogen. Nachdem er sich Aegypten in einem einzigen Feldzuge unterworfen glaubte er auch den schon von seinem Vater entworfenen Plan, Griechen zu unterjochen, ausführen zu können. Er versammelte in dieser Absicht ein großes Heer. Die Geschichtschreiber geben die Zahl desselben auf 1 Mill. Köpfe. Wenn auch, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hierbei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigstens die Hälfte desselben ausgemacht hat, so ist die Macht des X. doch immer noch hinreichend gewesen sein, die Griechen zu unterwerfen. Aber was vermag selbst das größte Söldlingsheer gegen die Begeisterung noch so kleinen Volkes, das für den eignen Herd, für Weib und Kinder kämpft? X. setzte mittelst einer Schiffbrücke über den Hellespont. Die Griechen erwarteten ihren Feind an der Grenze des Landes, in den Engpässen von Thermopylae (s. d.). Nachdem hier der heldenmüthige Leonidas (s. d.) mit seinen Mannen gefallen war, drang X. mit Übermacht weiter vor und verbrannte das von den Einwohnern verlassene Athen. Das erste Seetreffen bei Artemisium war für den Theil entscheidend gewesen, hatte jedoch den Griechen neuen Muth eingegeben, und das zweite Treffen, bei Salamis (s. d.), in welchem, nach Angabe der Geschichtschreiber, 2000 persische Schiffe gegen 380 griech. fochten, fiel für die Perser unglücklich aus. X. ließ seinen Feldherrn Mardonius in Griechenland zurück, er aber nicht lange nachher bei Plataea gänzlich geschlagen wurde. Er selbst kehrte mit Scham und Unwillen nach Persien zurück und fiel bald nachher durch die Hand eines Mörders.

Ximenes (Francisco), Cardinal, Erzbischof von Toledo und span. Premierminister, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien sehr zu danken hatte, war 1437 zu Torrelaguna, einem kleinen Orte in Alcala, wo sein Vater Advocat war, geb. Er studirte zu Salamanca, reiste hierher nach Rom und brachte eine päpstliche Bulle mit, welche ihm die erste offene weltliche Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo weigerte sich, ihm eine Stelle zu geben, und da X. über diese Zurücksetzung sich zu heftig geäußert hatte, ließ er ihn in das Gefängniß setzen. X. kam jedoch wieder in Freiheit und erhielt eine geistliche Stelle im Kirchsprengel Sigüenza, dessen Bischof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvicar ernannte. Er trat nachher in den Franciscanerorden, wurde Beichtvater der Königin Isabella von Castilien und 1462 Erzbischof von Toledo. Diese Würde nahm er erst nach vielen Weigern an, es war ein ausdrücklicher Befehl des Papstes nöthig, um ihn dazu zu bewegen. Er bewies sich als Erzbischof sehr thätig, indem er für die Armen väterlich sorgte, eine Menge Mißbräuche abschaffte und streng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. Den Geistlichen des Sprengels gab er weise Vorschriften, bewirkte, aller Widersprüche ungeachtet, eine Reform der Bettelorden in Spanien, gründete 1499 die Universität La de Henares und unternahm einige Jahre nachher ein Werk, welches allein ihn berühmt gemacht haben würde — eine Ausg. des Alten Testaments in 6 Bänden. (S. Polyglotte.) Früher schon (1514) hatte er ebenfalls zu Henares eine Ausg. des Neuen Testaments in der Ursprache veranstaltet. X.'s Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände. Es herrschten in der königl. Familie Unruhen. Philipp von Oestreich, Sohn des Kaisers Maximilian I., hatte sich Isabella, der einzigen Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern übernahm Philipp, da seine Gemahlin die einzige Erbin ihrer Mutter war, das Königthum von Castilien. Dies gab zu Uneinigkeiten zwischen ihm und seinem Schwiegervater, die X. beseitigte. Nach Philipps frühem Tode (1506) wurde Ferdinand von Castilien für seinen minderjähr. Enkel, den nachmaligen Kaiser Karl V.

Auch hierbei hatte X. durch sein Ansehen und seinen Einfluß viel mitgewirkt. Er hielt vom Papste den Cardinalshut, wurde zum Großinquisitor von Spanien ernannt und bekam einen großen Antheil an den Staatsgeschäften. Da er aber Ferdinands misstrauische Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in sein Erzbisthum zurück. Die Befehrung der Mauren und der Gedanke, diesen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beschäftigte ihn vorzüglich. Er entwarf in Absicht den Plan, nach Afrika überzusetzen, um die Festung Dran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war, und der auch von Ferdinand genehmigt wurde. X. wendete die Einkünfte seines Erzbisthums, des reichsten in Europa — jährlich 300,000 Dukaten ein — zu diesem Zuge an. Eine Meuterei, welche einem Theile der Truppen entstand, die keinen Geistlichen zum Anführer wollten, dämpfte er augenblicklich durch Strenge. Im Mai 1509 landete er auf der Küste von Afrika. In erzbischöflicher Kleidung, über die er einen Harnisch von Priestern und Mönchen, wie bei einer geistlichen Procession, umgab, er selbst das gelandete Heer an. Es erfolgte bald in der Nähe von Dran eine Schlacht, in welcher die Mauren besiegt wurden. Die Festung wurde sofort eingenommen und die Besatzung derselben niedergemacht. X. ließ Dran neu befestigen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte dann als Sieger nach Spanien zurück, ihn Ferdinand feierlich empfing. Als dieser 1516 starb, und sein Enkel noch minderjährig war, wurde X. Regent von Spanien, und bewirkte während nur 2 Jahre dauernden Regentschaft außerordentlich viel. Er brachte die Finanzen, bezahlte die Kronschulden und brachte die veräußerten Domänen wieder an die Krone. Die span. Großen, die ihn wegen seiner stolzen und unbesonnenen Handlung haßten, demüthigte er. Er stellte das Ansehen der Gesetze wieder auf und setzte die span. Kriegsmacht auf einen respectablen Fuß. Alle seine Tugenden und Ideen waren groß. Er besaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war aber in seinen Entschlüssen, aber schnell in der Ausführung. Das span. Volk hatte ihm noch lange nachher das Ansehen zu danken, in welchem es sich befand. Daß er die Wissenschaften sehr beförderte, ist schon oben erwähnt. X. war ein wahrhaft großer Mann. Man hat ihm nicht ganz ohne Grund Härte und selbst Grausamkeit vorgeworfen, aber die Umstände machten das Betragen bisweilen nothwendig; seine Strenge war vorzüglich gegen die Feinde der Großen des Reichs gerichtet. Bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte er sich als Menschenfreund, und selbst sein Religionsseifer verleitete ihn nicht zu Härten. Als er beim Einzuge in das eroberte Dran die Menge der erschlagenen Mauren sah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige“, sagte er, „aber man kann sie zu Christen machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil gebracht“. Sein Leben und die Geschichte seiner Staatsverwaltung ist von verschiedenen Schriftstellern beschrieben worden; s. unter andern „*Histoire de Ximenes, par Fléchier, évêque de Nîmes*“ (Amsterdam 1700); „*Discours sur le Cardinal Ximenes*“ (Hamburg 1791).

Ximenes (Augustin Louis, Marquis de), ein bekannter franz. Staatsmann aus einer ursprünglich span. Familie, geb. zu Paris d. 28. Febr. 1726, wurde in der Jugend Soldat und focht in der Schlacht bei Fontenoi (11. Mai 1745); er machte sich durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten franz. Gelehrten des 18. Jahrh.; vorzüglich war er mit Voltaire eng verbunden, welcher mehrere Ausgaben seiner Werke Verse von X. aufnahm. X. schrieb einige Trauerstücke u. a. „*Don Carlos*“, ein Gedicht: „*César au sénat romain*“, und ein and. in welchem er den Gedanken ausführt, daß die Wissenschaften ebenso zu dem Glorien der Ludwigs XIV. beigetragen haben, wie dieser Monarch zu ihren Fortschritten. „*Discours*“ von ihm, der eine zum Lobe Voltaire's, der andre über den Einfluß der Wissenschaften auf das 18. Jahrhundert, werden geschätzt. Auch schrieb er „*Lettres sur la*

éloise de J. J. Rousseau". Seine Werke erschienen 1772 und 1792, in u. d. F.: „Codicile d'un vieillard". X. war ein Anhänger der Revolution, aber ohne Leidenschaft und Eigennuß; auch nahm er an den Ereignissen keinen Theil, noch bekleidete er öffentliche Ämter. Zuletzt schrieb er einen *Testament au Roi*", und starb zu Paris d. 4. Juni 1815.

imenes (Leonardo), ein berühmter Mathematiker, welcher zu Florenz Mai 1786 in einem Alter von 65 J. starb, hat sich besonders um die Hydraulik und Astronomie verdient gemacht.

Orpheus, der dritte Sohn Hellens und der Orseis. Da er bei der Theilung des Vaterthums übergegangen und von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben ging er nach Attika, wo er dem Erichtheus gegen die Eleusinier Beistand fand und sich mit dessen Tochter Kreusa (s. d.) vermählte, von seinen Schwägern nach der Gründung der attischen Vierstädte vertrieben wurde. Seine Söhne waren Akhaüs und Ion (s. d.).

Engravure, s. Holzschnidekunst.

Y.

Y aus dem Griechischen aufgenommener Buchstabe, der seinen griechischen Upsilon behalten hat, zu den Selbstlautern gehört und völlig wie unser i in ursprünglich griech. Wörtern und Namen wird er mit Recht beibehalten, kann er in allen deutschenfüglich mit i vertauscht werden. In griech. Form t man ihn auch den pythagoräischen Buchstaben, weil die Pythagoräer das Hervorgehen der Dyas aus der Monas, oder die heil. Drei, nach Andern Einteilung (τρίαινα), oder den Scheideweg des Lebens damit bezeichnet haben. Man nennt ihn auch den Drudenfuß.

Y, das (sprich Ei), auch Ya, ist ein Meeresarm, der aus dem Zuidersee in die holländische Provinz Holland tritt, und die natürliche Trennung zwischen dem nördlichen und südlichen Holland bildet. Aus dem Y führt ein Canal Amsterdam nach Edam und Horn.

Yang-the-Kiang, gemeiniglich Kiang, der große Fluß, auch der blaue Fluß genannt, ist der größte Strom in China und überhaupt einer der größten, dessen Lauf auf 400 Meilen geschätzt wird. Er entspringt wahrscheinlich in der unter chinesischer Oberherrschaft stehenden Provinz Sifan und tritt, nachdem er gewaltige Felsbänke und zwischen enge Felsenpässe sich durchgedrängt hat, als ruhiger, sanfter Strom in die große chinesische Ebene ein. Seine Quelle ist noch genauer bekannt, indem noch kein Europäer diese Gegenden betreten hat. Die Wassermasse wird durch die beträchtlichen Nebenflüsse Yalong, Mitscho, Han, Yuen, Von und Kan vergrößert. Er fließt anfangs von seiner Quelle südlich bis Yunnan, wendet sich dann nach N.-O. durch die Provinz Setschuen nach Kiangsu, wo er den Lonssee Tong-ting-hu bildet, tritt in die Prov. Kiangsu und fließt bei Nanking vorbei und ergießt sich dann durch eine 15 Meilen breite Mündung in das chinesische Meer. 5 Meilen von seiner Mündung liegt die 20 Meilen lange und 5—6 Meilen breite Insel Tsong-ming.

Yarmouth, eine regelmäßig gebauete und befestigte Stadt in der engl. Grafschaft Norfolk (Norfolkshire) am deutschen Meere, auf einer Halbinsel zwischen der See und dem Flusse Yare, dessen Mündung (mouth) einen guten Hafen bildet. Sie heißt auch Great Yarmouth, im Gegensatz von Little (Klein) Yarmouth, das gegenüber in der Grafschaft Suffolk liegt, und wohin eine Brücke führt. Diese Stadt zählt 154 Straßen, 3200 Häuser und 18,000 Einw., die sich mit dem Handel mit dem Auslande, vorzüglich mit den Ostseehäfen, mit Holland,

Portugal und dem mittelländischen Meere treiben. Nach Norwich werden über Yarmouth viele Güter eingeführt, und ebenso die eignen Fabricate von da ausgeführt. Die Küstenfahrt besteht in der Einfuhr von Steinkohlen und Ausfuhr von Korn, Malz und Worstedzeugen. Nach Grönland werden einige Schiffe auf den Wallfischfang geschickt, auch gehen Schiffe aus, um Kabeljau zu fangen. Eine Hauptnahrung der Einwohner besteht jedoch seit den ältesten Zeiten in der Hering- und Makrelenfischerei. Den ganzen Monat Oct. hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine sehr wichtige Perlenfischerei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangenen Heringe ist gewöhnlich außerordentlich groß, und sie werden von hier auf 40—50 Schiffen nach Spanien, Portugal und verschiedenen Häfen Italiens verführt. Zu den ausgezeichneten Gebäuden gehören die Nikolaikirche, das Theater, das Fischerhospital, das Zuchthaus, das Rath- und Zollhaus. Es ist auch ein Seebad hier vorhanden.

Yeoman, in England ein Mann, der ein freies, freies Landgut besitzt, welches ihn im Range unmittelbar der Gentry nachsetzt. Sonst waren 250 Mann der königl. Leibwache aus diesem Stande, daher noch jetzt die königl. sogen. Schwarzergarde, welche jedoch nicht, wie in Frankreich, aus wirklichen Schweizern bestehen, etwa 200 M. stark sind, und sich durch ihre seltsame, altväterische Uniform auszeichnen, Yeomen of the Guard genannt werden. Sie thun keine eigentlichen Kriegsdienste, beziehen nur die Wache im Tower und scheinen Nichts weiter als eine Art von Polizeisoldaten zu sein.

Yermak, auch **Termak**, der Eroberer Sibiriens, s. **Stroganoff**.

Vermoloff, s. **Termoloff** (Alexei Petrowitsch).

Yorik, s. **Sterne** (Lorenz).

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), Bruder des Königs Georg IV. von Großbritannien, geb. d. 16. Aug. 1763, wurde schon am 27. Okt. 1764 zum Fürstbischof zu Osnabrück postulirt, und regierte das Land von 1764—1802. 1811 ward er zum zweiten Male zum Generalissimus der brit. Armee ernannt; auch war er kaiserl. östr. Feldmarschall, Großmeister des Ordens, und hatte außer einer Rente von 18,000 Pf. wegen des abgetret. Bisthums Osnabrück ein Einkommen von 24,000 Pf. In einem Alter von 16 Jahren kam er nach Berlin, um den preuß. Kriegsdienst zu lernen. Hier vermählte er sich 1791 mit Friederike, Königin Friedrich Wilhelms II. von Preußen Tochter (gest. d. 6. Aug. 1820), und kehrte hierauf nach London zurück. Er wohnte zu Watlands-Park bei London und ward nach dem Tode der Prinzessin Charlotte (6. Nov. 1817) Kronerbe, starb aber kinderlos d. 5. Jan. 1827. Sein offenes Leben hat ihn mehr als einmal der strengsten Beurtheilung, selbst im Parlament bloßgestellt. 1793 erhielt er den Befehl über das britische Heer in Flandern, welches zu der großen Armee unter dem Prinzen v. Koburg gehörte. Unter ihm standen Sir Ralph Abercrombie, Sir Will. Erskine und andre Officiere mit großer Auszeichnung; allein der Feldzug hatte, bei den Fehlern des allgemeinen Plans, keinen glücklichen Erfolg. Der Herzog nahm Valenciennes nach einer Belagerung von 6 Wochen. Die unglückliche Unternehmung gegen Dünkirchen kann ihm nicht zur Last gelegt werden. Sie war von Osterreich mit dem brit. Cabinet verabredet, um dadurch das Parlament zu gewinnen, daß England als Hauptmacht an dem Kriege Theil nähme. Nach Playfair („Polit. portraits“, 1. Th. London 1813) sollen selbst Officiere vom Generalstabe des Prinzen v. Koburg aus Unzufriedenheit darüber, daß Valenciennes, zu dessen Einnahme vorzüglich die Ostreicher beigetragen hatten, den Briten übergeben wurde, der Unternehmung auf Dünkirchen entgegengewirkt haben. Wenigstens äußerten die Ostreicher ihre Freude, als die Engländer unter dem Herzog von York die Schlacht von Hohenlohe bei Dünkirchen gegen Houchard (8. Sept.) verloren und 4000 Mann an

ft hatten. Der Feldzug von 1794 endigte fo, daß der Herzog ſich einſchiffen te. 1795 ward er zum Oberfeldherrn der britiſchen Heere ernannt. Er ſtellte Mißbräuche ab, traf manche gute Einrichtung und ward, wegen ſeines mit-
 Betragens dabei, von der Armee geliebt. 1799 befehligte er die Expedition
 Holland, an der ein ruſſ. Hülfecorps unter dem General Eſſen Theil nahm.
 : ergab ſich die holländ. Flotte dem Viceadmiral Mitchel, und der Herzog lan-
 im Helder, aber zu ſpät. Es hatte nämlich an Transportschiffen gefehlt, um
 10 M. zu gleicher Zeit überſetzen zu können. Auch waren ohne die Schuld des
 1798 Zeit und Ort ſchlecht gewählt. Man landete in einer ungünſtigen Jah-
 1 (Ende Aug.) und, ſtatt tiefer ſüdlich, in Nordholland. Das Wetter war
 heilig, und die Ruſſen (behaupten die Engländer) thaten ihre Schuldigkeit nicht.
 r ſiegte Brune an der Spitze des franz.-holländ. Heers bei Bergen (19. Sept.)
 die Verbündeten. Zwar griff der Herzog den Feind am 2. Oct. bei Alkmar
 an und drängte ihn zurück; allein er benutzte dieſen Vortheil nicht, und
 daher am 6. von Brune zurückgeſchlagen. Hierauf kam den 18. eine Cap-
 tion zu Alkmar zu Stande, nach welcher die Engländer 8000 Kriegsge-
 ze zurückgaben und das Gebiet der Republik räumten. Der Herzog übernahm
 ſ wieder die Leitung des Heerweſens. Allein ſeine Verbindung mit Miſtreß
 wurde für ſeinen Ruf ſehr nachtheilig. Als er mit dieſer liſtigen Frau Be-
 ſchaft machte, hielt er ſie für eine Witwe. Sie wußte ihn lange zu täuſchen;
 er aber erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, brach er allen Umgang ab, beging
 den Fehler, ihr eine Penſion von 400 Pf. zu verweigern. Sie ſchloß ſich da-
 ein Mitglied des Unterhauſes, den Oberſten Wardle, an, welcher den Plan
 ſen hatte, den Herzog in der öffentlichen Meinung zu verderben. Unterſtützt
 ihren Unzufriedenen, welche ſich zurückgeſetzt glaubten, trat er den 27. Jan.
 als Ankläger gegen den Herzog auf, und verlangte eine Unterſuchung ſ. Be-
 als Oberbefehlshaber. Er warf ihm vor, daß er bei Vergebung der Milli-
 tär, Penſionen ꝛc. Mißbräuche geduldet, Beſtechungen zugelassen und be-
 durch den Einfluß ſeiner Buhlfrau, der Mad. Clarke, ſich habe leiten laſ-
 Die Anklage fand vor dem Unterhauſe ſtatt, und der Kanzler der Schatzkam-
 ſand auf den Fortgang der Unterſuchung. Die Clarke erſchien mehrmals vor
 Unterhauſe perſönlich. Sie geſtand ein, Geld empfangen zu haben, um Be-
 zungen zu unterſtützen; allein der Herzog habe ihr dazu die Erlaubniß gegeben.
 ſen Antworten beluſtigten das Publicum und ſchadeten dem Herzog in der
 ſen Meinung, ohne irgend einen erheblichen Klagepunkt zu beweifen. Viel-
 wurde der Herzog mit einer Mehrheit von 278 Stimmen gegen 196 freige-
 n, als habe er ſelbſt keinen Antheil an den vorgefallenen Beſtechungen und
 Unſittlichkeiten genommen. Dennoch drang Wardle auf die Motion, von dem
 die Abſetzung des Herzogs als Befehlshabers der Landarmee zu verlangen.
 wurde dieſe Adreſſe durch die Stimmenmehrheit verworfen, allein der Herzog
 er gut, den 20. März 1809 ſeine Stelle freiwillig niederzulegen. Doch
 25. Mai 1811 ſetzte ihn ſein Bruder, der damalige Prinz-Regent, in die
 eines Feldmarſchalls und Oberbefehlshabers der geſamten brit. Landmacht
 in. Indeß war die Urſache ſeiner Entlaſſung, ſeine Verbindung mit Mi-
 ſtarke, die unter dem Schutze ſeiner Gunſt Handel mit Militairſtellen und
 en getrieben haben ſollte, noch in friſchem Andenken. Daher trugen d. 6.
 ord Milton und Francis Burdett im Unterhauſe auf den Beſchluß an: „Es
 dem Unterhauſe ſehr unſchicklich, daß die Räte des Prinz-Regenten dieſem
 ernennung des Herzogs zum Generalcommando vorgeschlagen“; allein
 rag wurde, da die Grenville-Fox'sche Partei dem Prinz-Regenten ergeben
 mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. Das Volk unterhielt ſich da-
 mit Spottgedichten auf die Prinzen des königl. Hauſes. Übrigens wird jeder

Unbefangene sich leicht überzeugen können, daß der Herzog nicht für einzelne leicht vorgefallene Unordnungen verantwortlich sein kann. Es ist schon ein großer Verdienst, daß bei einem Heerwesen von 200,000 M. und 5000 Officieren Ordnung und dieser zweckmäßige Haushalt, wie er wirklich im Ganzen vorhanden ist, eingeführt und erhalten wurde. Immer bleibt es das größte Lob für den Herzog, daß er niemals von seiner Gewalt als Oberbefehlshaber einen strengen Gebrauch gemacht oder Härte verschuldet hat. Vielmehr legte ihm die allgemeine Stimme Milde und Mäßigung bei. Das Parlament hat ihm daher mit dem 3. B. 1814, den Dank der Nation für seine gute Militärverwaltung bewilligt. Vgl. das „Memoir of the Duke of York“, von Walter Scott. (S. „Heros“, dritte Reihe, I, 2.)

York, Graf v. Wartenburg, k. preuß. Feldmarschall, Ritter aller preuß. und vieler fremden Orden. Wir beklagen den Mangel an zuverlässigen Nachrichten, der uns hindert, etwas Bestimmtes über die frühern Begegnisse dieses ausgezeichneten Feldherrn mitzutheilen, dessen Leben wir nur seit 1806 zu schildern vermögen. Er war damals Oberst und Commandeur en Chef des Jägercorps, befehligte in dem Feldzuge d. J. erst die Avant-, später die Artilleriegarde des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den Unfällen an der Elbe so geschickt deckte, daß die nachdrängende feindliche Übermacht keinen Vortheillangen konnte. Im Gefecht bei Wahren in Mecklenburg verwundet und nach Berlin gebracht, entging er dem Schicksale des Blücher'schen Heers bei Lubowitz und fand dort eine Anstellung. Bei der neuen Bildung des preuß. Heers (1808) wurde er als Generalmajor zum Inspecteur sämtlicher leichten Truppen ernannt. Bei dem preuß. Hülfscorps *) unter dem Generallieut. v. Grawert angestellt, erhielt er dessen Oberbefehl, als jener General wegen Kränklichkeit denselben niederlegte. Dieser Feldzug führte zwar einige hitzige Gefechte herbei, aber schwieriger war die Lage des Generals, als Bonaparte dem 10. Corps den Rückzug nach der Elbe befahl; er führte hier die 3. Colonne, welche, die Nachhut bildend, am 20. Dec. 1812 von Mitau abzog, verfolgt von den Abtheilungen der Generale Wittgenstein und Paulucci, die am 27. bereits in Memel einrückten, während ihre Vorposten sich bereits an der Memel ausbreiteten. Nicht sowohl das Kritische dieses Feldzugs, welches durch der Truppen erprobte Tapferkeit hätte verbessert werden können, vielmehr ein Blick auf die politischen Verhältnisse veranlaßten den General zu der bekannten Convention vom 30. Dec. 1812, kraft welcher sich das 10. Corps von den Franzosen trennte, und unabhängig neutrale Quartiere bezog. (Vgl. darüber Seydlig's „Tagebuch der preuß. Armee im Feldzuge 1812“, Berlin 1823.) Dieser Schritt, der gleichsam das Zeichen zur allgemeinen Demission in ganz Preußen gab, ward zwar zuerst von dem Könige, noch durch wichtige Rücksichten beengt, scheinbar gemißbilligt, aber bald genug durch die Stellung des Staats angenommen, auf das glänzendste gerechtfertigt. Der General hat durch seinen fürwahr nicht leichten Entschluß ebenso sehr seine Umsicht und Charakterstärke kundgethan, als zu dem großen Befreiungswerke wesentlich beigetragen und zu den heroischen Ereignissen kühn die Bahn gebrochen. Nachdem das geschmolzene Heer in Preußen wieder möglichst vollständig gemacht und ausgerüstet worden, rückte es an die Elbe, wo es zuerst bei Danigkow (5. April 1813) gegen die aus Preußen vorgebrungene Armee des Vicerönigs von Italien siegreich focht. Er theilte es in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen die rühmlichen Theilnahmen des verbündeten Heeres und kämpfte am Tage vor letzterer Schlacht

*) Es bildete dieses 20,000 M. starke Corps mit der aus Polen, Böhmen und Italien zusammengesezten Division Grandjean das 10. Corps unter dem Marschall MacDonald, bestimmt, den linken Flügel des franz. Heeres zu decken und gegen die Russen operiren.

i) bei Weiffig mit ruhmwürdiger Ausdauer gegen das überlegene 5. franz. Ar-
corps unter Sebastiani. Während des Waffenstillstandes beträchtlich verstärkt
als erstes Corps der preuß. Armee dem schlesischen Heere unter Blücher zuge-
t, nahm es entscheidenden Antheil an dem Siege an der Katsbach (26. Aug.).
General erfocht darauf (3. Oct.), als völlig selbständig zu betrachten, den
über Bertrand bei Wartenburg (s. d.), in dessen Folge das schlesische
auf das linke Elbufer übergang. Es ist bekannt, daß er von dieser glän-
Waffenthat den Ehrennamen Graf York v. Wartenburg führt. Ebenso
ändig ist sein Verdienst in der Schlacht bei Leipzig, da bei dem am 16. bei
Marmont erkämpften Siege des schlesischen Heers sein Corps aus-
sächlich den wichtigen, hartnäckig vertheidigten Punkt Möckern eroberte. Eine
ere Schilderung dieses mörderischen Gefechts würde hier zu weit führen; wer
den Gang desselben genau kennt, wird sich sagen, daß nur eine so unerschütter-
festigkeit, wie sie den General v. Y. auszeichnet, den Sieg fesseln konnte. Am
Schlachtfelde abmarschirt, drängte er schon wieder am 20. die fliehenden
bei ihrem Übergange über die Unstrut bei Freiburg. Als die verbündeten
darauf siegreich in Frankreich eingedrungen waren, fand der General zuerst
bei Montmirail (11. Febr. 1814) Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf aufs
und um so sicherer zu beurfunden, da es hier die Rettung eines Verbündeten
Der General Sacken hatte sich zu voreilig in ein Gefecht mit Bonaparte ein-
m, das allgemach seine völlige Niederlage herbeiführen mußte, als der Gene-
auf dem Schlachtfelde erschien und durch seine Anordnungen das Gefecht,
al mit eignem großen Verlust, insoweit wiederherstellte, daß Sacken wenig-
dem gänzlichen Untergange gerettet ward. Ein nicht geringeres Verdienst er-
er sich in der Schlacht bei Laon (9. März). Denn in Gemeinschaft mit dem
al v. Kleist unternahm er den — nicht angeordneten, sondern bloß genehmig-
nächtlichen Angriff auf den franz. rechten Flügel, der die Zerstreuung des
von Marmont und Arrighi zur Folge hatte, der Schlacht erst einen entschei-
m Charakter gab, und unter andern Umständen die Vernichtung Bonaparte's
geführt haben würde. Wenn dies auch bisher noch nicht im Publicum so ge-
worden zu sein scheint, so hat sein König den Werth der That hinlänglich
die Verleihung des Großkreuzes des eisernen Kreuzes anerkannt, welches nach
statuten bloß der General erhalten kann, der als Oberbefehlshaber eine ent-
ende Schlacht gewinnt. Nach der Eroberung von Paris folgte der General
Monarchen nach England, ward zum Grafen York v. Wartenburg erhoben,
ner ansehnlichen Dotation beliehen und zum commandirenden General in
sien und dem Großherzogthum Posen ernannt. Der Krieg, den Bonaparte's
ehr nach Frankreich veranlaßte, rief ihn zwar an die Spitze des 5. preuß. Ar-
ps, das sich an der Elbe und Saale sammelte, aber der Umstand, daß dieses
zu einer friedlichen Unthätigkeit verdammt blieb, mag wol ebenso wie einige
lichkeit veranlaßt haben, daß er dessen Oberbefehl niemals wirklich übernahm.
erlitt zu dieser Zeit einen schmerzlichen, auf seine Gemüthsstimmung gewiß
reichen Verlust durch den Tod des einzigen Sohnes, der als Officier im bran-
husarenregiment in dem unglücklichen Cavaleriegefecht bei Versailles (1. Jul.
nach der rühmlichsten Gegenwehr, mehrfach verwundet, wenige Tage darauf
Im Gefolge dieser Umstände bat er nach der Rückkehr des Königs um seine
fung, die ihm endlich bewilligt ward. Er lebt seitdem in stiller Zurückgezogen-
auf seinen Gütern in Schlesien. Am 5. Mai 1821 wurde er zum Gene-
marschall ernannt.

York, Yorkshire, die größte Grafschaft Englands, mit dem Titel ei-
erzogthums (275 □ M., mit 979,000 Einw.). Die Hauptst. York, das
horacum der Römer, ist dem Range nach die 2. in England (53° 57' 45''

Br.), liegt an der Duse, hat 2480 H. und 18,900 Einv. Die Kathedrale größte Kirche von altdeutscher Bauart in England (524 F. lang, 222 F. 180 F. hoch). Das alte von Richard III. erbaute Schloß ist jetzt ein Gefäß. Der Major von York hat den Titel Lord, wie der zu London: die Stadt ernannte Deputirte im Unterhause. Der Erzbischof von York, der 2. in England, Sitz in Bishopstowen. Bei York werden berühmte Wettrennen gehalten. Von der Stadt ist das gut eingerichtete Irrenhaus für Quäker, Retreat genannt.

Young (Arthur), dem die Welt für die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse mehr verdankt als irgend einem Schriftsteller, wie sich der Irlandwan zu enthusiastisch ausdrückt, ward in London 1741 geb. und starb 1820. Ursprünglich zum Kaufmann gebildet, sah er sich durch den Tod Schwester, mit deren Mann er in Geschäftsverbindung kommen sollte, in eine andre Laufbahn gewiesen. Er begann daher, 17 J. alt, als Schriftsteller in der landwirthschaftlichen Sache aufzutreten, und als er den Pacht eines mäßigen Landgutes übernommen hatte, machte er sich als ökonomischer Schriftsteller bekannt. Bei seinen Reisen durch England, die er in landwirthschaftlicher Hinsicht unternahm, er Gelegenheit, mannigfaltige Beobachtungen zu machen, die er dann mit größerm Beifalle zu Tage förderte. Ein neues Werk folgte dem andern, Liebe zum Ackerbau unter den Gebildeten, die Lust zu Versuchen, nahm immer mehr in ganz England zu. Spätere in gleicher Absicht unternommene Reisen nach Frankreich, Spanien und Irland hatten neue ähnliche literarische Früchte zur Folge. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich durch Beispiel und Schrift den Anbau der Futterkräuter, und als Secretair der 1793 gestifteten Ackerbau-Gesellschaft. Sie beehrte ihn 1808 mit einer goldenen Denkmünze für seine „irigen Dienste im Landbau“. Die vorzüglichsten Schriften Y.'s sind alle ins Deutsche übersezt. Ein Werk von ihm, das alle während eines Zeitraums von 5 Jahren gemachten Beobachtungen und Versuche enthält, ist noch Handschrift und erst gedruckt werden, wenn sein Sohn aus der Krim zurückkehrt, wo er seit ein Landgut von 10,000 Morgen zur Belohnung für die von ihm gefestigte russische Übersicht der Statthalterschaft Moskwa erwarb.

Young (Edward), ein bekannter englischer Dichter, Sohn eines Adligen in Hampshire, geb. zu Upham bei Winchester 1681, studirte zu Oxford Rechtswissenschaft, und wurde daselbst 1719 Doctor der Rechte. Er beschäftigte sich frühzeitig mit der Dichtkunst und gab von 1719 an nach und nach 3 Theile „Busiris“, „Die Rache“ und „Die Brüder“ (letzteres von J. H. Schlegel übersezt 1764), heraus, welche mit Beifall aufgenommen wurden, aber Fehler seiner spätern Gedichte haben, daß sie zu bilderreich und sententiös sind. Versuchte er sich in einigen moralischen und religiösen Gedichten, endlich auch Satyre. Da Y. mehr Neigung zur Theologie hatte, so trat er in den geistlichen Stand und wurde 1728 Capellan König Georgs II. 2 Jahre später erhielt er eine sehr einträgliche Pfarrstelle und verheirathete sich. Der Tod seiner Gattin und der beiden Kinder erster Ehe versetzte ihn in eine wehmüthige Stimmung, die Veranlassung zu seinem berühmten Gedichte, „Nachtgedanken“ („The complaint or night-thoughts“, London 1741 und öfter), das mit großem Beifall aufgenommen wurde. Durch Ebert's meisterhafte Übersetzung ward es auch in Deutschland bekannt und weckte ein Heer von Nachahmern, welche in steifer poetisch-schwülstige Gedanken zu Tage förderten. Die Periode, da Y.'s schmerzlichen Poesien in Deutschland Lieblingslectüre waren, ging der überspannten Werthe und der empfindelnden Siegwart'schen voran. Außer jenen Gedichten schrieb er „Satyren auf die Ruhmbegierde“, und den „Centaur, oder über das Medea“, nebst einigen kleinen Aufsätzen und Gedichten. Die erstern sind ebenfalls von Ebert mit den „Nachtgedanken“ zugleich, übersezt worden, unter dem Titel: „

Young's Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, in 9 Büchern, nebst dessen Satyren auf die Ruhmbegierde, übersetzt von J. A. Ebert (Braunschw. 1760 — 71, 5 Bde.), ferner vom Grafen v. Bengel: Sternau (Frankf. a. M. 1825) und von M. H. A. Schmidt (Dresden 1825). — Y. starb seiner Pfarrei zu Wetmyn 1765. Er war ein Mann von Talent, wahrer Respektabilität und liebenswürdigen Sitten. Sein ganzes Wesen war zum Felerlichen hinneigt, und alle seine Handlungen hatten diesen Anstrich. Über seinen Werth als Dichter mag hier folgendes strenge, aber ziemlich richtige Urtheil eines engl. Richters stehen. „Die Natur hatte Y. eine reiche Fülle eines lebhaften und originellen Geistes gegeben. Er war vielseitig und unerschöpflich an Hülfsmitteln. Aber diese Vorzüge wurden durch entgegengesetzte Fehler gemindert. Beispiele von Mangel an richtiger Beurtheilung und von einem fehlerhaften Geschmack finden sich nicht selten bei ihm. Oft spinnt er einen starken und glänzenden Gedanken mit mühevoller, ins Kleinliche gehender Weitläufigkeit bis zum äußersten Ende aus; scheint den ganzen Umfang seines Gemüths haben zeigen zu wollen, um ganz verschiedene Bilder und Gedanken zu vereinigen, die nur durch die größte Mühe mit einander verbunden werden konnten. Seine glühende Einbildungskraft durchbricht die Schranken der Kritik, und er verliert sich bisweilen in Schwulst, gerade wenn er glaubt, recht erhaben zu sein“.

Ypern (Ypres), Stadt und Festung in der niederländischen Grafschaft Flandern, am Yperle, mit 15,300 Einw., welche Spizen-, Leinwand- und Wollfabriken betreiben. Ypern ist durch einen Canal mit Brügge, Ostende und Antwerpen verbunden.

Ypsilantis (sprich Hypsilantis), eine altgriechische, von den Komnenen stammende Fanariotenfamilie zu Konstantinopel, welche die Hospodarenwürde der Moldau und Walachei mehrmals bekleidet hat. Der Großvater der in der neueren Zeit bekannt gewordenen Fürsten Alexander und Demetrius, wurde auf Befehl der Pforte unter fürchterlichen Martern hingerichtet. Der Urgroßvater und der Oheim hatten den Tod durch die seidene Schnur erhalten. Der Vater, Konstantin Ypsilantis, Hospodar der Walachei, wurde von der Pforte abgesetzt, auf Rußlands Verlangen aber wieder eingesetzt. Dieser aufgeklärte und kluge Mann war in seiner Jugend in Wien gewesen, wohin ihn Joseph II. einladen hatte. Der Monarch behandelte ihn mit väterlicher Güte und weckte zuerst in ihm Unterredungen mit ihm die Hoffnung einer bessern Zukunft in seiner Vaterland. Als Rußland 1806 der Pforte mit Krieg drohte, erfuhr er durch seine Freunde in Konstantinopel, daß sein Kopf in Gefahr schwebte; er flüchtete daher mit seiner Familie nach Jassy, wohin er auch bereits den größten Theil seiner Schätze und seine ausgewählte Bibliothek in Sicherheit hatte bringen lassen. Der in die Moldau eingerückte General Michelson nahm ihn in seinen Schutz, und die russische Regierung wies ihm und seiner Familie Kiew zu ihrem Wohnsitz an. Bei dem Vordringen der Russen in die Walachei hoffte er dieses Fürstenthum unter Rußlands Schutz wieder zu erhalten; in dieser Absicht begab er sich dahin und bewaffnete die Walachen gegen die Türken, konnte aber statt 40,000 M., die der russische Herr von ihm verlangte, nur 5000 M. zusammenbringen. Das russ. Hülfsgeld war daher zu schwach, und Y. mußte sich über Siebenbürgen nach Rußland begeben, wo er um 1816 zu Kiew gestorben ist. Die vorzüglichsten Schriften dieses ebenso gelehrten als thätigen Fürsten sind: „Anekdoten über das Serail“; „Näherer Umstände des türkisch-österreich. Krieges“; eine Übersetzung des Anakreon in italische, des Hesiod und des Pindar in franz. Verse, und mehrere Werke in türkischer Sprache. Seine Söhne traten in russische Dienste.

Der älteste, Alexander, kais. russischer Generalmajor und Adjutant des Kaisers, geb. am 12. Dec. 1792 zu Konstantinopel, ging 1805 mit seinem Vater

nach Petersburg, und trat als Officier in die Chevaliersgarde. Er kämpfte ausgezeichnet bei Polozk 1812; als er noch Rittmeister in dem Grobno'schen Sarenregimente war, riß ihm in der Schlacht bei Dresden, d. 27. Aug. 1813, eine Kartätschenkugel die rechte Hand ab. 1814 hielt er sich einige Zeit in Weimar, wo seine Schwester mit dem Grafen v. Edling vermählt ist, die Beide gegenwärtig in Südrußland leben. Um dieselbe Zeit ernannte ihn der Kaiser in Wien zum ersten und zu seinem Adjutanten; 1817 erhielt er das Commando einer Husargade und wurde Generalmajor. Auf einer Badereise 1820 lernte er die Heister (s. d.) kennen. Er trat in diesen Bund, und in der Folge sogar an die Spitze desselben. Als er sah, daß der Ausbruch des Aufstandes nicht mehr verschoben werden konnte, er vielmehr, nachdem einer seiner Boten in Servien verhaftet worden war, die Entdeckung des ganzen Planes befürchten mußte, entschloß er sich zu demselben und in seiner Stellung als russischer Officier und Unterthan durchaus keine Unternehmung, in der Moldau die Fahne des Aufstandes aufzupflanzen. Er ging mit wenigen Begleitern über den Pruth und schlug am 23. Febr. a. (1821) in der Hauptstadt der Moldau, zu Jassy, unter den Augen des Hospodaren, Michael Suzzo (s. d.), einen Aufruf an, in welchem er verkündete, daß an diesem Tage Griechenland die Fackel der Freiheit angezündet, und das Tyrannenthum abgeworfen habe. (S. Griechenaufstand.) Dieser Schling sich mit dem Plane eines allgemeinen Aufstandes zusammen, der in Moldau, den Inseln und in Konstantinopel gleichzeitig ausbrechen sollte. Durch den in die Moldau hoffte Y. die Hauptunternehmung zu begünstigen. Die Leitung des Aufstandes war zum Theil auch durch die Unternehmung des Vladimiresko herbeigeführt worden. Dieser rohe, aber äußerst tapfere ungarische Walache hatte mit einem Haufen Arnauten, nach dem Tode des Hospodaren der Walachei, Alex. Suzzo (30. Jan. 1821), die walachischen Bauern und Panduren zu den Waffen gerufen, um durch den russischen Schutz, wie er von der Herstellung der alten Rechte des Landes von der Pforte zu erlangen. Y. der übrigens mit Vladimiresko in keiner Verbindung stand, gab seinen Befehl und allen Hetairisten, die zahlreich aus Rußland und Deutschland zu ihm kamen, die Versicherung, daß Rußland die Sache Griechenlands unterstützen werde, wie auch die Militairinsurrectionen in Italien, weshalb der Congreß zu Laibach bestimmt war, bestimmten den Kaiser Alexander, dem Völkerrechte gemäß, die mächtige Unternehmung der Hetairisten öffentlich zu mißbilligen, und denselben, den Fürsten Alex. Y., zur Verantwortung zu ziehen. Da derselben nicht gehorchte, so ließ ihn der Kaiser aus den Listen des russischen Heeres streichen. Y. hatte nämlich der russische Consul in Jassy schon am 9. April 2 Rundschreiben erlassen, durch die er den Fürsten Y. und dessen Anhänger, im Namen des Kaisers, auffoderte, sogleich nach Rußland zurückzukehren, alle Moldauer Ruhe und zum Gehorsam gegen die Pforte ermahnende. Mich. Suzzo mußte (11. April) die Moldau verlassen, und die Wojaren sandten Abgeordnete zur Pforte, mit der Bitte, ihnen einen andern Hospodar zu geben, indem sie die Versicherung hinzufügten, daß sie den Aufstand selbst unterdrücken würden. Y. schon auf dem Marsche nach Bucharest, als er dies erfuhr. Er und seine Anhänger (etwa 5000 M.) beharrten standhaft auf der Fortsetzung ihres Unternehmens. 10. April hielt er seinen Einzug in Bucharest, welche Stadt Vladimiresko sich mit Y. nicht vereinigen wollte, mit seinen Panduren kurz zuvor verlassen hatte. Hierauf zog sich jener den 12. April nach Tergowist, wo er seine Zeit verlor, während Vladimiresko mit der Pforte unterhandelte. Die Wojaren selbst hielten sich von aller Theilnahme an Y.'s Unternehmen enthalten, und viele derselben mit ihren Kindern und Schätzen nach Siebenbürgen geflüchtet, weil ihnen die Familienmitglieder verhaftet waren. Vladimiresko's Aufstand aber war nicht ge-

ren als gegen die Pforte gerichtet. Beide Insurgentenhäupter besaßen daher die Mittel, ihrer Sache Anhang und Festigkeit zu geben. Zugleich rückten 3 en, der von Bibdin, der von Silistria und der von Braila, mit 10,000 M. her Truppen in die Walachei und Moldau ein. In Jassy, wo die Hetairisten Bojaren die Verwaltung entrissen hatten, herrschte völlige Anarchie. Der hier Jussuf von Braila schlug die Griechen am 13. Mai bei Galacz, nahm die Stadt mit Sturm, zerstörte die griech. Flottille auf der Donau, und zwang die Hetairisten, Jassy zu räumen, d. 18. Mai. Georg Kantakuzeno wich Widerstand mit etwa 3000 M. nach dem Pruth zurück. Unterdessen hatte Bladimiresko wieder in den Besitz von Bucharest gesetzt, wo er noch immer den Türken unterhandelte, und dem Kiaya Mehmed, Pascha von Silistria, die Stadt am 28. Mai überließ, indem er sich, nach einigen unbedeutenden Kämpfen mit den Türken, nach Pitescht zog, um sich dem Fürsten Y. wieder anzuschließen. Dieser ließ ihn aber daselbst durch den Capitain Jordaki (auch Georg oder Georg vom Olympos genannt) aufheben, nach Tergowist abführen und nach einem über ihn gehaltenen Kriegsgericht als Hochverräther enthaupten (s. d.). Dies Verfahren erregte viel Unzufriedenheit, Verrath und Abfall, weil der Bladimiresko Y.'s Oberbefehl nicht förmlich anerkannt hatte. Zwar schloß sich ein Theil seiner Arnauten, Walachen und Panduren an die Schar der Hetairisten an; allein der Pascha von Braila wußte bald unter diesen Arnauten neue Verbindungen anzuknüpfen. Als nun Y. aus seiner festen Stellung bei Dragaschan aufbrach, und sein Vortrab von 1000 M., den der Capitain Jordaki führte, von den Türken am 19. Juni angegriffen ward, da ergriffen die Walachen und Panduren die Flucht, und Jordaki mußte sich mit einigen Mann auf die heilige Schar der Hetairisten zurückziehen. Jetzt ergriff auch ein Theil der Arnauten die Flucht und gaben die aus 5 Kanonen bestehende Artillerie dem Feinde preis. In diesem Augenblicke trat ein Neffe des ermordeten Patriarchen Gregorius (s. d.) hervor und foberte seine Gefährten auf, der Welt durch ihren Heldentod zu zeigen, daß ihre Sache eine heilige sei. Nun rückten die letzten Jünglinge in geschlossenen Gliedern gegen den anstürmenden Feind und trafen ihn im heiligen Kampfe. Nur Wenigen gelang es, sich mit Y. in das Kloster Kostia zu retten. So war Griechenlands Blüthe, seine gebildete Jugend vernichtet. Verschiedene Befehlshaber, die gleich anfangs ihr Heil in der Flucht gesucht, schweiften im Lande umher und begingen die größten Auswüthungen. Alexander Y. aber gab die theils durch seine Fehler, theils durch die Unthätigkeit und Zuchtlosigkeit verlorene Sache ganz auf und erließ am 20. Juni 1821 ein Manifest eine Kundmachung, worin er den Arnautenführer Kaminar-Sawa, als heimlichen Verräther (er war zu den Türken übergegangen), und als Urheber der gemeinen Auflösung und Flucht, Konstantinus Dukas, Basilus Barlas, aus Manos, die beiden Fanarioten, Gregor Sutfos und Nikol. Skuso, öffentlich anklagte, und dem Fluche der Hellenen preisgab. Als er selbst hierauf überzeuge ging, ward er in Siebenbürgen verhaftet und nebst seinem Bruder Nikolas als Staatsgefangener auf die Festung Mungatsch in Ungarn abgeführt. Hier wurden Beide im Aug. 1823 nach der Festung Theresienstadt in Böhmen gebracht, wo man sie äußerst mild behandelte. In ihrer Gesellschaft befanden sich ein griech. Schiffscapitain und 4 andre griech. Officiere, die schon in Mungatsch ihre Mitgefangenen waren. Sie durften überall, innerhalb der Festung, nur an der Seite eines Plakofficiers, herumgehen, und bewohnten mehrere eingerichtete Zimmer. Nach jener Niederlage bei Dragaschan überlebte der einzige Georg Olympios allein das allgemeine Mißgeschick, das er vorherzusehen und vergebens zu verhindern gesucht hatte. Mit einer Handvoll Tapferen zog er sich aus der Walachei in die Moldau zurück und endete ruhmvoll seine Lauf-

bahn in dem Kloster Kosia, dessen Trümmer seinen mit Wunden bedeckten Namen begruben. Die schon erwähnte Abtheilung der griech. Truppen unter Fürsten Georg Kantakuzeno wurde am Pruth, der Quarantaine von Stalien gegenüber, von den Türken am 25. Juni bei Stinka angegriffen und nach hartem Kampfe von der türkischen Artillerie zerschmettert. Kantakuzeno und seine suchten einen Zufluchtsort auf dem jenseitigen Ufer; ihre Untergebenen stand fest, endlich unterlagen sie mit Ehren. Der Fürst Georg Kantakuzeno hat sein Verhalten in einer Druckschrift zu rechtfertigen gesucht. Der tapfere Maki und andre Führer unterlagen im Kampfe der Verzweiflung. Die zu den Türken übergegangenen Arnauten aber wurden, nachdem ihr Anführer Kaminer in Bucharest am 19. Aug. von dem türkischen Oberbefehlshaber ermordet worden war, größtentheils von den Türken in den Straßen und Häusern der Stadt niedergemetzelt. Die Moldau und Walachei blieben von den türkischen Truppen besetzt, welche die größten Unordnungen begingen, und nicht eher als 1826 den beiden Fürstenthümern völlig abzogen. S. „Nouvelles observations sur la Valachie etc., suivies d'un précis historique des événements qui se sont passés dans cette province en 1821, par un témoin oculaire, avec le capit. la bat. de Dragaschan. Par F. G. L.“ (Paris 1822.) — Nachdem Alexander 2 Jahre in Mungatsch und 4½ Jahr zu Theresienstadt gefesselt war, langte Rußland im Aug. 1827 seine Freilassung. Diese erfolgte aber erst am 1. des Novembers, sowie die seiner Mitgefangenen, und zwar unter der vorbedingten Bedingung, daß der Fürst die östreich. Staaten nicht verlassen dürfe. Alex. V. wollte sich daher über Wien nach Verona begeben, um hier zu verweilen, allein er erkrankte zu Wien an einem alten Uebel, Erweiterung des Herzens, die Brustwassersucht entstand, und verschied in den Armen seines Bruders am 20. Jan. 1828, kaum 36 Jahre alt.

Während dieser Zeit hatte sich Demetrius Ypsilantis mit seinen Brüdern von seinem Bruder Alexander zu den Insurgenten nach Griechenland begeben. Demetrius (geb. den 25. Dec. 1793), war 1815 als Cornet in das russ. Garde-Husarenregiment getreten, und bald darauf Adjutant bei dem General-jewsky geworden. Als Second-Capitain (so viel als Obristlieutenant bei uns) zeichnete er sich in dem Feldzuge 1814 aus. Jetzt trat er als Oberst in Morea auf, wo er, so lange die russische Partei das Übergewicht hatte, ein hohes Ansehen stand. Er führte den Vorsitz in der griech. Regierung zu Argos, wurde dann als Fürst des Peloponnes ausgerufen und zum obersten Feldherrn des Peloponnes ernannt; Ende 1822 war er Präsident des gesetzgebenden Rathes. Als die engl. Partei emporkam, ward er 1823 seiner Anstellung entbunden, und er zog sich darauf von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, nahm jedoch bei jedem Anlaß thätigen Antheil und führte öfter die Truppen mit Erfolg an. Er war es, der den Peloponnes bei dem Einfalle des Dram Ali, indem er sich mit einer kleinen Anzahl Hellenen in die Feste Argos warf, und den übrigen Heerhaufen Zeit ließ, sich zusammenzuziehen. Gegen den Beschluß der dritten Nationalversammlung der Griechen zu Epidaurus, nach welchem der britische Gesandte in Konstantinopel über den Frieden zwischen der Pforte und den Griechen, auf die Basis der inneren Verwaltung Griechenlands ohne Einmischung der Türken, gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs, zu unterhandeln ersucht wurde, legte Demetrius am 1. April 1826 eine Protestation ein, worin er die Unabhängigkeit seines Vaterlandes als ein Ziel darstellte, das alle Griechen erreichen könnten und wollten. Als Capodistrias 1828 Präsident der hellenischen Republik geworden war, hielt Fürst Demetrius ein Commando in Akarnanien, wo er jedoch bis jetzt keine unbedeutende Vortheile erkämpft hat. Fürst Demetrius ist von Gestalt mehr als groß, hat aber eine feste Haltung. Er hat mehr ein deutsches als ein

st, die Farbe ist blond, sein Blick verräth Kraft und Klugheit. Sein Charakter ist brav. Im Umgange sehr gewandt, weiß er gut zu sprechen; er schreibt griechisch und Russisch mit Fertigkeit. Seine Lieblingschriftsteller im Altgriechischen sind Thucydides und Polybius; im Französischen Racine und Voltaire. Ein 3. Bruder, Georg, geb. zu Konstantinopel den 21. März 1794, begleitete seinen Bruder Alexander auf dem Zuge in die Moldau und Walachei, und erlitt sein Unglück wie seine lange Gefangenschaft. — Der 4. Bruder, Niko- laus, geb. zu Konstantinopel am 16. Aug. 1796, befehligte zuletzt die heilige Kapelle. Er hatte dasselbe Schicksal als seine Brüder Alexander und Georg. — Die Brüder Y. haben 2 Schwestern. Die älteste der ganzen Familie, Katharina, geb. zu Konstantinopel 1791 geb.; Maria, geb. ebendasselbst 1798, brachte das Leben ihres Vaterlandes ihre ganze Mitgift dar, die in 350,000 Franken bestand. — Der jüngste Bruder, Gregor Theodat, geb. zu Bucharest 1805, hat in seiner Bildung erhalten. Die Mutter lebt noch zu Kischenew, der Hauptstadt der Moldau. Die jährl. Einkünfte der Familie belaufen sich auf anderthalb Mill. Papier. Vgl. die Nachrichten über die Familie Ypsilantis, von Alexander Ypsilantis in „Zeitgenossen“, dritte Reihe, I, 3.

Yriarte. 1) Juan de Y., königl. Bibliothekar, Übersetzer im Staatsrat und Mitglied der span. Akademie, bekannt als Bibliograph, geb. 1702 auf der Insel Teneriffa. Er ward in früher Jugend nach Paris geschickt, wo er im Collegium Ludwigs XIV. mit der classischen Literatur sich vertraut machte. In dem 8jähr. Aufenthalt in Frankreich reiste er nach London und bald nachher nach seiner Heimath, wo er sich vorzüglich mit dem Studium der engl. Sprache beschäftigte. Er ging 1724 nach Madrid, in der Absicht, die Rechtsgelehrsamkeit an der span. Universität zu studiren, seine Neigung zur Philologie und Bibliothekswissenschaft aber behielt die Oberhand, und er benutzte mit dem rastlosesten Fleiße die königl. Bibliothek, wo der Historiker Juan de Ferreras, unter dessen Aufsicht diese Bibliothek stand, ihn bald auszeichnete und zum Bibliotheksecretair beförderte. Die Frucht seiner bibliographischen Studien war das Verzeichniß der griech. Handschriften der königl. Bibliothek, dessen 1. Th. 1764 in Fol. u. d. T.: „Regiae Bibliothecae Matritensis Codices MSS. Joannes Yriarte — excussit, recensuit, indicibus, anecdotis pluribus evulgatis illustravit — etc.“ Dieser enthält Nachrichten von beinahe 60 Handschriften, die Konstantin Lasclaris seiner Hand abgeschrieben hatte. Unter den Abhandlungen, die diesen Bd. begleitet, ist auch eine über Plagiate. Während der Beschäftigung mit diesem Werke, gab er den 2. Bd. beschloß, bearbeitete Y. Verzeichnisse der geogr., chronolog. und mathem. Werke der königl. Bibliothek, die 1729 und 1730 erschienen, lieferte viele Ergänzungen und Zusätze zu Antonio's literarischem Werke über die span. Schrift- und bearbeitete die griech. Paläographie. Als Mitglied der span. Akademie, trat er 1742 trat, war er sehr thätig und trug viele Bemerkungen zu der Abhandlung über die span. Orthographie, zur castilischen Sprachlehre und zu dem Wörterbuche der Akademie bei. Unter seinen latein. Gedichten zeichnet man seine epigrammatischen Epigramme aus. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem „Diario de Eratos“, seine literarische Liebhaberei war das Sammeln span. Sprichwörter, deren er gegen 15,000, sowohl aus Schriftstellern als aus dem Munde des Volkes zusammenbrachte. Seine latein. Sprachlehre, woran er 40 Jahre arbeitete, erschien 1771, die Sprachregeln in span. Reimen mit einer Erläuterung in Prosa; sie ward nach seinem Tode von seinem Neffen 1771 zu Madrid herausgegeben, der in (1774) auch die vermischten Schriften seines Oheims bekanntmachte. Er starb 1771 zu Madrid. 2) Tomas de Yriarte, des vorigen Neffe, Übersetzer in der Staatskanzlei und Oberarchivar des Kriegs Rathes, einer der besten span. Dichter, geb. 1752. Er trat zuerst (1770) mit einem Lustspiele

(„Hacer que hacemos“) auf, das er unter dem anagrammatischen Namen Ymareta herausgab, worauf mehr für das königl. Theater übersetzte Schauspiele und ein paar eigne dramatische Arbeiten folgten. Diese und Erstlingsarbeiten wurden vergessen, und sein literarischer Ruhm ist allein Fabeln gegründet. Ehe diese erschienen, gab er ein Lehrgedicht in 5 Gesängen die Musik („La musica“) heraus, dessen erste Ausgabe (Madrid 1779) pographische Schönheit sich auszeichnet. Dieses aus 5 Gesängen bestehende Gedicht fand in Spanien großen Beifall, aber obgleich es den gründlichen Kunst verräth, sehr verständig angelegt und in zierlicher Sprache geschrieben, blickt doch das Systematische zu sehr hervor, und es fehlt durchaus an der Auffassung des Stoffes. Es ward von Grainville (1800) ins Französ. In seinen literarischen Fabeln („Fabulas literarias“), die zuerst 1782 führte Y. den neuen Gedanken aus, literarische Wahrheiten zum Stoff Fabeln zu wählen, und zieht unter diesem Gewande gegen Alles zu Felde, was für Irrthum in der Dichtkunst galt. Sie sind Producte einer unpoetischen, welcher seine Landsleute sich nach franz. Mustern bildeten. Sie sind und verständig, ohne Naivetät, Schalkheit und Fröhlichkeit, haben großen Reiz durch die leichte Sprache und durch die elegante Anwendung der Versmaße, die in der span. Sprache zulässig sind. Man hat eine Übersehung dieser Fabeln von Bertuch (Leipzig 1788) und eine franz. zu Paris erschien. Er sammelte 1787 seine Schriften in Versen und Prosa („leccion de obras en verso y prosa“) zu Madrid in 6 Bdn., wovon der 1. Fabeln und das Gedicht über die Musik enthält. Im 2. stehen 11 metrische Episteln, die ebenfalls hauptsächlich gegen die Verirrungen der Gelehrten sind. In den übrigen Bdn. findet man, außer vielen eignen und vielen bethen Gedichten, auch eine metrische Übersehung der Horazischen Episteln sonen mit erläuternden Anmerk. Einer der Feinde, die er durch seine Satire gereizt hatte, Juan Pablo Forner, machte unter dem Titel: „Der gelehrte Mann“ („El avaro erudito“), einen gehässigen Angriff auf ihn, wogegen er eine kleine Schrift („Para casos tales suelen tener los maestros oficiales“) druckte. Nach der Herausgabe jener Sammlung ließ er (1788) ein Buch („El señorito mal criada“) drucken, dem, wie einem frühern („El señorito“), die span. Kritiker die strenge Beobachtung der 3 Einheiten und den Mangel der „monstruosas composiciones de nuestros antiguos poetas“ zum Vorwurfe anrechneten, die aber beide keineswegs bedeutend sind. (Vgl. „Ensayo de una biblioteca española de los mejores escritores del reinado de Carlos III., por Sempere y Guarinos“, Madrid 1789, 6 Bde.)

Ysenburg, s. Isenbourg.

Yverdun (Yverdon, Yfferten), eine gewerbsleißige Stadt des Cantons Waadt, in einer angenehmen Lage am Neuschätelersee, an der Mündung der Orbe in denselben, auf einer Insel. Über jeden der beiden Arme des Flusses, welche diese Insel bilden, führt eine schöne Brücke. Die Stadt hat gerade Straßen mit 334 regelmäßigen Häusern und 4000 Einw., wovon ein Theil in verschiedenen Leinwand-, Zick- und Cattunfabriken beschäftigt sind, zugleich aber einen sehr bedeutenden Transitohandel zwischen Frankreich, England und der Schweiz treiben. Zum Behuf des Handels sind 2 Kaufmanns-Verlagshäuser vorhanden. Es gibt hier ein gutes Gymnasium. In dem von der Regierung ihm eingeräumten alten Schlosse legte der berühmte Pestalozzi (s. d.) 1804 f. Erziehungsanstalt an, wo sie noch gegenwärtig besteht. Es gibt es zu Yfferten eine Armen- und eine Taubstummenanstalt. Das Schwefelbad war schon den Römern bekannt.

Yvernois (Sir Francis d'), oder der Ritter, ein genfer Staatsmann.

zu Genf 1756, erhielt daselbst eine vortreffliche Erziehung. Sein unruhiger Geist verwickelte ihn in die Unruhen, welche den kleinen Freistaat erschütterten, ihn endlich 1782 als einen seiner gefährlichsten Bürger verbannte. Nach der Revolution im Jan. 1789 kehrte er zurück und wurde Staatsrath. Als er aber in die Verhandlungen mit dem franz. Gen. Montesquiou (zu Landecy, 2. Nov. 1792) die Einmischung der franz. Republik in die innern Angelegenheiten Genfs zu beseitigen, und nach dem Siege, den die demokratische Partei daselbst erlangte, keine Rolle mehr in seiner Vaterstadt spielen konnte, so begab er sich nach England, wo er bald mit dem Lord Carden, dessen Führer er war, mehrere Reisen in Europa machte. Unterdessen war Genf 1793 mit Frankreich vereinigt, er selbst aber, noch 2 andern genfer polit. Schriftstellern, Mallet du Pan und Jacq. Ant. Verrey, für unfähig erklärt worden, je franz. Bürger werden zu können. Nach Beendigung seiner Reisen ließ sich J. in England nieder, und gab polit. und literar. Schriften heraus, in welchen er seinen Haß gegen Frankreich nicht ohne Scharfsinn und Beredsamkeit aussprach. Dies erwarb ihm die Gunst der brit. Regierung, die ihm den Titel eines Ritters ertheilte. Nach dem Umsturze der kaiserl. Regierung in Frankreich 1814 ernannte ihn die Republik Genf zu ihrem Gesandten in London, wo er sich in derselben Eigenschaft auf den Congreß zu Wien. Als Napoleon 1815 das zweite Mal abgedankt hatte, kehrte er nach Genf zurück. Unter den Schriften des Ritters d'Y. sind seine „*Reflexions sur la guerre*“, worin er die Nothwendigkeit zeigte, Frankreich in seine alten Grenzen zurückzuführen, und sein *Tableau des pertes que la révolution et la guerre ont causées au peuple français*, zu bemerken. Die übrigen Schriften des Ritters haben größtentheils Interesse verloren, da sie sich nur auf vorübergegangene Verhältnisse, Budgets u. w. bezogen.

3.

der 25. Buchstabe des deutschen Abc (wenn man das Y nicht zählt) und der 26te unter den Sauselauten.

Zaar, Zar (Czar), ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort ist aus der alten slawonischen Sprache, und bedeutet so viel als König; der Kaiser ist in eben dieser Sprache Kessar genannt. — Bis zum 16. Jahrh. hießen die Beherrscher der verschiedenen russ. Provinzen Großfürsten (Veliki Knas), und so hieß der Großfürst von Wladimir, Kiew, Moskwa &c. Der Großfürst Wasilei nahm zuerst (1505) den Titel Samoderzheta an, welches ebenso viel als das griech. Autokrator bedeutet, und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wasileis Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Zaar von Moskwa an, den seine Nachfolger lange fortführten. 1721 wurde Peter I. vom Senate und der Geistlichkeit im Namen der russ. Nation der Titel eines Kaisers von Rußland beigelegt, wofür im Russischen das lat. Wort Imperator gebraucht wird. Die andern verschiedene der größern europ. Mächte weigerten sich bis gegen die Mitte des vor. Jahrh., diesen Titel anzuerkennen. Der älteste Sohn und muthmaßliche Thronerbe des Zaars ward ehemals Zarewiz (Sohn des Zaars) genannt; aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserl. Erben wurden alle Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte (1799) den Titel Zarewiz (oder Cesarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin, ein. — Auch die ehemal. Fürsten der dem russ. Scepter nun unterworfenen Provinzen der Grusien (Georgien) und Imirette nannten sich Z a a r e.

Zabiello (Michael, Graf), aus einem alten litthauischen Geschlecht, war in Jugend auf Soldat, und machte sich 1792 als poln. Gen. in dem Kampfe mit

Rußland rühmlich bekannt. Als der König Stanislaus den Drohungen der Macht Rußlands nachgab, nahm Graf Z. seinen Abschied und begab sich nach Polen. Bei dem von Kosciuszko 1794 geleiteten Nationalaufstande verhielt er ruhig; weil man aber seine Gesinnungen kannte, wurde er in Karlsbad verhaftet und nach Prag geführt. Hier erhielt er endlich seine Freiheit und die Erlaubnis nach Dresden zu begeben. — Sein älterer Bruder, Joseph Z., war dagegen Anhänger Rußlands. 1794 wurde er in Warschau von den Polen verhaftet, man fand in den Papieren des russ. Gen. Igelskii seinen Briefwechsel mit dem Kaiser, von dem provisorischen Nationalgerichtshofe (3. Mai) gerichtet und als Staatsverräter am 4. Mai gehangen.

Zabier, s. Sabier.

Zabira (Georg), ein gelehrter Grieche und Kaufmann, lebte zu Szallas, einem Flecken in Kleinkumanien. Er war der Sohn eines durch in Italien gebildeten Kaufmanns, geb. zu Sialista in Macedonien, und in Thessalonich erzogen. Um das J. 1764 kam er als Kaufmannsdienestheilhaber nach Szallas und erlernte zu Kolotsha die latein. sowie die neuern europ. Sprachen. Er legte sich eine Bibliothek an. Neben seinen Handelsgeschäften leitete er eine Schule für seine Glaubensgenossen. In spätern Jahren besuchte er mehrere Universitäten und widmete sich hierauf zu Szabadzallas dem Handel und Naturgeschichte. 1795 ließ er Kantemir's Werk über die Kantakuzenen und Bruckner's Druck. Unter seinen hinterlassenen Handschriften ist besonders das „*ἑλληνικόν*“ wichtig: ein biographisches Verzeichniß aller neugriech. Schriftsteller, die seit der Eroberung von Konstantinopel gelebt haben. In seinem Testamente vermachte er alle seine Bücher und Handschriften der griech. Kirche zu Szallas ein Legat für die Bibliothek. Er starb am 19. Sept. 1804.

Zach (Franz, Freih. v.), Bruder des östreich. Generals v. Zach, geb. zu Burg 1754, ist einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronomen der Zeit. Nachdem er in östreich. Kriegsdiensten gestanden und sich einige Zeit in Italien aufgehalten hatte, ward er mit dem Charakter eines Obristleutnants Hofmeister der zu Eisenberg wohnenden verwitweten Herzogin von Sachsen-Coburg, die er 1804 und 1805 auf einer Reise durch Frankreich begleitete. Er that mit rühmlichem Eifer und zum Besten der Wissenschaft die Direction der Sternwarte bei Seeberg von 1787—1806, wo er sie niederlegte. Seitdem lebte er im Auslande, und im Gefolge der Herzogin zu Paris und in Italien, wo er noch vor kurzem in der Nähe von Genua aufhielt. Auch hier ist Baron Z. in der Astronomie thätig gewesen, z. B. bei der Anlegung einer Sternwarte in der Nähe von Lucca. Baron v. Z. hat die Astronomie durch treffliche Entdeckungen gefördert und erweitert, worin sich Gründlichkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung und des Vortrags vereinigen. Bekannt in einem weitem Kreise durch seine „Geographischen Ephemeriden“, sowie die Fortsetzung derselben: „*Correspondence astronomique* zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde“. Eine neue Fortsetzung dieser gehaltvollen Zeitschrift läßt er in Italien u. d. Z.: „*Correspondence astronomique*“ erscheinen. Außerdem hat er einige gehaltreiche Abhandlungen über einzelne astronom. Beobachtungen, und namentlich über die Ablenkung des Lichts aus seiner Normalrichtung durch den Einfluß der Gebirgswasser: „*L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils-à-plomb*“ (Avignon 1814, herausgegeben; auch finden sich in mehreren Zeitschriften, z. B. in der „*Gelehrten Zeitung*“, treffliche Arbeiten von ihm. Von seinen astronom. Tafeln wir nur noch die „*Tabulae motuum solis novae et correctae*“ (Gotha 1804) an. In Genua gab er den „*Almanacco Genovese*“ heraus. 1828 machte er eine Reise in die Schweiz und hielt sich eine Zeitlang zu Genf auf. —

Anton, Baron v. Z., ist östreich. Feldmarschalllieut. Er war 1800 Quartiermeister bei der Armee unter Melas, und wurde in der Schlacht bei Aspern gefangen. 1805 diente er unter dem Erzherz. Karl und 1809 unter dem Kaiser Franz. Zuletzt war er Commandant der Festung Olmütz und wurde pensionirt.

Zacharia, einer der sogen. 12 kleinen Propheten, dessen Geburtsort aber unbekannt ist wie das Jahr, da er die Welt betrat. Seine Weissagungen beziehen sich vornehmlich auf die sich bald verbessernde Lage des jüdischen Volks, in- und zugleich zum Wiederaufbau des Tempels kräftig ermunterte, und, wie alle Propheten, auf sittliche Besserung hinarbeitete.

Zacharia (Just Friedrich Wilhelm), geb. d. 1. Mai 1726 zu Frankenhau-
Fürstenthume Schwarzburg, studirte von 1743 an zu Leipzig die Rechte, legte sich aber fast ausschließlich mit der schönen Literatur und der Dichtkunst zu, und schloß sich der Gottsched'schen Schule an. Sein erstes größeres Werk war: „Der Kenommist“, ein komisches Heldengedicht, der erste, wiewol unvollkommene Versuch dieser Art in Deutschland (1742), wobei er Pope zum Vorbilde hatte. Gottsched lobte dieses Gedicht zuerst in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, und hat das Verdienst, auch diesen Dichter aufgemuntert zu haben. Aber er that sich, wie andre gute Köpfe, bald von Gottsched, und kam in Verbindung mit jenen geistvollen jungen Männern, die sich damals in Leipzig zusammen-
trafen, und als Vorbereiter eines bessern Geschmacks in Deutschland an-
sahen. Der Beifall, mit welchem der „Kenommist“ aufgenommen worden, er-
mutigte ihn, in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach
andere komische Heldengedichte: „Phaeton“, „Das Schnupftuch“ und
„Die Reise in der Hölle“. Für diese Gattung hatte Z. das meiste Talent; jedoch sind
diese fast in Vergessenheit gerathen, weil sie sich zu sehr auf Schilderung der
Begebenheiten beschränken, und die Darstellung oft gedehnt ist. Nachdem sich Z.
in Göttingen aufgehalten hatte, ward er 1748 Lehrer am Carolinum zu
Helmstedt, und 1761 Prof. der schönen Wissenschaften; auch ward ihm die
Verwaltung der Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses daselbst auf-
getragen, nebst der Herausgabe öffentlicher Blätter, mehrere Jahre hindurch.
Er starb am 30. Jan. 1777. Z. zeigte als Lehrer und als Schriftsteller
Talent. Nicht ohne Glück hat er sich auch in der beschreibenden Dichtkunst
versucht. Die besten Gedichte dieser Art sind die „Tageszeiten“ und „Die 4 Stufen des
Alters“. Auch gelangen ihm musikalische Gedichte, die er zum Theil selbst
komponirte, und leichte, gefällige Lieder gar wohl. Überall zeichnet er sich durch
einfache Sprache vor vielen seiner Zeitgenossen aus, obwohl er nicht correct war. Er
verfaßte auch eine deutsche Übersetzung von Milton's „Verlorenem Paradies“ in
3 Bänden, die aber matt, untreu und unharmonisch ist, und keinen Beifall fand.
Viele ungedruckten, zum Theil unvollendet gebliebenen Gedichten sind noch
in Manuscript. „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis's Manier“ (Braunschw.
1764). Z. hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken unserer ältern deutschen
Dichter zu erneuern, und gab die nach seinem Tode von Eschenburg fortgesetzte
Ausgabe: „Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf
unsere Zeiten etc.“ (1. Bd. 1766, 2. Bd. 1771) heraus. Die erste voll-
ständige Sammlung seiner poetischen Schriften erschien in 9 Bdn. (Braunschweig
1765); ein 2. verbesserte Aufl. in 2 Bdn. (Braunschw. 1772). Nach
seinem Tode gab Eschenburg noch einen Band hinterlassener Schriften (1781).

Saboc (Saboc), s. Sabuder.

Zastleeven oder Sachtleeven (Hermann), einer der größten Maler
der holländischen Schule, geb. 1609. Er lebte und starb zu

Utrecht 1689. Seine Landschaften stellen entweder die Umgebung von Utrecht und Rheingegenden dar. Heiter und herrlich ist der Charakter seiner Natur, freundlicher Himmel wölbt sich über Städte und Gebirge, und eine warme Weht in den weiten Räumen und sonnigen Fernen. D'Argenville spricht von einer Reise nach Italien, welche die flammändischen Schriftsteller leugnen. Seine Gemälde sind sehr zerstreut; treffliche Bilder von dem größten Umfange hat die Galerie zu Pommersfelden von ihm aufzuweisen. Bei Descamps findet sich ein Zeichniß seiner Arbeiten. Z. hat auch in Kupfer gestochen. — Ein Bruder des Landschaftmalers ist Cornelius, geb. zu Rotterdam 1612, welcher Land- und Bauernstuben in Brauer's Geschmacke malte und durch seine genaue Charakteristik im Einzelnen und Kleinen sich auszeichnet.

Fähigkeit ist die Eigenschaft der Körper, ihre Massen nicht leicht zu lassen und bei starker Ausdehnung nicht zu zerreißen.

Zahl. Mehrere Einheiten (ein mathemat. Ausdruck für jede für sich stehende Größe) von gleicher Art bilden eine Zahl oder Anzahl, welche durch Zahlzeichen ausgedrückt wird. Ist die Einheit in einer Zahl ein oder mehrere vollkommen genau enthalten, so ist es eine ganze Zahl; eine gebrochene hingegen oder ein Bruch, wo jenes nur theilweise der Fall ist. $\frac{3}{4}$ ist eine gebrochene Zahl; denn hier ist die Einheit nicht ganz enthalten, sondern in theile getheilt gewesen, und davon sind nur 3 solcher Viertheile genommen worden. Ist bei der Zahl noch angegeben, was die Einheit für eine Sache der Einheit ist, z. B. ob Thaler, Ellen, Pfunde u., so nennt man sie benannte Zahl. Unterschied von der unbenannten, welche nur die Menge der Einheiten anzeigt (Vgl. hiermit Rechenkunst und Renner.)

Zahl (goldene), s. Calendar.

Zahlensystem. Die wissenschaftliche Bildung eines Zahlengebäudes ist ein Zahlensystem genannt. In dem bei uns gewöhnlichen unterscheidet man zwischen einander stehenden Zahlen von der rechten nach der linken Hand allemal: Zehner, Hunderter, Tausender, Zehntausender, Hunderttausender; wenn mehr als 6 Zahlstellen vorhanden sind, so bezeichnen sie in der hier angegebenen von neuem beginnenden Ordnung die Millionen; bei mehr als 12 die Billionen; bei mehr als 18 die Trillionen u. So weiß man, daß bei 415, also 415 1 Zehner und 5 Einer sind; fällt in der Reihesfolge aber eine Stelle aus, so wird durch 0 bezeichnet, damit die Stellung der übrigen Zahlen nicht in Verwirrung verliert, z. B. 93120415 sind neunzig und drei Millionen, ein Mal zweihundertzwanzigtausend, vier Mal hundert, zehn und fünf. Man sieht, daß bei der fehlenden Stelle der einfachen Tausender eine 0 den Platz ausfüllt, sonst alle folgende um diese Stelle ihren Werth verlieren würden. Das Zahlengebäude im Zusammennehmen von jedesmal 10 Einheiten, die durch die Bezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 kennen, besteht, so nennt man es das dekadische, nach dem griech. Worte Dekadikos (δεκαδικος, die Zehn). Ein andres Zahlensystem ist das dyadische oder binarische, entlehnt von dyadikos (δυαδικος, die Zwei), welches bloß in der Verbindung der zwei 1 und 0 besteht; es ist hiernach 1 eins, 10 zwei, 11 drei, 100 vier, 110 sechs, 111 sieben u. Leibniz bildete es zuerst in s. Dyadik aus. In dieser Weise lassen sich Zahlensysteme bloß mit 3 oder auch 4 Zahlen aufstellen, die für die Mathematik keinen weitem Werth haben. Die Römer nahmen 5 Zahlen zusammen und schrieben diese so: V; dann brachten sie 2 solcher Fünfer zusammen, woraus das Zahlzeichen X entstand, 5 Zehner schrieben sie L, 2 Fünziger gaben einen Hunderter, den sie C (den vordersten Buchstaben centum, hundert) schrieben. 5 solcher Hunderter gaben einen Fünfhundert, 5 Fünfhunderter einen Tausender M (den ersten Buchstaben von mille, tausend).

och gebraucht man hierbei die Abkürzung, daß eine Ziffer linker Hand, jedoch mittelbar an eine andre geschrieben, jene um so viel vermindert, als sie Einheiten ist; es war demnach IV vier, XL vierzig, XC neunzig etc. Auf diese Weise wurde 29 folgendermaßen geschrieben: MDCCCXXIX. — Es gehören hieher auch fernermaßen die Zahlensysteme neder Decimal = Duodecimal = Rechnung, die sexagesimal = Eintheilung, die Systeme der figurirten Zahlen (s. d.) und Reihen der Polygonal = oder vieleckigen Zahlen. Diefes sind besondere Zahlenarten, die bei der Lehre der Progressionen abgehandelt werden, aber sehr wenig praktischen Nutzen haben.

P. S.

Zähler, s. **Renner**.

Zähne. Unter allen Knochen des menschlichen Körpers sind die Zähne, die Knochelchen ausgenommen, die kleinsten, aber dessenungeachtet sind sie für Schönheit und Gesundheit sehr wichtig. Für die Schönheit, weil die Rundung des Gesichts davon abhängt; für die Gesundheit, weil die Speisen von ihnen zuerst zermalmt werden müssen, und schlechte Zähne schlechte Säfte in den Blutkreislauf haben, welche sich dann gleich mit den überdies unvollkommenen und also minder leicht verdaulichen Speisen mischen. Zugleich können mehrere Buchstaben ohne die Zähne nicht deutlich ausgesprochen werden, und die Zähne sind daher auch für die Aussprache sehr wichtig. Die meisten Menschen achten auf ihre Zähne viel zu wenig, weil sie diese Verhältnisse übersehen, und daher es so wenige, welche vollkommen gute Zähne haben. Bei Kindern zeigen sich die ersten Zähne gewöhnlich im Verlauf oder gegen das Ende des 6. Monats. Hier kommen die ersten Schneidezähne zum Vorschein, denen in dem zweiten halben Jahre die andern Schneidezähne folgen. Die Spitz- und Backenzähne kommen im 3. und 4. halben Jahre. Alle diese Zähne heißen Milch- oder Wechselzähne, welche vom 7. Jahre an allmählig ausfallen, um denen zu weichen, die fürs ganze Leben bleiben sollen. Das Kind hat nur 20 Zähne, der Erwachsene in der Regel nämlich 8 Schneide- und 4 Spitz- oder Eckzähne (Augenzähne); die übrigen sind Backenzähne, wovon die 2 hintersten die Weisheitszähne heißen, weil sie oft erst im 25. Jahre erscheinen. — Jeder Zahn hat eine Krone (so nennt man außer dem Zahnfleisch stehenden Theil), den Körper, den Hals, der vom Zahnfleisch bedeckt ist, und eine oder mehrere Wurzeln, die in den Zahnhöhlen der Kiefer sitzen. Die Schneide- und Eckzähne haben nur eine Wurzel, die Backenzähne haben deren 2 — 3. Die Krone der Zähne ist der wichtigste Theil. Sie ist mit einem porzellanartigen Schmelze bedeckt, der sehr hart ist, aber durch sehr harte Reize, durch Hitze und Kälte und schnellen Wechsel beider leicht Risse bekommt. Das, so wird die darunter befindliche Knochensubstanz der äußern Luft preisgegeben, vom Weinschraß ergriffen, und dies ist dann die gewöhnlichste Ursache der schmerzhaften Zähne. Da indessen die Zähne in dieser Krone eine kleine Höhle haben, worin ein zarter Nerv und Blutgefäßchen liegen, so können auch Krankheiten derselben darin eine Entzündung und Verderbniß des Zahnes vom Innern heraus erregen. Vorzüglich werfen sich leicht Rheumatismen, Gicht, venöse Schärfen auf die Zähne. Um die Zähne gesund zu erhalten, muß man sich vor zu heißen wie vor zu kalten Getränken und Speisen hüten; am meisten vor dem schnellen Wechsel der Temperatur, ferner alles Zerbeißen sehr harter Körper, Zerknacken von Nüssen meiden, keine Fäden ab- und keine Knoten aufreißen, die Zähne durch das Erstere im Schmelze beschädigt werden, und das Letztere sie bis in die Zahnhöhle erschüttert und locker macht, und der unterste Theil ihrer Wurzeln eine Substanz hat, die unter dem Namen der hornartigen weicher als die Krone ist, mithin dadurch unmittelbar leiden kann. Säuren aller Art lösen den Schmelze der Zähne auf, besonders thun dies die stärkern, und müssen daher sorgsam vermieden werden. Alle Zahntincturen, die Säure bei sich haben, schaden den Zähnen.

baher in der Länge auf die empfindlichste Weise, obschon sie für den Augenblick Zähne rein machen. Da der Schmelz durch rauhe, spitzige Dinge beschädigt werden kann, so sind auch alle metallene Zahnstöcher, Zahnpulver von Smaragd, Korallen, Cremortartari u. dergl. Dinge, die man sorgfältig vermeiden muß. — Es ist die viel Fleisch, wenig Brot genießen, nicht die beste Verdauung haben, zu rauchen, finden, daß der Schleim im Munde sich an den Zähnen festsetzt, und Weinstein erzeugt: ein Niederschlag jener im Schleim enthaltenen erdigen Theile, er nimmt vorzüglich die Theile des Zahnes ein, welche bei dem Essen am meisten in Berührung kommen, also die untern Theile überhaupt, dann die tiefen, schon Krone und Hals gelegenen, vom Zahnfleisch begrenzten Punkte. Das Zahnfleisch wird dadurch nach und nach abgetrennt; Verderbniß, häßlicher Geruch dem Munde sind die unausbleibliche Folge. Um ihm zuvorzukommen, muß täglich die Zähne mit einem guten Zahnpulver, lauem Wasser und einer Zahnbürste reinigen. Wo er schon ist, muß man ihn vom Zahnarzt entfernen, und dann die Wiederkehr auf gleiche Weise verhüten. Den Brand an Zähnen kann man oft noch durch Ausseilen der brandigen Stelle entfernen, durch Arzneien, Plombiren aufhalten, sodaß der Zahn noch viele Jahre gewahrt werden kann; man darf nie zu voreilig den Zahn herausnehmen lassen, immer Gefahr damit verbunden ist. Zu künstlichen Zähnen bediente man sich gewöhnlich der Menschenzähne aus Leichnamen gesunder Menschen; jetzt man sie aus Wallroß-, aus Kuhzähnen, Elfenbein. Der künstliche Zahn entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelst eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dies nicht geht, an die gesunden Nachbarn mit Golddraht befestigt. Da aber alle solche Zähne bald ihre Farbe verlieren und riechend werden, so verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porcellanartige, die zwar diesen Fehler nicht haben, aber fürchten lassen, daß ihre Härte gar leicht den entgegenstehenden natürlichen geschadet werde, daher nicht entschieden ist, ob sie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fonti's in Paris u. a. D. bereits verschafft hat. Die Lehre von den Zähnen ist von Hunter, Blake, Fox vorzüglich bearbeitet in A. Serres's „Essai sur l'anatomie et la physiologie des dents ou nouvelle théorie de la dentition“ (Paris 1825 mit Kupf.). Für den Zoologen ist Cuvier's Schrift: „Des dents des animaux“ (11 Liefer., Paris 1825, m. Kupf.) wichtig; doch kennt der Botaniker von Oken, Meckel, von Baer u. A. zu wenig.

Zahnschmerz, Zahnweh. So nennt man die Schmerzen, welche von den Zähnen selbst oder in den zu ihnen gehörenden Theilen ihren Sitz haben, erreichen bisweilen einen sehr heftigen Grad, sodaß sie alle nächtliche Ruhe und den Kranken zur Verzweiflung bringen. Bisweilen verbreiten sie sich von einem Zahne aus weiter auf die nahen Theile, manchmal bis in den Kopf hinein, lassen sie auf ihrer Höhe plötzlich nach oder hören ganz auf und kehren nach einiger Zeit wieder zurück. Wie alle Schmerzen, so befinden auch sie sich im Nerven, und zwar in demjenigen, welcher in einen besondern Canal des Kieferknochens seinen Lauf hat und an jeden Zahn wenigstens ein Ästchen abgibt. Dieser Nerv aber wird von sehr verschiedenen Ursachen auf krampfartige Weise gereizt und dadurch schmerzhaft afficirt. Dem gemäß sind auch die Arten der Zahnschmerzen, welche man gewöhnlich unterscheidet, sehr verschieden. Schon der Durchbruch der Zähne, welcher von einem entzündeten Zustande des Zahnfleisches begleitet wird, beobachtet man Schmerzen, die gewöhnlich noch hieher gerechnet werden. Ebendasselbe findet statt bei spätern zufälligen Entzündungen des Zahnfleisches und der Theile, welche sich in den Zahnhöhlen befinden. Ferner die Rheumatismus, Flechten, Auszehrung, die Lustseuche, ja selbst die Syphilis verursacht Zahnschmerzen hervor, welche man gewöhnlich confusum

gewöhnlichsten ist aber der Zerstörungsproceß der Zähne mit Schmerzen verbunden; hierher gehören sowohl die mechanischen Verletzungen der Zähne, als auch organische Zerstörung, welche gewöhnlich mit dem Namen der Fäule und Fäule belegt wird, der Caries in den andern Knochen entspricht, und durch vielerlei Ueberschüsse erzeugt wird. Endlich aber sind bisweilen solche äußere Umstände, welche Nerven reizen, gar nicht vorhanden, der Nerv selbst ist krank, ein Zufall, der ähnlich Neuralgia genannt wird. — Schon hieraus wird man abnehmen, daß Zahnschmerz nicht immer durch ein und dasselbe Mittel zu heben ist, im Gegentheil sind dieselben nach Maßgabe des Ursprungs und der Art auszuwählen, und man bedient sich bald Blutentziehungen, bald beruhigende, bald solche Mittel, welche den Schmerz tödten, bald Ableitungen durch Blasenpflaster. In vielen Fällen muß die kranke Zahn herausgezogen werden, um dadurch den nachtheiligen Reiz zu entfernen.

Zähringen, ein Dorf unweit Freiburg, im ehemaligen östr. Breisgau, im Kreisamtsbezirk des Großherzogthums Baden, mit einem zerstörten Schloß, von welchem die alten Herzöge von Zähringen, die Ahnherren des Hauses Baden, sich nannten. Der letztverstorbene Großherzog stiftete am 26. Dec. 1818 einen neuen Hausorden des zähringischen Löwen, dessen Decoration das Wappen dieses Hauses, einen Löwen, und die Ruine der Burg Zähringen darstellt. (Vgl. Baden.)

Zaims und Timarioten, Inhaber türkischer Kriegslehen, welche nach dem Sultan Murad I. im 14. Jahrh. gemachten Einrichtung, Spahis oder Reiter stellen müssen und statt des Soldes den Genuß dieser Ländereien haben. Jede Pforte unterhält nämlich nur 10 — 12,000 Spahis (s. d.), die aus der Pachte bezahlt werden und die Kapikuly heißen. Die übrigen Spahis werden von den Lehnsträgern ausgerüstet und ins Feld geführt. Die Zahl sämtlicher Spahis, d. i. solcher Lehnsträger, die von den ihnen angewiesenen Ländereien (Zaimen) jährlich 20,000 — 100,000 Asper beziehen (ein kais. Asper gilt etwa 4 M.), beläuft sich auf 6689. Sie stellen für jede 5000 Asper Einkünfte in der Pforte einen Reiter gerüstet ins Feld, so daß ein Zaim nicht weniger als 4 und höchstens 20 stellen muß. Die Zahl der Timarioten aber, oder derjenigen Lehnleute, die 6000 — 19,999 Asper Einkünfte genießen, beträgt 52,649, und diese stellen für jede 3000 Asper einen Spahi, einzeln genommen also 2 und höchstens 3 ins Feld bringen. Hiernach ergibt sich als mindester Betrag sämtlicher von den Pforten zu stellenden Reiter 134,054 M. 1792 wurde beschlossen, alle Timariotenkriegelehen, nach dem Absterben ihrer dormaligen Besitzer, mit den Domänen des Reichs zu vereinigen, dagegen sollte aber auch dieses die Unterhaltung solcher Truppen, als bisher jene Lehen stellten, übernehmen; mithin hat der Kaiser selbst hierdurch keine wesentliche Minderung erlitten. Außerdem unterhält jede Pforte noch ein Cavaleriecorps, das aus den ehemaligen Büchsenmachern und Schmiedem gebildet und jetzt zum wirklichen Felddienste bestimmt ist. Die Reiterei dieser Reiterei, die den Namen Dschebeddschin führt und in 60 Detas vertheilt ist, wovon eine jede 500 M. enthalten soll, ist indessen niemals vollständig und trägt höchstens 18,000 M. Seit der Einführung eines europäischen Heeres und nach der Aufhebung der Janitscharen (im J. 1826) hat auch die Reiterei eine andre Einrichtung erhalten; jedoch bestehen noch in vielen Provinzen alte Reiterlehen, und deren Aufgebot.

Zaire, Zaya, Fluß in Niederguinea, ist auch unter dem Namen Congo bekannt. Er entspringt unter dem 1. Gr. S. Br., oder nach Tucker aus dem Bangara im Norden der Linie. Er ist 50 deutsche Meilen weit schiffbar, hat schnelle Strömungen, ein felsiges Flußbett und mehrere Wasserfälle. Wie bei tropischen Flüssen steigt und fällt seine Wasserhöhe periodisch. An seiner Mündung

bung im äthiopischen Meere ($5^{\circ} 7'$ S. Br.) liegen das Säulen- und das Hainvorgebirge. Im N. des Zaire ſind die Ufer ſanft anſteigend, mit immergrünen Wäldern, mit Wieſen und Feldern bedeckt; im S. aber hoch und ſteil, mit ſandigen, jedoch fruchtbaren Ebenen. Zu Angoy am Zaire, mit dem Hafenplatze Labenda, wird noch immer ein ſtarker Sklavenhandel getrieben. Die kleinen Negertaaten am Zaire, in welchen man auch viele ſchwarze Juden, Nachkommen des vom Könige Johann II. ſeit 1492 aus Portugal vertriebenen Hebräer, und weißer Neger (Dondos) antrifft, ſind meiſtens den Portugieſen zinsbar, deren unmittelbare Beſitzungen im S. des Zaire bis zum ſchwarzen Vorgebirge aus den Provinzen Angola und Benguela beſtehen. Die Unhaltbarkeit der vom Oberſtlieut. Zorn und von Mungo Park aufgeſtellten Hypothefe, daß der Niger ſich mittelſt des Zaire ausmünde, oder mit demſelben ein Fluß ſei, iſt ſchon vor 27 Jahren von dem ſchönen Geographen aus phyſiſchen Gründen, in v. Zach's „Monatl. Correſpondenz“ Thl. V, gezeigt worden.

Zajonczeſ (Joſeph, Fürſt), Senator, General der Infanterie, Erhalter und Vicekönig des Königreichs Polen, geb. 1752 zu Kaminieck, ſtammt aus einer armen adeligen Familie. Wie alle junge polniſche Edelleute widmete er ſich dem Kriegsdienſt, ward Lieutenant in einem Infanterieregiment und ſchon 1771 Obriftlieutenant; 1793 wurde er Oberſt und Chef eines Regiments. Er wies dem Kriege Polens gegen Rußland bei und zeichnete ſich ſo aus, daß er zum Generalmajor befördert wurde. Aber das Glück begünſtigte die Sache der Polen nicht und mit vielen ſeiner Landsleute verließ Z. ſeine Heimath, um in Frankreich ein neues Vaterland zu ſuchen. Auf dem Wege dahin ward er in Galizien neſt einem Bruder, der Mitglied des hohen polniſchen Nationalraths geweſen war, verhaftet und in die Feſtung Joſephſtadt eingeſchloſſen. Als er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er ſich nach Paris und ward bei der franz. Armee in Italien als Brigadegeneral angeſtellt. Die tapfere polniſche Legion trug das Ihrige zum Erfolge der franz. Waffen in Italien bei, und überall, wo ſie gebraucht wurde, behauptete auch Z. einen ausgezeichneten Platz. Hierdurch war er Napoleon bekannt und lieb geworden, der ihn daher mit nach Ägypten nahm. Auch unter ſeinem Himmelsſtriche focht Z. mit großer Unerſchrockenheit und Einſicht, und voll erwähnt findet ſich ſein Name in den Berichten von den meiſten Treffen, die die ſogenannte Armee des Orients lieferte. Daher ward er 1802 von dem ſeligen erſten Conſul Bonaparte zum Diviſionsgeneral ernannt und erhielt den Befehl über eine Diviſion franz. Truppen in Italien. 1812 begleitete er gleichfalls Napoleon auf dem Zuge gegen Rußland. An der Spitze eines franz. Armee-corps riß ihm in dieſem Feldzuge eine Kugel das Bein weg, deſſen Stelle ein Proſeß erſetzen mußte. Seit dieſem Unfalle diente Gen. Z. nicht mehr in den Reihen der franz. Truppen; eine höhere Beſtimmung gab ihn ſeinem Vaterlande wieder. 1815 ernannte ihn der Kaiſer Alexander, als König von Polen, zu ſeinem Erhalter, Vicekönig oder Namieſtnik, worüber die ganze polniſche Nation erfreut wurde und erhob ihn 1818 in den polniſchen Fürſtenſtand. Kaiſer Nikolaus beſtätigte ihn am 25. Dec. 1825 in allen Würden und Rechten, die ihm K. Alexander durch das Decret vom 29. April 1818 ertheilt hatte. Fürſt Z. ſtarb zu Waſchan 28. Juli 1826.

Zaſrzewſki (...), Nuncius (Deputirter) von Poſen auf dem polniſchen Reichstage, gehörte zu den edlen Polen, die am entſchloſſenſten für die Sache des Vaterlandes und gegen die Ruſſen ſich thätig erwieſen. Sein perſönlicher Einfluß bewirkte großentheils die Erhebung der Nation zur Vertheidigung der Conſtitution vom 3. Mai 1791. Am Ende des J. 1792 wurde er als Feind der Ruſſen abgeſetzt, nach dem Aufſtande der Polen unter Koſciuszko aber im J. 1794 wieder zum Nuncius von Poſen erwählt, hierauf zum Präſidenten des Nationalrathes ernannt.

mit der Polizeiverwaltung beauftragt. Nach Warschau Übergabe an den Feldschall Suwaroff ließ Katharina II. ihn, nebst Ignaz Potocki, Thaddäus Moski und vielen andern ausgezeichneten Polen verhaften und auf eine russische Ung bringen. Paul gab Allen die Freiheit. Jetzt ging Z. nach Galizien, wo er j. 1802 gestorben ist.

Zaleukus, der Gesetzgeber der Republik Lokris, einer griechischen Colonie in Großgriechenland (s. d.). Er lebte nach Einigen 500 J. v. Chr. und war Schüler des Pythagoras, nach Andern lange vor diesem, schon im 7. Jahrh. seinen Lebensumständen, sowie von seiner Gesetzgebung, finden wir wenige zusammenhängende Nachrichten in den alten Schriftstellern. Seine Gesetze scheinen sehr streng gewesen zu sein. Um den Luxus zu unterdrücken, verordnete er, daß öffentliche Dirnen Geschmeide von Gold und Edelsteinen tragen sollten. Der Bruch sollte mit dem Verluste beider Augen bestraft werden. Der Sohn des Gesetzgebers selbst wurde überführt, dieses Verbrechen begangen zu haben. Aus Mitleid für den Vater bat das Volk inständig, dem schuldigen Sohne die Strafe zu lassen; aber Z. blieb unerbittlich. Um jedoch die Regung der väterlichen Liebe mit der Strenge des Gesetzes zu vereinigen, ließ er zuerst sich selbst und dann dem Volk ein Auge ausstechen. Das Beispiel strenger Gerechtigkeit, das er dadurch setzte, nach der Versicherung der Schriftsteller, die Folge gehabt haben, daß, so lange er lebte, von keinem Ehebruche zu Lokris weiter etwas hörte. Um seine Gesetze immer aufrechtzuerhalten, verordnete er, daß Jeder, der einen Vorschlag zu einem neuen Gesetze machen wolle, mit einem Strick um den Hals erscheine, damit man ihn sogleich erdrosseln könne, wenn sein Vorschlag nicht für besser als das schon bestehende Gesetz befunden würde.

Zaluski, ein polnisches Geschlecht, das in den Jahrbüchern der Staats- und Literaturgeschichte seines Vaterlandes eine ausgezeichnete Stelle behauptet. **Anna Chrysostomus**, war Bischof von Wermeland und Großkanzler von Schweden. Er starb 1711. Seine nicht für den Druck geschriebenen „*Epistolae hibernico-familiares*“ (Braunsberg 1709—61) enthalten viele Beiträge zu der polnischen Geschichte. — **Andreas Stanislaus**, der mit seinem Bruder **Jos. Andreas** eine gelehrte Reise durch einen großen Theil von Europa machte, war Bischof zu Plocko, wurde 1735 Krongroßkanzler, 1746 Bischof zu Krakau, und starb 1758. Er vermachte der Universität zu Krakau seine 20,000 Bde. starke Bibliothek. — Seine Brüder **Martin** (geb. 1699, gest. 1768) und **Joseph Andreas** (geb. 1701, gest. 1774) waren Eiferer gegen die Dissidenten und Jesuiten. **Martin**, Krongroßsecretair, trat in den Jesuitenorden und wurde Prior zu Krakau. **Jos. Andreas** war Bischof von Kiow, beförderte die Wissenschaften und wurde, wegen seines Eifers gegen die Dissidenten, als Gefangener in Russland. Er stiftete die Marianische Akademie zu Ehren der heil. Jungfrau, und schenkte seine ansehnliche Bibliothek den Jesuiten. Er gab die „*Leges, statuta, consuetudines et privilegia regni Poloniae*“ (Warschau 1732, Fol.) heraus; schenkt man sein „*Specimen historicum Poloniae criticae*“ (Warschau 1754, 4.) — Ein Graf **Joseph Zaluski**, Adjutant des Kaisers von Rußland, wurde 1826 von den 3 Schutzmächten der Republik Krakau zum Curator der Universität daselbst ernannt.

Zambeccari (Francisco, Graf), berühmt als Aëronaut, war geb. 1756 in Bologna und stammte aus einer alten Familie, die zu den 40 Senatoren dieser Stadt gehörte. Sorgfältig erzogen, erwarb er sich gute mathematische Kenntnisse und trat in kön. spanische Dienste als Seeofficier. Er wurde von den Türken gefangen und in den Bagno nach Konstantinopel geschickt. Endlich bewirkte der span. Gesandte seine Freilassung. Graf Z. machte jetzt eine Reise in die Levante und nach Afrika; hierauf besuchte er die Hauptstädte Europas. Dann ging er in sein Va-

erland zurück und studirte vorzüglich die Theorie der Aëronautik. Mittels einer sinnreichen Vorrichtung glaubte er die Lenkung des Luftballs, folglich die Kunst der Luftschiffahrt erfunden zu haben. Er hatte sein Verfahren auf die Verschiedenheit der Luftströmungen in den höhern oder tiefern Luftschichten gegründet und wollte sich mittelst Vermehrung oder Verminderung des Gases nach Belieben erheben oder niederlassen, und dann durch den Luftstrom fortrudern. Als er aber den auf den 21. Sept. 1812 angekündigten Versuch bei ungünstiger Witterung unternahm, blieb sein Ball an einem Baume hängen, das Maschinenwesen gerieth in Unordnung, und der Ball fing Feuer. So verunglückte dieser kühne Luftschiffer in einem Alter von 56 Jahren.

Zamoiski. Unter mehreren berühmten Männern aus dem Geschlechte Zamoiski nennen wir 1) **Johann Z.** (lat. Samoscius), geb. 1542, war der größte polnische Staatsmann und Gelehrte seiner Zeit. Er hatte zu Paris und Padua studirt, und starb 1605 als Kanzler und Großfeldherr. Durch ihn vorzüglich erhielt Sigismund III die poln. Krone. Er stellte z. Th. auf eigene Kosten ein Heer auf, mit welchem er die Grenzen der Republik gegen die Schweden, Russen und Tataren vertheidigte. Zugleich beförderte er die Cultur der Wissenschaften und Berufung fremder Gelehrten, Anlegung von Bibliotheken und Stiftung gelehrter Bildungsanstalten. Er schrieb unter A.: „De Senatu Romano“ (in Grævius' „Thes. ant. rom.“, I.); „De perfecto Senatore“. Interessante Briefe von ihm stehen in Einig's „Litteris procerum Europae“. — 2) **Andrzej Z.**, Krongroßkanzler, der glorreiche Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Früher Officier voll Muth und Einsicht; dann Senator und Großkanzler (1764) suchte er die Unruhen bei der Wahl des Königs Stanislaus Poniatowski beizulegen. In der Folge entsagte er allen seinen Stellen, weil er dem Vaterlande nicht mehr mit Nutzen dienen konnte, und Nichts konnte ihn bewegen, das Reichsiegel zu übernehmen. Doch unterzog er sich (1776) dem Auftrage des Reichstags, die Gesessammlung zu ordnen, in welchem er die Rechte des dritten Standes behauptete (polnisch, Warschau 1778, 3 Bde., Fol.; deutsch von Nikisch, Warschau 1780). Diese vortreffliche Sammlung erhielt den Beifall des Königs, aber nicht die Billigung des Reichstags. Bald nach der Staatsveränderung 1791 starb der Graf am 12. Jan. 1792. Die allgemeine Stimme nannte seinen Namen mit Ehrfurcht. Er lebte als Philosoph, in dem echten Sinne des Wortes, gerecht, weise und thätig. Vorzüglich gab er das erste Beispiel der Abschaffung der Leibeigenschaft an seinen Gütern. Seine Gemahlin **Constanzia**, geb. Prinzessin Czartorvskaja, war der edelsten ihres Geschlechts, Kennerin und Beförderin der Wissenschaften, starb zu Wien 1797. (Vgl. Zamośc.)

Zamolxis, der Götter, soll nach Einigen Pythagoras's Sklav und Schüler gewesen sein, nach Herobot aber gehört er einem frühern Zeitalter an („Hist.“ IV, 94 und 96). Er wird als ein weiser und um sein Volk verdienter Mann im Alterthum gerühmt. Er soll demselben die Unsterblichkeit der Seele gelehrt („Herod.“, IV, 93) und weise Gesetze gegeben haben, deshalb wurde er nach seinem Tode göttlich verehrt.

Zamora (Antonio de), ein spanischer Lustspielsdichter im Anfange des 16. Jahrh., war besonders glücklich in der Zeichnung der Charaktere. S. „Obras“ erschienen zu Madrid 1774 in 4.

Zamośc (sp. Samosj), die stärkste Festung des Königreichs Polen in der Wojwodschaft Lublin, zwischen diesem Punkte und Lemberg und in südöstl. Richtung von Warschau, liegt am Wieprz. Sie wurde 1809 von den Polen den Russen und 1813 von den Russen den Franzosen genommen. Der Ort war Majorat der Zamoiski, und ward von dem berühmten Krongroßfeldherrn und Krongroßkanzler Joh. Zamoiski, nachdem er den Erzherzog Maximilian von Oesterreich

geschlagen und gefangen genommen hatte, im ital. Geschmack angelegt und t. 1820 erkaufte der Staat diese Stadt mit einer Umgebung von 12,000 rn von dem Senator Grafen Stanislaus Koska von Zamoiski und überließ dafür einige und fünfzig andre Staatsgüter. Hierauf wurde Zamoisc seiner usigen Vorstädte beraubt und zur Festung umgebildet. Als Anerkennung der indischen Gesinnung des letzten Besitzers wird noch das Familienwappen auf estungemauern erhalten. Auch ist das Erbbegräbniß in der Familiengruft lligiatkirche zu Zamoisc geblieben. Ein schönes großes Schloß, einige andre lliche Gebäude, worunter das Zeughaus, 4 Kirchen, worunter eine griechische, ler (Basilianer und barmherzige Schwestern), ein Theater zeichnen die Stadt welche ungefähr 3500 Menschen, mit Ausschluß der Besatzung, in 400 Häu- wohnen. Auch befinden sich hier ein Gymnasium, eine Bibliothek und eine ruckerei: Stiftungen des schon genannten, um sein Vaterland hochverdien- joh. Zamoiski (s. d.).

Zampieri (Domenico), bekannter unter dem Namen **Domenichino**, ein ter Maler der lombardischen Schule, geb. zu Bologna 1581. Er war ein r Salvart's und nachher der Caracci. Sein Talent entwickelte sich langsam, r ersetzte diesen Naturfehler durch unablässigen Fleiß und erwarb sich einen reiteten Ruhm durch die treue Schilderung des Innern. In Rom, wo er e Albani befand, empfing er die bedeutendsten Aufträge. 1629 begab er sich eopel. Hier soll er aus Unmuth über seine neidischen Kunstgenossen, viel- uch an beigebrachtem Gift, 1641 im 60. Jahre gestorben sein. Z. war zu- n guter Architekt. Papst Gregor XIII. übertrug ihm die Aufsicht über die Gebäude. Der Palast und die Gärten der Villa Aldobrandini zu Frascati ch seiner Angabe eingerichtet. Man schätzt in seinen Gemälden vorzüglich die sition. In Frescogemälden ist er meisterhaft, weniger in Ölgemälden. Seine ung ist groß und correct; besonders ist der Ausdruck in den Gesichtszügen llich. Für ein Meisterstück wird sein heil. Hieronymus für den Hauptaltar de desselben della Carità zu Rom (er erhielt dafür nicht mehr als 50 Scudi) e heil. Cäcilie (gestochen von Sharp) gehalten. Er malte vorzüglich Legen- d Martyrien. Z.'s Originalgemälde sind nicht häufig; die so reiche dresdner e besitzt keins derselben. Seine Hauptwerke befinden sich zu Grotta ferrata.

Janetti (Anton Maria, Graf), ein geachteter Kunstkennner zu Venedig, geb. 1680, lernte früh zeichnen und brachte es darin zu einer großen Fertigkeit. Er te die Erfindung des Hugo da Carpi, Holzschnitte und Kupferstiche von Z, en abzubucken, beförderte die Kunst mit unermüdetem Eifer, sammelte hres Kunstkabinet und starb 1767. Seine „Lettere sulla pittura, scul- l architectura“ (Rom 1754, 7 Bde., 4.) sind für die Kunstgeschichte wich- uch sind seine Sammlungen von Gemmen, Rameen, Handzeichnungen zc., upfer gestochen mit Anm. von Gori, diese in Holz geschnitten erschienen. m Neffe, Anton Maria Z. der Jüngere, hat sich als Bibliothekar von ro zu Venedig durch Schrif- über Kunst und Alterthum rühmlich emacht.

Zanguebar

Afrika, erstreckt sich vom Cap Del- n, in einer Länge von etwa 200 bis 4° N. Br.). Der Boden an iele Klippen, Sandbänke und Flei- zgang. Im Westen steigt das Ge- en unbekannten Theilen des innern worunter der Quillmanzi und der ucht Getreide, Reis, ebeln id Die Bewohner.

zahlreichs Abkömmlinge der Araber, die dem Islam folgen, haben hier mehr Stämme, als Zulloo, Melinda, Magadoro, Tubo &c., gebildet, welche sonst von den Portugiesen abhingen, jetzt aber dem Sultan von Maskate in Arabien unterworfen sind. In dem von Portugal abhängigen Königreich, Melinda, dessen König in der Hafen- und Handelsstadt Bombassa (Mombaza) auf der engl. N. residirt, liegt die portug. Stadt Melinde, mit einem Hafen. Aus Bombassa wurden die Portugiesen von den Arabern 1820 vertrieben; darauf unterwarfen sich 1824 die vornehmsten Einwo. dem engl. Schutze. Das Königreich ist reich an Goldstaub, Kokosnüssen, Ambra &c. In Zulloo hat der engl. N. an der Mündung des Soavo ein portug. Fort und treibt Sklavenhandel.

Zanotti (Francesco Maria). Dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann war den 6. Jan. 1692 zu Bologna geb. Nach dem frühen Tode des Vaters, der als komischer Schauspieler glänzte, empfing er eine sorgfältige Erziehung bei den Jesuiten. Sein vielseitiger Geist bemächtigte sich mit Leichtigkeit aller Gegenstände des Unterrichts, vornehmlich der philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und schon 1718 ward er Prof. der Philosophie und Bibliothekar, 1723 Secretair und 1766 Präsident der Universität Bologna. In diesem Zeitraume erschienen seine wichtigsten Werke. Vornehmlich der Dichtkunst, übte er sie mit Erfolg, sowol in toscanischen als lat. Versen. Er schrieb auch 5 Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtgattungen aufstellt. Bei der Feier des Jubiläums in Rom 1750 hielt er, auf Wunsch Benedicts XIV., auf dem Capitol eine Lobrede auf die schönen Künste, die sich durch Eleganz und Inhalt empfiehlt. Um seinen Gegenstand noch mehr zu beleuchten, schrieb er eine zweite Rede gegen jene erste, und widerlegte dieselbe in der dritten. Alle 3 Reden, die ein Ganzes bilden, erschienen in dems. J. in Bologna. Dieselbe Schönheit der Schreibart, und zugleich einen Reichthum tiefen und erhabenen Ideen, finden wir in seinen philosophischen und physikalischen Werken, namentlich seiner Moral und seinen Dialogen über den Druck der Luft. Den meisten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Commentarien der Aristotelischen Metaphysik, worin er eine Geschichte dieser gelehrten Anstalt und eine Analyse aller der vorgelegten physikalisch-mathematischen Arbeiten liefert. Überdies enthält diese Schriften dieser Gesellschaft von ihm mehrere gehaltvolle Aufsätze über geometrische, analytische, physikalische und musikalische Gegenstände. Noch erwähnenswerth ist sein Werk: „De viribus centralibus“, worin er die Lehre Newton's von den Kräften erweitert und erläutert vortrug. Eine Sammlung seiner Werke erschien 1779 zu Bologna. Er starb am 24. Dec. 1777. — Er ist nicht zu verwechseln mit dem Maler und Schriftsteller Giampietro Cavazzoni Z., welcher 1691 in Paris geb. und zu Bologna erzogen, ein Schüler des Pasinelli war und die Kunstgeschichte von Bologna gehörige Schriften verfasste. Als Secretair der päpstlichen Malerakademie zu Bologna schrieb er die „Storia dell' accademia Clementina“ (2 Bde., Fol., Bologna 1739). Er starb 1765. — **Eustachio Z.**, aus Bologna, geb. 1709, war daselbst Lehrer der Astronomie und starb 1777. Er machte sich um das Studium der Mathematik verdient, sowie durch seine Untersuchungen über die Kometen und über die Gestalt der Erde; ingleichen durch optischen und hydrometrischen Versuche.

Zanni, s. Harlekin.

Zante, mit dem Beinamen Spartivento, eine der vorzüglichsten Inseln der sieben Inseln im ionischen Meere an der Küste Griechenlands, welche die 7 ionische Republik, oder, wie sie jetzt heißen: die Verein. Staaten der ionischen Inseln (s. d.) bilden. Im Alterthume hieß sie Zakynthos, war nach und nach den Griechen und Römern, den Neapolitanern und seit Ende des 14. J. den Venetianern unterworfen. 1797 kam sie, wie die übrigen Inseln, in die

Frankosen, denen sie 1799 von den Russen wieder entzogen wurde. Seitdem ist sie ein Theil der genannten Republik ausgemacht, die durch den am 5. Nov. 5 zu Paris zwischen Rußland und England geschlossenen Vertrag unter den mittelbaren und ausschließenden Schutz Großbritanniens gestellt wurde. Die Insel Zante ist 4 □ M. groß und hat gegen 40,000 griech. Einw. Sie besteht theilweis aus einer ausgedehnten Ebene, welche sich von der nördlichen zur südlichen Küste erstreckt, im Westen von einer Hügelkette und im Osten durch den Berg Scopo und die bergigen Umgebungen der Stadt begrenzt ist. Sie hat keinen Fluß, doch Quellen, aber kein gutes Trinkwasser. Überall findet man Spuren irdischen Feuers, daher ist sie auch den Erdbeben sehr ausgesetzt. Merkwürdig sind die schon von Herodot erwähnten Pechquellen, welche sich bei Chieri, 2 Meilen von der Hauptst., an 3 — 4 Stellen eines Morastes in der Gestalt kleiner Teiche befinden. Die Ufer und der Grund sind nämlich stark mit Steinöl belegt, welches die Frühlingsgewässer auf die Oberfläche bringen und absetzen. Man sammelt jährlich 100 Tonnen, und es wird nur zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Der fruchtbare Boden der Insel liefert nur auf 4 Monate für seine Bewohner Getreide, denn zwei Drittel der Insel sind mit Reben bepflanzt, wovon jährl. 40,000 Eimer Wein gewonnen werden; desgleichen erntet man 12 — 13 Mill. Pfund Oliven, welche größtentheils nach England gehen, an 60,000 Tonnen Olivenöl, auch eine bedeutende Menge von Pomeranzen und Limonien. Das Gewerbe der fleißigen Einw. besteht in Baumwollenspinnerei, Weberei und beträchtlichen Leinwandbrennereien. — Die Hauptst. Zante liegt am Fuße eines Berges, auf dem von den Venetianern erbautes Fort mit sehr ausgedehnten Festungswerken steht. Sie hat 19,000 Einw., ist nach ital. Art gebaut, mit engen Straßen und massigen 4 — 5 Stockwerke hohen Häusern. Hier sind 2 Quarantainenhäuser. Die Insel hat vom 29. Dec. 1820 bis zum 6. Jan. 1821 durch Erderschütterungen und andre ungewöhnliche Naturereignisse sehr gelitten.

Zappi (Giovanni Battista Felice), geb. zu Imola 1667, gehört zu den größten italienischen Dichtern seines Zeitalters. Nachdem er zu Bologna die Rechte studirt und so schnelle Fortschritte gemacht hatte, daß ihm schon in seinem 13. Jahre die Doktorwürde ertheilt worden, begab er sich nach Rom, wo er bald nicht bloß als Rechtsgelehrter, sondern auch als Dichter glänzte. Er war einer der Stifter der Akademie der Arkadier, in welcher er den Namen Tirsi Leucasio annahm, und er zur besondern Zierde gereichte. Ein phantastisch-graziöser Charakter zeichnet seine Poesien, besonders die Canzonen und Madrigale, aus; nur zuweilen dürfte ihm der Vorwurf des Gesuchten und Gekünstelten treffen. Seine Talente hatten ihn die Gunst Clemens XI. erworben, der ihm zu ansehnlichen Pfründen Hoffnung gemacht hatte. Aber er starb 1719, noch ehe er zu ihrem Besitze gelangt war. — Seine Gattin, Faustina Maratti, die Tochter des berühmten römischen Malers Guido Maratti, war nicht nur durch Schönheit, sondern ebenfalls durch Dichtertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglaura Eidonia.

Barlino (Giuseppe), geb. 1540 (nach Gerber 1520) in Chioggia bei Venedig am adriatischen Meerbusen, gest. 1599 zu Venedig, und von niederländ. Meis-tern, namentlich Adrian Willart, gebildet, gehörte vor Rameau und Rousseau zu den größten theoretischen Musikern. Er bestimmte die Verhältnisse des ganzen und des Theils genauer, und legte durch sein ausführliches Handbuch über die Harmonie („*Instituzioni armoniche*“, Vened. 1562, 1573, Fol.) den Grund zu einer gründlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes. Schon im 18. J. trat er als Schriftsteller in dieser Hinsicht auf und schrieb eine Menge Werke, welche unter dem Namen seiner „*Instituzioni armoniche*“ und „*Dimostrazioni armoniche*“ (1789, 4 Bde., Fol.) in Venedig vollständig gesammelt erschienen. Als Componist machte er sich besonders durch eine große Musik bekannt, die er als Capellmeister

ster an der St. = Marcuskirche in Venedig zur Feier des Seesieges bei Lepanto führte. Der jetzige Tonkünstler wird sich nicht leicht entschließen, seine steif geschriebenen Werke zu studiren, würde aber über den Zustand der 16. Jahrh. manchen Aufschluß darin finden.

Zarskoje Seló (Zarskoje Seló, d. i. Zaras Dorf, von dem men einer ehemaligen Besitzerin, als der Ort noch ein Dorf war), ein Kaiserthum, 25 Werste oder 3½ deutsche Meile südlich von Petersburg, von wo die Chaussee durch sehr einförmige Gegenden führt. Katharina I. legte hier ein an, das Elisabeth (1744) vergrößerte und verschönerte, und dem Kaiser ihren Lieblingsaufenthalt es war, mit großem Kostenaufwande seine Pracht und herrlichen Anlagen gab. Das große, 3 Stockwerk hohe Schloß ist reich verziert, selbst die äußern Gesimse und architektonischen Verzierungen goldet; doch ist, mit Ausnahme Dessen, was Katharina II. erschuf oder das Meiste in antikem Geschmack. Man bewundert vorzüglich die große Treppe, den Saal mit Spiegelwänden, die Capelle, die Porzellan- und Bernsteinzimmer, in welchem die Wände von oben bis unten mit Bildhauerwerk und Bernstein verziert sind. Die Zimmer enthalten prächtige Meublen und Gemälde, auch ist hier eine Galerie mit Bronzen, von Künstlern der Petersburger Akademie verfertigt. In den Gärten, die in engl. Geschmack von einem Namens Dusch, gut angelegt sind, findet man eine Eremitage mit Vasen, römische und gothische Tempel, Pyramiden, und unter mehr und Obelisken auch Denkmäler und Triumphbogen, welche Katharina I. Männern, die sich unter ihrer Regierung auszeichneten, dem Grafen S. und den Brüdern Orloff hier errichtete. Den Eingang des Gartens ziert ein kolossaler Triumphbogen in antiker Form, von gegossenem Eisen errichtet. Inschrift: „Meinen theuern Waffenbrüdern geheiligt“. Bei diesem liegt die Stadt Sofia, womit jetzt Zarskoje Seló vereinigt, und wo 1764 ein kaiserl. Lyceum für die Bildung von Civilbeamten errichtet wurde. Das kaiserl. Schloß, in welchem sich das Lyceum befand, brannte 1820. (Petersburg.) M. s. die Beschreib. in Loudon's „Encyclopädie des Arts“ (deutsch, Weimar 1824).

Zauberei, s. Magie.

Zauberlaterne, *Laterna magica*, heißt ein optischer Apparat, dessen kleine auf Glas gemalte Figuren im Dunkeln vergrößert an einer Wand gestellt werden können. Die Vergrößerung geschieht durch 2 in einer Laterneform gefasste Linsengläser, von denen das erste die Strahlen bündelt, die zweite sendet, als ob sie von einem entlegenern Gegenstande kämen als der ist. Um das Bild desto stärker zu erleuchten, ist an der Rückwand ein Hohlspiegel angebracht. Die Zauberlaterne hat auf die Erfindung des Mikroskops (s. d.) geleitet. Über den mehrfachen Gebrauch dieses Instruments s. Wiegand's und Funk's „Natürliche Magie“.

Zauner (Franz, Edler v.), Hofbildhauer, Professor und Rath an der Akademie der bildenden Künste zu Wien, war geb. zu Feldpatan im K. im deutschen Tirol 1746. Die Lust zur Bildhauerei zeigte sich früh bei ihm; bildete sie bei einem Vater, der Bildhauer war, aus. Der Trieb, sich zu bilden, brachte ihn 1766, arm an Geld, aber reich an Kunstseifer, nach Wien. Er arbeitete 5 Jahre bei dem geschickten Prof. Schletterer. Jede Nebenbeschäftigung, um theils nach der Natur, theils nach den wenigen vorhandenen Modellen der Antiken sich zu bilden, und so bahnte sich sein Genie den eignen Weg von dem Zwange der Schule. Der Hofbildhauer Beyer gebrauchte ihn zu Arbeiten zur Verzierung des Gartens zu Schönbrunn. Rastloses, selbige Nacht fortgesetztes Studium brachte ihn so weit, daß er nun wünschte, unter

etwas Schönes auszuführen. Bald fand sich Gelegenheit. Es sollten Statuen einiger Brunnen in Schönbrunn verfertigt werden. Z. meldete sich deshalb dem kunstliebenden Fürsten Kaunitz, der ihm auftrug, binnen 15 Tagen Modell zu einem der Brunnen zu arbeiten, die 3 größten östreich. Flüsse vorstellten. Das Modell erhielt Beifall, Z. führte es nun im Großen aus, erwarb sich die Gunst der Kaiserin Königin Maria Theresia, sowie des Fürsten Kaunitz und wurde 1776 als Pensionnair des Hofes nach Rom geschickt, wo er sich 4 Jahre hindurch theoretisch und praktisch ausbildete, und 1781 nach Wien zu der Professur der Bildhauerkunst berufen wurde. Hier brachte er das in ungarischer Manier ausgeartete Studium der Bildhauerei auf richtigere Grundsätze, die ihm die Natur, in Verbindung mit der Antike, darbot. Von eignen Werken führte er aus: Klio, die Muse, sitzend dargestellt, in carrarischem Marmor; den Fürsten Kaunitz; das Denkmal der gräfl. Fries'schen Familie zu Bregenz; kolossale weibliche Karpatiden, am Palast des Grafen von Fries am Josephsplatz zu Wien; 2 Brustbilder Kaiser Franz II.; Hymen, im Museum des Fürsten Fries; die in Bronze gegossene kolossale Bildsäule, die Kaiser Franz II. und Joseph II. zu Ehren auf dem Josephsplatz bei der kais. Burg 1807 errichten ließ. Nach der Idee des Künstlers sollte dies Monument, sein bestes Werk, einfach, edel und erhaben sein, wie es der große Monarch war. Er wählte daher den Moment, wo der geliebte Herrscher in ruhigem Sitzen zu Pferde sitzt, den Arm sanft vor sich hingestreckt, und in der Mitte seines Reichthums, für dessen Wohlfahrt wachend, einherreitet. Durch das römische Gepräge der Architektur des Piedestals und durch die Wahl der Verzierungen sollte das Ganze im reinen antiken Geschmack zu halten. In den Basreliefs zeigte der Künstler Josephs Reisen und seine Liebe für Ackerbau, Handel und Künste. Diese Bildsäule ist jetzt fast die größte in Europa. Z. veranstaltete 1800 in Bronze ganz nach einer von ihm selbst ausgedachten Methode, erhielt 1801, die Statue erst im Kleinen zu gießen, und hierbei sowol als bei dem Gießen im Großen bestätigte der glücklichste Erfolg alle Erwartungen, der Künstler am 19. Sept. 1800 die Figur des Kaisers, und am 26. Febr. 1801 das Pferd in der möglichsten Vollkommenheit aus der abgenommenen Form hervorkommen sah. — Das Denkmal Kaiser Leopolds II., von Z. in weisem Marmor gearbeitet, befindet sich in einer Seitencapelle der Augustiner-Hofkirche in Wien. Es stellt diesen Monarchen auf einem Sarkophage liegend vor, in seinem Anzuge, mit römischen Mantel. Über ihn gebeugt liegt die weinende Maria, im langen Trauermantel. Außerdem hat man von diesem Künstler in Marmor, welche die treffendste Ähnlichkeit und viel Ausdruck mit seiner Ausarbeitung vereinen. Er starb zu Wien d. 3. März 1822. Wi. (Zia), die alte Keos, eine fruchtbare griechische Insel, dem Vorgebirge Attica gegenüber, $3\frac{1}{4}$ □ M., mit 5000 Einw. In der Stadt gl. N. griech. Bischof seinen Sitz. Unter den Trümmern von Julis oder Julia, 4 Städte, die einst auf dieser Insel blühten, und einer der schönsten des Inselns, ward die Parische Chronik (s. Marmorchronik) gefunden. Die Insel liegt auf der Stelle des alten Karthäa. Über die Alterthümer dieser Insel hat zuerst Bröndsted 1810 genaue Untersuchungen angestellt. Wir besahen bei der großen Bevölkerung der alten Keos den Leuten, die über 60 J. alt, erlaubt wurde, sich selbst das Leben zu nehmen. Der Greis versammelte seine Freunde und nach einem festlichen Abschiede, trank er, die Stirn umwunden, einen Becher von Mohnsaft, und entschlummerte. Zea (D. Francisco Antonio), Vicepräsident des Congresses von Colombia, gelehrtesten und ausgezeichnetsten Bürger des spanischen Amerika. Geb. in Canada und erzogen in der Hauptst. dieses Vicekönigreichs, S. : Fe de Bo-

gota, erweckte er durch seine Talente das Mißtrauen der spanischen Regierung und der Priester. Er wurde nebst mehreren andern auf gleiche Weise verdächtigten andern 1792 gefangen nach Spanien gesandt, fand aber dort eine gute Aufnahme und man ließ ihn seine Studien fortsetzen. Z. zeichnete sich auch in Spanien und machte eine Reise durch Europa. 1806 ward er Prof. der Botanik und aufseher bei dem königl. botanischen Garten in Madrid; dann trat er im Jahr 1808 des spanischen Amerika als Abgeordneter von Neugranada in der Versammlung der Cortes, während des Krieges mit Frankreich, auf, begab sich in der Folge nach London und kehrte von da in sein Vaterland zurück, wo er für die Sache der Freiheit thätig war. 1818 stand er als Präsident des Regierungsrathes und der Verwaltung an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angostura); auch Generalintendant der Armeen der Republik. Bei Einsetzung der Constitution der Republik Venezuela (jetzt Colombia) in Angostura (Febr. 1819) wurde er Vicepräsident ernannt, legte aber im Aug. 1819 seiner Gesundheit halber diese Stelle nieder, welche General Arismendi, dann Roscio erhielt. 1821 kehrte er nach Europa, und begab sich über Paris nach Madrid, wo er über die Angelegenheiten der Republik unterhandelte. Da es hier zu keinem Abschluß kam, kehrte er wieder nach Paris, wo er als Abgeordneter der Regierung von Colombia im Cabinet der europäischen Regierungen eine Note (Paris 8. April 1822) in welcher er die Anerkennung jenes Freistaats verlangte, die Völker mit Colombia einlud, und in Ansehung der colombischen Staatsverträge den Grundsatz der Gegenseitigkeit aufstellte. Dann begab er sich nach London, von den Ministern nicht ungünstig empfangen wurde. Er schloß daselbst für Colombia ein Anlehen von 2 Mill. Pf. St. ab, ohne dazu ermächtigt zu sein, starb bald darauf im Bade zu Bath im Nov. 1822. Jenes Anlehen wurde erst nach seinem Tode und nur mit großen Einschränkungen von seiner Regierung anerkannt.

Zea = Bermudez (D. Francisco de), ein in der neuesten Zeit ausgezeichnete spanischer Diplomat, gegenwärtig kön. span. Gesandter in Petersburg, verlebte seine Jugend an der Seite des gelehrten Jovellanos (s. d.). Von Verwandten, machte sich dessen Kenntnisse eigen und sammelte dessen Werke, deren Herausgabe aber ihm die Zeitumstände noch nicht gestattet haben. Während der Unruhen des Krieges hielt er sich in Malaga auf und unternahm Handelsschäfte. Darauf trat er in die Dienste der Cortes, welche ihn als Gesandten nach Petersburg schickten, wo er, von der zu Cadix befindlichen Regentenschaft beauftragt, im Namen des Königs Ferdinand VII. mit dem russ. Reichsminister Graf Rumjanzoff den bekannten Freundschafts- und Bundesvertrag abzuschließen, den 20. Juli 1812 abschloß und unterzeichnete, in welchem die Legitimität der ordentlichen und der außerordentlichen zu Cadix versammelten Cortes, sowie die von denselben beschlossene und bekanntgemachte Constitution förmlich anerkannt, die Handelsverbindungen Rußlands mit Spanien und der spanischen Regierung seinen Beistand gegen Frankreich zusicherte. Dieser merkwürdigen Vertrag, welcher in der Sammlung des Hrn. v. Martens (s. d.) Schöll in s. „Hist. des traités de paix“ (10. Bd., S. 543) mitgetheilt ist, durch die span. Militair 1820 jene Constitution wiederherstellte, so richtete der russ. Botschafter an Hrn. v. Z. die bekannte Note, in welcher der Kaiser Alexander die Revolution und die Regierung von 1820 mißbilligte. Bald nachher wurde Z. von Ferdinand VII. als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, von wo er im Juni 1823 abberufen, und als der russische Hof die Abberufung desselben zum span. Gesandten in Petersburg abgelehnt hatte, wurde er am kön. großbritannischen Hofe ernannt wurde. Nach dem Tode des span. Ministers, Grafen d'Osalia, im Juli 1824, ernannte ihn der span. Hof zu dessen Nachfolger. Damals hatte Hr. von Ugarte (s. d.) viel Einfluß

wodurch er die Entlassung des Grafen D'Alia, sowie die Ernennung von
 Nachfolger bewirkt haben soll. Herr v. Z. ging über Paris, wo er längere
 weilte und mit dem Grafen Villèle öftere Unterredungen hatte, nach Ma-
 do er im Sept. 1824 unter sehr schwierigen Verhältnissen die Leitung der
 t. Angelegenheiten übernahm und später an die Spitze des span. Ministe-
 rat. Er handelte anfangs, wie es schien, in Übereinstimmung mit Hr.
 te. Die große Aufgabe war, das System der Mäßigung, zu welchem sich
 ter Z. nach seinem Charakter, seiner Bildung und seiner Erfahrung bekennt,
 te überspannten Forderungen der sogen. apostolischen Faction zu behaupten,
 te (über 300 Mill. Realen) zu decken, an Frankreich die Forderung von
 l. Fr. zu bezahlen und den Credit des Staats wiederherzustellen. In letzterer
 hatte er bereits in Paris Unterhandlungen wegen eines Anlehens mit dem
 Rothschild angeknüpft, die aber zu keinem Resultate führten, weil die Dar-
 lehen Theil der von den Cortes ausgestellten Bons mit einrechnen wollten.
 nisse andrer Art traten ihm bald auf allen Seiten in den Weg. Gleich an-
 arbeitete eine mächtige Partei, zu welcher auch der Justizminister Calomarde
 Carlistas gehörten, an der Entfernung des Hrn. v. Z.; das bisher befolgte
 astliche Reactionsystem dauerte noch eine Zeitlang fort. Gleichwol beschul-
 in den Hrn. v. Z., daß er die Constitutionellen, die Freimaurer u. s. w. be-
 Angesehene Personen in der kön. Familie theilten diese Ansicht. Indeß
 ch der Minister durch die Unterstützung des franz. und besonders des russ.
 es, des Hrn. v. Dubril. Allein Hr. v. Ugarte fand für gut, sich den Ab-
 a und Hrn. v. Calomarde zu nähern und mit ihnen an dem Sturze des
 es zu arbeiten, entweder aus Unzufriedenheit, weil dieser sich nicht seiner
 wie er erwartet hatte, ganz hingab, oder aus Vorsicht, um nicht selbst
 hm wahrscheinlichen Fall des Hrn. v. Z. mit verwickelt zu werden. Nun
 der Minister genöthigt, die Entfernung dieses mächtigen Oberhauptes der
 der Camarilla ernstlich zu betreiben. Er bewirkte daher dessen Ernennung
 1825 zum kön. span. Gesandten am Hofe zu Turin. Hr. v. Ugarte
 über mächtige Freunde zurück; unter diesen war der dänische Gesandte,
 Damath, einer der eifrigsten. Hr. v. Z. veranlaßte daher die Abberufung
 Allein er konnte seine Feinde nicht entwaffnen. Die Absolutisten mach-
 almehr dem Minister immer mehr zum Staatsverbrechen, daß er gemäßigt
 und die beständigen Hemmungen, welche derselbe in Allem, was er vor-
 tfuhr, bewogen ihn endlich, das Gesuch um seine Entlassung dem Könige
 ichen. Damals soll die Gemahlin des Infanten Don Carlos dem Könige
 t haben, daß seine Sicherheit und die Ruhe des Staats gefährdet sei, wenn
 Z. länger beibehielte. Allein der König nahm Z.'s Gesuch nicht an, und
 sogar in dem Vertrauen seines Monarchen, vorzüglich durch die gemein-
 mit dem Generalintendanten der Polizei, Hrn. Recacho, bewirkte Un-
 ng eines Aufstandes der Carlistas im Aug. 1825. (S. Spanien.) Um
 Stimmen der einsichtsvollsten Männer im Klerus und dem Adel zu hö-
 d auf Z.'s Vorschlag eine Berathungsjunta errichtet. Zugleich verfuhr
 Strenge gegen die überspannten Anhänger des sogen. Absolutismus. Al-
 pinctung des Rebellen Bessières und seiner Mitschuldigen (im Aug.
 die erklärte Royalisten waren und mit mächtigen Personen in Verbindung
 erragte gegen den Minister die heftigste Erbitterung. Obgleich nun auch
 me Empecinado (eigentlich Juan Francisco Martin), der in den Zeiten
 so tapfer für den spanischen Thron gekämpft, 1823 aber die Sache der
 ertheidigt hatte, ungeachtet der gehofften königl. Begnadigung mit dem
 hingerichtet, und die gegen die Freimaurer überhaupt ausgesprochene To-

des Strafe, an sieben angesehenen Officiereu *) zu Granada am 9. C den ausdrücklichen Befehl des Königs (oder Calomarde's), streng v so nahm dennoch der Haß der Hofpartei gegen den seit kurzem p des Ministerraths ernannten Hrn. v. Z. so zu, daß der König endl 1825 seine Entlassung unterzeichnete. Jede Partei gab die Ursach schieden an. Einige sagten, England und Frankreich hätten dem Beistand entzogen, weil er nicht in die von ihnen begehrte Anst hängigkeit von Mexico habe willigen wollen; Andre behaupten t Wahrscheinlichkeit, er sei gefallen, weil er die Anerkennung d Mexico's angerathen habe. Hr. v. Z. behielt übrigens die Gnade sein Nachfolger, der Herzog von Infantado, behandelte ihn n Hr. v. Z. trat hierauf im Anfange des Jahres 1826 seinen Ges Dresden an, welchen er 1828 mit dem in London vertauschte. Spanien behauptete System der Mäßigung wurde beibehalten. entfernt; die consultative Junta aber ward in einen Staatsratl gens ist die Lage Spaniens seitdem nicht besser geworden.

Zeche, ehemals, und in einigen Gegenden Oberdeuts viel als Innung, Zunft. Gegenwärtig ist es 1) ein bergmänni so viel als Berggebäude oder Grubengebäude oder **Grube** (f wöhnlich, mehrere Personen den Bau einer Zeche gemeinschaft heißt sie eine Gewerkzeche, und die Gesellschaft, die sie bau Diese theilt das Feld oder die Zeche in 128 eingebil dete Theile. Nach diesen Ruten werden alsdann sowol die Kosten der Zub als auch der Gewinn, die Ausbeute, an die Gewerke vertheil nischen Sprache sind viele mit dem Worte Zeche zusammeng z. B. eine Zeche befahren, sich in die Grube begeben, um di ten zu besehen; eine Zeche belegen, Arbeiter annehmen und ten lassen; das Gegentheil davon heißt: die Zeche liegen einstellen. **Zechregister** heißt die Rechnung über Einnab Zeche oder Grube. — 2) **Zeche** heißt auch so viel als die gend ein Geschäft die Glieder einer Gemeinde nach einander bruch: um die Zeche (umzueich, zechum), wechselsweise, Ein dem Lande sind an vielen Orten die Unterthanen verbum Angelegenheiten um die Zeche Botendienste zu thun; da gehütet 2c. — Endlich 3) heißt **Zeche** so viel als Gel schaft. Daher die Ausdrücke: **Zechbruder**, der sich d findet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand bezahlen, im uneigentlichen Sinne die bei einer Sache zahlen müssen.

Zechin (ital. Zecchino, von dem Z^{er} - zecu geprägt wird) war d^{ie} h^{aupt}entliche Nationalm^{ün}ze in Venedig; doch ne^{ben} d^{ieser} h^{aupt}lichen Geldm^{ün}ze gab es noch türkische, d^{ie} den dar^{auf} ge^{sch}lagen waren. In östreich^{ischen} Di^{en}st^{en}

Lehin ist der Dukaten (s. b.) wol zu unterscheiden, indem in Italien ein nur Silberdukaten geprägt werden.

Zehen, die bekannten Theile der Füße, deren Zahl der der Finger gleicht, Structur der der Finger ähnlich ist, deren äußere Form und Größe aber vom Finger, der verschiedenen Bestimmung und Function wegen, abweicht. Sie: jeder aus 3 Knochen (die große Zehe nur aus 2); ferner besitzen sie, außer: dem Nagel, den Blut- und lymphatischen Gefäßen und Nerven, den: der Muskeln, welche eine Bewegung derselben veranlassen, Ligamente und: kapseln. Die Zehen leisten beim Gehen wesentliche Dienste; beim Verlust: wird es unsicher, wankend, das Laufen ist kaum möglich. Springt man: Höhe herab auf die Zehen, so wird der Stoß durch die Gelenkverbindung: sehr vermindert. — Ihre häufigsten Krankheiten sind, außer den Verwun-: , welche oft Starrkrampf veranlassen, die beschwerlichen Leichdorne; auch: sehr leicht von der äußern Kälte; die große Zehe ist oft der Sitz der Gicht: (a). Bisweilen sind sie überzählig, seltener ist ihre Zahl vermindert, manch-: ihre Stellung von der normalen abweichend. Dies sind die Fehler der er-: dung dieser Theile.

Zehnt oder Zehnte ist eine Naturalgabe, welche vom rohen Ertrage bes-: nisses erhoben wird, aber doch nicht immer, wie man aus der Benennung: könnte (welche von der Abgabe der Juden an die Leviten herrührt), bin-: , sondern bisweilen den achten oder zwölften zc. Theil vom Ganzen des ro-: trags ausmacht. Der Zehnte wird bald nur von den gewöhnlichen Getreie-: (auch Wein) entrichtet (großer Zehnte, grosses dimes), was die Regel ist,: auch von der mit andern Gewächsen, Hülsenfrüchten, Kraut, Wurzeln: bebauten Feldern; Kleinodzehnte, Schmalzehnte, menues dimes, Beides: en macht den Feldzehnten, welcher als Reallast auf den Grundstücken liegt,: bei es sehr streitig werden kann, ob auch von neuangelegten Feldern (Neu-: , Rodland) Zehnten (Novalzehnten) gegeben werden müssen. Es kommt: der Dorfzehnte vor, welcher von Gärten und Thieren gegeben wird,: hnte, Blutzehnte und lebendiger Zehnte. Auch von Bergwerksproducten: Zehnte dem Staate entrichtet, wenn diese von Privatpersonen gewonnen

„Von allen jenen ersonnenen Abgaben“, sagt Arthur Young mit Recht, Zehnte am verderblichsten: eine wahre Brandschabung, welche das Einkom-: Landmanns so stark angreift, daß ihm aller Muth zum Fleiße geraubt und: edanke an Verbesserungen bei ihm verdrängt wird. In einem unaufhörli-: egegegen einander liegen Die, welche den Zehnten heben, und Die, welche ihn: chten haben. Unter dem Scheine der vollkommensten Gleichheit ist diese: die ungleichste von allen und verdient schon in dieser Hinsicht den bittersten: Diese Ungleichheit entsteht dadurch, daß sie vom rohen, nicht vom reinen: men erhoben wird, welches Letztere doch allein Gegenstand der Besteuerung: f. Es gibt nämlich so fruchtbare Gegenden, daß die Hälfte ihres rohen: isses völlig hinreicht, das angelegte Capital mit dem gewöhnlichen Gewinnst: u erstatten, sodas die Hälfte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig: agegen gibt es wieder Andre, die sehr unfruchtbar sind, und deren Anbau so: often verursacht, daß zur Wiedereirstattung des angelegten Capitals mit dem: icken Gewinnst $\frac{2}{3}$ der ganzen Ernte gehören, sodas nur $\frac{1}{3}$ der Ernte als: ente für den Gutsbesitzer übrigbleibt. Der Zehnte kann also auf einem: ren Boden nur den 5. Theil der Rente, und auf einem unfruchtbaren die: der Rente wegnehmen. Und ebenso wie durch ihre Ungleichheit wirkt diese: auch dadurch höchst nachtheilig auf den Nationalreichtum, daß sie jede: ige Verbesserung und Vervollkommnung der Bodencultur beinahe unmög-: ht; denn da der Zehntherr immer mit erntet, wiewol er zu den Kosten,

welche den höhern Ertrag veranlaßt haben, nichts beigetragen, so muß der pflichtige von dergleichen Verbesserungen gänzlich abgeschreckt werden. Auch der Zehnte in vielen Fällen den Grundbesitzer ab, den Anbau minder einträglicher Früchte mit dem Anbau ergiebigerer zu vertauschen, weil diese nicht so leicht getet oder nicht so gut vom Zehntherrn benutzt werden können. So konnte man Adam Smith's Versicherung, in England erst versuchen, den Krappbau zu bringen, nachdem eine Parlamentsacte verordnet hatte, daß von jedem neu bestellten Acker Feld statt des Zehnten 5 Schillinge entrichtet werden sollten, der so nützlichen Verbreitung des Futterkräuteranbaus und der Obstcultivirung mancher Gegend von Deutschland nichts mehr im Wege, als die Furcht, den Ertrag dieser Benutzungsweise der Felder dem Zehntherrn überlassen zu müssen, wenn er nicht gesäet hat". — Mit Recht ist daher den Regierungen die Abschaffung der Naturalzehnten als eine der weisesten Maßregeln anzuempfehlen, eine solche Abschaffung aber ohne Entschädigung des Zehntherrn wäre Unmöglichkeit. Gehört der Zehnte dem Staate, so ist er zur Bestreitung des Staatsbedarfes bestimmt, und die Lücke in der Staatscasse, welche durch die Aufhebung des Zehnten entstehen würde, müßte durch Abgaben der übrigen ergänzt werden; sind aber Privatpersonen die Zehnherrn, so darf die Regierung noch weniger den Zehnten unbedingt und ohne Ersatz abschaffen, der Eingriff in wohl erworbene Rechte sich schuldig zu machen. Alles kommt hierbei darauf an, mit dem Zehnten eine so wohlthätige Veränderung vorzunehmen, daß weder der Zehntberechtignte etwas verliert, noch der Zehntpflichtige einen Nachtheil seines Gewinns gewinnt; dies kann aber nur dadurch geschehen, daß die Grundstücke nach einem Durchschnittsertrage von mehreren Jahren alsdann nach dem Theil, welcher dem Zehnherrn jährlich gebührt, bestimmt, und mag dann dieser Theil in Natur, d. h. in Körnern, abgeliefert, oder nach dem Preise in Münze bezahlt werden, auf jeden Fall wird auf solche Weise erreicht, daß der Landmann fernerhin von der Verbesserung der Bodencultur nicht abgeschreckt, und nicht gehindert wird, seine Grundstücke nach freier Willkür zu benutzen.

Zeichen, astronomische, mathematische, arithmetische, chemische, geometrische, s. Charaktere.

Zeichenlehre, in der Medicin, s. Semiotik.

Zeichnende Künste nennt man alle Künste, bei welchen die sichtbaren Formen die Grundlage ist, also auch die Malerei, Bildhauerei (bildende Kunst) und die Architektur; ferner die Kupferstecherei etc.

Zeichungskunst, als selbständige Kunst betrachtet, ist die älteste der Malerei und tritt später mit der Geometrie in Verbindung. Die Kunst, sichtbare Formen und Verhältnisse zu einander durch Licht und Schatten auf Flächen darzustellen. Umschreibungen durch Linien, und Versuche, auf einer Fläche Dasjenige nachzubilden, was wir in der Natur in geraden Linien erblicken, dies ist der Anfang alles Zeichnens. **Skia-graphie** bei den Griechen solche Linearversuche, einen Schatten auf einer Fläche zu bilden. (Vgl. Silhouetirkunst.) Der altgriech. Sage nach, wurden die Kunst der Malerei und Plastik bei derselben Gelegenheit erfunden; denn die Tochter des Demetrius, welche den Schatten des Profils ihres scheidenden Geliebten an der Wand gemalt sah, den der Vater dann ausschchnitt und in Thon modellirte, wird uns als erste Künstlerin genannt. Zeichnung ist eine Kunst der Täuschung, sie will uns Gesetze vorzaubern, die nicht wirklich da sind; nur durch den geistigen Sinn, nicht das Auge, spricht sie zu uns, sie läßt sich nicht begreifen, dem tastenden bleibt sie fremd. Sie bestimmt die Formen durch Linearumrisse und durch die Nähe und Ferne der darzustellenden Gegenstände durch Hülfe der Perspectiv.

pricht mehr zum Sinn als zu den Sinnen. Man kann bei den frühesten Verrichten im Zeichnen schon verschiedene Epochen annehmen, die sich fast bei allen Nationen wiederholen. 1) Bezeichnete man die Gegenstände nur durch rohe formlose Umrisse, z. B. ein Oval war ein Kopf etc. 2) Um solche Zeichnungen mehr in die Augen fallend zu machen, füllte man den Umriss mit schwarzer oder anderer Farbe aus und zeichnete dann in diesen schwarzen Schattenriss mit Weiß die Augen und abbraunen, Nase, Mund und Haare. Zu allen diesen Abbildungen schrieb die Namen und überhaupt erklärende Worte, wie wir sie auf den ältern Vasen finden. Diese Sitte wurde bei den Griechen selbst in den blühenden Zeiten der Kunst beibehalten, denn die Figuren der großen Gemälde des Polygnot in der Fesche zu Delphi waren sogar durch Überschriften bezeichnet. In der 3. Epoche fing man schon an, die noch schattenlosen Zeichnungen zu illuminiren; man gab ihnen die Farben der verschiedenen Gewänder an, aber Alles völlig flach. So beschrieb Helene und Andromache in Homer's Gesängen ihre Teppiche. In der 4. Epoche bemerkte man bei dieser Flachmalerei den Mangel der Rundung. Ardices und Telephanes (wahrscheinlich erdichtete Namen) fingen an, durch das Schraffiren wenigstens die Rundung der Körper auszudrücken. So zeichnete in neuerer Zeit der Maler Caravaggio mehrere Frescos in Rom, wo er sich mit einer einzigen Farbe begnügte, die Schatten aber durch Schraffirungen ausdrückte. Man nennt diese *grisaille* oder *peintures hauchées*. Diese Manier zu zeichnen war aber äußerst unvollkommen. Philokles und Aleantes erfanden die Monochromen oder einfarbigen Gemälde (die nicht mit den Monogrammen, oder mit Linien skizzirten Zeichnungen zu vergleichen sind); bei den Monochromen wurden die Farben mit Weiß gemischt, woraus die Manier, welche man jetzt *en camayeu* nennt. Dies bildete den Übergang aus dem Zeichnen in das eigentliche Malen, welches sich durch das Vollen des Hintergrundes von der Zeichnung unterscheidet. Die Griechen waren streng und genau bei ihrem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer des Apollonios, verlangte, daß seine Schüler 10 Jahre bei ihm aushalten mußten. Man nahm 3 Lehrstufen an: in der ersten wurde Festigkeit der Hand und des Auges erworben, die Lehrlinge mußten mit Griffeln auf Tafeln zeichnen, die mit Wachs überzogen waren; in der zweiten studirten sie die Feinheit und den Zusammenhang der Striche, indem sie mit dem Griffel auf geglätteten Buchsbaum- und bisweilen auch auf Membranen oder zubereiteten, mit Wachs überzogenen Hirschfellen arbeiteten. In der dritten Lehrepoche mußten sie Leichtigkeit und Feinheit erwerben; hier wurde der Pinsel statt des Griffels genommen, und mit ihm auf weißen Tafeln schwarze oder rothe, auf schwarze Tafeln weiße Skizzen aufgetragen. Hierzu nahm man auch oft gekleidete oder gegypfte Tafeln. Die Zeichnung wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und in ihr verherrlichte sich der größte Meister ihren Triumph. Der Wettstreit des Apelles und Protogenes, in welchem der letztere mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfenen Linien, die die Meisterhand verriethen, sich zeigte, ist bekannt. Diese Feinheit und Reinheit der Ausführung ist auch der Hauptvorzug aller berühmten Vasengemälde; etwas Hartes und Trocknes erhielten selbst die auf solche Umrisse ausgeführten Gemälde, und man wol behaupten, daß diese Art zu zeichnen, durch den Einfluß der byzantinischen Schule auf das westliche Europa, auch den frühern trocknen und mageren altitalienischen sowol, als altdeutschen Schule veranlaßte. In Hinsicht auf das Zeichnen zu lernen, sind zu empfehlen die Zeichenbücher von Schröter, Schlegel und Ramsauer's „Zeichnungslehre“ (2 Theile, Stuttg. 1821).

Wenn wir die Zeichnungskunst in der neuern Zeit betrachten, so theilen sich die Zeichnungen in 3 Hauptgattungen ein: mit der Feder, mit der Kreide und mit der Tusche. Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf weißes Papier; bei dem ersten werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber werden sie

ausgespart. Die Federzeichnungen haben stets etwas Hartes, Ungefälliges; geben sie der Hand Sicherheit und Leichtigkeit; besonders nützlich sind sie für Landschaftszeichner. Es gibt zweierlei Arten von Federzeichnungen: entweder der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffirungen verstärkt, oder es werden die Umriffe mit der Feder angegeben und der Schatten wird sanft getuscht; ist besonders geeignet für architektonische Zeichnungen, wie auch für historische. Die Kreidezeichnungen sind die gebräuchlichsten und am geeignetsten Kunstlehrlinge, weil sich hier Fehler verwischen und verdecken lassen. Man färbt dazu sowohl der schwarzen als rothen Kreide, und höhlt, wenn der Grund ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie vermischt mit kleinen Rollen von Papier oder Leder aufträgt, Wischer heißen, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches und angenehmes Ansehen, obgleich weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die, im französischen Namen des Wischers, auch *à l'estompe* heißt, eignet sich besonders um breite Massen und Schatten und Hellbuntel anzugeben und einen harmonischen Lichteffect hervorzubringen. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptgegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet sind; diese eignen sich besonders zu Portraits. In diese Gattung von Zeichnungen ferner die mit Bleistift und Silberstift auf Papier und Pergament, die zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände eignen; man nennt dies *craque* Zeichnungen, bisweilen sind sie ganz zart mit einer trocknen Farbe untermischt. Tuschen geschieht vermittelst des Pinsels, auf weißes Papier, mit oder ohne Lichtern, entweder mit chinesischer Tusche, oder mit Sepia und Bistrot und Carmin gemischt. Diese Art zu zeichnen gestattet die höchste Feinheit und ist in allen verschiedenen Gattungen der darzustellenden Gegenstände anwendbar.

Alle Zeichnungen werden in 5 Classen eingetheilt: in Gedankenentwürfe, in ausgeführte Zeichnungen, in Studien, in Akademien und in Modelle. Jene sind die ersten Einfälle, die der Künstler auf Papier wirft, um ein bestimmtes Werk darnach auszuführen. Man nennt sie Skizzen oder *Esquisse*. Zweck ist bloß, den ersten noch unentwickelten Gedanken festzuhalten, und so kann man keine strenge Richtigkeit oder Zartheit von ihnen erwarten darf, so hoch man auch geschätzt, wenn ein Meister sie mit Geist und Kühnheit entwarf. Man nennt auch fertige Zeichnungen (*dessins heurtés*); sie machen den größten Theil der Sammlungen von Handzeichnungen aus. Ausgeführte Zeichnungen sind diejenigen, die sorgsam vollendet und mit Andeutungen aller Kleinigkeiten gearbeitet sind. Unter Studien versteht man einzelne Theile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben oder nach dem Modellen (*d'après la nature*) sind, als Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. gehören auch Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln, welche man zur Anatomie zu studiren. Von Gewändern, von Thieren, Bäumen, Blumen und Landschaften macht sich der Künstler ebenfalls Studien, welche bei der Ausführung von großem Nutzen sind. Akademien oder *Académie* sind die Figuren, welche in den Malerakademien nach dem lebendigen Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenerleuchtung in allerlei Stellungen, wobei künstliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und schwere Wendungen, um die Schüler unter Aufsicht der Professoren darin zu üben. Um die Haltung und Bekleidung zu studiren, werden die Gewänder auf dem Mannequin, eine hölzerne Figur, deren Gelenke beweglich sind, gelegt, nachgezeichnet; oft werden die Gewänder naß darauf gelegt, um sich besser an den Formen anzuschmiegen und diese durchschimmern zu lassen. (s. d.) sind Zeichnungen auf grauem Papier, in derselben Größe, als die

rende Gemälde. — Noch bedienen sich die Künstler verschiedener Hülfsmittel, um den Umriss eines Gemäldes auf eine andre Leinwand zu übertragen, es recht treu copiren wollen, oder wenn sie ihren Entwurf nur auf den Fall auf dem sie ihn auszuführen gedenken, wiederholen wollen. Soll die Zeichnung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in abgemessenen Abständen über beide Tafeln zu ziehen. Dann wird es leicht, in jedes Quadrat zu zeichnen, was im Original darin steht. Soll es ganz in derselben Größe, so zeichnet man oft den Umriss durch einen aufgespannten schwarzen Faden, welchem man ihn hernach abdrückt; dies gibt zwar keine bestimmte Form, zeigt aber genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß, und erspart dem Künstler viel Zeit. Will man die scharf bestimmte Form aber nachahmen, so muß man eine *Calque* machen, d. h. man nimmt mit Firniß getränktes durchsichtiges Papier, und legt es auf das Gemälde; der Umriss wird mit einem feinen Stift umschrieben, dann auf der andern Seite des Papiers mit einer Kreide bestrichen, und nun abgebrückt, indem man den Umriss mit dem Finger nochmals übergeht; dies nennt man *calquieren*.

Handzeichnungen großer Meister werden stets sehr geschätzt, da sich in der ersten Feuer, womit sie eine Idee fassen, am deutlichsten und genialsten

Es wird eben daher, weil hier Alles auf die flüchtige Leichtigkeit ankommt, womit die Idee ausgesprochen ist, weit schwerer, eine täuschend ähnliche Handzeichnung zu machen, als von einem ausgeführten Gemälde.

Die Malerschulen unterscheiden sich ebenso sehr in der Zeichnung als in der Ausführung. Ein geübtes Auge wird die Meister ebenso leicht in ihren Zeichnungen erkennen können wie in ihren Gemälden. Der Styl der Zeichnung ist bei der griechischen Schule ebenso hart, trocken und mager, wie bei der altdeutschen; dort edlere und schönere Formen durchblicken und richtigere Verhältnisse, hier aber oft aber noch bedeutungsvollerer Tiefsinn, der sich mehr der bildenden Kunst hinneigt. Später wurde in Italien die römische Schule durch Rafael's reinen Sinn für schöne und charaktervolle Formen und durch die Antike, die echte Lehrerin und Bewahrerin schöner Zeichnung; die florentinische Schule wollte sie gerade hierin übertreffen und verlor durch Übermaß an Gelehrsamkeit und streng anatomischem Studium wol voraus.

Die Meister dieser Schule wählen oft kühn verkürzte Stellungen, um das Muskelenkenntniß zu zeigen. Bei den Römern ist jeder Pinselstrich zu sehen und gezeichnet. Die Florentiner brauchen den Pinsel bisweilen, als ob er ein trockener Zeichenstift wäre. In der lombardischen Schule schimmert die Zeichnung durch den zauberischen Farbensmelz, doch ist sie mehr und dem Gefühl abgelauscht, als nach streng wissenschaftlichen Regeln.

Bei der venetianischen Schule verschwimmt die Zeichnung oft in der Farbenschluth, und wenn sie bei einigen Meistern kühn und kräftig hervorsteht, so ist es mehr die Formen gemeiner Naturen ohne tiefen Sinn, ohne Adel, nur imponirend durch ihre lecke Wahrheit und üppige Fülle. Die Niederländer, die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar verschiedene Vorzüge, nur mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die holländische war zu Poussin's Zeiten sehr correct in der Zeichnung, und mit Recht die holländischen Meister den franz. Rafael; später wurde der Styl äußerst mager.

David führte richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Natur ein; durch letzteres so wie durch sehr feste Zeichnung unterscheidet sich die französische Schule. Die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar verschiedene Vorzüge, nur mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die holländische war zu Poussin's Zeiten sehr correct in der Zeichnung, und mit Recht die holländischen Meister den franz. Rafael; später wurde der Styl äußerst mager.

David führte richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Natur ein; durch letzteres so wie durch sehr feste Zeichnung unterscheidet sich die französische Schule. Die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar verschiedene Vorzüge, nur mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die holländische war zu Poussin's Zeiten sehr correct in der Zeichnung, und mit Recht die holländischen Meister den franz. Rafael; später wurde der Styl äußerst mager.

die blinde Verehrung der altdeutschen Schule vom rechten Wege verläßt und die Zeichnung in der Malerei bestimmt stets den Geist eines Kunstwerks, während die Farbengebung mehr den Körper und Ausdruck desselben bildet und die Ausführung (retouche) die Seele hineinhaucht.

Zeichnungslehre, technische. Diese begreift: 1) die praktische mathematische Zeichnungslehre, als Vorbereitung zur topographischen, Stationen-, Fortifications-, taktischen-, Artillerie- und Maschinenzeichnung; 2) topographische Situationszeichnungslehre (s. d.), oder die Anweisung ökonomische, chorographische, hydrographische, geographische, taktische und graphische Charten zu entwerfen und zu zeichnen; 3) die eigentliche Fortifications-, Architektur-, Perspectiv-, Artillerie- und Maschinen-Zeichnungslehre. Ein Hauptwerk ist des Maj. Herwegen (Prof. a. d. k. Artill. Akad. zu München) „Praktische Zeichnungslehre zur Selbstübung für Militair- und Civilpersonen“ (2. A., 3 Theile, 59 Kupftaf., München 1825). — Eine allgem. Zeichnungslehre enthält das Elementarwerk für den Zeichnungs-Unterricht etc.“ (4 Abth. mit Zeichnungen von Miville; Text vom Prof. Hanhart, Basel 1829). Auch sind in Hinsicht Methode zeichnen zu lernen die Zeichnenbücher von Schnorr, Kleinknecht und Sauer's „Zeichnungslehre“ (2 Theile, Stuttg. 1821) zu empfehlen.

Zeit ist das allgemeine Verhältniß, in welchem alle wahrnehmbaren Dinge stehen, insofern sie entstehen, blühen und verschwinden. Als eine wahrnehmenden Geiste nothwendige Form, durch welche das wahrnehmbare Mannigfaltige als nach einander bestehend zur Einheit verbunden wird, ist Zeit kein äußerer Gegenstand, auch kein Verhältniß einzelner Dinge zu einander. Sie ist vielmehr, wie die Erscheinungswelt, deren Form sie ist, unendlich und unterbrechung. Von einer bestimmten Zeit aber (relative Zeit) reden wir in Hinsicht Dessen, was die Zeit erfüllt. Hiernach unterscheiden wir auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ihre relativen Bestandtheile, die stetig an einander übergehen. Um die Folge und Dauer einzelner Dinge und Begebenheiten zum menschlichen Bedürfniß abzumessen, hat man die großen und sich immerwährender förmigen Bewegungen der Himmelskörper, die zunächst mit der Erde in Verbindung stehen, zum Maßstabe genommen, daher die physische oder astronomische Zeit. Ein solches Zeitmaß gewährt uns nämlich die Natur selbst, durch die regelmäßige Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. durch die Umdrehung der Erde um ihre Ase. Dies gibt die Sternzeit (s. d.). Für die bürgerlichen Verhältnisse aber konnte, aus wichtigen Gründen, die Sternzeit nicht zum Grunde dienen. Man mußte die Sonnenzeit (s. d.) nehmen. Obwohl nun diese Zeit gleichförmig ist, und weder mit der Sternzeit noch mit der Zeit, welche die Uhr angibt, genau übereinkommt, so hilft doch diesem Uebelstande die Zeitgleichung vermöge welcher man die wahre Sonnenzeit in mittlere verwandelt. (S. Zeitgleichung.)

Zeitalter, die vier (Mythol.). Der Gedanke, daß es einst eine vollkommen glückliche Zeit des Menschengeschlechts gegeben habe, und diese durch allmähliche Verschlimmerung des letztern verschwunden sei, hat ungeachtet der trüben Empfindungen, die er erregt, theils für den denkenden Menschen, der in dem Verhältnisse lebt, theils für die Phantasie der Dichter etwas zu Reizendes, als daß man sich darüber wundern sollte, daß diese Letztern schon in den ältesten eine Schilderung jenes idealen glücklichen Zeitalters gewagt haben. Die Dichter, die uns eine etwas vollendete und reizend sein sollende Beschreibung des Zeitalters und seiner allmählichen Verschlimmerung hinterlassen haben, sind Hesiod und Ovid. Nach der Dichtung, die der Erstere in s. „Metamorphosen“ aufgeführt hat, folgten, seit der Entstehung der Erde, viererlei Zeitalter auf einander, nämlich:

- 1) Das goldene Zeitalter, unter der Regierung des Saturn. Da lebten die

rei, ohne Gesetze und Richter; sie kannten nur ihre Ufer, keine Schiffe, keine Kriege und Krieger; ihre Felder trugen Früchte, ohne geackert zu sein; es herrschte in diesem Zeitalter ein immerwährender Frühling. Unter der Regierung folgte 2) das silberne Zeitalter. Jupiter theilte das Jahr in 4 Theile. Die Menschen, die vorher auf den Feldern und in den Wäldern Jagd hatten, fingen nun an, Häuser zu beziehen und das Feld zu bauen. Darauf folgte 3) das eiserne oder erzene Zeitalter ein, in dem schon Wildheit und Liebe Wunden schlugen, doch aber die Menschheit sich noch keiner Verbrechen schuldig machte. Endlich erschien 4) das eiserne Zeitalter. In diesem hörten Treue und Gerechtigkeit auf, und Betrug, Hinterlist, Habsucht und Gewalt traten an ihre Stelle.

Man fing an, Schiffe zu bauen, die Felder auszumessen; man suchte die Erde verborgenen Reichthümer auf; man entdeckte das Eisen und schmiedete Waffen; es entstanden Kriege, Raub und Mord, und Aëda floh zum Himmel.

Die Giganten stürmten den Himmel. Diese Darstellung Dvid's ist von den Dichtern und Philosophen vielfältig nachgeahmt und weiter bearbeitet worden. Jetzt zwischen das eiserne und eiserne noch das heroische, welches die griechische Heldenzeit begreift. Etwas Ähnliches dieses Zeitalters findet sich in den Sagen der Indier. (Vgl. Periode und Zeitalter.)

Zeiten. Dieses Ausdrucks bedient man sich 1) in der musikalischen Taktzeit, 2) in der Rhythmik und Prosodie. Dort sind es die Theile des Takts, der Fußes, und man redet hier wie dort von guten und schlechten Zeiten, welche durch Arsis und Thesis bestimmt werden. (S. d. und Rhythmus.)

Zeitgeist. Da die größten Mißverständnisse sich an diesen Ausdruck knüpfen und unter demselben die subjective Ansicht, die Wünsche und Bedürfnisse der Einzelnen oder Mehrerer, mit dem Bedürfnisse der Völker und Staaten einer Zeit verwechselt wird, so ist es zweckmäßig, in einem Werke, welches dem Zeitgeist entsprechend sein soll, eine Bestimmung desselben nicht zu übergehen. Der Zeitgeist ist die Summe herrschender Ideen, die durch Inhalt oder Form einer Zeit eigenthümlich angehören und sie von andern unterscheiden. Freilich Nothwendigkeit erzeugen zusammen solchen Geist". Gewiß eine Bestimmung, von welcher das treffende Wort nicht gilt: „Denn was die Herren den Geist nennen, das ist der Herren eigener Geist".

Zeitgleichung nennt man den Unterschied zwischen mittlerer und wahrer Zeit (s. d.). Man stelle sich, um den nicht ganz leichten Gegenstand unter einem andern Gesichtspunkte zu beleuchten, eine eingebildete (mittlere) Zeit vor, welche den Äquator zur Jahresbahn hätte und denselben mit gleichmäßiger Geschwindigkeit durchläufe. Diese würde mittlere Zeit, gleich unsern gewöhnlichen Taschenuhren und Pendeluhrn, deren richtigen Gang vorausgesetzt, zeigen; die wahre, die Elliptik mit ungleichförmiger Geschwindigkeit durchlaufende wahre Zeit macht, welche jede richtig gestellte Sonnenuhr zeigt. Das ist andern Worten, die Zeitgleichung ist der Unterschied zwischen der mittlern geraden Aufsteigung (s. d.) der Sonne: eine Erklärung, die man leicht verstehen muß, wenn man in Erwägung zieht, daß der mit der wahren Zeit zugleich culminirende Äquatorspunkt ihre wahre gerade Aufsteigung bezeichnet.

Man vgl. die Lehrbücher der Astronomie, unter denen sich in deutlicher Weise gerade dieses Gegenstandes auszeichnet Bode's „Sternkunde" (3. A., 1808).

D. N.

Zeitmaß, s. Tempo.

Zeitmesser, s. Chronometer.

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitrenten, s. Renten und Annuitäten.

Zeitschriften, Journale, s. Literaturzeitungen. Vgl. Wacke „Handb. der Gesch. der Literatur“, III, 57, und den folg. Art. Eine vergl. Statistik der periodischen Druckpresse, aus d. Franz. des Jsid. Lebrun, s. in Wacke „Miscellen“, 1828.

Zeitungen. Dieses Mittel, die Zeitereignisse schnell bekanntzumachen und darüber in Umlauf zu setzen, neue Erfindungen mitzutheilen, über Nachrichten aller Art zu verbreiten, und dadurch den Gang der bürgerlichen Schäfte zu erleichtern, sowie auf die öffentliche Meinung einzuwirken, ist ein den Fortschritten der Cultur hervorgegangene Erfindung neuerer Zeit, die durch die Einführung der Buchdruckerkunst und der Posten begünstigt, nach und nach eine unübersehbare Ausdehnung und einen so unübersehbaren Einfluß gewonnen hat. Das deutsche Wort Zeitung kommt nicht von Zeit her, sondern von dem v. d. Heideinge oder Theidung (engl. tidings), geschene Dinge, Begebenheiten. Ihren Ursprung hatten sie in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig gegen Soliman II. in Dalmatien führen mußte, gab Veranlassung, daß man in Venedig von 1563 an die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in besonderen Blättern (notizie scritte) an einem besondern Orte den Neugierigen zum Lesen mittheilte. Das Lesegeld dafür wurde in einer jetzt nicht mehr geltenden Scheidemünze, gazetta, bezahlt, und dieser Name ging auf die Neuigkeiten selbst in Italien und später in Frankreich (gazette) über. Eine 60jährige Sammlung dieser Blätter wird in der Magliabecchi'schen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt. In England erschien der „English mercury“ zuerst 1588, als die große spanische Armada die britischen Küsten bedrohte. Der dreißigjährige Krieg gab einer eignen engl. „Kriegschronik“ die Entstehung. Dann entstanden in Deutschland Mercuries. Die ersten eigentlichen englischen Zeitungen sind: 1) die „Public intelligence“, und 2) die „London gazette“ von 1665. In Deutschland kamen im Anfange des 16. Jahrh. ähnliche Blätter auf, und zwar in Relationen zuerst zu Augsburg und Wien 1524, zu Regensburg 1533, Dillingen 1569, zu Nürnberg 1571, wo sie anfänglich in Briefform erschienen, jedoch ohne Angabe des Druckorts oder einer Nummer. Als das fortlaufende deutsche Neuigkeitsblatt kennt man die „Aviso, Relation oder was sich begeben oder zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Frankreich zc., in Ost- und Westindien zc.“, 1612, in numerirten Blättern gedruckt. 1615 wurde zu Frankfurt a. M. das „Frankfurter Journal“ von dem Buchhändler Emmel angefangen. Diesem gebührt das Verdienst der Einführung regelmäßiger Zeitungen. — 1617 kamen eben daselbst die „Post-Avisen“ heraus, welche der Postmeister v. d. Birghden veranstaltete. 1618 folgte das „Postreiter“ in Fulda, und beinahe ebenso frühe Spuren hat man von niederländischen, augsbürger und brüsseler Zeitungen. Seitdem erschienen nach und nach an verschiedenen Orten unter den Titeln: Relation, Ristretto, Correspondent (s. holländischer Correspondent), Courier, Chronik, Realzeitung u. dgl. d. Zeitungsblätter, die in der Regel mit einem landesherrlichen Privilegium versehen waren und von den Regierungen unter Censur gestellt wurden.

Aber erst mit dem Anfange der franz. Revolution erhielten die politischen Zeitungen den höhern Charakter, der ihnen früher, wo sie sich auf bloße Mittheilung von Neuigkeiten einschränkten, mit Ausnahme Englands, gänzlich abging. Stellten sich nun, da die Pressen freigegeben wurden, anstatt der früher als bloßlich betrachteten Zeitungsschreiber, durch Talent, Geist, Patriotismus und die Geburt ausgezeichnete Männer an ihre Spitze, sie sonderten sich nach den politischen Parteien und Farben, die öffentlichen Angelegenheiten des Volks trübten.

erörtert, die Verhandlungen der Nationalversammlung, durch Geschwinde-
 er aufgezeichnet, in ihnen mitgetheilt und, je nachdem die Blätter der einen
 oder andern Partei zugethan waren, gelobt oder getadelt. So schwer es sein
 konnte, aus ihnen den wahren Zustand der Dinge kennen zu lernen, so wirkten sie
 bedeutend auf die politische Ausbildung des Volks und gewöhnten dasselbe,
 die öffentlichen Angelegenheiten nachzudenken. Bei den Engländern war dies
 schon früher so gewesen. Die Franzosen ahmten eigentlich ihnen nur darin
 nach, mußten aber weniger als ihre Nachbarn Maß und Ziel zu halten, und es
 den Blätter wie Marat's „Ami du peuple“ und Hebert's „Père Duchesne“,
 auf der Stufe, zu der unsere Civilisation gelangt ist, kaum für denkbar ge-
 halten sollte. Eine Geschichte des franzöf. Zeitungswesens wäh-
 rend der Revolution würde höchst anziehend, aber auch zugleich fast eine Geschichte
 der Revolution selbst sein. Wir begnügen uns, die wichtigsten Erscheinungen
 seit in den verschiedenen Epochen der Revolution und seit der Restauration
 zu verzeichnen. — Über den *Moniteur*, dessen Napoleon vorzüglich sich
 bediente, um durch das Organ desselben seine Entwürfe vorzubereiten und bekannt-
 zu machen, s. den besond. Art. Er hat seit der Restauration, da sich die Königl.
 Zeitung mehr der halbofficiellen Blätter, die häufig unter dem besondern Ein-
 fluß eines oder des andern Ministers stehen, bedient, um auf die öffentliche
 Meinung zu wirken, an Interesse und Absatz sehr verloren; doch war er auch schon
 wegen seines hohen Preises (jährl. 100 Fr.) als auch seiner nothwendigen
 Wichtigkeit wegen, keineswegs das gelesenste unter den pariser Tagblättern. Das
 „*Journal de Paris*“ erschien zuerst 1777 und erhielt sich während und nach der
 Revolution, mußte aber s. politischen Charakter sehr oft ändern. Eine Zeitlang
 wurde es von Moberger, Corancez und St.-Aubin mit besonderm Erfolge redigirt.
 Nach dem Ministerium Decazes (1818—20) stand es unter dem Einflusse
 des Ministers, und die liberalen Blätter nannten es spottweise das *Journal de*
la France. Es endigte im Juni 1827 seinen schwankenden und zweideutigen Gang.
 Die „*Gazette de France*“ war die erste regelmäßig erscheinende franz. Zeitung,
 die im Jahr 1631 gegründet. Sie bildete bis 1792 eine Reihe von 163 Bdn.
 Sie hat sich, mit wenigen Unterbrechungen, die Revolution durch erhalten
 und ist seit der zweiten Restauration, nebst der „*Quotidienne*“, dem „*Dra-*
peau“ u. a. zu den Parteiblättern der Ultras. Die „*Gazette*“ war 1825
 der Stamplatz des liberalen Apostaten Benaben, dann wurde sie nebst dem
 „*Journal blanc*“ von Hrn. Gossène de la Rochefoucauld (Director des Depart.
 der Künste) durch Ankauf zur Verfügung des Ministers gestellt. Die franz.
 Journale werden nämlich auf Actien unternommen; da nun diese verkauft wer-
 den, befreit es sich, wie Journale verkauft werden. Man nannte dies amor-
 tissement. Jeder Minister bediente sich gern eines eignen Journals; so nahm Hr.
 de Castellane, Min. des Auswärt., den „*Drapeau*“, und der Min. des Innern, Hr.
 de Serre, die „*Gazette*“. Diese hörte im Juni 1827 auf; dagegen nahm im
 Juli 1827 die „*Etoile*“, ein Abendblatt, den Namen „*Gazette de France*“ an
 und wurde Villèle's Organ, dessen Vertheidigung sie noch jetzt führt, sowie sie
 gegen das jetzige Ministerium mit der bittersten Hefigkeit angreift. Die
 „*Etoile*“ gehörte schon vorher dem Justizminister, Hrn. v. Peyronnet, und der Con-
 stitution. Sie erhielt 20,000 Fr. aus der Schatzkammer, wofür sie die Art. des
 Villèle aufnahm. Übrigens predigte sie den Jesuitismus. — Die „*Quo-*
tidienne“ gehört dem Hrn. Michaud, dem Geschichtschr. der Kreuzzüge, dem Hrn.
 de Sacy u. A. Sie ist bigot, feodal und miguelistisch, ein Arsenal des Jesui-
 tismus. Die „*Quotidienne*“ steht an der Spitze der Contreopposition. In den
 ersten Jahren der Revolution zeichneten sich noch besonders als antirevolutionnaire
 die „*apôtres*“ (von Peltier geleitet) und der „*Ami du roi*“, sowie im

Geiste der Revolution die „Chronique de Paris“ (von Condorcet, Noël u. „L'orateur du peuple“ (von Gréron), das „Journal de la cour et de la“ (von dem nachherigen Marschall Brune angefangen) und viele andre aus. oft schnell auf einander folgenden Revolutionen hatten auf das Erscheinen Verschwinden der pariser Zeitungen großen Einfluß. Lange Zeit erhielt sich alle Revolutionen ungestört und ununterbrochen das sogen. „Journal du“ Durch seinen einfachen und dabei geistreichen, aber von allem eigentlichen nehmen freibleibenden Ton schiffte es alle Klippen der Revolutionenstürme gl. vorbei, und es war eine Art von Sprüchwort geworden, daß man, um nicht hingerichtet, fusiliert oder deportiert zu werden, die Wahrheit wie das Journal d. zu sagen verstehen müsse. Das Directorium bediente sich insbesondere des „Rédacteur“, um Frankreich und der Welt seine übermüthige Politik zu machen.

Eine der wichtigsten pariser Zeitungen, welche 1791 begann und sich erhalten hat, ist das „Journal des débats“ (von 1804—14 und im März „Journal de l'empire“ genannt). Mit ihm verband die Redaction seit zuerst ein „Feuilleton“, das die débats littéraires umfaßte. Ausgezeichnete bemächtigten sich hier des kritischen Richterstuhles, wie Fievé bis ihm folgte Etienne. Insbesondere hatte es an dem Abbé Geoffroy 13 einen Mitarbeiter, durch den es so gehoben wurde, daß es bis auf 30,000 abgesetzt haben soll. Die pariser Zeitungen begnügten sich seitdem nicht mit reinen Nachrichten, sondern lieferten sämtlich, in einem sogenannten Feuilleton oder im Blatte selbst, auch literarische und Theaternachrichten. Für Beide Geoffroy ein außerordentliches Talent, und er lieferte in diesem Feuilleton sehr anziehend geschriebene Aufsätze, die sich durch Kenntnisse und Witz, als durch scharfe Satyre und Humor auszeichneten. Nach Geoffroy's Tode sank die Anzahl der Abnehmer gesunken. Dann waren die besten Mitarbeiter an des débats: Maltebrun, Hoffmann, und Duricquet im Dramaturgischen. Zeitlang war es ein gehaltvolles ministerielles Blatt, da besonders Hr. v. und Chateaubriand ihre Ansichten darin mittheilen ließen. Als Chateaubriand dem Ministerium trat, wurde das „J. des débats“ durch ihn ein Oppositionsblatt. Jetzt sind die Redactoren desselben der Staatsrath Bertin-Duvaur und Sie sind Royalisten, aber den übertriebenen Ansprüchen der Geistlichkeit und Adels abgeneigt. Auch haben sie sich laut gegen die jesuitische Congregation gegen das System des Hrn. v. Villèle ausgesprochen. Jetzt zählt das „J. des débats“ an 12,600 Abnehmer.

Unter Napoleon war das Zeitungswesen in Frankreich, wie in ganz mit Ausnahme Englands, gesunken und in Allem, was zur Politik gehört Echo Dessen, was der „Moniteur“, in welchem der Gewaltherrscher oft eigene Paragraphen eindrücken ließ, bekanntmachte. Nach seiner Zurückkunft gestattete er den Zeitungen zwar Freiheit, aber sie wurde nur sparsam benutzt. Der Restauration wurden die Zeitungen unter Censuraufsicht gestellt. Erst 1819 hörte diese auf, und auch die Journale genossen einer unbeschränkten Freiheit. Man hatte jedoch verschiedene Gesetzbestimmungen getroffen, die die Unternehmung, ein tägliches Journal herauszugeben, sehr erschwerten. Es erschienen mehrere neue Zeitungen, z. B. „La renommée“, an deren Spitze Benj. Constant und Jouy stellten (hat aufgehört), „Le censeur“, dessen Redacteur Comte und Dunoyer wurden (hat aufgehört), und bei welchem Mitarbeiter war, ferner „Le pilote“, „L'Aristarque français“ (von Labnaye und Lalot gegründet, hat aufgehört) u. a. Die am meisten verbreitete Zeitung blieb indeß trotz dieser Mitbewerber „Le constitutionnel“, welche von 15 Actionnairs gegründet wurde. Er ist constitutionell gesinnt, aber in

nisch und vorsichtig. Ihn leiten zunächst Etienne, Fay und Tissot. Er soll zu gegen 20 000 Abnehmer gehabt haben. Anfangs galt die Actie 3000, jetzt 10 Fr. — Der „*Courrier français*“, welchen Rératry leitet, ist weit freimüthiger, hat aber weniger Absatz, und der Herausg. ward oft vor das Criminalgericht gestellt. Der Hauptredacteur, Chatelain, ehem. Officier, führte sonst beinahe allein die Polemik. — Das „*Journal du commerce*“ gehört fast nur pariser Händlern; es handelt Finanzfragen oft mit großer Sachkenntniß ab; in ihm vernehmen vorzüglich Lusitte's Meinungen. Hauptredacteur ist der ehem. Kaufmann Leleu. — Zwischen den liberalen und den Ultrajournalen steht der mit dem jetzigen Ministerium entstandene „*Messenger des chambres*“, ein zum Theil ministerielles Blatt in der Mitte. Die Herren Capefigue und Mallitourne leiten die politischen; auch fließen mehre aus der Feder des Hrn. v. Martignac. Der „*Messenger des chambres*“ ist daher jetzt die Hauptquelle für politisch thatsächliche Bewegungen, obschon das Ministerium gewisse Doctrinen desselben verleugnet. — Geschichte der franz. Zeitblätter sind die sogen. Tendenzprocesse merkwürdig. Die völlige Freigebung der Pressen im J. 1819 wurde die politische Partei genährt und verursachte solche Ärgernisse, daß die Regierung mit 2 andern Gesetzen, welche sie den Kammern nach der Ermordung des Herzogs von Angoulême vorlegte, auch auf neue vorschlug, die Journale unter Censur zu stellen: ein Vorschlag, der zwar heftigen Widerspruch bei allen Parteien fand, aber dennoch von der Deputirtenkammer am 30. März 1820 durchging. Dieses Ausnahmegesetz wurde in der Session von 1820 auch für die Zeit der Sitzung von 1821 verlängert, aber aufgehoben und durch polizeiliche Aufsicht ersetzt, weil man die Censur der repräsentativen Verfassung unverträglich fand. Dagegen wurden die Befehle gegen den Mißbrauch der Presse um so strenger abgefaßt. Es wurden sowohl die Eigenthümer als die Herausgeber verantwortlich; auf Vergehens durch Mißbrauch der Pressfreiheit standen Geldstrafen und Haft; selbst die, der geheime Sinn, die einem verdächtigen Art. zum Grunde liegen, konstatirbar gefunden werden, wenn die Tendenz gefährlich erschien. Die Eigenthümer waren deshalb verbunden, für Zeitungen und periodische Blätter bestimmte Renten, die von 750 Fr. bis 10,000 Fr. Renten stiegen, einzulegen. Für die Zeitungen war eine Bürgschaft von 10,000 Fr. Renten erforderlich; also nach dem Durchschnitt der Renten berechnet, eine Capitalsumme von 150,000 Fr. Es gelang Villèle, die Censur wiederherzustellen; als er aber die Wahlversammlungen einrief, mußte die Censur aufhören. Nach B.'s Sturz wurde 1828 vom neuen Ministerium den Kammern ein milderes Pressgesetz vorgelegt und angenommen. Die Zeitungsanstalten haben in Frankreich und England einen großen Umfang und sind auch in industrieller sowie in kaufmännischer Hinsicht so wichtig, daß Deutschland nichts Gleiches aufzustellen haben. So beschäftigt der „*Conservateur*“ in Paris eine eigne Druckerei von 8 — 10 Pressen, die Tag und Nacht in Thätigkeit sind; außer 6 — 8 daran mitarbeitenden Eigenthümern und Redactoren in Chef sind noch 10 — 12 Redacteurs für verschiedene Fächer angesetzt, und die monatlichen Ausgaben erfordern gegen 50,000 Franken. Das Honorar, das den Redacteurs und den Mitarbeitern, welche nur einzelne Artikel ausgezahlt wird, ist sehr bedeutend. Für einen Artikel von 1 oder 1½ Seiten werden in der Regel 100 — 120 und oft bis 150 Franken bezahlt. Der Journalismus bei diesen Anstalten ist ebenso bewundernswürdig als die Geschicklichkeit der Franzosen, über jeden einigermaßen wichtigen Vorfall augenblicklich einen Artikel zu improvisiren. Dies gilt besonders bei den Verhandlungen der Kammern, der Tribunale und bei den Schauspielen. Nur wenige Stunden nach als Eine oder Andre geschehen, verhandelt oder dargestellt worden, findet in allen Blättern der Hauptstadt die umständlichsten Berichte darüber. Der

Capitalwerth eines Zeitungsinstituts ist in Paris oft sehr bedeutend und beträgt nach Maßgabe des Absatzes, zuweilen den Werth einer Million Franken und darüber. Auch erhebt die Regierung, außer dem Zeitungsstempel, noch besondere Abgaben von einzelnen Blättern, die sie als Pensionen für Gelehrte und Künstler zu benutzen pflegt. — In England steigt der Werth guter Zeitungsanstalten höher, und Hr. Perry, Eigenthümer des „Morning chronicle“, schätzte dieses Blatt auf 100,000 Pf., also 2,700,000 Franken. Hier hat das Zeitungswesen überhaupt mehr politische Bedeutung als in Frankreich, denn der Charakter desselben ist durch den Genuß der vollkommensten Pressfreiheit, im Guten und Schlechten, selbständiger ausgeprägt. Der Unternehmer bekennt sich nicht zu irgend einem festen politischen System, und je überzeugender er dasselbe in seiner Beurtheilung der Begebenheiten vorträgt, auf desto mehr Leser kann er rechnen. Die wichtigsten engl. Blätter sind: von der Oppositionspartei „The morning chronicle“, von der ministeriellen Partei „The courier“, und als Canning'sches Ministerium trat, die „Sun“. Einen unabhängigen Charakter suchen die „Times“ zu behaupten; zu dem leidenschaftlichsten Ultraroyalismus bekennen sich die „Morning times“, jetzt das „Morning journal“ genannt. Auch „The statesman“, „The morning post“, „The morning herald“ sind als wichtige Institute zu betrachten. Überhaupt hat sich die Zahl der britischen Zeitungen seit 1782 — 1821 in England von 50 bis 135, in Schottland von 8 bis 31, und in Irland von 3 bis 10 vermehrt. In London allein erschienen im J. 1826 überhaupt 170 period. Blätter, und man zählte in Großbritannien zusammen 483 Zeitungen und Blätter. Jede Woche werden in London 300,000 Zeitungsblätter, und in den Grafschaften Englands 650,000 Zeitungsblätter gedruckt. Daher ist die Einnahme der Regierung von dem Zeitungsverkehr (durch den Stempel und die Abgaben) von der höchsten Bedeutung, aber schwer zu berechnen. Noch weniger ist es die darin angelegten ungeheuern Capitale und die davon bezogenen Steuern, wie der ganze industrielle Mechanismus dieses Geschäfts. — Das „Morning chronicle“, ehemals von Hrn. Perry redigirt, war das Organ der Opposition; seit Perry's Tode hat das Blatt an Einfluß verloren; doch ist es die einzige Zeitung, welche alle Parlamentsverhandlungen ohne Abkürzung gibt. Die ministerielle „Times“ (jährlich 7000 Exempl.) hat einen völlig selbständigen Charakter, ohne einer Partei ausschließend zu dienen; sie behandelt aber auch die Opposition den Nutzen nicht einsehend, mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung. Der „Morning times“ meldet die Redaktion Alles, was gegen den Anstand oder die guten Sitten verstoßt. Nächst der „Times“ ist der „Morning herald“ das unabhängigste Blatt, welches durch Sarcasmen sehr unterhaltend. Der „Courrier de Londres“, eine franz. Zeitschrift in London, hat 1826 aufgehört. Von ihm sind 100 Exempl. erschienen.

Italien, Spanien (bis zur Revolution vom 7. März 1820) und Portugal bieten für das Zeitungswesen wenig Bemerkenswerthes dar. Während der franz. Occupation dieser Länder hatte es sich allerdings mehr als bisher entwickelt, allein Napoleon ließ keine freie Wirksamkeit zu. Gegenwärtig ist es in diesen Ländern aus begreiflichen Ursachen noch mehr gesunken. Der „Restaurador“ in Lissabon ist seit der Restauration 1823 dem politischen System des Alenx. zugewandt, und die „Gaceta“ von Madrid hat einen halbofficiellen Charakter. Von italienischen Zeitungen sind die „Gazetta di Firenze“, die „Gazetta di Milano“ und die „Diario di Roma“ wohl die einzigen, die im Auslande gelesen werden.

Im Königr. der Niederlande findet man Zeitungen in holländ. und franz. Sprache. Mehrere unter den letztern, und vor allen der „Vrai libéral“ in Brüssel, gehören zu den besten europäischen Zeitungen. weshalb die Herausgeber an

frei, allein die Gesetze über die Vergehungen der Presse sind um so strenger worden nicht selten mit großer Härte gehandhabt, besonders seit dem Gesetz 1815; doch ist 1829 der Entwurf zu einem mildern Pressgesetze den Kammern vorgelegt worden. Eine lange Reihe von Jahren genoss die (französ.) „Gazette de Leyde“ einen großen Ruf und wurde als Gazette diplomatique angesehen. Sie war das Eigenthum der Familie Luzac in Leyden, mehrere Generationen hindurch mit der größten Sorgfalt und im reinsten Styl redigirt hat. Von den in holländ. Sprache erscheinenden Zeitungen (genannt) ist die harlemer Zeitung die beliebteste und die, welche den größten Absatz hat. Fast in jeder holländ. Stadt erscheint eine solche Courant, größtentheils mit sogenannten Intelligenznachrichten gefüllt sind, und bei uns nützlich die sonderbare Gewohnheit eingeführt ist, daß sie sogar am Rande in die Quer bedruckt sind. Im J. 1828 waren der haager „Nieuws-rtentie-blad“, die „Gazette des Pays-Bas“, der „Industriel“ und mehrere die bedeutendsten polit. Blätter. Überhaupt erschienen 1826 in holländ. Sprache 80 Tagebl. und Wochenschriften, und 35 Monatschriften.

In der Schweiz erschienen im J. 1824 11 politische Blätter, als 7 deutsch., 2 ital. — Unter den deutschen ist der „Schweizerbote“, von Aarau, ein sehr nützlichcs Volksblatt seit 1804; der „Allgem. schweizer. Correspondent“ erscheint zu Schaffhausen seit 12 Jahren; die zürcher „Freisig“ schreibt D. Bürkli. Die „Neue zürcher Zeitung“ enthält das meiste von der Schweiz und viele gute literar. Nachrichten. Die „Gazette de Lausanne“ von Méville redigirt, wird auch in Frankreich viel gelesen; „Le nouvel-chois“, von Fischer zu Lausanne seit 1824, ist reich an Nachrichten aus der Schweiz und an literar. Notizen. Der „Corriere svizzero“ zu Lugano sagt von der Schweiz als die „Gazzeta Ticinese“, welche auch zu Lugano erscheint. — Unter den nordischen Zeitungen sind besonders die schwedischen und norwegischen (vgl. Schwedische Sprache und Literatur) als selbständigen Charakters zu bemerken.

Deutschland war, wie in Frankreich, bis zum Anfange der französ. Revolution in der Zeitungsverkehr unbedeutend, und gegen England, Frankreich und Niederlande gerechnet, ist er es auch immer geblieben. Durch die Vertheilung der deutschen Bundesversammlung vom 20. Sept. 1819 ist er auf eine neue Aufficht gestellt worden. Bis zu dem Anfange der franz. Revolution in Deutschland der „Hamburger Correspondent“ fast die einzige Zeitung, welche Nachrichten aus den entfernten Ländern und Gegenden durch originale Correspondenzen einzog. Neben ihr erschien in Hamburg noch eine sogenannte „Hamburger Zeitung“, die jedoch, ungeachtet sie zu Zeiten sehr gute Redacteurs hatte, doch, am Ende die Concurrenz mit dem „Correspondenten“ nicht aushaltend aufhören mußte. Aus diesen und ähnlichen Quellen wurden nun für die von Provinzialblättern die ihnen zusagenden Artikel durch bloßes Anstreichen compilirt, was denn eine Zeitung redigiren hieß. Aus dieser Beschäftigung sich zum Theil die Verachtung erklären, die in Deutschland mit dem Beruf eines Zeitungsschreibers verbunden ward, und auch in neuerer Zeit, wo man dem Schriftst. würdiger behandelte, noch nicht ganz aufgehört hat. Der Absatz des „Hamburger Correspondenten“ stieg von dem Ausbruche der Revolution an fort; da besonders in diesem Zeitpunkte, und noch eine geraume Zeit nachher, die Zeitung vortreflich war, und insbesondere die Nachrichten aus England und den Verhandlungen mit ausgezeichnete Sorgfalt geliefert wurden. Man schätzte im Zeitraum den Absatz des „Correspondenten“ zwischen 30 — 36,000 Exemplaren. Durch die Einverleibung Hamburgs in das franz. Reich, seit welcher Zeit neben dem deutschen auch einen franz. Text liefern mußte, erhielt das

treffliche Institut einen solchen Stoß, daß der Absatz bald nur noch einige tau- Exemplare betrug, und auch nach der Freierwerbung Hamburgs hat es sich nicht wieder erholen können, woran, außer der vermehrten Concurrenz durch die fürter, die Kasseler Zeitungen, die hamburger „Börsenhallenliste“ und unten noch zu nennende neue Zeitblätter, auch die Redaction wol mit Ursache möchte. 1828 erschienen in Hamburg 21 Zeitungen, Tag- und Wochenblätter

Raisonnirende Blätter, im Charakter der franz. und engl. Zeitungen, bis in neuerer Zeit in Deutschland keine, wenn wir nicht etwa die neuwieder- sprache im Reiche der Todten“, die sogar in Wien regelmäßig nachgedruckt worden haben zählen wollen. Dagegen bildete sich 1798 in Deutschland ein neues Zeitinstitut aus, das bald alle andre überflügelte: die Allgemeine Zeitung. Buchhändler Cotta, damals in Tübingen, faßte dazu die erste Idee und ver- sich dafür zuerst mit Schiller, dann mit Pösselt und Huber. Schiller sagt schon vor der Ausführung wieder davon los. Pösselt aber that sehr wenig, Cotta selbst und sein Associé Zahn die Hauptsache zu besorgen hatten, bis J. aus Neufchatel in Tübingen eintraf und die Hauptherausgabe übernahm. Mit 8. Sept. 1798 behielt diese Zeitung ihren ersten Titel: „Neueste Welt- Ein Verbot traf sie unter diesem Titel, und sie nahm nun den der „Allgem. Zeitung“ an. Nach Verlauf des ersten halben Jahres wurde sie von Tübingen Stuttgart, dann 1803, wegen Censurschwierigkeiten, nach dem damals- schen Ulm, und als dies auch unter württembergische Oberherrschaft kam, Augsburg verlegt, wo sie sich noch gegenwärtig befindet und von der hies. Regierung mit besonderer Liberalität behandelt wird. Nach Huber's Tode (1804) nahm Stegmann (s. d.), der früher in preuß. diplom. Diensten (zuletzt als gationsrath in Turin) gestanden hatte, die Herausgabe, und sie hat sich bei- tung dieses ausgezeichneten Mannes, der einem so schwierigen Geschäfte voll- men gewachsen ist, bis jetzt (1829) zu erfreuen. Zweiter Herausgeber war ein- lang Hr. Widemann, der früher in Paris in einem ministeriellen Bureau arbeit- ihm war besonders die Redaction der Frankreich und England betreffenden Artikel- vertraut. Die „Allgemeine Zeitung“ hat in allen europ. Ländern Correspondenten- ihr mit Nachrichten an die Hand gehen; außerdem bedienen sich ihrer häufig die- und ausländ. Regierungen, um in halbofficiellen Artikeln das Publicum mit- ren Ideen zu bearbeiten. Dies ist von der östreich. vorzüglich bei den Spanier- mit ihrem Papiergelde und ihren Staatspapieren oft mit vielem Geschick gethan- selbst das franz. Ministerium hat 1818—20 sich sehr häufig der „Allgemein- tung“ bedient (noch mehr indeß der londoner Blätter). In den Beilagen finden häufig anziehende Übersichten der polit. Literatur einzelner Länder. Von merkw- digen Reisenden und von den wichtigsten public characters unserer Zeit mo- biographische Nachrichten und Charakteristiken gegeben. Den Nekrolog liefert- züglich Hr. Hofrath Böttiger in Dresden. Bei allen diesen Vorzügen war der- der Absatz der „Allgemeinen Zeitung“ im Grunde unbedeutend, und kann nicht- mehr als den Kostenaufwand decken. 1817 betrug er gegen 2000 Exemplare; geben Einige denselben zu 5000, Andre zu 1500—2000 an. Von Ostern 1 an ist sie mit einer Druckmaschine gedruckt worden. Außer diesem polit. B- gibt Cotta noch seit 1828 „Das Ausland“, ein Tageblatt für die Kunde des g- gen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland, und nach ähnli- Plane „Das Inland“ seit 1829 in München heraus. Das letztere umfaßt- Deutschland und nimmt vorzügliche Rücksicht auf Baiern.

Während der franz. Unterjochung Deutschlands konnte sich das deutsche- tungswesen nirgends ausbilden, denn jedes Blatt hütete sich, eine polit. Neu- zu erzählen, so lange sie nicht im „Moniteur“ oder doch in den halbofficiellen- ser Blättern gestanden hatte. Der in Kassel damals erscheinende „Westfälische“

ur" wurde von Murhard u. A. in seiner Art zweckmäßig besorgt und von man-
n trefflichen Mitarbeiter, z. B. von Villers, öfters mit anziehenden Beiträgen
gesteuert. Die Freiwerdung Deutschlands 1813 gab einer Menge politischer
ätter im Geiste der erwachenden Zeit ihr Entstehen. Kobene wurde von dem
General Witgenstein zur Herausgabe einer Zeitung, um auf das Volk zu wir-
en, eingeladen; so entstand in Berlin dessen „Russisch-deutsches Volksblatt“. Eben-
begann Niebuhr ein andres Journal unter dem Titel: „Der preuß. Correspon-
t“. Beide gingen aber bald unter. Nach der Überschreitung der Elbe durch die
einigten Heere unternahm F. A. Brockhaus (damals noch in Altenburg) ein po-
sches Blatt unter dem Titel: „Deutsche Blätter“, die in der ersten Zeit mit ei-
n außerordentlichen, mehr aber in der damaligen Zeit als in ihrem Werth be-
ndeten Beifall gelesen wurden. Zu den berühmtesten Zeitungen dieser Periode
aber vor allen der „Rheinische Merkur“ von G o r r e s (s. d.) gezählt werden.
n 23. Jan. 1814 erschien das erste, und am 10. Jan. 1816 das letzte Stück.
e durch einen Cabinetsbefehl bewirkte Unterdrückung desselben kam dem Vf. viel-
ht nicht ungelegen; denn der Ton des „Rheinischen Merkur“ ließ sich unmög-
in einer ruhigen Zeit, und am wenigsten in einem rein monarchischen Staat
ne constitutionnelle Formen, fortführen. — Der „Deutsche Beobachter“ ward
13 nach der Einnahme Hamburgs von einem Hrn. Dävel, Secretair Letten-
n's, unternommen und späterhin eine Zeitlang von Cotta, dem Unternehmer
„Allgemeinen Zeitung“, fortgeführt. Cotta war hier aber nicht sehr glücklich,
die Unternehmung kostete ihm in kurzer Zeit gegen 25,000 Mark B. Einbuße.
e kam jetzt in Dävel's Hände zurück, und fand an Möding und Benzenberg
ügen, welcher Letztere durch sie besonders seine staatswirthschaftlichen Ideen
Umlauf setzte. Mit Anfange 1819 hörte Benzenberg's Theilnahme auf, und
frankfurter Bundestagsbeschlüsse vom 20. Sept. 1819 boten dem Unter-
mer eine vielleicht erwünschte Gelegenheit dar, das Blatt ganz aufhören zu
lassen.

Im Ö s t r e i c h i s c h e n, das bis dahin außer der officiellen wiener, keine Zei-
ung von irgend einer literar. oder polit. Bedeutung hervorgebracht hatte, war in-
österreich auch ein Blatt, der „Österreichische Beobachter“ entstanden, das bald als
officiell betrachtet und in ganz Deutschland mit Aufmerksamkeit gelesen wurde,
es das einzige war, das sich von 1809—12 erlaubte, von Zeit zu Zeit einige
strahlen über Spanien und die polit. Stellung der europ. Mächte in die Nacht
damaligen Zeit zu werfen. Der Eigenthümer und Herausgeber dieses Blattes
ist und ist noch Hr. v. Pilat, ein geborener Hanoveraner, der in Wien zur röm.
che übergegangen und als Privatsecretair beim Fürsten Metternich angestellt
ist, und dessen Stellung daher besonderes Vertrauen einflößen mußte. Der Ab-
soll in dem gedachten Zeitraum bis auf 6000 Exemplare gestiegen sein.

Nachdem „Hesperus“ (1824, Nr. 228, 230, 257 fg.) verhält sich die eigent-
liche östreich. Zeitungsliteratur mit Einschluß der böhm., ungar., italien., zur
russischen, wie 27 zu 47. — Die Preussische Staatszeitung stand
erst unter der Leitung eines eben so liberalen als kenntnißreichen Mannes, des
Staatsraths Stägemann; verschiedene Einwirkungen aber verleiteten denselben
zur Herausgabe, die 1821 an den im Fache der Erzählung beliebten Schriftsteller
H. Hofr. Heun (unter dem Pseudonamen Claren bekannt) überging. Zweiter
Herausgeber war Hr. Karl Müller. 1824 erhielt sie eine neue Einrichtung und
D. John einen neuen Herausgeber, und wird jetzt (1829) als eine der besten
russischen Zeitungen betrachtet.

Zu den im Geist unserer Zeit redigirten Blätter durfte man vor dem 20.
Sept. 1819, der für das deutsche Zeitungswesen eine neue Norm einführte, noch
das weimarische „Oppositionsblatt“, den „Frankischen Merkur“, die „Rheinischen

Blätter", die (von Friedr. Seybold gegründete) „Neckarzeitung" und die „Speirer Zeitung" rechnen.

Dem „Oppositionsblatt", durch das weimarische Industrie-comtoir oder Tuch und dessen Schwiegersohn Froiep begründet, lag eine anziehende Grundlage, und nur der Titel in Verbindung mit dem Zusätze: ober Großherzoglich weimarische privilegirte Zeitung, ward unschicklich gefunden. Ludw. Dittmer, ältester Sohn des Dichters, ein Mann von Kenntniß, Geist, Patriotismus (zu rauhem und derben) und schriftstellerischer Gewandtheit, erhielt die Herausgabe, und das Institut gewann bald freien Aufschwung, bis die Friedrichs-Wartburg (s. d.) und die Nachrichten darüber die weimarische Regierung zu Gebränge brachten, daß das „Oppositionsblatt" einige Tage lang ganz suspendirt und der zeitherige Herausgeber am Ende davon entfernt wurde. Die Herausgabe schwankte jetzt eine Zeitlang in mehreren Händen, bis sie endlich F. A. Mühlhölzer erhielt. Aus dem Titel wurde das Anstößige weggelassen; auch herrschte in dem Theil sehr gehaltenen Aufsätzen, wie in den politischen Nachrichten, durch einen gemäßigten, ruhigen Ton; dennoch gab eine übel gewählte diplomatische Sprache die endliche Veranlassung, daß das Blatt mit dem 27. Nov. 1820 aufhören mußte.

Der fränkische, in Bamberg erscheinende „Merkur" wurde von dem ältesten bekannten D. Wegel einige Jahre lang mit bedeutendem Erfolge herausgegeben. Wegel's stand Wit, Laune und Satyre stets zu Gebot, und er wußte sie eben in seinem Blatt trefflich zu bedienen. Die „Rheinischen Blätter" wurden von Hofrath Weigel in Wiesbaden (der sich aber nach dem 20. Sept. davon zurückzog) und die „Speirer Zeitung" vom D. Butenschön mit Geist und politischem Verstand (jedoch besonders mit einem gewaltigen Antirussismus) redigirt. Noch ist der „Nürnberger Correspondent" als vielgelesenes Blatt zu erwähnen. Der Redacteur, D. Bischoff, starb 1824.

Durch die Beschlüsse des deutschen Bundestages vom 20. Sept. 1820, welche 5 Jahre lang (seitdem auf unbestimmte Zeit verlängert) in Kraft blieben, wurden alle deutsche Zeitungen, auch in den Staaten, wo, wie in Preußen und Würtemberg, die Censur durch die Landesverfassung förmlich aufgehoben war, aufs neue unter Censur oder ministerielle Aufsicht genommen. Dies hatte die Folge, daß der „Deutsche Beobachter", welchen ein Herr Kleschinski herausgab, durch einen Bundestagsbeschluß 1823 unterdrückt wurde.

Unter den übrigen polit. Blättern nennen wir zuerst die der Vereinigten Staaten, in welchen überhaupt im J. 1827 an 840 period. Blätter erschienen, darunter 137 zu Newyork und 110 in Pennsylvanien. Selbst die Indianer lasen Zeitungen zu lesen. Zu New-Orleans erscheint seit dem 21. Febr. 1828 ein Journal der Chirokesen, u. d. Z.: „Der Chirokee-Phoenix", den ein Chirokee, Boubenott, redigirt, halb in engl., halb in der Stammsprache (nach einem Chirokesen, M. Hueß, erfundenen Alphabet) in der großen 6spaltigen Form engl. und nordamerikan. Tagebl. Dies ist die erste Literatur, welche mit Indianern beginnt. Hueß selbst versteht weder engl. noch sonst eine Sprache außer f. Die Rep. Columbia hat bereits 16 polit. Bl.; auch die übrigen amerikanischen Staaten, Paraguay ausgenommen, haben period. Blätter. In Chile, wo erst 1810 eine Druckerei aus Nordamerika erhielt, erscheinen jetzt 7 Zeitungen. Die britischen Colonien haben ebenfalls ihre Papers. Auf dem Cap ist die von dem dort gegründete „South African commercial advertiser", seit des Lord's Entfernung entfesselt, statist. wichtig. — Die Hellenen lesen seit 1821 polit. in ihrer Sprache; auch gibt jetzt Maxime Kapbaud in Patras eine Wochenzeitung „Courrier d'Orient", heraus. Dagegen ist in Smyrna an die Stelle des „Spectateur oriental" im J. 1827 ein Turkophile, der „Observateur impérial" und später der „Courrier de Smyrne" getreten. Sogar in Tripolis (in Syrien)

) erscheint seit dem 31. Juli 1827 eine polit. und literar. franz. Monatschrift L.: „L'investigateur Africain“. — Außer den polit. Zeitungen, unter welche jüngste die „Polnische Staatszeitung“ ist (Warschau seit 1829), welche auch für das Ausland Bekanntmachungen in deutscher und franz. Sprache gibt, auch die Handels-, die Gelehrten- und die Unterhaltungsblätter zu erwähnen. Von eigentlichen Handelsblättern kennen wir die londoner „Lloyds list“, amsterdamer „Zeetidingen“, das „Journal de commerce“, die hamburger „Börsenhallenliste“, eine nürnberg. „Handelszeitung“, das von Hassé in Schnee- zu Leipzig herausgeg. „Elbeblatt“, polytechnischen Inhalts, dem seit 1824 eine Börsenliste beigelegt wird, und die „Preuß. Handelszeitung“ in Berlin. enthalten sämtlich Waaren- und Wechselpreise, Kurse der Staatspapiere, richten über das Ankommen und Abgehen der Schiffe, Verzeichnisse von Dividenden und gezahlten Dividenden und ähnliche, die Handelswelt betreffende. Die hamburger „Börsenhallenliste“ (jetzt von Niebour und Runge bes.), die überhaupt als das vorzüglichste dieser Blätter zu betrachten ist, theilt jedesmal die neuesten polit. Nachrichten mit.

Über die gelehrten Zeitungen, als Reviews, „Rev. encyclop.“, „Bibl.“, „Hermes“, wiener „Jahrbücher“ etc., s. Literaturzeitungen. Hierher auch die einzelnen Fächern gewidmeten Zeitschriften, als: die von D. Zimmann zu Darmstadt herausgeg. „Allgem. Kirchenzeitung“ (7. Jahrg., 1828), 1825 eine „Katholische Kirchenzeitung“ (Hadamar und Koblenz) entgegen, die berliner „Evangel. Kirchenzeitung“, herausgegeben von D. Hengstenberg (Jahrg., 1828), gegenübertrat. Auch gibt der Pfarrer Spieß in Frankfurt „Eusebia“ seit 1828 heraus. — Eine „Allgemeine Schulzeitung“, von D. Hermann, erscheint in Darmstadt seit 1824; — eine „Gesundheitszeitung“ Rath Streit seit 1828 in Greiz; — eine „Flora“, oder botan. Zeitung, in Wien (11. Jahrg., 1828); — eine landwirthschaftl. Zeit., von Schnee, in Halle; Staatswirthschaftliche (2. Jahrg., 1828) zu Bidingen, sowie „Kunstblätter“ Berlin von Voelken u. a. a. D.; — die „Allgem. militair. Zeitung“ zu Darmstadt. — In Frankreich erscheinen ähnliche Blätter: z. B. „Le Catholique“, vom Baron von Edstein; — „La revue protestante“, deren Hauptredacteur Th. Coquerel ist; — „La gazette de santé“ u. a. — Als encyclopädisches Blatt muß der „Hesperus“ von André vor allen andern genannt werden (s. weiter unten).

Die deutschen Unterhaltungsblätter sind mit der vom Hofrath seit 1801 in Leipzig gegründeten Zeitung für die elegante Welt, unter des Hofr. Meth. Müller Leitung noch fortbauert, entstanden. Da die Zeitung für die elegante Welt damals der Schlegel'schen Schule huldigte, so ihr Rokebue (s. d.), mit Merkel verbunden, 1803 ein ähnliches Blatt entstand, den „Freimüthigen“, welchen jetzt D. August Ruhn herausgibt. Seitdem die Zahl der Unterhaltungsblätter beständig vermehrt, obgleich auch viele schnell wieder untergegangen als entstanden sind. Die bedeutendsten, außer den erwähnten, sind das stuttgarter „Morgenblatt“ (21. Jahrg., 1828), der bayer „Abendzeitung“, der berliner „Gesellschafter“ und das von Rokebue gegründete „Literarische Wochenblatt“, das mehr in die Kategorie der Unterhaltungsblätter als der gelehrten Zeitungen zu setzen war. Ersteres begann und ist unter verschiedenen Redactionen von L. F. Huber, Haug, Rückert und Reimar), Madame Huber, geb. Heyne, mit Glück und Beifall fortgeworden, da der Unternehmer (Buchhändler Cotta), der auch stets Antheil an der Redaction genommen, viel auf dies Blatt verwendet. Schon seit einigen Jahren ist dasselbe mit einem „Kunstblatt“ und mit einer literarischen Beilage vereinigt. Ersteres hat 1820 den D. Schörn, und diese den Hofr. D. Müll-

ner in Weissenfels zu Specialredactoren erhalten. Letzterer hat 1826 die Redaction niedergelegt und in Braunschweig ein eignes miscell. Blatt: „Mitternachtsblatt“, gegründet. Die Redaction des liter. Bl. leitet jetzt Wolfgang Menzel. In Dresden „Abendzeitung“ entstand 1817 und warb von dem unter dem Pseudonym Theodor Hell bekannten Hofr. Winkler und dem Hofrath Kind (s. d.), von Erstern allein, herausgegeben. Die „Abendzeitung“ hat sich ein großes Publicum erworben, was sie vorzüglich den Theaterkritiken und dem Talente der Mitarbeiter, welche kleine Erzählungen dazu beizutragen pflegen (wie Elise Heun, Schilling, Van der Velde u. A.), verdankt. Schon früher erschien ein liter.-krit. Beiblatt, von 1826—28 erschien eine städtische Beilage u. d. „Einheimisches“, jetzt (1829) e. art. Beiblatt: „Flora“, von Reichenbach herausgegeben; auch hat Böttiger ein sachtreiches „Artistisches Notizenblatt“ beigegeben. Der in Berlin erscheinende Gesellschaftler besteht seit 1816 und wird vom Gubitz mit Geschick und Umsicht redigirt. — Über das „Literarische Wochenblatt“ s. Koblenz. Nach dessen Tode wurde es von der Verlagehandlung fortgesetzt, daß ein anderer Redacteur dafür wäre ernannt worden. Später nahm sich der Hofrath D. Müllner in Weissenfels thätig an; allein die Zahl der Abnehmer innerhalb eines Jahres von 2000 auf 800 herab. Die Idee zu diesem Blatt übrigens von dem ersten Gründer ganz auf eine leichte, oft stechende Unterhaltung berechnet, die aber nicht selten ins Persönliche und Gemeine ausartete. Im April wurde es das Eigenthum des Herausg. dieses Lexikons, der ihm einen andern ernstern Charakter gegeben, und dasselbe seit dem Dec. 1820 „Literarisches Conversationsblatt“, und seit Juli 1826 „Blätter für literarische Unterhaltung“ genannt hat, weil es als ein literarisches Sprachzimmer für gebildeten von jeder Meinung und Ansichten betrachtet werden kann, das bei der Urbanität nie verleugnet wird. Es verbreitet sich über Alles, was auf die neuesten literarischen Zeit das höhere gesellige Leben berühren kann. Auf der Redaction von Müllner, zuletzt von Michaelis geleitet, folgten das schon erwähnte „Mitternachtsblatt“ und (1823) der „Literarische Beobachter“ (von F. A. v. Schlegel und F. Gleich), die beide mit 1823 aufgehört haben. In München erschien die „Cos“, in Karlsruhe die „Charis, oder rheinische Morgenzeitung“, in Bonn die „Kunst-, Literatur- und Alterthumsblatt“ (von F. R. Freih. v. Erlach), in Berlin der „Ährenleser“, in Dresden seit 1826 die „Morgenzeitung“ von Knoch, in Kassel mit dramat. und literar. Beilagen von Lief und Ebert (hat 1828 auch in Weimar das von Edm. Ost (Peucer) und St. Schütze seit 1823 in neuer Form redigirte „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“ (hat 1828 eingegangen). In Leipzig besteht noch die von Bergk herausgegebene „gemeine Morgenzeitung“ (bereits der 20. Jahrg.); in Dresden der „Mercur“ (Philippi); in Hamburg die „Originalien“, der „Wandsbeker Bote“, die „Feldzeitung“; in Berlin das „Berliner Conversationsblatt“, das „Kunstblatt“, die „Musikalische Zeitung“, die „Schnellpost“; in Leipzig der „Eremit“, die „Hebe“; in München die „Musikzeitung“ und die „Theaterzeitung“, von Stöpel, und an and. Orten ähnliche Blätter, der Unterhaltung gebildeter Leser widmet. In Rußland hat die von Aldecop deutsch herausgegebene „Sankt-Petersburger Zeitschrift“ denselben Zweck. Die Verbreitung dieser Blätter geht, mit wenigen Ausnahmen nicht über die Grenze des Landes, in welchem sie erscheinen. Den größten Absatz hat das „Morgenblatt“, das besonders viel nach Petersburg geht; man schätzt denselben auf 1500, den der „Abendzeitung“ auf 1000, den des „Gesellschaftlers“ auf 600 Exemplare, sowie den der „Elegantenzeitung“ auf etwa 1000 und den des Kuhn'schen „Freimüthigen“ auf 500 Exemplare. In den östreich. Staaten hatte sich die encyclopädische und belletrische Journalistik vor wenig Jahren sehr ausgebildet. Allein das auch im übrigen De-

senste Journal der erstern Art, der in Prag erschienene, vom Rath An-
rinn auf das zweckmäßigste zusammengestellte, überaus reichhaltige „Hes-
t seinem Herausgeber mit nach Stuttgart gefolgt, und das früher von
it und Gräffer, seit 1821 von Castelli trefflich redigirte wiener „Conver-
n“ hat mit 1822 aufhören müssen. Dagegen gehört noch jetzt zu den
sten Unterhaltungsblättern die in Wien von Schick seit 1816 geleitete
ft für Kunst, Literatur, Theater und Mode“. Auch der „Sammler“,
rlandischen Blätter“ und die von Bäuerle seit 1808 herausgeg. „Allgem.
itung“ sind hier zu nennen. Ernstern Inhalts ist das vom Freih. v.
redigirte wiener „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst“,
327 der 18. Jahrg. erschien, und das mit der Versetzung Hormayr's nach
geschlossen ist. Diese und andre in Zeitungsform erscheinenden Unterhal-
ter haben in Deutschland die Monatschriften größtentheils verdrängt. Aus-
leit sind hier zu nennen: „Bremer Beiträge“, von J. A. Cramer, Ebert
741 fg. „Der deutsche Merkur“ (erst von Wieland, dann in Verbin-
demselben von Bertuch und von Reinhold, hierauf von Böttiger und
er) von 1773—1810. „Deutsches Museum“ (zuerst mit Dohm von
nn von diesem allein) von 1776—88. Archenholz's „Länder- und
be“ von 1782—91; dann nahm solche den Titel „Minerva“ an, un-
m sie (nachher von Bran fortgesetzt) noch jetzt erscheint, jedoch mehr auf
alt beschränkt. Die „Thalia“ und die „Horen“ von 1795—97, „Eu-
sthendum“ u. a. Zeitschriften der neuromantischen Schule. „Roswitha“,
„Muse“ von Kind u. a. m. Gedike's und Biester's „Berlin. Monats-
it 1783; die „Deutsche Monatschrift“ seit 1790. Die weimarischen
iten“, Ebert's „Überlieferungen“ (seit 1825), der „Orpheus“ von Weich-
(1824) und ähnliche sind in zwanglosen Hefen erschienen. — Au-
bt es unter den deutschen Stadtintelligenz- und Provinzialblättern mehre-
nützigen Inhalts, welche bei einer freisinnigen Censur durch Publici-
utes veranlassen können. Unter diesen nennen wir: die „Dorfzeitung“ in
hausen (11. Jahrg. 1828); die „Wiene“, von M. Richter in Zwickau;
he „Patriot. Wochenblatt“ u. a. In diesem Geiste sind nach einem um-
für ganz Deutschland entworfenen Plane die noch bestehende „Ratio-
der Deutschen“, und der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen“ von
ründet worden.

London hat der thätige und einsichtsvolle Buchhändler Colburn die den
Unterhaltungsblättern zum Grunde liegende Idee, nach dem Plane un-
seiner Reise nach China bekannten, jetzt in London eingebürgerten Land-
blattner, dorthin verpflanzt, und es erscheint seit 1818 die sehr zweckmäßig
Literary gazette“, die 1819 schon über 3000 Abonnenten zählte. Eine
mer Wochenschrift für Literatur, Unterhaltung und Belehrung: „The
erscheint seit 1829 gleichzeitig auch in Leipzig bei E. Fleischer. Ueberdies
England monatlich erscheinende Unterhaltungsjournale, oder Magazines.
lische Literatur.) — In Frankreich waren die besondern Un-
blätter noch vor kurzem unbekannt, wogegen jede polit. Zeitung in ihrem
literarische, Kunst- und Theaternachrichten mittheilte. Außer den in
orm herauskommenen, der Politik, Literatur oder der Unterhaltung ge-
Blättern wurden in neuerer Zeit einige Zeitschriften in Brochurenform
wöchentlich oder monatlich ausgegeben. So machte 1818 und 1819 die
le „Minerve française“ in politischer Hinsicht außerordentliches Aufse-
: vorzüglichsten Mitarbeiter waren: Etienne, Fay, Souy, Tissot und
stant. Man schätzte den Absatz auf 15,000 Exemplare und den reinen
für jeden der 7 Eigenthümer auf 30—40,000 Franken Revenue. Nach
x. Siebente Aufl. Bd. XII.

den Beschränkungen der Pressfreiheit hörte sie im März 1820 auf. Man suchte zwar in einzelnen Brochuren fortzusetzen und dann auch in den „Lettres normandes“, allein bei der Strenge der polizeilichen Maßregeln und der Berückichtigung der Handhabung der festgesetzten Beschränkungen ohne bedeutenden Erfolg. „*Mercur de France*“ war länger als ein Jahrh. fast das einzige der eleganten Literatur und der Unterhaltung gewidmete, wöchentlich erscheinende Journal. Die ganze Sammlung von 1672—1813 besteht aus 1657 Bdn. in 12. und aus 1 Bdn. in 8. Er wird noch fortgesetzt, genießt gegenwärtig aber nur geringen Erfolg. Ein größeres Publicum, auch im Auslande, haben die seit 1823 wöchentlich herausgegebenen „*Tablettes universelles*“ gefunden, welche Politik und Literatur in zum Theil sehr geistvollen Aufsätzen verbreiten und den Charakter einer legitimen Opposition gut zu behaupten wissen. Seit 1824 aber diese „*Tablettes*“ im ministeriellen Geiste redigirt, da es den Ministerien ist, dem Hrn. Coste das Eigenthum für eine sehr hohe Summe (150,000 Francs) abzukaufen. Weniger ernst, aber oft sehr anziehend, war der „*Moniteur*“, ein der muntern Unterhaltung gewidmetes Blatt, das aber, nachdem es oft der Censur unterbrochen worden war und unter andern Titeln (als „*Pandore*“) erschien, doch 1823 aufhören mußte. Die „*Lunes Parisiennes*“ mußten demselben Grunde in den „*Diable boiteux*“, und der „*Courrier des spectacles*“ in den „*Corsaire*“ verwandeln. Das gehaltvollste in Philosophie und Aesthetik verfaßte stimmungsführende Blatt ist der „*Globe*“ in Paris, an welchem Prof. Schlegel Theil nimmt. Das Kunsturtheil der Franzosen hat dadurch auch, was ausländische Literatur betrifft, eine unbefangene, parteilose Richtung erhalten.

In Italien gibt es ebenfalls solche Zeitschriften. So umfaßt das „*Giornale Arcadico di Roma*“ Literatur, schöne Künste und Alterth. In Mailand scheint seit 1828 die „*Eco*“ („*Eco*“), durch welche Paolo Lampato das Volk mit Italien literarisch verbinden will. Ähnliche Zeitschriften gibt es in den Niederlanden, in Schweden, Dänemark etc., welche der Raum hier nicht einzeln anführen gestattet; ohnehin bringt jedes Jahr in diesen meistens ephemeren Erscheinungen neue Namen und Titel hervor, während die Sache selbst dieselbe bleibt. Sofern ist auch die nach der Idee des königl. preuß. Generalpostmeisters in Berlin 1824 (31 S. Fol.) herausgeg. „*Nachweisung der vorzüglichsten in den verschiedenen Sprachen erscheinenden polit. und nicht polit. Tag- und Wochenbl. und Zeitschr. nebst Bemerk. des Preises etc.*“ schon veraltet. Diese nannte die deutschen Zeitungen, von denen 9 außerhalb Deutschland und der preuß. Provinzen erschienen (zu Mitau, Lemberg, Ofen, Petersburg, Straßburg, Riga, Schaffhausen und Zürich). Nach dem „*Hesperus*“ gab es im J. 1824 1416 period. Blätter, welche jährl. 140 Mill. Bogen in Umlauf brachten. Alle mithalten wollte, würde jährl. 20,000 Thlr. bezahlen; und die Journalisten selbst setzten in Capital von 20 Mill. jährl. in Bewegung. — Eine Vergleichung der Einwohnerzahl und der Zeitschriften eines Landes und Volkes gibt folgende Tabelle: 1827 erschienen in den nordamerikan. Verein. Staaten 25 Mill. Einwohner; 11,600,000 Einw.; in Großbritannien 483 Zeit. und period. Samml. auf 23,400,000 Einw.; in Schweden und Norwegen 82 Journ. auf 3,866,000 Einw.; in Kirchenstaate 6 Zeitungen auf 2,598,000 Einw. (Stockholm mit 78,000 Einw. hat 30, und Rom mit 154,000 Einw. nur 3 Journ.). Dänemark jährl. 1,950,000 Einw. 80 Journ., von denen 71 in dän. Sprache; 23 sind politisch, 25 den Wissenschaften gewidmet. Preußen hat 12,416,000 Einw. und 53 Journ. und period. Schriften (Berlin hat 221,000 Einw. und 53 period. Schriften; Kopenhagen hat 109,000 Einw. und 57 Journ.). Die Niederlande haben 6,143,000 Einw. und 150 Journale und Zeit. Im deutschen Bunde (schon Reich und Preußen) kommen auf 13,300,000 Einw. 305 Journ. und period.

; in Sachsen auf 1,400,000 Einw. 54 Zeit.; in Hannover auf 1,550,000 16 Zeit.; in Baiern auf 3,960,000 Einw. 48 Zeit.; Frankreich hat auf 11. Einw. 490 period. Schr. (660 Druckereien, oder 1500 Pressen; davon 81 Druckereien oder 850 Pressen). In Paris allein, das 890,000 E. erscheinen 176 period. Schriften. BK.

Zeitz, ehemals die zweite Stadt des zum Königreiche Sachsen gehörigen Naumburg-Bezirks, durch den Vertrag vom 18. Mai 1815 an Preußen abgetreten, gehört jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg im Herzogthum Sachsen. Stadt Zeitz liegt 5 Meilen von Leipzig in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der weißen Elster, über welche eine steinerne Brücke führt, und an einem hohen Berge, daher die Straßen größtentheils abschüssig sind. Sie zählt 618 H. und 7000 Einw., die sich theils mit Arbeiten in den Hütten-, Leuch- und Federmanufacturen, theils mit Feld- und Gartenbau betheiligen. Die Stadt ist alt, hat aber, als ehemaliger Sitz verschiedener Behörden, theil gute Gebäude, ein Schloß, die Moritzburg genannt, 4 Kirchen und ein nicht unberühmtes Gymnasium, das eine gute Bibliothek von 12,000 Bänden und vielen Handschriften besitzt. Nahe bei der Stadt an der Elster ist der sehr schöne Thiergarten, ein sehr schöner Park. Das ehemalige Bisthum Zeitz wurde 1068 von Otto I. errichtet, um die Belehrung der Wenden zum Christenthum zu befördern. In der Folge fanden es der Bischof und seine Geistlichen geziemend, ihren Sitz (1029) nach dem mehr Annehmlichkeiten darbietenden Naumburg zu verlegen, und das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeitz. Als 1564 der luthol. Bischof, Jul. Pflug, starb, wurde dem Kurfürsten von Sachsen im Vergleich die Administration des Stiftes übertragen. Schon früher hatten die sachsen-zeitzischen Kurfürsten die landesherrl. Hoheit und Schutzzerechtigkeit über die in seinen Grenzen gelegenen Stifter behauptet. Kurfürst Johann Georg I. vermachte in seinem Testamente (1652) das Stift Naumburg-Zeitz, nebst verschiedenen andern, seinem jüngsten Sohne Moritz, welcher der Stifter der sachsen-zeitzischen Universität wurde, die bereits im ersten Viertel des vor. Jahrh. mit seinen Söhnen verstarb. Durch einen 1726 geschlossenen Vergleich wurde das weltliche Regiment dem Kurfürsten von Sachsen auf immer übertragen, die Kirchensachen dem sächsischen Geheimenrathscollégio überlassen. Diese Verfassung wurde 1815 beibehalten worden, wo das ganze Stift Naumburg-Zeitz, mit Ausnahme des Bezirks von einer Quadratmeile, an Preußen abgetreten wurde.

Ulgewebe (tela cellularis) nennt man die Urbildung der organischen Gewebe, welche sich in allen einzelnen Organen befindet, sie alle umgibt und verbindet, und woraus sich die letztern nach der Ansicht mancher Physiologen bilden. Man sieht, wenn die Muskelfasern der Länge nach auseinander reißt, bemerkt man viele feine Fäserchen, welche den getrennten Fasern anhängen, diese sind eben reines Ulgewebe. Es besteht aus einer großen Menge kleiner Zellen, welche untereinander zusammenhängen, und thierischen Dunst, Fett oder auch krankhafter Weise eitrige Flüssigkeiten enthalten.

Loten waren eigentlich bei den Juden diejenigen, welche für die Ehre und ihres Tempels, sowie für ihre Gesetze, eiferten, und die öfters soweit gingen, daß sie einen vermeintlichen Gottesverächter oder Sabbathschänder sofort oder sonst aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu seyn. Jetzt belegt man diejenigen mit diesem Namen, welche ohne Überlegung ungebührlicher Strenge sich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen Abweichende eifern.

Zelter (Karl Friedrich), Professor und Director der Singakademie in Berlin, daselbst 1758. Sein Vater, der ein Maurer und aus Sachsen gebürtig, ließ ihn das joachimsthalische Gymnasium besuchen und in allerhand nütz-

lichen Kenntnissen unterrichten. Vom 17. Jahre fing er an seines Vaters Sion zu erlernen. Aber schon im folg. J. erwachte in ihm eine ganz besondere zur Musik, die, obgleich er schon vorher Unterricht im Clavier- und Orgelspielen, bisher geschlummert hatte. Um dieselbe zu befriedigen, suchte er alle Stunden der Erholung und Ruhe jener Kunst zuzuwenden, schrieb Noten und eifrig im Clavier- und Violinspiel, obgleich ihm sein Vater, der davon für seine Gesundheit besorgte, diese Anstrengung ernstlich verbot. In sein nicht erhaltend, fing er aus Mangel an Musikalien endlich selbst an seine eigenen Gedanken aufzusetzen, obgleich er von harmonischen Kenntnissen noch war, und suchte sich Partituren zum Abschreiben zu verschaffen. Zum Ende er auf C. Ph. Em. Bach's und Hasse's Werke, in denen er Ordnung und Klarheit des Satzes kennen lernte. Da sein Musikeifer seinem Handwerk mehr Eintrag that, so untersagte ihm sein Vater endlich das Musikstudium. Er versprach zu gehorchen, und trieb fleißiger sein Handwerk, kehrte aber von neuem zu seiner geliebten Kunst zurück. 1783 ward er nach gefestigster Stück zum Maurermeister aufgenommen, auch hat er der Beschäftigung mit Baugeschäften in der Folge nie ganz entsagt. Erst seit dieser Zeit konnte er sich würdigen Fäch im reinen Satz und im doppelten Contrapunkt eigentlichermaßen richt nehmen, der ihm auch auf seiner ganzen künftigen Laufbahn Vortrater geworden ist. Z. war seit Entstehung der Fasch'schen Singakademie Studium und Vortrag großer kirchlicher Vocalmusik zum Gegenstande, weil er auch öffentlich aufführt, eines der thätigsten Mitglieder derselben und wurde bald der tüchtigste Gehülfe seines Lehrers in der Leitung dieses sich immer mehr erweiternden Instituts. Dasselbe führte er auch nach Zelters (1800) mit großem Verdienst fort, und sowie die Mitglieder der Singakademie 1801 dankbar die Büste des Stifters derselben aufstellten (dessen Biographie Z. 1801 herausgab), so haben sie auch ihre Dankbarkeit gegen seinen Stifter bei der Feier 1825 bewiesen, und seine Büste, von Rauch gearbeitet, steht neben der seines Vorgängers stehen. Seine zweite Frau, eine geborne Müllerin, war eine der ersten Dilettantinnen Berlins und eines der ersten Mitglieder der Akademie; sie starb 1806 und hinterließ ihm 11 Kinder. 1809 ernannte ihn der König von Preußen zum Prof. der Tonkunst bei der berliner Akademie der Wissenschaften und berief ihn in demselben J. zur Verbesserung derselben nach Königsberg. In demselben J. stiftete er für fröhliche Unterhaltung und Gesang die erste berliner Liedertafel, deren Mitglieder, aus männlichen Mitgliedern der Singakademie bestehend, und in 2 Tenor- und 2 Bassstimmen, die von ihnen theils gedichteten, theils componirten Lieder aus ihren gesammelten schriftl. Büchern üben und vierstimmig bei einem geselligen Mahle vortragen hat einen Chor von 30 Männerstimmen. Für dieses Institut, von welchem seither durch alle Städte Deutschlands verbreiteten Liedertafeln abstammen, hat auch die originellsten humoristischen Lieder componirt, die seitdem zum Vorschein erschienen sind. Seine Compositionen bezeugen den gründlichen musikalischen Bildung; was sich unter denselben am meisten hervorhebt, sind seine Liedertafelcompositionen und seine Motetten. Die ersten sind theils Lieder beim Clavier, theils stimmige Gesellschaftslieder. Die vorzüglichsten unter den erstern sind die erschienen. Dahin rechnen wir die „Sammlung kleiner Balladen und Lieder zum Clavier“ (1—4. Heft, Berl. 1803 fg.), und „Johanna Sebus“ (Leipzig 1804). Die letztern, größtentheils für die Liedertafel geschrieben, sind in der Singchöre voll fröhlicher Kraft und heiterer Laune. Z. zeigt in seinen Liedern hauptsächlich ein besonderes Talent für das Naive, volksmäßig Kräftige, Epische und Humoristische, was ihm auch fast immer gelingt. Für das Leichte und oft den Motettenstyl, und überhaupt die Formen des strengern Stils,

(s. die Berliner Liedertafel). Von seinen Motetten, die in der berl. Singakademie vorgetragen werden, ist aber leider wenig im größern Publicum bekannt. Um Vocalmusik in Berlin hat er das größte Verdienst, sowie er selbst einer der größten und Verehrer der ältern kirchlichen Vocalmusik ist. Auch hat er in der musikalischen Theorie mehrere würdige Zöglinge, z. B. Felix Mendelssohn; die vorzüglichsten Gesanglehrer und Organisten in Berlin sind seine Schüler. Sein tüchtiger Charakter, der ihn auch zum Freunde Goethe's gemacht hat, scheint Einfluß zweier humanen Künste, der Bau- und Tonkunst, zu bezeugen. Ein scharfer Blick in das Leben, reiner Naturesinn, reges Gefühl auch in vorgerücktem Alter, durch eine kräftige Constitution des Körpers unterstützt, gesundes Urtheil, thätige, wohlwollende Thätigkeit sind ihm eigen. Bergh. v. Kügelgen hat

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, Paßgänger, folglich bequemer zum Reiten ist; daher auch in den alten Ritterromanen die Damen gewöhnlich auf Zeltern reiten. Es kommt von dem nicht mehr gewöhnlichen, aber in alten Büchern sich noch findenden Worte: der Zelt (franz. amble) her, das den Gang eines Pferdes zwischen Paß und Trab bedeutet.

Zend, s. **Persische Sprache**.

Zend = Avesta (lebendiges Wort) ist der Name der heiligen Bücher, welche die Nachkommen der alten Perser, die Gebern (s. d.) oder Gauern in Persien und Parsen in Indien, von ihrem Religionslehrer und Gesetzgeber Zoroaster überliefert zu haben behaupten. Engländer und franz. Reisende hatten schon früher über die Religion der Gebern und ihre Bücher einige, aber unvollständige Nachrichten gegeben. Anquetil Duperron (s. d.) erlernte während seines Aufenthalts in Indien die heil. Sprache, in der jene Bücher geschrieben sind, brachte Abschriften derselben bei seiner Rückkehr nach Europa (1762) mit, und gab 1771 eine franz. Übersetzung des Zends heraus. Er erschien nachher eine deutsche Übersetzung von Kleuker, unter dem Titel: „Zend = Avesta, Zoroaster's lebendiges Wort u. s. w.“ (Riga 1776 — 2 Bde.), und später: „Zend = Avesta im Kleinen, ein Auszug aus den Zends“ (von Kleuker 1789). Englische und deutsche Gelehrte erhoben bald Zweifel an der Echtheit und das Alterthum dieser Schriften, woraus Streitigkeiten entstanden, über welche der „Anhang zum Zend = Avesta u. s. w.“ (von Kleuker, 2te Aufl.) weitere Auskunft gibt. Auch die Feueranbeter selbst sollen zugegeben haben, daß der echte Zend = Avesta längst verloren sei. Ihre jetzigen heil. Bücher seien nur des Mittelalters, und die Religion der jetzigen Gebern sei eine Mischung aus hebräischer, christlicher und vielleicht selbst mohammedanischer Vorstellungen. Dagegen hat neuerlich Nasch („Über das Alter und die Echtheit der Zendsprache des Zend = Avesta“, übers. v. Hagen, Berlin 1826) die Echtheit des Zends wenigstens einiger Theile desselben, erwiesen, aber den Verf. unentschieden gelassen. Der Zend = Avesta besteht aus 5 Büchern, welche in der Zendsprache geschrieben sind. Ein Theil derselben soll dem Zoroaster von Ormuzd, dem höchsten Gotte, offenbart worden sein. Sie enthalten die Lehren von dem höchsten Gotte (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem bösen Dämonen (Ahriman), von den Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt, und werden beim öffentlichen Gottesdienste vorgelesen. Ein andrer Theil besteht aus einer Sammlung kleinerer Aufsätze und Bruchstücke verschiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreisungen der vornehmsten Genien des Himmels, Prophecieen u. s. w. Diese sind von verschiedenen Verfassern und in verschiedenen Zeiten geschrieben. Auch sind in diesen Büchern historische und geographische Nachrichten enthalten, die jedoch verschiedener Auslegungen fähig zu sein scheinen. Der Inhalt der Zendschriften vgl. Rhode, „Die heil. Sage und das gesammte

Religionsystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zentvolks" (J. a. M. 1820).

Zenith (arab.), der Punkt, welcher gerade über dem Haupt, dem Sessel des Zuschauers steht, und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird, Scheitelpunkt. Jeder Ort der Erdoberfläche hat sein eignes Zenith, und man findet mit Hülfe des Meiloliths, nach welchem die Achse eines Fernrohrs lothrecht wird, sodas das Auge dadurch gerade in dem Scheitel steht. — Der entgegengesetzte oder Fußpunkt heist **Nadir** (s. d.).

Zeno, ein Name, der in der alten Geschichte häufig vorkommt. Es sind 2 Philosophen dieses Namens berühmt geworden. 1) **Zeno**, der Eleat, aus Elea, einer griech. Colonie in Großgriechenland, lebte ungefähr 500 v. Chr.; denn er blühte um die 80. Olymp., in welcher Zeit er mit Parmenides nach Athen reiste. Er war ein Jüdling der von **Xenophanes** (s. d.) gestifteten eleatischen Schule. Man schreibt diesem Zeno die Erfindung oder doch die weitere Übung der Dialektik zu, deren er sich als logischer Disputirkunst zur Vertheidigung des eleatischen Systems mit großem Scharfsinn bediente. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftstellern, besonders von Plutarch, sind Bruchstücke seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Hierzu gehört eine Vielheit und Theilbarkeit der Dinge, den Raum und die Bewegung zu widerlegen suchte. Seine künstlichen Schlüsse, gegen die Denkbare der Bewegung gerichtet, insbesondere der sogenannte Achilles, sind berühmt. Plutarch schildert übrigens den Z. als einen edeln Mann voll Kraft und Vaterlandsliebe. Als sein Versuch, das von dem Tyrannen Nearchus unterdrückte Elea zu befreien, mißlang, stand er alle Martern ruhig aus, und biß sich endlich selbst die Zunge um nicht die Sache und die Theilnehmer an derselben zu verrathen. Er soll in einem Mörser gestampft worden sein. — 2) **Zeno**, der Stifter der Stoischen Schule, war geb. aus Kitium (Citium), auf der Insel Cypern, ein Zeitgenosse des Epikur's, und lebte ungefähr von 340 — 260 v. Chr. Sein Vater, ein reichlicher Mann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der Philosophen mitgebracht, durch welche die Wissbegierde des jungen Z. genährt wurde. Aus Begierde, sich weiter auszubilden, oder, wie Plutarch zählt, durch den Verlust seines Vermögens bewogen, widmete er sich der Philosophie, und hörte zuerst den Cyniker Krates, dann die Dialektiker Akademiker Xenokrates. Da ihn keins von den Systemen, mit denen er bekannt gemacht hatte, ganz befriedigte, so bildete er sich ein neues System, die Mängel und Fehler der andern vermeiden, das Brauchbare und Gute der andern aber in sich vereinigen sollte, doch in der Hauptsache ein gemäßigter Empirismus. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, erhielt sein System in der Folge den Namen des stoischen. (Vgl. Stoa, Stoiker.) Er trat mit diesem System zur Zeit auf, wo die Grundsätze der Epikuräischen Schule großen Beifall fanden, und eben dadurch eher eine Verschlimmerung als Veredlung der Menschheit zu sorgen war. Von allen den Gegnern, welche Z.'s System fand, hat keins den Charakter verwerflich machen können. Er war Philosoph nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch in seinem ganzen Leben, sowie er auch bei Bearbeitung der Philosophie nicht allein den wissenschaftlichen Zweck, sondern zugleich die Veredlung der Menschheit beabsichtigte. Ein Beweis, welches Vertrauen er sich durch seine Tugenden erworben, ist der Umstand, daß man die Schlüssel der Festungswerke von Athen an ihn niederlegte. Durch das Ansehen, das er sich bei dem macedonischen Könige Philippos erworben hatte, bewirkte er wesentliche Vortheile für die Athenienser. Er bewies ihnen diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Mal mit der Inschrift: „Sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich“

1. Er soll im späten Alter sich selbst getödtet haben: ein Beispiel, dem nachnehre Stoiker folgten.

Zeno (Apostolo), berühmt als Dichter und Literator, geb. den 11. Dec. zu Venedig, erhielt eine sorgfältige Erziehung, die seinen aufgeweckten Geist früh mit Kenntnissen bereicherte. Seine erste Berühmtheit aber sollte Poesie verdanken. Der Erfolg seiner Melodramen, einer damals sehr beliebten auch sehr gemißbrauchten Dichtungsart, war ebenso glänzend als verdient. Mehrern Seiten ward ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen, er aber vor, in seinem Vaterlande zu bleiben, und unternahm unter d. Titel: „Giornale de' letterati d' Italia“, eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. 1715 seine Gattin, mit welcher er nicht ganz glücklich gelebt hatte, gestorben ging er auf die Einladung Karls VI. als Hofdichter nach Wien.. Zwar war die Reise, auf der er das Bein brach, als auch die erste Zeit seines Aufenthaltes in Wien wenig erfreulich für ihn; bald jedoch änderte sich seine Lage, und er sich höchst glücklich durch die Gunst und persönliche Auszeichnung des Kaisers. Der Beifall, den er erntete, stieg mit jedem neuen Drama; überdies ward er zum Historiographen ernannt. Diese Ämter verwaltete er bis 1729, wo er Rücksicht auf sein zunehmendes Alter sie niederlegte und nach Venedig zurückkehrte. Der Kaiser, der ihn als Freund liebte, ließ ihm seinen vollen Gehalt, gegen das Versprechen, ihm jährlich ein neues Melodrama zu schicken. In Venedig lebte er bis zum 11. Nov. 1750 in literarischer Muße, im Besitze einer kostbaren Münz- und Münzsammlung, die er wenige Monate vor seinem Tode den Dominikanern von der strengen Observanz schenkte. Als Dichter hat Apostolo Z. Berühmtheit um die musikalische Poesie der Italiener; namentlich hat er bei der italienischen durch seine Melodramen, zu welchen er große und glänzende Gegenstände, eine regelmäßigere Gestalt gegeben; ein Verdienst, das selbst Metastasio anerkennt. (S. Dyer und Ital. Poesie.) Vorzüglicher und von bleibendem Werthe aber ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. Wir erwähnen nur seine Anmerkungen zu Fontanini's „Biblioteca della eloquenza Italiana“, seine „Dissertazioni Vossiane“, seine Nachträge zu Foresti's „Mappa del Regno storico“ und seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und 3 Manutius, sowie die Beiträge, womit er Andre's Arbeiten (z. B. Musca) förderte. Sein reicher handschriftlicher Nachlaß wäre zum Theil noch jetzt Bekanntmachung werth.

Zenobia (Septimia), eine berühmte Herrscherin in der zweiten Hälfte des 3. Jh., die sich namentlich durch männlichen Heldenmuth, einen hohen Grad Klugheit und List über ihr Zeitalter erhob. Gemahlin des Odenathus, des Königs des palmyrenischen Reichs in Syrien, übernahm sie nach dessen Tode im J. 267 die Regierung und verwaltete sie im Namen ihrer Söhne mit vielem Erfolg. Bei der Schwäche der damaligen römischen Kaiser, die ihr Stolz verachtete, so wie sie sich der Oberherrschaft derselben entzogen, vergrößerte ihr Reich durch ständige Eroberungen, und nannte sich Königin des Orients. Nachdem Kaiser Valerian an ihr Heer, welches den hartnäckigsten Widerstand leistete, geschlagen hatte, ließ er endlich selbst in Palmyra belagert. Alle Hoffnung eines glücklichen Ausganges für sie war verschwunden. Aurelian schrieb ihr eigenhändig und versprach ihr Leben, wenn sie sich ihm ergeben würde. Aber Z. verwarf diesen Antrag mit Verachtung, und antwortete, daß ihr immer Muth genug übrigbleiben werde, die Palmyra zu sterben. Der Kaiser wagte nun einen neuen Angriff, eroberte im J. 272 Palmyra und nahm die Z. gefangen. Er führte sie mit sich nach Rom und ließ durch sie den glänzenden Triumph, den er hielt. Z. erschien in unbeschreiblicher Pracht, in einem mit Edelsteinen reich besetzten Gewande, und war an Ketten gefesselt, welche ihr nachgetragen wurden. Ihr schöner Wuchs, ihre

schwarzen, lebhaften Augen und eine majestätische Würde in ihrem ganzen Gange gewannen ihr die Herzen der Römer. Sie erhielt nachher so ansehnliche Vereien in der Gegend von Tibur, daß sie davon ihrem vorigen Stande gemäß konnte. Ihre Töchter wurden mit den vornehmsten Römern verheirathet. Ihr Sohn, Babollath, erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien, und ihre Namenschaft soll noch am Ende des 4. Jahrh. zu Rom geblüht haben. Calder brachte die Zenobia auf die Bühne gebracht.

Zentgericht, s. **Centgericht**.

Zentner (Georg Friedrich, Freih. von), kön. bairischer Justizminister, berühmte Staatsmann hat sich aus den untern Classen der bürgerlichen Schicht zu dem höchsten Range emporgeschwungen. Er ward zu Straßensheim Pfalz am 17. Aug. 1752 von bürgerl. Ältern geboren, genoß den ersten Unterricht unter den Jesuiten zu Mannheim, studirte im Seminarium und an der Al zu Heidelberg, und ward daselbst 1770 nach einer Disputat. „Ex universa philosophia“ zum Magister ernannt. Um sich in der franz. Sprache zu vervollkommen, verlebte er anderthalb Jahre zu Metz, besuchte dann die publicistische Schule in Göttingen und die praktische Schule am Reichskammergerichte zu Würzburg, worauf er zum Professor des Staatsrechts in Heidelberg ernannt wurde; schenkte ihm der Kurfürst Karl Theodor, vorher noch eine 2jährige gelehrte Ausbildung. Z. ging jetzt wieder nach Göttingen, benutzte daselbst die Bibliothek, reiste dann über Berlin, Braunschweig, Hanover, Wolfenbüttel, Leipzig den nach Wien, wo er sich mit dem Verfahren des Reichshofrathes bekannt machte. Hierauf wurde er in Ingolstadt beider Rechte Doctor, und trat nun (1779) in Heidelberg als Lehrer auf. Er las mit großem Beifall juridische Collegia und Geschichte. Der Kurfürst ernannte ihn zum Geheimenrath, und die Gesellschaft in Mannheim zu ihrem Mitgliede. In der Folge ward er der pfälz. Gesandtschaft auf dem Congresse zu Rastadt beigegeben, und nach dem Tode Theodors 1799 als Geheimerrath nach München berufen. In dem neuen Verwaltungskreise gingen von ihm 1799 und 1802 die merkwürdigen Anordnungen zur Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens, sowie zur Beförderung der Volkscultur. Darauf ward er 1808 Chef der Studiensection, 1817 Rath und Generaldirector des Ministerium des Innern, 1820 Minister der Justizminister. 1818 erhielt er das Großkreuz des Civilverdienstordens, ward er in den Freiherrnstand erhoben und mit einem Lehen beschenkt. Bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums 1827 erhielt er den St. = Hubertusorden. Unter mehreren wichtigen Leistungen dieses durch Kopf, Kenntnisse, Charakter und Thätigkeit gleich ausgezeichneten Staatsmannes erinnern wir nur an die Verfassung. Dieses Vorbild für andre deutsche Staaten ist fast ganz unbekannt gewesen.

Zeolith, ein Fossil, von meist weißer, auch rother, braunrother, bläulichgrauer Farbe, welches durch Erwärmen elektrisch wird, und u. a. Eigenschaft hat, daß es sich vor dem Löthrohre schäumend aufblähet (daher auch Zeolith).

Zephyr, ein sanfter, kühler, angenehmer Wind; für Griechen Westwind, eigentl. der Westsüdwestwind. Der griech. Name bedeutet, nach der Bedeutung, einen Wind, der lebendig macht, weil zu der Zeit, wenn die Winde anfangen zu wehen, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte er unter die geringen Götter, war ein Sohn des Äolus oder des Ästräus und der Aurora, und der Chloris oder Flora. Mit der Harpyie Podarge erzeugte er die schnellen Winde: Eurus, Zephyrus und Boreas, und mit einer Andern den Arion. Verschickte Hyacinthos war er Ursache seines Todes, indem er des Apollo Wurfschleiche

se fliegen ließ. Auch gibt man ihm eine der Horen zur Gemahlin. Bei mern hieß er Favonius. Unter seinem Schutze standen die Blumen und hte. Man stellte ihn als einen schönen, sanften Jüngling vor, nackt mit Blumenkränze auf dem Haupte, oder in der Falte seines Mantels Blumen. Bei unsern Dichtern kommen nicht nur häufig Zephyre, sondern auch retten vor.

erboni di Sposetti ward unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. als Opfer des Ministerdespotismus und der Hofränke. Durch die Revolution Frankreich war eine besondere Furcht über die Höfe und Cabinette gekommen; überall witterten sie Jakobiner, jeder freigesinnte und freimüthige Mann verdächtig; mit besonderer Angstlichkeit wachten die Preußen in dem eroberten Theile von Polen. Den Aufstand in Breslau im Oct. 1796 verstand der Minister nicht zu beschwichtigen, er wähnte sogar, daß die Schlesier gemeinsame Sache mit den Polen machen würden. In diesem Glauben bestärkte ihn ein Brief, den er von dem Kriegsrath Zerboni aus Peterkau erhielt, und der als Beispiel von Freimüthigkeit in der preuß. Geschichte aufbehalten zu werden verdiente. Einiges daraus soll hier mitgetheilt werden: „Es sind (am 6. Oct. 1796) Briefe in der Hauptst. Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht vorkommen. Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise, woher der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letztern? Was hiervon eine große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in dem Briefe vom 6. zum 7. dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Absichten, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben werden! Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken verhaßt sein! Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. Sie hängen Ihre Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Der Mensch ohne Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Feinheit hat keinen Werth. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst erst in einer Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreist in die Augen leuchtet, überwinden will. Kleinlich strengen Grenzl意思en unausstehlich, und sich dem gebildeten Bürgern unerträglich gemacht. — Das Schicksal hat wenigen seiner Lieblinge eine günstige Stellung angewiesen, den es Ihnen so früh gab. Auf dem Orte, wo Sie waren, was könnten Sie für Schlesien, für Südpreußen thun? und was geschieht dort? — Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Gelehrsamkeit für jede Laune Sr. Hochgräfl. Excellenz eine geschickliche Formel zu finden sind, nur die Ausdrücke der Livrée gewohnt. Aber Sie bedürfen Nachsicht. —“ Auf dieses Schreiben, das der Minister v. Hoym dem Könige mitgetheilt hatte, wurde Z. zuerst nach Glatz, dann nach Spandau und von dort nach Magdeburg als Staats- und Majestätsverbrecher auf königl. Gnade gebracht. Da jener Brief allein dazu nicht hinreichend schien, so hatte der Minister aus den Briefen, die in Z.'s Schreibtisch gefunden worden waren, Auszüge machen lassen, woraus sich ergeben sollte, daß Z. das Haupt einer Verschwörung gewesen wäre, welche Jahre lang schmachtete Z. in engem Gewahrsam, bis es ihm endlich gelang, durch die Wege des Rechts seine Vertheidigung einzuleiten. Er ward freigesprochen. Er trat in seine Dienstverhältnisse zurück und war zuletzt Oberpräsident des Herzogthums Posen, geschmückt mit mehreren Orden des Königreichs. — Untertitel: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreuß. Ministers und Domainenraths Zerboni und seiner Freunde“ (1801), machte Z. seine Thätigkeit bekannt. Im Jan. 1825 ward er wegen Kränklichkeit von seinen Amtspflichten entbunden, und der bisherige Regierungs-Chef-Präsident Baumann sein Nachfolger.

Zerbst, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Deßau, war ehemals die Haupt-

Stadt des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. (S. Anhalt.) Die Stadt Zerbst, größte in sämtlichen Ländern der anhaltischen Häuser, liegt an der Ruche, eine Meile von der Elbe, in einem ebenen, sandigen Boden, hat ein schönes, auf einem gelegenes Residenzschloß, eine sehr alte Kirche von schönem altdeutschen Style (dem gegenwärtigen Herzog erneuert), 4 Vorstädte und in 1580 J. 8000 Einwohner. Lutheraner und Reformirte sind hier unter einander vermischt, und der Rath besteht in gleicher Anzahl aus Mitgliedern beider Confessionen. Es ist hier ein gutes Gymnasium und eine berühmte Töchterschule; eine bedeutende Gold- und Silber- und eine Wachsfabrik; das zerbster Bier ist berühmt. Jetzt befindet sich hier für die anhaltischen und schwarzburg. Häuser errichtete Oberappellationsgericht.

Zerbuscht, s. Zoroaster.

Zergliederung, s. Analysis; Zergliederungskunst, s. Anatomie.

Zerknirschung (contritio) wird die Traurigkeit genannt, welche Menschen bei einer aufrichtigen und lebhaften Reue über seine Sünden bemerkt, weil er sich durch das niederschlagende Bewußtsein derselben gleichsam zerknirscht und in seinem Innern vernichtet fühlt. Sie entsteht durch die Schrecken des Gewissens, welche die Erkenntniß der Sünde bei der Vorstellung des übertretenden Gesetzes bewirkt; nach protestant. Ansicht ohne eignes Verdienst des Reuigen, einer göttlichen Einwirkung, weil das Gesetz und der Ausspruch des Gottes Wortes Stimme ist; nach kathol. Ansicht, als Handlung des freien Willens, ein Verdienst haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken. Diese Verschiedenheit hat einen bedeutenden Einfluß auf die Moral beider Religionen gehabt, welcher noch jetzt in dem sittlichen Zustande ihrer Glieder merkbar ist.

Zerlegung oder Zersetzung (chemische Trennung, Scheidung) ist ein chemisches Verfahren, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen gleichartigen Bestandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, wodurch dies geschieht, als Abdampfen, Auflösen, Niederschlagen, Schmelzen, Destilliren und Sublimiren, wirken mittelst der chemischen Verwandtschaft, indem sie mit einem Bestandtheile des zu zerlegenden Körpers näher verbunden sind als dieser mit dem ihm verbundenen Bestandtheile, bewirken sie, daß dieser sich verflüchtigt und sich mit ihnen verbindet. Sie unterscheidet sich also wesentlich von der mechanischen Trennung der Körper, welche durch Druck und äußere Gewalt geschieht und die Körper in gleichartige Theile zertheilt.

Zerlegung der Kräfte und Bewegungen. Wir müssen hier über diesen Gegenstand allgemein faßlich zu sprechen, von der Zusammenfassung der Kräfte und einem Beispiele ausgehen. Man nehme ein viereckiges, rechteckiges Bret, und rolle auf dessen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein mit daran hängender Bleikugel geschlagen ist, der sich beim Rollen abwickelt. Hier wirken 2 Kräfte: die Hand, die die Walze in horizontaler Richtung fortzieht, und die Schwere, welche die Kugel in verticaler Richtung hintreibt; der Bewegung der Kugel wirkt also die solchergestalt von den 2 gleichzeitig auf sie wirkenden, hier, ihren Richtungen nach, einen rechten Winkel einschließenden Kräften bewegte Kugel wirklich beider Kräfte ist aber, wie man bei Anstellung des Versuchs finden wird, die Diagonale des Vierecks. Eine einzige, in letzterer Hinsicht allein thätige Kraft würde eben das bewirken haben, was die beiden, einen Winkel einschließenden, gemeinschaftlich gleichzeitig auf die Kugel wirkenden Kräfte zusammen bewirken. Die Bewegung der Kugel erscheint also als das Ergebniß einer einzigen, aus jenen beiden Kräften nach gewisser Maßgabe, zusammengesetzten Kraft, und jene beiden Kräfte lassen sich, im umgekehrten Falle, hinsichtlich der Wirkung, als aus der Zerlegung dieser Kraft entstanden betrachten. Durch dieses Beispiel wird der Gegenstand in

sein würde, wenn die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte auch nicht einen Winkel, sondern einen beliebigen andern Winkel mit einander eingeschlossen hätten. Allgemein, die Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie ausgedrückt, so verzeichne man ein beliebiges Parallelogramm, dessen Diagonale jene Kraft ausdrückt; die Seiten desselben stellen die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte dar, und können gleich diesen Kräften verschieden sein, da der Winkel, unter dem man sie an die Diagonale legen willkürlich ist. (Vgl. Winkelhebel im Art. Hebel und Zusammenhang der Kräfte.) Die unzählbaren Anwendungen dieses Satzes lehrt die Physik ausführlicher kennen; über den Fall, da von mehr als 2 Kräften die Rede ist, siehe die Zusammensetzung der Kräfte, der auch wegen der liter. Notizen mit Vortheil im Zusammenhange zu lesen ist. D. N.

Zerrenner (Karl Christoph Gottlieb), k. preuß. Consistorial- und Schul-Director des kön. Schullehrerseminariums in Magdeburg und Schulinspector, Ritter des rothen Adlerordens, wurde den 15. Mai 1780 in Weindorf, einem Dorfe nicht weit von Magdeburg, wo f. Vater, Heinr. Gottlieb, 11. in Derenburg als Consistorialrath und Generalsuperintendent starb, als dritter Kanzelredner, sowie als Volks- und pädagogischer Schriftsteller berühmt, er war. Unser Z. bereicherte sich auf dem Pädagogium zu Kloster-Bergen, hierden damals Gurlitt, Lorenz und Rathmann waren, auf die Universität wurde dann in Halle Theologie, wurde 1802 vom Propst Röttger als Lehrer am Pädagogium zu Magdeburg angestellt, 1805 zum zweiten Prediger in der zum heil. Geiste daselbst, und nach Blühdorn's gewaltsamer Entfernung als franz. Gouvernament, zum ersten Prediger an derselben Kirche gewählt, dem Amte er bis 1823 blieb, nachdem er früher 1816 zum kön. preuß. Consistorial- und Schulrath ernannt worden war, und 1822 den rothen Adlerorden 3. Klasse erhalten hatte. 1823 legte er sein Predigeramt nieder und wurde Director des kön. Schullehrerseminariums in Magdeburg, in welchem er noch jetzt in ausgezeichnete Art thätig ist. — Schon 1805 und später 1808 wurden ihm gemacht, das städtische Schulwesen Magdeburgs besser zu organisiren. Seit 1819 begann nun wirklich die neue sorgsam vorbereitete Organisation des magdeburgischen Stadtschulwesens, das jetzt in seiner ausgezeichneten Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit mit Recht die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes erregt. Sie ist, was die innere Einrichtung desselben betrifft, zum großen Theile sein Werk. Noch jetzt besorgt er als Schulinspector die Anordnung und Einrichtung des Unterrichts, der Disciplin und des ganzen Innern der Schule, besonders aber darauf, daß nicht nur jede einzelne Schule ihre Bestimmung fest im Auge faßt, sondern daß auch sammtl. Schulen (und das ist eben das Charakteristische des magdeburg. Stadtschulwesens, daß durch das Ganze hindurch ein sehr zweckmäßiger Zusammenhang herrscht) als ein wohlgeordnetes Ganzes sich in die Hand arbeiten. Seine Einrichtung des magdeburg. Schulwesens beschrieb er selbst in f. „Kurzer Uebersicht über das neuorganisirte Schulwesen in Magdeburg“ (1820), und dessen Fortsetzung (1821), am ausführlichsten aber den jetzigen Zustand desselben in der 1. Bds. von f. „Jahrb. für das Volksschulwesen“, das auch u. d. T.: „Schulwesen der Stadt Magdeburg“ (Magdeburg 1825), erschienen ist. Auch sein entworfene Statut für eine Schullehrerwitwenkasse hat die Genehmigung der obersten Behörde erhalten, und die städtische Schulbibliothek, die jeder unentgeltlich benutzen kann, wird mit jedem Jahre bedeutend vermehrt. Das städtische Seminar für Volksschullehrer, welches Z. seit 1823 dirigirt, zählte 2 Seminaristen, welche außer dem Director selbst, von 2 andern angestellten Lehrern und 10 Hülfslehrern in Allem unterrichtet und geübt werden, was zur Bildung eines brauchbaren Schullehrers nöthig und nützlich ist. Z. wohnt

mit einem Lehrer und den meisten Seminaristen in dem schönen und zweck eingerichtetem Seminargebäude. 1825 wurden 30 Seminaristen als Schulkandidaten aus der Anstalt entlassen. — Z. hat sich auch als Schriftsteller praktische Lehr- und Methodenbücher große Verdienste um das Schulwesen. Mit s. „Denkübungen“ (Leipz. 1812), welche kurze Begriffserklärungen halten (2. Aufl., 1828), steht s. „Hilfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Übungen der Jugend“ (Leipz., neue Aufl. 1824, 4 Bde.) in Verbindung. f. „Methodenbuche für Volksschullehrer“ ist die 3. Ausg. erschienen, und „Neuen deutschen Kinderfreunde“ wird bald die 6. Aufl. nöthig werden. „Deutschen Schulfreund“, der zuerst durch seinen Vater herausgegeben wurde Z. in vielen Bdn. fort, und gibt statt desselben ein „Jahrbuch des Volksschulwessens“ heraus, von dem bereits der 2. Heft des 3. Bds. erschienen ist. Außerdem einen „Leitfaden zum Religionsunterricht“, das „Schulgesangbuch“, die „Tafel“, „Vorlegeblätter für den Unterricht in der deutschen Sprache“, „Gründe der Schulerziehung, Schulkunde und Unterrichtswissenschaft“ (Magdeb.) und andre Schriften mehr.

Zeruane Afherene, in der alten persischen Religion, die Zeit zeigen, der Urgrund des Seins, von welchem das wirkende Wort, Honover, a
Zeschau (Heinrich Wilhelm v.), kön. sächs. Generallieutenant, secretaire der Militairangelegenheiten, erster Generaladjutant des Königs verneur von Dresden, ist geb. 1760 zu Garrenchen bei Luckau in der Mark in welcher Provinz sein Vater eine Landesältestenstelle bekleidete. Da welche anzudeuten zu weitläufig wäre, veranlaßten, daß er vom 8. — 1 seine Erziehung in Bückeburg als Edelknaube an dem Hofe des Grafen v. Schaumburg-Lippe erhielt und dem Wunsche der Gräfin zu Folge in der Periode dieses Zeitraums Herder's Unterricht genoß. Von 1774 bis Ende hielt er seine militairische Bildung in der bairischen Militairschule auf dem Plaine. Nachdem seine Wohlthäterin, die Gräfin, sowie ihr Gemahl einander gestorben waren, trat er in kurf. sächs. Dienste und wurde 1778 lieutenant beim Inf.-Reg. Kurfürst angestellt, 1789 zum Premierlieutenant adjutanten befördert, wohnte als solcher dem Feldzuge 1793 — 94 bei, mithin der Belagerung von Mainz, dem Treffen bei Biffingen, bei (von Kaiserslautern) wo sein Pferd unter ihm erschossen wurde) und während dieses Feldzugs vorgefallenen kleinern Gefechten bei. Zu Ende 1794 ihn der Generallieutenant v. Lindt zu seinem Adjutanten. Als solcher bei diesen General, als derselbe das Commando des Reichscontingents führte und 1796 an den Rhein. In letzterwähntem Feldzuge focht er auch in bei Weylar mit. 1795 zum Capitain befördert, erhielt er 1796 eine Compagnie im Reg. Kurfürst. 1804 zum Major ernannt, führte er sein 1806 in dem Gefecht bei Saalfeld. Bekanntlich war der Ausgang dieses unglücklich; indeß hatte sein Bataillon mit einer Auszeichnung gefochten wie die Theilnahme des Regiments Kurfürst überhaupt, besonders rühmlich bekannt worden ist. Bei dieser Gelegenheit erhielt das Pferd des Majors 3 und nach 3 Schußwunden. Auch der Schlacht von Jena wohnte v. Z. bei. Monarch ehrte späterhin, nach der Rückkehr von dem Feldzuge 1807 in die Leistungen des Hrn. v. Z. durch die Verleihung des St.-Heinrichsordens erhob ihn 1808 unter Ertheilung des Oberstlieutenantpatents zu seinem Adjutanten. Schnell stieg er von dieser Stufe zum Commandeur eines Regiments und beim Ausbruch des Feldzugs 1809 zum Generalmajor an. In dieser Eigenschaft gab er in der Schlacht bei Wagram durch die seiner Brigade mehrer Beweise sowol von Tapferkeit als auch von Einsicht und Sonnenheit, welche insbesondere durch die Ertheilung des Ordens der Eh-

kannt wurden. Nach dem Frieden übertrug ihm der König das Commando Infanteriedivision, wo er zu der damaligen Umgestaltung des Heeres vielfach thätig mitwirkte. Als der größte Theil desselben 1812 den verhängnißvollen Zug nach Rußland antrat, traf ihn als den jüngsten der 3 Divisionsgenerale das Loos, im Lande zurückzubleiben und das Commando der übrigen Infanterie der Depots zu übernehmen. Während er darauf in den ersten Monaten 1813 sorgfältig mit der Organisation neuer Bataillone beschäftigt war, verlieh ihm der König das Commandeurkreuz des St.-Heinrichsordens, und fast gleichzeitig erhielt er vom König von Preußen den St.-Johanniterorden. In den letzten Tagen Sept. bekam er von seinem Monarchen den Befehl, sich bei den obwaltenden Umständen sofort auf die Festung Königstein zu begeben, um das Commando derselben zu übernehmen. Allein in den ersten Tagen des Sept. ward ihm die Bestimmung, sich zu dem mobilen Truppencorps zu verfügen, wo er anfänglich das Commando einer Division, am 22. dess. Monats aber, als beide Divisionen wegen des großen Verlustes in eine einzige verschmolzen worden waren, den Oberbefehl erhielt. Beim Antritt desselben wurde ihm das Officierkreuz der Ehrenlegion zu Theil. Unter seiner Anführung focht die sächsische Division vereinigt mit franz. Armeecorps in der Schlacht bei Leipzig. Hier war es, wo sein Bild in der sturmbelegten Zeit und aus dem Strudel mächtiger und ungewöhnlicher Ereignisse im reinsten Lichte der Treue und unerschütterlichen Pflichterfüllung hervortrat. In Folge der stattgefundenen Begebenheiten behielt ihn der König um seine Person und ernannte ihn zu seinem ersten Generaladjutanten; er begleitete den König nach Berlin, Friedrichsfelde, Pressburg und Larenburg, und wurde von dem Ende Mai 1815 als Mitglied der zur Übernahme der Landesverwaltung in den Königreichen Sachsen bestimmten Commission nach Dresden vorausgeschickt. Nach erfolgter Rückkehr des Königs und stattgefundener Reorganisation der ersten Behörden ward jene Commission aufgelöst. Darauf übertrug der König dem Lieutenant v. B. das Directorium der für die Militaircommandosachen bestimmten kriegs. Kanzlei, womit der unmittelbare Vortrag in diesen Angelegenheiten bei dem König verbunden war, und verlieh ihm bald nachher das Großkreuz des St.-Heinrichsordens. Im Nov. dieses Jahres erhielt er auch das Präsidium der Kriegsverwaltungskammer. Im Sept. 1817 vertraute ihm der König die Beilegung des Ranges eines Conferenzministers das Staatssecretariat der Militaircommandoangelegenheiten bei seiner Person an. Als er auf sein Ansuchen wegen seiner wankenden Gesundheit von dem Posten eines Präsidenten der Verwaltungskammer im Oct. 1821 enthoben wurde, verlieh ihm der König, als Beweis allerhöchster Zufriedenheit mit den in dieser Stelle geleisteten Diensten, den kön. Hausorden der Krone und übertrug ihm im Febr. 1823 bei seiner Erledigung den Posten eines Gouverneurs der Residenz mit Beibehaltung des Staatssecretariats. Am 26. Juni 1828 ward sein Dienstjubiläum

5.

Besen (Philipp v.). Über den Namen des Mannes herrscht Ungewißheit. Er schrieb ihn auf verschiedene Art: Philipp, gewöhnlicher aber Philipp Besen, Cäsien, auch Besen von Fürstenau, und im Lat. Caesius. Er war 1619 in Dörfau, einem damals kursächs. Dorfe, unweit Dessau, wo sein Vater Pfarrer war, geb., studirte zu Halle, Wittenberg — wo er Magister wurde — und beschäftigte sich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunst und deutscher Sprache. Ein öffentliches Amt hat er nie bekleidet, scheint aber in großem Ansehen zu haben. Er wurde kaiserl. Pfalzgraf, als Poet gekrönt, in der Reichsadelt, und erhielt von einigen sächs. Fürstenhäusern den Titel als Rath. Auf seinen Reisen in Deutschland und Holland ließ er sich zu Hamburg nieder, wo er starb. Schon 1643 hatte er daselbst die Deutschgesinnte Genossenschaft

oder den Rosenorden, gestiftet, in welcher er den Namen des Zärtigen (Zetterschrei) führte. Die Verbesserung der deutschen Sprache und Dichtkunst scheint der Hauptzweck dieses Vereins gewesen zu sein. 1648 wurde er auch in die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des Wohlsehenden aufgenommen. Er war thätig und arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit, besaß viel Kenntnisse und Talente. Aber sein übertriebener Eifer, alles Fremdartige aus unserer Sprache zu verdrängen, statt dessen eine Menge unnöthiger und sonderbarer Neuerungen Geschmack und ohne Kritik in dieselbe einzuführen, haben ihm, statt des geübten Ruhmes, nur Tadel und Spott zugezogen. Z. und seine Schüler wollten veränderte Orthographie einführen. Sie nahmen dabei zur Hauptregel an, man so schreiben solle, wie man spreche, aber sie gingen darin offenbar zu weit, schrieben z. B. Mänsch, wäiden, Fäder, statt Mensch, werden, Feder. weit sonderbarer und auffallender war ihr Bestreben, an die Stelle allgemeiner ständlicher Wörter andre, oft ganz läppische, Ausdrücke einzuführen, z. B. Nase, Schießprügel, Kopfdeckel, Zeugemutter u., anstatt Schornstein, Hut, Natur. Den aus der Mythologie bekannten griechischen und römischen Gottheiten gaben sie abgeschmackte deutsche Namen. Sie nannten die Diana, Minerva Klugin, Venus Lustin, Pomona Obstlin, den Vulcan St. Einige von Z. anstatt der fremden eingeführte, die Sache ausdrückende Wörter sind uns indeß geblieben, und er hätte unstreitig manches Gute in der Sprache wirken können, wenn er dabei mit mehr Kritik gehandelt und damit nicht übertrieben hätte. Die Zahl der von ihm herausgegebenen poetischen, satyrischen und moralischen Werke beträgt über 70, und mehr als er unvollendet hinterlassen. Für eins der besten s. Gedichte, das zugleich Theil s. Lebensgeschichte erzählt, hält man: „Priorau, oder das Lob des Pöbels“ (Amsterdam 1689). Außerdem sind ihm einige Lieder gelungen.

Zetterschrei, s. Todesstrafen.

Zethus, s. Amphion.

Zettelbank, diejenige Bankanstalt, welche Zettel, sogenannte Noten, die auf einzelne bestimmte Summen von Münze lauten, in Umlauf mit dem Versprechen, denn Nennwerth dieser Noten baar auszuzahlen, hat, welcher dieselben der Bank zur Umtauschung gegen baare Münze (S. Circulationsbank.)

Zeuge (testis), eine Person, welche über etwas schon Vergangenes Auskunft gibt, oder einer Handlung beivohnt, um künftig den Hergang davon zu können. Ohne Zeugen würde die Rechtspflege kaum möglich sein, da eine allgemeine Bürgerpflicht, sich dazu brauchen zu lassen, und die Aussage mit einem Eide zu bekräftigen. In England läßt man auch Kinder zeugen, wenn man gute Fassungskraft und gehörige Begriffe vom Eide findet; in Deutschland fordert man das 20., in einigen Ländern das 18. Jahr. Zeugniß ist Jeder verpflichtet, nur nicht, wenn er dadurch sich selbst oder eine andre Pflicht verletzen würde; daher kann das Zeugniß verweigert werden, wenn man von sich selbst etwas Unerlaubtes verrathen, ein Kunstgeheimniß offenbaren, in Criminalsachen gegen Eltern, Kinder, Geschwister, Ehegatten u. s. w. soll. Geistliche dürfen nicht um Das, was ihnen im Beichtstuhl vertraut ist, als Advocaten nicht um die Geheimnisse ihrer Partei befragt werden. Solche Aussagen machen einen Incubensstreit aus, über welchen der Zeuge förmliches Verhör und Erkenntniß auch in höherer Instanz verlangen kann. Zeugen sind schuldig, sich vor einem andern als ihrem ordentlichen Richter zu stellen. Sie können nicht als Kunstverständige vernommen werden, können sie nur bezeugen, was sinnlich wahrgenommen haben, nicht urtheilen, wenn es nicht ein Urtheil über einen Lebensfall ist, welches mit der Begriffsbezeichnung der Sinnenwahrnehmung

mensfakt. Um zu beweisen, müssen sie von eigener Wahrnehmung, nicht Hörensagen reden; ein Zeuge, welcher positiv sagt, daß er etwas wahrgenommen habe, wird durch andre, die es nicht bemerkt haben, nicht widerlegt. Sie müssen unbefangen, nicht nahe Verwandte eines Theils, nicht interessirt bei der Sache, nicht als Betrüger, Meineidige und dergl. bestraft sein. Zwei Zeugen, deren Unbefangenheit nichts einzuwenden ist (classische Zeugen), machen einen Beweis, wenn ihren Aussagen kein Gegenbeweis entgegensteht; ein Zeuge nur den Anfang eines Beweises, welcher, wenn sonst kein Entscheidungsvorliegt, durch einen Eid ergänzt oder weggeräumt werden muß. 37.

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieses Wort zusammengesetzt ist, ver-
 1) den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2) ein mechanisches Hilfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird, z. B. Hebezeug, Schraubstock; 3) Geräthschaften zu verschiedenen Bedürfnissen (Weißzeug, Tischzeug).
Zeughaus 1) jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthschaften oder Werkzeuge verwahrt werden, z. B. in Seestädten das Gebäude, worin man Vorrath zum Schiffbau hat, und beim Jagdwesen das Haus, worin das Jagdzeug verwahrt wird; 2) im engern Sinne ein Gebäude zur Aufbewahrung von Gewehren und andern zum Kriege erforderlichen Sachen. Das ausländische Wort *Armour* (wahrscheinlich von *ars*) drückt noch mehr aus und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfnisse (z. B. Geschütz, Schiffe u. s. w.) verfertigt werden. **Zeugmeister**, **Zeugwärter** sind Aufseher über gewisse Arten von Kriegsgewehren. — **Generalfeldzeugmeister** ist bei dem östr. Heere ein Titel, welcher einem General der Cavalerie bei andern Heeren gleich ist, ohne alle Rücksicht auf Artillerie; aber im ehemaligen Königreiche Polen hieß der Befehlshaber der Artillerie *Krongrossfeldzeugmeister*.

Zeugung. Es gibt nicht leicht einen Gegenstand, der von jeher, besonders in der neuern und neuesten Zeit, die Naturforscher so viel und angelegentlich beschäftigt hätte, als die Enträthselung des großen Naturgeheimnisses der Zeugung, wobei es auf Einsicht in die Art und Ursachen der Entstehung organischer Wesen (der Pflanzen, Thiere und Menschen) ankommt. Es ist aber auch ein Gegenstand, der für die Naturwissenschaft von der größten Wichtigkeit ist, und man kann behaupten, daß ohne die rechte Theorie der Zeugung keine wahre Naturwissenschaft möglich ist; denn wie wenig wissen wir von der Natur, wenn wir nichts von der Entstehung der Naturdinge wissen! — Die erste Frage, worauf es hierbei ankommt, war diese: ob alle Entstehung organischer Wesen durch das Dasein und die Fortdauer der beiden Geschlechter (Begattung) bedingt sei oder nicht? und schon bald entschied sich für das Letztere, nämlich für die Verneinung der Frage, indem man entdeckte, daß die niedern Thiere, z. B. Insekten, Würmer, aus der Gährung und Fäulniß tochter Stoffe sich erzeugen könnten; und er nannte diese Erzeugung *generatio equivoca*. Diese Meinung war lange Zeit herrschend, bis der Naturforscher Redi (im 17. Jahrh.) die entgegengesetzte Ansicht begründete. Er entdeckte nämlich die Entstehung der Maden im faulenden Fleische bisher als den besten Beweis für die äquivokale Erzeugung betrachtet, aber Redi bewies durch sorgfältige Versuche, daß diese Maden durch Eier entstehen, welche Insekten (z. B. Fliegen) in das Fleisch legen, mithin nichts Andres als Larven von Insekten sind, die sich durch Eier fortpflanzen. Von dieser Zeit an wurde die äquivokale Erzeugung der Thiere und Pflanzen bezweifelt, und des berühmten Harvey bekannter Ausspruch: „*omne animal ex ovo*“ (alle Thiere entstehen aus Eiern) wurde das Signal zu dieser einseitigen Ansicht, welche eine Zeitlang allgemein herrschte. Aber sie blieb nicht lange ohne Anfechtung. Die Infusorien (Thierchen) wurden entdeckt, und diese kleinern, nur mit bewaffnetem Auge (dem Mikroskop) erkennbaren Geschöpfe (s. *Infusionsthierchen*), die

nie anders, als während der Fäulung thierischer oder pflanzlicher Substanzen Wasser erscheinen, sprachen selbst deutlich genug für die Art ihrer Entstehung. eine Meinung, die durch allgemeine Annahme gleichsam sanctionirt ist, und der Mensch nicht so leicht auf, sollte er auch zu den wunderbarlichsten Rettungsmitteln Zuflucht nehmen müssen. Ein solches Rettungsmittel war die Erfindung der sonderbaren Hypothese, nämlich die Annahme einer sogenannten Allbesamung oder Panspermie. Dieser Annahme zufolge sollte die Atmosphäre mit einer unermesslichen Menge unendlich kleiner Eier dieser Thierchen geschwängert sein, welche, durch die Vorbereitung einer Infusion (Aufguß) durch die Fäulniß herbeigeloct würden, in der faulenden Substanz, ihrem künftigen Nahrungstoffe, ausbrüten. Diese sonderbare Hypothese, welche im vor. Jahrh. durch beinahe 8 Decaden erhielt und von den damals berühmtesten Naturforschern, z. B. Benoit, Spallanzani u. a., vertheidigt wurde, stand mit einer andern, fast ebenbürtigen, der Einschachtelungshypothese nämlich, in genauer Verbindung. In dieser Letztern enthält die Mutter nicht nur den Keim der Frucht schon vollgattung, sondern die Keime aller sich entwickelnden Individuen einer Gattung (species) lagen schon in der ersten Mutter in einander eingeschachtelt, diese schlummernden Keime durch die Begattung nur zur Entwicklung erregt und noch gegenwärtig werden. Jene Hypothese der Panspermie wurde bald in Verfall kommen, diese der Einschachtelung der Keime zuerst durch Friedr. Wolff, und gegenwärtig wird die universelle Zeugung, d. h. diejenige, welche die Begattung organischer Individuen, durch allgemeinere Naturproceße geschehen, keinem wissenschaftlichen Naturforscher mehr bezweifelt. Denn nicht nur Infusorien, sondern auch das Dasein der Eingeweidewürmer sind Beweise für individuelle, sondern universellen Entstehungsart organischer Wesen, die zur Zwangene in der Erklärung der Entstehungsart dieser Würmer, welche man früher aus der zufälligen Verschluckung der Keime von Würmern des Mutterfisches herzuleiten genöthigt waren, sogleich in die Augen fällt. — Alle diese Hypothesen und willkürliche Erklärungsarten mußten von selbst fallen, als die ersten Grundlinien einer wissenschaftlichen Zeugungstheorie gegeben wurden. Diese waren aber so lange unmöglich, als man zur Erklärung der Zeugung noch nicht mit allgemeinen philosophischen Grundwahrheiten (wie in den Werken von Leibniz und Wolff) gehen konnte, sondern Alles aus einzelnen Erfahrungen erklären mußte und daher auch den Akt der Zeugung, ohne zugleich dessen Natur zu erkennen, für einen ganz besondern nahm, der nur bei organischen (nämlich bei Thieren und Menschen — bei den Pflanzen erkannte man es erst viel später) vorkommen könne. — Aus diesen Punkten, welchen gegenwärtig die Naturwissenschaft erstiegen hat, muß die Zeugung als allgemeines Naturgesetz betrachtet werden. Dem zufolge ist die Entstehung aller Dinge durch Zeugung bedingt, und es kann in der ganzen sichtbaren Natur nichts geben, was nicht gezeugt worden wäre. Diese Behauptung stimmt auch vollkommen mit dem Sprachgebrauch überein, welcher alle Naturdinge Naturprodukte (Naturproducte) nennt, und dadurch verräth, daß man sehr früh schon die Einheit jenes Naturgesetzes geahnt habe. Wo aber von Erzeugnissen die Rede ist, da muß auch eine Zeugung vorausgesetzt werden, was sich von selbst versteht, sonst das Wort keinen seiner Ableitung entsprechenden Sinn hätte. Wo die Ahnung nur dunkel gefühlt wird, erhebt die Wissenschaft, wo sie es zu Klarheit und prägt es in deutlicher Darstellung aus: eine Wahrheit, die auch die weitere Ausführung dieses Artikels einen Beleg liefern möge. — Die Zeugung beruht auf einem Gegensatz; dieser Gegensatz heißt Männlichkeit und Weiblichkeit, und diese Entgegensetzung ist ebenfalls keineswegs auf Pflanzen, Thiere und Menschen beschränkt, sondern ebenso allgemein als die Zeugung selbst.

in der Natur sind demnach ein männliches und weibliches Princip (erschaffende, zeugende Kraft), in deren Wechselwirkung die Zeugung besteht. Das Männliche verhält sich zum Weiblichen wie Positivum zu Negativum, oder als Actives (Thätiges) zu Passivum (Leidendem), oder auch als Bestimmendes zu dem Bestimmenden, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob das Männliche das allein Thätige und Bestimmende, das Weibliche dagegen das rein Passive oder Leidende wäre, sondern so, daß das Männliche das vorzugsweise oder überwiegend in Beziehung auf das Weibliche ist, welches daher in der Zeugung (Wechselwirkung) vom Männlichen mehr bestimmt oder modificirt wird, als umgekehrt das Weibliche vom Männlichen. — Wenn nun das Verhältniß der zeugenden Kräfte ein natürliches und normales ist, und wenn kein äußeres Hinderniß den Erfolg des Verhältnisses stört, so geht aus der Wechselwirkung Beider ein Erzeugniß hervor, welches ein mehr oder weniger erkennbares Ebenbild seiner Erzeuger ist, und, nach Beschaffenheit der letztern und anderer Umstände, verschiedene Benennungen erhält, die auf seinen Ursprung deuten, und wovon das Wort Erzeugniß (Product) die allgemeinste ist. Die Wahrheit dieser allgemeinen Ansicht von Wesen der Zeugung möge vorerst durch Beispiele für den Leser Klarheit und Festigkeit erhalten. Alle mineralische Körper sind unstreitig Erzeugnisse entgegengesetzter Elemente. Jedes Element ist aber einerseits Stoff, andererseits Kraft; der Stoff ist die reale, die Kraft die ideale (geistige) Seite des Elements. Die (polare) Entgegensetzung der Kräfte zweier Elemente treten diese mit einander in Wechselwirkung, wobei gegenseitige Anziehung und Abstoßung stattfinden; vermöge der Anziehung entsteht Vereinigung der Elemente, vermöge der Abstoßung Trennung, die allemal zugleich bei jeder neuen Verbindung erfolgt. Die ersten Elemente stellen einen (mineralischen) Körper dar, ein Product der zeugenden Kräfte der Elemente, welche bei ihrer Erzeugung ihr eigenthümliches Dasein untereinander gegenseitig geopfert haben, so daß der Preis des einen Erzeugnisses der Preis des individuellen Daseins der Elemente ist. So ist z. B. die Säure dem Alkali (der Lauge) polar entgegengesetzt; sie treten daher bei der Berührung mit einander in Wechselwirkung, es entsteht ein Kampf der Kräfte, der sich durch Aufsteigen offenbart, wobei ein Theil der Stoffe in Gasform entweicht, eine Folge der Abstoßung des Fremdartigen, was in die neue Verbindung der sauren und alkalischen Stoffe nicht mit eingehen kann. Das Product dieser Wechselwirkung aus beiden Stoffen ist ein Salz, d. h. ein Erzeugniß, das weder sauer noch alkalisch, sondern salzig ist, d. h. eine Eigenschaft angenommen hat, welche eine gegenseitige Durchdringung (ein Eingewordensein, eine Ineinanderbildung) der Säure und der Lauge oder deren Eigenschaften ausdrückt. In diesem Beispiele sieht man den Vorgang einer Zeugung. Die Eigenschaften der mit einander wechselwirkenden Kräfte und des Alkali waren die zeugenden Kräfte, von welchen man die Säure als das männliche, die Lauge als das weibliche Princip betrachten kann, und das Salz das Erzeugniß, welches auf Kosten der eigenthümlichen Natur der zeugenden Kräfte (der Säure und Lauge) entstand. Und so ist es in der ganzen sogenannten organischen Natur, in welcher der Chemismus herrscht; alle chemischen Processe sind Spiele zeugender Kräfte, woraus unaufhörlich neue Erzeugnisse hervorgehen, während die alten aufgelöst werden, um wieder andre neue zu zeugen. Da nun fast alle Naturprocesse auf polarer Entgegensetzung der Kräfte und deren Wechselwirkung beruhen, so trifft die Zeugungstheorie, hinsichtlich ihres allgemeinen Inhalts, nothwendig mit der Theorie der Polarität (s. d.) zusammen, d. h. mit der Polarität. Die besondere (specielle) Zeugungstheorie bezieht sich daher auf die Entstehungsarten der organischen Dinge im engeren Sinne (der Pflanzen, Thiere, Mineralen), aber diese besondere Zeugungstheorie muß durch die allgemeine, welche die Zeugungstheorie ist, ergänzt werden.

b. h. durch die Polaritätslehre, begründet werden, wenn sie wissenschaftlich soll. Bei allen organischen Wesen, die sich durch Begattung fortpflanzen, Geschlechtsverhältniß ein Polaritätsverhältniß, d. h. die beiden Geschlechter die beiden Pole jeder Gattung dar, wodurch deren Erhaltung in der Fortpflanzung der Individuen begründet ist. Durch den Gegensatz der beiden Geschlechter durch denjenigen, der zwischen einem männlichen und weiblichen Individuum der Gattung von Thieren z. B., stattfindet, treten diese mit einander in Verbindung, und was in der chemischen und dynamischen Welt als Anziehung sich spricht sich hier, auf höherer Stufe, als Geschlechtstrieb aus, der sich im Menschen zu demjenigen Triebe veredelt, den man Liebe nennt. Die Vereinigung der Geschlechter (in der Begattung) ist einerseits ideal und besteht im Zusammenlaß vereinten männlichen und weiblichen Princips zur Beseelung eines neuen Organismus, andererseits real, indem der Zeugungsstoff des Mannes (der männliche Same) sich mit dem Keim im Zeugungssystem des Weibes vereinigt, um den angehenden Organismus von weiblicher Seite zu begründen. Der Augenblick des Empfängnisses ist also der Anfangspunkt eines neuen Individuums, das nach dem Typus (Vorbilde) der Eltern sich entwickelt; denn in dem Erzeugten kann der Bildungstrieb wirksam sein als in den Erzeugern, deren Leben und Wesen fremdes) sich in dem Kinde erweitert und fortsetzt. Und so bedarf es keiner Schachtelung präformirter (schon gebildeter) Keime, um zu begreifen, wie die Gattungen von Pflanzen und Thieren (und so auch der Mensch) von Anfang an auf unsere Zeiten fortpflanzen konnten. — Ursprünglich muß aber alle Gattung des Organischen eine univervelle (*generatio aequivoca*), d. h. eine solche sein, die nicht durch organische Individuen entgegengesetzten Geschlechts erzeugt war. Die ersten Pflanzen, Thiere und selbst Menschen müssen durch Kräfte der elementarischen Natur und nach Naturgesetzen entstanden sein, noch unbekannt, wenigstens noch zu dunkel sind, und erst in später Folge Aufklärung erwarten. Wer die ersten Menschen, Thiere und Pflanzen unmittelbar von Gott, d. h. durch einen außer- oder übernatürlichen Zeugungsact man es nach dieser Vorstellungart nennen müßte — erschaffen sein läßt, löst er den Knoten, den die Wissenschaft erst auflösen soll. Was Gott schuf, er durch Kräfte der Natur, welches ursprünglich seine oder göttliche Kräfte, er schafft es nach Naturgesetzen, welche ebenfalls von ihm stammen. Bei der unwissenschaftlichen Annahme einer unmittelbaren göttlichen Zeugung der Gattungen sollen alle Thier- und Pflanzengattungen von einem ersten Paare abstammen wie man es, der Mosaischen Urkunde gemäß, von den Menschen annimmt, das Paradies wäre sonach der Versammlungsort der ersten Paare aller gegenwärtigen vorhandenen Pflanzen- und Thiergattungen gewesen; in deren Mitte der Mensch als Beherrscher auftrat. Es ist eben nicht schwer, zu zeigen, diese Voraussetzung mit den Gesetzen und der Ordnung der Natur steht im Widerspruch, wenige Thier- und Pflanzengattungen können in verschiedenen Gegenden gedeihen, sondern bei weitem die meisten erfordern eine eigenthümliche Umgebung, und es ist daher keine Gegend denkbar, in welcher alle ursprünglich zusammen gewesen wären. Die Entstehungspunkte müssen also sehr zerstreut sein. „Nun aber“, sagt Steffens im 2. Bd. s. „Anthropologie“, „findet man dieselbe eigenthümliche Beschaffenheit der Gegend auf den entlegenen Punkten und dann nicht selten mit den nämlichen Insekten und Pflanzen. Punkt war nun der ursprüngliche? Und wenn wir irgend einen, offenbar als einen solchen annehmen, wie geriethen die Gattungen von diesem völlig isolirten Punkt? — Gegen Norden wie gegen Süden treten dieselben Naturverhältnisse des Klimas hervor, und mit diesen zeigen sich die nämlichen Thiere. *Phoca jubata* (den gottigen Seelöwen) finden wir in dem nördlichen nordeuropäischen

Meere und bei Kamtschatka. Wir finden dieselbe Thierart wieder bei den Falk-
inseln. *Phoca ursina* (der Seebär) ist häufig bei Kamtschatka und den Be-
inseln; wie finden sie wieder bei der südlichen Küste von Neuseeland und an
fern der Neujahrsinseln. In den niedrigeren Breitengraden kommen diese
ungen, die überhaupt nur in einer kalten Polargegend gedeihen, gar nicht vor.
welchem Punkt ist nun das erste Paar entstanden? Und hat es die geringste
scheinlichkeit für sich, daß diese Thiere, die sich mitten im ewigen Eise am bi-
finden, quer durch die heißesten Gegenden, wo man sie nie fand, durchge-
wären, nur um an dem entgegengesetzten Pol sich fortzupflanzen? — Sol-
spiele lassen sich unzählige beibringen, woraus die Nothwendigkeit einer ur-
lich natürlichen, universellen oder äquivoken Erzeugung der ersten Organis-
on den jetzt vorhandenen Gattungen an sehr verschiedenen Orten hervorgeht.
Zeugungsart muß anfangs allgemein gewesen sein, sie ist, wahrscheinlich all-
in die secundaire, individuelle Zeugung übergegangen, und findet noch
den niedersten Organismen statt, wozu der Schimmel, die Pilze, Flechten,
Conserven u. s. w. von Seiten des Pflanzenreichs, die Infusionsthier-
n, Eingeweidewürmer, von Seiten des Thierreichs als Belege dienen. Wie
aber, oder nach welchen Gesetzen diese Erzeugungsart zu denken habe, dar-
id die Ideen der Naturwissenschaft noch zu unentwickelt. Die noch gegenwärt-
findende äquivoke Zeugung der niedersten Pflanzen und Thiere ist durchgäng-
ch die Zersetzung (Auflösung, Gährung, Fäulniß) höherer Organisationen.
Der Schimmel wächst bekanntlich auf Früchten und vegetabilischen Spei-
sald sie in Gährung und Fäulniß übergehen, die Infusorien entstehen aus
lniß der Aufgüsse der Pflanzen und thierischen Theilen aller Art, und die
en wachsen in Sümpfen und Wassergräben, überhaupt in stehenden Was-
o häufig Gräser und andre Pflanzen faulen. Daß nun bei dieser Zersetzung
he, freigewordene Kräfte und Stoffe, vermöge ihres polaren Verhältnisses
ber, sich zu neuen Organisationen geringerer Art verbinden können, läßt
hl recht gut denken; aber diese äquivoke Zeugung leidet keine Anwendung
nste universelle Entstehung der ersten Organismen, vom niedersten bis zum
n, weil noch keine andern da waren, aus deren Zersetzung sie entstehen konn-
dem man überdies aus der Auflösung höherer Organisationen wol niedere,
er, umgekehrt, aus der Zersetzung niederer höhere Organisationen hervor-
ht. Die ersten Organismen aller Gattungen der organischen Reiche müs-
nothwendig aus dem Zeugungsact der elementaren Kräfte des Planeten und
ne hervorgegangen sein, aber — unter welchen Umständen, bei welcher
nd der gemäßigtem Zustande der Entwicklung unsers Planeten, nach welchen
en und besondern Gesetzen? — Nach Oken's Theorie ist ursprünglich al-
nische aus dem Meere hervorgegangen, in welchem sich der organische Ur-
den feinsten Stoffen des Planeten, durch den zeugenden Einfluß der Sonne,
Dieser Urstoff ist Schleim, der, seiner chemischen Substanz nach, aus ei-
gen Verbindung (Synthese) des geläuterten Kohlenstoffs mit Sauerstoff
fferstoff besteht, d. h. aus einer gleichartigen Masse, worin sich die durch
t verfeinerten Elemente des Planeten (Erde, Wasser und Luft) vereinigt
Diese Masse ist der Meerschleim, der noch jetzt erzeugt wird, und wel-
als todtte Masse besteht, sondern lebendig ist durch die Infusorien (Infu-
re), woraus er besteht, und welches die Anfangspunkte alles Organischen
us der Vereinigung dieser belebten Anfangspunkte zu bestimmten Gestal-
nden die höhern Organisationen, und die erste Schöpfung ging in der
Zone vor sich, wo der Meerschleim am häufigsten in seichten Meeresstel-
t wurde. — Diese Ansicht muß vorerst als ein sinnvoller Versuch betrach-
n, diese schwere Aufgabe zu lösen. Sie läßt noch manche Frage, manche

Zweifel unerörtert, und ihre Beurtheilung setzt viele philosophische Einsicht und physiologische Kenntnisse, namentlich Kenntniß der Geseze voraus, nach welcher sich der Embryo im Mutterleibe entwickelt, um die Möglichkeit, daß der Mensch höherer Thiere und des Menschen durch eine andre Naturumgebung ersetzt werden könne, denkbar oder nicht denkbar zu finden. Auch darüber hat derselbe (schon einige Naturforscher in seiner „Istis“ (1819, VII., S. 1117) eine Erklärung unter der Aufschrift: „Entstehung der ersten Menschen“, versucht, und diese durch ein Kupfer (Tafel 23) verdeutlicht. — Auch die ganze Zeugungstheorie, sofern sie auf das Nähere und Besondere der individuellen Zeugung eingeht, um ganz verstanden zu werden, viel anatomische und physiologische Kenntnisse aus, hinsichtlich der organischen Einrichtung der Zeugungstheile oder des Zeugensystems und dessen Verschiedenheiten bei den verschiedenen Thiergattungen. Um konnte hier nur der Begriff dieser Theorie und bloß allgemeinerer Angaben zu derselben gegeben werden. Wer sich näher unterrichten will, dem ist das Oken's Werk über diesen Gegenstand zu empfehlen, das unter dem einfachen Titel erschienen ist: „Die Zeugung“ (Bamberg und Würzburg, 1805). Vgl. Burdach's „Physiologie“ (1. Bd., Epz. 1826).

Zeus, s. Jupiter.

Zeuxis, ein berühmter griechischer Maler, ungefähr 400 J. v. Chr. war geb. aus Heraklea in Großgriechenland und ein Schüler des alten Malers Apollodorus, dem man das Verdienst einer treuen Nachahmung der Natur, richtiger Zeichnung und eines guten Colorits beilegt. Z. übertraf alle Vorgänger. Er verstand die Kunst, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, hatte ein treffliches Colorit. Seine Gemälde wurden daher auch sehr getheuer bezahlt, so daß er sie zuletzt gar nicht mehr verkaufen wollte, weil die der Auserkennung, die man ihm beilegt, nicht zu bezahlen wären. Der Ruhm, den sich erwarb, erregte die Eifersucht s. Lehrers Apollodorus, der eine Satire auf ihn verfertigt haben soll. Vorzüglich glücklich war Z. in weiblichen Gemälden. alten Schriftsteller rühmen s. Helena, die er für die Stadt Krotona — oder für Agrigent — malte. Zum Modell dazu hatte er für sich 5 der schönsten Mädchen ausgesucht. Berühmt war auch s. Jupiter auf dem Throne sitzend, umgeben von Göttern. Noch werden von ihm ein Hercules in der Woge, ein Schlangen erdrückt, ein Athlet, eine Alkmele, eine Penelope erwähnt. Z. war ein sam, s. Werke waren aber desto vollendeter. Er war ein treuer Nachahmer der Natur. Als er mit seinem Kunstgenossen, dem berühmten Parrhasius, einen Wettkampf über die größere Geschicklichkeit in der Kunst eingegangen war, malte er ein Bild, das so natürlich, daß die Vögel auf dieselben zuflogen. Parrhasius stellte eine Tafel mit einem gemalten Vorhang entgegen. Als Z. verlangte, daß der Vorhang aufgezo- gen würde, um das, seiner Meinung nach, hinter demselben verborgene Gemälde sehen zu können, bekannte er sich für überwunden, weil er nur sein Gegner aber selbst einen Künstler getäuscht habe. Er scheint eine große Geschicklichkeit in Fruchtstücken besessen zu haben. Denn als er ein andres Mal einen Knaben malte, der einen Korb mit Weintrauben trug, flogen die Vögel her nach den Trauben. Z. fand sich jedoch dadurch nicht geschmeichelt und ließ den Traubenkorb weg. „Wäre der Knabe“, sagte er, „ebenso natürlich gemalt, so würden die Vögel sich vor ihm gescheut haben“. Um diese Eigenschaften von den Wirkungen s. Gemälde richtig zu würdigen, vergl. Idealisieren, Illusion, Nachahmung, und was Goethe so herrlich über diesen Punkt in seiner Abhandlung über Myrons Ruh („Kunst und Alterthum“, 3. Bd.) bemerkt hat. erzählt eine, vielleicht nur zum Scherz erfundene, Anekdote von der Art seiner Kunst. Er habe nämlich eine Hekuba gemalt und sei bei der Betrachtung desselben alle Maassen häßlichen Gesichts derselben in ein so heftiges Lachen geraten,

über gestorben sei. Von allen seinen Werken ist Nichts bis auf unsere Zeit gekommen.

Zeyst (Zeyst), ein Dorf mit mehr als 1200 Einw. und einem schönen Schlosse in niederländ. Provinz Utrecht, eine Stunde von der Stadt Utrecht entfernt, in sehr angenehmen Gegend, wo sich viele Gärten und schöne Spaziergänge finden. Es gehörte ehemals dem gräflich nassauischen Hause, ward aber 1752 an einen Kaufmann in Amsterdam verkauft, der es der Brüdergemeinde zu Anlegung einer Colonie, die jetzt aus 300 Mitgliedern besteht, einräumte. Die Herrnhuter haben nun hier große Brüder- und Schwesterhäuser und Fabriken angelegt, wo Tischlerwaaren, Handschuhe, Leder, Band, Seifenkugeln, Gold- und Silberarbeiten, Lackirwaaren und Talglichter von vorzüglicher Güte verfertigt werden. Um Zeyst breitet sich eine weite Heide aus, wo von der französisch-holländ. Grenze bei der Thronbesteigung Napoleons eine 148 Fuß hohe Erbpypamide errichtet wurde.

Ziegel, ein künstlicher Stein aus Lehm- oder Thonerde, welche viel Eisen enthält und sich daher im Feuer roth brennt. Die Kunst, Ziegel zu formen und zu brennen, ist so einfach, daß man ihre Spuren bei den ältesten Völkern antrifft. Im 1. Buch Moses wird der Thurmbau zu Babel so beschrieben, daß man gebrannt und Asphalt zum Bindemittel der Backsteine genommen habe. Bei dem Thurmbau zu Babel gewöhnlich in das 5. Jahrh. nach der Sündflut, und es möchten also wol wenige menschliche Künste sein, deren Ursprung sich in so frühen Zeiten findet. Auch Herodot erzählt, daß die Mauern von Babylon aus gebrannter Erde, mit Asphalt (Bergpech) verbunden, aufgeführt wurden und die Kinder Israel wurden von Pharao gezwungen, Thonerde zu graben und Ziegel zu brennen, da man die Städte Pithom und Raamses baute. Die Ägypter vervollkommneten diese Kunst, nach Plinius's Bericht. Sie hatten drei Arten von Ziegeln, wovon die ersten 6, die zweiten 12, und die größten 18 Zoll lang waren. Auch die Römer müssen es sehr weit darin gebracht haben; Trajan's Säule, aus diesem Stoff aufgeführt, ist nach 1700 Jahren noch unverändert. Im Mittelalter bediente man sich häufig glasierter Ziegel und verzierte sie in verschiedenen Farben zur Verzierung an; z. B. bildete man damit die Thürme, wie an der Marienkirche zu Elbing und in dem Schlosse zu Graudenz, und einigen Gebäuden des 14. Jahrh. in England. Unter den neuern Völkern ist es die Holländer am weitesten in der Kunst des Ziegelbrennens gebracht zu haben, denn sowol ihre Häuser als auch das Pflaster ihrer Höfe widerstehen der heftigen Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Ihnen stehen wenigstens die engl. Ziegel, deren man sich zum Häuserbau in London bedient, weit nach. Der beste Stoff, um Ziegel zu machen, besteht in einer Mischung von Thon und Lehm, die man Lehm- oder Ziegelerde zu nennen pflegt. In manchen Gegenden setzt man auch Mergel dazu, welcher bekanntlich aus Thon und Kalk zusammensteht; doch darf nicht zu viel Kalk darunter sein. An mehreren Orten wird auch Thon durch Verwitterung des Porphyr's erzeugt, in dem der Feldspath sich durch die Wirkung der Zeit an der Luft zerlegt; dieser gibt ebenfalls gute Ziegel. So kann auch Erde, die aus Alaun und Kiesel besteht, zu Ziegeln brennen; sobald Kalk zu dieser Mischung tritt, schmilzt im stärkern Feuer die Masse zu einer festen Masse. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die dauerhaftesten Ziegel aus einer Erde gemacht werden, welche 3 Theile Thon und 1 Theil Kalk enthält. Wird solch eine Mischung einer starken Feuerhitze ausgesetzt, so fängt sie an zu verschlacken, und wird dadurch viel härter und dichter als gewöhnliche Ziegel. Solche halbverschlackte Ziegel saugen weniger Wasser ein und zerfallen also im Winter viel weniger als die gewöhnlichen. Die letztern nämlich, wie man an den Dachziegeln häufig genug sieht, zerfallen, der beständigen Masse des Winters ausgesetzt, die Feuchtigkeiten in ihre

Zwischenräume auf. Diese gefrieren, dehnen sich aus, und der Ziegel fällt, das Wasser aufgethauet ist, auseinander. Daher pflegt man in Holland und land die gewöhnlichen Ziegel anzustreichen oder mit einer Art Firniß zu üben, damit die Feuchtigkeit nicht einbringen könne. — Ein Haupterforderniß daß die Ziegel vor dem Brennen hinlänglich ausgetrocknet seien. Wenn sie die noch feucht sind, so würde das Wasser, durch die Hitze in Dämpfe veru die Masse zum Zerplagen bringen. Daher trocknet man die an der Luft se trockneten Ziegel oft noch bei gelindem Feuer, ehe man sie in den Ofen brü Den Ziegelo fen macht man ungefähr 12 Fuß hoch, fast ebenso lang u Die Wände, ungefähr 1 Fuß dick, neigen sich nach oben schräg gegen d Die Ziegel kommen auf flachen Boden zu stehen und werden, bei jedem 2 etwa 10—20,000 an der Zahl, mit alten Dachziegeln bedeckt. Dann wi Reisholz angezündet und 2—3 Tage lang ein mäßiges Feuer unterhalten, anfangs schwarze Rauch anfängt durchscheinend zu werden. Dies ist ein daß die Ziegel hinlänglich trocken sind. Man setzt man das Ofenloch mit und Lehm so weit zu, daß nur noch eine Öffnung zu ein paar Scheiten h zu einem Bündel Heißig übrig bleibt. Dann wird dieser Feuerstoff l bracht, angezündet und das Feuer so lange verstärkt, bis die Flamme e schlägt, und die Bogen anfangen weiß zu werden. Nach und nach vermind bann das Feuer, und läßt es ungefähr nach 48 Stunden endlich a In Schweden pflegt man auch Schlacken aus den Eisenhütten unter ti masse zu werfen, wodurch sie noch viel dauerhafter wird. Man kann gemahlene alte Ziegel oder gestoßenes Glas hinzuthun, wodurch das Be befördert wird. Die Farbe der fertigen Ziegel beweist nicht immer ihre G engl. Ziegel sind hellgelb und etwas bräunlich, welches wahrscheinlich Steinkohlenmasse herrührt, die, mit den Eisensalzen vermischt, einen gel darstellt. Denn Eisen ist in der meisten Ziegelerde. Die Gewalt des F kaltet dies, und es kann nun, nach der Verschiedenheit der beigemischte mancherlei Farben geben. — Die Ziegel haben von ihrer Form und ihr verschiedene Namen. Ägyptische Luststeine werden nur an der Luft getrock nenziegel und Kesseltiegel sind mondförmig; Salz- oder Mauerziegel i parallelepipedische Gestalt; Pflasterziegel sind 4- oder 6-eckig und dienap pflastern der Fußböden; Keilziegel haben eine keilförmige Gestalt; Z sind unten rund, oben aber durchlöchert zum Aufnageln; Kaffziegel sind Biberschwänze mit einer Öffnung in der Mitte. Hohlziegel sind concave gel zum Decken der Forste. Ochsenmäuler sind Dachziegel von einer m drückten Gestalt. Pafziegel, Pfannenziegel, Schlußziegel sind wie ein gen, sehr gut zum Dachdecken, aber sehr schwer von Gewicht. Sehr sind glasierte Ziegel, die in China mit Blei, sonst auch mit Kalk, Oppe spath überschmolzen werden. Klinker Backsteine haben einen Zusatz von werden bei sehr starkem Feuer gebrannt; sie sind sehr hart und dauerbe selbe gilt von den Mundsteinen oder solchen Ziegeln, die zufällig am Mun Ofens gestanden und einen sehr starken Feuergrad ausgehalten haben. kannten schwimmende Ziegel. Plinius sagt, sie würden in Spanien i asien aus einer Art Bimsstein gemacht und sanken im Wasser nicht un 1791 fand Fabroni bei Castel del Piano, auf der Grenze zwischen To dem Kirchenstaat, eine Art Bergmehl, welches aus 79 Theilen Kiesel, len Wasser, wenigem Alaun und noch weniger Eisen bestand. Wenn Erde Ziegel gebildet wurden, so schwammen sie im Wasser, und es ist all Plinius's Aussage bestätigt.

Ziegler (Friedrich Wilhelm), ehemaliger k. k. Hofschauspieler Theaterconsulent und Dramaturg, geb. zu Braunschweig 1760, wunt

II. um seiner ausgezeichneten Talente und um seiner schönen Figur willen auf vorzüglichsten deutschen Theater gesendet, um sich für die Hofbühne auszubilden, bei welcher er auch beinahe 40 Jahre hindurch angestellt blieb. Er wurde zugleich ein sehr fruchtbarer Dichter, dessen Stücke damals mit jenen Iffland's und Kosebusch's die wiener und überhaupt die süddeutschen Bühnen vorherrschend erfüllten. Wenn man auch jetzt seine bereits veraltete Sprache nicht mehr ertragen kann, kann man seinen Stücken gleichwol Erfindungsgeist, theatrale Situationen, Verhältniß des Effects und einen ziemlich guten fortschreitenden Gang nicht abspreschen. Seine „Parteienwuth“ und einige Lustspiele, z. B. „Die Temperamente“, sind noch an mehreren Orten mit Vergnügen gesehen. Als 1798 Kosebusch nach Prag kam, waren J. und Brockmann an der Spitze seiner Gegner. J. war von Jugend an auch für polit. Zwecke thätig, durch manche wohlgelungene Gelegenheitsstücke und auf mancherlei andre Art. Seine ästhetischen Schriften, sein „Verriicht über Schauspielkunst“, seine „Zergliederung des Hamlet etc.“, sind überflüssig verworren und werthlos. Seit 1821 pensionirt, lebte er in Preßburg, und starb 1827 alt d. 21. Sept. 1827 zu Wien.

Zierde, Zierlichkeit und Zierrathen sind Ausdrücke, welche sich auf die anschauliche Form eines Gegenstandes beziehen, und zwar auf das Verhältniß des Theiles zu dem Ganzen und des Zufälligen zu dem Wesentlichen seiner Gestalt nach. Es ist die Zierlichkeit nämlich die Beschaffenheit eines Gegenstandes, welche dessen Das, was an ihm ist, oder seine äußern Theile durch ihre Form einen angenehmen Eindruck hervorbringen, oder, wie man sagt, den Gegenstand schönern. Und so nennt man auch diese Theile selbst, sofern sie eine gewisse Vollständigkeit haben, zierlich. Unter dem Gesetze des Schönen aber findet die Zierlichkeit nur dann statt, wenn sie dem Geiste und der Beschaffenheit des Ganzen, welchen diese Theile sind, keinen Eintrag thut, sondern diese dem Ganzen angemessen ausgebildet sind. Zierlichkeit der Form (*Eleganz*) steht als solche und in Abhängigkeit auf diese Ausarbeitung und Ausschmückung der Theile in einem gewissen Maße mit der Einfachheit, welche das Große und Erhabene behauptet. **Zierde** ist das, was wahrhaft die Annehmlichkeit eines Ganzen, in oder an welchem es besteht, und man nennt selbst einen Gegenstand so, der als selbstständiger Theil eines Ganzen (z. B. eine Person als Glied einer Gesellschaft betrachtet) den Werth dieses Ganzen erhöht, oder zur Erfüllung seines Zweckes beiträgt. **Zierrathen** endlich sind Das, was man zur Verzierung, zur Erhöhung der angenehmen Form eines Gegenstandes von Außen her anwendet, oder die Mittel der Verzierung. Sie gewinnen in ästhetischer Hinsicht um so mehr Werth, je mehr sie sich dem Wesentlichen des Gegenstandes anschließen, z. B. die Manieren in der Musik zum Charakter des Tonstücks, Schnitzwerk in der Baukunst dem Charakter und Bestimmung des Gebäudes. (*S. Verzierungskunst*.)

Zierpflanzen (die), Pflanzen, welche zur Zierde dienen und für diesen Zweck angepflanzt werden. Ursprünglich scheint die Begehr nach dem Umgange mit der Natur die Erziehung derselben Denjenigen wünschenswerth gemacht zu haben, denen die Verhältnisse nicht gestatten, die freie Natur zu genießen. Diese eble Neigung wurde aber aus in Luxus, und so wurde die beschriebene Herde zur Prachtanlage für Liebhaber. Die Cultur der Zierpflanzen ist ein Theil der Gartenkunst, mit welcher sie gleiche Perioden durchlaufen und große Abänderungen durch den herrschenden Zeitgeist erfahren hat. Der gegenwärtige Charakter der Ziergärtnerei ist nicht mehr derselbe, welcher noch vor einem halben Jahrh. die lebendigen Formen der Natur entfremdete, und die von ihrer gesetzmäßigen Entwicklung entfernte, verdrückte Natur eine veredelte nannte! In China und Japan, da wo die Natur der Väter nicht veralten, da mag auch heutzutage noch jener Geschmack an der natürlichen Natur vorherrschen, denn als Zeugen dafür gelten die von dorthier

noch jetzt zu uns kommenden Gewächse in ihrer mannigfachen Verbildung und in seltigen Übertreibung. Die Mehrzahl unserer Sammler strebt aber nicht mehr zu jener langen Reihe von Abänderungen einzelner Arten in bloßer Farbe und Zeichnung der Blüthe; sie hält die altmodisch gewordenen, bunt besleckten Blätter der Sträucher und Bäume für Krankheit, für Folge von Hemmung im Umlauf der Säfte. So mindert sich immer mehr die Gesellschaft der sogen. Blumisten, d. h. derjenigen, welche sich mit Cultur von Abänderungen einzelner Pflanzenarten, Aurikeln, Nelken, Tulpen, Hyacinthen u. dgl., beschäftigen, diese zu vermehren und nach ihrer Art zu veredeln suchen, so weit sie dies können, und dann diese durch Wurzeltheilung gleichförmig fortzupflanzen, sonst aber wandelnden Blumen, zum Andenken an berühmte und unberühmte Leute, mit deren Namen sie benennen. Mit der Zeit hat man einsehen gelernt, daß die Natur auch in ihrer Einfachheit angenehm sein kann, und ohne daß wir das ästhetische Gefühl bei dem Anblick einer Rose verleugnen, freuen wir uns doch, daß man anfängt, auch einfache Blumen schön zu finden, und schon die gemeine Phonie mit einfacher Blüthe theurer bey als die gefüllte. Als seltener Zeuge der frühern Verbreitung von gefleckt und gestreiftblättrigen Pflanzen hat sich noch das Wandgras in ältern Gärten erhalten, da die Sträucher und Bäume mit jenem krankhaften Laube ihr Zeitalter nicht überleben vermochten, oder von der Bleichsucht geheilt, sich kleideten in das reine Grün, das uns an andern Gewächsen erfreut. Unser Kur-Tsinn faßt also die Natur von einer edlern Seite auf. Nicht mehr jene zwangvoll umschnittenen Formen der Sträucher und Bäume, nicht mehr jene unsäthig wechselnde Färbung und unregelmäßig ändernde Streifung und Fleckenbildung in der Farbe der Blüthe, nicht mehr die an den Tod erinnernde, weiße und gelbe Umsäumung der Blätter sind das Ziel für die Zierde der Gärten, sondern jene noch weit größere Mannichfaltigkeit in den von der Natur selbst geschaffenen Formen gibt uns ein Vorbild für Ausgestaltung der Anlagen, die uns im Kleinen den Genuß jener erhabenen Natur vorzubereiten, deren Gegenstände uns ihre mannigfach wechselnde Entfaltung in unzähligen Formen und in unbegrenzter Fülle, nur in ihren Gruppierungen näher vor Augen führen und für dauernden Genuß vorbereiten sollen. Aber unendlich verschieden sind diese Anlagen, je nach dem Bedürfniß, den Verstand und dem Charakter des Einzelnen, der sie bildet! Wilde Baumgruppen, Haine, künstliche Grotten und Felsenpartien erfreuen den Einen mit ihren holisch rankenden, kriechenden Pflanzen, in ihrem von der Natur schon reich gegliederten Schmucke, während ein Anderer sein Gärtchen nur in den Früchten eines ein oder zweier Pflanzen schmückt und in zierliche Beete theilt. Ein Dritter, der die Ergözung der äußern Sinne geschickt glaubt, faßt die Natur als ein Schauspiel auf, und er zieht seine Pflanzen am Fenster, und sie sind vielleicht die einzigen Geschöpfe, die ihn gleichmäßig stimmen und seinen Umgang erhalten mit der lebenden Schöpfung. Selbst der denkende und gebildete Mensch begnügt sich nicht mit dem vorübergehenden Eindrucke, den der einzelne, flüchtig beobachtete Gegenstand auf ihn macht. Daher ahnend in der kleinsten Erscheinung, strebt er vorzüglich nach deutlicher Erkenntniß der Natur, um aus ihr die allgewaltige Macht ihres Schöpfers in ihrer einfachsten Reinheit zu erfassen. Ohne diese höhere Richtung des Geistes und des Gemüths bleibt die Beschäftigung mit einzelnen Theilen der Natur Spielerei. Sie muß denn auch dem wahren Genuß einer Beschäftigung mit den Zierpflanzen näheres Kenntniß von diesen Wesen, die unser Gemüth ansprechen sollen, vorausgehen, wir müssen wissen, welcher Faden uns leiten kann, bei Unterscheidung zahlreicher Formen, deren Theile meist gleichartig, nur durch ihre Verhältnisse und Verschiedenheit der Arten bedingen. Unerläßlich ist also die Kenntniß der Entfaltung der Pflanzen, die Kenntniß der Theile, die sie entfalten, die der Formen, unter denen diese erscheinen, und der bestimmten Benennungen, mit denen man

; endlich der Stufenfolge und Gliederung der beobachteten Formen. Hier ist der Ort, um irgend einen Theil der wissenschaftlichen Botanik, die in die Zierpflanzen eingreift, am wenigsten den ihrer Beziehungs- wofür jedem Anfänger besondere Anleitungen (z. B. „Katechismus der Botanik“, Leipzig 1825) zu Gebote stehen, auszuführen; dagegen finden wir es nöthiger, die Gruppen des Pflanzenreichs, die sogen. natürlichen Familien, und Angabe ihrer vorzüglichsten und bekanntesten Zierpflanzen aufzuführen.

Wir theilen das Reich der Gewächse naturgemäß, den Hauptorganen der vollkommenen Pflanze entsprechend, in 8 Classen. Die beiden ersten, die der Pilz- oder Pilzpflanzen, und die der Flechten- oder Doppelkeimpflanzen, sind keine Zierpflanzen, welche man cultivirt, sondern können nur im Freien, in natürlichen Gruppen, durch ihre sehr mannigfaltige Form und bunten, noch der Erdzeugung erinnernden, nicht grünen Farben das Auge erfreuen. III. Classe der Kryptogamen, Wurzepflanzen. Das deutlicher werdende Grün bet ihre höhere Gewächsnatur, aber auf ihrer niedern Stufe sind sie als isoschwimmende Wurzeln zu betrachten. Dahin gehören die Algen, zu welchen Fadenfäden gerechnet werden, und die Lauge. In höherer Entwicklung folgen Moose und endlich die Farn, bei denen sich eine vollkommene, obwohl noch ungeschlossene Blattbildung darstellt. Die Fruchtbildung ist bei allen diesen Kryptogamen von der der vorigen Classe wenig verschieden, nur deutlicher hervorgetreten. In der Abtheilung der Farn oder Farnkräuter, auch Farrenkräuter (Farn genannt), finden sich die ersten Zierpflanzen. Nur ihre Wurzel ist wie bei den andern Pflanzen vollendet, ihr Stamm liegt bei den meisten in der Erde und ist aus Schuppen, welche die übriggebliebenen Strünke der abgestorbenen Wedel bilden. Diese Wedel sind als Zweige zu betrachten, deren Zweigeln von der Blattstange eingefaßt, wie Rippen eines einzelnen Blattes erscheinen, und an ihren Enden, auf der Rückseite der Blattfläche ihre Keimkornkapseln tragen. Wo das Blatt die Blattsubstanz verkümmert ist, da treten die Keimkornkapseln auf freier Stelle, in Gestalt einer Ähre oder Rispe zusammen. Die Wedel der mehrsten Arten entfalten sich durch spiralförmiges Ausrollen, indem sie vorher in dieser Richtung zusammengewickelt erscheinen. Die größte Anzahl der Farnkräuter gehört der warmen Zone an, weit weniger der gemäßigten und nördlichen. Vorzüglich besiedeln sie feuchte Felschluchten, überhaupt schattigen Boden, auch als Schmaragd- oder Baumstämme, wenige wachsen an sonnigen Felsen, Ruinen und Mauern. Die Farnkräuter zeigen eine unendliche Mannigfaltigkeit in ihrer Größe, in der verschiedenartigen Zusammensetzung ihrer Wedel, und größtentheils erscheinen sie unter einer zierlichen und zarten Bildung, weshalb man vorzüglich in neuerer Zeit auf sie in Beziehung zur Gartenverzierung mehr aufmerksam geworden ist. Die Cultur ist nicht schwierig, und ihre Dauer sehr lange. Die einheimischen, in deutschen Wäldungen vorkommenden Arten gräbt man mit ihrem Stöckchen aus und setzt sie auf künstliche Felsenpartien, oder an Mauern, überhaupt an geeignete Plätze, am liebsten in Verbindung mit Wasseranlagen, auf Bassins oder Teichen und Brunnen. Die der heißen Zone cultivirt man in ähnlichen künstlichen Anlagen im warmen Hause, wo sie für Decoration höchst vortheilhaft zu verwenden sind, oder man setzt sie in Töpfe und behandelt sie wie andre Pflanzen. Die Vermehrung der Farnkräuter aus Samen gewährt viel Vergnügen, wegen der Abwechselung der Formen, die die Wedel in ihren ersten Lebensperioden zeigen. Der Same behält seine Keimkraft eine lange Reihe von Jahren hin. Man setzt ihn in feingeseiebte Lauberde, in flache Scherben, bedeckt ihn bann mit feinstem Moos, um die Feuchtigkeit möglichst gleichförmig zu erhalten und noch überdies mit Glasplatten zu. In dieser Stellung nehmen sie den hin- und her im Treibkasten ein. Für freie Anlagen brauchbar sind: Ceterach

officinarum, Polypodium vulgare und dessen Abänderung P. cambricum, Phegopteris, P. Dryopteris, P. calcareum, Aspidium Lonchitis, A. Orlis, A. Thelypteris, A. rigidum, A. aculeatum, A. Filix mas, A. sp. sum, A. bulbiferum, A. fragile, A. Filix femina, Onoclea sensibilis, thiopteris germanica, Allosorus crispus, Blechnum boreale und B. occidentale, Asplenium Trichomanes, A. viride, A. Adiantum, nigrum, Scolopend. officinarum, Pteris aquilina, Adiantum pedatum, Woodsia ilvensis, Osmunda regalis; für die Gewächshäuser viele schöne Arten der Gattungen Acrostichum, Hemionitis, Gymnogramma, Notochlaena, Polypodium, Aspidium, num, Woodwardia, Doodia, Asplenium, Allantodia, Pteris, Adiantum, Cheilanthes, Davallia, Dicksonia, Todea, Osmunda. Noch sind wichtig die Gattungen Lygodium oder Hydroglossum, deren Wedel sich winden, Cyathes, deren Arten ihren Stamm senkrecht über die Oberfläche der Erde 2 Fuß hoch erheben, wodurch diese schönen Pflanzen das Ansehen einer Palme annehmen. Die höchste Vollendung dieser Familien sind die Palmenform, wo derselben Stamm- und Wedelbildung einen abgesonderten Fruchttrieb für Fruchtheile haben. Hierher gehören die Gattungen Cycas und Zamia, deren Arten in Ost- und Westindien; unter ersterer finden sich solche, aus denen Sago gewonnen wird. (S. Palmen.) — IV. Cl. Scheidenpflanzen. Sie unterscheiden sich sehr leicht durch eine scheidenartige Entwicklung der Theile, besonders deutlich schon bei ihrer Keimung, wo sie mit einer einfachen Spitze die Erde durchbrechen, und aus dieser Spitze von innen die übrigen Theile entwickeln. Sie sind die ersten Gewächse mit wahren Blättern und Blüthen, jedoch ist diese Gebilde noch nicht die Mannigfaltigkeit und Vollendung, wie in den folgenden Classen. In 3 Hauptstufen entwickelt diese Classe 1) die Wasserpflanzen, 2) die Gräser, Binsen und Schwertel, 3) die Lilien und Palmen. In der ersten Ordnung finden sich nur in den Familien der Arongewächse, der Araceen und Seerosen solche, deren Cultur unsern Gärten zur Zierde gereicht. Hier gehören dahin die zahlreichen Arten der Gattungen Arum, Caladium, Rhipsalis, Calla, Dracontium, Pothos, Sumpfgewächse der heißen und gemäßigten Zone, die sich wegen ihrer meistens spieß- oder spatelförmigen Blätter, und wegen ihres schönen Anstandes noch mehr als wegen ihrer bütenförmigen Blüthen verschiedener Farbe und Größe, in welcher die eigentlichen Blüthen klein und ansehnlich auf fleischigen Kolben sitzen, für Verzierung der warmen Häuser eignen. Von den Alismaceen sind es die Gattungen Aponogeton, Sagittaria, Alisma, Butomus, Stratiotes, größtentheils einheimisch, angenehme Zierpflanzen unserer Bassins und Teichränder. Letztere Gattung, Stratiotes, gleicht schwimmenden Aloe und entfaltet ihre weißen, dreiblättrigen Blüthen auf Schaft. Auch die Vallisneria (s. d.) gehört hierher. Die Seerosen gehören zur höchsten Vollendung der Wasserscheidenpflanzen, schildförmige Blätter, vielblüthige Blüthe. Die Gattungen Nuphar und Nymphaea sind in einzelnen Arten (Nuphar lutea und N. alba) der Schmuck unserer Teiche, Canäle und Seen, wie mit prachtvollern rothen Blüthen Nelumbo und Anneslea die Wässer des Westens verzieren, und eine Nelumbo mit gelben Blüthen ist auch dem Occident zu geworden. Auf der zweiten Stufe beginnen die Gräser, und bei ihnen ist es die immortelle Eigenschaft ihrer Spelzen, oder die Schlantheit ihres Wachstums, der Bau der innern Blüthen, was einzelne Arten für Cultur empfiehlt. Phalaris arundinacea, unser einheimisches rohrähnliches Stänggras, wird mit weißgrün gestreiften Blättern, wahrscheinlich in dieser Veränderung in Japan unter dem Namen des Bambusgrases in Gärten gebaut; Melica altissima trägt Spelzen, Briza major eisförmige hängende Ährchen, beweglich bei jedem Hauch der Luft. Das große Schilmeienrohr, Arundo donax, erinnert uns an die

Entstehung der südlichen Flora, und *Bambusa arundinacea* zeigt uns im Kleinen (bald grasartiger Bäume in Indiens Osten und Westen. Das Zuckerrohr, *Saccharum officinarum*, der Reis, *Oryza sativa*, und der Mais oder türkische Korn, *Zea Mais*, gewähren liebliche Formen und sind doppelt schätzbar durch Benutzung. Die Cypergräser, besonders der Papyrus der Alten, tragen meist bolbenförmig zusammengesetzte Blüthen auf schlankem Halm ohne Knoten. Liliengewächse zeigt sich das Gras als *Commelina*, *Tradescantia*, in vielen Arten, deren einige die freien Beete mit hochblauen Blüthen schmücken, nur im geschützten Hause ihre zarten vergänglichen Blüthen entfalten. Die Liliengewächse vermitteln deutlicher noch mit den Gräsern der Liliengewächse Verwandtschaft. Bei zierlich emporstrebendem Wuchs und schwertförmigen sattelähnlich gegenüber liegenden Blättern treiben sie Blüthen von zarten Häuten, und gefärbt und gezeichnet mit prangenden Farben, 3 Staubfäden und einem Fruchtknoten, unter der Blüthe; so die zahlreichen Arten der schönen Gattungen *Gladiolus*, *Iris*, *Gladiolus*, *Babiana*, *Ixia*, *Crocus*, fast alle im Norden des Frühlings, deren knollige Wurzeln nach dem Abblühen außer der Erde aufbewahrt werden bis zum Winter, wo ihr Trieb von neuem beginnt. An diese schließen sich die mit 6 Staubfäden versehenen Amaryllideen, deren Gattungen: *Amaryllis*, *Leucorum*, *Narcissus*, *Pancratium*, *Crinum*, *Haemanthus*, *Agave americana* (die sogenannte große Aloe), *Pitcairnia* und *Tillandsia* sind genug: größtentheils Pflanzen der heißen Zone, mit schönen Blüthen, und vorzüglich beliebt. Die letzte Ordnung der Scheidenpflanzen beginnen die Liliengewächse, unter denen *Asparagus*, der Spargel, *Dracaena*, die Maisen in verschiedenen Arten u. a., den wahren Liliengewächsen vorausgehen, aber diese ihren Fruchtknoten innerhalb (nicht unter der Blüthe) tragen. Unter den Liliaceen gehört *Veratrum*, *Gemmer*, *Colchicum*, die Zeitlose, *Hemerocallis*, *Scilla*, *Erythronium*, *Gloriosa*, *Lilium* in seinen vielen schönen Arten, unter denen die weiße (*L. album*) und die Feuerlilie (*L. bulbiferum*) die bekanntesten, die Feuerlilie aber, *L. tigrinum* und *L. Chalcedonicum*, ein paar von den schönsten sind. Ferner *Fritillaria*, wozu die Kaiserkrone, *F. imperialis*, und das so genannte Rübigei, *F. Meleagris*, gehören, und *Tulipa*, deren bekannteste, *T. triana*, die gemeine Gartentulpe, 1559 in Augsburg bekannt wurde. Dann *Albuca*, *Eucomis*, *Lachenalia*, *Phormium*, die neuseeländische Flachsilie, *Hyacinthus*, deren bekannteste ist *H. orientalis*, die gemeine Gartentulpe, *Scilla*, *Ornithogalum*, *Albuca*, *Allium*, *Agapanthus*, *Hypoxis*, *Anthericum*, *Polianthes*, *Asphodelus*, *Drimys*, *Veltheimia*, *Aletris*, *Lomatophyllum*, *Aloe*. Auf diese an Arten reichen Gattungen folgen die Liliengewächse, die mit den Orchideen, oder Knabenkräutern, *Orchis*, *Ophrys*, *Serapias*, *Disa*, *Epidendrum*, *Vanilla*, *Cimbidium*, *Limodorum*, *Medium*, deren eine sehr bedeutende Anzahl den heißen Klimaten, verhältnißmäßig wenige der gemäßigten und nördlichen Zone gehören, in jenen aber zum Theil Schmarotzer auf faulen Baumstämmen wachsen, beginnen, dann durch die Gattung der Gewürzllilien oder Scitamineen, von denen man in Gärten die Canna, das Blumenrohr, *Kämpferia*, *Maranta*, *Hedychium*, *Zingiber*, *Curcuma*, *Costus* u. a. cultivirt, zu den eigentlichen Bananen oder Heliconien, *Musa*, *Heliconia*, *Ravenala*, übergeht. Die *Musa sapientum* und *rosacea* blühen in unsern Gewächshäusern, und erstere angenehme, aromatische, eßbare Früchte, die *Ravenala* oder *Urania speciosa* ganz palmenähnlich, hat einen Stamm und große Blätter in einem ungeordneten Fächer, sie blüht bei uns nicht. Die eigentlichen Palmen beschließen die Liliengewächse, indem sie die Stammbildung unter allen Gewächsen bis zur

höchsten Vollendung aufführten, so daß man Palmen kennt, deren Stamm gegen Ellen lang ist. Die Cultur der Palmen ist eigentlich leicht, wenn sie einmal an den Standort gewöhnt sind; nur die Erziehung aus Samen, der Transport und Vermehrung sind schwierig. In England cultiviren die Herren Loddiges schon 120 verschiedene Arten. — V. Cl. Blattpflanzen, blumenlose. Sie keimen aus 2 oder mehreren Samenlappchen, durchlaufen alle Gestalten der Blätter und vollenden deren höhere Bildung. Ihre Blüthen entsprechen aber dem Baue des Blattes, sie haben einen Kelch, bei einigen wol gefärbt und wohlriechend, aber ohne innere Hülle, Blumenkern. Die erste Ordnung enthält wieder unvollkommene, gleichfalls Algen und die Classe der Wurzepflanzen hier wiederholend, meistens im Wasser lebende, dahin gehören die nicht cultivirten Chara, Ceratophyllum, Podostemum, Caulinia, Naias, dann die Lycopodiaceen, Balanophoreen und die Rhizanthaceen, letztere mit dem Wunder der Natur, der großen pilzartig in Sumatra schmaritzende Rafflesia, deren Blüthen Durchmesser 3 Fuß beträgt. Eine zweite Ordnung durchläuft wieder die deutlichere Bildung des Stammes; dahin gehören die Coniferae, Casuarinen und Taxaceen, denen die Santalaceen (Thesium, Ostrya, Styracis) und die Eläagneen (Hippophaë, Elaeagnus), sich anschließen. Dann beginnen die Bedel- oder Zapfenbäume, an sie schließt sich die vielgestaltige Gattung der Proteaceen, durch den Silberbaum, Protea argentea, besonders bekannt, endlich die Thymelaeen, wie Pimelea, Struthiola, Passerina, Gnidia, &c. Eine dritte Ordnung beginnen die Meldegewächse, die Atripliceen, mit Salicornia, Salsola, Atriplex, Axyris, Chenopodium, Pollichia, Camphorosma, Blitum, Basella, Beta, Spinacia, Thelygonum, Amaranthus, Celosia, Atriplex, Phytolacca, Rivina, unter denen die Celosien und Gomphrenen am meisten beliebt sind. Zunächst mit diesen verwandt erscheinen die Rüchgewächse Amentaceae, von denen auch viele die Lustgebüsche verzieren. Hierher gehören die Gattungen Salix, Weide, Populus, Pappel, Betula, Birke, Alnus, Carpinus, Hainbuche, Quercus, Eiche, Corylus, Hasel, Liquidambar, Storchbaum, Fagus, die Rothbuche, Castanea, der echte Kastanienbaum, endlich die Rüster oder Ulme. Alle können nur im großen Maßstabe als Zierpflanzen gelten. Ihnen folgen die Nesseltgewächse, durch diejenigen unter ihnen, die mit brennenden, giftabsondernden Haaren besetzt, allgemein bekannt; die Gattung Urtica nährt das heiße Ausland, und sie zieren die Gärten, obwol mit jener Eigenschaft zum Theil noch stärker begabt. Dann Parietaria, Glaskraut, Humulus, der Hopfen, die natürliche Gmelin, Cannabis, endlich auch Bäume wie Morus, der Maulbeerbaum, mit Broussonetia, dem japanischen Maulbeerbaum, Artocarpus, dem merkwürdigen Brotbaum und Ficus, dem Feigenbaum. Diesen verwandt ist die Familie der Monimiceen, mit den schönen, wohlriechenden Ziersträuchern Calycanthus und Chimonanthus. Die Gattung Aristolochieen oder Osterluzeigewächse enthält die weniger ansehnliche Gattung Asarum, und die echte Osterluzei, Aristolochia, in vielen Arten, von der die strauchartige großblättrige A. Siphon, welche Lauben bedeckt und beschattet, ihrer pfeifenkopffähnlichen Blüthe bekannt ist. Die Euphorbiaceen entwickeln in mehreren Stufen zu Gewächsen mit dreifachig zerplagender Frucht. Als Zierpflanzen hier mehrere Arten der Wolfsmilch, Euphorbia, des Wunderbaums Euphorbia, Iatropha, Buxus u. s. w. Mit diesen nahe verschwägert sind die Menispermaceen und Laurineen. Letztere enthalten den edlen Laurus nobilis, andere Laurusarten sind der Kampher-, Zimmt- und Pfefferbaum; auch Myristica schließt sich hier an. — VI. Cl. Einblumenblättrige Monopetalen. Entwickeln innerhalb des Kelchs eine einblättrige Blume, von der meistens die Staubfäden trägt. Die erste Familie, die der Plumbaginaceen, enthält die schöne Gattung Statice, deren mehrere Arten sowol im freien Lande

auch in Töpfen cultivirt werden, und *Armeria*, die bekannte Grasnelke, deren als Einfassung für Beete häufig gebraucht wird; endlich *Plumbago*, in einigen Arten die Zierde der Häuser. Ihnen nahe verwandt sind die *Nictagineen*, denen *Mirabilis* mit wohlriechenden Blüthen Abends erfreut, *Boerhaavia*, *Alia*, *Oxybaphus* u. a. Die *Dipsaceen* bieten uns die schöne Gattung *Valeriana*, in die bekannteste, schönste Art, *Valeriana rubra* zu rechnen ist. Dann *Patrinia*, *Scabiosa*, eine große Gattung, in viele Gruppen zerfallend, *Knautia* und *Sacus* selbst. Die *Seisblattgewächse*, *Caprifoliaceae*, enthalten die mit Recht so genannten Je länger je lieber, *Diervilla*, *Symphoricarpos*, und die beschriebene *Lina*; verwandt sind *Sambucus* und *Viburnum*, wohnin der Schneeball gehört. *Rubiaceen* entwickeln zuerst als Sternkräuter die Gattungen *Galium*, *Asperula*, *Cianella*, *Rubia*, *Spermacoce*, dann die Sträucher und Bäume *Psychotria*, *Houstonia*, *Bouvardia*, *Coffea*, *Gardenia* u. s. w. Aber wie groß und an Gattungen reich ist die Familie der *Syngenesisten* oder *Compositae*; auch zerfallen sie in mehrere Gruppen. Als *Eichoriaceen* sind zu bemerken *Catananche*, *Crepis* (*Barkia rubra*, *Tolpis barbata*), *Hieracium*, *Prenanthes*. Eine zweite Gruppe, *Helianthaceae*, enthält die Gattungen *Eupatorium*, *Vernonia*, *Liatris*, *Stevia*, *Alia*, *Balsamita*, *Tanacetum*, *Gnaphalium*, *Elichrysium*, *Xeranthemum*, theils schöne Gewächse, letztere Gattungen: *Immortellen*. Drittens stellen *Radiatae* die bekannten umstrahlten Formen in ihren Blüthenköpfen dar. *Dahia*, *Silago*, *Doronicum*, *Arnica*, *Inula*, *Solidago*, *Aster*, *Cineraria*, *Kaulfussia*, *Scio*, *Boltonia*, *Verberina*, *Jaegeria*, *Galinsogea*, *Sanvitalia*, *Heliopsis*, *Helianthemum*, *Telekia*, *Ximenesia*, *Centrachena*, *Chrysanthemum*, *Pyreum*, *Anthemis*, *Bellis*, *Achillea*, *Helenium*, *Tagetes*, *Zinnia*, *Bidens*, *Cosm*, *Georgina*, *Calliopsis*, *Coreopsis*, *Rudbeckia*, *Tithonia*, *Helianthus*, *Sil*, *Calendula*, *Aretotis*, *Gorteria*, *Gazania*, dann die Gruppe der distelartigen *Cynareen*, in den Gattungen *Serratula*, *Carthamus*, *Carduus*, *Cnicus*, *Laurea*, *Echinops*, von denen besonders die vorlegte an schönen Arten reich ist. Die *Syngenesisten* folgen die *Cucurbitaceen*, die Kürbisgewächse, aus denen nämlich nur *Momordica* und *Trichosanthes* Zierpflanzen liefern. Reicher daran ist folgende Familie der *Campanulaceen* oder *Glockenblüthler*, deren vollkommenen Gattungen alle die Blumenform tragen, die ihr Name bezeichnet. Noch unregelmäßige Blüthen hat aber *Stylidium*, *Goodenia*, *Lobelia*, *Velleia*, *Scac*, *Lechenaultia*, *Cyphia*, regelmäßig aber *Jasione*, *Phyteuma*, *Trache*, *Campanula*, *Adenophora*, *Wahlenbergia*, *Roëlla*, *Michauxia*, *Can*. Die Lippenblüthen, *Labiatae*, haben in der Regel rachenförmige Blumen, 4 oder 2 kurze Staubfäden; einige nur 2, wie *Rosmarinus*, *Collinsonia*, *Monarda*, unter jenen aber sind folgende zu nennen: *Teucrium*, *Satu*, *Hyssopus*, *Nepeta*, *Elsholtzia*, *Lavandula*, *Sideritis*, *Mentha*, *Lamium*, *Opis*, *Betonica*, *Stachys*, *Ballota*, *Marrubium*, *Leonurus*, *Phlomis*, *mus*, *Dracocephalum*, *Melittis*, *Ocimum*, *Plectranthus*, *Scutellaria*, *tella*. Diese Familie geht über in die *Verbenaceen*, wohin *Verbena*, *Aloy*, *Stachytarpheta*, *Vitex*, *Myoporum*, *Stenochilus* u. a. zu rechnen. Die *Urticaceen* oder rauchblättrigen Gewächse enthalten bekannte Zierpflanzen in den Gattungen *Heliotropium*, *Myosotis*, *Lithospermum*, *Anchusa*, *Cynoglossum*, *Chalodes*, *Pulmonaria*, *Symphytum*, *Cerinthe*, *Borrago*, *Echium*. Etwa im Anhang bilden die *Polemoniaceen*, mit Kapseln, nämlich *Hydrophyllum*, *a*, *Polemonium*, und die schöne Gattung *Phlox*, mit ihren vielen Arten, eine Zierde des Sommers. Die *Polygaleen* mit ihrer Gattung *Polygala*, *Mu*, die *Acanthaceen*: *Justicia*, *Dicliptera*, *Eranthemum*, *Thunbergia*, *Cros*, *ra* (*Harrachia*), *Barleria*, *Ruellia*, *Acanthus*, und die *Gesneraceen*: *Gesneria*, *mnea*, *Trevirania*, *Martynia*, *Gloxinia*, *Besleria*, nebst den *Nignoniaceen*:

Catalpa, Bignonia, Jacaranda, Spathodea, Tecoma, Cobaea, bilden zusammen eine natürliche Reihe und enthalten viele treffliche Zierpflanzen. Dann die Scrophularinen, worunter Gratiola, Schizanthus, Calceolaria, Veronia, Bannaya, Hornemannia, Tittmannia, Conobea, Stemodia, Gerardia, Castilleja, Herpestis, Dodartia, Nemesia, Linaria, Antirrhinum, Anarrhina, endlich Celsia, Hemimeris, Rhinanthus, Alectorolophus, Melampyrum, Phrasia, Pedicularis, Mimulus, Chelone, Pentastemon, Digitalis, als Zierpflanzen enthaltend, zu nennen. — VII. Cl. Kelchblüthler, tragen ihre meist blättrige Blumenkrone nebst Staubfäden auf dem Kelche. Hier entwickelt sich die Familie der Doldengewächse, Umbelliferae, aus denen man außer Eryngium und Astrantia kaum andre Gattungen als Zierpflanzen zieht. Die Ephengewächse Hederaceae, enthalten Sträucher, welche Guirlanden bilden, so Hedera, der selbst, der mehr durch seine edigen Blätter als durch die selten erscheinenden, sehr feinen Blüthen als Schmuck dient. Die Therebinthaceen enthalten die Gattung Rhus, Schinus, Pistacia, Ailanthus, Brucca, Averrhoa, Fagara, zum Theil nur in Gewächshäusern erziehbar. Die Rhamneen liefern mehr Lustgebüsch zu verwendende Sträucher und Bäume, andre sind auch nur für wärmere Glashäuser. Dahin gehören die Gattungen Rhamnus, Zizyphus, Rhus, Ceanothus, Phylica, Ilex, Pomaderris, Cassine, Evonymus, Celastrus u. a. Die Rosaceen entwickeln sich als weniger ansehnliche Kräuter, in niedriger Stufe, Alchemilla, Poterium, Sanguisorba, Agrimonia, Geum, Dryas, Tentilla, Fragaria u. a., an sie schließen sich die Sträucher, Rubus und die Leptere Gattung in einer Menge von Arten und Spielarten, ergötzt durch ihre Blüthe und Farbe, zum Theil durch Geruch. Die Sebeen enthalten größtentheils Zierpflanzen, die Gattungen Sedum, Crassula, Sempervivum, Saxifraga, angrenzen Cunonia, Callicoma, Hydrangea, Philadelphus u. a., alle Sträucher. Die Loaseen enthalten die wenigen Gattungen: Gronovia, Loasa, Blumenbeere, Mentzelia, Turnera. Zahlreich durch Arten verbreitet über Amerika ist Cactus mit seinen Verwandten, zum Theil schönblüthige, zum Theil nur durch ihren Wuchs ansehnliche, saftig-fleischige, stachelige Sträucher. Ähnlich in der Blüthe und Frucht zeigt sich Ribes, wohin die Johannis- und Stachelbeere gehört. Die Knötrichgewächse entwickeln unter den Gruppen der Polypogonaceen, Portulacaceen eine Menge Formen, aber nur wenige dienen zur Zier, doch darf Polygonum, Begonia, Gomphrena, Celosia, Achyranthes, Ichnanthus, Talinum, Claytonia nicht ungenannt bleiben. Die Aizoiden bilden fast aus lauter Fetzpflanzen, wohn die große und durch viele Arten sehr reichhaltige Gattung Mesembryanthemum, Tetragonia, Glinus, Sesuvium, Aizoon zu rechnen. Die Pomaceen enthalten Gillenia, Spiraea, Pyrus, Cydonia. Die Onagreen beginnen mit Haloragis, Lopezia, Circea, und beschließen mit Epilobium, Oenothera, Fuchsia, Combretum. Unter den Salicaceen finden sich die schönen Gattungen Cuphea, Lythrum, Rhexia, Melastoma, Lagerströmia u. a. An diese schließen sich die Myrteen mit ihren wohlriechenden Blättern, unter ihnen die Gattungen, Myrtus, Punicia, Melaleuca, Metrosideros, Callistemon, Calothamnus, Eucalyptus, Eugenia u. a. Den Beschluß der Classe bildet die Familie der Amygdaleen, Prunus und Amygdalus in mehreren Gattungen, in Hinsicht auf Blüthe und Frucht sehr vollendet. — VIII. Cl. Stachelblüthler. Bei ihnen erscheinen alle gleichartige Theile auf dem Blüthenstempel gesondert, so daß dieselben frei sind, und nicht gegenseitig bei dem Abfallen von einander abhängig. Die Familie der Kreuzblüthler, Cruciferae, hat als Zierpflanzen die Gattungen Iberis, Alyssum, Draba, Lunaria, Hesperis, Cheiranthus, Heliophila, und Jeder kennt wenigstens Lauch und Leutlope. Angrenzende Gattungen sind Reseda, Epimedium, Berberis u. a. Die Capparideen zeigen unter

Gattungen *Cleome*, *Crataeva*, *Capparis* u. s. w. Hieran reihen sich die *Veraceen*, mehrere Stufen durchlaufend durch die Gattungen *Fumaria*, *Cory-*, *Cysticapnos*, *Adlumia*, *Chelidonium*, *Glaucium*, *Roemeria*, *Argemone*, *Papaver*, deren letztere Gattung als Zierpflanze in mehreren Arten gemein ist. Es folgen blauen zahlreiche Arten zur Zierde der Gärten aus den Gattungen *Helianthemum*, *Cistus*. Groß und an Gattungen reich ist die über den Theil der Erde verbreitete Familie der Hülsengewächse, der *Leguminosen*, uns durch gefiederte Blätter und wickenartige Blüthe ein Schmuck unserer Gärten und Häuser. Die bekanntesten sind *Lupinus*, *Orobanch*, *Lathyrus*, *Galega*, *Lotus*, *Medicago*, *Astragalus*, *Coronilla*, *Trifolium*, *Melilotus*, *Cassia*, *Robinia*, *Acacia*, *Mimosa*, alle viele eigenthümliche Formen aufweisend. Die *Ranunculgewächse* oder *Ranunculaceen* enthalten schöne Zierpflanzen in reichlicher Anzahl in den Gattungen *Ranunculus*, *Anemone*, *Hepatica*, *Pulsatilla*, *Clematis*, *Thalictrum*, *Adonis*, *Garidella*, *Nigella*, *Delphinium*, *Aconitum*, *Trollius*, *Helleborus*, *Paeonia*, und unmittelbar gehen sie weiter, angrenzend an Sträucher und Bäume, wie *Dillenia*, *Liriodendron*, *Asimina*, *Annona* u. a. Die *Rautengewächse* oder *Rutaceen* zeichnen sich nicht durch ihren angenehmen Bau allein, sondern meistens auch durch kräftigen Geruch aus; man cultivirt die Gattungen *Ruta*, *Dietamnus*, *Fagonia*, *Zyrtum*, *Guajacum*, *Crowea*, *Eriostemon*, *Zieria*, *Peganum*, *Melianthus*, *Agathosma*, *Barosma* u. s. w. Die *Sapindaceen* oder *Seifenbaumgewächse* führt wenig ansehnliche Zierpflanzen, außer einigen Bäumen, von ihnen *Eucalyptus*, *Paullinia*, *Aesculus*, von Kräutern nur etwa *Cardiospermum*. Die *Malvaceen*, die *Malvengewächse*, bilden eine lange Reihe von Formen, deren meisten schöner Blüthen geschätzt sind. Allgemein bekannt sind die Gattungen *Alcea*, *Lavatera*, *Kitaibelia*, *Althaea*, *Hibiscus*, weniger gemein, aber schön *Alcea*, *Malope*, *Gossypium*, *Urena*, *Malachra* u. a. Die *Storchschnabelfamilie*, die der *Geraniaceen*, enthält eine große Menge von Arten in wenigen Gattungen, *Erodium*, *Geranium*, *Pelargonium*, *Monarda*, und viele von jenen gehören zu den gemeinsten Gewächsen; auch durch Schönheit und Geruch ausgezeichnete gibt es viele bei ihnen. *Byttneriaceen* cultivirt man weniger, man findet *Ayenia*, *Byttneria*, *Sterculia* im Gewächshaus. Die Familie der *Nelkengewächse* oder *Caryophyllen* ist minder zahlreich an Gattungen und Arten; man findet viele aus der Hauptgattung *Dianthus*, deren eine Art, *Dianthus caryophyllus*, die gemeine Gartennelke, durch ihre Abänderungen allein viele Menschen beschäftigt, dann gehören hierher *Lychnis*, *Silene*, *Agrostemma*, an sie schließt sich *Antirrhinum*. Von den *Elaeocarpeen* ist noch wenig zu sagen, da sie selten vorkommen. Die *Tiliaceen* aber, die *Linbengewächse*, erfreuen uns durch *Tilia*, und in Gärten durch mehrere zärtlichere Gattungen, von denen wir *Sparmannia* kennen. Die *Theaceen* enthalten den Theestrauch, die Hauptgattung *Thea*, dann *Camellia* und einige weniger bekannte Gewächse. Unter den *Malpighiaceen* zeigt uns *Malpighia* in unsern Häusern, ebenso *Triopteris* und ihre Verwandten. Die *Hypericaceen*, die *Hartheugewächse*, enthalten in wenigen Gattungen viele Arten; *Hypericum*, *Mammia*, *Clusia* kommen in Gärten gewöhnlich vor. Die *Umbelliferae* Bildung der freien Frucht zeigt sich in der letzten Familie, in der der *Umbellengewächse* oder *Umbellaceen*. Genugsam bekannt sind die vielen Varietäten der *Citrus*, deren Früchte Citronen, Limonien, Pomeranzen, Einaäpfel u. dgl. den Genuß, den die Bäume durch Wuchs und Geruch bieten, erhöhen. Wir haben wir so in systematischer Reihe der Gewächse gedacht, die uns ergötzen, und uns auch erlaubt, zu bemerken, daß eine solche aus der Natur geschöpfte Ordnung der Gewächse für ihre Betrachtung im Ganzen den innigsten Einfluß auf ihre Wartung und Pflege. In den meisten Familien zeigt sich die nahe

Verwandtschaft nicht bloß im Bau ihrer Theile, auch die Entwicklung im Thum und in den Bedürfnissen für ihre Erhaltung. In jeder Familie Kräuter und Sträucher und Bäume beisammenstehen, sie können, was in wirklich der Fall ist, durch Süden und Norden zerstreut sein, eine gewisse Stimmung in ihrem Wesen bleibt ihnen immer. Die Gärtner unterscheiden die Pflanzen als Kräuter, nämlich 1) als einjährige, *annuae*, ☉; 2) *biennes*, ☿; 3) *perennes*, Staudegewächse. Erstere blühen während ihres ersten Lebens, bringen dann Samen und sterben mit der Wurzel ab, die zweijährigen erst im 2. Jahre, worauf sie gleichfalls Samen bringen und absterben; letztere die ausdauernden, treiben jährlich neue Stengel aus der fortwachsenden Wurzel, diese tragen Blüthen und Früchte, und sterben vor dem Winter wieder ab. Die Sträucher, dagegen behalten ihren holzigen Stamm durch den Winter entweder Sträucher, wenn sie von unten auf schon verästelt sind, oder Bäume, deren Gipfel nur aus Ästen besteht, getragen von einfachem Stamm. Für die Einrichtung der Gärten werden alle angewendet, und es ist eine besondere Kunst, die einzelnen Arten dergestalt ästhetisch zu vertheilen, daß sie in Hinsicht auf Höhe und Wuchs, auf die Form ihrer Theile: vorzüglich die Blätter in Hinsicht auf Farbe der Blüthe, und auf die Zeit ihrer Erscheinung, auch wohl in Hinsicht auf Gerüche und Contraste mit andern Gegenständen, den Anforderungen des Geschmacks entsprechen. Die Blüthencalender geben Nachweisung über die Blüthezeit der Gewächse, die für die meisten sehr bestimmt ist, und hiernach ist man im Stande seinen Garten so einzurichten, daß alle Monate der warmen und gemäßigten Jahreszeit sein Blüthenschmuck das Auge ergötzt. Für die kalte Jahreszeit kann man sich den Genuß der Blüthenwelt durch Schutz vor der Kälte in Salons und Gewächshäusern, durch Aufstellung solcher Gewächse, welche zu dieser Zeit ihre Blüthen entwickeln, oder durch schöne Belaubung die Gruppen bilden. Für einen solchen Wintergarten sind besonders die kleinen Sträucher und Bäume vom Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Neuhoolland, dann ganz allgemein die Knollen- und Zwiebelgewächse zu empfehlen, aber auch einige Stauden, die eine ästiger und faseriger Wurzel vertragen das Treiben und bieten so früh an als im gewöhnlichen Klima. (S. Gartenkunst.) Vgl. Dietrich, „Der Wintergärtner, oder Anweisung die beliebtesten Modeblumen und Stauden in Zimmern zu überwintern“ (4. Aufl., Weimar 1818, 2 Theile.); J. K. „Die Geheimnisse der Blumisterie“ (3. Aufl., Nürnberg 1827).

Ziethen (Hans Joachim v.), kön. preuß. General der Cavallerie, des schwarzen Adlerordens u. s. w., ward den 18. Mai 1699 auf dem Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin geb., begann seine militärische Laufbahn in seinem 14. Jahre beim Infanterieregimente v. Schwendy, nahm ein Jahr darauf, wegen unverdienter Zurücksetzung, seine Entlassung, lebte drittens auf dem väterlichen Gute und trat 1726 beim Dragonerregimente v. W. als Premierlieutenant wieder in Dienste, wo er sich nun mit unermüdetem Eifer seiner neuen Waffe widmete. Nichtsdestoweniger ward er von einem Kameraden in Handel verwickelt, die ihm zuerst einjährigen Festungskrieg sogar Cassation zuzogen. Er ward jedoch auf einiger Generale Veranlassung wieder bei der Leibhusarencompagnie angestellt, die der König in Berlin ließ, und aus welcher sein nachmals so berühmt gewordenes Regiment 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 den ersten Feldzug gegen die Türken reich unter Befehl des östr. Generals Baronay mit, eines damals berühmten Feldherrn, auf dessen Empfehlung er 1736 zum Major ernannt ward. In dem ersten schlesischen Kriege erhob ihn Friedrich II. zum Obristleutnant, aber wenige Tage darauf, in der Affaire bei Rothschloß, sich besonders auszeichnete und seinen vormaligen Lehrer Baronay (der des Schülers Würdigkeit

reiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, verfügte der König seine Beförderung zum Oberst und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments und verlieh den Verdienstorden. Es mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 der Vorhut eines von Olmütz aus abgesandten 15,000 Mann starken Corps Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der östr. Hauptstadt nie wie in preuß. Feldherrn gekommen ist. Der zweite schlesische Krieg begann (1744), zeichnete sich schon im ersten Feldzuge so vortheilhaft aus, daß er zum Generalmajor befördert ward; im zweiten Feldzuge wollen wir nur seines berühmten Marsches nach Jägerndorf durch die östr. Armee, seiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve befehligte, und besonders des für ihn so wichtigen Gefechts bei Kathol. Hengersdorf (23. Nov.) erwähnen, mit welchem eine rühmliche Thätigkeit vor der Hand schloß, da er hier verwundet ward, und darauf, nach der Schlacht bei Kesselsdorf, der Friede eintrat. Der ruhige Verlauf von da bis zum Ausbruche des dritten schlesischen Krieges brachte dem Feldherrn nicht den erfreulichen Zustand, den er so sehr verdiente; der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer als die Ungnade Friedrichs, von seinen Feinden angefaßt, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte, erst kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges durch eine persönliche Audienz mit dem Könige auf eine Art beseitigt ward, die diesem Fürsten hohen Ehren gereicht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die ausgezeichneten Thaten aufzählen wollten, durch welche Z. in diesem Kriege seinen Feldherrnsozialen so vielfach bezeugte. Wir erwähnen bloß, daß er für ausgezeichnet kluge Führung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den schwarzen Adlerorden erhielt, bei Kollin, wo er auf dem rechten Flügel 100 Schwadronen befehligte, verwendet ward, bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Madaffischen Corps die entscheidende zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit größter Umsicht und Thätigkeit leitete; späterhin aber bei Deckung des großen österreichischen Belagerungsheers bestimmten Transportes der feindlichen Überfluthung und Laudon's Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Mollwitz, wo er das östr. Hauptheer zurückhielt, zum General der Cavalerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entscheidung brachte, obwohl ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Nach dem hubertsbürger Frieden (1763) verheirathete sich Z. in f. 65. Jahre, als, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe bald in der Wiege zum Cornet ernannte, sowie er denn von nun an seinen Feldherrn immer durch Beweise von Gnade und Zuneigung erfreute, die dieser so sehr schätzte, und wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch Urkunden verewigt sind. Unermüdblich wie er war, wollte der 79jährige Greis noch an dem bairischen Erbfolgekriege Theil nehmen, allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit ab. So von seinem Monarchen geehrt und geliebt, von seinen Untergeordneten und Denen, die ihm näher standen, fast angebetet, von der großen Menge mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis am 1. Jan. 1786 zu Berlin ein sanfter, schneller Tod sein ruhmvolles Leben in kurzer Krankheit endete. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule des Helms Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplaze in Berlin aufstellen. Sein Leben hat Louise Joh. Leop. v. Blumenhagen (Berl. 1800) herausgegeben. — Sein obengedachter, 1765 geb. Sohn war früher Rittmeister bei den Preuss. und ist jetzt Kön. Landrath des ruppiner Kreises und Ritter des rothen Adlers 3. Classe, noch jetzt wohnhaft auf dem väterlichen Gute Wustrau. — Generalleutenant, Graf v. Zietzen, Ritter des schwarzen Adlers und des Ordens d. d. Ex. Siebente Aufl. Bd. XII.

mehrer a. Orden, war der Sohn des Rittmeisters v. Z. bei dem ehemaligen darmenregimente, diente 1806 bei dem Regim. Königin Dragoner (jetzt Kürassier), hat sich insbesondere in dem Kriege von 1813 — 15 gegen die Franzosen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Nach dem zweiten pariser Frieden er zum Befehlshaber des preuß. Besatzungsheers ernannt. Nach seiner Zurückkunft ward er Militairgouverneur von Schlesien. Er stammt aus dem Hause Döbel im Ländchen Belsin, und ist ein Vetter des Landraths.

Ziffern sind die Zeichen der Zahlen (s. d.) Sie sind aber entworfen, wie die Buchstaben, mit welchen die Griechen und mehrere andere Völker die Zahlen schrieben, oder eigenthümliche, wie die römischen in neueren, oder richtiger die arabischen Zahlen. Diese Zahlzeichen (1 2 3 4 5 6 7 8 9 0), welche sich noch dazu erst später bestimmter ausgebildet haben, kommen den Arabern; welche nach Abulpharag („Dynast“, I, S. 16) den Indiern ihre Erfindung beilegen. Schon im 9. Jahrh. kommen sie, jedoch selten, in Frankreich vor. Erst im 11. Jahrh. wurde ihr Gebrauch in Europa allgemein. Die römischen Ziffern sollen nach de Matthäis von den Nägeln sich hersehen, welche die Etrusker und dann die Römer in ihrer ältesten Zeit in ihre Tempel einschlagen ließen, um damit die Zeitrechnung zu bezeichnen. Von den indischen Zahlzeichen findet sich wahrscheinlich auf der Inschrift der columna rostrata die älteste Spur.

Ziffernmethode, in der Musik die Methode, die Töne und Verhältnisse durch Ziffern zu bezeichnen. Da durch Zahlen nicht an sich die ungleichen Stufen der diatonischen Tonleiter, auch nicht die Dauer des Tons, fern als nicht die Tonart bezeichnet wird, so entstehen also verschiedene Ziffernmethoden. Schon Rousseau hat die Ziffernschrift für Töne vorgeschlagen. Es hat sich ziemlich allgemein gezeigt, daß dieselbe nur für den ersten Anfang beim Singen und zur Bezeichnung ganz einfacher Melodien und Harmonien zureiche. übriges neben der Notenschrift zur Abkürzung des Schreibens längst angewendet worden sei, sieht man aus dem Art. **Bezeichnung**.

Zigeuner, ein Nomadenvolk, dessen offenbar asiatische Bildung, Sprache und Sitten durchaus von allen europäischen abweichen. Der Name Zigeuner von Mehren für eigentlich deutsch gehalten, und von Zieh = Gauner hergeleitet. Dem steht entgegen, daß sie schon bei ihrer Ankunft in Ungarn im 15. Jahrh. Zigani und Zingani, auch von den Italienern, Walachen und von den Türken Zingari, Tschingani und Zigani genannt werden. Diese kommen nicht von den Siginen her, welche Herodot vom Pontus bis zum Euxinischen Meere wohnen läßt, sondern es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß er wirklich indisch ist. Denn am Ausflusse des Indus gibt es noch jetzt ein Volk, die Tschinganen, und der Lieutenant Pottinger, welcher sie kürzlich in Sindh auf der persischen Grenze traf, bestätigt die Ähnlichkeit ihrer Sitten mit den Gebräuchen der Zigeuner. Die Holländer nennen diese Heiden, die Schweden Dänen Tataren, die Engländer Ägyptier (Gypsies), die Franzosen Bohémiens, die Spanier endlich Gitanos, welches überhaupt den schlaunen Esel bezeichnet. Sie nennen sich selbst Pharaön, auch Sinte (was mit Sindh hindostanischen Namen der Hindus, übereinstimmt). Dies Volk ist zwar durch ganz Europa verbreitet, und es können leicht an 700,000 durch Europa zerstreut sein, dessen scheinen die meisten im südl. Spanien herumzuschweifen. In England über 18,000. Meisterhaft hat sie Walter Scott im „Astrologen“ geschildert. In England glaubt man, daß sie indischen Ursprungs seien, und zwar sollen sie dem Stamme der Sinder gehört haben, einer indischen Rasse, die um 1400 v. Chr. durch Alexander's Kriegszüge zersprengt worden sei. Ihre Sprache ist mit wenig Veränderungen in ganz Europa dieselbe und stimmt noch jetzt mit der Sprache ihrer Vorfahren überein.

Landleute überein. Man will jetzt für sie in England Schulen stiften und die Missionsanstalt sie bekehren. In Deutschland und Frankreich sind sie nur 1, desto zahlreicher aber in Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau, wo an 100 leben. Noch häufiger trifft man sie in Bessarabien, der Krim, um Konjopel und in der ganzen Türkei. Man kennt ihr äußeres Ansehen: die gelbe oder Olivenfarbe ihrer Haut, die Kohlenwärze ihrer Haare und ihrer Zähne, die blendende Weiße ihrer Zähne, wesswegen manche ihrer Mädchen, vorzüglich in Spanien, für große Schönheiten gehalten werden. Dazu kommt das Maß ihrer Glieder, welches selbst den Männern nicht fehlt, die übrigens ein schreckendes, scheues Ansehen haben. Der Zigeuner ist schlank und gewandt, von hohem oder starkem Wuchs; seine Physiognomie zeigt Leichtsinns und Unethlichkeit. Sie haben selten feste Wohnplätze. Wo es das Klima erlaubt (sie ziehen deswegen die südlichen Länder vor), sind sie horbenweise in Wäldern inöden anzutreffen. Selten führen sie Zelte mit sich, sondern gegen die Winde schützen sie sich durch den Aufenthalt in Höhlen und Grotten, oder sie bauen Hütten, die einige Fuß in die Erde gegraben und obenher mit Rasen, auf dem gelegt, bedeckt sind. In Spanien, und selbst in Ungarn und Siebenbürgen, gibt es dennoch mehr, die Gewerbe treiben. Sie sind Gastwirthe, Pferdehändler, Schmiede, bessern alte Kessel und Pfannen aus, verfertigen Nägel u. dgl. Einige arbeiten auch in Holz Löffel, Spindeln, Tröcher sie helfen dem Landmann auf dem Felde. Man rühmt ihre musikalische Begabung. Sie beschränkt sich aber auf Instrumentalmusik, die sie meist nach dem Takt treiben. Sie spielen die Violine, die Maultrommel, blasen Waldhorn, Hautbois. Ihre Tanzmusik ist froh und gefühlvoll, daher bei den Bällen in Wien gewöhnlich eine Bande Zigeuner spielt; auch bei den ungarischen Volks- und Nationaltänzen gibt es keine bessern Spielleute. Bei ihren Nationaltänzen und überhaupt ist ihre Mimik sprechend. — Die in Deutschland sonst lebenden Zigeuner verübten meistens Gaunereien, indem die Weiber wahrheitsliebend die Karte schlugen, die Männer aber ihre sogen. „starken Mannskünste“ (Luftspringer, Seiltänzer u.) trieben. 1801 entdeckte man in der Mark eine Hand, die sich das hohe Corps zum heil. Kreuz nannte, einen König hatte und eine Festung hielt. Ihre Weiber sind in jüngern Jahren, besonders in Spanien, Tänzerinnen. Sobald sie etwas älter werden, treiben sie durchgehends Wahrsagen und Chiromantie. Dies Gewerbe ist ihnen durch die ganze Welt eigen, und Hauptquelle ihres Erwerbes. Die Kinder gehen bis ins 10. Jahr vollkommen nackt. Erwachsene haben nur Hemd und Hose, oder Rock und Schürze, roth oder blau, keine Fuß- oder Kopfbedeckung. Bei den ansässigen Zigeunern aber ist dies untersucht wahrzunehmen. Zu ihrem Hausgeräthe gehört nothwendig, außer Schüssel, Kessel, Pfanne, noch ein silberner Becher; zu ihrem Viehstande ein Hund und ein Schwein. Ihre Nahrung ist ekelhaft. Unter den Gemüsen lieben sie Zwiebeln und Knoblauch, ganz nach morgenländischer Sitte. Sonst aber ist Fleisch ihnen willkommen, selbst das von verreckten Thieren; daher eine Jagd für sie das willkommenste Ereigniß ist. In Ungarn wurden sie vor einigen 30 Jahren beschuldigt, mehrere Menschen geschlachtet und gegessen zu haben; auch wurde dies Verbrechen mit der größten Strenge an ihnen bestraft; dennoch ist ihre wirkliche Schuld unerwiesen. Unter den Getränken ziehen sie den Wein allen übrigen vor. Taback ist ihre größte Leckerei. Sie kauen und rauchen, sowol Mann als Weib, mit solcher Begierde, daß sie Alles hingeben, um ihre Haberei zu befriedigen. Eine eigentliche Religion haben sie nicht. Unter den Religionen sind sie Mohammedaner, und in Spanien wenigstens, sowie in Siebenbürgen nehmen sie christliche Gebräuche an, aber ohne sich um Unterricht oder um von geistlichen Dingen zu bekümmern. In Siebenbürgen lassen sie ihre

Kinder oft mehrmals an verschiedenen Orten taufen, um desto mehr Pathos zu bekommen. Die Ehen werden auf die roheste Weise geschlossen. Unbekümmert darum, ob das Mädchen seine Schwester oder eine Fremde ist, heirathet ein junger Zigeuner, sobald er will, gewöhnlich in seinem 14. — 15. Jahre. In Ungarn lassen sie sich wol trauen, aber von einem Zigeuner, der die Stelle des Priesters vertritt. Kein Zigeuner heirathet eine andre als eine echte Zigeunerin. Wer einer überdrüssig, so jagt er sie ohne Umstände fort. An Erziehung ist unter der rohen Volke nicht zu denken. Eine allgemeine, fast thierische Liebe zu ihren Kindern macht, daß sie dieselben nie strafen, sondern daß diese von Jugend an Müßigganges, des Stehlens und der Betrügereien gewohnt werden. Das Verderbniß ist unter diesem Volke so groß, daß sie eine wahre Freude an Gräueltaten finden; daher ältere schlechte Regierungen sich ihrer als Nachschub trugten. Dabei sind sie höchst feige und stehlen nur da, wo sie es mit Sicherheit können. Sie brechen nie zur Nacht in die Häuser. Als in Spanien die Pest in einer Stadt herrschte, sah man die Zigeuner in ganzen Horden einbrechen, um die Einwohner zu plündern. Dabei kann man ihnen aber keineswegs Fähigkeit zusprechen. Sie sind nicht allein äußerst schlau bei ihren Unternehmungen, in Siebenbürgen verrichten sie die Goldwäsche mit vieler Geschicklichkeit. Ihrer natürlichen Feigheit sind sie, in Spanien wenigstens, nie zum Soldaten genommen worden. In Ungarn hingegen und in Siebenbürgen hat man sie weilen im Kriege gebraucht, aber ohne besondere Beweise ihrer Tapferkeit. — Lange und oft hat man schon an die Verbannung dieses Volks aus Europa gedacht. In Frankreich und Spanien, in Italien und Deutschland schon im 16. Jahrh. Gesetze gegen die Duldung derselben gegeben. Doch selbst die Verfolgungen nur auf kurze Zeit. In die südlichen Gegenden ziehen sie sich immer bald wieder ein. Da sie in den östl. Staaten sehr zahlreich sind, auch eine Art von Verfassung haben, indem sie von Oberzigeunern oder Zigeunerfürsten gewissermaßen regiert werden, so dachte die große Maria Theresia zuerst daran, sie zu Menschen und Bürgern umzuschaffen. Sie gab 1768 eine Verordnung, fortan die Zigeuner feste Wohnsitze wählen, sich zu Gewerben entschließen, ihre Kinder kleiden und in die Schule schicken sollten. Viele ihrer ekelhaften Gewohnheiten wurden untersagt, und selbst befohlen, daß man sie nicht mehr Zigeuner, sondern Neubauern nennen sollte. Da diese Verordnung ohne Erfolg blieb, gab 1773 zu so strengen Maßregeln, daß man den Ältern ihre Kinder nicht mehr auf christliche Weise erziehen ließ. Allein hierdurch wurde der an sich zu erreichende Zweck ebenso wenig erreicht als durch die milden Verfügungen der russischen Kaiser. Doch sind Josephs II. weise Verordnungen (seit 1782) zur sittlichen und körperlichen Verbesserung der Zigeuner in Ungarn, in Siebenbürgen und im Böhmen ganz ohne Erfolg geblieben.

Was ihre Sprache betrifft, so sind die meisten Wörter indischen Ursprungs. Theils kommen sie mit wenigen Veränderungen im Sanskrit, im Malabarischen, Bengalischen vor, theils haben sie allerdings seit den 4 Jahrhunderten, da sie in Europa aufhalten, manche Wörter von den Völkern angenommen, unter denen sie leben. Auch der engl. Bischof Heber zu Calcutta sagt in s. „Narrative of a journey through the upper provinces of India etc.“ (London 1828, 2. Bd.) er habe an den Ufern des Ganges ein Lager von Zigeunern, die das Hindustani als ihre Muttersprache redeten, angetroffen; dasselbe Volk hatte Heber in Persien und Rußland gefunden. Auch ihre Grammatik ist ganz morgenländisch und stimmt mit den indischen Dialekten sehr überein. Diese Ähnlichkeit kann nur ein Werk des Zufalls gelten, zumal da auch Körperbildung und Sitten gleichfalls den indostanischen Ursprung schließen lassen. Man hat noch genauer den Zusammenhang dadurch erläutern wollen, daß man sie von einer eignen Rasse der Hindus ableiten wollte.

kann dies nicht die in Hindostan geehrte Kaste der Subber, d. h. der Handwerker und Ackerbauer, sein, sondern man muß auf die Varias schließen, die von Hindus verachtet werden, weil sie im äußersten Schmutz leben und das Fleisch gefallenen Vieh verzehren. Indessen läßt sich doch gegen diese Vermuthung einwenden, daß nicht wol abzusehen ist, warum diese Kaste gerade ihr Vaterland verlassen und sich durch ganz Europa zerstreut haben soll. Dazu kommt, daß die Nation der Tschinganen am Ausflusse des Indus, ein räuberisches Volk, weils dem Namen nach mehr Ansprüche auf Verwandtschaft mit den Zigeunern hat, und daß sich die Zigeuner selbst Sindo nennen: ein Name, der ohne Zweifel Sindo oder Indus zusammenhängt. Bei ihrer ersten Ankunft in Italien behaupteten sie selbst, daß sie vom Indus herkämen. Dann hat der Engländer Richardson vor einiger Zeit eine indische Nation beschrieben, die er Nuts, auch Pentschpiri Bäsigers nennt. Man sehe eine Abhandl. über die Ähnlichkeit der Zigeuner mit der hindostanischen in den „Transactions of the lit. society of Bombay“ (1820). Obgleich sie sich zur mohammedanischen Religion bekennen, so sind sie durch Sitten und Gebräuche, besonders durch Diebereien, Wahrsagerkünste und Unreinlichkeit den Zigeunern äußerst ähnlich. 1417 werden die Zigeuner in Deutschland erwähnt. Sie scheinen aus der Moldau zunächst nach Deutschland und Italien gekommen zu sein. Damals schon zogen sie in Horden, einen Anführer an der Spitze, umher. Man schätzte die, welche 1418 allein nach der Schweiz kamen, auf 14,000 Mann. In Paris liefen sie im J. 1427 herum. Man hielt sie für Pilger, die aus dem gelobten Lande kämen, daher schonte man nicht vor ihnen, sondern sie erhielten sogar Schutz- und Freibriefe, z. B. von Sigismund. Indes weiß man, daß sie in spätern Zeiten dergleichen Urkunden sehr gerne unterzuschreiben wußten. Welche Ursache sie aus ihrem Vaterlande vertrieben, ist ganz klar, doch sehr wahrscheinlich, daß es die Grausamkeiten waren, die Timurlan auf seinem Eroberungszuge nach Indien verübte. Es war 1398, als dieser wilde Eroberer ganz Indien durchstreifte und Alles mit Blut und Verheerung erfüllte. Vgl. Grellmann's „Histor. Versuch über die Zigeuner“ (2. Aufl., Jena 1787), und Joh. v. Müller's „Schweizergeschichte“ (Bd. 3), „Sammthl.“ (Zhl. 21, S. 369 fg.).

Zimmer (Patricius Benedict), einer der ausgezeichnetsten kath. Theologen, wurde zu Abtsgemünd den 22. Febr. 1752, studirte zu Ellwangen und Dillingen die Wissenschaften, Philosophie, Theologie und Kirchenrecht. Nachdem er 1775 die Priesterweihe erhalten hatte, ward er zu Dillingen im Studienconvicte Repetitor des Kirchenrechts, und 1783 an der dortigen Universität Prof. der Dogmatik. Er erhielt er seine Entlassung, über deren Ursache ein noch nicht enthülltes Dunkel herrscht. Nach der Äußerung seines Biographen Sailer, welcher damals mit Z. ein unglückliches Schicksal hatte, wird diese Entlassung als Werk des ängstlichen lichtlosen Haders seiner Gegner angesehen. Eine Zeitlang lebte er nun als Pfarrer zu Stein. Als der 1825 verstorbene König von Baiern, Maximilian Joseph, zur Regierung kam, ward Z. 1799 an die bairische Universität Ingolstadt als Prof. der Dogmatik berufen und 1800 mit der Universität nach Landshut versetzt. 1806 nahm ihm das Lehrfach der Dogmatik abgenommen, vermuthlich weil er sich in einer seiner Schriften als Anhänger der Identitätsphilosophie gezeigt hatte. Nach halbjährigen Ruhestande wurde er jedoch als Lehrer der Archäologie und Exegetik wieder angestellt. 1819 und 1820, wo er das Amt eines Rectors der Universität übernahm, wählte man ihn zum Abgeordneten für die zweite Kammer der Ständeversammlung des Königreichs Baiern, und die Ständeversammlung selbst ernannte ihn zum Mitgliede der Gesetzgebungscomité, in welcher er als der Älteste wirkte. Im Oct. 1820 starb er. Er schrieb mehrere theologische und philosophische Schriften. Zu den ersten gehören seine „Diss. de vera et completa

potestate ecclesiastica illiusque subjecti" (Dillingen 1784); „Theologiae christianae theoreticae systema eo nexu atque ordine delineatur, quod omnium optime tradi explanarique posse videtur" (Sect. I, ebd. 1787); „Veritas christ. relig. s. theol. christ. dogmaticae" (Sect. 1 et 2, Jena 1789—90); „Fides existentis Dei, sive de origine hujus fidei, unde derivari possit et debeat criticum examen etc." (1791). Zu den philosophischen Schriften gehören: „Philosophische Religionslehre" (1. Thl.); „Lehre von der Idee des Absoluten" (1805); „Philosoph. Untersuchungen über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechts" (3 Thle., 1809). 11.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter v.), wurde geb. zu Brugg in der kleinen Stadt des Cantons Bern, am 8. Dec. 1728. Sein Vater war Rathherr. Er studirte in Göttingen die Arzneiwissenschaft, ward Doctor und machte sich durch Kenntnisse und Geschicklichkeit aus. Nachdem er einige Zeit Stadtphysikus zu Brugg gewesen war, kam er 1768 als königl. großbrit. Leibarzt, mit dem Titel eines Hofraths, nach Hanover. Sein Aufenthalt in Brugg, wo er allem für ihn passenden Umgange abgeschieden gewesen war, und wo er zwischen Jahren 1755 und 1764 seine nachher zu erwähnenden Schriften verfaßte, die am meisten berühmt gemacht haben, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm gewickelt, welche ihn sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ. Als praktischer Arzt hatte er einen großen und verdienten Ruf; besonders wußte er mit seiner Scharfsicht die Natur der Krankheiten zu erkennen. Als Schriftsteller gewann er einen noch ausgebreiteteren Ruhm, und seine Schriften vereinigten Scharfsinn, hellen Überblick mit einer anziehenden, nur zuweilen gesuchten Beredsamkeit. Seine Werke „Über die Einsamkeit" (Leipz. 1784 und 1785, 4 Thle.) und „Nationalstolze" (Zürich 1789) sind in dieser Hinsicht ausgezeichnet zu sein und wurden fast in alle lebende Sprachen übersetzt; dazu kam, daß sie aus beiden Seiten der überall bemerklichen tiefen und originellen Gedanken und zweifelsmitgetheilten Kenntnisse als trefflich anerkannt wurden. Nicht mindern Ruhm warb ihm seine Schrift: „Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft". Diese Werke verschafften ihm unter Anderm auch die Zuneigung der Kaiserin von Rußland Katharina II., die ihm einen ehrenden Ruf an ihren Hof zukommen ließ, den er jedoch ablehnte. Auch Friedrich d. Gr. war er bekannt worden. In dessen Krankheit ward er zu ihm berufen, und dies gab ihm Veranlassung, über Monarchen und sein Verhältniß zu ihm Mancherlei zu schreiben, was jedoch seinen Ruhm nicht vermehrt hat; z. B. „Über Friedrich den Großen und meine Verbindung mit ihm kurz vor seinem Tode" (Leipz. 1788); „Fragmente über Friedrich den Großen" (1790, 3 Bde.) u. s. w. Am heftigsten schrieb damals gegen ihn der Wahrdt, worauf das bekannte Pasquill: „Dr. Wahrdt mit der eisernen Faust" erschien (s. Rogebue), das den Ritter Z. rächen wollte, seine Ruhe aber schmerzlichste störte. Dies und fortwährende Kränklichkeit, in Verbindung mit seiner leidenschaftlichen Empfindlichkeit, trübten Z.'s Ansicht von der Welt und dem Leben nach und nach so sehr, daß er sich durch seine letzten schriftstellerischen Arbeiten fast um den Ruhm brachte, dessen er früher mit Recht genossen hatte. Er starb am 7. Dec. 1795.

Zimmermann (Eberhard August Wilhelm v.), einer jener achtungswürdigen deutschen Gelehrten, die sich durch Gründlichkeit des Studiums und unermüdeten Fleiß vorzüglich ausgezeichnet haben, gehörte in dem Fache der Geographie, Ethnographie, Anthropologie und Zoologie, wenn auch nicht zu Denen, die eigentlich Schöpfer oder Begründer ihrer Wissenschaften nennen kann, doch zu jenen, welche das Vorhandene und Aufgefundene meisterhaft zu benutzen, anzuordnen darzustellen, und dadurch unter allen Classen der gebildeten Menschheit zu verbreiten wissen. Er war geb. den 17. Aug. 1743 zu Ulzen im Cellischen, wo sein

— bekannt durch ein Werk über die Todtenurnen der alten Deutschen — Student war; dann bildete er sich auf der Universität Göttingen, und später in Göttingen. An erstem Orte hatte er sich Hollmann's und anderer Mathematiker und Physiker Beifall erworben, eine Probefchrift über die Analyse der Curven, und schon eine meteorologische Beobachtungsreise auf den Harz geschrieben. In Göttingen faßte er zuerst den Gedanken, welcher dann die leitende Hauptidee durch alle gelehrten und schriftstellerischen Bemühungen wurde, die thierische Schöpfung systematisch zu begrenzen, und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Thierwelt, vom Menschen selbst ausgehend, sein unverwandtes Augenmerk zu richten. Ein reiches Vermögen und die Großmuth des braunschweigischen Fürstenhauses setzten ihn in den Stand, mehrere Reisen nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, welche für das Studium seiner Wissenschaft ihm großen Vortheil brachten. Auch besuchte er Rußland und Schweden. Nach England machte er 3 verschiedene Reisen und gab in London selbst 1788 seinen „Political survey of the present state of Europe“ mit 16 statistischen Tafeln heraus. Hier schloß er auch Verbindungen, wodurch er schnell alles Merkwürdige erhalten konnte, was in dem Bereich der Physik und der Erdkunde auf den britischen Inseln und in Nordamerika vorkam. Früchte seiner Reise nach Italien finden sich in s. „Allgemeinen Blicken auf Italien“ (1797) und in der Abhandlung über die Molfetta in Apulien. In Göttingen befand er sich 1789, eben als sich die ersten Bewegungen der Revolution zeigten. Hier entwarf er den Plan zu s. „Geographischen Annalen“, wovon 3 Jahrgänge erschienen sind. Die eigene Ansicht der revolutionnären Bewegungen in Frankreichs Hauptstadt ließ ihn die Folgen derselben für ganz Europa ahnen, aber auch für Deutschland, welches sie über Frankreich selbst bringen würden. 1795 erschien zu Göttingen sein: „Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika“, und später die gemeine Übersicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freistaaten von Nordamerika“ (1800) in 2 Bdn. Ersteres ist mehr geo- und ethnographisch, das andre politisch-historisch. Seit 1766 Prof. der Physik am Collegio Carolino zu Braunschweig, späterhin mit dem Titel eines Hofraths, ward er nun 1791 von seinem Fürsten zum geheimen Etatsrath ernannt und seiner Geschäfte am Collegio Carolino entbunden, nachdem er vorher schon vom Kaiser Leopold in den Adelsstand erhoben worden. Das bedeutendste Unternehmen von Z.'s schriftstellerischer Thätigkeit ist unstreitig sein „Geographisches Taschenbuch oder Taschenbuch der Reisen“, welches in 12 Jahrgängen von 1802 — 13 einen großen Theil der bekannten Erde in einem gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelt, und eine Art von Auszug, mit den neuesten Ansichten und Entdeckungen bereichert, unter dem Titel: „Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen“ (5 Thle.), erschien. Ferner gehören zu seinen eigenthümlichen Verdiensten s. Abhandlung über die Natur der Körper, namentlich über die Compressibilität und Expansibilität des Wassers, worüber er 1779 auch schrieb. Noch in seinem hohen Alter beschäftigte er sich mit Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Werke, die auf sein Lieblingsstudium bezogen, und die er alle mit großer Sorgfalt ausarbeitete. An der politischen Lage der Welt nahm er fortwährend den lebhaftesten Antheil und zeigte sich als den entschiedensten Hasser der franz. Tyrannei, welche seit 1792 auf seinem deutschen Vaterlande lastete; ja er sprach sich in seinen Schriften mit einer Freimüthigkeit aus, die ihn oft in große Gefahr brachte. Die Hoffnung besserer Tage, deren Morgenröthe er noch erlebte, hielt ihn immer aufrecht in den Stürmen der Zeit. Er starb den 4. Juni 1815 im 73. J. seines Alters, nachdem er dem braunschweigisch-wolfenbüttelschen Fürstenhause fast 50 Jahre als Hofrath diente hatte.

Zimmt, die Rinde des Zimmtbaumes (*Laurus cinnamomum*), welcher zum Geschlechte der Lorbern gehört und auf Ceylon, Borneo, der malabarischen

Küste und Martinique einheimisch ist. Indes ist der ostindische, namentlich von Ceylon, der vorzüglichste. Auf Ceylon gibt es ganze Wälder von Zimmbäumen. Sie blühen hier im Jan., und ihre Früchte, die erst grün, dann roth und zuletzt schwarz oder schwarzroth aussehen, riechen nebst den jungen geriebenen Blättern fast wie Gewürznelken. Die äußere graue Rinde hat weder Geruch noch Geschmack, die darunter befindliche macht den Zimmt aus. Man schält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht zu tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz abschneidet, damit der Baum neu treibe. Nachdem die äußere graue Schale sorgfältig von der eigentlichen Zimmtinde getrennt, trocknet man diese in der Sonne, packt sie dann in leinene Tücher, mit befeuchteten Fellen umschlagen, und bringt sie in den Handel. Der Gebrauch des Zimmets ist bekannt, so auch seine mancherlei Verfälschungen. Ein guter Zimmt muß schön, hellrothbrauner Farbe, und zwar scharfem, aber zugleich angenehmem süßem Geschmack sein. Man rechnet, daß jährlich 3 — 400,000 Pfund Zimmt nach Europa gehen und halb so viel in Indien abgesetzt wird. — Zimmbäume sind ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das fast die Gestalt der Gewürznelken hat, für die unentwickelte Blüthenknospe des Zimmtbaums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), ein berühmter und fruchtbarer Tonsetzer, ein Sproßling der echten neapolitanischen Musikschule, Capellmeister an der Kirche in Rom. Er war geb. zu Neapel d. 4. April 1752. Im 7. Jahre verlor er seinen Vater und wurde ins Conservatorium zu Loreto geschickt, um dort die Musik unter Fenaroli zu erlernen. Hier waren Cimarosa und Giordanello seine Lehrer. Um sich noch fester in der Kunsttheorie zu setzen, nahm er bei dem Capellmeister Speranza Unterricht. Als er das Conservatorium verließ, erhielt er die Capellmeisterstelle zu Torre dell' Annunziata. 1781 componirte er für das Theater Carlo in Neapel f. Oper „Montezuma“, welche Haydn sehr gefiel. 1785 kam er an die Scala zu Mailand f. „Alzinda“ mit vielem Erfolg aufzuführen; denn er wählte diesem Werke eine leichtere und einfache Manier gewählt. Seitdem wirkte er auf allen ital. Bühnen, besonders aber für Mailand und Venedig. Seine besten Werke sind: „Pirro“, „Artaserse“, „Romeo e Giulietta“ (eine f. berühmte Oper, die auch in Deutschland nach Verdienst bekannten Opern, aus welcher die Scene „Ombra adorata, aspetta“ durch Crescentini's Vortrag classisch geworden ist), ferner die Buffa „Il mercato di Monsregoso“, „Il Conte di Saldagna“, „La chia rapita“, „Il ritratto“, und 2 vortreffliche Oratorien: „La Gerusalemme liberata“ und „Il trionfo di Davide“. 1789 war er in Paris und gab dort die „Antigone“ (von Marmontel), die aber wegen der öffentlichen Unruhen, welche damals ereigneten, nur 2 Vorstellungen erfuhr. Nach f. Rückkehr nach Neapel widmete er sich ganz der Kirchenmusik. Er wurde nach Guglielmi's Tode (1798) als Director der vaticanischen Capelle nach Rom berufen. 1811 wurde er von Napoleon nach Paris berufen, dann aber von demselben zum Director eines neuen Conservatoriums in Rom (1812) ernannt; hierauf wurde er Capellmeister der Peterskirche. 1813 mußte er aber auf Napoleons Befehl Rom verlassen, und begab sich als Director des neuen Conservatoriums nach Neapel. Seit dieser Zeit widmete er sich fast ausschließlich der Kirchencomposition und führte ein mühsames Leben. Er soll auf eine ital. Paraphrase des „Stabat mater“ eine treffliche Composition geliefert haben. Auch setzte er die Episode von Ugolino (33. Gesang) aus Dante's „Hölle“ für mehrstimmigen Gesang und sandte es 1808 dem Conservatorium zu Paris zur Beurtheilung ein. Z. ist tiefer als f. jüngern Lande in das Wesen des Gesanges eingedrungen; daher wahre Sänger noch immer seine Werke schätzen und sie wegen ihres ausdrucksvollen Gesanges gern vortragen.

Zingg (Adrian), Prof. und Mitglied der k. Kunstakademie zu Dresden, ist noch fort durch eine Menge von Arbeiten, die alle zu ihrer Zeit ungetrübten Be-

1734 zu St.-Gallen geb., bildete sich Z. unter Wille zu Paris zum Kupferstecher aus und nahm jene reinliche Zeichnung an, die alle f. Hervorbringungen auszeichnet. 1766 ward er Lehrer an der Kunstakademie zu Dresden, und brachte von Landschaften in allen Größen beweisen, wie sehr er in den Charakteren, wo er nun lebte, eingedrungen. Vorzüglich gefielen f. Ansichten radirten Umrissen, die, aufs sauberste mit Sepia schattirt und angefärbt, die Bestimmtheit der Formen und eine glückliche Anordnung der Vorgründe über den Aberli'schen Landschaften stehen, die gleichzeitig ebenso sehr gesucht sind. Z., als ein Schweizer, d. h. als ein geborener Handelsmann, benutzte Kunst und trieb ein sehr einträgliches Geschäft mit f. Landschaften, die noch jetzt sind. In jener Zeit der unbestimmten Contoure und der zaghaften Zeichnungen wirkte Z., bei dem Alles klar und mit dem hellsten Sonnenschein beleuchtet und wohlthätig auf f. jüngern Zeitgenossen und auf f. Schüler. Seine Blätter dienten als Vorlegeblätter in den Schulen daher stets mit dem besten Erfolge geworben, obgleich von einer tiefern Bedeutung der Landschaft bei ihm keine Rede ist. Eine vollständige Sammlung f. Werke erschien bei Tauchnitz in Leipzig 4—6. Sein „Zeichenbuch“ in 3 Hefen war Selbstverlag und ist in Dresden jetzt ziemlich selten. Mit seinem Landsmanne und Freunde Graff v. Hatzfeldt verbunden, erreichte Z. bei fortwährender Munterkeit ein Alter von 60 Jahren. Er starb 1816. 19.

Zink (engl. spelter), ein Metall von blaulichweißer Farbe, strahlig blätterig, starkem Metallglanz und 7fachem specif. Gewicht. Es ist fast so hart wie Eisen, klingt und ist im erwärmten Zustande so biegsam, zähe und geschmeidig, daß es sich zu dünnem Draht und Blech verarbeiten läßt. Es schmilzt in einer Temperatur, bei welcher das Eisen anläuft, und verflüchtigt sich in der Rothglühhitze. In der Luft überzieht sich das geschmolzene Zink mit einer grauen Haut, und verbrennt in der Verflüchtigungshitze mit einer grünlichen Flamme unter Absetzung eigens, gelblichweißen Sublimats, Zinkblumen genannt, welche das eigentliche Oxyd dieses Metalles sind. Es verbindet sich mit den meisten Metallen. Bekannt sind mehrere seiner Verbindungen mit Kupfer, z. B. Messing, etc. Ein kleiner Eisengehalt ertheilt dem Zink eine solche Sprödigkeit, daß es untauglich ist. — Es gibt nur 3 Zinkerze, aus denen das Metall dargestellt wird: 1) Kohlen-saurer Salmei, ist gelblich und graulichweiß, graulichroth und gelblichbraun, hat ungefärbten Strich, perlmutterartigen Glasglanz, durchsichtig und findet sich in kleinen rhomboedrigen Krystallen, trauben-, tropfsteinartig, auch verb. Er ist halbhart, sein specif. Gewicht = 4.5, die Bestandtheile sind Zinkoxyd und Kohlensäure. Er kommt zu Villach in Kärnten, zu Tarnowitz in Schlesien, zu Iserlohn und Aachen in Rheinpreußen vor. Der kiesel-saure Salmei ist weiß, grünlich, grau, gelb und braun, durchscheinend, findet sich in rhombischen Tafeln, flachen Pyramiden-, kugelig traubiger und eierförmiger Gestalten, auch verb. Er ist halbhart, sein specif. Gewicht = 3.5 und die Bestandtheile sind Zinkoxyd und Kieselerde. Er kommt zu Aachen, in Schlesien, Polen, im Breisgau, in England, Schottland etc. vor. Die Blende ist ölgrün, schwefel-, citron-, wachs-, honig-, orangegelb, roth, röthlich- und schwärzlichbraun und schwarz; hat Diamantglanz, ist spröde und findet sich in Tetraëdern, Rhombendodekaëdern und Oktaëdern, ist weich und von 4fachem specif. Gewicht. Die Bestandtheile sind Zink und Schwefel. Sie kommt in Ungarn, Sachsen, Böhmen, am Harz etc. vor. Sämmtliche Zinkerze werden zerkleint und geröstet und dann in Retorten oder Destillirgefäßen destillirt, da die Flüchtigkeit des Metalls keine andre Art der Reduktion erfordert. In England geschieht die Operation in gußeisernen Tiegeln mit einem Boden, sodaß die Zinkdämpfe durch eine in der Bodenöffnung befind-

liche Röhre in den Verdichtungsraum geleitet werden. In der Gegend von Linz gebraucht man Röhren, und in Schlesien muffelartige Gefäße aus Thon, welche thönernen oder eisernen Ableitungsröhren der Zinkdämpfe mit dem Glühungsrate mittel- oder unmittelbar verbunden sind. Das erhaltene Zink muß nicht umgeschmolzen werden. Bei Goslar am Harz gewinnt man das Zink, indem man in dem untern Theile der Schachtöfen eine Schieferplatte befestigt, auf welcher das Zink abseht und aus dem Ofen tröpfelt. — Man walzt das Zink zu Blech und benutzt dieselben zum Dachdecken ic.; oder man benutzt es entweder im metallischen Zustande; gewöhnlicher aber als Galmes und Blende zur Verfertigung von Messings ic., indem man es mit Kupfer zusammenschmelzt.

Da in neuern Zeiten der Zinkverbrauch sich sehr vermehrt hat, besonders Platten zum Dachdecken, auch zu Geschirren, zu galvanischen Säulen, zu Zinknagelplatten u. s. w., so ist auch der Ertrag gut eingerichteter Zinkhütten wichtiger geworden. Eins der vollkommensten Hüttenwerke ist die Zinkhütte bei der Königshütte in Oberschlesien. Der k. poln. Berg- und Hüttenfürst von Hollunder hat eine „Ausführliche Beschreibung des in Oberschlesien, in dem Königreiche Polen, und in dem Gebiete von Krakau gewöhnlichen Zinkhüttenwerks“ (Leipz. 1824) herausgegeben. Nicht minder bekannt ist die k. bairische Zinkfabrik zu Hamersbach bei Augsburg, wegen ihrer Streckwerke, Guß- und Messingfabrication. Ihr verdankt Baiern die Einführung eines neuen Verfahrens zur Verfertigung der Holzschrauben. Die Holländer, welche ansehnliche Zinkgruben haben schon seit geraumer Zeit ihre Schiffe statt Kupfer mit Zinkblechen zu decken, und dabei wahrgenommen, daß die Zinkbleche von dem Meerwasser bei weitem nicht so schnell wie Kupferbleche zerstört werden. Die Franzosen sind ihnen nicht nur in dieser Anwendung des um 2 Drittheile billigeren Zinks nachgefolgt, sondern lassen auch, vorzüglich in Paris, in allen Apotheken, Essiglädern u. s. w. die Schenkflische und Zurechtstellerschalen mit Zinkblechen überziehen. Dasselbe geschieht jetzt in London. Insbesondere hat England zuerst vor 40 Jahren angestellten Versuche, Zinkbleche zur Deckung von Gebäuden anzuwenden, allen Erwartungen, die man sich davon machte, entsprochen. Man weiß nun mit Gewißheit, daß kein andres Metall in dieser Beziehung so vielen Vortheil der Wohlfeilheit und Dauerhaftigkeit so auffallend darbietet. Ubrigens erhöht der innere Werth der Zinkbleche den Werth des Gebäudes, welches damit gedeckt wird, namhaft, indem diese Bleche, wenn sie unbrauchbar werden, von jedem Gelbgießer oder Messingfabricanten als ein willkommener Zusatz zum Kupfer bei der Messingerzeugung im Werthe des Zinks verkauft werden. Seit mehreren Jahren hat man auch in Berlin und in Preußen die Deckung der Dächer mit Zinkblech eingeführt; Berlin z. B. bedurfte im Jahre 1824 allein über 30,000 Ctr. Zinkbleche. Dieselbe Anwendung hat bei dem neuen Gebäude in Pillnitz stattgefunden, worüber man in André's „Hesperus“, 1824, 59, das Nähere findet. Seit kurzem hat auch der Architect H. W. Erdmann Zinkplatten zu Abbildungen benutzt, die dem Kupferstiche näher kommen als die Stein drucke. — Unter Zinkstuhl versteht man gewisse Vorrichtungen in der Zinkhütte bei Goslar, um den Zink in seiner metallischen Gestalt aus dem Schmelzofen zu gewinnen. So heißt nämlich eine in dem Schmelzofen angebrachte Zinkfahle, mit einem starken Abhange aus dem Ofen. Auf derselben steht ein Zinkstein, der das Loch des Ofens verschließt. Der sodann auf dem Zinkstein fließende Zink wird nachher noch einmal geschmolzen, gereinigt und in einem Zinkgömel gegossen.

Zinngref (Julius Wilhelm), geb. 1591 zu Heidelberg, wo er die ersten Studien machte. Nach mancherlei Reisen und Lebenswechseln in den Stürmen des 30jährigen Krieges starb er an der Pest zu St.-Goar in der Blüthe seiner

Jahre 1635. Sein vielseitig gebildeter und in der Schule des Lebens gedie-
Geist hat uns manche Früchte seiner Thätigkeit hinterlassen. Sein Haupt-
sind die „Apophthegmata oder scharfsinnigen klugen Sprüche der Deutschen“,
unschätzbare Sammlung für deutsche Sittengeschichte in einer reinen Kraftspra-
msterd. 1653, 12., und öfter). Als Dichter ist er nicht ohne lyrisches und
mmatisches Talent, und einer der ältesten Anhänger der Opik'schen Schule.
B. Müller's „Bibl. deutsch. Dichter des 17. Jahrh.“, 7 Bdchn.)

Zinke heißt 1) ein zugespitzter Theil eines Instruments, z. B. einer Gabel;
Jägern die Enden am Hirschgeweihe; 2) ein aus Horn oder Holz verfertig-
weilen mit Leder überzogenes, mit 7 Löchern versehenes, etwas gekrümmtes
strument, ohne Stürze mit einem Mundstück, der Trompete ähnlich und
öllig 2 Fuß lang. Es war ehemals gewöhnlicher und wurde besonders ge-
e, um bei Chören die Partien zu dirigiren und den Discant der Posaunen zu
en. Der Umfang des gewöhnlichen Zinken war vom kleinen a bis $\overset{=}{c}$. Die
seifer hießen davon ehemals Stadtzinkenisten. Im Italienischen heißt es
to (cornettino), franz. cornet à bouquin. Die gekrümmte Zinke hat bei-
Figur eines großen lateinischen S. Bei den Orgeln heißen Zinken die Pfei-
elche den Ton dieses Blasinstruments nachahmen und zum Schnarrwerke

inn, ein Metall von blaulich-silberweißer Farbe, starkem Metallglanz und
olgenem Bruch. Das specif. Gewicht ist $= 7.3$; die Härte und Bieg-
sind gering, doch weit größer als jene des Bleies; es ist klingend, läßt sich
e Bleche (Stanniol) schlagen und knirscht beim Biegen. Es ist eine
flüssigsten Metalle, überzieht sich dabei in reiner Luft mit einer grauen Haut
sel), entzündet sich bei sehr hoher Temperatur und verflüchtigt sich in weiß-
Dämpfen. Man kennt zweierlei Oxide oder Kalke, einen grauen und ei-
ßen, welche beide zu ihrer Reduction die höchste Weißglühhitze erfordern.
nn vereinigt sich mit mehreren Metallen, zumal mit Eisen, Kupfer und Blei.
gung von Zinn und Kupfer scheint nach 2 bestimmten Proportionen zu er-
welche in dem gewöhnlichen Glocken- und Stückgut mehr oder weniger deut-
t sind. — In der Natur kommt das Zinn wenig verbreitet und nur in
indungen vor. Die eine derselben ist der seltene Zinnkies, bestehend aus
Kupfer und Schwefel. Als eigentliches Zinnerz kann nur der **Zinnstein**
natürliche Zinnoxyd angesehen werden. Er findet sich in niedrigen
schen Prismen mit flachen Pyramiden, gewöhnlich in Zwillingsskrystallen,
und eingesprengt und in zartfaserigen Massen, als sogenanntes Holzzinn.
be ist braun, gelb, grau und weiß, andrerseits auch schwarz; der Glanz
artig, der Bruch uneben und muschlig, die Härte fast gleich der des Quar-
specif. Gewicht $= 7$. Er kommt im böhmisch-sächsischen Erzgebirge, in
auf der Halbinsel Malacca und der Insel Banka vor. — Das Zinnerz
während es geröstet worden, zerstuft und gewaschen, darauf nochmals gerö-
ann entweder in Flamm- oder in Schachtöfen verschmolzen. Das erhal-
wird nochmals eingeschmolzen. — Man benutzt das Zinn zu sehr dünnen
Stanniol genannt (zum Belegen der Spiegel, oder gefärbt, zum Belegen
achen), in der Färberei, zum Glockengut, Stückgut und Bronze, und in
ng mit Blei, weil diese Legirung härter als reines Zinn ist, zur Anfertis-
Geräthen. Das mit einer gesetzmäßigen Menge von Blei versetzte Zinn
o **be zinn**. Jedes Zinn, auch das beste, ist nicht ganz frei von Arsenik,
n ist es, wie z. B. das englische Stangen-zinn, mit Blei versetzt, weshalb
das Zinn sich sehr leicht auflöst, nicht solche Speisen, die leicht scharf und
den, in zinnernen oder verzinnnten Gefäßen zubereiten oder lange aufbewah-

ren darf. Das chemische Zeichen des Zinns ist Zn . — Man hat eine Monographie dieses Metalles von Hagen: „Dissert. expansens stannum“ (Königsb. 1744.). Über die chemischen Eigenschaften desselben verbreiten sich: Boyer's Charlard's „Recherches chimiques sur l'étain“ (Paris 1781).

Zinnober, s. Quecksilber.

Zins (census), ein sehr umfassender Name für Abgaben aller Art, in Naturalien (Getreide, Hühner, Eier, Wein, Wachs, Schweine, Lämmer, s. w.). S. darüber Lang's „Historische Entwicklung der Steuerverfassung“ (Lpz. 1793), und Hüllmann's „Finanzgeschichte des Mittelalters“. I. Zins in Geldcapitalien. (S. Wucher.) Dergleichen (usurae) können sowohl aus Versprechen gefodert werden, und dann wol geringer, aber nicht höher sein, als der gesetzliche Zinsfuß, als auch dann, wenn der Schuldner nicht zur gehörigen Zeit hat, Verzugszinsen. Zinsen sollen nach einer Verordnung des Reichs auf einmal nicht über den Betrag des Capitals genommen, auch nicht von Zinsen berechnet werden (Anatocismus). Doch ist das Letzte in manchen Ländern erlaubt, indem sie die Summe, welche der Eine bei dem Rechnungsführer an den Andern gutbehält (saldo) als neuen, baaren Vorschuss in der nächsten Rechnung vortragen und sich nun davon die üblichen Zinsen berechnen. II. Zins in gemietheten oder gepachteten Sache, s. Miete und Pacht. III. Zins in Abgaben von Grundstücken an einen Zinsherrn. Hier sind sehr viele Fälle anzutreffen. 1) Ein Theil dieser Zinsen sind durch unablässlich gegeldt, wenn man ein Grundstück erkaufte, oder auch ein Theil des Kaufgeldes, welches beim Erwerb des Grundstückes darauf stehen geblieben ist (census constitutivi und reservati), wenn der Verkauf mit vollem Eigenthumsrecht geschehen ist, in der Regel ist. Dergleichen Grundstücke (bona censitica, schlechte Zinsgüter) sind im vollen freien Eigenthum des Zinsmannes; der Zinsherr hat davon seinen Zins zu fodern, hat, wenn er rückständig bleibt, deshalb nur eine Klage, nicht aber das Recht, den Zinsmann seines Guts zu entsetzen; es bedarf nicht der Einwilligung der Zinsherren bei Veräußerungen des Grundes. In andern Fällen aber behält sich der Grundherr das Eigenthum vor, und Zins nur ein erbliches Nuzungsrecht gegen jährliche Abgaben, so daß der Colonat als dieses Colonatrecht, und sein in dem Gute stehendes Vermögen, und auch dieses Weibes nur mit bedeutenden Einschränkungen kaufen kann er dies Colonatrecht nicht an einen Dritten, und auch wenn der Meier hat der Grundherr die Wahl. Was er auf dem Gute muß er zu Besserung desselben anwenden, und darf daher den aus dem Gute wandernden Kindern nur eine gewisse Summe geben. Bleibt der Colonat Abgaben schuldig oder geräth er in Vermögensverfall, so wird ihm das Gut entzogen (Abmeierungsrecht). 3) Zwischen diesen beiden Endpunkten liegen die Erbzinsgüter mit mancherlei Namen und sehr verschiedener Bestimmung der Rechte, wobei aber beide Theile, der Grundherr und der Colon, ein waches Eigenthum am Gute haben. Diese Güter sind häufig der römischen Emphyteuse ähnlich gebildet. 4) Verschieden von diesen Eigenthumsverhältnissen sind noch die Zinsen, welche sich nicht auf eine Grundherrlichkeit, sondern auf die Gerichtsbarkeit gründen, und wo auch Zinsen, z. B. Zinshühner von jedem Rauchsang, als Geld, vorkommen. Für welches dieser Verhältnisse die Vermuthung sprechen sich im Allgemeinen gar nicht, und selbst in einem und demselben Bezirk eine große Unsicherheit angeben, da die verschiedenen Entstehungsarten und Formen neben einander gefunden werden. So viel ist aber gewiß, die Mächtigen sind hier stets im Vortheil, und es sind weit öfter die Rechte der Zinsherren erweitert, als umgekehrt durch die Zinsleute geschmälert worden. Ein bloßer Gerichtsherr wird zum Grundherrn, ein Zinsherr zum Eigenthümer gemacht; schlechte Zinsen

n Erbzins und Meiergüter verwandelt, und freie Zinsleute frohnpflichtig gemacht und bis zur Leibeigenschaft herabgedrückt worden. Der umgekehrte Gang der ist sehr selten gewesen. — Dem Geschäftsmanne sind Otto's „Zinsen- und Zinsentabellen“ (2. A., Berl. 1825, 4.) zu empfehlen. 37.

Zinszahl, Römerzinszahl, s. *Periode*.

Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf v.), der berühmte Stifter der unter dem Namen der Brüdergemeinde (s. d.) oder Herrnhuter bekannten Religionsgesellschaft, wurde d. 26. Mai 1700 zu Dresden geb. Nach dem frühen Tode des Vaters, der kursächsischer Conferenzminister war und in großer Achtung stand, wuchs er in der Lausitz auf dem Lande, in dem Hause seiner Großmutter, einer Frau v. Gersdorf, erzogen, welche eine fromme und gelehrte Dame war, eine Sammlung von geistlichen Liedern und poetischen Betrachtungen herausgab und mit dem gelehrten Briefwechsel verkehrte. Z.'s erste Jugend fiel gerade in die Zeit, da die Meinungen der Pietisten (s. d.) oft und viel besprochen wurden. Diesem Umstand, daß der fromme Spener oft in das Haus der Frau v. Gersdorf kam, den jungen Z. daselbst sah und einsegnete, trug, nebst den Andachtsübungen, welche im Hause gehalten wurden, unstreitig viel bei, in dem lebhaften Anknüpfen religiöser Gefühle zu erregen, welche bald in eine gewisse Schwärmerei übergingen. Noch ein Kind, schrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf sie in den Briefkasten hinaus, in der Hoffnung, daß der Heiland sie schon finden werde. Diese Übung wurde noch mehr in ihm unterhalten, als er, 10 J. alt, in das Pädagogische Seminar zu Halle unter Franke's (s. d.) besondere Aufsicht kam. Hier veranstaltete er geistliche Zusammenkünfte und stiftete einen mystischen Orden vom Senf. Sein Oheim und Vormund, der anders dachte und ihn zum Geschäftsleben führen wollte, schickte ihn 1716 auf die Universität Wittenberg, deren theologische Fakultät, unter dem Namen der Orthodoxen bekannt, die heftigsten Gegner der Pietisten waren. Z. blieb jedoch unverändert bei seiner Denkart, und als das Jubiläum der Reformation feierlich zu Wittenberg begangen wurde, betheuerte er sich ein und betrauerte den Verfall der Kirche durch Fasten und Weinen. In seinen übrigen Studien trieb er für sich allein und ohne alle Anleitung die geistlichen Wissenschaften, und faßte schon jetzt den Vorsatz, künftig in den geistlichen Stand zu treten. Er verließ 1719 Wittenberg und machte eine Reise nach England und Frankreich, die er unter dem Titel: „Attici Wallfahrt durch die Welt“, bekannt hat. Er suchte vorzüglich berühmte Geistliche auf, und sein Hauptgeschäft war, Unterredungen über religiöse Gegenstände mit ihnen zu halten. 1721 wurde er Rath bei der Landesregierung in Dresden angestellt, legte er diese Stelle 1727 nieder, wie er denn während dieser Zeit sehr wenig Antheil an den Geschäften genommen, dagegen aber sich viel mit der Theologie beschäftigt und Andachtsübungen gehalten hatte. 1722 vermählte er sich mit einer Gräfin v. Gersdorf und gab einigen der Religion wegen ausgewanderten mährischen Flüchtlingen die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz niederzulassen. Diese im J. 1722 angelegte Colonie erhielt 1724 den Namen Zinzendorf (s. d.). Z. faßte nun den Vorsatz, eine besondere kirchliche Gemeinde nach seinen Grundsätzen zu stiften, und machte diese letztern in verschiedenen, sich widersprechenden Schriften öffentlich bekannt. Er fand daher auch eine große Zahl Gegner, sowie die Anlegung der neuen Colonie selbst ihm mancherlei Schwierigkeiten zuzog. Doch ließ er sich durch Nichts von seinem Vorhaben abbringen. 1734 ging er, unter angenommenen Namen, nach Stralsund, um dort als Candidat der Theologie examiniren, und hielt in der Stadtkirche s. g. Predigten. Mit fast unglaublicher Thätigkeit machte er Reisen in verschiedene Gegenden, um die Glieder seiner Gemeinde, von welcher schon Missionen ausgingen, zu besuchen; aber nicht überall fand er günstige Aufnahme. Aus seinem eignen

Vaterlande ward er (1736) durch ein landesherrliches Rescript förmlich entlassen. Als Veranlassung zu diesem Befehl waren die von ihm eingeführten „*Neuen Conventikeln*, gefährliche Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität gesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet werde“, angegeben. Doch dieser Befehl 1747 zurückgenommen. Z. hatte sich unterdessen in Berlin zum Hof der mährischen Kirche einweihen lassen. Da er in Berlin nicht öffentlich treten durfte, so hielt er eine Zeitlang Privatandachten in seiner Wohnung, die sehr besucht wurden. 1739 schrieb er eine Art Katechismus: „*Das gute Leben des Herrn*“, und machte eine Reise nach Westindien auf die Inseln St.-Thomas, St.-Croix, wo bereits von der Brüdergemeinde Missionen errichtet worden waren, um diese ganz einzurichten. In gleicher Absicht reiste er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine 16jährige Tochter begleitete. Hier suchte er auch unter den fernern indianischen Völkern seine Gemeinde auszubreiten. Auf seinen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den Geschäften, die er bezweckte, fast unablässig mit Correspondenzen und Büchern beschäftigt, und man muß über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings seine treffliche Gesundheit unterstützt wurde, erstaunen. Er schrieb während dieser Zeit gegen 108 Bücher, theils zur Unterweisung und Erbauung seiner Gemeinde, theils die Entstehung und Einrichtung der Brüderkirche und seine Bestrebungen darzustellen, theils Vertheidigungen gegen Angriffe auf seine Persönlichkeit und Stiftung. Man findet darin nicht selten herrliche Stellen, welche Z. in s. Schilderung Z.'s (in den „*Bekenntnissen merkwürd. Männer*“, Bd. 1, S. 222 fg., 222 fg.) gesammelt hat, aber auch viele verkehrte Ansichten und Ansprücherungen, wozu ihn seine vorherrschende Phantasie, Flüchtigkeit im Denken, das Streben, neu und originell zu scheinen, verbunden mit Mangel an Selbsterleuchtung verleiteten. Zumal sind s. Lieder, die unverändert im alten Gesangbuche der Brüdergemeinde stehen, voll spielender, zweideutiger und unanständiger Ausdrücke, besonders diejenigen Gesänge, worin er die mystische Verbindung des Evangeliums Jesu mit seiner Braut, der Gemeinde, schildert, und nicht minder war seine Lehre vom sogenannten Mutteramte des heiligen Geistes. Er hat doch in spätern Jahren selbst das Nachtheilige dieser Verirrungen, besonders s. Schriften zurückgenommen, um sie durch gehaltvollere zu ersetzen, und mit Kraft seines reichen und thätigen Geistes auf, seine Gemeinde auf den rechten Weg zu leiten. Als er 1743 nach Europa zurückgekommen war, machte er eine Reise nach Liefland, wo sich bereits Glieder seiner Gemeinde befanden; im Eingang in Rußland wurde ihm jedoch untersagt, und er selbst auf Kaiserliche Befehl unter militärischer Bedeckung über die Grenze gebracht. Er machte hernach Reisen nach Holland und England, hielt sich in letzterm Lande länger als 4 Jahre auf, und hatte die Befriedigung, ungeachtet die Zahl seiner Gegner stetig wuchs, doch die von ihm gestiftete Gemeinde immer weiter verbreitet und neue Niederlassungen in andern Welttheilen, z. B. in Ostindien, in Trankebar, entstehen zu sehen. So vielen Wanderungen vermählte er sich zum zweiten Male mit Anna Müller, die 1725 mit ihren Eltern aus Mähren gekommen und viele Jahre als Wittibigen Schwestern zu Herrnhut gewesen war. Er starb d. 9. Mai 1760 zu Herrnhut, wo er auf dem Gottesacker der Brüdergemeinde begraben liegt. Ein unparteiisches Urtheil über ihn, von einem seiner Zeitgenossen, steht in den „*Kleinen Schriften*“, Th. 1. Ausführlich schildern sein Leben: David Geismar, „*Alten und neuen Brüderhistorie*“ und Spangenberg's „*Leben des Grafen v. Zinzendorf*“ (Barby 1772—75, 8 Thle.), woraus G. B. Reichel (Erfurt) und J. E. Duvernois (Barby 1793) Auszüge lieferten. Müller hat in der oben angeführten geistreichen Schilderung sowohl die Werke von Cranz und Spangenberg als die Schriften des Grafen benutzt. Treffliche Worte über Z. und s. Werk findet man in

ber „Abraſtea“ (4. Bds. 1. St.) geſprochen. Steffens hat ihn in ſ. Novel-
lus „Walfeth u. Leith“ ſchildernd eingeführt.

Birbelbaum, ſ. Pinienbaum.

Birbeldrüſe, eine eirunde Drüſe zu oberſt im Gehirne, in welcher ſich
Nerven vereinigen, und welche von einigen Phyſiologen und Psychologen,
Descartes, für den Siz der Seele gehalten wurde.

Birkel, ſ. Cirkel und Kreis.

Biſſka (ſpr. Schiſſka), ſ. Biſka.

Zither. Der Name kommt wol von dem griech. *zithara* her. Die *zithara*
ſiechen war nach Driberg's richtiger Beſtimmung ein Saiteninstrument mit
5 Saiten bezogen. Eine Art derſelben ſcheint die *πορμυς* geweſen zu ſein.
Zithara wurde mit dem Plektron geſpielt oder geſchlagen. Amphion ſoll ſie
erfunden haben. *) Andre leiten ſie aus dem Morgenlande ab und
ſie auch bey den Hebräern, wo Zudal ſie erfunden haben ſoll. Dort wird
häufig mit der Harfe verwechſelt. Die neuere zum Theil noch jezt gebräuch-
liche iſt ein von Holz flach gebautes Instrument mit flacher Reſonanzdecke
Schalloch, einer ungeſähr 2 Zoll hohen Barge, langem Hals mit Griffbret,
dem Boden. Gewöhnlich hat ſie 6 Drahtsaiten, welche dann G d h g d e
ſind; die polniſche Guitarre findet man C G E c g e geſtimmt. Aus
der iſt die Guitarre entſtanden.

Zittau, ehemals die dritte unter den Sechſſtädten der Oberlauſiz, jezt die
Stadt im Königl. ſächſiſchen Landestheile dieſer Provinz, an der Randau,
nahe bey der Stadt in die Neiſſe fällt, hat 1007 Häuſer, von denen die mei-
ſten dem Brande, welcher 1757 faſt die ganze Stadt verheerte, geſchmackvoll
wiedergebaut worden, an 60 aber noch Brandſtellen ſind. Die Einw., an 7400,
ſind theils evangel. lutheriſcher Confeſſion, nähren ſich hauptſächlich vom Handel,
theils die Lage an der nur eine kleine Stunde von der Stadt entfernten böhm.
Grenze, theils die in den umliegenden Dörfern ſtark betriebene Leinwand-
Weberei Gelegenheit gibt. Gegenwärtig iſt der Tranſithandel mit
Woll- und Schnittwaaren und Garnen ſehr lebhaft, der ſonſt ſehr bedeutende
Leinwandhandel aber geſunken. Auch andre Gewerbe haben hier guten Fortgang,
beſonders im Kleinen, und das ſtarke Tuchmachergewerk liefert ſ. Arbeiten meiſten-
theils auswärtige Tuchhandlungen. Der Magiſtrat, die einzige Behörde in
der Stadt, hat bedeutende Vorrechte (ſ. Lauſiz) und übt die Gerichtsbarkeit mit
ſchwaſch. Gerechtsamen über 43,000 Seelen, da eine große Anzahl von Dör-
fern anſehnlichen Rittergütern der Stadt gehören. Daher ſind auch die Ein-
nahmen der Gemeindecaffen ſehr beträchtlich, und alle öffentliche Anſtalten wohlfun-
dirt. Darunter gehört ein blühendes Gymnaſium, eine allgemeine deutſche Stadt-
ſchule, welche nach dem Muſter der leiplitzer Bürgerschule 1811 errichtet und an
welcher beiderlei Geſchlechts zählt, ein Seminarium für Landſchullehrer, eine
Stadtſchule verbundene Induſtrie- und Arbeitsanſtalt, das reiche Jakobs-
Kloſter mit einer eigenen Kirche u. ſ. w. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet
ſich das beſte Geſchmack aufgeführte, aber im Innern jezt noch nicht vollendete
Stadttheater zu St.-Johannis, die interimistiſche Hauptkirche zu St.-Petri und
3 Begräbnißkirchen, das Zuchthaus, welches das einzige in der Provinz
in ſeinen Mauern eine eigne Kirche hat, das neue Schauſpielhaus, das
im Privatmann 1810 erbaute Concerthaus, und der Marſtall mit den
darum Getreideniederlagen aus. Wohlunterhaltene Kuſtſtraßen, Baum-
gäßchen und Spaziergänge umgeben die innere Stadt; Gärten, deren Beſitzer
den Handel mit Gartengewächſen und Gemüſen auf 6 Meilen weit nach
Zitherspieler hießen Kithariſten, und die Sänger zur Zither Kitharöden.

allen Seiten hin treiben, füllen die Vorstädte. Die um die Mitte d. 17. J. hier gebildete böhmische Exulanten-Gemeinde hat einen eignen Prediger, und der Peter-Paulskirche ihre eigne Kirche, über welcher in 2 großen Sälen die historischen und philologischen Werke reiche Rathsbibliothek würdig aufgestellt ist. S. „Bittau und seine Umgebungen“, von Ehr. A. Peschke (Bittau 1821).

Bitterfische oder elektrische Fische werden besondere Fischarten genannt, welche das Vermögen besitzen, Körpern, die sie unmittelbar oder vermittelt durch die Materie berühren, elektrische Schläge oder Erschütterungen mitzutheilen. Der, welcher 1671 von der pariser Akademie den Auftrag erhielt, auf Cayenne die dortige Länge des Secunden-Pendels zu untersuchen, hat dabei thierische Electricität 1) an dem sogenannten Zitteraal (*gymnotus electricus*) eigentlich nicht zu dem Geschlecht der Aale gehört, zuerst entdeckt, und der Berkel machte dessen Eigenschaft (zwischen 1680 und 89) bekannt. Erst ward man mit den Eigenschaften dieses Fisches bekannter, und der gelehrte Broek erzählte Das, was man 1762 davon erfuhr, am vollständigsten (*Journal ad philos. nat.*). Die Versuche, welche ein D. Schilling aus Göttingen der berliner Akademie der Wissenschaften berichtete, und welche die Berlin'schen Eigenschaften dieses Fisches mit dem Magnete zu beweisen schienen, sind als unrichtig befunden worden. Ebenso übereilt schlossen andre Gelehrte, dem Zitteraal ein besonderes Gefühl oder einen eignen Sinn zuschrieben, wenn er es sollte vorher wahrnehmen können, ob er Körper, die in seinen Blick kommen, mit dem elektrischen Schläge treffen werde oder nicht. — Der Schwanz dieses Fisches scheint im Schwanz desselben am stärksten zu sein, und dadurch Fische, die sich ihm nähern. Wenn er sich schnell im Wasser pflanzt sich die Erschütterung bis auf eine Entfernung von 15 Fuß fort. Krampfroche (*raia torpedo*), im Mittelmeere, in der Ostsee und andern fern. Das elektrische Licht, welches einige Gelehrte in diesem Fische gesehen, andre dagegen wirklich gesehen. Es hat völlig den hellen Schein, den eine Entladung einer leydenschen Flasche zeigt. 3) Der Zitterwels oder Raie (*electricus*) wird im Nil und in andern afrikanischen Strömen gefunden zwischen der Küste Zanguebar und der Insel Madagascar gefunden. Stachelbauch (*tetrodon*). Es ist hierbei zu bemerken, daß sich an diesen Fische an besonders dazu geeigneten Organen entladet, die an beiden Seiten ihres ganzen Körpers hinlaufen, oder als sechsseitige Fleischfasern auf demselben hervortreten, und mit einer Menge von Nerven und Nerven angefüllt sind. Sollte nicht vielleicht die Anhäufung des schlummernden Wärmestoffs, der durch so viele kleine Blutgefäße und Nerven unter und neben einander in so kleine abgesonderte Räume vertheilt, durch eine stärkere Reibung aufgeregt werden, und dadurch, gegen das Fischblut, eine Erwärmung und endlich den elektrischen Schlag hervorzubringen? Sind nicht unter allen Theilen des thierischen Körpers die Nerven elektrischen Wirkungen am empfänglichsten und die besten Leiter derselben? Ist es auffallend, daß sich die thierische Electricität nur an Fischen gefunden, doch in einer Flüssigkeit leben, welche der Erweckung der künstlichen Electricität sehr entgegen ist; allein sieht man nicht, wenn 2 Esholonge (eine unter achataähnliche Steinart) oder Chalcedone in einem Eimer Wasser, im flachen Meer, stark an einander gerieben werden, einen hellen Lichtschein zwischen ihnen hervorstrahlen, der mit dem elektrischen Scheine eine große Ähnlichkeit hat?

Zizka (Schischka). Johann Zizka von Trocnow, der furchtbare Hussiten, stammte aus einem adeligen böhmischen Geschlechte und war auf einem seinen Ältern gehörenden Meierhose zu Trocnow in der Schwarzenberg'schen Herrschaft Forbes (Borowany) im budweiser Kreise.

einer Eiche geb. Als Knabe verlor er das rechte Auge, hieß aber nicht deß-
 wie fälschlich behauptet wird, Zizka, welches sein Geschlechtsname war, und
 nicht Eindäugiger bedeutet. Er kam als Page an den Hof des böhmischen Kō-
 Wenzel VI. und diente daselbst später als Kämmerer. Er zeigte von Jugend
 viel Geistesanlagen, aber auch einen düstern Hang zur Einsamkeit. Zuerst trat
 Krieger auf unter der Schar von Freiwilligen, welche aus Böhmen und Un-
 dem deutschen Orden gegen die Polen und Litthauer zu Hülfe zogen. Hier
 er Theil an dem Treffen bei Tanneberg, d. 15. Juli 1410, in welchem der
 , der schon den Sieg errungen zu haben glaubte, eine große Niederlage erlitt.
 versuchte sich Z. in den Kriegen der Ungarn wider die Türken, hierauf mit
 Engländern gegen die Franzosen, am Tage von Azincourt (1415). Nach
 Rückkunft blieb er an dem Hofe des Königs Wenzel. Das Mißvergnügen
 großen Theils der böhmischen Nation über das Schicksal der beiden Reforma-
 Hus und Hieronymus (s. d.), ergriff auch ihn. Als nun ein Mönch
 geliebte Schwester, die Nonne war, entehrte und ihrem grausamen Schicksale
 , sann er auf Rache; Wenzel selbst äußerte eines Tages gegen ihn, wenn
 Mittel wisse, die den Böhmen in Kostniz zugefügte Schmach zu rächen, so
 er es thun, er habe dazu seine volle königliche Einwilligung. Nun verließ
 Hof, erforschte die Gefinnungen des Volks, und kehrte bald nach Prag zu-
 Schon war Niklas von Hussynez an die Spitze der Auführer getreten, und
 verlangte von den Bürgern Prags, daß sie die Waffen ausliefern sollten.
 hrte Z. sie bewaffnet auf das Schloß (15. April 1418). „So“, sprach er
 König, „wollen wir für dich sechten“, und die Bürger behielten die Waffen.
 galt von nun an für das Haupt der Hussiten. Bei einem Aufzuge (30. Juli
 traf den Priester der Hussiten ein Steinwurf. Als bald stürmten sie, von Z.
 aert, das Rathhaus und warfen 13 Rathsherrn unter die Spieße des Volks.
 Wenzel starb vor Schreck über diesen Vorfall. Sein Bruder und Nachfol-
 Kaiser Sigismund, zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen; da-
 wann Z. Zeit, seine Macht zu vermehren. Doch mußte er sich anfangs von
 nach Pilsen zurückziehen. Als nun Sigismund die Anhänger der neuen Lehre
 an ließ, verschworen sich die Hussiten unter Z., Sigismund nie als König
 Böhmen anzuerkennen. Sie legten Festungen an, und Z. ließ auf dem Berge
 eine Stadt bauen, wovon die Hussiten den Namen Taboriten erhielten. Er
 te die neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in die Kriegswissenschaft
 machte. Auch schreibt man ihm den vortheilhaften Gebrauch der Wagen-
 (s. d.) zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fuß-
 en die feindlichen Angriffe sicherte. In kurzer Zeit hatte er seinen schlecht
 eten und ungezügelten Haufen zu einem Heere gebildet, dem man nicht wi-
 a zu können glaubte. Einige glückliche Gefechte, die er lieferte, verschafften
 ere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Seine Unternehmungen wurden
 ht bloß von Raubbegierde, sondern mehr noch von Rachsucht geleitet. Z.
 iele Grausamkeiten, theils um sich furchtbar zu machen, theils weil er beim
 lngestüm seines fanatischen Haufens nachgeben mußte. Um Prag gegen
 ser Sigismund, der mit großer Macht anrückte, zu vertheidigen, begab
 ahin und verschanzte sich auf dem Berge Wittkow. Mit 4000 M. schlug
 14. Juli 1420) die wiederholten Stürme von 30,000 zurück, und jener
 t deßhalb noch jetzt der Zizkaberg. Geldmangel, den der Kaiser nur zu oft
 machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. 1421 eroberte Z. das
 u Prag, und bekam da die 4 ersten Kanonen, die seit der Erfindung des
 alocers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an
 Kanonen, sowie das kleine Gewehrfeuer, welches letztere jedoch anfäng-
 Adelige sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer
 Ex. Siebente Aufl. Bd. XII.

teranzeiger. Wenn er mit Gewölk bedeckt ist, so erwartet man Regen; ist er blau und hell, so steht gutes Wetter bevor. Der Zobten, die Heimath uralter Sagen und Märchen, ist ein Urgebirge. Aus ihm hat man einen 7—8000 C schweren Granitblock herausgearbeitet, der als Würfel, nach Blücher's Willen als Denkstein auf dem Grabe dieses Helden zu Kriblowitz ruhen soll.

Zodiacallicht, Thierkreis-Licht. Man gewahrt in unserm Breiten besonders um die Nachtgleichen, zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne, mal's ein von derselben ab, in der Richtung des Thierkreises (daher der Name gehendes, spitz zulaufendes, schönes, weißliches Licht, welches große Ähnlichkeit mit dem Schimmer hat, den die Milchstraße verbreitet. Über die Natur dieser erst von Cassini beobachteten Erscheinung hat unter den Astronomen ein langer nicht entschiedener Streit geherrscht. Mairan suchte mit vielen, zum Theil sinnigen Gründen darzuthun, daß sie nichts Andres als die entweder selbst leuchtende oder vom Körper der Sonne erleuchtete Atmosphäre der letztern sei. Diese Behauptung ist aber neuerlich von Laplace in s. „Mechanik des Himmels“ verworfen worden. Man hat jedoch wahrnehmen wollen, daß die Stärke dieses Lichts in den Verhältnissen der Sonnenflecke zu- und abnehme, eine Erfahrung, die für Mairan's Ansicht zu sprechen scheint, indem die Sonnenflecke, nach seiner Meinung, dadurch entstehen, daß die selbstleuchtende Sonnenatmosphäre an Stellen des dunkeln Kerns entblöße. Regnier meint (v. Zach, „Monatliche Mittheilungen“, 1802, Jul.), das Zodiacallicht rühre von der Beugung des Sonnenlichts an der Oberfläche unserer Erde her. Bei dieser Meinungsverschiedenheit ist es nicht ausgemacht, als daß die Materie, von welcher uns das Thierkreis-Licht beleuchtet wird, von außerordentlich feiner Beschaffenheit sein muß, indem man die hellsten Sterne mitten durch dieselbe erkennt. Ausführlicher verbreitet sich über diese Erscheinung unter Andern Littrow's „Populaire Astronomie“.

Zodiacus (Thierkreis) heißt in der Astronomie derjenige scheinbare Himmelskugel, innerhalb dessen sich jederzeit die Planeten bewegen. Dieser Streifen liegt zu beiden Seiten der Sonnenbahn (Ekliptik) und wird von 2 derselben parallel laufenden Kreisen begrenzt. Er enthält 12 Zeichen, die meist von Thieren hergenommen sind, daher sein Name.

Zoëga (Georg), ein Däne, war einer der größten Alterthumsforscher seiner Zeit und dabei einer der edelsten und seltensten Männer. Er stammt aus der Gegend von Verona. Er war den 20. Dec. 1737 (Pfarrdorf in der jütländ. Grafschaft Schackenberg) geb., wo sein Vater Pastor war. Er kam 1772 auf das Gymnasium in Altona und studierte seit 1774 in Göttingen. 1776 machte er eine Reise durch die Schweiz nach Italien und verbrachte den Winter in Leipzig auf. 1777 reiste er zu s. Ältern zurück und wurde 1778 in einer ihm unbequemen, unthätigen Lage in Kopenhagen. Darauf nahm er eine Hauslehrerstelle in Kjerteminde und reiste 1779 mit seinem Vater nach Göttingen, und darauf wieder nach Italien. Zurückgekehrt nach Kopenhagen, fand er in dem Geh.-Rath Guldberg einen Gönner, der ihm ein Stipendium verschaffte, sodaß er 1782 seine dritte Reise nach Italien antrat. Er war schon wieder auf dem Rückwege, als er in Paris von der in Kopenhagen eingetretenen Ministerialveränderung Nachricht erhielt und wieder umkehrte, dem Entschlusse, in Rom seine Tage zuzubringen. Um die schöne Malerin Maria Pietruccioli, heirathen zu können, ward er 1783 heimlich katholisch. Streitsüchtig hatte er durch Winckelmann die ersten Anregungen zu einem tiefen Interesse an der Alterthumskunde erhalten, aber so ähnlich sich beide große Männer in ihrem rastlosen Streben, ihrem Schönheitsfinn und ihrer Gelehrsamkeit, so verschieden war ihre innerste Geistesrichtung. In Winckelmann war der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen; er sah in den antiken

en die freigewordene Form, das Mittel, wodurch das dichterische Gemüth sich sam veräußerlicht und Andern sichtbar erscheint. Z. hingegen las in den Wer-
 er alten Künstler und Dichter mehr den tiefverborgenen Gedanken, sie waren
 geheimnißvolle, bedeutungsreiche Sinnbilder, die ihn stets wieder in das Heilig-
 des innern Gemüths zurückführten; er ließ sie auf seine Seele wirken wie die
 n der Natur und des Lebens, deren Dolmetscher sie ihm waren. Er trennte
 erband auf solche Weise immer selbstthätig den innern geistigen Sinn und die
 bete äußere Schönheit eines Kunstwerks, und in diesem Scheiden und Ver-
 lag eben Z.'s Hinneigung zu den von ihm so tief durchdachten Orphikern und
 latonikern. Z. hatte die echt antike Bildung nicht bloß mit Verstand und
 htniß aufgefaßt, sie war lebendig in ihn übergegangen; keine Geister neuerer
 erührten sein innerstes Leben so vielfach wie die Alten. Je näher man ihn
 lernte, um so deutlicher fühlte man dies; sein Umgang hauchte griechischen
 selbst durch die Form seines Gesprächs, das in anmuthiger Kürze reich an
 menschlichen Beziehungen war und absichtslos belehrte. Sein Ernst und seine
 ung nach Innen, die frühzeitig zum Schwermüthigen sich hinneigte, hätte
 durch viele Sorgen und Leiden darin unterliegen können, wenn nicht aus
 enland milde Heiterkeit ihm zugeweht wäre. So reizbar er auch für kleine Ver-
 heiten war, so überwand er doch diese Stimmung durch große Geduld und
 sich eine stete ruhige Heiterkeit. Dies drückte sich sehr wohlthuend in ihm
 als ein stiller Frieden, der durch Ertragen und Vergessen erworben wurde und
 Leben unabhängig macht von dem Erlebten. Auffallend war in seinen
 Jahren ein gewisser geistiger Cybeleidienst, eine Anbetung Gottes in der
 vorherrschend in ihm. Der Einfluß seiner Zeit, die durch die kalte Auf-
 zu einer neuen Frühlingswärme des Glaubens übergang, wirkte später auch
 Im Beobachten des Äußerlichen der Religion war er streng; er ließ es
 heiliges Sinnbild auf sich wirken, aber er haßte die nur halb verstandenen
 dabei. Im äußern Leben bewies Z. den freien Mann und war entfernt von
 und zwecklosen Schicklichkeiten. Für kunstliebende Fremde, die Rom be-
 war er ein trefflicher Führer. Man könnte Z. richtiger schildern durch
 was er war, als durch Das, was er that; denn so unermüdet auch der Fleiß
 damit er eine bewundernswerthe Menge des Einzelnen mit genauer Kennt-
 faßte, so beklagt man doch mit Recht, daß er nicht dazu gekommen ist, seine
 im größern Zusammenhange auszusprechen. Bei seiner Ankunft in Rom
 durch den Prof. Adler dem Cardinal Stefano Borgia vorgestellt, dessen
 und Schuß er sich bald erwarb. Dieser Cardinal hatte eine Vorliebe für
 he Alterthümer, von denen er eine reiche Sammlung besaß. Z., der die
 Sprache verstand, wurde bald der Idip dieser uralten Räthsel. 1787
 er eine vollständige Sammlung ägyptischer Münzen bekannt, mit ausführ-
 erläuterungen. Der allgemeine Beifall, den dies für Geschichte und Chro-
 so wichtige Werk erhielt, machte Pius VI. auf Z. aufmerksam, und er trug
 schwere Arbeit auf, die Obelisken zu erläutern. 1797 gab er auf päpstliche
 sein großes Werk über die Obelisken („De origine et usu obeliscorum“,
 1797) heraus, welches ihm den Ruhm der scharfsinnigsten, ausgebreitetsten
 nblichsten Gelehrsamkeit erwarb. Das Museo Borgiana Veliterno war
 koptischen Schriftrollen; Z. unternahm die höchst schwierige und mühevoll-
 diese zu erläutern; erst 1810 konnte diese Frucht namenloser Anstrengun-
 inntgemacht werden. Z. schrieb in deutscher Sprache einen „Archäologi-
 legrweiser durch Rom“, der vielen kunstliebenden Reisenden sehr nützlich
 Er selbst begleitete die ausgezeichnetsten derselben; so war er unter andern
 es Jahr lang der Führer des Prinzen Gustav von Mecklenburg-Schwerin.
 ieres Werk Z.'s, welches Schätze der seltensten Kenntnisse enthält, ist in

2 Foliobänden bei Piranesi in Rom 1808 herausgekommen unter dem Namen „Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli colle illustrazioni di Giorgio Zoega“. Oft bedauerte Z. in spätern Jahren, nicht auf das griech. Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem ägyptischen widmete. Dies hinderte die Ausführung seines frühern Plans, die ganze griech. Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen. So wichtig jene Forschungen für seinen Hauptzweck waren, so dehnten sie sich doch unverhältnißmäßig aus. Überdies hatte Z. dem Mangel aller äußern günstigen Verhältnisse zu kämpfen. Das Schicksal, zu gründlich angelegten Vorbereitungen das Leben verfließen zu sehen, ohne das Hauptwerk desselben zu kommen, theilt Z. mit vielen großen Gelehrten. Er wurde von dem dänischen Hofe zu dessen Generalconsul im Kirchenstaat ernannt und wenige Tage nach seinem Tode kam das Diplom, welches ihn zum Ritter des Danebrogordens ernannte, in Rom an. Er war Prof. der Universität zu Rom und Mitglied der Akademien zu Kopenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Rom etc. Eigentlich gehörte er Rom an, wo er allein den ihm angemessenen Wirkungskreis finden konnte. Er starb daselbst den 10. Febr. 1809, betrauert von Allen, die ihn kannten. Von 11 Kindern überlebten ihn 2 Töchter und ein Sohn, der Mathematik studirt. Die k. dänische Regierung schützte sie vor Mangel. „Zoega's Leben. Samml. f. Briefe und Beurtheilung f. Werke, durch J. A. Welcker“ (2 Thle., 1819). Derselbe hat seine Abhandlungen herausgegeben. Man findet man in Welcker's „Zeitschr. f. Gesch. und Ausleg. der alt. K.“ seine baren Bemerkungen zu Visconti's „Museum Pio-Clementin.“ mitgetheilt. Ein anziehender Aufsatz über Z., vom Staatsrath Morgenstern in Deger's „Zeitgenossen“, N. R., XIII.

Zoilus, ein griechischer Rhetor, geb. aus Amphipolis, einer Stadt in Thrazien, lebte ungefähr 270 vor Chr. Er ist bloß durch seine hämischen Reden der Werke des Plato und besonders der Gedichte des Homer bekannt oder berühmt worden; wegen der letztern ward er die Geißel des Homer (Harmastix) genannt. Von f. Schriften ist Nichts auf die Nachwelt gekommen; der Verlust derselben scheint nicht zu bedauern zu sein. Z. wollte, sich selbst that es aber auf eine für ihn nicht vortheilhafte Art. Er ging in einem schmutzigen Anzuge einher, widersprach Allen und redete von Zerknirschung. „Ich rede von allen Leuten Böses“, antwortete er einst auf die Frage, was er das thue, „weil ich selbst nicht so viel Böses thun kann als ich thun will.“ Zur verdienten Strafe bezeichnet das Sprüchwort jeden hämischen, schmutzigen Tabler mit dem Namen Zoilus.

Zoll, ein Längenmaß. (S. Fuß.)

Zoll, Mauth, Douane, ist eine auf die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr von Waaren gelegte Abgabe, welche entweder nach dem Werthe oder nach dem Gewichte oder nach dem cubischen Inhalte der Waaren erhoben wird. Die von Zoll und andern ähnlichen Abgaben sind in den wenigsten Ländern strengsondert, gewöhnlich werden Geleits- und Wegegelder mit eigentlichen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen verwechselt, und gar häufig wird eine Abgabe als Zoll aufgeführt und bezeichnet, welche in der That nichts Andres als Accise ist. In ältern und neuern Zeiten hat man die Zölle als eine nützliche Abgabe empfohlen, weil man glaubte, der Kaufmann zahle sie von seinem Handelsgewinnste, weil man vermuthet, daß derselben den Fremden bei der Durchfuhr eine Steuer aufzulegen vermag und weil man damit den Handel leiten zu können wähnte. Es ist aber die Regel nicht der Kaufmann, welcher den Zoll wirklich bezahlt, sondern dieser selbst nur vor und läßt sich ihn demnächst mit Zinsen für den geleisteten Schutz im Preise seiner Waaren von den Käufern wieder vergüten; die Steuern, welche beim Transito den Ausländern aufgelegt werden kann, ist in der Regel

deutend, und ihre Anlegung erfordert große Vorsicht, soll sie dem Handel nicht schädlich werden; und was die Leitung des Handels betrifft, welche man durch sie beabsichtigt, so beruht es hauptsächlich auf irrigen, durch das Mercantil-System (s. d.) auf die Bahn gebrachten Vorstellungen, wenn eine Regierung durch große Vortheile für den Nationalwohlstand ziehen zu können wähnt. Als solche Verbrauchssteuer aber hat diese Abgabe noch die besondern Fehler: 1) sie lange Zeit vor der Einführung des besteuerten Gegenstandes in den Kreis des Verbrauchs erhoben wird; 2) daß sie von manchem Artikel gezahlt werden muß, der gar nicht einmal zum Verbrauch gelangt, sondern auf dem Lager des Kaufmanns liegen bleibt, und 3) daß sie als eine Abgabe, welche vom Capital erwirbt wird, die Betriebsamkeit der Bürger hemmt und ebendadurch ihre Productivität schwächt. Über die Wirkung der Zölle auf den Verkehr selbst s. d. folg. Art.

Je nachdem die Zölle entweder auf dem Lande oder auf dem Wasser erhoben werden, heißen dieselben Landzölle oder Wasserzölle; letztere sind auf den wichtigsten Flüssen Deutschlands hin und wieder, zum wesentlichen Nachtheil des Handels, so vervielfältigt und erhöht worden, daß die Kaufleute mancher Gegend, welchen der Fluß zustattenkommen könnte, die Landfracht vorziehen, so daß der Werth der Waare beträchtlich und deren Masse klein genug ist, um sie auf Landwege zu versetzen zu können. — Die Zölle, welche bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren aus der einen Provinz des Landes in die andre entrichtet werden, heißen Binnenzölle; diese sind die nachtheiligsten von allen, denn sie bewirken nicht nur eine große Ungleichheit der Besteuerung der einzelnen Bürger, sondern auch zugleich den wichtigsten Zweig des Nationalverkehrs, nämlich den Binnenverkehr: weise Regierungen haben dieselben daher auch in ihren Ländern gänzlich abgeschafft und den Unterthanen dadurch eine große Wohlthat erwiesen. — In manchen Staaten, namentlich in Großbritannien, wird dem Kaufmann die auf den inländischen Verbrauch einer Waare gelegte Abgabe ganz oder zum Theil zurückgezahlt, wenn er die Waare nach andern Ländern ausführt; eine Vergütung dieser Art heißt Rückzoll und ist in der Regel wegen der Erleichterung, die sie dem Kaufmann gewährt, sehr zu empfehlen. KM.

Zoll- und Mauthwesen. So nennt man das in einem Lande herrschende System von indirecten Auflagen auf die in ein Land oder eine Provinz ein- und aus derselben herausgehenden Waaren und Transportmaschinen. Man braucht es theils als Mittel, um die Gewerbsthätigkeit eines Landes oder einer Provinz zum allgemeinen Wohl zu leiten und zu regieren, theils aber um dadurch einen Theil des Staatseinkommens zusammenzubringen. Jenes ist dessen staatswirthschaftlicher, dieser dessen finanzieller Zweck. Wir wollen denselben nach diesen beiden Beziehungen betrachten. In erster Hinsicht setzt man voraus, daß ein Land um so besser besetzt zu seyn, je mehr nützliche Dinge in demselben producirt werden, und je leichter und wohlfeiler dergleichen Dinge von dem Volke erlangt werden können. Da nun Lebensmittel, Holz und andre rohe Producte, welche theils roh, theils verarbeitet die Bedürfnisse des Volks befriedigen können, dergleichen nützlichen Producte sind, so glaubt man von Seiten des Staats Alles thun zu müssen, um das Volk einerseits aufgemuntert wird, dieselben in größter Menge zu produciren, andererseits sie ihm zu einem Preise zu sichern, den die Einwohner zu bezahlen im Stande sind. Das Erstere glaubt der Staat dadurch befördern zu können, daß er die Einfuhr solcher Producte aus fremden Ländern verbietet oder sie mit hohen Zöllen belegt, daß dadurch der Preis der fremden Producte höher zu kommen als der der inländischen, wodurch denn die Einfuhr von selbst wegfällt; das Letztere dadurch, daß die Regierung die Ausfuhr solcher inländischen Producte, welche die Inländer bedürfen, entweder gänzlich verbietet oder so hoch verzollt, daß ihr Preis für die Ausländer so steigt, daß sie keine Käufer im Auslande

finden und also von den Inländern wohlfeil gekauft werden können. Da das Hauptmotiv zur Production die Nachfrage oder das Verlangen der Consumenten nach den Producten ist, und in einem Lande oft so viele Producte erzeugt hervorgebracht werden können, daß sie das Bedürfniß des Inlandes weit übersteigen, so ist leicht zu ermessen, daß Erschwerung der Ausfuhr solcher Producte die Production nur hemmen müßte, und deshalb verlangt der staatswirthschaftliche Zweck des Mauthsystems, daß in Fällen, wo die Production das inländische Bedürfniß leicht übersteigen kann, die Ausfuhr solcher Producte nicht nur freigegeben, sondern wol gar noch durch Prämien aufgemuntert werden soll. Wenn aber die rohen Landesproducte in ihrer rohen Gestalt nicht von den Inländern verbraucht werden können, so hält man es doch in Ansehung solcher Producte, die einer künstlichen Bearbeitung oder Veredelung fähig sind, für rathsam, ihnen den Ausgang in die Fremde durch Verbote oder Auflagen zu verwehren, damit die Inländer durch den niedrigen Preis derselben angereizt werden sollen, die inländischen rohen Erzeugnisse in Manufactur- und Fabrikwaaren zu verwandeln, damit in dieser Gestalt von In- oder Ausländern verbraucht werden. Hiermit wird allerdings das Verbot oder die Bezollung der Einfuhr aller solcher Waaren mit dem Auslande verbunden, damit den Inländern die Gewerbsthätigkeit und der Verkehr damit wenigstens im Inlande ausschließlich gesichert werde. Da durch dergleichen Verbote und Zölle gewisse Gewerbe im Lande hervorgerufen, nährt und erweitert werden können, die ohne solche Maßregeln niemals entstehen wären, oder wenigstens nicht den Umfang erhalten haben würden, läßt sich nicht bezweifeln. Aber Nichts ist auch gewisser, als daß dergleichen Maßregeln oft einen Schein von Wohlstand hervorbringen, und daß sie auf einer andern Seite einen größern Nachtheil stiften als die Vortheile sind, welche sie auf der einen Seite vergebracht haben, daß sie immer zugleich nützen und schaden, und daß in den meisten Fällen es fast unmöglich ist zu berechnen, ob der Schaden oder der Vortheil größer ist. Da nun dieses zu ergründen so schwer ist, und dabei so leicht Irrthümer vorkommen können, die das Gegentheil von Dem bewirken, was dadurch beabsichtigt wird, so scheint es besser zu sein, lieber dem Rathe Derjenigen zu folgen, welche wollen, daß sich die Regierung aller positiven Einmischung in die Freiheit der Gewerbsthätigkeit enthalten soll, da Jeder von selbst am leichtesten lernt, was für ihn das Vortheilhafteste sei, und daß, wenn Jeder Dasjenige thut, was ihm für sich am vortheilhaftesten zu sein scheint, auch der Vortheil des Gemeinwohl am sichersten befördert wird, wobei sich die Einwirkung des Staats nur darauf zu beschränken braucht, daß Jeder verhindert wird, etwas zu thun, wodurch er das Recht und das Eigenthum des Andern verletzen würde. Wahrheit dieser Behauptung wird noch einleuchtender, wenn man die einzelnen Maßregeln der Mauth- und Zollpolitik in staatswirthschaftlicher Hinsicht betrachtet. Sie lassen sich sämmtlich auf folgende Maximen zurückführen. 1. Die Ausfuhr der rohen Producte, welche das Volk zu seiner Consumtion bedarf, durch Verbot oder Zölle verhindert werden. Diese Maxime wird auf Getreide, und andre nothwendige und allgemeine Volksbedürfnisse angewandt. Da die Production von der Nachfrage abhängt, so ist begreiflich, daß bei Hemmung der Ausfuhr inländischer Producte nur so viel davon von dem Volke erzeugt wird, als die inländische Nachfrage verlangt; denn da das übrige des Verbot oder der Ausfuhr wegen keine Abnehmer finden würde, so wird es Niemand der werth achten, mehr als auf die innere Nachfrage mit Gewißheit zu rechnen zu erzeugen. Nun aber sind z. B. die Getreideernten unsicher. Oft geben sie nicht viel, daß sie für die inländische Nachfrage hinreichen. Dann wird unvermeidlich Mangel an Getreide, Theuerung und Hungersnoth eintreten. Wäre die Ausfuhr des Getreides nicht verhindert, so wäre zugleich durch die Production die ausländische

Nachfrage befriedigt und regelmäßig jedes Jahr viel mehr Getreide erzeugt, als das Land zur inländischen Consumtion nöthig hatte. Träte nun eine Missernte ein, so würde die auswärtige Nachfrage sich von selbst gemindert haben, wegen der Missernte die Getreidepreise gestiegen sein würden, und der Theil, den die Ausländer wegen des höhern Preises nicht kauften, wäre den Inländern Gute gekommen. Folglich wäre die regelmäßige Freiheit der Ausfuhr des Getreides gerade die Ursache gewesen, daß im Inlande nicht leicht Mangel daran kommen konnte, weil eben deshalb immer mehr Getreide im Lande erzeugt worden, als das Inland bedarf, wenn anders das Land Kräfte hätte, mehr zu erzeugen. Aus diesem Grunde haben daher auch mehrere Länder das Mauthsystem in Bezug auf die Ausfuhr des Getreides geändert und lieber die entgegengesetzte Politik angenommen, nämlich die Ausfuhr nicht nur zu erlauben, sondern selbst begünstigen, damit man immer sicher sein könne, es werde die möglichst große Quantität Getreide im Lande erbaut werden, und dann würde es der inländischen Consumtion nie oder doch höchst selten fehlen können. Um die inländische Getreideproduction noch mehr aufzumuntern, hielt man es vielmehr für rathsam, die Einfuhr fremden Getreides stark zu bezollen, damit fremdes Getreide immer theurer bliebe als das inländische. Aber die Folgen einer solchen Politik zeigten sich bald schlimmer als die der Ausfuhrverbote. Denn wenn nun die innere Nachfrage zunahm, so reichte das bisher im Lande gebaute Getreide nicht mehr zum Bedarf, und das Getreide wurde theurer. Der höhere Preis machte es allerdings möglich, daß theils durch den Anbau schlechterer Landstrecken, theils durch eine kostbarere Cultur der bisherigen Felder mehr Getreide gewonnen, und die inländische, größer gewordene Consumtion befriedigt werden konnte. Aber der hohe Getreidepreis war für die Armen nicht zu erschwingen, wenn nicht zugleich ihr Arbeitslohn proportionirlich erhöht, und den Arbeitslosen mehr gegeben wurde als bisher. Waren nun die Producte, welche die Arbeiter verfertigten, wie gewöhnlich der Fall war, für ausländischen Absatz berechnet, so wurde die Steigerung ihrer Preise, wegen des höhern Arbeitslohns, eine Ursache der Abnahme des Debits, und es konnten folglich die Arbeiter nicht mehr so viel Beschäftigung finden. Es entstand daher in solchen Ländern die schrecklichste Noth unter den arbeitenden Classen, indem es ihnen an Mitteln fehlte, die nöthigen Nahrungsmittel, wenn es auch nicht daran fehlte, zu bezahlen. Und so wurde der Versuch, das Wohlfeyn des Volks durch diese Politik zu bewirken, auch hier verfehlt. Die Getreideproduction ganz der Freiheit überlassen worden, und hätte der Staat weder die Einfuhr noch die Ausfuhr des Getreides durch sein Mauthsystem einschränken wollen, so würde das Nationalwohl bei vollkommener Freiheit weit sicherer erreicht worden sein. Denn die Nachfrage, sie mochte nun von Innen oder von Aussen kommen, würde ganz von selbst die Production in dem gehörigen Masse gelockt haben. Länder, welche, begünstigt durch das Klima und die Fruchtbarkeit ihres Bodens, so viel Nahrungs- und Lebensmittel leichter und wohlfeiler zu bringen als andre Nationen, werden diese damit versorgen und von diesen das nöthige Natur- und Kunstproducte empfangen, welche, wenn sie solche selbst zu produziren sollten, ihnen theurer zu stehen kommen würden als ihre Landesproducte, wozu ihnen dorthin liefern; bei solchem freien Tausche aber könnten beide Nationen sich befriedigen. Sollten aber die Länder, welche sie auf diese Weise mit Lebensmitteln versorgen könnten, eine so unweise Politik annehmen, wornach sie den Zugang zu den Lebensmitteln durch hohe Eingangszölle erschwerten, so würde der niedrige Preis der nothwendigsten Lebensmittel, der durch dergleichen Sperre entsteht, für ein solches Volk selbst die stärkste Triebfeder werden, sich diejenigen Lebensmittel, die ihnen sonst die andern Völker lieferten, selber zu fabriciren, indem die Niedrigkeit der Nahrungsmittel den Arbeitslohn bei ihnen so niedrig stellen

würde, daß sie unter solchen Umständen die sonst von andern Völkern, mit denen Verkehr mit ihnen verschmähen, ihnen gelieferten Producte wohlfeiler und an ihre Landsleute verkaufen könnten; dadurch hätten sie denn auch Gelegenheit, das Getreide, was sie sonst den Ausländern zuführten, an ihre eignen Bürger abzugeben und von diesen die nöthigen Fabrik- und Manufacturwaaren einzutauschen. Eine solche Veränderung würde zwar jenen Völkern Unwehethun, aber mit der Zeit würde doch der Schade besser und gründlicher werden, als wenn sie Retorsionen oder ähnliche Gewaltmittel gegen die gebrauchte unweise Politik angewandt hätten.

Eine andre Absicht bei dergleichen Verböten oder Zöllen ist, den inländischen Consumumenten die Landesproducte zu wohlfeilen Preisen zu sichern, um sie zu begünstigen. So ist z. B. in Rußland der Ausgang der im Lande gezogenen Pferde verboten oder stark bezollt, weil man befürchtet, daß der Preis der für die Armee zu hoch steigen würde, wenn sie frei ausgeführt werden dürfte. Erhellet aber bald, daß diese Maßregel dem Nationalreichthum mehr Schaden als Nutzen bringt. Denn in Rußland können, wegen der großen Steppenweiden, vielleicht 100 Mal mehr Pferde gezogen werden, als die Armee und das Land nöthig hat. Es ist aber klar, daß bei dem bestehenden Hinderniß des Ausgangs der Pferde nicht mehr im Lande werden erzogen werden, als zur Befriedigung inländischer Nachfrage nöthig ist, und daß diese Erschwerung des freien Abgangs der Pferde die Pferdebezücht in einem hohen Grade unterdrückt. Wäre der Ausgang frei, so würde man sich befeßigen, noch so viel Pferde zu ziehen, als die fremden Nationen verlangten, und dieses könnte der rußischen Landwirthschaft leicht viele Millionen einbringen. Daß dadurch der Preis der Pferde für das Land theurer werden würde, folgt nicht einmal nothwendig aus dieser Voraussetzung. Denn da man nicht einsieht, weshalb nicht bei dem großen Überflusse an Pferden jetzt in Rußland verkauft, noch ein-, zwei-, oder mehr Mal so viel Pferde zu demselben Kostenpreise erzogen werden könnten als dem jetzigen, da hierzu mehr Mühe noch mehr Arbeit erfordert werden würde, so ist gar kein Grund vorzusetzen, weshalb die Pferde im Lande theurer werden sollten. Es würde dieses nur erfolgen, wenn die Pferdebezücht anfangs kostbarer zu werden. Gesezt aber, daß der Preis der Pferde stiegen dadurch etwas im Preise, so würde dieses für das Land theilhaft als schädlich sein. Denn der Werth des Grund und Bodens, der durch die Pferdebezücht dient, würde dadurch erhöht und die Nationaleinnahme von dem Grund und Boden und wenigleich auch die Einkäufer zu dieser vergrößerten Einnahme der Pferdezüchter einen Theil beitragen müßten, so würden doch diese auch durch die Rückwirkung der durch die erweiterte Pferdebezücht vergrößerten Einnahme der Pferdezüchter reichlich entschädigt werden, und der Staat insbesondere könnte auf andern Wegen, ja selbst von dem Pferdehandel nach Außen, so viel gewinnen, daß, was er für die Pferde der Armee mehr bezahlen müßte, reichlich wüßte. — Insbesondere glaubt man die Ausfuhr solcher rohen Producte zu müssen, welche im Lande verarbeitet werden können, um den inländischen Manufacturisten Beschäftigung zu verschaffen und durch Vermehrung der Producte theils die äußern entbehrlich zu machen, theils die Ausländer zu nöthigen, die aus den rohen Landesstoffen gefertigten Manufacturwaaren zu kaufen, dem Lande nicht bloß der rohe Stoff, sondern auch die Manufacturarbeit zu bleiben. Allein warum werden die rohen Stoffe nicht im Lande verarbeitet? Kann nur aus folgenden Ursachen geschehen: a) Weil es an geschickten Arbeitern dazu fehlt. Diese werden aber durch das Verbot der Ausfuhr dieser Producte erzeugt; man wird dadurch nur die größere Production dieser Dinge verhindert. b) Weil es an Capital und Unternehmern dazu fehlt. Wenn aber die im Lande vorhandenen Capitale und Unternehmer im Lande schon vortheilhaft besch

warum will man sie von ihren nützlichen Gewerbszweigen abziehen? Sollte rohe Stoffe, der bisher im Auslande fabricirt wurde, oder doch daselbst fabricirt worden wäre, wenn er frei dahin hätte gehen können, im Lande fabricirt werden, so würde es nicht anders möglich sein, als wenn Capital und Arbeiter ein Gesetz, das sie bisher ohne Zwangsgesetz ernährte, verlassen und ein andres ergreifen wollten, das ihnen nur dadurch mehr Gewinn als das, welches sie bisher bezogen, bringt, weil es den Gewinn der Producenten der rohen Stoffe theils durch wegen des Ausfuhrverbots erniedrigten Preis vermindert, theils die Ausgabe der Consumenten der Manufacturwaaren durch den wegen ihres Einfuhrverbots erhöhten Preis derselben vermehrt. Beides vermehrt nur die Einnahmen der inländischen Manufacturisten auf Kosten der Producenten und Consumenten der rohen Producte, vermehrt aber auf keine Weise die Nationaleinnahme. Die Woll- und Hanferzeuger bekommen nun weniger für ihre Wolle und ihren Hanf, und die Manufacturherren und Manufacturarbeiter erhalten vielleicht einen etwas geringern Gewinn und Lohn für die neue Anwendung ihrer Capitale und ihrer Arbeit, als bei ihrem alten Geschäfte, welches sie verlassen haben. Diesen Mehrgewinn aber müssen die Consumenten bezahlen, dadurch aber werden sie nothwendig gezwungen, noch ebenso viel Producte andrer Art zu kaufen als bisher. Ist im Gegentheile Gelegenheit, die rohen Producte immer mehr zu vermehren, und ist auf die Erzeugung derselben vom Auslande zu rechnen, so werden Capitale und Hände der Fremden zur Mehrung derselben zufließen, und der Werth, welchen das Ausland dafür bezahlt, wird vollkommen zureichen, die fremde Manufacturarbeit, welche das Land nicht zu leisten vermag, damit auszugleichen, ja das Land wird einen größern Überschuss des Gewinns behalten, als wenn dessen Einwohner gezwungen würden, sie statt ihrer eigenen productiven Beschäftigung selbst zu verrichten. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt durch dergleichen Maßregeln die inländische Arbeit zu vermehren, sie bringt nur einen Wechsel oder eine Veränderung der bisherigen Beschäftigungsarten hervor. Die Zwangsmaßregel erzeugt weder neue Arbeiter noch neue Capitale, sie lockt beide bloß von ihrer bisherigen Beschäftigung weg und zieht sie zu neuen an. Gäbe es müßige Hände und müßige Capitale im Lande, welche bei der Erzeugung der rohen Producte oder bei andern im Lande blühenden Gewerben ein Unterkommen mehr finden können, so werden diese von selbst diejenigen Manufacturzweige ergreifen, welche im Lande am vortheilhaftesten betrieben werden können. Da die Unternehmer die rohen Producte in der Nähe haben, die die Preise ablauern können, und der nahe Debit ihnen mehr Vortheil verspricht als der entferntere Ausländern, welche erst das rohe Material aus unserm Lande holen und es verarbeitet und wieder zuführen müssen: so werden diese von selbst diejenigen Manufacturzweige ergreifen, welche im Lande am vortheilhaftesten betrieben werden können. Sie haben vor den Ausländern so viele Vortheile voraus, daß sie einer weitern Begünstigung nicht bedürfen. Endlich c) kann die Ursache, weshalb die bei uns wachsenden rohen Stoffe nicht in größerer Menge bei uns verarbeitet werden, auch darin liegen, weil in den Ländern, wo Absatz unserer Manufacturwaaren zu erwarten wäre, deren Einfuhr verboten ist, und man hält es deshalb für unbedenklich, ihnen die Erlangung unserer rohen Stoffe für ihre Fabriken zu erlauben, sowie sie den unserigen zu billigen Preisen zu sichern, damit diese wenigstens mehr Gelegenheit haben, eine gewinnvolle Beschäftigung zu finden. Aber lassen die Ausländer nicht auf andern Märkten jene rohen Stoffe finden, die wir ihnen entziehen, und werden wir uns nicht durch eine solche Erschwerung des ausländischen Debits der rohen Stoffe einen doppelten Schlag zuziehen, indem uns das Debit der ausländische Debit solcher Waare als deren Verarbeitung entgeht? Rohe Stoffe finden immer einen leichtern Vertrieb als Manufacturwaaren. Holt sie das

Ausland nicht mehr, so wird die inländische Industrie von selbst desto mehr geneigt zu verarbeiten.

Ebenso unzweckmäßig scheint daher II. die Maxime des Mauthsystems zu sein, die Einfuhr solcher Materialien und Manufacturwaaren zu erschweren, die im Lande erzeugt werden können. Denn warum werden gewisse Materialien und gewisse Manufacturwaaren nicht im Lande erzeugt? — a) Weil die Hände und Capitalien schon mit andern nützlichen Arbeiten beschäftigt sind. In diesem Falle wäre es aber offenbar unpolitisch, die Hände und Capitale den gewohnten Arbeiten zu entziehen, und sie auf eine dem Lande weniger vortheilhafte Art von Beschäftigung zu lenken. Wäre diese Beschäftigung vortheilhafter, so würden die Unternehmer nur der Belehrung bedürfen, um von selbst dazu überzugehen. Aber man: b) Die Vorurtheile des Volks für ausländische Waaren machen, daß diese inländischen Producte verschmäht, so lange fremde zu haben sind. Allein dieses Vorurtheil wird gerade durch die Verbote und Belastungen der fremden Waaren erhalten. Wenn die inländischen Waaren so gut und so wohlfeil wären wie die fremden, weshalb hat der Staat nöthig, sie zu verbieten? Wenn dergleichen Vorurtheile keinen Grund hätten, so könnten sie gewiß niemals von großer Wichtigkeit sein. Aber sagt man: Ist nicht durch die Erfahrung klar, daß in einer Menge von Ländern viele nützliche Waaren und Manufacturproducte bloß durch das Mauthsystem hervorgezogen und eine Menge nützlicher Gewerbe bloß dadurch emporgewachsen sind, daß die fremden Waaren gleicher Art durch Verbote oder hohe Zölle ausgeschlossen wurden? Würden die Seidenmanufacturen in Preußen, die Hut- und Wagenmanufacturen in Rußland und eine Menge anderer Producte je in jenen Ländern emporgewachsen sein, wenn man die fremden Producte gleicher Art ganz frei hereingelassen hätte? Allein wer leugnet denn, daß sich durch dergleichen Zwangsmaßregeln Manufacturen und Fabriken hervortreiben lassen? Die Frage ist nur: ob es dem Volke so großen Nutzen gebracht hat, als man glaubt, oder ob nicht vielmehr neben dem Nutzen, den es brachte, allezeit ein viel größerer Nachtheil entstanden ist, und ob nicht jene Gewerbe bei fortwährender Fortschritts gleichfalls entstanden wären, zwar später und langsamer, aber so, daß die Nation gar keinen Schaden, sondern lauter Vortheil davon gehabt haben würde! Jetzt wird ganz klar, wenn man erwägt, daß die neuen Gewerbe nie ohne Aufopferung betrieben werden können, welche, da sie durch die Verbote und Beschränkungen erzeugt werden, nothwendig andern schon vorhandenen Gewerben entzogen werden müssen, welche dieselben bis jetzt unterhielten. Es geht also alle Mal ein Gewerbe, oder es gehen mehrere Beschäftigungen ein, oder sie werden vernichtet, wenn man ein andres auf eine künstliche Weise hervorruft. Die Capitale und Hände, welche den durch die Zölkünste hervorgerufenen neuen Zuckermanufacturen in Preußen, Rußland, Schweden &c. zugewandt wurden, waren bis dahin im Landbau, in der Viehzucht, im Bergbau oder mit andern inländischen Manufacturen beschäftigt gewesen, und diese mußten nun schlechterdings um so viel vermindert werden, als die durch sie bisher beschäftigten Capitale und Hände waren, welche den neu hervorgetriebenen Gewerben zufließen mußten, um im Stande zu bringen. Nun aber muß das Volk den im Lande verfertigten Zucker theurer bezahlen und büßt also das ganze plus, welches es den Falsändern mehr für zahlt als den Ausländern, ein, kann also um so viel weniger andre Dinge kaufen, folglich auch um so viel weniger andre Gewerbsleute ernähren. Es kaufte das Volk für die in den alten Gewerben erzeugten rohen Producte, Leinwand, Waaren &c., die nöthigen Zucker vom Auslande. Jetzt werden jene Waaren mehr in solcher Quantität verlangt, weil der Gegenwerth (der fremde Zucker) mehr verlangt wird. Sonst behielt das Volk von den Waaren, die es mit den Zuckerfabriken zugeflossenen Capitalien erarbeitet hatte, und womit es die fremden

er bezahlte, noch eine bedeutende Summe übrig, jetzt muß es einen weit größern Werth in andern Producten (es sei Geld oder sonst etwas) an die inländischen Fabricanten geben, um dieselbe Quantität Zucker von ihnen zu kaufen, und ist also nothwendig an Vermögen zu kaufen und andre Gewerbe zu unterhalten. Folglich kauft die Nation durch eine solche künstliche Störung der Gewerbe, durch jede solche Zolloperation hervorbringt, allemal an ihrem Vermögen von andrer Seite mehr ein als sie von der andern gewinnt, und der freie ungestörte Verlauf der Gewerbe scheint in allen Fällen das Zutrüglichsie zur Vermehrung des Nationalreichthums zu sein. Das Zoll- und Mauthwesen, als ein Instrument den Nationalreichthum zu vermehren betrachtet, scheint daher unbedingt verwerflich, eine Handelspolitik, welche ihm durchaus allen Einfluß in dieser Hinsicht verleiht, die beste für das Wohlbefinden der Völker zu sein.

Ist aber einmal die Gewerbsthätigkeit der Völker dadurch geordnet, so wird die Behutsamkeit erfordert, es wieder abzuschaffen und die natürliche Freiheit der Gewerbe wiederherzustellen. Denn es würde dadurch das Vermögen und die Gewerbsthätigkeit Derer zerstört und zum Theil ganz vernichtet werden, welche nun mit ihren Capitalen und ihrer Thätigkeit, im Vertrauen auf das eingeführte System, eine bestimmte Richtung angewiesen haben. So hat England durch die Kornpolizei die innern Getreidepreise so hoch in die Höhe getrieben, daß dadurch dem Getreidebau eine Menge Capitale zugewandt worden sind, die ihm nie abhandelt sein würden, wenn die engl. Kornpolitik nicht die Concurrenz des ausländischen Getreides auf engl. Märkten erschwert hätte. Jetzt sieht man nun zwar in England das Schädliche dieser Politik ein und möchte sie gern wieder abschaffen; aber man durch eine plötzliche Aufhebung der bisherigen Politik das Vermögen des großen Theils des Volks zerstören und einem ebenso großen Theile seine Bewegung nehmen würde, so wird es allerdings sehr schwer halten, den gemachten Fehler wieder gutzumachen. Ein Volk, dessen Salzwerke hauptsächlich dadurch in Flor gebracht sind, daß man dem wohlfeilern fremden Salze den Eingang verweigert, würde unter den Eigenthümern der Salzgründe und deren Bearbeitern ein Unglück erleben, wenn die Regierung plötzlich die Einfuhr des fremden Salzes freigebe und dadurch den Preis des inländischen bis auf die Hälfte heruntersetzen wollte. Hätte aber die Regierung vom Anfange an die Einfuhr des fremden Salzes freigelassen, so würden die inländischen Salzwerke, wenn sie das nicht so wohlfeil liefern konnten als fremde Völker, niemals in dem Grade aufgewachsen worden sein. Dagegen würden sich andre Gewerbe in demselben ausgeben, welche etwas producirt hätten, wofür das fremde Salz gekauft werden müßte, und dabei würde sich die Nation ebenso gut, wo nicht viel besser befinden. Denn sie hätte dann nicht nöthig gehabt, das Salz so theuer zu kaufen und also von Dem, was sie jetzt für Salz geben muß, etwas übrig behalten, um andre Dinge dafür zu kaufen.

In einem ganz andern Lichte erscheint das Mauth- und Zollwesen, wenn man es als ein Mittel betrachtet, einen Theil des Staatseinkommens dadurch zu erhalten.

Zwar gibt es Staatslehrer, welche dasselbe auch in dieser Hinsicht abso-
lute verwerflich finden und behaupten, daß dasselbe solche wesentliche und unverbesserliche Fehler in sich enthalte, daß alle Mühe sie zu verbessern, und dem System eine rechte und weise Einrichtung zu geben, vergeblich sei. Allein wenn man zugeben muß, daß viele der jetzt bestehenden Mauthen alle die Fehler haben, die man ihnen Schuld gibt, als: 1) daß sie die Betriebsamkeit und den Handel behindern; 2) Einige begünstigen und Andre benachtheiligen, und folglich Ungleichheit in die Besteuerung bringen; 3) zu große Erhebungskosten verursachen, und den Besteuernten viel mehr abnehmen, als nöthig wäre, um dem Staate die Einnahme auf andern Wegen zu verschaffen; 4) daß sie ganz andre Personen

treffen, als sie treffen sollen; 5) daß sie die Unmoralität des Volks vermindern, indem sie dasselbe zum Betrug und zur Ergreifung des lasterhaften Gewinns, namentlich des Schleichhandels, verleiten zc.: so lassen sich diese Mängel doch größtentheils von dem System entfernen. Und wenn man erwägt, daß Abgaben einmal unumgänglich sind, und ohne sie kein Staat bestehen kann; wenn man ferner erwägt, daß eine so große Summe als die neuern Staaten zu Bestreitung ihrer Bedürfnisse nöthig haben, durch directe Auflagen auf das Vermögen und das Einkommen des Volks nicht auf eine solche Weise zusammengebracht werden könne, als es Gerechtigkeit und Billigkeit fodert, indem es theils ganz unmöglich ist, das Vermögen und das reine Einkommen eines jeden Individuums im Volke gehörig zu erheben, und darnach die directen Steuern zu vertheilen, oder daß, wenn auch dieses nicht absolut unmöglich wäre, doch die Schwierigkeiten, zu einer solchen Erhebung und Vertheilung zu gelangen, der Unmöglichkeit gleichkommen: so muß eine Abgabe als zweckmäßig erscheinen, wodurch man das reine Einkommen zu erheben, ohne daß man nöthig hat, dasselbe direct genau zu ergründen, sondern daß man durch zu treffen, daß man bei der Auflage und deren Vertheilung solchen Grundsätzen folgt, welche ziemlich sicher anzeigen, daß man die Steuer vom reinen Einkommen nach einer gerechten und billigen Proportion erhebt. Wenn daher die Zoll- und Mauthen bisher die oben gerügten Fehler wirklich hatten, aber dem Uebelstande Unentbehrlichkeit erkannt wird, so ist es das Problem bloß, sie von jenen Fehlern zu befreien und sie so einzurichten, daß sie den gerechten und weisen Grundsätzen angemessen eingerichtet werden. Diese aber fodern: 1) Daß die Mauthen so eingerichtet werden, daß sie vom reinen Einkommen von den Consumtionen bezahlt werden können, und in der Regel wirklich davon bezahlt werden. Nun muß Alles zum reinen Einkommen gezählt werden, was für überflüssige, nicht nothwendige Bedürfnismittel bezahlt wird. Ausländische Waaren gehören aber größtentheils zu den entbehrlichen Dingen. Wenn daher von dem reinen Einkommen eine mäßige Abgabe erhoben wird, so wird diese in der Regel von dem reinen Einkommen bezahlt und fließt daher aus der Quelle, aus welcher alle Abgaben bezahlt werden sollen. Wenn daher die Zollabgaben auf Dinge, welche von dem Auslande eingehen, der Regel folgen, daß sie auf keine andern ausländischen Dingen gelegt werden sollen als auf entbehrliche, es aber Regel ist, daß diese bloß vom reinen Einkommen gekauft werden, oder doch von keinem andern Theile des Einkommens gekauft zu werden brauchen: so ist man sicher, daß man bloß das reine Einkommen belegt. 2) Die Zölle, sowie alle indirecten Steuern überhaupt, müssen so eingerichtet werden, daß sie auch jeden Einzelnen nicht als nach der Proportion seines reinen Einkommens treffen. Wird z. B. das reine Einkommen eines Handarbeiters zu 25 Thlr. jährl. angenommen, und nicht als nothwendig gehalten, daß der Staat 20 Procent von allem reinen Einkommen erheben muß, um seinen Bedarf zusammenzubringen, so müßte der Handarbeiter 5 Thlr. jährl. zum Staatsbedarf contribuiren. Nähme man ihm nun 3 Thlr. direct ab, so dürfte die Consumtionssteuer, die ihn noch trifft, nicht mehr als 2 Thlr. jährlich betragen, und alle indirecten Steuern, die ihn treffen könnten, nicht mehr als 2 Thlr. zusammen genommen ausmachen. Wenn ihm nun von den ausländischen Waaren, die er verbraucht, 1 Thlr. abgenommen würde, so bliebe für seine übrigen Consumtionsartikel ihm nicht mehr als 1 Thlr. abgenommen. Die Ausführung dieser Theorie ist nicht leicht, aber doch bei gehöriger Anstrengung möglich, und eine gute Finanzwissenschaft hat das Wie aufzuzeigen. 3) Damit die Zölle den Handel und die Gewerbe nicht hemmen, müssen sie so eingerichtet werden, daß sie keinen Gegenstand in dem Grade treffen, daß sie den Preis so erhöhen, daß dadurch dessen Debit vermindert werden müßte; b) daß die Formen der Erhebung dem Geschäfte des Verkehrs damit so wenig hinderlich

in den Weg legen. Wie durch besondere Wahl der zu bezollenden Gegenstände und durch eine kluge Erhebung dieses Ziel erreicht werden könne, ist die Aufgabe einer weisen Politik. 4) Die Ungleichheit in der Besteuerung durch Zölle dadurch verhütet werden, daß die zu belegenden Gegenstände nach dem verschiedenen Maße des reinen Einkommens der verschiedenen Classen der Einwohner zu sein müssen, welche sie zu genießen pflegen. Eine Abgabe von Champagner trifft nicht Den, welcher sich auf gewöhnliche Tischweine beschränkt, weniger Den, welcher gar keinen Wein trinkt u. Und ebenso werden die Zölle auf Luxuswaaren, Batiste, feine Tücher nie den Armen, sondern nur den Wohlhabenden treffen; die Auflagen auf die allerfeinste und theuerste Waare werden nicht den Mittelmann, sondern die Reichsten treffen u. 5) Die Erhebungskosten der Zölle oft viel zu hoch angegeben worden und lassen sich durch kluge Wahl der zu bezollenden Gegenstände und durch mäßige Zollsätze allenthalben sehr vermindern. 6) Das Contrebandiren läßt sich durch mäßige Zollsätze sehr vermindern, insbesondere dadurch, daß sie in solchen Schranken gehalten werden, daß Contrebandiren als Gewerbe betrachtet nicht mehr bestehen kann. — So viel ist zu bemerken, daß insbesondere die geographische Lage des Staats sehr bei Einführung eines Zolls in einem Lande berathen werden muß. Ein Land, welches einen großen Fluß hat, ohne darin von irgend einem andern Staate unterbrochen zu sein, das bestimmte leicht zu bewachende Eingänge hat, insbesondere ein Insel-Staat mit sichern Häfen, die einer leichten Bewachung fähig sind, kann leicht ein leichtes, bequemes Zollsystem organisiren, dahingegen Länder, welche aus landmalen Strichen bestehen, die häufig von andern Ländern durchkreuzt und durchschnitten werden, mehr Schwierigkeiten haben, um ein gutes Zollsystem einzuführen. — Über das Mauth- und Zollwesen findet man in allen theoret. Schriften über Finanz- und Abgabewesen, besonders aber in denen, welche von der Politik äußern Handels reden, ausführliche Belehrung; insbesondere gegen das Mauth ist die Schrift von Brunner: „Was sind Mauth- und Zollanstalten der Nationalwohlthat und dem Staatsinteresse?“ (Nürnberg 1816), ferner Behr's „Mauthwissenschaft“ gerichtet. Gleiche Tendenz haben Strehl und Log und andre. Dagegen verwerfen Andre das Zoll- und Mauthwesen als Mittel, den Handel und Handel zu leiten, nehmen es aber, wenn es bloß als Mittel, einen Theil des reinen Nationaleinkommens in die Staatscasse zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse zu bringen, benutzt wird, in Schutz. Dahin gehört insbesondere Jakob in seiner „Staatsfinanzwissenschaft“, worin das Zollwesen und die öffentlichen Abgaben überhaupt unter einem bisher nicht gewöhnlichen Gesichtspunkte betrachtet und mehrere Schranken bestimmt werden, unter welchen es die Gestalt einer gerechten und zweckmäßigen Steuer erhalten kann. 51.

Zolltarif (vgl. Tarif, von dem ital. tariffa, Verzeichniß, Schätzung). Das Verzeichniß oder die Erhebungsbolle der Waarenzölle ist ein wichtiger Theil der Handelsgesetzgebung, und die Abfassung desselben setzt eine gründliche Kenntniß des In- und Auslandes, sowie die kameralistische und staatsrechtliche Kenntniß des Waarenhandels voraus. Auf dem Tarif beruht die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des angenommenen Zollsystems, in dem dieses den Waaren-Ein-, Aus- und Durchgang theils höhern, theils niedrigen Zollsätzen unterwirft, oder gewisse Waaren gänzlich davon befreit. Ein Tarif muß von Zeit zu Zeit nach den gemachten Erfahrungen geprüft und verbessert werden, weil die Handelsverhältnisse durch den Wechsel der innern, wie der äußern Umstände sich verändern. Preußen hat daher seinen Zolltarif seit 1818 mehrmals als mit großer Umsicht abgeändert. (S. den neuesten „R. Preuß. Zolltarif“ vom Jahre 1828 — 30, bestehend in der Erhebungsbolle vom 30. Oct. 1827, vollständ. alph. Verzeichniß aller darin begriffenen, bei Ein- oder Ausgang

steuerpflichtiger oder freibleibender Gegenstände", Epz. 1828). Auch Baireuth f. Zolltarif vom 28. Dec. 1826 (herausgeg. von Brückbräu, Münch. 1827) dem mit Württemberg geschlossenen Vereine gemeinschaftlich mit diesem abgeändert, und die für das Studium dieses Zweiges der Staatskunst ist „Zusammenstellung sämmtl. auf die k. bairische Zollverordn. und den Zolltarif 1819 bezügl. und bis zum Schlusse des J. 1826 erschienenen Verordnungsänderungen und Reiterationen" (Münch. 1827) bedarf eines Nachtrags. gegen ist der „Großherz. badische Zolltarif für eingehende und ausgehende Waaren" (Karlsruh. 1826, Fol.) geblieben. Für den mit Mexico unmittelbar angeknüpfte deutschen Handelsverkehr erschien zu Hamburg 1828 der „Neue mexican. Zolltarif für die vom 20. Febr. 1828 an bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren zu leistenden Abgaben, nebst Verordnungen für die Schiffer". Über das bairische Zollsystem, welches Huskisson nach den Grundsätzen der Handelsfreiheit bilden versuchte, s. die Schrift von D. F. D. Friedländer: „Das britische Zollsystem. Nach den neuesten gesetzl. Bestimmungen auszugsweise" (Königsb. 1828). Dieses System huldigt noch immer dem Monopolwesen, und die neueren Bestimmungen der k. preuß. Zoll- und Steuergesetzgebung, z. B. vom 19. Dec. 1824, sind in einem liberalern Geiste als die britischen abgefaßt. In der neuesten Ausgabe lese man die Schrift eines mit dem Handel genau bekannten Holländers: „Leuchte des Kampfes über Handelsfreiheit und Verbotssystem in den Niederlanden, gegründet auf eine Darstellung des Getreidehandels und der allgemeinen Handelsverhältnisse" (Amsterd. u. Epz. 1828). Der Vf. erklärt sich gegen das in England, Frankreich u. A. angenommene Niederlagsystem (système d'entrepôt) und für die (von den nördlichen Provinzen der Niederlande gewünschte) allgemeine Handelsfreiheit. Noch erwähnen wir des aus der Geschichte des Zollsystems (s. d.) bekannten Tarifs von Trianon, vom 3. Aug. 1812.

Zollvereine, Zollverbände. Da die verschiedenen Staaten Deutschlands den innern Handelsverkehr hemmten und erschwerten, so suchten die kleinern deutschen Staaten durch Zollverträge entweder an einen größern Staat sich anzuschließen, oder mit mehreren andern Staaten gemeinschaftlich ein vollständiges Handelssystem aufzustellen, um den gegenseitigen Verkehr zu erleichtern. So ist es gekommen, daß man jetzt dem Prohibitivsystem, welches ohnehin für die kleinern Bundesstaaten nicht ausführbar ist, Zollverbände vorzieht. Da Preußen, Oestreich und Preußen durch ihre strenggezogenen Zolllinien traten, obwohl ungern, der Naturnothwendigkeit nachgebend, nach mehr Schwächere sich an den Stärkern, der kleinere Staat sich an den größern angeschlossen, mehrere kleine Staaten mit Preußen in einen Zollverband. Preußen konnte bei der Einführung seines Zollsystems auf die Souverainetät der von ihm umschlossenen eingeschlossenen Staaten, ohne sich selbst zu schaden, keine Rücksicht nehmen. Es machte daher an die eingekörperten (enclavirten), aber sonst freien Staaten die Forderung, daß sie sich seinen Gesetzen und Einrichtungen in Hinsicht des Durch- und Ausgangshandels angeschlossen. Diese Zumuthung konnte eine Nichtachtung der politischen Gleichheit unter Souverainen angesehen werden. Denn Unterordnungen und Abstufungen sind in jedem Staatenbunde schon die Natur der Dinge geboten, und der Handelsverkehr an sich hängt nicht von künstlich gezogenen politischen Landesgrenzen, sondern von den Naturgesetzen des Weltmarktes und von der anziehenden Kraft seines Mittelpunktes ab. Preußen, das mitten durch Deutschland hin sich erstreckt, eine bedeutende Länge und große Stromausmündungen, wodurch es mit dem Weltmarkte mittelbaren Verkehr tritt; es bestimmt daher sein Handels- und Zollsystem nach der Naturlage seiner Grenzen. Kleinere Staaten aber, die entweder ganz oder zum Theil in dem Bereiche der Naturverhältnisse der preuß. Monarchie

können eben darum in ihrer eignen Handelspolitik nicht unabhängig und selbständig handeln, sondern es wird vielmehr jeder von ihnen den Mittelpunkt des Handelssystems in einem mächtigern und selbständigeren Handelsstaate des Landes, hier also in Preußen, aufsuchen müssen. Grenzt endlich ein kleiner Staat an 2 bedeutende Handelsstaaten, so darf nur der größere und dauerhaftere Theil die Wahl zwischen beiden entscheiden. Ein solches Anschließen ist aber allemal mit Nachgeben auf Seiten des kleinern Staates verbunden; daher haben auch kleine Staaten, um ihre Selbständigkeit in dieser Hinsicht zu behaupten, sich ein gemeinschaftliches Handelssystem verabredet. Da sie sich aber doch zu gegenseitigen Leistungen verpflichten, so haben sie ebenfalls ihre Selbständigkeit beschränken müssen; doch ist hier die Beschränkung gegenseitig und mehr willig, folglich weniger empfindlich. Diese Politik hat die Folge gehabt, daß die Zolllinien der 38 Bundesstaaten bereits allmählig verschwunden sind und daß fast ganz Deutschland in Folge der jetzt bestehenden Zollverbände in vier Haupthandelsgebiete theilen kann. Das 1. ist Preußen; das 2. Preußen. Diese Monarchie, welche nach Aufhebung der Binnenzölle ihr Zollsystem 1818 — 27 geordnet hat, steht gegenwärtig mit Anhalt-Deßau, H.-Röthen und H.-Bernburg, mit einem Theile von Schwarzburg-Sonderhausen und seit 1818 mit Hessen-Darmstadt in einem gemeinschaftlichen Zollverbände. Das 3. Handelsgebiet bilden Baiern und Württemberg mit Hohenzollern-Hechingen und H.-Sigmaringen, und der von den beiden ersten Staaten am 18. Jan. 1828 abgeschlossene Zollverein trat mit dem 1. Juli 1828 in Vollziehung. (S. Württemberg, Statistik.) Das 4. Gebiet bilden die Königreiche Sachsen und Hannover, Kurhessen, das Großherzogth. Sachsen-Weimar-Eisenach, das Herzogth. Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Sachsen-Altenburg, S.-Koburg-Gotha, S.-Meiningen, der Landgraf von Hessen-Rumburg, die Fürsten Reuß-Greiz, Reuß-Lobenstein und Ebersdorf, Reuß-Schwarzburg-Rudolstadt, sowie die freien Städte Bremen und Frankfurt a. M. Die Verhandlungen über diesen am 24. Sept. 1828 zu Cassel geschlossenen mitteldeutschen Handelsverein hatte der k. sächs. wirkl. Geh.-Rath Carl Ludwig geleitet. Wie schwerlich die vielverzweigte Unterhandlung sein mußte, ist schon aus der Verwickelung der Grenzverhältnisse jener Staaten und aus andern Gründen, die in der eignen Verwaltung eines jeden derselben liegen. Der Verein ist nothwendig mit vielfachen Bestimmungen künstlich durchflochtene Vertragsbedingungen im Sinne des 19. Art. der deutschen Bundesacte „zur Beförderung des möglichst freien Verkehrs und ausgebreiteten Handels sowol im Innern der Vereinsstaaten selbst, als auch nach Außen“, jedoch vorerst nur auf die Dauer bis zum 31. Dec. 1834 geschlossen. Zur Erreichung des vorgestreckten Zweckes wollen die Vereinsstaaten ihre Handelsstraßen, zumal diejenigen, welche die Grenzen mit den Haupthandelsplätzen Deutschlands, sowie mit dem Rheine, dem Main, der Elbe und der Weser, ingleichen diese Handelsplätze unter einander verbinden, angemessener einrichten und unterhalten, die Straßenzüge vorzugsweise durch die Staaten des Vereins führen, sie jedoch möglichst abkürzen, auch neue Straßen bauen und dies bis zum 1. Oct. 1830 verwirklichen. Ferner will jeder Staat auf diesen Straßen durch Vereinfachung der Formen und Controlen bei Ein-, Durch- und Ausgange, durch eine liberale Behandlung der Reisenden, durch Beschleunigung des Verfahrens seiner Beamten bei Ausstellung, Abgabe und Signirung der Ladungsbriefe u. den Verkehr erleichtern. Es haben sich daher die genannten Staaten verbindlich gemacht, die in ihren Landen bestehenden Transportsabgaben (Geld, sowie Chaussees, Wege-, Brücken-, Pflastergeld) hinsichtlich der Waren, welche aus einem Vereinslande kommen oder wieder in einen andern treten, einseitig nicht zu erhöhen; doch hat sich jeder Staat vorbehalten.

das Recht vorbehalten, die Verzollung solcher Waaren, in ein Vereinsland berührt zu haben, aus den nicht zum Verein kommen und ohne einen andern Vereinsstaat zu berühren, eine gehörenden Staat gebracht werden, einseitig, oder, von derselben Strafe durchschnittenen Vereinsstaaten in sollten, mit diesen übereinstimmend zu erhöhen. Es darf ein Vereinsstaat gegen den andern irgend ein Waarenverbot durch den Ausgang oder des Ausgangs, z. B. eine Getreidesperre, an welches nicht durch rein-politische Verhältnisse, z. B. für durch Staatsmonopole, z. B. die Salz- und Salpeterregie, bleiben schon bestehende Verbote aus Gewerbs- und sonstigen sichten der Gesundheitspflege vorbehalten, z. B. Corbonat bei ausgebrochenen Seuchen. Dagegen haben die Vereinsstaaten die nöthwendigsten Lebensbedürfnisse (an der Ausgangs- und Ausgangsabgabe, vom 1. Jan. 1829 an, das Ausland zu berühren, von einem Vereinslande in ein and übrigen haben sich die Vereinsstaaten verpflichtet, ohne mung des ganzen Vereins, mit keinem auswärtigen, in dem nen Staate in einen Zoll- oder Mauthverband zu treten. Verpflichtung solche Gebietstheile der Vereinsstaaten aus dem Gebiete auswärtiger, in dem Vereine nicht begriffen schlossen sind.

Bei der überaus schwierigen Vollziehung dieses Verbig, festzusetzen, daß Abgeordnete der Vereinsstaaten von kommen sollen, um sich über die zweckdienlichsten Mittel im berathen. Eine solche Zusammenkunft wird am 1. Juni 1829. Noch bemerken wir, daß sich der Verein selbst nur auf die. Indes sollen die auf fremden Handelsplätzen angestellten Co gehörenden Regierungen angewiesen werden, das Interesse übrigen Vereinsstaaten, ebenso wie das Interesse der Unter gen wahrzunehmen und zu vertreten. Da die besondern nen Staaten sehr verschiedenartig gestaltet sind, so sind be ein Vereinsstaaten Separatverträge unter sich, jedoch im Sin geschlossen worden, z. B. zwischen dem Königreiche Sachsen, zugehörig den russischen und schwarzburgischen Fürstent genseitiger Erleichterung des Grenzverkehrs; ferner zwischen führung des Straßenbaues u. a. Gegenstände mehr.

Noch gibt es einige Bundesstaaten, die, zu keinem d gebiete gehörend, für sich allein stehen, als: Baden, Waldeck, Schwerin und M.: Strelitz, Lübeck und Hamburg; Holstei Luxemburg gehören zu größern auswärtigen Staaten. Bei Liechtenstein ist es uns unbekannt, ob dasselbe sich dem Zollsys Kaiserstaates angeschlossen habe. Crome sagt darüber im f. 11. die deutschen Bundesstaaten (Th. 4, Epj. 1828) nichts. — Schriften, welche statistisch-politisch die Handels- und Zoll schen Staaten darstellen, empfehlen wir des badischen Geh. M des bad. Staatsministeriums) Ludw. Freih. v. Haynau (ver tung der Frage: „Ist es dem Interesse andrer deutschen Staa dem k. bairischen Zollsystem anzuschließen?“ (Epj. 1828). eine kundige Übersicht über die Handelsbedürfnisse der übrige im Verhältnisse zu jener Zollordnung.

Zollkoffer (Georg Joachim), Prediger bei der ev.

Worten 37
kirchliche Räte
hunde der e

neinde zu Leipzig, einer der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner des vor. rh., geb. zu St.-Gallen in der Schweiz am 5. Aug. 1730. Von f. Vater, m. braven Rechtsgelehrten, der früher selbst Theologie studirt hatte, erhielt er ersten wissenschaftlichen Unterricht, der auf der Schule f. Vaterstadt, dann den Gymnasien zu Frankfurt a. M. und zu Bremen und zuletzt auf der Universität zu Utrecht weiter fortgesetzt wurde. Bald nach f. Rückkunft von der Universität ward er (1754) Prediger zu Murtten in der Schweiz, erhielt aber, da er sich auszeichnete, in kurzer Zeit den Ruf an einige andre Orte, und 1758 als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig. Diese Stelle hat er, ungeachtet verschiedener vortheilhaften Anträge, bis an f. Tod (den 20. Jan. 1788) behalten. Höhere Bildung der Gemeinde, deren Lehrer er war, der Umgang mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten, Alles trug dazu bei, ihn allmählig auf die Stufe zu heben, auf welcher er f. hohen Ruhm als Kanzelredner bis an f. Ende behauptet hat. Während seiner 30jährigen Amtsführung hat er als öffentlicher Lehrer ungemein Gutes gewirkt, nicht nur bei f. Gemeinde, sondern vorzüglich auch unter den Studierenden, die in ihm ein freilich schwer zu erreichendes Muster der Lehrtätigkeit fanden. Z.'s Vortrag als Kanzelredner war wie sein äußerer Ansehen ruhig und würdevoll, tief eindringend und überzeugend, ohne hinreißend zu seyn, nicht eigentlich populair, aber lichtvoll und faßlich, vorzüglich auf den Verstand und durch diesen auf das Herz gerichtet. Ein Hauptzweck f. Vorträge war, Vorurtheilen und herrschenden Übeln der Zeit entgegenzuarbeiten und im richtigen Sinne des Wortes aufzuklären, oder richtigere moralische Begriffe zu beibringen. Er besaß die so seltene Kunst, ganz specielle Verhältnisse, Fehler, Gebräuche, selbst Vergnügungen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, auf Kanzel mit Würde zu behandeln. Z.'s Charakter, sein öffentliches und Privatleben war völlig vorwurfsfrei, auch ward er allgemein geachtet. Als denkender Mensch ging er, wo er nach sorgfältiger Prüfung sich eines Andern überzeugt, mit freiem Geiste und ohne Furcht von mehreren Sätzen des ältern Systems ab. Von f. Predigten sind ungefähr 250 im Druck erschienen und alle sind mit Illustrationen aufgenommen worden. Er selbst gab von 1769 — 88 4 Sammlungen heraus in 6 Bdn. heraus, die mehrere Male wieder aufgelegt worden sind. Nach seinem Tode wurden die von ihm hinterlassenen Predigten in 9 Bdn. herausgegeben. Diese Sammlungen haben auch d. T.: „Zolliker's samml. Predigten“ (Leipz. 1789 — 1804). Ein großes Verdienst erwarb sich Z. durch die Herausg. eines neuen Gesangbuchs (Leipz. 1766, und 8. Aufl. ebend. 1786), das allgemeine Lob fand und wodurch er einem sehr gefühlten Bedürfnisse abhalf. Sein Sohn Ch. F. W e i ß e (f. d.) stand ihm bei diesem Werke thätig bei. Außer den Herausg. alter Lieder sind auch verschiedene (ungefähr 12) neue Lieder von ihm in dieser Sammlung. Auch die von ihm herausgeg. Andachtsübungen und Gebete haben einen großen Werth. Noch hat man von ihm Übersetzungen a. d. Engl., z. B. „Unterhaltungen der Emilie“ (a. d. Franz., Leipz. 1774); f. „Reise durch Sicilien und Malta“ (a. d. Engl., Leipz. 1774). Vgl.: „Charakter Zolliker's“, von E. Garve (Leipz. 1788). Graff hat f. treueste Lebensgeschichte geliefert und Bause es gestochen.

Zone, f. Erdstrich.

Zoogenon (a. d. Griech.), franz. gélatine, ist eine Gallerte, die durch ein Mittel aus Knochen gewonnen wird, nach des spanischen Naturforschers L. J. V. Jussieu's Verfahren. Man hat diese Knochengallerte häufig 1827 nach England versendet.

Zoolithen, ein aus 2 griech. Worten zusammengesetztes Wort, wodurch die Naturgeschichte fossile thierische Körper bezeichnet, die bisweilen gefunden, und die für die Naturkunde der organisierten Körper (Zoologie) nicht

unwichtig sind. Sie unterscheiden sich von den eigentlich sogen. Versteinungen oder den wahren Petrefacten dadurch, daß diese letztern organisierte, mit fester Erdrtheilen durchdrungene und durch die Länge der Zeit verhärtete und steinheworbene Körper sind. Man unterscheidet die Zoolithen nach der in der Naturgeschichte angenommenen Eintheilung der Thiere in 6 Classen: in Tetrapodolithen oder fossile säugende Thierarten und deren Theile; zu diesen gehören die Knochen und Zähne von der nicht mehr bekannten Thierart Mammuth (s. Geognosie und Urwelt); Ornitholithen oder fossile Vogelgerippe, von denen man jedoch noch keine gefunden hat; Amphibiolithen, oder fossile Körper oder Theile von Amphibien; Ichthyolithen oder fossile Fische, von denen sich gut erhaltene Gerippe in der Gegend von Verona finden, wobei dieses Besondere ist, daß in der gemeinschaftlichen Lage Fluß- und Seefische, und von letztern aus den entfernten Ozeanen vorkommen; Entomolithen oder fossile Insekten, besonders in Verona; Helmintholithen oder fossile Würmer und Theile derselben, die zum Theil häufig gefunden werden.

Zoologie, s. Thier.

Zoophyten, Pflanzenthier, s. Thier.

Zootomie, s. Anatomie.

Zorn ist der Verdruß als Affect in seiner männlichen, energischen Ausdrucksweise erscheinend, welche nach Außen geht und der unangenehmen Äußerung Widerstand entgegensetzt. Hierdurch ist er vom Ärger verschieden. Er wird am heftigsten durch Beleidigung und Widerspruch, überhaupt durch ein unangenehmes Einwirken, das Entgegenwirken eines Andern veranlaßt, und bringt das Bestreben hervor, die Beleidigung zu rächen, den Widerspruch zum Schweigen zu bringen, das Gegenwirken zu vernichten. Das arterielle Gefäßsystem wird aufgeregt, der Puls im Paroxysmus des Zorns groß, voll, hart, das Gesicht roth, aufgetrieben, die Augenstrecken und ragen aus der Augenhöhle hervor, die Muskelkraft wird ungemein gesteigert, lebhaft und sich zu äußern geneigt; daher die lebhaften Gesichtszüge und die Verzerrung der Gesichtszüge. Die Absonderung der Galle ist vermehrt, reichlich, auch scheint sie eine krankhafte Beschaffenheit anzunehmen. Der Geist und das Gemüth sind heftig aufgeregt, meistens auch gestört, concentrirt sich das Wahrnehmungsvermögen nur auf den Gegenstand der Beleidigung selbst. In den höchsten Graden aber und bei nervösen Individuen springen Aufregungen vieler Organe und Functionen sehr bald in den entgegengesetzten Zustand von Unterdrückung über; in der Regel geschieht dies erst, wenn die Leidenschaft ausgelobt hat, worauf noch längere Zeit einige Abspannung zurückbleibt. Die Geneigtheit zum Zorn ist bei den einzelnen Menschen sehr verschieden; der furchtbarste tobt der Cholerische, Robuste; der blühende Sanguiniker ist leicht zum Zorn erregt, aber die Leidenschaft ist kurz und unkräftig; am leichtesten wird der Melancholiker und Phlegmatiker in Zorn versetzt; der reiche Mann ist ihm mehr unterworfen als der Gebildete, der sich zu beherrschen gelernt hat; der Gutmüthige ist beim Zorn weniger zugänglich als der Bösgesinnte. Bei der Veranlassung und Mangel an Beschränkung und Selbstbeherrschung entsteht Zorn; doch nennt man oft auch so jeden schnell hervorbrechenden Zorn. Es ist natürlich, daß eine Leidenschaft, wie die beschriebene, auch der Gesundheit theilhaftig werden müsse; die gewöhnlichsten Krankheiten, die er erregt, sind vorzüglich Gallenfieber, Entzündungen der Leber, des Herzens, Gehirns; heftiges Erbrechen und Cholera, ja selbst Manien (*ira brevis furor*) können entstehen. Solche Zufälle entstehen unmittelbar nach dem Zorn; andre folgen nach langer Dauer und öfterer Wiederkehr, z. B. Krämpfe, Lähmungen, Selbstmord, Wahn, Auszehrung, nervöse Fieber. Die Milch ergürnter Mütter und Ammen veranlaßt Convulsionen des Säuglings, ja, man hat gesehen, daß sie wie stark

nblicklich den Tod desselben herbeiführte. — Bei so schlimmen Folgen ist es ohne
 fel sehr wichtig, den Zorn zu vermeiden, denselben zu mäßigen und seinen Wir-
 en vorzubeugen und zu begegnen. Die Bekämpfung der Leidenschaft aber
 immer von der Stärke und Bildung des eignen Geistes ausgehen müssen,
 alle Veranlassungen zum Zorn werden sich wol schwerlich immer entfernen
 Ist er entstanden, so läßt er sich bei schwächern Individuen, Weibern
 kindern, dadurch unterdrücken, daß der Mann einen heftigern entgegensetzt;
 orn kräftiger Individuen kann nur durch Nachgiebigkeit gemäßigt werden.
 beln Wirkungen des Zorns lassen sich oft durch beruhigende und kühlende
 verhüten oder mindern.

Borndorf (Schlacht bei), die blutigste und in mehrer Hinsicht auch
 er merkwürdigsten des Siebenjährigen Kriegs (s. d.), den 25. Aug.

Das russ. Heer, das im Anfange 1758 unter dem General Fermor, der
 Stelle des Grafen Apraxin gekommen war, das entblößte Königreich Preus-
 se hatte, rückte im Aug. gegen Pommern und die Neumark vor, verheerte
 und begann den Angriff von Küstrin. Die Stadt wurde bald in Asche
 die Festung aber widerstand, da der preuß. Feldherr, Graf v. Dohna, ob-
 zu schwach, dem zahlreichen Heere der Russen sich entgegenzustellen, doch
 gefunden hatte, die Besatzung zu unterstützen, und jene ihre Aufmerksam-
 den König richten mußten, der mit 14,000 M. seiner besten Truppen in
 schen aus Schlesien heranzog. Friedrich vereinigte sich am 21. Aug. bei
 mit dem Grafen v. Dohna, ging auf einer vom Feinde nicht beachteten
 über die Ober und suchte den Gen. Fermor in den Rücken zu fassen. Fener
 Belagerung der Festung sogleich auf und zog den Gen. Braun an sich. Der
 dessen schwächere Streitkräfte in Sachsen durch die Reichsarmee und in
 en durch Daun gebrängt wurden, durfte keine Zeit verlieren, um sich hier
 n grausamsten Gegnern zu befreien. Er rückte bis Borndorf vor, wo die
 50,000 M. stark, wie sie es in ihren Türkenkriegen zu thun pflegten, ein
 Biezeck bildeten, in dessen Mitte Reiterei, Gepäck und Reservecorps aufge-
 setzten. Ihre Front und rechte Flanke war schwer anzugreifen. Der König,
 10,000 M. stark, beschloß daher mit seinem linken Flügel den feindlichen rech-
 umfassen, dann gegen den Rücken der Russen zu wirken und sie zu vernich-
 das preuß. Geschützfeuer wirkte äußerst verheerend gegen das russ. Quarré,
 f dem vorbringenden linken Flügel der Preußen gingen große Fehler vor.
 ch in Unordnung und wurde von der russ. Reiterei zurückgeworfen. Fer-
 von voll Siegeshoffnung, öffnete nun sein Biezeck, um den Vortheil zu be-
 Und hier war es, wo Seydlitz, der Held dieses Tages, mit der Reiterei die
 t, die in ein regelloses Gemisch sich aufzulösen anfang, entschied. Der größte
 s Schlachtfeldes war bald von den Russen verlassen; aber da ihnen der
 versperrt, da alle Brücken hinter ihnen abgebrochen waren, sammelten sie
 und da theilweise und leisteten verzweiflungsvollen Widerstand, welcher
 s. Seite mehre zwecklose Angriffe veranlaßte, bei denen Seydlitz jedes Mal
 brungen der Infanterie wieder auszugleichen hatte. Die Schlacht sollte
 Tage erneuert werden; es fehlte aber dem Fußvolke der Preußen so sehr
 ition und ihre Reiterei war so ermattet, daß die Russen Gelegenheit fan-
 über Landsberg a. d. Warthe zurückzuziehen. Man schätzte ihren Verlust
 1000 Tode und 3000 Gefangene. Die Preußen zählten 10,000 Tode.
 verfolgte die fliehenden Feinde bis Landsberg; aber sie waren so ohnmäch-
 er nur ein Corps unter dem Grafen Dohna zurückließ, sie zu beobachten,
 dem größten Theile seiner Streitkräfte nach Sachsen zog.

oroaster oder Berduscht, Reformator der Volksreligion in Medien
 ge ihrer fortschreitenden Entwicklung auch in Persien. Savredissige Nach-

richten fehlen über ihn; seine Geschichte ruht überhaupt in einem Dunkel, das die strengste Kritik bis jetzt noch nicht ganz zerstreuen konnte. So viel geht in hoher Wahrscheinlichkeit hervor, daß er, von Geburt ein Meder, unter medischen Könige Gustasp lebte, welchen v. Hammer für den Darius hält, Andre aber für Spaxares I.; in letztem Falle würde sein Zeitalter das des Cyrus nicht weit vorangehen. Die ihm beigelegte Religionsveränderung nicht als eine durchgängige Neuerung angesehen werden, er ging vielmehr stimmig von einem vorgefundenen volksmäßigen Grunde aus und baute zweckmäßig weiter. Nach Hammer's Forschungen nämlich war rein der Feuer bei welchem das Feuer aber nur den Altar bezeichnete, wohin sich der Betende die älteste Religion und der reine Gottesdienst des baktrisch-medischen Volks, der Planetencultus entstand, 3. aber den Feuerdienst reinigte. (S. Hammer handl. in den wiener „Jahrb. der Liter.“, X, S. 210.) Es ist nicht ausgemacht, anfanglich bloß die Magier diese verbesserte Glaubensordnung annahmen, dieselbe sogleich im Allgemeinen unter den Medern Wurzeln faßte und von ihnen auf die Perser, ihre siegreichen Beherrscher, überging. Die letztere That hat Manches für sich, besonders den Umstand, daß die Perser bei ihrem Naturdienst eine große Empfänglichkeit für jeden fremden Cultus zeigten, großentheils aus ihrer Vergötterung der wahrnehmbaren Grundkräfte genommen sein mag. Kurz nach der Zeit des Sokrates war die Zoroastrische Religion übrigens schon tief in Persien eingedrungen. Folgendes sind in der Hauptsache die Hauptlehren: Von Ewigkeit her bestanden 2 Wesen neben einander: Ormuzd und Ahriman, die Principien des Universums. Ormuzd ist das reinste Licht, der Urquell jeder Vollkommenheit. Auch die Natur des Ahriman war früher dem Lichte an, und er war insofern gut; aber weil er das Licht des Ormuzd beneidete, verfinsterte er dadurch sein eignes, wurde ein Feind des Ormuzd, der alles Übel und aller der bösen Wesen, die mit ihm zum Kampfe gegen das Gute ausziehen. Ormuzd und Ahriman vollendeten die Schöpfung in drei neuen Epochen, aus denen verschiedene Gattungen von Wesen ihren Ursprung nahmen. Ormuzd schuf durch sein lebendiges Wort, d. i. die Kraft seines Willens, die Gemeinschaft der guten Geister, zuerst 6 unsterbliche Lichtgeister zum Dienst am Thron (Amshaspand); ferner 28 untergeordnete Genien (Sjeds), die Constanten der Monate und Tage, endlich Heere menschlicher Seelen (Faravahar). Ahriman brachte seinerseits die Zahl der bösen Geister hervor, 6 Erzdemons, die die Finsterniß, unzählige Demons niedern Ranges, Alle seine Freunde und Anhänger. Die Guten wohnen unter Ormuzd im Lichte, Ahriman lebt mit den bösen Reiche der Finsterniß. 3000 Jahre herrschte Ormuzd allein, worauf die Welt hervorrief in ihren mannigfaltigen Abstufungen, zuletzt den Menschen feierte dann nach der Arbeit mit den guten Geistern, gleichsam mit dem Staate, das erste Fest der Schöpfung (Gahanbar). Wiederum regierte die Welt der Unschuld und Seligkeit 3000 Jahre. Im nächsten, gleich geräumigen beginnend der Kampf zwischen dem Lichte und der Finsterniß, dem Ormuzd und Ahriman, Beide theilen streitend die Herrschaft der Welt. Die ersten 3000 Jahre verbreiten und befestigen den Sieg des Ahriman; später unter seiner Macht, die Demons versinken in Nichts; ihr ehemaliger Fürst verherrenschet das Böse verschwindet. Die Todten stehen auf; das uranfängliche Reich der guten Geister unter der Regierung des Ormuzd kehrt wieder. Nach dieser Stellungsweise dauert die Welt 12,000 Jahre. Die 12 Zeichen des Zodiaks spielen dabei eine Rolle, jedem ist ein Jahrtausend zugetheilt. Abzählungen finden sich häufig in der Geschichte der alten Völker. Die Zahl 7 ist nämlich 7 Amshaspands und 7 untergeordnete Genien des Ormuzd. Die Zahl 7 weist hin auf die

sind die personificirten Theile und Elemente der Natur. Die Geister der
 schon gelangen erst durch eine abgesonderte selige Präexistenz in Körper, streiten
 dem frühern himmlischen Zustande gegen die bösen Dämonen, beschützen die
 erschaffenen auf Erden und werden von ihnen verehrt. Die Menschen selbst
 entweder Diener des Ormuzd durch Weisheit und Tugend, oder Sklaven des
 man durch Thorheit und Laster. Jene kommen nach dem Tode über die Brücke
 nevad in die Wohnungen der Seligen, diese stürzen in die Hölle. Wann Ahri-
 besiegt ist, erfolgt die Auferstehung der Leiber und die Erde schmückt sich zum
 athalte der Tugendhaften. Man muß sich hüten, die dargestellte Lehre nicht
 ir aus örtlichen Beziehungen erklären zu wollen, wie denn eine modernflache
 mäßigkeit überhaupt den religiösen Instituten des Alterthums fremd ist. Frei-
 püet man in den aufgetragenen Farben Züge des asiatischen Despotismus,
 auch hier erfordert das vergleichende Auslegen Behutsamkeit (S. über den
 ismus des Zoroaster: Rhode, „Die heil. Sage des Zendvolks“.) Jene we-
 chen Glaubensbestimmungen kommen in dem Zend-Avesta, der heiligsten Ur-
 der Zoroastrischen Religion, vor. Die Entdeckung dieses uralten schrift-
 Denkmals durch Anquetil du Perron, der die Nachricht leitender Spuren
 Ort und Stelle verfolgte, wollte anfänglich keinen Glauben finden. Er war
 aus Paris abgereist, um die Religion aller nicht-mohammedanischen Völker
 fien, namentlich in Indien, zu untersuchen: ein Unternehmen, das er trotz der
 glichen Hindernisse glücklich ausführte. Zu Surate erhielt er von gelehrten
 en Abschriften der Bücher des Zend-Avesta in der Zend- und Pehlvisprache,
 te die letztere selbst, und übersezte in Verbindung mit den sprachkundigen
 eborenen den Zendavesta ins Neupersische. Zurückgekehrt nach Frankreich
 iß er die in Indien gesammelten Schriften der pariser Bibliothek und gab den
 Avesta nebst mehreren erläuternden Anmerk. französisch heraus. Der berühmte
 talist, Will. Jones, sprach aus leidensch. flichen Nebenabsichten besonders
 t gegen die Wahrheit des außerordentlichen Factums, doch ohne sonderliche
 de; scharfsinniger waren die Einwendungen Meiners's; Kleuker, der deut-
 bersetzer des Zend-Avesta, kämpfte die vorgebrachten Zweifel mit entschei-
 dende Folge nieder. Jetzt ward die Echtheit des Vendidad und Tjeschne, ein-
 Bestandtheile des Zend-Avesta, nicht länger bezweifelt, und mit dem übrigen
 s wir hinreichend, wie wir daran sind. Die neuesten Untersuchungen des re-
 Alterthums, insofern sie besonders Indien umfassen, haben manchen Punkt
 e Lehre des Z. beiläufig aufgeklärt. Die große literarische Ausbeute, wel-
 zlich der berühmte dänische Linguist Rask von s. Reise nach Indien zurück-
 ht hat, verspricht neue Erläuterungen und drückt der Echtheit des Zend-Avesta
 unerlegliches Siegel auf, wenn es dafür noch anderer Beweise bedürfte als
 übrigen. (Vgl. Zend-Avesta.) Die Bücher aber, die man u. d. N.
 Trakel des Zoroaster“ kennt und welche besonders bei Freunden der Schwär-
 und der sogen. geheimen Wissenschaften, durch die man den Stein der
 n zu entdecken hoffte, in großem Ansehen gestanden haben, sind offenbar ein
 geschobenes Product aus christlicher Zeit.

Zrinyi (Zrini) (Niklas, Graf v.), Feldherr Kaiser Ferdinands I. Von
 Kroatien, Dalmatien und Slavonien, Tavernicus in Ungarn, geb. 1518,
 rühmt durch sein heroisches Ende, das ihn neben den Spartanerkönig Leonis-
 stellt. Er war aus dem alten slawischen Geschlechte der Grafen v. Brebir;
 aus hieß Zrini (seit 1347) von dem Schlosse Zrin. Schon als 12jähriger
 erbielte sich Graf Niklas in der Belagerung Wiens von Karl V. ein Streit-
 id eine goldene Kette. In der Folge zeichnete er sich in den Feldzügen gegen
 v. Zapolya aus, der das Königreich Ungarn dem Erzherzog Ferdinand strei-
 achte, und gegen den Sultan Suleyman, Zapolya's Bundesgenossen. Z.

führte fast immer die Vor- oder Nachhut. Besonders vervollkommnete er den Dienst der leichten Reiterei. Seine Heldengestalt, seine Lebhaftigkeit, seine Freigebigkeit im Belohnen, sein partelloser Ernst im Strafen unterwarfen ihm bald die Gemüther seiner tapfern Scharen zu jedweder That, auch dem schwersten Unternehmen. Daher kam, es z. B., daß 1542 seine Ankunft in dem lange stehenden Treffen bei Pesth wie ein Blitz unter die Feinde fuhr und den Ausschlag zum Siege gab. Mit ähnlichem Erfolge und durch gleiche Überlegenheit vertheidigte 12 Jahre lang Kroatien, dem er als Ban vorstand, wider die Osmanen und schloß sie 1562 von Sygeth hinweg. Ungarn hingegen war größtentheils schon ein türkischer Paschalik, und der Überrest zum Tribut genöthigt. Da wollte Suleyman der Unüberwindliche von Belgrad aus auch noch Sygeth, in der szalader Gegend, an der Grenze, erobern. Z., dessen Name bereits so viel als ein Heer galt, glaubten die Türken, sei noch in Wien; darum hofften sie die Feste ohne Schwierigkeiten zu bezwingen. Eine Niederlage, die der türkische Vortrab bei Sziklos durch 2 Scharen erlitt, reizte des Sultans Zorn zum schnellen Angriff. Der türkische Großwesir Mehmed Sokolowich, ein kroatischer Renegat, zog mit 65,000 Mann dem Greßherrs voraus. Über die angeschwollene Drau mußte unter ungetrübten Schwierigkeiten eine Brücke geschlagen werden; der strenge Befehl des Sultans erzwang nach mehreren verunglückten Versuchen das Unmögliche, und das Heer zog vom 1. — 5. Aug. über den Strom. Nun versammelte Z. seine Krieger, 2500 an der Zahl. Alle schworen — er zuerst, dann jeder seinem Hauptmann und Hauptleute ihm, zusammen — für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland zu sterben. Um den Fortgang der Belagerung besser zu verstehen, ist die Lage Sygeths zwischen 2 Flüssen, wie auf einer Insel, seine morastige Umgebung, die Theilung in die alte und neue Stadt und der Besitz einiger Castelle mit doppeltem Graben und Bollwerken wohl zu bemerken. Die Garnison war bei der Ankunft 3000 M. stark. Die Türken warfen an 3 vortheilhaften Posten Batterien auf und versahen sie mit gewaltigen Stücken und donnerten damit Tag und Nacht auf die alte Stadt, die einfache und schwache Ringmauern hatte; die Belagerten widerstanden sich durch tapfere Ausfälle. Als sie insofern und noch mit Geschütz und dem Feuer in der Faust das Äußerste gethan, etliche Stürme abgeschlagen, unter Kadavere heftiges anhaltendes Gefecht rühmlich bestanden und zwar viel Mannschuß von ihrem erprobten Muth noch Nichts verloren, im Gegentheil die alte Stadt Fuß für Fuß vertheidigt hatten, steckten sie dieselbe mit eignen Händen an und zogen sich in die neue Stadt zurück. Diese hatte einen zwar tiefen und wasserreichen Graben. Die Türken führten Erdberge auf, von denen sie mit dem Geschütz die ganze Stadt beherrschen und in Ruinen verwandeln konnten. Überall der Erste auf den Punkten der Gefahr, wollte durch alle nur ersinnlichen Mittel den Feind an der Ausfüllung des Grabens hindern; allein die unermüdeten und zahlreichen Türken ersetzten bei Nacht, was ihnen der Tag zerstört hatte. In Erwägung ihrer furchtbaren Übermacht, ihrer reichen Vorräthe und der Gegenwart des Sultans selbst, wollte Z. sein Volk nicht unnütz aufopfern, gab daher auch die neue Stadt den Flammen preis und warf sich in das Schloß, den einzigen und stärksten Rettungspunkt. Das Feuer der Belagerer dauerte ununterbrochen fort und zugleich setzten sie der Festung, der es an Mineurs fehlte, durch Minen zu. Der Janitscharenaga Ali Bassa das Wasser abgraben wollte, um desto eher zu den Bastionen zu kommen, machten die Belagerten einen Ausfall mit 400 M., den sie trotz des entschiedenen Sieges — denn sie vernagelten dem Feinde sogar mit Stücken — bei ihrer großen Anzahl, einen empfindlichen Verlust versetzte. Vom 1. Aug. bis 1. Sept. geschahen täglich 7 und mehre Stürme auf das Schloß, die Z. immer zurückschlug. Ebenso standhaft wies er alle Vorschläge und Anforderungen des Feindes von sich; selbst die Drohung des Großwesirs, daß der Sultan

in vorgelblich in türklische Gefangenschaft gerathenen Sohn ermorden lassen
 be, wenn er die Festung nicht übergäbe, konnte seinen Entschluß nicht erschüt-
 Vor Zorn und Verdruß darüber außer sich, starb Suleyman, welcher zuletzt
 10 Goldgülden auf Z.'s Kopf gesetzt hatte, den 4. Sept. an der Lagersuche.
 Großwessir verbarg seinen Tod den Truppen. Am 5. Sept. gelang es den
 ten, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Z. flüchtete mit den Seinigen in
 innere; vergeblich suchte der Türken ganzes Fußvolk mit ihm zugleich in das
 der innern Burg zu bringen. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegs-
 ath, und der längere Besiß derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse.
 unternahmen die Türken am 7. einen allgemeinen Sturm. Schon fiel das
 bis in des Grafen Gemächer; die Burg brannte. Jetzt versammelte Z. die
 nigen. Ohne Panzer, nur mit Helm, Schild und Säbel trat er unter sie:
 denkt", rief er, „eures Eides! Wir müssen hinaus. Oder wollt ihr hier ver-
 en, wollt ihr verhungern? So laßt uns sterben als Männer. Ich gehe voran,
 was ich". Damit stürzte er die Schloßbrücke hinaus, seine Sechshundert
 nach und hinein unter die Hunderttausende von Türken. Bald traf ihn der
 dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte, bis der dritte Ungarns Leoni-
 tötete. Alle die Seinigen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das bren-
 Schloß. Aber hier sprangen plötzlich — Z. hatte Luntten gelegt — die ver-
 enen Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zer-
 stört. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20,000 M. gekostet, und
 selbst das Leben. Die Türken behaupteten den Platz bis 1689. Der Janit-
 enaga ließ Z.'s Kopf auf einer Stange vor des Sultans Gezelt aufstellen;
 ward das furchtbare Haupt; aus Achtung gegen Z.'s Helbentod, dem kaiserl.
 ern, Grafen v. Salm, nach Raab geschickt. Das Geschlecht der Z.'s er-
 1703. Von Z.'s zerstörter Feste sind nur noch die mit Reben bepflanzen-
 zu sehen. Ein Trauerspiel: „Brini", von Theob. Körner, stellt die erzählte
 Katastrophe dar, verfehlt aber die wahre Erschütterung durch ein unnatürliches
 historisches Effecthaschen. An demselben Fehler, wozu noch Mangel an stren-
 historischer Kritik kommt, leidet die Biographie des Helden in Hornapf's
 „Plutarch" (7. Bd.).

Zschokke (Johann Heinrich Daniel), der ausgezeichnete, dem denkenden,
 dem unterhaltungslustigen Publicum Deutschlands gleich werthe Schriftsteller,
 in Magdeburg den 22. März 1771, war der jüngste Sohn wohlbemittelter Al-
 tern. Früh verwaißt, erhielt er seine erste Bildung auf der Klosterschule Unserer
 Frauen und dem Gymnasium der Altstadt, wo er zuerst größtentheils heimi-
 sche und neue Dichter und Philosophen las. In Melancholie und Lebensüber-
 versunken, riß er sich durch eine Reise, die das Ansehen einer Flucht hatte, aus
 bisherigen Verhältnissen heraus, trieb sich eine Zeitlang mit wandernden
 Schauspielern als Schauspieldichter umher und bezog sodann, mit den Seinigen
 behütet, die Universität Frankf. a. d. O., wo er ohne festen Plan Philosophie,
 Logie, Geschichte und schöne Wissenschaften, auch Cameralwissenschaften stu-
 dierte. Schon 1792 trat er hier als öffentlicher Lehrer auf, indeß konnte er weder
 Lehrtätigkeit noch Besoldung erlangen. Wie wenig die anhaltende, streng wissen-
 schaftliche Anstrengung den Schwung der Phantasie, überhaupt das Spiel ästheti-
 scher Empfindungen unterdrückt hatte, zeigten bald darauf mehrere schriftstellerische
 Werke im dramatischen Fache. Sie haben auf der Bühne zum Theil zu ihrer
 Glück gemacht, besonders „Abdallino", der noch bis jetzt hoch in der Volksgunst
 steht. Diese Bemühungen sind Nichts weniger als eigentliche Kunstwerke, auch
 wenn der wahrheitsliebende Verf. nie so wichtig damit gemeint haben; sie sind als
 freie, jugendliche Ergießungen zu betrachten, in denen das Talent einer
 reifen, kräftigen Darstellung zum Besten der folgenden, reifern Arbeiten sich

sorglos erging. Wöllner lenkte Zsch., welcher gegen das Religionsedict gekämpft hatte, von der akademischen Laufbahn unabsichtlich in die politische durch den Verstand, welchen er 1795 seinem Gesuch einer ordentlichen Professur an der fürstlichen Hochschule entgegenstellte. Das vorübergehende Mißgeschick bestimmte ihn zu einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Wahrscheinlich kam seine freie Lage für den Augenblick einem längst genährten Wunsche entgegen, vielleicht herrschte aber auch eine bestimmtere Absicht auf die Schweiz vor. Eine Reise nach Italien wurde Zsch. von mehreren Seiten so lebhaft angegangen, die Leitung des ehemaligen Seminariums von Marschlin und Haldenstein, in Reichenau, zu übernehmen, daß er den vereinigten Wünschen endlich nachgab. Durch ihn und den bewährten Altbürgermeister Tscharner hob sich die Anstalt auf und kräftig. Wie sehr das Verdienst des neuen Vorstehers um dieselbe allgemein anerkannt wurde, beweist die freiwillige Ertheilung des Bürgerrechts, wozu die Räte und Gemeinden der 3 Bünde öffentlich dankten. Er erwiderte diese bürgerliche Auszeichnung später auf eine angemessene Weise durch die Herausgabe seiner beifallswürdigen „Geschichte Graubündtens“. Die Staatsumwälzung in der Schweiz, durch frühere Ereignisse und Stimmungen mannigfaltig vorbereitet, brach 1798 aus; die Franzosen drangen ein, mit ihnen kam Verwirrung, Unruhe, Leidenschaftlichkeit über das Land, Zsch. dachte an seine Pflicht und an die Unabhängigkeit des Freistaats, dem er näher angehörte; daraus entsprang der Entschluß, als Freiwilliger gegen die Franzosen zu dienen. Doch der kleine Canton war schnell entschieden; zugleich wurden die Grenzen Graubündtens von einem franz. und von einem öst. Heere so gefährlich bedroht, daß unter diesem Wechsel der Dinge seinem mannhaften Vorhaben entsagen zu müssen, besonders da jetzt eine näher liegende, große Tagesangelegenheit ihn und alle Mitglieder des Gemeinwesens auf das lebhafteste beschäftigte, nämlich die hochwichtige Frage, ob die Bündter für sich allein stehen oder mit den Schweizern zusammenzutreten? Die Vernunft empfahl das Letztere, die Leidenschaft verlangte das Erste. Der Druck drang auch damit durch, trotz des entschlossenen Widerstandes, den die Altbürger Tscharner, in richtiger Erwägung der Verhältnisse und aus Liebe zum Vaterlande, Besten geleistet hatten. Die Überspannung machte sich bald darauf in Form von Schulldigungen und Ausbrüchen des Verfolgungsgeistes; das karglich unterhalten, jetzt aufgehobene Seminar wurde ein namhaftes Opfer dieser allgemeinen Verblendung. Zsch. und Tscharner, bisher in einem gemeinschaftlichen Wirkungskreise glücklich verbunden, sollten noch einige Zeit auf einem gemeinsamen Platze öffentlich neben und für einander wirken, und zwar in Aarau, dem politischen Mittelpunkt der Schweiz, als Deputirte bei den helvetischen franz. Behörden. Tscharner, vielleicht nicht gewachsen oder innerlich abgemüdet von der neuen Dinge, zog sich bald zurück und erschwerte dadurch die Last auf Zsch.'s Schultern, der außerdem, seit dem Einzuge der Östreicher in Bünden, von seiner bevollmächtigenden Basis völlig abgeschnitten war, und allein auf sich und seine Kraft gestellt. In dem Zustande dieser Verwirrung wählte ihn Stapfer, der damalige Minister der Wissenschaften, zum Chef des Depart. des Schulwesens; kurz darauf wurde er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Regierungscommissairs von dem helvetischen Vollziehungs-Seminarium nach Unterwalden geschickt, wo zu den Verwüstungen des Krieges auch die Parteiwuth, die schlimmste aller Geißeln, sich gesellte. Zsch. fand sich in diesen verschiedenartigen Geschäften schnell hinein; es lebt etwas in ihm von der Energie und Kraft, die an jeder Stelle leicht einheimisch wird, wozu das öffentliche Wohl sie ruft. Das zeigte sich jetzt für Unterwalden im hellen Licht; wirkte hier unablässig als Wohlthäter und Friedensstifter, amtlicher Einfluß, persönliches Gewicht, geistige Gewandtheit, gesellschaftliche Haltung, einnehmende

tragen vereinigten sich kräftig zu einem und demselben Zweck. Er hat dem Publikum einen Schlüssel über diese merkwürdige Zeit geben wollen in seinen „Historischen Denkwürdigkeiten der schweizerischen Staatsumwälzung“. Die ihm ertheilte Macht für Unterwalden wurde später auch über die Cantone Uri, Schwyz und Zug ausgedehnt; eine Erweiterung des Wirkungskreises, die mit seinem erprobten Dienste in einem natürlichen Verhältnisse stand. Seine herzergreifende Aufforderung zur Abhülfe des unerträglichen Elends in jenen Gegenden bleibt für immer ein edles Denkmal volksmäßiger Beredsamkeit. Unter den Producten jener Zeit erscheint seine „Geschichte des Kampfs und Untergangs der Waldecantone“ eine vorzügliche Aufmerksamkeit. 1800 ernannte ihn die Centralregierung in Bern zum Regierungscommissair, zugleich gab sie diesem Amte noch eine besondere Wichtigkeit durch die Aufforderung, dem ersten Consul Bonaparte als Führer über den Berner See zu dienen. Zsch. lehnte sie ab, geleitete aber den Generallicut. Moncey im Juni 1800 durch Uri über den Gotthard. Hierauf organisirte er, zu der ihm gewordenen Bestimmung, die ital. Schweiz (Canton Lugano und Monza) mit dem möglichst besten Erfolge und füllte den Kreis allgemein ordnender Thätigkeit so lange aus, bis die von ihm vorgeschlagenen Regierungsstatthalter und Verwaltungskammern innerhalb der abgesteckten Grenzen die regelmäßige Geschäftsführung übernahmen. Bei seiner Rückkehr nach Bern erhob Zsch. die dringendsten Klagen bei dem franz. Gesandten Reinhard und dem General Dumas, Chef des Generalstabes der 2. Reservearmee, wegen der vielfachen Expressionen und Willkürlichkeiten, die damals auf Masséna's Befehl verübt wurden. Mag auch die offene Einrede hier wie an mehreren Orten zu spät gekommen und im Ganzen fruchtlos geblieben sein, so ehrt sie darum den entschiedenen Mann nicht weniger, der sie aussprach. Daß Zsch. den zuletzt auferlegten Verpflichtungen rühmlich nachgekommen war, erklärte die helvetische Regierung stillschweigend, aber offen genug, indem sie ihn zum Regierungsstatthalter des Cantons Bern bestellte, wo die Bewegungen wegen des Bodenzinses und Zehnten einen charakteristischen Charakter angenommen hatten. Bei einer Zusammenrottung des armen Landvolks stürzte er, ohne die Gefahr kleinlich abzuwägen, mitten unter den geschlossen Haufen, die sofort seiner beschwichtigenden Rede wie einem plötzlichen Manne des Friedens sich fügten. Die neue gesetzliche Ordnung, deren eigentlicher Geist ein strenges umfassendes Centralisiren sein sollte, ging sichtbar an dem Ende entgegen, es fehlte ihr an Halt in den unvorbereiteten Gemüthern, nicht an einer festen geschichtlichen Grundlage, die bei dem Kampfe der Parteien und Leidenschaften um so empfindlicher vermisst wurde. Die Centralregierung, mit dem Landammann Alois Reding an der Spitze, richtete von neuem Augenmerk auf den abgeschafften Föderalismus, der allerdings in andern Zeiten bei bessern Sitten eine erträgliche Verfassungsform gewesen war, aber unter Gewaltthaten der Gegenwart und der immer weitergreifenden Gemüthszerstörung sich längst selbst überlebt hatte. Zsch., misguthig über den lahmen Zustand der Dinge, legte seine Stelle als Statthalter von Basel nieder, damit es scheine, als heiße er durch seine amtliche Mitwirkung die Wiederherstellung des Systems gut, gegen das er sich bei verschiedenen Gelegenheiten unzweideutig ausgesprochen hatte. Streng zurückgezogen von den öffentlichen Angelegenheiten, lebte er nun an auf dem Schlosse Wiberstein im Aargau lediglich seinen Lieblingswissenschaften, während es ringsumher drohte, zuckte und stürmte, bis die überdarniederliegenden Schweiz die unwiderstehliche Hand der Vermittlung gewährte, der als Glück gelten konnte, die heftigsten Uebeln, wäre er nur als eine Frucht des Landes und aus der Ferne durchgedrungen. Der abermalige Umschwung brachte auch Zsch. wieder in öffentliche Thätigkeit, er wurde durch

des Cantons Aargau, 1804 Mitglied des Oberforst- und Bergamts. Wäre ist Zsch. kein Fremdling in dem angegebenen Bezirke des Wissens, dafür ist f. später erschienenenes Werk: „Der Gebirgsförster“. Ein günstiges Zeugnis für Bürgertugend liegt darin, daß er jetzt auch mit dem aargauischen Staatsbürgerrechte beschenkt wurde. 1804 begann er auch sein vielgelesenes Volksblatt: „aufrichtige und wohlthätigste Schweizerbote“, das ihn recht eigentlich in dem Element der wohlthätigsten Wirksamkeit versetzte. 1805 verband sich Zsch. mit der Tochter des geachteten Pfarrers Nüssperli von Kirchberg, die ihm eine glückliche Ehe bereitete und 8 Söhne gab. Das J. 1806, so reich an tollenden Ereignissen, bestimmte den Plan der „Miscellen für die neueste Weltkunde“, erschienen von 1807 ununterbrochen bis 1813, ausgezeichnet durch Reichthum des Inhalts, glückliche Wahl, angenehme Darstellung, gewissenhaften Fortschritt, ein größtentheils treffendes Urtheil. Zsch.'s Übersiedelung von Biberach nach Aarau führte sogleich zu der Errichtung einer Mauerlogge und der Gründung für vaterländische Cultur. Den „Miscellen“ standen von 1811 die „Ergänzungen“, eine Monatschrift, ergötzlich zur Seite, ganz so, wie es der Zeit bedurfte. Die großen Weltbegebenheiten 1813 und 1814, verbunden mit dem Einbruch der Verbündeten in die Schweiz, fanden hier manchen flammenden Ausdruck, indem das Feuer der Zwietracht nach mehreren Seiten ausging. Zsch. bewies viel an ihm war, daß drohende Unheil mit Worten der Mäßigung und Besonnenheit, indem er von einer andern Seite die Rechte und Freiheiten seines Cantons mit glänzender Überlegenheit vertheidigte. Dazwischen fallen bedeutende literarische Arbeiten. Das umfassende Werk: „Geschichte des bairischen Regenten seiner Fürsten“, zu dem vorzüglich Joh. v. Müller ihn aufgemuntert hatte, betraugte den Verf., bloß um es zu schreiben, 1812 — 18. Lichtvolle, stets mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit, wogegen vielleicht der Geist der hohen Vergangenheit zu sehr in Schatten tritt, kritische, aber so weit sie das Wesentliche betrifft und zumal die Sache der menschlichen Menschheit begünstigt, eine natürliche, dem jedesmaligen Gegenstand entsprechende Sprache, Durchdrungen von Klarheit, Wärme und Stärke, diese Eigenschaften zusammen genommen erheben diese literarische Erscheinung weit über die gewöhnliche Bücherflut, sollten sie ihr auch nicht geradezu einen Platz in der Reihe der Historiker anweisen können. Das treffliche Volksbuch: „Das Aargau“, kann neben dieser Mannsarbeit für einen literarischen Absteckstein, dem Verf. so viel Ehre als dem Publicum Freude machte. Seit 1817 erschienen die „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“, ein passender Ersatz für die rückgewünschten „Miscellen“. Mit 1823 hörten sie auf, vermuthlich wegen Beschränkungen der Zeitverhältnisse. Sein neuestes und vielleicht bestes Werk: „Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk“. Schon vor seiner Geburt, nachdem es erschienen, waren bloß für die Schweiz 5000 Exemplare gesetzt: ein unerhörter Beifall, der besser als jede Anpreisung darthut, wie vollkommenen Genüge es den Bedürfnissen des Volks leistet. In der That, hat sich selbst und sein ganzes verdienstliches Leben durch diese unschätzbare im Kerne herausgegeben; sie ist Zsch.'s treuestes Bild, für unabsehbare Zeiten den Altar seines zweiten Vaterlandes niedergelegt. Seine „Bilder aus der Schweiz“ (2 Thle., Aarau 1824) sind naturhistorische Gemälde, welche in die Zeit und Ort und Stelle ganz versetzen. Nicht alle Producte des fruchtbaren Schöpfers (außer den genannten vorzüglich Romane, Novellen, Sittengemälde, literarische Darstellungen in wechselnden Formen) sind hier in Reihe und Glied aufgeführt worden; auch hat er sich zu mehreren Erzeugnissen nicht öffentlich bekannt gemacht, später aus der Reihe seiner Werke gestrichen. Hier ist es zum Schluß um den drängte Charakteristik nach den Hauptbeziehungen seines Lebens zu thun.

isteller gehört Zsch. zu denen, die nicht sowohl eine neue Bahn brechen, als Borgesehene zweckmäßig nach verschiedenen Richtungen verbreiten, was ihnen an theoretischer Tiefe abgeht, durch praktischen Werth ersetzen, statt der kühnen Flüge des Genies eine feste Gesundheit des Geistes darbieten, und so den Vorrath der Menschheit, obschon in einiger Entfernung, doch mit Kraft, Geschick liebe nachfolgen. Zsch.'s literarische Thätigkeit gleicht den gesuchten engl. Aristokraten nicht bloß in Absicht auf den sichern Zweck, sondern auch durch ihre Bequemlichkeit. In dem Kreise der Bürgerpflichten vereinigt er Öffentlichkeit und Nützlichkeit des Betragens auf eine musterhafte Weise; die Erziehung seiner Kinder ist ihm von Anfang und unausgesetzt eine theure Herzensangelegenheit, der er bergnügen auch als Lehrer manche kostbare Stunde opferte. Gegen sein Land, das leider in der jetzigen Schweiz einen starken Unterschied macht, für seinen Namen, bewies er sich jederzeit untadelhaft, und er hätte in bessern Zeiten und umgibtlichern Menschen leicht Größeres gethan. Für den geselligen Umgang hielt er, in schneidendem Gegensatz mit den Stubengelehrten, eine selten gewordene Munterkeit und die beweglichste Gegenwart des Geistes, sodaß sein lebendiges Wort das geschriebene kräftig vertritt. In der reinen Pflege des Menschlichen, worin er seinen Beruf sieht und seinen Lohn empfindet, kann er bei ungebrochener Gesundheit, einem dauerhaften Körperbau, mäßigem Lebensalter und steter Gemüthsheiterkeit noch manches schöne Jahr den Mäusen des geselligen Besten weihen, wozu ihm und sich selbst zahlreiche Verehrer Glück wünschen.

Eine Sammlung seiner Schriften erschien 1825 fg. in 40 Bänden. Zu Bd. 1. befinden sich seine lebensgeschichtlichen Umrisse.

Zuchthäuser. Der Name zeigt schon die eigentliche Bestimmung dieser Anstalten an; sie sollen Erziehungshäuser für strafbare, aber noch einiger Besserung fähige Mitglieder des menschlichen Geschlechts sein; die Sträflinge sollen darin nicht bestraft, sondern auch gebessert werden. Inwiefern dieser doppelte Zweck in Zuchthäusern erreicht werde oder werden könne, wird sich in Folgendem zeigen. Kurze Geschichte von der Entstehung dieser Anstalten mag jenen Bemerkungen dienen. — Zu der Zeit, da eine geläuterte Philosophie die Menschen menschlicher machte und den Werth des Menschenlebens schätzen lehrte, hörte man auf, nur wirkliche Verbrechen, sondern auch Vergehungen gröberer Art mit dem Tode zu bestrafen, und errichtete Anstalten, in denen die Strafbaren ihre Schulden abzulösen mußten, ohne doch der Gesellschaft ganz entzogen zu werden; vielmehr sollten sie dereinst gebessert in dieselbe zurücktreten. Bei den Römern war Verban- die Strafe für Staatsverbrecher aus den Classen der Bürger, Arbeit in den Werken der Strafe für Leibeigene und Sklaven, die sich wichtige Vergehungen zu Schulden kommen lassen. In spätern Zeiten wurden in den Ländern, die Seemacht unterhielten, die Verbrecher auf den Galeeren eingeschmiedet: Gebrauch, der am letzten bei dem Malteserorden, als dieser noch Galeeren hatte, war, jetzt aber nicht mehr statfindet. In andern Ländern wurden sie und noch jetzt als Knechte des Staats zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. In andern Ländern ist die Deportation der Verbrecher in noch unangebaute Gegenden der Provinzen gewöhnlich; so schickte England seine Verbrecher nach Botanien, Rußland die seinigen nach Sibirien. Der eigentliche Zeitpunkt, wo Zuchthäuser entstanden, ist unbekannt. In England bestand zu Burn (Südburn) in der Grafschaft Suffolc bereits 1589 ein Zucht- und Arbeitshaus, dessen Reglement John Eden in s. „Geschichte der arbeitenden Classen in England“ erwähnt. Die fleißigen und speculativen Niederländer gaben uns Deutschen, wie in vielen andern Dingen, so auch darin ein Beispiel, die Kräfte und Fähigkeiten, selbst böse, verdorbener Menschen, zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Indem Menschen dieser Art in eigens dazu errichteten Anstalten von weitem Vergehungen abge-

halten werden, sucht man zugleich sie durch Arbeiten zu beschäftigen und nützlich zu machen. In dieser Absicht wurden zu Amsterdam 1595 ein Zuchthaus für Männer, und 1596 ein zweites für lüderliche Weibspersonen errichtet. Bald nachher waren fast in allen niederländ. Städten ähnliche Anstalten zu finden. In Deutschland entstanden diese Anstalten ebenfalls mit dem 17. Jahrh. Die freien Reichsstädte, die durch Gewerbsamkeit blühend geworden waren, und früher, als in den vereinigten Staaten geschah, eine regelmäßige Polizei einführten, gingen voran. Der Magistrat zu Hamburg faßte 1609 den Beschluß, ein Zucht- und Arbeitshaus anzulegen, „damit die Armen unterhalten, die Bettler abgeschafft, und allerhand Unheil gewehrt würde“. In Bremen bestand 1617 ein Zuchthaus. Mehrere Reichsstädte folgten diesen Beispielen. Später thaten es auch die Regenten der vereinigten Staaten. So wurde 1708 das Zuchthaus zu Halle, und 1716 zu Weismannheim in Sachsen, auf den Antrag der Landstände, ein Zucht- und Arbeitshaus errichtet. Gegen die Hälfte d. 18. Jahrh. waren schon mehr als 50 Zucht- und Arbeitshäuser in Deutschland vorhanden. Kleinere Städte verbanden sich zu gemeinschaftlicher Errichtung solcher Anstalten, oder gaben ihre Sträflinge in andere Zuchthäuser gegen eine gewisse jährliche Bezahlung. Diese öffentlichen Anstalten waren in ihrem ersten Ursprunge meistens ziemlich eingeschränkt. Als aber in Deutschland die Folter nach und nach abgeschafft, und, statt der sonst gewöhnlichen Verweisung, häufiger auf Zuchthausstrafe erkannt wurde, da fand man in verschiedenen Ländern nöthig, die schon bestehenden Anstalten dieser Art zu erweitern und neue Zucht- und Arbeitshäuser zu errichten. Durch die mildern Gesetze der neueren Tage, durch die seltener vollzogene Todesstrafe der Verbrecher, sind jetzt die Zuchthäuser mit Sträflingen aller Art größtentheils überfüllt; aber man darf wegen jene strengern Gesetze, jene häufigern Todesstrafen zurückwünschen! Die härtesten Strafen den Verbrecher nicht abschrecken, hat längst die Erfahrung gelehrt. Es sind genug Beispiele vorhanden, daß während der Zeit, da ein Dieb an den Galgen knüpfte, auf dem Richtplatze selbst Diebstähle begangen wurden. Das erste und wirksamste Mittel, die Uebervölkerung der Zuchthäuser nach und nach zu vermindern — dessen weitere Erörterung jedoch nicht hienieden ist, durch verbesserte Erziehung der Jugend Verbrechen zu verhüten. Ein wichtiger Gegenstand ist der, daß die Zuchthäuser, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, nicht bloß Straf-, sondern auch wirkliche Besserungsanstalten sein, und in dieser Rücksicht ist immer noch nicht genug Ernst bewiesen worden. Es ist die auf häufige Erfahrung gegründete Bemerkung gemacht worden, daß die Zuchthäuser, wenn nicht schlimmer machen, doch nur wenig moralische Besserung bewirken. Die Einrichtung der Häuser selbst ist Schuld daran. Man vermuthet, daß noch nicht ganz verderbten, vielleicht bloß leichtsinnigen Sträfling mit dem gemeinen Bösewicht; der junge Verbrecher wird von dem ältern und erfahrenern unterrichtet und nach seiner Entlassung aus der Anstalt dem Staate doppelt gefährlich. Es wird man einen berühmten Verbrecher finden, der nicht früher, vielleicht nicht einmal, Zuchthausstrafe erlitten hätte. Die eingeführten Religionsübungen, die eifrigsten Bemühungen der Zuchthausprediger können nur selten bei Einem oder dem Andern Besserung bewirken. Es gibt kein andres Mittel, größere Innere Besserung in den Anstalten selbst, und die Folgen derselben, wenn die Sträflinge entlassen werden, zu verhüten, als solche Anstalten in 2 Abtheilungen, das Besserungshaus und das eigentliche Zucht- und Verwahrungshaus, abzutheilen. In Sachsen sind zu Zwickau die Sträflinge in 2 Classen, die härtere und die mildere, abgetheilt. Eine gleiche Verfügung wurde auch in der 1811 zu Lichtenburg errichteten Strafanstalt getroffen. Auch erkannte die sächs. Regierung die Nothwendigkeit, Gemüthskranke und Waisen, denen man in frühern Zeiten denselben Zucht und Verwahrung mit den Sträflingen angewiesen hatte, abzusondern, und jede Classe

anstalten unterzubringen. — Unter allen Büchern, die über zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse und Zuchthäuser geschrieben worden, behauptet unstreitig den Briten John Howard (s. d.) oft aufgelegtes Werk den Vorzug. (S. „Über Gefängnisse und Zuchthäuser“, im Auszuge a. d. Engl. des Howard, 1ster, Leipz. 1780.) Auch H. dringt auf eine Absonderung der Züchtlinge in, nach den Graden ihrer Verbrechen und Vergehungen, und auf einen Unterschied in ihrer übrigen Behandlung, z. B. in Ansehung der Kost, der auferlegten, des Genusses mehrerer oder minderer Freiheit etc. Sein Landsmann Macfarlan und dessen deutscher Herausgeber, Garve („J. Macfarlan's Untersuchungen über die Armuth etc.“, a. d. Engl. mit Zusätzen von Garve, Leipz. 1785), stellen es als das sicherste Mittel dar, die Einrichtung der Zuchthäuser zu verbessern. Man hat sich freilich dagegen einwenden, daß diese gutgemeinten Vorschläge nicht ausführbar sind. Sehr viel hängt hierbei von dem Charakter und dem Verstande des Verwalters oder Vorstehers einer solchen Anstalt ab, und es fehlt nicht an Beispielen, daß die Verfassung, die irgend eine Anstalt dieser Art unter einem zu geeigneten Vorsteher hatte, unter seinem minder fähigen Nachfolger in Verfall gerieth. Was von Seiten des Religionslehrers für die moralische Verbesserung der Züchtlinge gethan werden könne und müsse, hat Wagniz in s. Schrift: „Die moralische Verbesserung der Zuchthausgefangenen“ (Halle 1787), geschrieben. Auch: Wagniz, „Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland“ (2 Thle., Leipz. 1791 fg.); „Über Zuchthäuser und Zuchthausstrafen etc.“, von C. E. Wächter (Stuttg. 1786); D. Knöschke: „Über die Verbannung der Missethäter zur Bergarbeit“ (Leipz. 1795) und Just. Gruber: „Über die rechte und zweckmäßige Einrichtung der öffentl. Sicherheitsanstalten“ (Jrkf. a. M. 1801). (Vgl. Gefängnisse.)

Zucker oder **Zuckerstoff** heißt überhaupt jede süße, durch die Gährung aus Zucker- und in Essig übergehende, im trockenen Zustande verbrennliche Materie, die aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff zusammengesetzt ist. Er zerfällt in verschiedene Gattungen, die eigenthümliche Kennzeichen haben. Im Allgemeinen theilt man die Zuckerstoffe in 1) thierische, wozu unter andern der Milchzucker, Harnzucker und Honig gehören, und 2) vegetabilische, die sich in allen süßlichen Pflanzentheilen finden, und 3) in harten krystallisirbaren Zucker, der theils a) im Zuckerrohr, weniger in einigen Baumsäften findet, b) in weichen krystallisirbaren Zucker, der theils natürlicher, wie der Zuckerstoff der Früchte und Getreide, theils künstlicher ist, wie der Stärkezucker, und c) flüssigen, nicht krystallisirbaren Zucker, der mit den vorhergehenden Gattungen in denselben Pflanzentheilen, aber auch in vielen allein vorkommt. Der Zuckerstoff war schon im Alterthum bekannt, wo man den Honig, wie auch den Saft süßer Früchte zur Bereitung geistiger Getränke und zur Speise benutzte. In Indien und Arabien betrieb man den an der Luft gehärteten Saft des dort wildwachsenden Zuckerrohrs einen Handel damit. Man gebrauchte ihn wegen seiner Kostbarkeit nur als Arznei. Schon früh aber, wie es scheint, preßten die Araber das Zuckerrohr aus und verwandelten den Saft in Syrup ein. Die Europäer lernten das Zuckerrohr während der Kreuzfahrten kennen, das aus Ostindien und Arabien und Aegypten, Cypern, Candienland verpflanzt wurde, und von hier nach Sicilien kam, wo es schon im 14. Jahrh. große Pflanzungen gab, späterhin aus Italien nach Südfrankreich, (1420) und den canarischen Inseln gebracht wurde. In Südamerika wurde es erst im 15. Jahrh. kennen, doch ist ungewiß, ob man es dahin von Ostindien wildwachsend gefunden habe. Nach der Einführung des Sklavenhandels wurde es auch in Westindien angebaut, welches bald so viel Zucker lieferte, daß die ganze übrige Welt damit versehen konnte und der Zuckerbau in Europa fast ganz aufhörte. In Nordamerika wurde das Zuckerrohr erst im 18. Jahrh. angepflanzt,

nachdem man schon lange vorher Ahornzucker gewonnen hatte, im Jahr 1747 den aus dem Saft des Zuckerahorns auf eine einfache Weise zu gewinnen. Die fortgeschrittene Chemie lehrte in neuern Zeiten den Zuckerstoff aus vegetabilischen Pflanzen scheiden, wie Glauber aus Trauben, Marggraf aus Rüben, Parmentier aus süßen Kastanien und Mais. Die Reinigung wurde seit 1796 von Achard im Großen ausgeführt. Die Mittel des Rohrzuckers zu finden, gaben besonders während der durch das Kontinentalsystem veranlaßten Hemmung des Handels mit Colonialwaaren in Frankreich viel Beschäftigung, und in Frankreich und Deutschland wurden Rüben und Runkelrüben dazu benutzt. Als man durch genaue Zerlegung der Bestandtheile des vegetabilischen Zuckerstoffs bekannt geworden war, lag es natürlich auf dem Gedanken, auf künstlichem Wege Zucker zu erzeugen, was in Petersburg vollendete diese Entdeckung, indem er Stärkezucker in kristalliner Form gewann. — Der Saft des Zuckerrohrs (*arundo saccharifera*) besteht aus Wasser, krystallisirbarem Zucker, nicht krystallisirbarem Zucker und andern Bestandtheilen, und die Läuterung beruht darauf, den krystallisirbaren Zucker von den übrigen Stoffen zu scheiden. Das reife Rohr wird abgeschnitten und in Zuckermühlen zwischen 3 senkrecht stehenden hölzernen und mit Eisen oder eisernen Walzen so lange ausgepreßt, bis es ganz trocken wird. Das Rohr, das man in den franz. Colonien *begasse* nennt, dient zur Gewinnung des Saftes (*vesou*) wird alsdann in einem kupfernen Kessel mit Kalk gekocht, um die überflüssige Säure sogleich zu neutralisiren. Das Rohr wird nach einander in 3 verschiedenen Kesseln wiederholt. Der eingedickte Saft wird in den Kühlbottich gefüllt, und dann, so lange er noch warm ist, in Formen, die auf einem Roste über einer Cisterne stehen, und auf dem Boden mit verstopfte Löcher haben. Die flüssigern Theile des Saftes (Melasse) tropfen durch jene Öffnungen, und werden zum Theil zu Rum destillirt, die gelblichen eingedickten krystallisirbaren Theile zurückbleiben, die man Farinzucker, oder *Moscovade* nennt. Man rechnet, daß 200 Rohr 100 Pf. Saft geben, woraus man 25½ Pf. Rohrzucker erhält. Eine ähnliche Beschreibung des Verfahrens beim Zuckersieden findet man in der Geschichte von Westindien. Jener Rohrzucker, der durch den Einfluß der Luft und Bodens in Geruch, Geschmack und Farbe verschieden ist, wird auf den Zuckerinseln geläutert. Man thut die noch warme Masse in thönerne Gefäße, welche auf ihre, mit einer verstopften Eisen Spitze gestellt werden. Nach der Abkühlung wird der Pfropf herausgenommen, den Syrup oder die Melasse austropfen zu lassen, worauf die Oberfläche des Rohrzuckers in der Form mit nassem Thon bedeckt wird, dessen Feuchtigkeit die noch befindliche Melasse verdünnt und nach und nach wegspült. Auf den Zuckerinseln ist dieses Verfahren jedoch nicht so allgemein üblich als in Westindien. Der auf diese Art geläuterte Zucker, den man Thonzucker oder reich *Cassonade* nennt, wird alsdann aus den Formen genommen, getrocknet, gepulvert und nach Europa geschickt, wo man ihn noch raffinirt. Bei diesem Raffiniren wird die Cassonade mit Kaltwasser aufgelöst und mit Zusatz von Ochsenblut — statt dessen man in neuern Zeiten in den raffinirten thierische Kohle (verkohlte Knochen) angewendet hat — gesiebt, die im Rohrzucker noch befindliche Säure ausgeschieden, und das ruckelzuckersaure Salz zersetzt wird, alsdann durch abermaliges Sieden in einer Kühlpfanne geschöpft und in thönerne Formen gefüllt, worin man die angegebene Art mittelst feuchten Thons von dem nicht krystallisirbaren Zucker befreit. Endlich werden die aus den Formen genommenen Zuckerstücke bei einer Temperatur von 40° Réaumur getrocknet und in Papier geschlagen. Der

ist nach der Verschiedenheit des Rohzuckers von ungleicher Güte. Je härter und je sein Korn ist, desto reiner und theurer ist er, obgleich der feine Zucker nicht so als der gröbere versüßt. Die raffinirten Zuckersorten kommen im Handel in einer absteigenden Ordnung vor: Canarien- oder Königszucker (weil man ihn zuerst von den canarischen Inseln erhielt, oder aus canarischem Rohzucker gewann), Verfeinzucker, Ordinairfein, feine Raffinade, Mittelfraffinade, Ordinairraffinade, feiner kleiner Melis (nach der Insel Malta genannt), feiner großer Melis, Ordinair großer Melis, feiner Lumpenzucker, Mittellumpenzucker, ordinair Lumpenzucker. Der Candiszucker wird aus einer Auflösung von weniger concentrirtem Zucker bereitet, die man nach der Abkühlung in ein mit Zwirnfäden durchzogenes kugelförmiges Gefäß gießt, wo dieselbe in der geheizten Darrkammer um die Fäden in Kugeln anschießt. Er ist nach Beschaffenheit des dazu gebrauchten Zuckers entweder weißlich, gelb oder braun.

Aus Ahorn, Trauben, süßen Früchten, Mais und Runkelrüben wird der Zucker in der Hauptsache ebenso gewonnen als aus Zuckerrohr. Aus dem Zuckerahorn werden auch der Silberahorn, der gemeine Ahorn und der Zuckerahorn dazu benutzt. Der Zuckerahorn, der in großer Menge in den westlichen Gegenden Nordamerikas wächst, hat die Höhe einer Eiche und muß 20 Jahre alt seyn, ehe er seine volle Größe erlangt. Die Bäume werden von Ende Jan. bis Ende des März durch den Splint angebohrt, und leiden dadurch keines Leidens, sondern geben im Gegentheil mehr Saft, je öfter man sie anbohrt. Ein Baum gibt gewöhnlich 5—6 Pf. Zucker, der aus dem Saft entweder durch Gährung, oder durch Selbstverdunstung, oder gewöhnlich durch Sieden gewonnen wird. Der Ahornzucker steht in keiner Hinsicht unter dem westindischen Rohrzucker. Amerika liefert davon im Durchschnitt jährlich 135 Mill. Pfund, und zwar weit über seinen eignen Bedarf. (S. Rush's „Account of the Sugar-Mappletree, and the methods of obtaining sugar from it“, Philadelphia 1792), und von Schönbach's „Der Ahornzucker“ (Hanover 1814).

Die Gewinnung des Runkelrübenzuckers ist schwieriger. Unter den verschiedenen Abarten des Gewächses ist der weiße Mangold (*beta cicla alba*) das Beste. Der Runkelrübenzucker ist jedoch mit unangenehm schmeckenden Stoffen so innig vermischt, daß die Scheidung nicht immer gelingt, und der Syrup dem süßen Geschmacke gar nicht zu befreien ist. Man erhält in der Regel von 100 Pf. Rüben 3—4 Pf. Rohzucker. (Vgl. Achard's „Europ. Zuckersabrication aus Runkelrüben“ 2c., Leipz. 1812, 3 Bde.), und von Koppy's „Runkelrübenzuckersabrication“, Bresl. 1810.) Kirchoff's Schrift über Stärkezucker steht im 4. Theile der „Mémoires de l'académie de St.-Petersbourg“, und eine faßliche Anweisung zur Bereitung desselben gab Lampadius (Freiberg 1812) heraus. Man erhält dazu am besten die Stärke aus Kartoffelmehl. In Syrupform ist der Stärkezucker in den Handel gekommen. Er versüßt weit weniger als Rohrzucker, ist in seinen Eigenschaften dem Traubenzucker gleich, und läßt sich auch zu Wein und Weinessig benutzen. — Der Zucker ist in trockener Luft beständig, verfault beim Reiben im Dunkeln, zerfällt in wässriger Auflösung die meisten Metallsalze, besonders den Grünspan, schmilzt bei einer Temperatur über 80° C., zerfällt sich alsdann, färbt sich braun und verkohlt sich zuletzt. Er ist das wirksamsten fäulnißwidrigen Mittel und wird in dieser Absicht in der Hausheilkunde, besonders auch um Fische einige Tage frisch zu erhalten, gebraucht.

Zufall, 1) in metaphys. Hinsicht. Nach dem Grundsatz, daß jede Erscheinung ihre Ursache hat, oder durch eine andre Erscheinung bedingt ist, gibt es in der Natur keinen reinen Zufall, d. i. kein grund- und zweckloses Ereigniß. Wir betrachten von Zufall nur in subjectiver Beziehung, nämlich insofern wir den Zusammenhang der Zwecke und Ursachen in bestimmten Fällen nicht einzusehen im Stande sind. Siebente Aufl. Bd. XII.

Stände sind, und das Zufällige ist eine Erscheinung oder ein Ereigniß, das wir nicht als bedingt durch ein Andres erkennen, von welchem wir uns also auch vorstellen könnten, daß es nicht oder anders hätte sein können. Namentlich aber nicht als etwas als zufällig, insofern es von uns nicht vorausgesehen werden konnte, es als Naturwirkung oder als bestimmte Folge unsers Handelns, und in dieser Hinsicht nennen wir auch zufällig, was nicht in unserm Willen liegt, obwohl gegen unsere Absicht erfolgt. Endlich wird auch das Zufällige dem Nothwendigen entgegengesetzt (und heißt dann *accidens*) insofern es an einem Andern ist, im dem schlechthin Nothwendigen, insofern es bedingt durch ein Andres (*contingens*) nicht durch sich selbst ist, und unter Voraussetzung der Bedingung auch aufgehoben vorgestellt wird, da hingegen der letzte Grund aller Dinge oder der schlechthin nothwendig gedacht wird. Wenn es nun keinen objectiven Grund gibt, so ist es auch thöricht, ihn zu personificiren, und den blinden Zufall (*casus purus*), d. i. ein regellofes Werden und Vergehen der Dinge, zum Prinzipium machen. 2) In juristischer Bedeutung nennt man Zufall ebenfalls ein Ereigniß, das nicht in der Willkür des Handelnden liegt. Dies ist wichtig zu bestimmen, um den juristischen Folgen eines Ereignisses (Nutzen oder Schaden) und von der Verantwortung die Rede ist.

Zufriedenheit nennen wir gewöhnlich den dauernden Gemüthszustand, vermöge dessen der Mensch seine Schicksale und Verhältnisse seinen Wünschen gemessen findet. Unter **Selbstzufriedenheit** insbesondere versteht man Zufriedenheit des Menschen mit seinen Handlungen. Ist diese Zufriedenheit nicht begründet, so entspringt sie aus der Übereinstimmung unserer Handlungen mit den sittlichen Forderungen des Gewissens und den Verhältnissen, in welchen wir die sittliche Aufgabe zu verwirklichen haben. Ist sie wahrhaft sittlich ihrer Form nach, so artet sie nicht in Stolz und eitle Selbstgefälligkeit aus, welche das sittliche Fortschreiten hemmen und unterdrücken. Ist sie die wahre Zufriedenheit des Geistes die auf sein inneres Eigenthum gegründet ist, die Einigkeit mit sich selbst, womit zugleich die Einigkeit mit der Welt, und die Einigkeit mit dem Außern insbesondere verbunden ist, insofern kein äußeres Verhältniß jene Einigkeit rauben, kein noch so großes Glück sie zu vermehren im Stande ist. Sie nimmt den höchsten Charakter an, insofern sie religiös wird, und das Unglück als Mittel, seine sittliche Gesinnung daran zu beweisen, angesehene Eigenschaften, ein heiteres Temperament und Gewöhnung die guten Seiten der Dinge zu sehen, mögen die Zufriedenheit unterstützen, die Hauptsache aber ist, sein Streben beschränken, sein Streben auf unvergängliche Güter zu richten, und in der Verankerung unbedingt vertrauen.

Zug. Wenn 2 Körper solchergestalt in zusammenhängender Verbindung stehen, daß die Bewegung des einen das Nachfolgen des andern bewirkt, so ist dies ein in einem Wagen gespannten Pferde eins der gewöhnlichsten Beispiele abgeben. Man kann man, der eine Körper ziehe den andern. Dieser in der Erfahrung sich darstellende Umstand führt in der Theorie auf anziehende Untersuchungen. z. B. an einem über einer Rolle laufenden Faden ungleiche Gewichte befestigt, wird das größere sinken und, das kleinere nachziehend, ein Steigen desselben bewirken. Die hierbei sich ergebende Beschleunigung ist, wie man leicht sieht, ein in der Maschinenlehre wichtiger Gegenstand, und die Theorie lehrt darnach aus dem verschiedenen Gewichte der beiden Massen beantworteten Untersuchungen sind bekannt unter dem Namen der Theorie der Übertragung. Wir werden ausführlicher in den Lehrbüchern der Maschinenlehre behandeln, wie wir Bürja's „Grundlehren der Statik“ (Weit. 1789) namhaft machen.

Zug, der kleinste
Zürich, Sch

statischen Sätzen, liegt in der Statik
ist am besten im H

iner Beschaffenheit nach zerfällt er in 2 Theile, den südöstlichen und nordwestlichen, wovon dieser fruchtbarer Thalboden und ersterer Gebirgsland ist, wo jedoch Gebirgsgipfel nicht 5000 Fuß erreichen und meistens sanft sich herabsenken. Den großen Raum des Landes nehmen der Zuger- und der Egerisee ein. Die Einwohner, deren Zahl etwas über 14,700 beträgt, sind deutschen Stammes und beugen sich zur kath. Kirche. Sie beschäftigen sich fast ausschließlich mit Viehzucht und Obstbau. Das Volk besitzt die höchste Macht und übt sie theils in der Landsgemeinde, theils in den verfassungsmäßigen Gemeinden, deren Abgeordnete im dreifachen Landrath sitzen. Der dreifache Landrath ist die gesetzgebende, und der Cantonsrath die vollziehende Behörde. Zum Bundesheere stellt der Canton 250 Mann, der Geldbeitrag besteht aus 1250 Schweizerfranken. — Der Hauptort ist die Stadt Zug, mit 2800 Einw., am Zugersee und am Fuße des Zugerberges, in der angenehmsten Lage, von blumenreichen Wiesen, Obstgärten, kleinen Bergen und schönen Landhäusern umgeben. Den See begrenzt gegen Mittag Rigi, hinter ihm steigt der Pilatus auf, und in der Ferne ragen die beschneiten Gipfel der bernischen Hochgebirge hervor.

Zugvögel, s. Vögel.

Zuidersee (Südersee), ein Meerbusen der Nordsee, von den holländ. oder erländ. Provinzen Holland, Oberyssel und Friesland u. umgeben. Seine Fläche beträgt 57 □ M. In einer frühern Periode scheint er ein See gewesen zu sein, in nordwestliches Ufer von den Wellen verschlungen wurde. Die Lage der Insel Texel, Vlieland und der Sandbänke an seinem Eingange, der dadurch für die Schifffahrt sehr unsicher wird, spricht noch jetzt dafür. Der Handel von Amsterdam beruht vornehmlich auf seiner Lage an der Zuidersee. Im Süden steht der Busen mit dem harlemer See (Meer) in Verbindung. Unter den sich hineineergießenden Flüssen ist die Yssel der größte. Die große Fläche macht bei Stürmen die Schifffahrt für kleine Fahrzeuge sehr gefährlich. Indessen zieht man den Weg über ihn zum südlichen Holland nach Friesland vor, um den Umweg längs der Küste zu vermeiden. Das V, der Pampus, sind Theile des Zuidersees, wovon das erstere ein Meer ist, zu welchem der Letztere als Meerenge führt. Das V macht die Verbindung mit dem harlemer Meer.

Züllichau, Kreist. im Regierungsbezirke Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, liegt 24 Meil. von Berlin, 1 Stunde von der Oder, hat 4700 E., ein Schloss, und ein mit einer Erziehungsanstalt und seit 1766 mit einem Pädagogium verbundenes Waisenhaus, welches von dem Stadlermeister Steinbart 1719 gegründet worden ist. Es blüht unter der Leitung des Hofraths Steinbart. Auch befindet sich hier ein Schullehrerseminar und ein Postamt. Züllichau hat Weberei, Leinwand u. a. Fabriken. Es gehörte nebst dem züllichauer Kreise (14 □ M., 30,000 E.) zum Herzogth. Krossen, das 1538 an Brandenburg kam und mit der Neuzeit verbunden wurde.

Zumsteeg (Johann Rudolf), der berühmte deutsche Liedercomponist, war Sohn eines württemberg. Kammerlakaien. Er wurde 1760 zu Sachsenflur im Pfrergrunde im Rittercanton Obenwalb geb. und auf Bitten seines Vaters später in die militairische Pflanzschule auf der Solitude bei Stuttgart aufgenommen. Man bestimmte ihn zum Bildhauer, aber sein musikalisches Talent sprach deutlich aus, als daß man hätte anstehen können, ihn von einer Bahn zu halten, auf der er in der Folge mit so vielem Beifall wandelte. Die herzogliche Kapelle war damals reich an vorzüglichen Mitgliedern, Z. genoss den Unterricht der berühmtesten Meister mit vielem Erfolge. Schon während seiner akademischen Zeit componirte er mehrere Singspiele, Cantaten und die Gesänge zu Schiller's "Kabale und Liebe", dessen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war. Als er hierauf Solocellist bei der herzogl. Capelle angestellt wurde, componirte er Klopstock's

„Frühlingsfeier“, eine Messe und mehrer Balladen und Lieder, wodurch der Beifall des Hofes und des Publicums in dem Grade erwarb, daß er nach dem Tode des Capellmeisters Poli (1792) zum herzogl. Concertmeister und Director der Oper ernannt wurde. Am 27. Jan. 1802 endete ein Schlagfluß sein Leben, zu früh für die Kunst, indem er eben den Abschiedsmonolog der Jeanne Orleans zu componiren beschäftigt war. Er war der erste deutsche Componist von Balladen mit Begleitung des Pianoforte durchcomponirte und darin ein wirkliches das entschiedenste Glück machte. Wem sind nicht „Des Pfarrers Tochter in der Kneipe“, sein „Ritter Karl von Eichenhorst“, „Die Büßende“, „Lenz“ u. s. w. bekannt? Auch s. Lieder und Romanzen gehören zu den ausgezeichnetsten und besten Liedercompositionen der Deutschen, besonders ist s. „Kolma“ ein schönes Product. Unter s. Opern sind die „Geisterinsel“ (nach Gotter), „Die Schöne und das Pfauenfest“ die gelungensten. Gleichwol wollte man auch s. Claviercomponisten wiedererkennen. Außerdem hat er einige deutsche Opern componirt. Die meisten s. Compositionen hat er bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen lassen. In der Wahl s. Texte und in der declamatorischen Behandlung derselben zeigt sich ein mit Poesie befreundeter Sinn. Seine Lieder sind leichtfaßlich und vornehmlich im Sentimentalen treffend. Dagegen ist s. an Charaktermannigfaltigkeit und tiefer Originalität, besonders zu lobenswerthen. Seine Begleitung kommt uns jetzt etwas leer und einförmig vor. Bässe oft gewöhnlich vor. Auch in Hinsicht der Modulation beschäufte sich s. bildungskraft nicht genug. Dies ist wol der Grund, warum jetzt s. Lieder seltener gesungen werden; doch gibt es mehrer derselben, welche, wegen ihrer Bedeutsamkeit vorgetragen, überall ansprechen müssen und als Muster des Liebes angesehen werden können. Auch als Mensch war Z. hoher zu achten. Der Bildhauer Dannecker hat seine getroffene Büste zum Besten seines Lebens verkauft. Seine hinterlassene Tochter hat sich ebenfalls durch Liedercompositionen bekanntgemacht.

Zunftwesen. Eine Zunft oder Innung heißt eine Gesellschaft von Handwerkern, die zur Betreibung ihres Gewerbes ausschließlich berechtigt sind und eine bestimmte gesellschaftliche Verfassung haben. Die Benennung Zunft wird zwar zuweilen gleichbedeutend mit jenen Ausdrücken gebraucht, welche nicht auf eine Verbindung von Handwerkern zu beschränken, sondern auf andere Zwecke sich zu beziehen, und die Gilden, ursprünglich Verbindungen von Kaufleuten, waren älter als die Handwerkerinnungen. Das Wesen der Zünfte besteht in dem Rechte der Gewerbetreibenden, als moralische Personen Verordnungen über Gewerbsangelegenheiten zu machen und die verbindende Kraft derselben auf Andre außer ihrer Genossenschaft auszudehnen. Diese Befugniß, das Recht war mit der Zunftverfassung seit ihrer Entstehung auf das genaueste verbunden und besteht noch immer in einzelnen Äußerungen, obgleich das Streben der Zünfte, sich alle Gewerbeverhältnisse unterzuordnen, die ehemalige Unabhangigkeit der Zünfte immer mehr beschränkt hat. Schon im frühen Alterthum gab es Verbindungen des Volkes nach seinen Beschäftigungen, aber die aus Stammesangehörigen entstandenen Kasten (s. d.) der Indier, Ägypter u. s. w. lassen sich mit den Zunftgenossenschaften der neuern Zeit nicht vergleichen. Bei den Römern gab es Handwerkergesellschaften (*collegia et corpora opificum*), die mit den Innungen des neuern Europa verglichen werden können, als auch s. Personen bildeten und das Recht hatten, Statuten zu errichten. In der Zeit des Freistaats erschienen diese Gewerbschaften nicht selten als politische Vereine und eben dies gab bei der Gründung der monarchischen Gewerbsverfassung Anlaß zur Entstehung des Einflusses und derselben zu ihrer theilweisen Aufhebung. In der Wiege des freien Bürgerstandes im Mittelalter, und besonders in den letzten

ten, mögen Überreste jener römischen Einrichtungen oder Erinnerungen an dieselben bei der Stiftung der Zünfte mitgewirkt haben, die sich von selbst als treffliche Werkzeuge darboten, den Bürgerstand emporzuheben und ihn durch Einigung zu einem Gegengewichte des Adels zu machen. Mit dem Aufkommen der Städte, als Stützpunkt der ausgebildeten Betriebsamkeit, und der Gründung städtischer Verfassungen, trat die Ausbildung der Zunfteinrichtungen, und der Hauptgrund, warum sich im Mittelalter die industrielle Gewerbsamkeit neben der Landwirthschaft, die bei den Griechen und Römern ausschließlich geachtet wurde, entwickeln konnte, liegt in der Selbstständigkeit, welche die Gewerbleute durch die Ausbildung des Stadtwesens und die daraus hervorgegangene Sicherung ihrer bürgerlichen Freiheit erlangten. Man läßt sich die Zeit der Entstehung dieser Gewerbevereine in Italien nicht aneignen, obgleich man schon im 10. Jahrh. Spuren derselben, und z. B. in Mailand gewerbetreibenden unter dem Namen *credentia* vereinigt findet, gewiß aber ist, dass ältere Verbindungen der Gewerbleute schon im 12. Jahrh. bestanden, die im Voraus bereits im Besitze politischer Wichtigkeit gewesen zu sein scheinen; ja man findet schon um diese Zeit die Ausartung der Anstalt in denselben Mißbräuchen, woran mehrere Jahrhunderte später in Deutschland klage. Als man die Vorräthe innigern Verbindung erkannte, ging man in der Stiftung solcher Genossenschaften immer weiter, und bei dem Kampfe des Bürgerstandes gegen den Adel wuchs der Widerstand aus, den das demokratische Element dem aristokratischen entgegensetzte. Die Zünfte wurden, sobald der Bürgerstand Einfluß auf die Verwaltung bekam, die Grundlage der Verfassung, und Jeder, der am Stadtrath Theil haben wollte, mußte Mitglied einer Zunft sein.

Auch in Deutschland hing die Entstehung der Innungen genau mit der Ausbildung städtischer Verfassungen zusammen, und wie diese verschieden waren, je nachdem in Städten römischen Ursprungs sich die alte Gemeindeverfassung erhalten oder römische Städte dem Hofrechte oder herrschaftlichen Schutze waren unterworfen worden, oder die alte Verfassung freier deutscher Gemeinden fortbauerte, waren auch die Verhältnisse der Handwerker verschieden. In den ältesten Zeiten waren die Gewerbe im Allgemeinen in den Händen der Hörigen, und, wie es noch unter Karl d. Gr. wurden sie auf den Gütern der größern Eigenthümer durch Leibeigene betrieben. Nur mit Geschäften der Kaufleute war die Hörigkeit vereinbar. Obgleich es aber allerdings früh schon neben den Hörigen auch freie Handwerker gab, so standen doch vor Entstehung des Weichbildrechts auch diese größern Gemeinden unter herrschaftlichem Schutze und Hofrecht, ausgenommen Städte römischen Ursprungs (wie in Köln), wo dies nicht der Fall war. In diesem Rechte hatten sie, als eine eigne Classe von Dienstleuten der Herrschaft, nicht eine Art von eigener Verfassung unter Meistern jeder Genossenschaft, wie in den ältesten Stadtrechte von Strassburg, das ins 15. Jahrh. hinaufzureichen und aus diesem Verhältnisse mögen sich die Zünfte größtentheils entwickelt haben (Vergl. Eichhorn's „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“, Bd. 2, die Abhandlung über den Ursprung der städtischen Verfass. in Deutschland, Zeitschr. für geschichtl. Rechtswissenschaft“, Bd. I, H. 2, und Bd. II, H. 2, Umann's „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland“, 3 Bde., 1. u. 2. a. D. 1808.) Die Ausbildung der meisten Innungen in Deutschland fällt in die letzte Hälfte d. 12. Jahrh., und die ausgemacht ältesten Beispiele sind die der Tuchschere und Krämer in Hamburg (1152), der Gewandschneider, Hutmacher und Wollwaarenhändler (1153) und der Schuhmacher (1157) in Magdeburg. Die Zünfte wurden von Kaisern und Fürsten bald begünstigt, bald unterdrückt, je nachdem man die Städte oder den Adel begünstigen wollte. Eine politische Bedeutung aber erhielten die Gewerbegenossenschaften erst im 13. Jahrh., denn in den folgenden beiden Jahrh. der Theil am Stadtrechte eine

Folge ihres siegreichen Kampfes gegen die ältern Bürger wurde, die in den Städten am Rhein und in Süddeutschland Geschlechter oder Hausgenossen hießen, und in welchen früher die Stadtämter ausschließend besetzt werden mußten. Die Zunftverbindung wurde so mächtig, daß selbst freie Beschäftigungen, bei welchen in ökonomischer Hinsicht die Genossenschaft keinen Nutzen haben konnte, sich unter dem Schutze begaben. Die politische Gewalt derselben aber mußte der beschränkten Souveränität weichen, und selbst hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Einrichtung wurde sie durch diese immer mehr beschränkt.

In Frankreich entstand die Zunftverfassung gleichfalls nach der Aufhebung der städtischen Freiheiten, wurde besonders seit Ludwig IX. immer allgemeiner verbreitet, aber nirgend war sie auch durch Ausartung so drückend und verderblich geworden, als sie es vor der Revolution war. — In England blieben die Gewerbenossenschaften nicht die Eigenheit der deutschen Zünfte, sondern bei ihrer Beziehung auf das demokratische Element der Verfassung die vorherrschende Seite. Der Ursprung dieser Genossenschaften steigt auf eine Zeit der Ausbildung der städtischen Verfassung hinauf. In den Städten, in denen gibt, ist der Zusammenhang der Zünfte mit der Vertretung des Bürgerthums und der Verwaltung des Stadtreiments sichtbarer geblieben als auf dem Lande. Die Rechte eines selbstständigen Gewerbebetriebs, oder eines freien Handels, werden durch Kauf oder durch Aushalten einer bestimmten Lehrzeit erworben, nach deren Verlauf, da keine Gesellenzeit stattfindet, das Meisterrecht erworben ist. Gewerbefreiheit aber, die in den nicht corporirten Städten nicht durch Überreste der Gilbenverfassung beschränkt wird, gilt überall als Grundsatz, daher wird auf die Beschaffenheit des Gewerbes keine Rücksicht genommen, sondern es steht Jedem frei, sich zu einer beliebigen Zunft zu begeben, und da das Hauptvorrecht der Gilben in dem ihnen zustehenden Wahlrecht bestand, so lassen sich selbst Nichthandwerker aufnehmen, um dieses zu erlangen.

Die Innungen waren im Mittelalter, wo Volksbildung und Berufsgewerbe noch auf einer niedrigen Stufe standen, wo diese Vereine durch ihre Mitglieder weckten und die vorhandenen technischen Kenntnisse in der Hand bewahrten und fortpflanzten, heilsame Anstalten. Aber gerade die Erhebung des Gewerbmänn zur Selbstständigkeit erhoben, gaben seiner Betheiligung am Zunftwesen eigne selbstsüchtige Streben, das schon in jener frühzeitig ausgebildet wurde. Der Handwerker suchte nur in ausschließender Berechtigung zur Ausübung seines Gewerbes, der Kaufmann nur in Monopolen seinen Vortheil. Folge davon war, daß, während der städtische Gewerbmänn und Kaufmann Vermögen sammelten, der größere Theil des Volkes, die Landbewohner, durch die industrielle Gewerbsamkeit die Zünfte ohnehin früh eine feindselige Stellung gegen sie einnahmen, arm blieben. Der höhere Wohlstand, wozu in den Niederlanden und zugleich das platte Land gelangten, scheint gerade darin gegründet zu sein, daß man hier freisinnigern Ansichten im Gewerbwesen folgte und der Monopoliengeist nicht so sehr die Oberhand gewinnen ließ, als es in Deutschland, wo durch die Hemmung des Wohlstandes der Landbewohner auch die Zünfte selbst litt.

Die Hauptzwecke der Zunftverfassung sind: Sicherung des Unterthums durch eine bestimmte Anzahl von Gewerbleuten und Bewahrung der einmal erworbenen Kenntniß des Gewerbebetriebes. Der erste Zweck wird durch die Begrenzung der für eigne Rechnung arbeitenden Gewerbleute (Meister) erreicht, die in geschlossenen Gewerben in der Festsetzung einer bestimmten Anzahl von Meistern in jedem Ort besteht, bei ungeschlossenen aber durch die erschwerte Erwerbung des Meisterrechts bewirkt wird. Der andre Zweck wird befördert durch Eintheilung ähnlicher Arbeiter nach ihrer Ähnlichkeit und Befugniß zur Arbeit, besonders die

lung der Nichtmeister in Lehrlinge und Gesellen, durch das Erfoderniß einer Zeit von bestimmter Dauer, durch das Wandern der Gesellen, durch die Verpflichtung zur Verfertigung eines Meisterstückes, und endlich durch die Abweh- g aller Derjenigen, welche ein Gewerbe treiben, ohne sich gesetzmäßig die Erlaub- dazu erwerben zu haben. Das Verhältniß zünftiger und freier Gewerbe ist in hiedenen Theilen Deutschlands verschieden, im Allgemeinen aber sind, außer eigentlichen Handwerker, die meisten Äußerungen der industriellen Gewerbe- igkeit zünftig, und bei aller durch den Gegenstand der Thätigkeit bedingten Ver- denheit der Verfassungen einzelner Innungen treten die angegebenen Zwecke des ftzwanges überall ein. In mehreren dieser Eigenheiten der Zunftverfassung n die Keime zu Mißbräuchen und Hemmungen der freien Gewerbtthätigkeit, im so nachtheiliger wirken mußten, je mehr die Gewerbsamkeit sich ins Große reitet und Manufacturleiß und Handel zunahmen. Die alte Einrichtung Zünfte und der starre Zunftzwang wurden daher immer mehr als ein Druck funden, der die Fabrication niederhielt. Schon in frühern Zeiten suchte man Deutschland durch Reichsgesetze (besonders 1731) und durch Landesverordnun- den alten Mißbräuchen des Zunftzwanges abzuhefen, ohne jedoch die gesell- tlichen Rechte der Vereine anzutasten. In neuern Zeiten aber setzte man der fterverfassung die Gewerbfreiheit entgegen, und Frankreichs Beispiel ward in Deutschland befolgt. Die Gewerbefreiheit muß allerdings als Grundsatz Staate gehandhabt werden, weil in rechtlicher wie in staatswirthschaftlicher icht der Mensch die freieste Ausübung seiner Arbeitsfähigkeit erhalten muß. Beschränkung seiner Gewerbtthätigkeit stört ihn in dem Rechte, sich durch seine iebsamkeit Güter zu erwerben, und Niemand darf ihn deswegen an der Aus- g desselben hindern, weil etwa durch die Mitbewerbung des Andern die Einträg- eit seiner eignen Gewerbtthätigkeit beschränkt wird. Auch hier aber ist es unver- iliche Folge der fortschreitenden Entwicklung, das Hemmende und Widerstre- e auszustoßen, und je mehr die Zunahme der Fabrication und des Handels die ie Regung der Thätigkeit verlangen werden, desto schwieriger wird es sein, die Befugnisse und Anmaßungen der Zünfte zu erhalten, die sich offenbar überlebt m. Es bedarf keiner Vereine mehr, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhalten, e die bürgerliche Gesellschaft unverlierbar gewonnen hat, und was früher das efühl bewirkte, leisten jetzt vollkommener die vermehrte Mitbewerbung in der orbringung, und das Bestreben, die Zunftgenossen in vorzüglicherer Arbeit stärkerem Absatze zu übertreffen. Das Nachtheilige jener Genossenschaften besonders in dem Verbotungsrecht und der Geschlossenheit derselben, in der laßlichkeit der Lehrjahre und in der Beschränkung der Gewerbleute, nur zünf- nterrichtete Gesellen annehmen zu dürfen. Das Wandern der Gesellen, das auch zu den Nachtheilen gezählt hat, ist zwar jetzt bei der schnellen Verbreitung r Erfindungen, in Hinsicht auf technische Ausbildung weit weniger nützlich als r, läßt sich aber, bei gehöriger polizeilicher Aufsicht, insofern vertheidigen, als m jungen Handwerker die Vortheile des Reisens für seine allgemeine Bildung ihren kann. Die Vertheidiger der Zünfte, die nur zeitgemäße Umgestaltung m, glauben mit dem Wesen jener Anstalten die Gewerbefreiheit vereinigen zu en, wenn die Geschlossenheit der Innungen, wo sie in der bestimmten Zahl bewerbetreibenden besteht, mit billiger Entschädigung für die durch Privilegien rbenen Rechte, aufgehoben, Jedem ein Gewerbe auf die ihm beliebige Art zu en, und dem Meister erlaubt würde, Gehülfsen zu suchen, wo er sie erhalten . Es ist nicht zu leugnen, daß schon diese Umbildung viele Hemmungen der r Gewerbtthätigkeit entfernen würde, und allerdings ist auch die Bemerkung zu ten, daß man bei der Frage über Beibehaltung oder Abschaffung der Zünfte t nur einseitig den rechtlichen und staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt berück-

sichtige, und doch auch das Verhältniß dieser untergeordneten Genossenschaft zur Staatsgewalt um so weniger unwichtig sei, da dieselben bei einer im Laufe der angemessenen Verbesserung der Gemeindeverfassung wesentlich beitragen könnten, den Bürgerstand wieder, wie im Mittelalter, in das allgemeine Volkthum zu heben, und den erschlafften Gemeingeist zu beleben. Ob aber die Zünfte, wenn ihnen nehmen muß, was sie der freien Gewerthätigkeit feindselig entgegenstellen, ihren Kastengeist und ihr Verbiethungsrecht, noch als wahre Genossenschaften stehen, und bei einem ganz veränderten Staatsleben je auch nur das Beste ihrer frühern politischen Bedeutung wieder erlangen könnten, möchte sich bezweifeln lassen. — Über die Vortheile und Nachtheile der Zünfte vergleiche man: „Über das Zunftwesen u. s. w.“ (Frankfurt a. M. 1798); Mayer's „Vaterlandische Entwicklung der relativen Ansichten des Zunftwesens“ (Augsburg 1814); „Über das Zunftwesen u. die Gewerbefreiheit“ (Erlangen 1816); Kru. „Über das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung“ (2. Aufl., Leipz. 1816); v. Eschenmayer in den „Heidelb. Jahrb.“, 1817, März; Schö. „Die Bedeutung der Gewerbe im Staate u. s. w.“ (Hamm 1821), und d. „M. mes“, XVI. — Über die rechtlichen Verhältnisse des Zunftwesens in Deutschland sehe man: Dittloff's (Erlangen 1803) und Kulenkamp's (Mei. Schriften über das Recht der Handwerker, und Dittloff's „Samml. von Verordnungen u. Verordn. für die Handwerker.“ (Erlangen 1805).

Z u n g e, der fleischige, mit Haut umgebene Körper in der Mundhöhle, der wir in die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befestigt ist, in den Stamm und die Spitze theilen. Die Haut, welche die Zunge umgibt, ist eine Fortsetzung der Haut, die den Mund im Innern überhaupt überzieht. Im Ganzen genommen ist sie gefäßreich, auf der Fläche sehr feucht, weil ihre Gefäße viel Säfte absondern, die der Schleim im Munde sie befeuchtet. Unten schlägt sich diese Haut zusammen und bildet das **Z u n g e n b ä n d c h e n**, das bei neugeborenen Kindern sehr weit vorgeht und dann einen kleinen Einschnitt fodert (die Lösung der Zunge). Die Zunge ist das Organ des Geschmacks. Zu diesem Zweck wurden in der Zunge viele **Z u n g e n w ä r z c h e n** am hintern Theile, davon zwischen 7–12 bedeutender Größe sind. Es bestehen diese Wärzchen aus feinen Gefäßen und Nervenenden. Die Zunge selbst besteht aus Muskeln, die ihr, da sie am Rachen befestigt ist, erlauben, sich nach allen Richtungen im Munde zu bewegen, auf alle Weise zu verändern, um so die Speisen nicht nur zu schmecken, sondern auch theils zwischen die Zähne zu bringen, theils in die Speiseröhre zu leiten, um zur Sprache zu dienen u. s. f. Der Zunge sind viele Gefäße und Nerven, die Menge, von den Nerven aber ist nur einer, der vorzüglich als Geschmacksnerv betrachtet ist, inwiefern er sich bis in die Geschmackswärzchen verfolgen läßt.

Z u n g e n wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche sonst der Malteserorden theilte. Diese waren Provence, Auvergne, Sizilien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. (S. **Jerusalem** territter.)

Z u r e c h n u n g (Imputation) ist das Urtheil, wodurch ein Mensch als freier Urheber einer mit Befolgung oder Übertretung sittlicher Gesetze unternommen Handlung erklärt wird. Dieses Urtheil heißt Zurechnung der That (im facti), insofern es bestimmt, ob und inwiefern eine Handlung frei gewesen ist; Zurechnung des Rechts (im juris), insofern es bestimmt, in wie weit das Gesetz dem Handelnden erkannt und mit Freiheit erfüllt oder übertreten worden ist; vollständige Zurechnung (imp. plena), wenn Beides zusammentrifft. Die Zurechnung kann sich nicht weiter erstrecken als das Gebiet der Willensfreiheit. Der Mensch wird beurtheilt, und also nur in den Fällen stattfinden, wo sich voraussetzen läßt, daß er, welchem etwas zugerechnet wird, auch habe anders handeln und das

von Dem thun können, was er gethan hat. Wahnsinn, Kindheit ic. hebt da-
 die Zurechnung auf. Hieraus folgt, daß die Zurechnung und die daraus fol-
 e Verdienstlichkeit oder Strafbarkeit bei Erfüllung oder Übertretung des Ge-
 verschiedene Grade hat, welche von den Graden der Freiheit des Handelnden
 ngen. Die bürgerliche Gesetzgebung schreibt zur Beurtheilung des Grades der
 chnungsfähigkeit folgende Regeln vor: Einem Menschen wird seine Hand-
 um desto mehr zugerechnet: 1) je weniger äußere Veranlassungen und Gründe
 innere sinnliche Reize er hatte, sie zu begehen; 2) je stärker sein Vorsatz dabei
 3) je mehr er aus eigener Kraft und mit eignen Mitteln dazu gewirkt hat; 4)
 chtiger und zahlreicher die Folgen seiner Handlung sind, und je deutlicher er sie
 ersah oder vorherzusehen fähig war; 5) je mehr er Zeit hatte, die Handlung
 berlegen und sie wirklich überlegte. Nur diejenigen Folgen, welche die Hand-
 wirklich nachsichzieht, und nur so viel als der Handelnde dazu beigetragen
 wird ihm zugerechnet, und zwar das von ihm Beabsichtigte mehr als das ohne
 Absicht Geschehene. Jedoch sichert auch die genaueste Beobachtung dieser Re-
 nie völlig vor Irrthum, da die Richtigkeit des Urtheils über die Handlung ei-
 ndern zu sehr von der Kenntniß und unbefangenen Ansicht der Individualität,
 ungstufe und Gemüthsstimmung desselben, der Verhältnisse und Umstände,
 welchen er handelte, also solcher Dinge abhängt, die ein fremdes Auge nicht
 ummen übersehen und würdigen kann. Daher wird vor menschlichen Richter-
 in die Zurechnung, auf welcher das Straferkenntniß oder die Entscheidung
 Richters in Criminalfällen beruhet, auf Das, was von der Außenseite und Wir-
 einer Handlung dem Thäter erweislich zuzuschreiben und nach bürgerlichen
 en zu rügen ist, eingeschränkt, das Urtheil über den innern Werth oder Un-
 derselben aber Gott und dem eignen Gewissen des Thäters überlassen. Vor
 n höhern Richterstuhle muß dem Menschen begreiflicherweise eine viel größere
 hl von Handlungen und jede derselben in andern Graden der Schärfe oder
 e zugerechnet werden als vor dem irdischen Richter. Was dieser als eine leichte
 ehung behandelt, ist oft nach den Grundsätzen der christlichen Moral eine
 re Sünde. Die ältern Theologen glaubten aus Röm. 5, 12 schließen zu müs-
 daß Gott die Sünde Adams allen Menschen zurechne; doch ist diese harte Lehre
 Mosheim von den protestant. Theologen allmählig aufgegeben worden. E.

Zürich, der erste der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, nach
 814 unter ihnen festgesetzten Rangordnung, und einer der 3 Vororte oder
 one, welche abwechselnd die Bundesangelegenheiten leiten (s. Schweizeri-
 Eidgenossenschaft), grenzt an das Herzogthum Baden und die Can-
 Schaffhausen, Thurgau, St. = Gallen, Schwyz, Zug und Aarau. Er ent-
 auf 33 (nach A. 45) □ M. 224,200 Einw. (in 6 St., 8 Marktfl., 149 Ge-
 den, 467 Drf.), folglich 6790 Menschen auf einer Quadratmeile, und ge-
 daher zu den am meisten bevölkerten Gegenden der Schweiz. Mit Ausnahme
 r Berge von mittlerer Höhe (davon die höchste Spitze, der Hörnli, sich 3589
 über das Meer erhebt) besteht der ganze Canton aus Hügeln und Ebenen.
 glich 2 Bergketten von S. nach N. laufend, durchstreichen denselben. Die
 dehntere und höhere (die Allmannskette) folgt der auf derselben entspringenden
 nach; dieser gegenüber, gegen W., zieht die andre Bergkette, der Albis, sich
 und bildet mit ihr das Thal, in welchem der Zürichersee mit seinen lieblichen,
 angebauten Gestaden und der Hauptstadt liegt, und in welchem die wilde Sihl
 die Limmat fließen. Der fruchtbarste, flachste Landstrich ist nordöstlich von
 Allmannskette, zwischen der Tös und dem Rheine, bis Schaffhausen. Das
 a ist mild, und der Boden ergiebig, besonders durch den unermüdeten Fleiß
 bewohner; denn in keinem Canton hat der Landbau eine höhere Stufe der
 kommenheit erreicht; sehr beträchtlich ist auch der Wein-, Obst- und Gemü-

sebau. Schöne ausgedehnte Wäldungen befinden sich in verschiedenen Gegenden. Die Viehzucht ist ansehnlich, und von Mineralien gibt es besonders Torf und Steinkohlen. Allein diese beträchtlichen Erwerbsquellen werden von den Fabricationsgegenständen überwogen, die nach und nach sich von der Stadt über den ganzen Canton ausbreiten haben. Vor der schweizerischen Revolution waren mit denselben an 50,000 Menschen beschäftigt. Es bestehen an 50 engl. Spinnmaschinen, viele Buchdruckereien, mehre Sattunfabriken, auch werden von einzelnen viele tausend baumwollene Tücher und Musselin verfertigt; die Seidenfabriken sind ebenfalls ansehnlich. Die Einw. sind deutschen Stammes und bekennen sich, mit Ausnahme zweier Gemeinden, zu der reformirten Kirche. Der Canton ist, in Hinsicht seiner besondern Staatsverwaltung, aristokratistisch-demokratisch. Die Regierung ist in den Händen des großen und kleinen Rathes. Jener, aus 212 Mitgliedern bestehend, gibt die Gesetze und übt die souveraine Gewalt aus; der kleine Rath, den 25 dem großen Rathe gewählte Mitglieder bilden, hat die Vollziehung der Gesetze entscheidet in letzter Instanz, legt aber dem großen Rath Rechnung von seiner Verwaltung ab. 2 Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr hindurch den Vorsitz in beiden Räten. Über geistliche Angelegenheiten führt der Kirchenrath, über weltliche Sachen der Erziehungsrath, beide aus mehreren Mitgliedern bestehend, bescheidend. Der ganze Canton ist in 11 Amtsbezirke getheilt, deren jedem ein Amtmann vorsteht. Die erste Instanz machen die Friedensrichter. Die Einkünfte des Cantons betragen über 671,000 Schweizerfranken, die Ausg. etwas weniger. Die Bundesheere stellt er 3700 Mann, und sein Geldbeitrag ist auf 74,453 Schweizerfranken angesetzt. — Zürich, die Hauptst., liegt an der schnell fließenden Limmat, da, wo sie aus dem Zürichersee heraustritt, in einer überaus angenehme und fruchtbaren Gegend. Die Limmat, welche im Canton Glarus entspringt, fangs die Linth heißt, und erst bei Zürich den Namen Limmat erhält, theilt die Stadt in 2 ungleiche Theile, welche durch Brücken mit einander verbunden sind. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben und hat in 1160 H. 14,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das große Rathhaus, in welchem der Staatsschatz verwahrt und bei welchem ein Chorherrenstift ist; das Frauenmünster, das ansehnliche Rathhaus, das sehr zweckmäßig eingerichtete Zeughaus, eins der schönsten Gebäude, die 2 Zeughäuser, das ganz neue Schulhaus u. s. w. In dem ehemaligen Zunftthause zur Meise hält die Tagsatzung ihre Versammlungen. An dem 1520 gestifteten akademischen Gymnasium oder der Universität sind 14 Professoren angestellt. Die vom Prof. Usteri 1773 errichtete Zeichenschule ist das Muster für andre Anstalten dieser Art geworden. Überhaupt gibt es viele Unterrichts- und Erziehungsanstalten, als das politische Institut zur Erziehung künftiger Staatsmänner, das polytechnische Institut, das medicinisch-chirurgische Institut mit 17 Professoren, das Collegium Humanitatis u. s. w. Zürich besitzt verschiedene literarische Kunst- und andre Sammlungen, z. B. die Stadtbibliothek, nebst dem Münzcabinet und dem Relief von $\frac{1}{3}$ der Schweiz; die an Handlung reiche Bibliothek der Chorherren; die physikalische Gesellschaft besitzt eine Bibliothek, ein Naturaliencabinet und vortreffliche Instrumente; ferner einen Lesesaal, einen botan. Garten. Auch Privatpersonen (Schinz, Escher, Gessner u. a.) haben Kunst- und Naturaliensammlungen. Es gibt Privatvereine für wissenschaftliche und patriot. Zwecke. 4 Buchhandlungen befinden sich hier, worunter die von J. F. Füssli u. Comp. die bedeutendste Verlags-handlung ist und die größte, sehr gut eingerichtete Druckerei der Schweiz unterhält. Die züricher Gelehrten haben unter allen Schweizern am meisten ausgezeichnet. Ulrich Zwingli, zwar nicht in Zürich geb., hielt hier am 1. Jan. 1519 seine erste Predigt und legte hier den Grund zu der Glaubensänderung, die sich von Zürich aus weiter in der Schweiz verbreitete. Die Namen Bodmer — als Literator, weniger als Dichter — und

(Beide rüstige, literarische Kämpfer gegen Gottschub), Conrad und Salomonier, Heidegger, Lavater sind in der Geschichte der deutschen Literatur bekannt. Die Landleute der Umgegend von Zürich haben zum Theil viele Bildung; Hirz, „Philosophischer Bauer“ liefert ein Beispiel davon. Die Sitten der Einw. Zürich sind einfacher und strenger als in verschiedenen andern großen Städten der Schweiz; Pracht- und Polizeigesetze halten sie immer in gewissen Schranken. In Zürich herrscht große Industrie; diese Stadt ist nebst den zunächst liegenden Dörfern Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedenen Gewerbezweige, die durch den größten Theil des Cantons verbreitet sind, vereinigen. Außer den schon erwähnten Baumwollen-, Musselin- und Seidenmanufacturen gibt es hier Fabriken für Taback, Tapeten, Strohhüten, Taftschirmen, Talglichtern, Seife, eine Engländerei, viele Gerbereien und Färbereien. Mit den Erzeugnissen dieser Fabriken wird ein beträchtlicher Handel getrieben, auch der Getreide- und der Weinhandel, sowie der Expeditionshandel zwischen Deutschland und Italien sind bedeutend, und die hiesigen Banquiers machen große Wechselgeschäfte. In der Stadt Lindenhof ein angenehmer Spaziergang, und vor der Stadt ist der Schützenrain eine von der Sihl und Limmat beim Zusammenflusse derselben gebildete Landstraße mit herrlichen Schattengängen und 2 Denkmälern Gefner's. Die Gegend um Zürich gewährt viele reizende Spaziergänge und Aussichten, z. B. auf dem Schönenberg, auf der eine Meile entfernten Forche, wo man einen großen Theil der Schweiz übersieht, bei Regensberg, wo man die schönste Übersicht der Alpen genießt, und auf dem Schnabelberg oder der Hochwacht auf dem Albis, von wo eine deutliche Ansicht der schweizer Gebirge erhält. Auch Zürich hat in neuern Zeiten mancherlei Schicksale erfahren. Eine schon lange gedauerte Fehde zwischen den Regenten und Regierten erleichterte die 1798 von den Franzosen bewirkte Revolution, von welcher jedoch dieser Canton verhältnißmäßig weniger als andre litt. In dem Kriege, den die zweite Coalition (1799) gegen Frankreich führte, und der auch die mit der fränkischen Republik verbundene Schweiz betraf, war Zürich ein sehr bedeutender militairischer Punkt. Am 4. und 5. Jun. besiegte hier der Erzherzog Karl gegen die Franzosen mit Glück und besetzte am 6. die Stadt. Im Aug. fielen neue Gefechte bei Zürich vor. Am 24. Sept. vertrieben Masséna die vereinten österreichisch-russischen Truppen, und dieser Sieg veranlaßte den Rückzug derselben aus der Schweiz. Das sonst berühmte und gefüllte Museum zu Zürich, in welchem man unter andern Merkwürdigkeiten Wilhelm von Armbrust aufbewahrte, wurde unter diesen Umständen geleert. Übrigens ist die *Memorabilia Tigurina*, neue Chronik oder fortgesetzte Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich“ (Zürich 1820).

Zürchersee, nach dem Genfersee der größte in der Schweiz, 5 Meilen lang, aber höchstens nur 1½ Stunden breit, gehört theils zum Canton Zürich, theils zu St. Gallen und Schwyz. Seine Gestalt ist lang und schmal, in der Richtung von Südost und Nordwest; er gleicht mehr einem großen Flusse als einem See, und wird in den obern und untern See unterschieden. Der obere See liegt in der Gegend von Uznach, vom Einflusse der Linth in denselben an, und geht in eine Länge von 4 Stunden bis Rapperswil, wo eine hölzerne, 1850 F. lange Brücke über denselben führt. Der untere See geht von Rapperswil bis Zürich, am Ende desselben liegt, 6 Stunden lang, ist gegen 100 Klafter tief und sehr reich. Da, wo er an Zürich stößt, geht die Linth, welche hier den Namen Limmat erhält, aus demselben hervor. (S. Zürich.) Die Ufer desselben sind, besonders in der Nähe von Zürich, überaus reizend mit Weinbergen und vielen schön und gutgebauten Manufakturdörfern besetzt. Über den Weinbergen erheben sich und nach andre Berge, die immer höher ansteigen, und zuletzt erblickt man die Alpen von Glarus, Schwyz und Bündten. Im Gasthose zum Schwert

in Zürich hat man eine vortreffliche Aussicht auf den See. Noch mehr kann durch die sich nach und nach eröffnenden mannigfaltigen Aussichten, gemacht die Fahrt auf dem See selbst, die von Allen, die sie gemacht haben, gerühmt und von den Dichtern oft besungen worden ist. Sie erzeugte auch Klopstock's berühmte Ode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht“. Auf der kleinen, unweit Rapperswyl gelegenen Insel Ufnau, von welcher aus man eine vortreffliche Aussicht hat, war in einer Capelle das nun zerstörte Grab Ulrich Hutten (s. d.), der aus den Stürmen der Welt zurückgezogen 1523 hier starb. Die Schifffahrt auf diesem See ist bedeutend, doch wird sie, der vielen Gefahren wegen, nur mit kleinen Schiffen, die höchstens 250 Etr. tragen, betrieben. Unter den 30 Fischarten, die der See ernährt, werden vorzüglich die Forellen, Aale und Bratfische geschätzt. Sowie Zürich selbst im Revolutionskriege (1799) ein wichtiger militärischer Punkt war, so wurde auch der See zu gleicher Absicht benutzt. Kanonierschaluppen unter dem Befehle des Engländers Williams sollten auf dem See die Unternehmungen der Verbündeten unterstützen.

Zurla (Placidus), Cardinal und Generalvicarius des Papstes Leo XII. geb. im Venetianischen zu Legnago 1759, zum Cardinal ernannt den 16. Dec. 1823, hat sich durch wissenschaftliche Arbeiten bekanntgemacht. Mehr wandte er auf die Erforschung der Nachrichten von den Entdeckungen der venetianischen Reisenden im 13. und 14. Jahrh., welche ferne Länder aufsuchten und dadurch die Bahn eröffneten, auf welcher Colombo und Vasco de Gama ihren sterblichen Ruhm erwarben. Er machte das Ergebniß s. Untersuchungen bekannt in s. Abhandlungen über Marco Polo (der bis China vordrang und Japan kennen lernte) und über einige andre venetianische Reisende (2 Bde., 4., mit einer hist. Anm. von Rossi, 1823). Er hat darin bewiesen, daß die Brüder Polo dem nördlichen Theile des atlant. Meeres Neufundland und andre Küsten von Nordamerika 100 Jahre vor Colombo entdeckt haben, und daß die skandinavischen Völker noch 1380 mit der neuen Welt in Verbindung standen, die sie von 980 — 1000 n. Chr. hatten kennen lernen. Die Zeno's sammelten ihre Nachrichten auf der Insel Friesland, wo auch Colombo, nach der Versicherung s. Sohns Ferdinand, um Erkundigungen einzuziehen, gewesen sein soll. Buache hat die Insel für die Färoer. Z. theilt uns auch die alte venetianische Charte mit, in welcher manche Angaben der isländ. Saga bestätigt. Außerdem hat dieser gelehrte Cardinal über die Reisen des Cadamosto und des Rionciniotti in Ostafrika mehrere Abhandlungen geschrieben. Mehrere Jahre mit der obersten Leitung der Propaganda beauftragt, hat Z. seine aus den Acten derselben geschöpften Bemerkungen in einer Rede über die Vortheile, welche die Wissenschaften, insbesondere die Geographie, der christlichen Religion verdanken (Rom 1823), mitgetheilt.

Zurlo (Giuseppe, Graf), ein berühmter italien. Staatsmann, war 1757 zu Neapel geb. Alte Literatur und Philosophie beschäftigten ihn schon in dem frühen Alter, und er entwickelte schnell s. glücklichen Anlagen. Sein Freund langieri rieth ihm, sich dem Staatsdienste zu widmen. Man wollte ihn bei einer auswärtigen Gesandtschaft anstellen; allein edelmüthig schlug er dafür einen seiner Freunde vor, der diesen Posten zu erhalten wünschte. Als die Regierung sich bemühte, den unglücklichen Folgen des Erdbebens vom J. 1783 abzuhelfen, wurden Männer von anerkannten Verdiensten an die Spitze der verheerten Provinzen gesetzt, war Z. dem Vicar des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und schönen Eigenschaften, die er hier entwickelte, gründeten s. Ruf. Von nun an wurde er in wichtige Richterstellen und wurde 1798 zum Finanzminister berufen. In dieser Rücksicht für s. Vorgänger lehnte Z. diese Ernennung ab, ohne jedoch Rath zur Verbesserung des Finanzzustandes seinem Vaterlande zu entziehen.

b darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ der König ihn zur Verwaltung der Finanzen zurück. Seine Thätigkeit war von kurzer Dauer. Das Volk, einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte, bemächtigte sich f. Person und verbrannte sein Haus; nur mit Mühe rettete er das Leben. Schon nach einigen Monaten wurde die Königl. Regierung wieder eingesetzt und der König ernannte J. Finanzminister. Das Land war mit Papiergeld überschwemmt, der Credit ruhmlos und die Bedürfnisse ebenso groß als dringend. J. stellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergelde hypothekarische Sicherheit gab. Ihm dafür angebotene Belohnung lehnte er uneigennützig mit der Erklärung ab, daß er sich um so weniger durch das Unglück bereichern möchte, als er sich stets in seiner Armuth geehrt gefühlt habe. Sein Ministerium endigte 1803. J. lebte von den öffentlichen Geschäften entfernt und lehnte jede Anstellung in Neapel ab, 1809 der neue Regent des Landes ihn zum Justizminister ernannte. Während wenigen Monate, die er in diesem Posten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein und schrieb selbst eine Proceßordnung und ein Strafgesetzbuch, welches die neue Criminalgesetzgebung dieses Landes bildete. Bald aber wurde in der Regierung das Justizministerium ein zu beschränkter Wirkungskreis für ihn und sie übertrug ihm die innere Staatsverwaltung, welche nicht bloß wiederhergestellt, sondern von neuem geschaffen werden mußte. J. traf die zweckmäßigsten und wohlthätigsten Maßregeln für die Staatswirthschaft, Künste und Manufakturen, öffentlichen Unterricht, schöne Künste &c. Außer andern Anstalten erhielt das Irrenhaus zu Aversa eine musterhafte Einrichtung. Seine rühmliche Thätigkeit endigte mit der Auflösung der damaligen Regierung. Von Madame Murat, der bisherigen Königin, aufgefordert, sie zu begleiten, war er edelmüthig genug, sich diesen Wünschen zu fügen. Er trennte sich von ihr in Triest, überstand zu Neapel eine schwere Krankheit, von der langsam genesend er sich mit gelehrten Beziehungen zu einer Übersetzung des Anakreon beschäftigte, die dort anonym erschienen, verlebte dann 3 Jahre in der Zurückgezogenheit zu Rom und erhielt 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr in s. Vaterland, wo er nach der Revolution im Juli 1820 das Ministerium des Innern erhielt, jedoch von Sectirern angefeindet, nach einigen Monaten wieder verlor. Er lebte seitdem in Neapel als Privatmann; bei der Bildung des neuen Ministeriums im Juni 1822 sollte er die Verwaltung des Innern erhalten, was jedoch nicht geschehen ist. J. starb zu Neapel den 10. Nov. 1823. (S. sein Leben in den „Zeitgenossen“, S. XVI.)

Zurückprallung (Zurückwerfung). Wenn ein bewegter Körper auf eine Ebene an Hindernisse stößt, wodurch eine Veränderung der ursprünglichen Richtung veranlaßt wird, so sagt man, der Körper pralle an jenem Hindernisse ab, von dem er zurückprallt. Hierbei gilt das bei der Zurückstrahlung der Lichtstrahlen statthabende Gesetz, daß nämlich senkrecht anprallende Körper auch senkrecht zurückprallen, sonst aber der Winkel der Zurückprallung dem Winkel, unter dem der Körper anstößt, gleich ist und in keinem Falle die Ebene der Richtung eine Veränderung leidet, d. h. daß die Linie der Zurückprallung in der Ebene durch die Linie des Anprallens und den Perpendikel vom bewegten Punkte auf dem getroffenen Hindernisse liegt. (S. Zurückstrahlung.) D. N.

Zurückstrahlung (Reflexion). Wenn das Licht auf ganz oder doch theil undurchsichtige Flächen fällt, so wird es unter einem Winkel (dem Zurückwerfungswinkel) zurückgestrahlt, welcher dem Einfallswinkel gleich ist, bleibt in derselben Ebene (der Zurückwerfungsebene): senkrecht einfallende Lichtstrahlen werden also auch senkrecht zurückgeworfen. Dies ist das der gesammten Optik zum Grunde liegende Gesetz, davon wir zur Erklärung der Erscheinungen des Sehens in Spiegeln (s. d.) Gebrauch gemacht haben. Die Zurückstrahlung mit ihren Gesetzen erscheint hiernach nur als ein besonderer Fall der Zu-

rückprallung (s. b.); die Gesetze selbst scheinen aber in ihrer Einfachheit begründet zu sein. D. N.

Zurzach, ein Marktflecken und der vorzüglichste von Katholiken bewohnt Districtsort im Canton Aargau in der Schweiz, mit 192 H. und etwas über 800 E., und (außer einer reformirten) einer der h. Veronica geweihten kath. Kirche an welcher ein Domcapitel ist. Die h. Veronica soll in Zurzach mehrere Wunderwerke gethan haben und hier begraben sein, was eine große Wallfahrt dahin begünstete. Aus ihr bildeten sich 2 noch bestehende Messen, zu Pfingsten und zu St. Augusts. Beide werden von den Kaufleuten der Schweiz, Italiens, Deutschlands und Frankreichs stark besucht. Die Römer hatten hier bereits eine Niederlassung u. d. Forum Tiberii gegründet.

Zusammenkunft, s. Aspecte.

Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen. Ein Punkt von 2 Kräften zugleich getrieben wird, welche sich den Richtungen und Größen nach wie die beiden Seiten eines Parallelogramms verhalten, so verfährt ihm ebenso viel als ob ihn nur Eine Kraft triebe, deren Richtung und Größe durch die Diagonale jenes Parallelogramms ausgedrückt wird. Die beiden Kräfte heißen die Seitenkräfte, die daraus hervorgehende die mittlere Kraft, die Richtung, in der sie thätig wird, die mittlere Richtung. Hat man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt, so wird es nicht schwer werden, das Resultat, auch unter der Voraussetzung von mehr als 2 auf den Punkt wirkenden Kräften, zu finden; denn je 2 dieser Kräfte werden sich zuerst zu einer mittleren vereinigen, die so gebildeten mittlern Kräfte aber hiernächst wiederum als Seiten- oder äußere Kräfte betrachten lassen, deren letztes Ergebnis eine in einer einzigen Richtung thätige Kraft wird. So erhebt im Allgemeinen, daß aus dem Zusammenkommen mehrerer Kräfte oder Bewegungen, deren Richtungen Winkel mit einander einschließen, eine einzige Bewegung oder Kraft entstehen kann, die den bewegten Punkt nach einer zwischen jene fallenden Richtung fortführt, und das ist, was man unter Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen versteht. Die Anwendungen davon im bürgerlichen Leben sind zahllos. (Vgl. Zerlegung der Kräfte.) D. N.

Zuydersee, s. Zuidersee.

Zwang ist äußere Nothigung lebendiger Wesen; in Beziehung auf das Recht, die Kraftäußerung freier Wesen gegen den Willen Anderer gerichtet, insofern sie angewendet wird, um Anderer Willen zu bestimmen. Sofern sie aus der Willkür des Handelnden hervorgeht, ist sie Unrecht; aber als Mittel zur Realisirung des Rechts und unter der Form des Rechtes angewendet, ist sie Rechtsgesellschaft wesentlich. (Vgl. Rechtspflichten, Staat, Rechtsstand.) Dadurch, daß der Zwang durch das Gesetz bestimmt wird und dem schützenden zur Seite steht, folglich als gesetzliche Macht und Gewalt, sind bestimmte Rechte möglich; und auf der Anwendung desselben gegen Übertretung des Gesetzes beruht der Begriff der Strafe (s. b.). Man unterscheidet aber in Rücksicht der Mittel der Nothigung den physischen und den psychischen Zwang, zu welchem letztern die Drohung der Übermacht gehört.

Zwanzigguldenfuß, s. Münzfuß.

Zweck (finis) nennt Kant den Begriff von einem Objecte, sofern er den Grund der Wirklichkeit dieses Objectes enthält, oder an einem andern die vorgestellte Wirkung, deren Vorstellung zugleich der Bestimmungsgrund der verständig wirkenden Ursache zu ihrer Hervorbringung ist. Bei einem endlichen verständigen Wesen wird dieser Bestimmungsgrund, der auf die Wirkung des Handelns geht, die Absicht genannt. Man unterscheidet hiermit die wirkliche Ursache (causa efficiens) von der Zweck- oder Endursache (causa finalis).

ist der Zweck selbst, indem er der Bestimmungsgrund der wirkenden Ursache und er heißt Endzweck, wenn er der höchste Zweck ist, welchen ein Object welchem dann als Hauptzweck verschiedene Nebenzwecke (fines secundarii) zugeordnet sein können. Ein Ding aber hat einen äußern Zweck, wenn es Mittel für die Erreichung eines von ihm verschiedenen Zweckes. In dieser äußern relativen Zweckmäßigkeit beruht Das, was wir Nutzen und Brauchbarkeit nennen, und es kann eine äußere Zweckmäßigkeit auch ohne innere stattfinden; sie setzt doch Etwas voraus, was einen innern Zweck hat und für welches sie Mittel ist. Die innere Zweckmäßigkeit ist aber die Übereinstimmung eines Dinges mit dem in seinem Begriffe liegenden Zwecke. Sie findet statt, wo die Form der Materie Eins ist, der Gegenstand also in sich zweckmäßig ist, z. B. der Drucker. Absoluter Zweck kann aber kein bloßes Naturwesen sein. (S. Teleologie.)

Zweibrücken (franz. Deux-Ponts), eine jetzt zum Rheinkreise des Königreichs Baiern gehörende Stadt, ehemals die Hauptst. eines besondern Fürstenthums gl. N. im oberrheinischen Kreise. Nach dem Absterben der ehemaligen Herzöge von Zweibrücken kam dieses Land (1390) an das Haus Pfalz. In der Folge wurde es das Fürstenthum Zweibrücken genannt. Aus diesem Hause stammt Gustav, der, als f. Verwandte, die Königin Christina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den schwedischen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode seines Enkels, Karls XII. (1718), kam Zweibrücken an einen der nächsten Verwandten, und nach dessen unbeerbtem Absterben an die Nebenlinie des pfälzischen Hauses Birkenfeld. Von dieser pfälz-zweibrücken-birkenfeldischen Linie geht das jetzige königl. bairische Haus ab. (S. Baiern.) Das Fürstenthum Zweibrücken wurde während des Revolutionskrieges von den Franzosen besetzt, nach dem Luneviller Frieden mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetheilt, und machte nachher einen Theil des Depart. des Donnersbergs aus. Es hat auf 36 □ M. eine Bevölkerung von 70,000 Menschen. Durch den Frieden von Paris am 30. Mai 1814 wurde es an Deutschland zurückgegeben und jetzt größtentheils zum Rheinkreise des Königreichs Baiern; der übrige kleine Theil gehört zu den oberrheinischen neuen oldenburgischen, sachsen-coburgischen, hessen-homburgischen Besitzungen. Wichtig ist der Krapp- und Hopfenbau. Ehemals wichtige Landgestüt von Zweibrücken hat der vorige König v. Baiern hergestellt. — Die Stadt Zweibrücken ist nicht groß, aber gut und schön gebaut, besteht aus der Altstadt, Neustadt und Vorstadt, liegt in einer angenehmen Gegend, von Anhöhen und Gehölz umgeben, und hat 800 H. mit (1822) 6332 E. (ohne die beiden Vorstädte, welche 826 E. zählten). Es ist ein Gymnasium und der Sitz des Appellationsgerichts für den Rheinkreis. Ehemalige große herzogl. Residenzschloß, sonst eins der prachtvollsten Fürstenthümer Deutschlands, liegt jetzt in Ruinen, die zu einer kath. Kirche umgebaut sind. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Stadt- und die luth. Kirche. Zweibrücken hat Tuch-, Leber- und Tabacksfabriken. Die Literaturgeschichte ist Zweibrücken nicht unbekannt. Es erschien hier ehemals eine geschriebene franz. Zeitung („Gazette de Deux-Ponts“), und von 1779 eine Gesellschaft von Gelehrten in der hiesigen herzogl. Druckerei eine Reihe correcten Handausgaben griechischer, römischer und franz. Classiker heraus. **Zweideutigkeit**, s. Amphibolie.

Zweifel heißt derjenige Zustand der Seele, in welchem entgegenstehende Gründe für und gegen die Wahrheit einer Sache sich das Gleichgewicht halten. Dieser Zustand der Ungewißheit ist vernünftig, wo er seinen Grund in der Sache selbst hat, indem man nämlich die Richtigkeit der Beweisgründe oder die Richtigkeit der Sache selbst nicht einsieht. Weil bei dem Übergange von niedern zu höhern Stu-

fen der Erkenntniß die Meinung schwanken muß, bis sie den vorigen Zustand aufgegeben und einen neuen errungen hat, so ist dieser Zustand unermesslich. Den, der redlich nach Wahrheit forscht, doch nur vorübergehend, da sein Zweifel ihn zur Gewißheit oder zum Glauben führt. Im Zweifel beharren, Trägheit oder Unglauben, jene, wo durch weiteres Forschen neues Licht und Überzeugung zu erringen ist, diesen, wo die Grenzen, an denen die Wissbegierde in allen Richtungen ihres Strebens endlich stillstehen muß, und Scheidungen hinweisen, bei denen der religiöse Glaube sich beruhigt. In Sachen der Religion entsteht viel öfter aus Unwissenheit und Verwirrung Irrgriffe, oder aus muthwilliger Empörung gegen die Autorität, die den Glauben pfiehlt, als aus echter Wahrheitsliebe. Baco von Verulam sagt: „Das größte Kosten in der Philosophie bringt vielleicht zum Atheismus, tieferes Denken führt zur Religion zurück“. (Vgl. Glaube und Skepticismus.)

Zweikampf. Der Name bezeichnet schon die Sache, denn er verliert sich in das graue Alterthum. Ganz eigenthümlicher Art waren die gerichtlichen Zweikämpfe der Deutschen, da nämlich in zweifelhaften Fällen die Parteien durch das Gesetz verpflichtet waren, den Parteien einen Zweikampf vorzutragen und ihnen aufzugeben, ihren Streit mit den Waffen in der Hand zu machen. Man ging dabei von dem, zwar in seinen Vorderätzen vollkommen richtigen, aber in der daraus gezogenen Folgerung falschen Grundsatz aus, als der Regierer der Welt die Unschuld in seinen Schutz nehme, daß er — und hierin lag der Irrthum —, so oft es die Menschen verlangten, die unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, Schuld oder Unschuld einer Person an das Licht bringen werde. Durch die gerichtlichen Zweikämpfe glaubte man also eben Das zu bewirken, was die göttlichen Urtheile oder Orakel bewirken sollte. Wann diese Art der gerichtlichen Zweikämpfe entstanden, ist ungewiß. Zu den Zeiten der Römer scheint sie noch nicht üblich gewesen zu sein, sie würde sonst bei Tacitus merksamer nicht entgangen sein und er würde ihrer in seiner unvollständigen Beschreibung von der gerichtlichen Verfassung der Deutschen gewiß erwähnt haben. Von den Franken ist es gewiß, daß sie den Zweikampf erst nach der Eroberung Galliens von den Burgundern annahmen und unter sich einführten. Der Charakter dieser Nationen durch die beständigen Kriege verwildert war und die Tapferkeit mehr als jede andre Tugend galt, so konnte leicht der Gedanke entstehen, daß der Tapfere auch immer das gute Recht auf seiner Seite habe. Und so wurde die barbarische Gewohnheit auf, zum Beweise seiner Behauptung sich auf den Zweikampf zu berufen. Beim gänzlichen Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfassung bestimmter Gesetze wurde das Schwert als die einzige Richtschnur des Rechts und Unrechts angesehen. Bei diesen Zweikämpfen waren gewisse Formen sehr genau beobachtet wurden. Die Richter trugen entweder selbst auf den Kampf an, oder der Beleidigte forderte seinen Gegner dazu heraus, um seine Unschuld zu beweisen. Selbst die Zeugen waren verbunden, ihre Aussagen durch den Zweikampf zu bestätigen. Wenn die Parteien an dem vorher bestimmten Tage und Ort erschienen, wurden Kampfrichter (Grieswärtel) bestellt, deren Amt es war, Acht zu geben, daß Keiner von den Streitenden einen überwiegenden Vorteil über den Andern haben möge. Die Waffen wurden untersucht und Sonne und Mond ward unter Beide getheilt, so daß Keinem die Sonnenstrahlen oder der Mondschwerlicher als seinem Gegner fallen konnten. Der Überwundene oder der, welcher sich dem Sieger ergab, wurde für ehrlos und rechtlos, oft auch für unfähig erklärt, und seine Güter wurden eingezogen. Wenn der Überwundene im Leben blieb, so wurde er nicht ehrlos und erhielt ein anständiges Begräbniß. Dem Sieger war es erlaubt, dem Besiegten, wenn er nicht um Leben und Ehre

den Todesstoß zu geben. Nicht die Ueblichen allein, sondern alle Freigeborene überhaupt hatten das Recht, ihre Sache durch den Zweikampf zu entscheiden, weil ein freier Mann mit Leibesstrafen belegt werden durfte. Wer den Zweikampf abschlug, wurde sogleich für schuldig erkannt. Personen, die selbst nicht fechten konnten, als Geistliche, Weiber, Greise und Schwache, mußten Verfechter stellen, die sich für sie schlugen. Diese gerichtlichen Zweikämpfe dauerten lange Zeit fort, gleich man das Barbarische und Unzivilisirte derselben erkannte. Die Kaiser richteten selbst privilegirte Kampfgerichte, von denen das zu Hall in Schwaben am längsten erhielt. Jeder konnte seinen Gegner an einem solchen Orte zum Zweikampf herausfordern. Durch die Einführung der päpstl. Decretalen (1235) einer bessern Gerichtspflege wurden auch die gerichtlichen Zweikämpfe, sowie Orbalien, nach und nach abgeschafft. Als im 11. Jahrh. der Geist des Ritterthums sich ausbildete, wurden auch außergerichtliche Zweikämpfe gewöhnlich, die selbstgewählten Schiedsrichtern gehalten wurden, um über Ehrensachen zu entscheiden. Auch diese verschwanden in der Folge. An ihre Stelle kamen die Duelle, die noch jetzt in allen gesitteten Staaten mehr oder weniger üblich sind und erst durch Geseze noch durch angedrohte Strafen ganz haben unterdrückt werden können. Über die gerichtlichen Zweikämpfe s. Mejer's „Geschichte der Orbalien, besonders der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland“ (Jena 1795). Gegen Duell, namentlich unter Officieren, erließ der König von Preußen 1828 eine würdige Cabinetsordre. Auf den deutschen Universitäten kam das Duellwesen im dreißigjährigen Kriege auf. Desselben ward damals in den erneuten Statuten der erfurter Universität gedacht. Vgl. D. H. Stephani's Schrift: „Wie Duelle auf unsern Universitäten leicht abgeschafft werden könnten 2c.“ (Leipz. 1808), und D. H. E. G. Paulus: „Wider die Duellvereine auf Universitäten für Wiederherstell. der akad. Freiheit“ (a. d. „Sophrizon“) (Heidelb. 1828). Zweischattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt.

Zweistimmig ist der musikalische Satz (s. d.), wenn die Harmonik eines Tonstücks aus 2 Stimmen wesentlich besteht. Dies ist der Fall bei dem einfachen Duett für 2 Instrumente oder Singstimmen; dann aber auch in den volleren Musikstücken, aus welchen 2 Partien sich concertirend hervorheben. Der zweistimmige Satz hat seine besondern Schwierigkeiten, wenn er rein und wohlklingend sein soll, und kann nur von Demjenigen bearbeitet werden, der schon den volleren Satz versteht, weil hier die wesentlichste Intervalle immer anzuwenden sind und der Componist nicht alle Töne des Accords immer gebrauchen kann.

Zwerge sind eine bloße Spielart, keine besondere Gattung des Menschenlebens. Die Pygmaen der Alten, die Quimos, die Commerson gefunden haben, und andre Zwernationen sind bloß Geschöpfe der Einbildungskraft. Es weilen der Fall, daß unter den großen und starken Kindern gleich großer und großer Altern sich auch ein Zwerg befindet. Die Natur behandelt diese Geschöpfe immer ganz stiefmütterlich, und wenngleich kein Beispiel von einem Zwergemännchen ist, der sich durch außerordentliche Talente ausgezeichnet hätte, so sind doch öfters nicht ohne Anlagen. Ein Zug, der sie besonders charakterisirt und in Kindern noch mehr gleich macht, ist die hervorstechende Eigenliebe und hohe Meinung, die sie gewöhnlich von ihrer kleinen Person haben. Bei den Römern wurden die Zwerge zu mancherlei Verrichtungen, bisweilen selbst, um des Contrastes willen, bei Fechtspielen gebraucht. Am Hofe zu Konstantinopel wird immer eine Anzahl Zwerge als Pagen unterhalten. Die, welche zufälligerweise zugleich blind und stumm oder verschnitten sind, werden als treuere Leute vorgezogen. Auch in deutschen Höfen fehlte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. unter Hofdienerschaft nicht an einem Kammerzwerg, wie man ehemals schrieb, der

bißweilen auch die Rolle eines Hofnarren spielte. Der Geschmack an dergl. Belustigungen hat sich verloren. Am weitesten trieb es damit in Rußland der Große, der die Zwerge seines Reichs an seinem Hofe versammelte, und die Zwergenhochzeit veranstaltete. Die Sagen von Zwergen leiten Einige das, daß die Befenner älterer Religionen von denen der neuern (z. B. in dem alten Scandinavien) in die Berge vertrieben worden, und daß man ihnen bald ein solches Ansehen angebichtet habe.

In der Naturgeschichte nennt man Zwerg einen Organismus, der gewöhnliche Höhe seiner Species nicht erreicht hat, ohne doch verkrüppelt zu seyn. z. B. in der Botanik ein Gewächs, das in seiner Art niedriger ist als andre Pflanzen auf hohen Bergen, z. B. das Knieholz auf den Subeten. In der Thiererei heißt Zwergbaum ein Baum, der durch Pfropfen und besondere Pflege so gezogen ist, daß er keinen Stamm in die Höhe treibt, sondern bald über den Stamm sich in Zweige ausbreitet, und nichtsdestoweniger viele und gute Früchte zu bringen vermag.

Zwickau, eine Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, liegt an der Mulde, welche hier viele Mühlen treibt und durch die Vorflüsse in einem sehr anmuthigen Thale, und hat in ungefähr 900 Häusern etwa 4000 Einw. Es werden hier Tücher und Cattune fabricirt, Leder zugereitet, Werkzeuge für die Wollarbeiter verfertigt. Auch befinden sich hier 2 Goldschmelzfabriken, eine Siegellack- und eine Carminfabrik. Zwickau hat 4 Kirchen, worunter die alte Domkirche oder Katharinentirche mit altdeutschen trefflichen Gemälden (z. B. Lucas Kranach's Segnung der Kinder, und mehrere von Wolfgang) ein Hospital und eine latein. Schule mit einer Bibliothek von 16,000 Bänden, wozum Theil aus der grünhainischen Klosterbibliothek entstanden ist, und eine Naturaliensammlung. In dem Schlosse Osterstein, welches von der Stadt durch Mauern und Graben getrennt ist, wurde 1775 ein Zucht- und Arbeitshaus angelegt. Die Sträflinge sind hier in 2 Classen, die härtere und gelindere, eingetheilt. Die Arbeiten derselben, die zweckmäßig eingerichtet sind, verschaffen einen unbedeutenden Ertrag. Eine Stunde von Zwickau, bei Planitz und Borsdorf, befinden sich bedeutende Steinkohlengruben.

Zwietracht, s. Eris.

Zwilling. Man rechnet, daß ungefähr unter 80 Geburten eine Zwillinggeburt vorkommt, d. h. eine solche, wo 2 Kinder in kurzer Zeit nach einander geboren werden. Ob beide in einem und demselben Geschlechtsacte oder in zweien, die sich in kurzer Zeit nach einander folgen, erzeugt werden, darüber sind die Meinungen noch getheilt; mehrere Beobachtungen machen jedoch das Letztere wahrscheinlich. Zwillingskinder sind oft ebenso verschieden in ihren Neigungen und natürlichen Eigenschaften als andre; oft sind sie jedoch schwächlich und sterben bald nach der Geburt, wenn sie nicht mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt gepflegt werden. Bei der Geburt von Zwillingen sind viele besondere Regeln zu befolgen, welche hier nicht weiter zu erörtern sind. — In der Astronomie ist Zwillinge ein Sternbild des Thierkreises, sogenannt von den Dioskuren Castor und Pollux.

Zwingli (Ulrich). Dieser mit Luther gleichzeitige Reformator wurde am 1. Jan. 1484 als der dritte von 8 Söhnen des dasigen Amtmanns, geb. Den Grund zu seiner künftigen Gelehrsamkeit legte er schon früh in Basel und Bern, wo er unter der Anleitung des damals als Dichter und Gelehrten berühmten Erasmus von Rotterdam die Alten studirte. Seine fernere Ausbildung erlangte er auf der Universität zu Wien, wo er sich der Philosophie, und in Basel, wo er sich unter der Leitung des hiesigen Professors der Theologie widmete. Er wurde 1506 Pfarrer in Glarus, und 1519 er, was Luther im Augustinerkloster zu Erfurt that, er las nämlich die heil.

ig. Die Briefe Pauli schrieb er in der Grundsprache ab und lernte sie auswendig, was ihm nachher bei seinen Disputationen gute Dienste that. Den Feldzügen Blarer für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei wohnte er 1512, 1513 und 1515 als Feldpriester bei, für welchen Dienst er bis 1517 vom Papste Pension von 50 Gulden jährlich bezog. 1516 kam er als Prediger in das durch seinen Wallfahrten berühmte Kloster Maria-Einsiedeln. Hier zeigte sich sein Geist erhaben über den Geist der damaligen Zeit, und ihm weit vorstrebend, als mit einer bessern Einsicht ausgerüstet, wider die in der Kirche eingeriffene und die selbst in moralischer Hinsicht so verberblichen Mißbräuche, ja sogar wider die Wallfahrten und die Verehrung der Maria mit Eifer predigte, und die Bischöfe zu Rom und Konstanz auffoderte, die Verbesserung der Religionslage nach Anleihe des göttlichen Wortes thätig zu befördern. Doch war er damals noch so wenig verdächtig, daß ihm der päpstl. Legat Ant. Pulci 1518 das Diplom als Hofcaplan des heil. Stuhls gab. Bald darauf ward er nach Zürich berufen und trat sein Amt als Leutpriester oder Pfarrer am großen Münster daselbst den 1. Jan. 1519 mit einer Predigt an, worin er sich für das reine Evangelium und gegen den Perikopenzwang erklärte. Daher hat am 1. Jan. 1519 die reformirte Kirche in der Schweiz ihr Jubelfest begangen. In diesem Pfarramte, zu dem er noch eine Stelle als Chorherr erhielt, that er sich besonders durch seine Predigten über die biblischen Bücher hervor, und man kann als sicher annehmen, daß seine Predigten nebst denen wider Irrthümer, Aberglauben und Laster den Grundstein zum nachmaligen Reformationswerke legten. Er hatte eben dieselbe Veranlassung dazu, die Luther hatte. 1518 fand sich nämlich Bernardin Samson, ein Prediger aus Mailand, in der Schweiz ein, in der Absicht, für den päpstl. Stuhl durch den Ablasskram Geld zu gewinnen. Z., der bei Samson's erstem Erscheinen noch in Einsiedeln predigte, widersetzte sich ihm sowol hier als in Zürich dem ganzen Gewalt seiner Kanzelberedtsamkeit, und erlangte, da der Ablass überall verhaßt geworden war, doch so viel, daß er in Zürich nicht in die Stadt gelassen wurde. Sogar der Bischof von Konstanz, den Samson's mönchischer Dünkel sehr beleidigt hatte, unterstützte Z. in seinem Angriffe auf jenen. Von nun an ging Z. mit dem einstimmigsten Beifall der Züricher und eines großen Theils der übrigen Schweizer immer weiter; denn die Obrigkeit in Zürich unterstützte seine Verbesserungen dergestalt, daß sie schon 1520 einen Befehl durch ihr Rath ergehen ließ, vermöge dessen das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gesprochen werden sollte. 1522 wurde daselbst die Reformation auch in äußerlichen Sachen vorgenommen. In eben diesem Jahre schrieb Z. sein erstes Buch gegen die Lehren der röm. Kirche und fing das Studium der hebr. Sprache an. Die von ihm im VI. ihm gemachten Anerbietungen zu hohen geistlichen Ehrenstellen machten ihn nicht wankend. 1523 lud der Rath Zürich alle Theologen, die Z. eines Irrthums überführen könnten, zu einer Unterredung nach Zürich ein. Bei dieser Disputation waren an 600 geistliche und weltliche Personen beisammen. Z. hatte Glaubensartikel, welche der Gegenstand derselben sein sollten, an der Zahl aufgesetzt; allein die Einwendungen des berühmten Joh. Faber, nachmaligen Hofpredigers zu Wien, schienen der Obrigkeit zu Zürich so wenig befriedigend, daß sie sehr Z.'s Lehrart als richtig anerkannte und denselben nebst seinen Gehülften derselben bestätigte. Die zweite Disputation, bei welcher Z. nebst seinen Amtsgenossen in Gegenwart von mehr als 900 Personen die Verwerfung des Bilderdiensts und der Messe mit solchem Erfolge vertheidigte, daß sie auf obrigkeitlichen Befehl einen Unterricht für die Prediger des züricher Gebiets entwerfen mußten, durch welchen diese einen richtigen Begriff von Z.'s Lehren bekamen, fällt in eben dasselbe Jahr, und hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Künste aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets, sowie 1524 die Abschaffung der Messe zur

unmittelbaren Folge. Z. trat in eben diesem Jahre in den Ehestand mit der 43jähr. Anna Reinhard, der Witwe des Junkers Meyer von Anenow, und folgendes sein Glaubensbekenntniß von der wahren und falschen Religion und hatte somit in wenig Jahren das Reformationswerk in seinem Vaterlande einen ziemlich festen Fuß gebracht. Mit Eifer fuhr er in demselben fort, und die Obrigkeit zu Zürich, die ihn immer sehr thätig unterstützt hatte, schaffte Bettelmönche ab, zog die Ehesachen vor die weltlichen Gerichte und ordnete bessere Verwaltung der Kirchengüter an. Z. war mit Luther und den übrigen sächsischen Reformatoren völlig einig. Er nahm, wie sie, die Bibel zum einzigen Entscheidungsgrunde an, verworf alle menschlichen Zusätze, bestritt die Herrschaft des Eigennus der Geistlichkeit, sowie den Aberglauben, mit Kraft und Energie und wollte mit einem Worte die christl. Kirche wieder auf die Einfachheit des 12. Jahrh. zurückgebracht wissen. Nur in einigen Punkten, von welchen unter andern fast sämmtlich Gegenstände der Liturgie betrafen, war seine Ansicht mit der andern verschieden. Um auch diese Verschiedenheit in der Lehre vom Abendmahl und eine seit 1524 ausgebrochene Absonderung der beiden neuen Religionen Luther's und Z.'s zu heben, wurde vom Landgrafen zu Hessen, Philipp dem Müthigen, eine Zusammenkunft zwischen den sächsischen und schweizerischen Reformatoren 1529 (1.—3. Oct.) zu Marburg veranstaltet. Von Seiten der Schweizer erschienen als Hauptpersonen Luther und Melanchthon, von Seiten der Züricher Z. und Skolampadius. Man unterredete sich mit Sanftmuth, und es handelte der sonst so heftige Luther den wackern Z. mit brüderlicher Liebe. Da zwar der Endzweck einer völligen Vereinigung nicht erreicht wurde, so kam doch viel zur Wirklichkeit, daß man einen Vergleich zu Stande brachte, in dem ersten Artikeln man vollkommen übereinstimmend die vornehmsten Glaubenssätze festsetzte, und im 14. versprach, daß, wenngleich man nicht übereinstimmend im Abendmahl der wahre Leib und Blut Christi gegenwärtig sei, man sich gegenseitig mit christl. Liebe begegnen wolle. 1531, als im vorhergegangenen Jahre Z. einigen Verfolgungen und persönlichen Nachstellungen nur mit Mühe entgangen war, brach ein offener Krieg zwischen Zürich auf einer, und den katholischen Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug auf der andern Seite aus. Z. mußte, auf Befehl des züricher Rathes, mit dem Banner des Cantons zum Führer jederzeit ein Geistlicher war, zu Felde ziehen. Es kam am 11. Oct. ein Angriff, und Z. rief s. Landsleuten zu: „Gott zu vertrauen“. Da aber die Züricher den Luzernern mehr als doppelt überlegen und auch besser angeführt waren, wurden die Letztern geschlagen, und Z. war unter Denen, die im Kampfe den Tod für das Vaterland starben. Durch Calvin erhielt hernach das reformirte Glaubensbekenntniß die Gestalt, die es noch jetzt hat. S. „Zwingli's Leben“ von Rotermund (Bremen 1818). Z.'s sämmtl. Schriften im Auszuge haben W. Meyer und Wögelin herausgegeben (Zürich 1819 fg., 2 Bde. in 4 Abth.). Meyer und Prof. Schultes gaben den gesammten schriftl. Nachlaß Z.'s (Zürich 1819) heraus.

Zwischenact (Entre-acte) nennt man bei theatralischen Vorstellungen diejenige Zeit, welche entweder zwischen 2 verschiedenen Stücken, oder zwischen verschiedenen Acten eines Stückes verläuft. In Deutschland wird während dieser Zeit jedesmal der Vorhang herabgelassen, welches aber in Frankreich nicht nur dann geschieht, wenn während dieser Zeit die Decorationen zu veränderten Vorkehrungen zur folgenden Abtheilung auf der Bühne zu treffen sind. (Entre-acte und Act) Bei Dramen, Schauspielen, Lustspielen u. dgl. wird meistens in Deutschland diese Zwischenzeit gewöhnlich durch Instrumentalmusik, aber selten der Handlung des Stückes recht angemessen ist, ausgefüllt.

man auch die Musikstücke (und vorzüglich die eigens hierzu componirten, von Lindpaintner), durch welche jene Zeit ausgefüllt wird, Entre-actes (Zwischenacte). Bei Opern und großen pantom. Ballets fällt dies jedoch in Deutschland in der Regel weg, um die Zuhörer nicht mit Musik zu überladen. In Frankreich finden auch bei den Opern solche Entre-actes statt, welche vom Componisten eine Art kurzer Ouverturen oder Einleitungen mit charakteristischer Beziehung auf die Handlung des folgenden Actes dazu componirt werden. Zweck und Bestimmung dieser Zwischenacte ist: dem Zuschauer oder Zuhörer einen Ruhepunkt zu geben, um durch zu anhaltende geistige Anstrengung nicht Überspannung oder Ermüdung zu erzeugen, zugleich aber auch einen leisen Nachklang der durch das vergangene erregten Gefühle zu erhalten, und das Gemüth in eine für das folgende empfängliche Stimmung zu versetzen und darauf vorzubereiten. Man sieht hieraus, in welcher genauen Verbindung diese Zwischenmusik mit dem Ganzen steht, und wie bedeutend dadurch der Eindruck desselben unterstützt oder (durch unmaßige Wahl derselben) gestört werden kann. Hieraus entspringt daher die wichtige und unerlässliche Verpflichtung für jeden Orchesterdirigenten eines Theaters, in der Auswahl dieser Zwischenmusiken sehr behutsam und mit steter Rücksicht auf den Inhalt und Charakter der Darstellung überhaupt, und auf den Zusammenhang der vorhergehenden und den Anfang und Inhalt der folgenden Abtheilung des Stückes insbesondere zu Werke zu gehen. Denn welchen störenden, widrigen Eindruck macht es, wenn z. B. ein Act eines Stückes mit Verzweiflung oder Trauer endet, und nun unmittelbar, während die Mitempfindung des Zuhörers noch in Thätigkeit ist, das Orchester mit einem lustigen Rondo, einer Symphonie etc. beginnt, und so jeden Nachklang der vorher erregten Gefühle gewaltsam erstickt, das kann man sich fast in jedem Theater überzeugen. Vormalis wurden bei den Opern die Zwischenacte der sogen. großen (d. h. ernsten) Opern durch Ballets oder kleine Zwischenspiele, die man *Intermezzi* (s. d.) nennt, ausgefüllt. Auch des Zwischenactes sollte eigentlich, wie bei den Alten, die Handlung des Stückes nicht fortschreiten; das neuere aber spielt oft noch hinter dem Vorhang fort. S. Cailhava, „Art de la comédie“, I, 16., und Diderot, „Disc. de la poésie dramatique“, Cap. 14.

Zwischenhandel ist derjenige Handel, in welchem ein Land die Erzeugnisse eines andern an ein drittes Land absetzt. Er beschäftigt sich daher bloß mit dem Verkehr ausländischer Erzeugnisse gegen einander, ohne den Producenten des Landes Absatz, oder den Consumenten desselben Zufuhr zu verschaffen. S. „Volkswirthschaftslehre“, §. 432 fg. Gegen den Zwischenhandel der Holzarbeiter Cromwell's *Navigationsacte* (s. d.) gerichtet.

Zwischenmittel sind in der Chemie im Allgemeinen solche Substanzen, die sonst nicht stattfindende Verwandtschaft vermitteln, z. B. läßt sich Silber nicht im Wasser auflösen. Hat man aber das Al, durch Verbindung mit Laugensalze, zu Seife gemacht, so erfolgt die Auflösung, und das Al ist das Zwischenmittel der Verbindung geworden.

Zwischenräume der Körper, s. Poren.

Zwischenspiel (Interludium) nennt man bei dem Choralspiel auf der Orgel diejenigen kurzen Sätze oder Accordfolgen, wodurch man von einer Verszeile zum andern, auf welche ein Ruhepunkt der singenden Gemeinde fällt, zu dem andern Accord, mit welchem die folgende beginnt, überleitet; — auch deht man diesen Ausdruck auf den Satz oder die Accordfolge aus, durch welche man 2 Strophen des Liedes verbindet. Letzteres ist unwesentlich, ersteres aber, um Lücken zwischen den Absätzen der Melodie zu vermeiden, zweckmäßig; nur dürfen sie keine Verzierungen oder dem Charakter des Chorals widersprechende Figuren enthalten. Hieran aber erkennt man vorzüglich den wahren Organisten.

Zwitter (Hermaphroditen) nannte man sonst Geschöpfe, die mit vollkommen ausgebildeten Zeugungstheilen beider Geschlechter versehen sein sollten. Man weiß nicht, ob es eine bloße Künstlergrille gewesen, die sich darin gefiel, die männliche und weibliche Natur gemischt in einem und demselben Körper zu vereinigen, oder ob Thatsachen zum Grunde gelegen, welche das Dasein ähnlicher Wesen zu erweisen scheinen. Was Hyginus und Ovid erzählen, s. im A. Hermaphroditos. Man erklärt übrigens diese Fabel aus der Weichlichkeit und weiblichen Wesen der Anwohner jener Quelle, worauf Strabo, da er demselben nach beschreibt, ausdrücklich hindeutet. Indes war die Idee einmal da, und sonst Künstlergrille gewesen, das glaubten Naturforscher und Ärzte in ältern neuern Zeiten als wirkliche Erscheinung beobachtet zu haben. Ja, die Ärzte der Juden unterschieden schon, wie gewöhnlich sehr fein, 4 Arten von Zwittern, bei den einen herrsche das männliche, bei den andern das weibliche Geschlecht, bei den 3. seien beiderlei Geschlechter gleich, und bei der 4. Classe sei weder das noch das andre Geschlecht vorherrschend. Nimmt man die Sache genau, so kann nur der ein wahrer Zwitter genannt werden, dessen äußere Geschlechtstheile allein beiderlei Formen zeigen, sondern der auch neben den Hoden und Eiersträngen zugleich Eierstöcke und einen Uterus besitzt. Gibt es solche Geschöpfe, sind es Zwitter. Allein diese sind und bleiben fabelhaft.

Zwölffingerdarm (Duodenum), das Stück des Darmcanals, welches unmittelbar nach dem Magen folgt, und bei den erwachsenen Menschen fast 12 Finger breit lang ist. Der Übergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm heißt der Pförtner; dieses Stück des Darmcanals geht wieder in den dünnen Darm über, welcher Leerdarm heißt.

Zwölftafelgesetze. Schon im J. 454 v. Chr. wurde in Rom auf den Antrag der Tribunen beschlossen, ein Nationalgesetzbuch zu verfassen. Dem Behufe soll eine Gesandtschaft (Sp. Posthumius Albus, C. Fabius M. Manlius) nach Griechenland geschickt worden sein, um die dortigen Gesetze bekanntzumachen. Darauf wurden, unter dem Consulate des Appius Claudius Pulchellus, und des Titus Genucius Augurinus Consulat und Tribunat einberufen, und eine aus 10 Patriciern bestehende, mit dictatorischer Gewalt ausgestattete Gesetzkommision trat (d. 15. Mai 451 v. Chr., nach R. E. 303) in Rom. Sie sammelte die Gesetze und Herkömmlichkeiten, welche statt der bisherigen besondern und örtlichen Rechte allgemeine Gültigkeit haben sollten, und begab sich zur Nationalversammlung, um das römische Staatsrecht; das Gesetzbuch wurde auf 10 eichenen Tafeln aufgezeichnet, zu welchen (450) noch 2 hinzukamen; der Name leges duodecim tabularum. (Vgl. Römisches Recht von Claudius.) S. Wachler's „Lehrb. der Gesch.“, und H. E. Dittmann's „Versuch der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölftafel fragmente“ (Leipz. 1824). Seitdem hat D. K. E. C. Beliebre in s. von der Facultät zu Löwen gekrönten Preisschrift: „Commentatio antiquaria de legibus XII tabularum patria“ (Löwen 1827, 361 S., 4.) die alte von Livius und von Halikarnos u. A. erwähnte Sage, als wenn die Decemviren das Zwölftafelgesetz von den Griechen entlehnt hätten, gründlich widerlegt. Nach ihm beschränkt die Thätigkeit nur auf die Anordnung, nicht auf die Herstellung des Inhalts der 12 Tafeln. Die attische und die römische Staatsform und Verfassung waren nämlich ganz verschieden, und es findet sich keine Spur von griech. Gesetzen in den römischen 12 Tafeln. Endlich schweigen Cicero und die Römer ganz über den griech. Ursprung dieser ältesten abendländischen Gesetzgebung.

A n h a n g.

ürkei und Griechenland. Beide Worte haben seit 4 Jahrhunderten der Geschichte des europäischen Staaten- und Völkerlebens eine traurige Bedeutung erlangt, die mit jedem Jahre für die spätere Nachwelt unerklärbarer wird. In dem Ursitze der europäischen Civilisation hat aus dem wilden Sturme der Eroberer, mitten unter den edelsten Trümmern der alten Welt, ein Volk sein gerettet, das wie der Unglückliche im Schiffbruch mit den Wogen des so mit den Feinden des Christenthums und der Civilisation um Leben und Kampf, während das christliche Europa, sonst überall für Ruhe und Sicherheit, dem letzten Tobekampfe der Hellenen 7 Jahre lang zuschaute, ohne Beschluß zu fassen, wie ihn die Nachwelt von unserm Zeitalter zu erwarten hätte. Seit 1821 wußte Europa, daß die Griechen als Volk noch vorhanden waren; indem es aber dies zuerst aus dem Naturkampfe der Verzweiflung glaubte es, von Tag zu Tag den letzten Funken des hellenischen Lebens vergehen zu sehen. Jeder neue Feldzug, den die Barbaren aus Asiens Steppen — Fremdlinge, welche einst der Völkersturm aus Hochasien gleich einem Ueberflutungsheere auf die schönen Fluren griechisch-christlicher Bildung geworfen — gegen die Urbewohner des alten Landes unternahmen, sollte, dies glaubten Manche, der letzte sein, der die Vertilgung der Unglücklichen vollenden würde. Darum stieß Europa die Arme des um Hülfe Flehenden Jahrelang zurück. Immer rang er sich wieder empor und vertheidigte mit blutenden Händen die Leber seiner Väter. Gleichwol erkannte Europa in dem Dränger jenes Volkes weniger als eine auf festen Grundlagen ruhende Staatsmacht; vielmehr erregte es von Tag zu Tag das Zusammensinken dieser hohlen Masse von Serail- und Janitscharenpöbel. Bisher hatte jedoch den morschen Staat die eiserne Staatskunst naher und entfernter Mächte gestützt, darum verlängerte sich in unsern Augen der ebenso sonderbare als schreckliche Kampf zwischen einem Staat und einem Volke, die beide, jener als Staat, dieses als Volk, dem Unterliegen gleich nahe standen. Die hohe Pforte schien so wenig im Stande zu sein, die Hellenen zu bezwingen, daß es den kühnsten, den mächtigsten und den tapfersten seiner Satrapen aus Afrika herbeirief, damit er die letzten Griechen eroberte, ihre Frauen und Kinder als Sklaven an den Nil schleppte, und Afrikaner auf das classischen Boden schleuberte. Solche Schande hatte Europa noch nicht erlebt. Ja es boten selbst einzelne Franzosen die Hand dazu, Morea zu unterjochen und die griechischen Sklaven nach Afrika zu liefern! *) Wäre es mit Hülfe dieser Mächten dem mächtigen Vicekönig von Ägypten gelungen, was im Mittelalter den kühnen Dynastensüßern in Asien und Afrika gelang, das ägäische Meer zwischen Peloponnes nebst Kreta mit dem Nillande zu Einem Staate zusammenzufassen, so würde diese ägyptische Dynastie, ähnlich den alten Fatimiden, allein im Stande gewesen sein, zumal wenn sie alle talentvolle Abenteurer aus Europa an sich zu ziehen hätte, das Mittelmeer zu beherrschen, die Dardanellen zu verschließen,

Die franz. Regierung", sagte der Finanzminister Villèle in der Deputirtenkammer am 25. März 1826, „habe großes Interesse, den Pascha von Ägypten mit Wohlwollen zu behandeln“. Aus einem edlern Beweggrunde zeigte der britische Minister Lord Palmerston mehr Wohlwollen für die Griechen. Auch konnte schwerlich eine factisch so mächtige Macht des Vicekönigs von Ägypten im Mittelmeere und der Levante der engl. Staatskunst willkommen sein.

dem Levantehandel Gesetze vorzuschreiben und Italien zu überziehen. Dann zu Griechenland — diese ehrwürdige Ruine des classischen Alterthums — für immer vernichtet, die Pforte aber — der sogen. Schlussstein des europäischen Staatenwölbes — kaum noch der Schatten der letzten Khalifen von Bagdad gewissermaßen Europa aber hätte in die Berechnungen seiner Staatskunst eine neue See-, Krieg- und Handelsmacht aufgenommen: die wiederaufgelebte Macht eines Schicksals — Barbarens in Griechenland!

Dies konnte geschehen, als Missolonghi gefallen war. Doch jetzt war Europa; und zugleich der Zorn Mahmud's, gleich dem eines schlammenden Löwen. — Werfen wir daher einen Blick auf die Geschichte der letzten Jahrtausend Kampfes (seit 1824 bis zum Schlusse des J. 1828), der endlich das Schicksal Griechenlands entschieden zu haben scheint. Die Pforte selbst aber ist jetzt, als je entschlossen, mit Ehren zu fallen: darum wird sie diesmal nicht fallen. Wir haben gesehen (s. Griechenaufstand, und Rußland), daß ein russischer Geschäftsträger in Konstantinopel, Herr v. Minski, die seit 1821 rissene Verbindung zwischen beiden Staaten, im Jan. 1824 wieder anzuknüpfen suchte. Der Hauptgegenstand der Unterhandlung betraf die völlige Räumung beider Fürstenthümer Moldau und Walachei von türkischen Truppen, in Folge der Verträge von Kainardschi, Jassy und Bucharest. Der großbrit. Gesandte Lord Strangford, und der östreich. Internuncius, Baron von Ottenfels, unterstützten Rußlands gerechte Forderung. Lord Strangford ward von der Pforte mit großer Achtung behandelt; denn sie verdankte es dem britischen Einflusse auch zu Teheran, daß der letzte Friedensvertrag mit Persien endlich am 28. Jan. 1824 bestätigt wurde. Allein die Unterstützung, welche besondere Vereine in England und einzelne Briten, wie Lord Byron, den Griechen durch Anleihen *), Geldsendungen und persönlichen Beistand leisteten, machte die Pforte unwillig, und verlangte am 9. April, daß die brit. Regierung ihren Unterthanen alle Theilnahme an der griech. Sache verbieten solle. Indes waren bereits die brit. Officiere, die unter der griech. Fahne gefochten hatten, zur Rückkehr nach England aufgefordert worden. Das gute Vernehmen mit Rußland schien hierauf noch mehr befestigt zu sein, da eine große Zahl neutraler Transportschiffe, russische, östreich. u. a. den Kapudan Pascha gemiethet wurden, der den 28. April aus den Dardanellen segelte, um Ipsara und Samos zu zerstören. Zu gleicher Zeit hatte der türk. Pascha von Widdin, als Sersaskier Walisso, d. h. Oberbefehlshaber der griech. türk. Truppen, den Befehl erhalten, in Morea einzudringen, während der Pascha von Negroponte an der Küste von Attika und Dimer Velones (in der Gegend von Salonichi), an der Westküste von Hellas den Feldzug eröffnen sollte. Auch war es der Pforte durch glänzende Zusicherungen gelungen, den Sultan von Ägypten, Mohammed Ali, zu bewegen, daß er von seinem durch französ. Officiere auf europäischen Fuß eingerichteten Heere 20,000 Mann, unter dem Befehle seines Sohnes Ibrahim Pascha, nebst einer Flotte, deren Transportschiffe ebenfalls aus gemietheten russ., östreich., span. und ital. Fahrzeugen bestanden, zur Unterwerfung der Griechen dem Großherrn zu Hülfe schickte. Ein Brand in Kairo verzögerte jedoch den Abgang der Expedition um einige Monate.

Unterdessen war in Griechenland nach dem glorreichen Ausgange des Jahres von 1823 der frühere Zwiespalt aufs neue ausgebrochen. Die Partei des Maurokordatos (s. d.), welche an die Stelle der Häupter der Hetairisten getreten war, bestand aus hydriotischen Kaufleuten und aus den aufgeklärtesten Männern der Nation; sie bemühte sich, eine gesetzlich freie Verwaltung zu begründen und die Finanzen zu ordnen. Maurokordatos war Präsident des gesetzgebenden Körpers.

*) Die griech. Anleihe zu London von 800,000 Pf. St. ward zu 59 für 100 geschlossen.

er, vor der Militairpartei, die in Morea das Übergewicht hatte, zurücktre-
nach Westhellas begeben. Die Häupter jener Militairpartei, die Kapitā-
b.), schienen sich an die Stelle der ehemaligen türkischen Paschas und Be-
des Landes setzen zu wollen. Einer der ersten war Kolokotronis, durch Sie-
n (v. J. 1822) der Mächtigste im Vollziehungsrathe. Von Tripolizza aus,
Mitte der Halbinsel, vertheilte sich seine Faction nach allen Seiten. Panos
m), einer der schönsten Männer eines schönen Volks, befehligte zu Nau-
Napoli di Romania), dem Sitze des Rathes; die Besatzung von
Anth bestand aus den Anhängern jenes stolzen, kühnen und reichen Feld-
manns. Nach Kolokotronis kam Mauromichalis, ehemals Bei der Maino-
m Namen nach Vorstand des Vollziehungsrathes. Negris, der gewesene
er der auswärt. Angelegenheiten, hatte sich zu Odysseus begeben, der zu
und in ganz Osthellas eine von der Centralregierung ziemlich unabhängige
ig behauptete. *) Diese Kapitanis erhoben, ohne sich an Regel und Ord-
u binden, Alles, was sie für sich und ihre Palikaris brauchten, so daß nur
Seewesen zu Hydra und in Westhellas, wo Maurokorbatos befehligte, eine
te Verwaltung möglich war. In Missolonghi griff Lord Byron, als neuer
erger, thätig ein; er und der Obrist Stanhope (s. d.) organisirten die Ar-
Byron selbst legte Schulen und Druckereien an.

nterdessen bemühte sich der zu Kranidi (am östlichen Ufer des Golfs von Ar-
versammelte gesetzgebende Senat, der Willkür, mit welcher die Glieder des
gungsraths verfahren, Einhalt zu thun. Der Bericht über die Anklage-
gegen den Präsidenten Mauromichalis und andre Rätthe, vom 31. Dec.
enthielt so auffallende Thatfachen von Despotie und Eigennuß, daß der
den bisherigen Vollziehungsrath auflöste und zu Mitgliedern des neuen den
ten Georg Konduriotis als Präsidenten, und den Spezzioten Panajotis Bo-
is Vicepräsidenten ernannte; Beide waren gute Patrioten und die einfluß-
n Einwohner ihrer Inseln, übrigens aber ohne ausgezeichnete Talente.
n Koletti war das dritte, und Nikolaos Pondos das vierte Mitglied. Die
Stelle, welche später Anagnostes Spiliotakis erhielt, war dem Kolokotro-
nimmt, der sich aber, ungeachtet Lord Byron's Vermittlung, beharrlich wei-
den Senat und Vollziehungsrath anzuerkennen. Dieser letzte erklärte nun-
den 14. März 1824, Nauplia zur Hauptstadt von ganz Griechenland und
is der Centralregierung. Allein Panos verschloß derselben die Thore; er
über als Rebell behandelt, und Nauplia zur See und zu Lande eingeschloß-
Korinth und mehre Kapitanis, wie Nikitas u. A., unterwarfen sich der
ng. Selbst Kolokotronis räumte mittels Vertrags Tripolizza am 15. April.
nahmen der Senat, und am 22. Mai auch die Regierung ihren Sitz zu

Endlich bewirkte der Übertritt der Besatzung des Hauptforts von Nauplia
schluß eines Vertrags mit Kolokotronis, der sich mit allen seinen Anhän-
gegen Zusicherung einer völligen Amnestie, unterwarf. Nunmehr übergab
am 19. Juni Nauplia mit der Citabelle Palamedes, wohin sofort der Senat
Regierung ihren Sitz verlegten. Eine allgemeine Amnestie endigte den
krieg.

Währenddem arbeiteten die Griechen in Westhellas an der bessern Befesti-
on Anatolikon und Missolonghi (s. d.), dem Bollwerke des Peloponnes.
bedachte man in dieser Stadt eine Verschwörung, den Plaz dem Jussuf Pascha
liefen. Die Sulloten, mit Lord Byron's neuen Einrichtungen und mit
inflüsse der Fremden überhaupt sehr unzufrieden, begingen grobe Ausschwei-

Man schickte eine große Zahl derselben aus der Stadt, die hierauf, unter
ung eines gewissen Karaiskaki, sich am 12. April des Forts Wassiladi be-
negris starb 1825 zu Nauplia.

mächtigten. Das Volk nahm jedoch an dieser Rebellion nicht Theil, und theilung Truppen, unter Votsaris, Sturnaris und Trokas, schlugen die Rebellen, nahmen Bassiladi wieder, und die Verräther flüchteten sich endlich zu Brionos. Dieser Aufstand vereitelte die unternommene Belagerung von Byron's Gesundheit litt durch diese Ereignisse, und er starb nach einer langen Krankheit den 19. April 1824. Oftern, sonst das Fest der Freiheit, wurde durch eine allgemeine Trauer von 21 Tagen gefeiert. Des Dichters Hayles Missolunghi, und seine Tochter ward von Griechenland adoptirt.

Der Feldzug sollte beginnen. Die Griechen waren unter sich unvereinigt. Die Verbindung mit England war unterbrochen, und der Lord-Obercommissar in den griechischen Inseln erlaubte nicht, daß die Gelder der Anleihe in Zante eingelegt wurden. Unterdeffen fand aber auch der türkische Oberbefehlshaber Hindernisse. Der Pascha von Salonichi wollte ihm nicht gehorchen; die Paschas von Skodra und Janina konnten, von den frühern Verlusten erschöpft, nicht gleich mit frischen Truppen zu ihm stoßen. Er blieb daher länger als erwartet in Larissa. Die vom Kapudan Pascha versuchte Landung auf der griechischen Insel Skiathos mißlang; doch warf er einige Tausend Janitscharen auf die Festungen von Negroponte (s. d.), wo Odysseus und vorzüglich Demetrius im Winter über die Türken mehrmals geschlagen hatten. Nun erst rückte der Sultan ins Feld. Zwar wurde sein Unterbefehlshaber Bekir Pascha von Odessa bei Kitas am 1. Juni bei Zeituni geschlagen; allein ein anderer Heertheil kämpfte mit den Türken von Negroponte und besetzte die Landschaft Attika; sein Unterbefehlshaber des Odysseus, mußte sich in die Citadelle von Athen zurückziehen. Gleichzeitig hatte Ismail Gibraltar, der Admiral der ägyptischen Flotte, unterjocht. Der Statthalter Lumbasis rettete nur einige Greise, Weiber und Kinder nach Hydra; einzelne griechisch-kandiatische Banden zerstreuten sich in die Berge. Darauf unternahm Ismail Gibraltar den Angriff auf die Insel Rhodus. Die tapfern Bewohner schlugen am 8. Juni den Feind zurück; allein am 10. den sie auf einem andern Punkte der Insel, wo sie es nicht erwarteten, mit großer Übermacht angegriffen. Der hartnäckigste Widerstand ergab sich in der Vernichtung. Der Feind machte eine unermessliche Beute. — Der Sultan schickte, rüstete sich Khosrew, der Kapudan Pascha, bei der Insel Rhodus den Angriff auf Ipsara und Samos; 20,000 Asiaten, zur Landung bestimmt, lagen an der Küste von Smyrna, wo sie, ohne Sold und Lebensmittel, Plünderung verübten und wehrlose Griechen ermordeten. So kamen die Flüchtlinge in Pergamus um, wo Mord und Plünderung 36 Stunden wähnte.

Das kleine, stark befestigte Felseniland Ipsara (s. Hydriotes) wurde durch die Pforte furchtbar gemacht durch die Zahl seiner Schiffe und Bomben, durch die kühnsten und tapfersten Insulaner des Archipels Tod und Schicksal, die Dardanellen trugen. Khosrew besaß genaue Kunde von den Vertheidigungspunkten und Batterien der Insel. Ehe er mit 14,000 Kerntruppen, meistens aus der Gegend von Janina, den Angriff unternahm, bot er 3 Mal den Ipsarioten Verzeihung und Entlassung an. Sie verworfen alle Vorschläge. 5000 Griechen und Albanesen besetzten die wichtigsten Punkte; auch die Frauen rüsteten sich zum Kampfe. Am 3. Juli, früh am 3. Juli, die Rhede von Mitplene, mit 2 Linienschiffen, 6 Fregatten, mehreren Briggs und Goelleten, einer großen Zahl neugebafter Kanonierschaluppen und mehr als 80 europ. Transportschiffen. Seine Flotte umschloß die Insel; die Kriegsschiffe begannen das Feuer auf die Stadt und die Batterien des Forts. Während hier der Hauptangriff zu sein schien, gelang es einem griechischen Albaneser, unter dem Verräther Goda, eine Strandbatterie nach kurzem

ließ. Die Türken erstürmten darauf die Anhöhen im Rücken der Stadt. konnte sich nicht halten. Nun retteten die Primaten und Ephoren auf die Landung und Barken im Hafen Greise, Weiber und Kinder. Einige Fahrzeuge verbrannten, andre wurden von den Türken genommen; einzelne Flüchtlinge wurden gefangen. Fregatten aufgenommen; die übrigen entkamen, unter Apostolis Führung nach Hydra. *) Unterdessen wurde die Stadt auf allen Seiten angegriffen; heftig kämpften von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Mord und Plünderung dauerten die ganze Nacht. Am Morgen des 4. Juli hielten sich noch das Forts und das Kloster St. = Nikolaus. Nach hartem Kampfe zogen sich die Griechen fern, sämmtlich entschlossen zu sterben, in das letzte Fort, Tabia, zurück; erstürmten die Türken die Wälle, da zündeten jene die Pulverminen an; die Explosion und Ipsara ward das Grab der ipsariotischen Helden und der Sieger. Dieser Schlag öffnete den Griechen die Augen. Das Volk und alle Behörden vereinigten sich zum vereinten Widerstand. Hydra und Spazzia bemannten ihre Schiffe. Ipsara wurde von dem tapfern Miaulis wiedergenommen (den 15. Juli), der selbst daselbst gerettet, der Felsen verlassen. Mit geringerer Macht ward der Ort Samos (s. d.), Kos, Chios zurückgeschlagen; selbst bei Kandia litt er Verlust und die Griechen leisteten hier Widerstand in den Stellungen von St. = Ruppiti, Mirabello und Lassidi. Gleiches Glück auf dem Festlande. Gouras eroberte die Barbaren bei Marathon. Der türkische Oberfeldherr, Derwisch Pascha, schlugen im Juli, Aug. und Sept., bei Gravia, bei Amplani, in der Provinz Phocis, floh mit Verlust seines Gepäcks nach Larissa zurück. Dadurch vereitelte sein Plan, sich über Salona mit Dmer Briones zu vereinigen, gänzlich. Der thessalische Maurokordatos durch kräftige Maßregeln alle Entwürfe vereitelte und listigen Dmer Briones, der zum dritten Male Akarnanien und Thessalien überzogen hatte. Darauf gingen die Griechen zum Angriff über und drangen an die Mauern von Arta vor. — Unterdessen führten die obere Behörden in Athen laute Beschwerden gegen die Agenten einiger christlichen Mächte im Ausland. Diese schürten das Feuer der Zwietracht an und hemmten den raschen Fortschritt der innern Verwaltung. Gleichwol ordnete sich das Ganze immer mehr. Die Steuern nach einer gerechten Vertheilung erhoben und die Staatsrenten allmählig verpachtet. Eine unter vortheilhaften Bedingungen geschlossene Anleihe gründete den Nationalcredit. Mit dem Vertrauen belebte sich wieder der Handel und man erblickte die griech. Flagge in Ancona, Livorno, Marseille, bis nach London der Themse. Die Regierung begann aufs neue, ein europäisch geordnetes Recht zu bilden. Der franz. Militaircodex ward in Griechenland eingeführt. Die Rechtspflege überhaupt erhielt eine bestimmte Form. In Missolonghi gab es ein oberes Gerichtshof und ein Appellationsgericht. Die Verhandlungen vor Gericht öffentlich. Übrigens galt Pressfreiheit. 4 Zeitungen erschienen wöchentlich. Zu Missolonghi die „Hellenische Chronik“ und der „Telegraph“; zu Hydra der „Freund des Gesetzes“ **) (das Amtsblatt), und zu Athen die „Ephemeride“, welche auch sorgte zugleich für den öffentlichen Unterricht. Während so Alles neu werden mußte, begann der zweite Theil des blutigen Feldzugs. Die ägyptische Flotte war endlich am 19. Juli aus Alexandrien ausgelaufen: bestehend aus 14 Corvetten, 40 Briggs und Goeletten, und 240 Transportschiffe mit 10 M. Landungstruppen. Ibrahim Pascha sollte Verstärkungen nach Griechenland bringen und hierauf Morea überziehen. Unterdessen hatte sich die griech. Regierung die Unterstützung der Ipsarioten den Hafenbezirk des Piräus bei Athen anzuweisen. Diese Zeitschrift nennt sich seit dem October 1825 bloß „Zeitung von Hydra“. Der Pharmakidi gab seit dem 19. Oct. 1825 eine griechische „Allgemeine Zeitung“ heraus.

sich; sie selbst mit ihren Anhängern stellten sich unter die Fahnen des Tripolizza, wo Panos Kolokotronis an ihre Spitze trat. Nun kehrte am 9. Dec. nach Nauplia zurück und rief aus Attika die Heerführer Assos u. A. nach Korinth; Koletti übernahm den Oberbefehl, Christos Katsiogiorgi zogen vor Tripolizza. Die Rebellen wurden in mehreren Gefechten Panos Kolokotronis blieb, und seine Anhänger zerstreueten sich. Die Hagnone Bobelina, Kolokotronis's Anhängerin, fiel durch den Dolch eines Mannes, den es heißt, des Geliebten ihrer Tochter, dem sie deren Hand versagt hatte, welcher mit den Türken auf Negroponte in geheime Verbindung stand, erlitt von Gouras eine Niederlage, wurde gefangen und in einen Thurm zum Schutze Athens gebauten Thurm gesperrt; der Versuch zu entkommen mißlang; er stürzte in die Tiefe und blieb todt. Kolokotronis wurde jetzt von Allen verlassen und sandte im Dec. 1824 seine Unterwerfung an die übrigen Anstifter des Aufstands entflohen nach den ionischen Inseln; die übrigen wurden ergriffen und nebst dem alten Kolokotronis nach Athen gebracht, wo sie von einer Commission gerichtet werden sollten. Rainotti-Bei Pietro Mauromichalis ward freigesprochen. Die Rebellanten suchten nunmehr, den Gehorsam des Heeres gesetzlich zu befestigen, und traten, um Patras, Modon und Koron aufs neue einzuschließen. Der Sultan trat mit den Griechen in Unterhandlungen, brach sie aber im Jahr 1825 und erhielt das Paschalik Salonichi.

Der unglückliche Ausgang des Feldzugs 1824 zu Wasser und zu Lande entzündete in Constantinopel abermals den Haß und die Wuth der Factionen. Hussein Pascha, Oberbefehlshaber der Truppen des Bosporos, der Janitscharen-Aga, der Musti und Effendi (ein Mann von 76 Jahren, der starrsinnigste Anhänger der Osmanischen Politik), verbanden sich zum Sturze des Großveziers. Man wollte keine Art von Zugeständung der christlichen Mächte in den Angelegenheiten der Pforte zulassen und forderte laut, daß, ehe die Pforte die Fürstenthümer räumte, Rußland die Festungen in Asien zurückgeben. Der Großherr sah sich genöthigt, den allgemein geachteten, obwol nicht sehr geschicklichen handelnden Großvezier Schalib Pascha am 14. Sept. zu entlassen; an dessen Stelle, Mehmed Selim, Pascha von Silistria, war ein General, Dschanib Effendi. Um diese Zeit hatte der franz. Botschafter, General Drouot, den 21. Sept. seine erste feierliche Audienz beim Großsultan; doch erhielt er später Antheil an den diplomatischen Verhandlungen. Denn im Febr. 1826 ging er mit Urlaub nach Paris zurück, wo seine Gegenwart bei der Verhandlung des Processes Duvrards nöthig war. Bisher hatte der engl. Gesandte in Constantinopel die Fürstenthümer betrieben; allein, mit Versprechungen beständig, verließ er endlich am 18. Oct. 1824 Constantinopel, nachdem er noch vor dem Abschluß eines Vertrags zwischen der Pforte und dem König von England und einige Bewilligungen für den Handel bewirkt hatte. Er ging im Jahr 1825 als britischer Gesandter nach Petersburg. Die Pforte selbst fühlte sich nach dem bisherigen Kriege immer empfindlicher. Sie verlor die Einkünfte aus den aufständigen Ländern. Die Abgaben, welche der Peloponnes allein lieferten, beliefen sich jährl. auf mehr als 35 Mil. türk. Piaster. Der Großvezier verlangte, der Moldau und Walachei eine außerordentliche Steuer von 13 Mil. Piaster, als Kosten für die Besetzung derselben seit 1821, aufzulegen. Die Bojaren entzogen sich ihr durch die Flucht. Vergebens stellten die Hospodaren die unglückliche Lage der Länder vor, welche nicht einmal die gewöhnlichen Steuern bezahlen konnten. Die türk. Befehlshaber nahmen Alles weg, was sie finden konnten, und in dem Privatbesitze der Reichen an Geld und Kostbarkeiten. Darauf zogen in der That einige türkische Truppencorps ab, und

Türkei und Griechenland (1824)

... mit den europäischen Mächten in ein feindliches Verhältniß
Staatssecretäre Rhodios lehnte in einem Schreiben an
... einer Vermittelung mit der Pforte ab. *) Dagegen
... den Lord-Obercommissair der ionischen Inseln, Sir
... die Zurücknahme der von der griech. Regierung am
... nach welcher sie die europäischen Schiffe behan-
... nicht als neutral, sondern als feindliche sie sich über-
... erließ jedoch ein Manifest, in welchem beschwerte,
... der christlichen Kaufleute, welche das Gesetz der Nei-
... so offenbar verletzten, nachdrücklich in der gehörig-
... hierauf das von der griech. Regierung erließ an die
... recht an, und der östreich. Internuncius zu verhindern
... jedes neutralwidrige Schiffmiethen zu verhindern
... einzelne christliche Capitaine, und in der letzten
... schändlichem Eigennus ihre Schiffe den Ägyptern
... aus Griechenland in die Sklaverei nach Afrika:
... welches in der franz. Pairskammer 1826 durch Chat-
... geseßlich verboten wurde.
... dem Golf von Budrun vereinigt, und nun entspa-
... der griech. Flotte; am 10. Sept. dauerte der Kam-
... vielleicht das erste Seetreffen, das diesen Namen
... eine Brigg in die Luft; die Griechen verloren 1
... ottomanische Flotte das Gefecht ab und zog sich
... von Budrun zurück. Er versch auf neue die
... sein Vater bereits als einen Bestandtheil seines
... und Lebensmitteln. Bald nachher griff ihn
... von Kandia an. Ibrahim verlor eine Freg-
... transportschiffe; auch durch die Pest geschwäch-
... gebrochen war, zog er sich in die Häfen von
... wohl bekannten Admiral Ismail Gibraltar durch
... so ruhmollen Anstrengungen der griech. Flotte
... Militairfaction abermals die Eintracht auf der
... dritten Regierungsperiode im Oct. ihren An-
... Rath zu Nauplia aus 63 Mitgliedern.
... Präsident des Senats nieder, die Panay-
... dessen Anhänger fielen bei der Wahl des Bo-
... Mitglieder wurden bestätigt. Allein unglück-
... der Regierung. In Nauplia entstand ein
... der Vicepräsident Botassis und Manuel Tur-
... otis begab sich bestwegen nach Hydra. Zu glei-
... gekrieg aus. Kolokotronis hatte der erneu-
... fentlich widersprochen und die Truppenbefe-
... sofort verließen die Generale Kanellas, Pa-
... tarapulos die ihnen aufgetragene Belager-
... as Schreiben des Secretairs Rhodios vom 1
... Ganning's Antwort vom 1. Dec. 1824,
... mitgetheilt.

The following is a list of the members of the American Medical Association who have been elected to the office of President for the year 1935. The list is arranged in alphabetical order of the members' names. The names of the members are as follows: [The text in this block is extremely blurry and illegible, appearing to be a list of names.]

Hr. v. Mingiady, der nun als russ. Geschäftsträger auftrat, kündigt die Ankunft eines bevollmächtigten russ. Gesandten, des Marquis de Moustier an; allein bald rückten wieder neue Truppen in die Fürstenthümer ein; während standen noch über 100,000 M. russ. Truppen marschfertig an der Grenze.

Der Feldzug von 1825 ward mit Ibrahim Pascha's Landung in Rea eröffnet, während Reschid Pascha Missolonghi belagerte, und bei beiden Pascha beide mit seiner Flotte unterstützte. In dieser Gefahr wurde der Untergang durch die Kapitanis selbst befördert. Ibrahim Pascha landete ungehindert, am 22. Febr. 1825, mit 4500 M. zwischen Koron und Isthmus und verstärkte sich im Anfang des März auf 12,000 M. Sein Heer war europäische Taktik, franz. Anführer, die Waffe des Bajonets und eine Reiterei den Hellenen weit gefährlicher als die undisciplinirten Scharen der Griechen. So begann Ibrahim die Belagerung von Navarino, dem Schlüssel zum Meer des Peloponnes. Vergebens griff Miaulis mit seiner Flotte in der Nacht vom 12. zum 13. Mai die feindliche Flotte an, wo er eine ägyptische Fregatte, 2 Kanibetten, 3 Briggs und mehrere Transportschiffe verbrannte. Vergebens schickte Konstantin mit persönlicher Gefahr Alles, um den Muth der auf das Festland brachten Besatzung von Navarino zu beleben. Konduktoris fand, als er auf der Landseite heraneilte, keinen Gehorsam. So war die Unthätigkeit der Kapitanis, welche den Hydrioten und der Regierung keine Folge leisteten, daran, daß Navarino am 18. Mai capitulirte, worauf Ibrahim gegen Tripolizza vordrang. In dieser Noth sah sich die Regierung zu den alten Klephtis-Anführern vom Berge Otenos, Kolokotronis, nebst seinen Anhängern zu begnadigen, und ihm, nachdem er feierlich Treue und Gehorsam angelobt hatte, den Oberbefehl im Peloponnes zu übertragen. Dies geschah am Ende des Mai 1825. Unterdessen ward Reschid Pascha, nachdem er die Griechen geschlagen hatte, in Akarnanien und Aetolien eingebrungen. Im April begann die dritte Belagerung von Missolonghi und Anatoliki. Der Kapudan Pascha langte nicht zeitig genug an, um den Angriff von der See aus zu unterstützen. Er verlor im Mai bei Capo d'Orso gegen den griech. Kapitän Sachuris mehrere Schiffe und erreichte Monon erst am Ende dieses Monats. Ibrahim hatte bereits Kalamata genommen und Tripolizza, das die Griechen als letzte Zuflucht anzubeten, besetzt. Er drang hierauf nach allen Seiten vor und erreichte sogar Argos. Auch Nauplia wurde von ihm bedroht. In einem Gefechte bei den Mühlen, 2 Stunden von der Hauptstadt, unter fortwährenden Gefechten mit Kolokotronis's Scharen bis Tripolizza ziehen. Dies blieb der Mittelpunkt seiner Unternehmungen. Da auf seine Forderung, sich zu unterwerfen, um Schutz zu finden, auch nicht ein griech. Schiff gehorsam leistete, so ließ er Alles verwüsten, die Männer niederhauen, die Frauen und Kinder aber als Sklaven nach Ägypten führen.

Glänzender bewährte sich der Heldengeist der Hellenen in Missolonghi's Vertheidigung. Die Besatzung wies alle Aufforderungen fränkischer Vandalen zur Übergabe von sich. Motosaris stand an der Spitze der Tapfern; der heilige Sturm, den die Türken mit 35,000 M. zu Lande, und mit 4000 M. von der See unternehmen, ward am 2. Aug. 1825 gänzlich zurückgeschlagen. Die Türken verloren 9000 M. Während des Sturmes traf auch Miaulis ein, und vernichtete mehrere türk. Schiffe und zwang die Flotte zum Rückzuge. Die Belagerung dauerte am 12. Oct. 1825, fünfthalb Monat nach Eröffnung der Laufgräben, an, seitdem fand nur eine Einschließung statt. Ibrahim Pascha breitete dort seine Waffensysteme immer weiter aus. Die Regierung befand sich in der größten Gefahr. Sie hatte selbst in England bei den Hilfsvereinen fast alles Vertrauen verloren, die Gelder der engl. Anleihe nicht zweckmäßig angewendet worden waren. Die

nierung, auf welche die engl. Partei durch den Staatssecretair Maurokordatos seinen Einfluß ausübte, nach einer mit dem britischen Commodore Hamilton in Unterredung, am 24. Juli 1825 den Beschluß, sich Englands Schutz zu verschaffen. Allein noch ehe die griech. Abgeordneten in London eintrafen, erließ die griech. Regierung, am 30. Sept. 1825, eine bestimmte Neutralitätserklärung, nach welcher die Absendung britischer Hülfsexpeditionen von Privatvereinen nicht gestattet war. Überhaupt verbot schon die ganze Lage der europ. Politik einzelnen Mächten die Zusage einer unmittelbaren Dazwischenkunft. Doch ließ die griech. Regierung wenigstens durch ihren Consul zu Alexandrien den engl. Schiffsbefehlshaber Stratford-Canning, für Rechnung des Paschas Kriegsbedürfnisse aus Ägypten nach Griechenland überzuführen. Auch schien England das Visitationsrecht der Griechen zu verweigern. Jene Erklärung beruhigte den Divan, und der neue engl. Gesandte Stratford-Canning, begab sich endlich auf die Reise nach Konstantinopel, aber unterwegs sehr lange, und hatte im Jan. 1826 mit Maurokordatos und andern hellenischen Staatsmännern auf Hydra eine Unterredung, um sich von dem Ganzen zu unterrichten. Er begab sich dann nach Smyrna und segelte am 15. Jan. in die Dardanellen, traf aber erst in den letzten Tagen des Monats zu Konstantinopel ein.

In diese Zeit (März 1826) verhandelte der Herzog von Wellington, als außerordentlicher Botschafter zu St.-Petersburg, nebst dem dort befindlichen, ehemals in Konstantinopel angestellt gewesenem, Gesandten Lord Strangford, mit dem brit. Cabinet über die griech. Angelegenheit. Denn am Ende des J. 1825 hatte sich in den Cabinetten der ersten europ. Mächte der Gedanke an die Herstellung eines unabhängigen Griechenstaats immer mehr auszubilden. Dazu mochte der erfolglose Ausgang des unter so günstigen Aussichten begonnenen ägyptischen Feldzugs viel beitragen. Der Kapudan Pascha hatte nämlich im August in Alexandrien, wo der kühne Kanaris am 10. August mit einem vergebens in den Hafen eingebrungen war, um die ägyptische Flotte zu vernichten, den Oberbefehl über die ägyptische Flotte übernommen und am 5. Nov. Navarino frische Truppen aus Land gesetzt; er hatte sich hierauf gegen die Griechen gewandt, um die Einschließung dieses Plazes von der Seeseite zu bewirken. So begann, gemeinschaftlich mit Ibrahim, Reschid Pascha einen Winterfeldzug, allein auch dieser führte keine Entscheidung herbei. Zwar schien Alles den Griechen zu bescheitern. Die griech. Flotte (73 Kriegsschiffe) war zu spät vor Navarino angekommen; die Regierung hatte keinen Mann unter den Waffen; die Kapitanis verthaten das Geld, für welches die Truppen ausrüsten sollten, in Nauplia; die Vorsteher der franz. und nordgriech. Philhellenen-Comités, Gen. Roche und Townshend Washington, wirklich und insgeheim den Schritten der engl. Partei entgegen, welche in der Oberhand hatte; die Mitglieder des Senats und des Vollziehungscomités waren zum Theil in keiner persönlichen Achtung; der Staatssecretair Maurokordatos, der fast allein mit Einsicht und Klugheit auf Ordnung hielt und deshalb von allen Parteien angefeindet wurde, hatte wenig Einfluß; die Insulaner waren in der gemeinsamen Gefahr zur Rettung Moreas die letzten Kräfte aufzubringen, er zugleich für die eigene Vertheidigung sorgen. Dessenungeachtet gelang es der griech. Flotte, die am 24. Nov. bei Missolonghi eintraf, diesen Plaz, der zum Theil belagert wurde, und dessen Besatzung abermals einen von der See- und Landseite erfolgten Sturm abgeschlagen hatte, mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu versehen. Es war nämlich zu gleicher Zeit Gouras aus Livadien gegen Saroniden aufbrach und hatte die Türken aus diesem wichtigen Punkte (am 7. Nov.) vertrieben, worauf er das Belagerungsheer des Reschid Pascha im Rücken angriff. Auch ein von Ibrahim Pascha gegen Korinth abgesandtes Corps von Nikitas

gänzlich aufgerieben. Hierauf erließ die provisorische Regierung im Dec. 1825 einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen für die Ausrüstung einer neuen Abtheilung zu Hydra, um Missolonghi zu retten. Durch diese Abtheilung erschien Miaulis im Jan. 1826 in den Gewässern von Missolonghi; das am 8. Jan. dem Kapudan Pascha beim Cap Papa gelieferte glückliche Signal aber soll nach dem „Östreich. Beobachter“ gar nicht stattgefunden haben. Hier trafen Reschid und Ibrahim Pascha Anstalten zu einer neuen Belagerung, der Letzte selbst leitete; auch hatte Ibrahim zu diesem Zwecke, als Statthalter von Morea, Patras in Besitz genommen, nachdem der tapfere Jussuf Pascha Statthalter von Aidin (Magnesia) in Natolien ernannt worden war. Auch Kapudan Pascha erschien aufs neue vor Missolonghi; einige Versuche der griech. Flotte, sie wieder mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen zu versorgen, gelangen; darauf ließ der Kapudan Pascha am 27. Jan. durch den Commandanten einer engl. Corvette die Behörden der Stadt unter Androhung eines Straf-Uebergabe auf Bedingungen auffodern; allein sie lehnten den Antrag ab, da die Griechen nur zwischen der Freiheit und dem Tode wählen konnten. Am 27. und 28. Januar vor, wo ein engl. Fregattencapitain, Spencer, die Gefährlichkeit der Türken beobachten konnte; der Kapudan Pascha verlor den Brander (unter Kanaris) eine Fregatte und mehrere kleine Fahrzeuge. Darauf, nach einem Zwiste mit Ibrahim Pascha, der seine Zurückberufung zum Divan verlangt hatte, den Oberbefehl über die Flotte nieder und begab sich über Janina nach Konstantinopel. In Folge jenes Gefechts gelang es den Griechen, Missolonghi, aber nur auf einige Wochen, mit Lebensmitteln und bedarf zu versehen. Ein späterer Versuch, am 12. Febr., ward durch die ägyptische Flotte vereitelt. Unterbessen waren die am Ende des J. 1825 von nach Griechenland abgesandten Commissarien, Husni Bei und Reschid Pascha (der Agent des Viceröy von Ägypten) zu Lande über Monastir im Lager von Missolonghi eingetroffen, um den Fall dieses Plazes zu untersuchen und dann nach den Umständen zu handeln. Vergleichsvorschläge, welche die griech. Regierung machen sollte, wurden jedoch von ihnen nicht gemacht; darauf verließ Reschid Pascha Akarnanien und zog sich gegen Livadien, Patras und den Obersten Fabvier, welcher ein Corps von 1000 Griechen auf Fuß gebildet hatte, zu beschäftigen. Ibrahim leitete jetzt allein die Belagerung. Er hatte 25,000 M., darunter gegen 9000 M. reguläre Truppen, welche Frankreich erkaufte Feuerschlünde, aus welchen Pierre Boyer *), ein napartischer, durch seine in Ägypten, St.-Domingo und Spanien verdienstvollen samkeiten bekannter General, Missolonghi seit dem 24. Febr. beschoss. Bei täglichem Bombardement bot Ibrahim den Befehlshabern der Festung große Summen für die Überlieferung dieses Plazes an; er wollte ihnen gestatten, die Kanonen und alles bewegliche Eigenthum mit sich zu nehmen. Seine Vorschläge wurden verworfen, und die Besatzung bereitete sich zum Siege. Hierauf stürmte Ibrahim die Werke von Missolonghi vom 1. März bis zum 2. März. An diesem Tage griff er den Plaz von der See an, ward aber mit einem Verluste von 4000 M. gänzlich zurückgeschlagen. Missolonghi, das nur noch auf wenig Tage Lebensmittel hatte,

*) Der General Baron Pierre Boyer wurde unter den franz. Generalen und der militairische Agent und Werber des Pascha von Ägypten in Frankreich. Marquis von Livron, unter den *Maréchaux de Camp* der franz. Armee, im *almanach* für 1826 aufgeführt. Auch erlaubte man dem Pascha auf franz. Kriegsschiffe zu erbauen, während den griech. Commissarien die für den Bau von Fregatten nachgesuchte Erlaubniß verweigert ward.

den Heldenmuth zum 5. Male befreit. Allein nun wandte Ibrahim seine An-
auf die Außenwerke Missolonghis von der Seeseite. Er drang mit Canonier-
ppen und schwimmenden Batterien in die Lagunen ein, erstürmte am 9. März
die kleine, auch des Fischfangs wegen wichtige, Insel Wassiladi, wo die
ung von 110 Mann den Helbentod starb. Eine in die Pulverkammer des
gefallene Bombe, wodurch die Munition in Brand gerieth, hatte den Fall
Punktes entschieden. Hierauf nahm Ibrahim am 13. März 1826 die un-
Missolonghi gelegene, befestigte Insel Anatoliko mit Capitulation, nachdem
befestigtes Kloster auf der Landseite, Namens Rundro, welches jene Insel
, erstürmt hatte, wo die Besatzung von 400 Mann niedergehauen wurde.
diesen Unfällen konnte Missolonghi nur durch die Ankunft der griech. Flotte,
sich in Hydra mit Lebensmitteln versorgen mußte, und durch das Vordrin-
Truppencorps unter Gouras und Fabvier von Salona her gerettet werden.
Reschid Pascha hielt Gouras's Scharen auf, und Missolonghi (s. d.) —
zwahl des Peloponnesos — fiel glorreich d. 22. April 1826.

Jetzt schien die Gründung eines ägyptisch-afrikanischen Militärstaats in Eu-
entschieden. Denn Ibrahim hatte den Kapudan Pascha, den Jussuf Pascha
Reschid Pascha entfernt; er war im Besitz von Modon, Koron, Navarino
stras. Kam nun auch Nauplia in seine Gewalt, so machte er sich bald zum
der Inseln des Archipels. Der Pforte war es dann nicht möglich, diesen
en Sattapen in der Unterwerfung zu erhalten; und alles dies hätte der Bi-
von Ägypten franz. Artillerieofficieren verdankt!

Allein eben diese Gefahr bestimmte die Cabinette zum Handeln. Dazu kam
eiferung der Völker. Das Schicksal Missolonghis, unter dessen Trüm-
nachdem 1800 Hellenen unter Noto Botfariis und Nikos Tsavellas nach
und Athen hin sich durchgeschlagen hatten, die Zurückgebliebenen freiwill-
begruben, erregte in ganz Europa die lebhafteste Theilnahme; aber nur in
ich durfte diese zuerst laut und thätig sich beweisen. Hier zählte die zu Pa-
J. 1825 gebildete Société philanthropique en faveur des Grecs die
ersten Männer (Chateaubriand, Choiseul, Dalberg, Matth. Dumas, Figs-
Lafitte, Lainé, Alex. v. Lameth, Parocheffoucault-Liancourt, Cas. Per-
schastiani, Ternaux, Willemain und viele Andre) zu Mitgliedern. Sie hatte
auf's neue 60,000 Franken für die Versorgung Missolonghis mit Lebens-
verwendet; sie erhielt zu demselben Zweck von Amsterdam 30,000 Fr. Der
Cynard wies 12,000 Fr. an. Der Herzog von Orleans unterzeichnete
is beträchtliche Summen; 40 Frauen aus den höhern Ständen sammelten
h Beiträge, und fast in allen Salons zu Paris war es Sitte, daß die
u eine Sammlung für die Griechen veranstaltete. Darauf folgte Deutsch-
ler unterzeichnete ein König — Ludwig von Bayern — Beiträge, und er-
inen Kriegern — an ihrer Spitze steht der edle Oberst v. Heidegger — für
lands Sache zu kämpfen. Es erhob sich die Stimme der Dichter; es bil-
neue Griechenvereine, z. B. in Sachsen; alle traten mit dem edeln Cy-
d.) in Verbindung. Griechische Waisen wurden in Deutschland, in der
und in Frankreich erzogen.

nahte endlich, als der Jammer des Landes aufs höchste gestiegen war,
chen langsam die Rettung. Es hatte nämlich Wellington auf Canning's
n Petersburg das Protokoll vom 4. April 1826 unterzeichnet, welches das
ten der 3 Hauptmächte zu Gunsten Griechenlands vorbereitete. Aber erst
r Kaiser von Rußland (s. d.) seine Irrungen mit der Pforte schlichteten.
dah durch den Vertrag von Aclerman am 6. Oct. 1826. Darauf schloß
mit ihm und Frankreich gemeinschaftlich, zu London am 6. Juli 1827
ificationsvertrag Griechenlands. Canning wollte die Entscheidung der
ter. Siebente Aufl. Bd. XII.

griechisch-türkischen Frage leiten, ohne daß Rußland in einen Landkrieg mit der Pforte verwickelt, und Europa dadurch von einem allgemeinen Kriege bedroht zu sein. Sein Tod und seines Nachfolgers (Wellington) schwankende, ja zweideutige Politik vereitelten zum Theil Canning's edle Entwürfe.

Unterdessen hatte das ägypt. Heer fast alle Theile von Morea durchzogen und eine Einöde verwandelt, ohne auch nur ein einziges griech. Dorf unter j. Schutz zu bringen. Familien von allen Punkten Griechenlands drängten sich unter dem Namen Nauplias zusammen, und duldeten lieber alle Gräuelt thaten des Elends und Hungers, als irgend einen Vertrag mit ihren muselmännischen Henkern einzugehen. In Verzweiflung wurden freilich manche dieser Unglücklichen zur Seeräuberei verleitet. Indes bestanden die meisten Corsaren in den griech. Gewässern, die nicht die griech. Flagge verschonten, aus Übelthätern und Verwiesenen aus den Inseln, aus Dalmatien und Italien. Neue Scharen von Kriegern trugen den Gebirgen hervor, und Kolokotronis griff mehrmals das von 3000 Mann unter Soliman Bei (dem franz. Renegaten la Séve) vertheidigte Tripoli an. Einfluß des Klima und Seuchen hatten das ägyptische Heer geschwächt. Ungeachtet konnte Tripolizza nicht erobert werden. Indes traf die im Jahr 1826 zusammenberufene Volksversammlung zu Megara mehrere Maßnahmen zur Einrichtung der innern Verwaltung, besonders in Hinsicht der Rechte der Staatseinnahme. Zugleich ward ein Zug nach Megroponte vorbereitet. In Randia 1825 wiederausgebrochene Aufstand der Griechen unterführte, wurde von ihnen genommen wurde. — Allein Mangel an Geld und Mangel an Tactikern, vorzüglich aber der Zwist der Heerführer, das Mißtrauen der Führern getäuschten Palikaren, und der Undank der Hellenen gegen die Führer waren Schuld, daß keine wichtige Unternehmung geschah. Es geschah es, daß Athen, nachdem die Griechen in dem Kampfe, der sie setzen sollte, feig geflohen waren, am 7. Juni 1827 mit Capitulation an die Pasha überging. Vergebens war Lord Cochrane, durch die schlechte Behandlung von den Griechen theuer bezahlten Dampfschiffe in England lange aufgestellt, nach Griechenland als Admiral an die Spitze der Seemacht, und General an die Spitze der Landmacht, Beide im Dienste der Republik, getreten. Die Osmanen blieben im Besitz von ganz Ost- und Westhellas. Die Revolution noch ein blutiger Parteienkampf in Nauplia selbst. Hier beschloß die Besatzung der Feste Palamede, die Stadt, um Gold zu erpressen. Die Besatzung flüchtete sich auf die Insel Ägina. Jetzt wandte sie ihre Blicke nach Athen. Sie wählte den Grafen Capodistrias (s. d.) zu ihrem Präsidenten. Der Staatsmann nahm darauf (13. Juli 1827) seine Entlassung aus dem Amt. Er konnte aber erst am 22. Januar 1828 seinen hohen Posten antreten.

Unterdessen hatten die Gesandten der 3 Mächte am 16. Aug. den londoner Pacificationsvertrag übergeben und darauf bis zum 31. Aug. Frist verlangt. „Griechenland“, schlugen sie vor, „sollte sich selbst regieren, die Pforte Tribut bezahlen“. — Europa durfte jetzt um so mehr Griechenland zur Unabhängigkeit von der Pforte verlangen, damit die Seeräuberei in den griechischen Gewässern aufhörte, welche die mit vielen Kosten verbundene Unterwerfung von Kriegsgeschwadern nöthig machte, damit kein ägyptisch-afrikanischer Staat und Räuberstaat Europas schönes Inselmeer beherrschte, damit endlich Ordnung an die Stelle blutiger Anarchie träte, welche zu unterdrücken die Pforte selbst weder die Einsicht hatte noch die Kraft. — Die hellenische Regierung erklärte sofort (am 25. Aug.) den nach dem londoner Vertrage eingetretenen Waffenstillstand; allein der Reis-Effendi wies am 31. Aug. jede Intervention zurück. Hierauf setzten die Griechen ihrerseits die Feindseligkeiten fort, und die türkisch-ägyptische Flotte lief (9. Sept.) in die Bai von Navarin.

am 13. ein britisches Geschwader, unter Admiral Codrington, vor der Insel, ihr vereinigte sich am 22. ein französisches unter dem Adm. Rigny und ein dänisches unter dem Grafen Heyden. Sie verlangten von Ibrahim Pascha die Einstellung der Feindseligkeiten. Er versprach dies und lief mit der Flotte aus, ward aber genöthigt, in die Bai zurückzukehren. Als die Verwüstungen in Morea fortsetzte und auf die Beschwerden der Admirale nicht acht gab, so liefen die 3 Geschwader in die Bai ein, wo die türkische Flotte in Schlachtordnung stand. Von türkischer Seite fielen die ersten beiden welche 2 Engländer tödteten. Dies war das Zeichen zu einer mörderischen Schlacht (20. Oct. 1827). Codrington vernichtete die osmanisch-ägyptische Flotte von 110 Schiffen; ein Theil ward verbrannt, ein Theil auf den Strand geworfen, der übrige zum Fechten unbrauchbar gemacht. Keines strich die Flagge. Codrington ertheilte den Sieg mit Hochgefühl. Nur der König von Großbritannien erwähnte dies im Parlamente (30. Jan. 1828) ein verhängnißvolles Ereigniß!

Darauf trat eine unfreiwillige Waffenruhe ein. Desto ärger trieben die Seeräuber ihre Inwesen. Darum erließen die Admirale der 3 verbündeten Geschwader eine Erklärung an den gesetzgebenden Rath der Hellenen, und nach blutigen Kämpfen lang es endlich, durch gemeinschaftliche Maßregeln die Sicherheit herzustellen, besonders nachdem die Briten den Hauptsitz der Corsaren zu Patras (28. Febr. 1828) zerstört hatten. Die Hellenen gingen in den griechisch-türkischen Kriegen gegen die Osmanen über; allein ihre Unternehmung auf die Citadelle von Tripoli vergeblich belagerten (vom Nov. 1827 bis zum 13. Dec. 1827), war ebenso zwecklos als für die Bewohner verderblich.

Die russische Regierung, durch den Zorn über den Tag von Navarin, legte die Pforte auf alle Handelsverträge in Konstantinopel Beschlagnahme (2. bis zum 19. Nov.), und hob die Verbindung mit den Gesandten der verbündeten Mächte auf, bis die Pforte für die verlorene Flotte gegeben sei. Zugleich rüstete sie sich zum Krieg. Der Sultan, seit der Aufhebung der Janitscharen im Jahr 1826, eine außerordentliche Willens- und Thatkraft, um ein neues türkisches Regiment einzurichten; er leitete persönlich die Übungen desselben durch alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, den Muth der Moslems verließ er am 4. Dec. 1827 der russ. Botschafter, Ribeaupierre, dann der franz., Guilleminot, und der britische, Stratford-Canning, Konstantinopel.

Nun bot zwar die darüber betroffene Pforte in einer Note vom 15. Dec. dem Grafen Ribeaupierre, den widrigen Winde im Bosporus zurückhielt, die Hand zu versöhnlichen Maßregeln; allein damit stimmte der russische Botschafter, Ribeaupierre, nicht überein. Aus allen Theilen des Reichs wurden Truppen — ein bisher ungewöhnliches Verfahren — nach Istanbul beordert. Der Sultan im Jan. 1828 mit ihnen die Vorbereitung zum Kriege besprach. Er ließ alle Moslems von 19 — 50 Jahren zum Kriege aufbehalten (30. Jan. 1828). Auch ließ sich Mahmud auf die Nachricht, daß Persien-Armenien in die Hände der Russen gefallen sei, durch hinterlistige Vorstellungen der unduldsamen Armenier verleiten, alle katholischen Armenier aus Galata und Smyrna zu vertreiben, sodaß binnen 14 Tagen (im Jan. 1828) 16,000 derselben in einem Zustande nach Asien auswandern mußten.

Die Hellenen hatten der Präsident der Hellenen, Graf Capodistrias, den talentvollen Staatssecretair ernannt, und sowol ein Panhellenisches Nationalrath zu Nauplia (4. Febr. 1828) errichtet, als auch eine helleschische Nationalbank (14. Febr.) vorbereitet und das Heerwesen neu geordnet. Der hier der Übergang in einen bessern Zustand nur langsam erfolgen. Der Zustand Frankreichs und Rußlands, welche den jungen Freistaat, jedes

mit 6 Mill. Fr. — nach der Versicherung des „Courrier de Smyrne“ zu lehn, oder nach U. mit 500,000 Fr. monatl. Subsidien — unterstützen, die Verwaltung Nichts haben bewirken können. Das Pacificationstractat hatte keinen Fortgang, weil die Pforte jeden Vorschlag verwarf und England Schlacht von Navarin sogar zu mißbilligen schien. Cobrington ward später berufen, und Malcolm trat an seine Stelle. In dieser Ungewißheit ließ es geschehen, daß Ibrahim eine Menge Transportschiffe mit griechischen Soldaten vor seinen Augen nach Ägypten sandte.

Dagegen trat jetzt Rußland selbstthätig auf. Der Minister Resnikow erklärte (27. Febr.) an Frankreich und Großbritannien, daß sein Monarch die Verletzung des Tractats von Akerman und wegen des beleidigenden Harter vom 20. Dec. Genugthuung von der Pforte für sich fordern, übrigens aber in Rücksicht Griechenlands mit ihnen gemeinschaftlich handeln wollte. Hierauf erklärte Kaiser Nicolaus am 14. März 1828 eine Kriegserklärung gegen die Pforte. Der Übergang über den Pruth erfolgte aber erst am 7. Mai (n. St.) bei Ezer an 3 Orten, zusammen 115,000 M., oder, nach Abzug des Trosses, 80,000 Streiter. Graf Diebitsch, der den Plan des Feldzugs entworfen hatte, war Chef des Generalstabes des Kaisers, welcher am 19. Mai vor Brailow mit dem Feldmarschall Graf von Wittgenstein führte den Oberbefehl. Schon am 19. Mai besetzte der Generallieut. Baron Kreuz Tassp; der von dem Generalmajor Geismar geführte Vortrab des 6. Corps (unter dem Generallieut. Roth) Bucharest am 12. Mai; das 7. Corps schloß am 11. Mai Brailow an und ein, wo am 17. der Großfürst Michael den Oberbefehl über das Centrum übernahm. Der russ. Capit. Sawadowskij vernichtete die türk. Flottille vor Brailow und erleichterte dadurch den Angriff. Endlich besetzte Roth am 21. Krajowa, die Hauptstadt der kleinen Walachei, befreite die Provinz vor der vom Feinde beabsichtigten Verheerung zu retten. Roth gab den Türken eine feste Stellung bei der Festung Iphatscha am rechten Donauufer, um hier den Übergang der Russen zu verhindern; allein dieser erfolgte bei Satunnow am 8. Juni unter dem Schutze der russ. Donauflottille, der tapfere Capit. Panojoti befehligte, auf den kleinen Rähnen der Kosacken. Dieser Stamm bewohnt das rechte Donauufer und hatte freiwillig dem russ. Scepter unterworfen. Die Russen (vom linken Flügel unter General Rudzewitsch) trieben den Feind aus seiner Stellung, worauf der Brückenbau begann, nachdem bereits ein 2 Meilen langer Damm durch den Morastboden bis an das Flußbette angelegt worden war. Am 9. Juni besetzte Koschewoi (Anführer) der Saporoger-Kosacken (vormals Pascha von 2 Jahren) den russischen Kaiser über die Donau. Nun capitulirte der Pascha von Brailow am 11. Juni, an welchem Tage der Brückenbau vollendet war, und das 3. Corps, bei welchem sich das Hauptquartier des Kaisers befand, unter dem General Infanterie, Rudzewitsch, ging über die Donau, rückte bis zu dem Wall von Ibrail vor und nahm am 19. Juni die Stellung bei Karassu ein. Zu gleicher Zeit gaben sich die Festungen Matschin (am 17.), Hirşowo (am 23.), Kistina (am 24.) und Tultscha (am 27. Juni). Auch unterwarfen sich freiwillig die Kosakowzen, Abkömmlinge jener Doner, welche zur Zeit der Unruhen am Donau Peter d. Gr. in die Türkei gezogen waren.

Dagegen mißlang am 15. Juni der blutige Sturm auf Brailow, wo 3 Minen eine vor der Zeit gesprungen und die dritte ohne Wirkung geblieben. Gleichwol capitulirte der Pascha, was ihm später den Kopf kostete, am 19. Juni. Die Besatzung erhielt freien Abzug. Die Russen hatten jetzt die Rückkehr von ihrer Gewalt, was die Verbindung des Heeres mit Rußland sicherte. Nach dem die Abtheilungen einzeln vor; die Türken nahmen keine Schlacht an, sondern

h, von Bazaridsch auf Koslubski gedrängt, nach dem Gefecht am 7. und 8. Juli in die befestigte Bergstellung bei Schiumla, welche der Mittelpunkt der Operationen war. Das türkische Heer unter Hussein Pascha *) zählte über 40,000 M. Die Verschanzungen zogen sich 2 Stunden weit hin und an schwachen Stellen waren mit Bastionen versehen. **) Um die Verbindung des türkischen Heeres bei Schiumla links mit Giurgewo, Rustschuk und Widbin zu trennen, sollte die sehr verstärkte Besatzung von Widbin aus den russ. rechten Flügel in der kleinen Walachei aus Krajowa verdrängen; allein der tapfere Baron Schadow behauptete den Platz, schlug den Ahmet Pascha von Widbin, erbeutete sein Lager und eroberte den wichtigen Posten Kalafat, welcher die kleine Walachei von der großen trennte. Den rechten Flügel der türkischen Stellung bildete das durch Natur und Kunst sehr feste Varna (s. d.), welches der Liebling des Sultans, der Kapudan Pascha und der kriegserfahrene Jussuf Pascha von Serez, vertheidigten. Um diese Thore von Konstantinopel, um Varna und Schiumla, entbrannte jetzt der heftigste Kampf. Es rückte nämlich am 20. Juli die Hauptarmee, 45,000 M., unter dem Feldmarschall Wittgenstein, bei welcher sich das kaiserl. Hauptquartier befand, vor Schiumla, während der Generallieut. Roth Silistria belagerte und der Generallieut. Graf Suchtelen Varna beobachtete. Allein der Großfürst nahm bei Schiumla keine Schlacht an, sondern beschränkte sich auf die Belagerung. Zwar bemächtigten sich endlich die Russen des Schlüssels zum Baldradowi, von wo eine stärkere Heermasse bis Aidos hätte vorbringen können; doch Schiumla und Varna durften nicht im Rücken gelassen werden, auch litten die Bataillone, die zu weit vorgedrungen waren, bei Esli Stanbul Verlust, von den Türken ward eine Schanze erobert. Je größer nun die Schwierigkeit war, in einem großen, fast ganz unwirthbaren Lande, wie die Bulgarei ist, den Belagerungskrieg unter dem mörderischen Einflusse des Klima mit Erfolg fortzusetzen, um so mehr wandten die Russen Alles an, wenigstens Varna zu erobern. Sie hatten diesen Platz, in welchem gegen 20,000 Türken lagen, nach ungenauen Nachrichten beurtheilt, daher waren die anfänglich für diese Belagerung bestimmten Kräfte unzureichend. Nachdem endlich Varna durch den Generaladjutanten von Menschikoff von der Land- und durch die von Anapa zurückkehrende Flotte des Schwarzen Meeres unter dem Admiral Greigh auch von der Seeseite eingekesselt und Bresche geschossen, der zum Entsatz herbeirückende Dmer Briones von dem Prinzen Eugen von Würtemberg zurückgedrängt worden war, erfolgten bei dem Sturmangriffe am 7. Oct. 5 Compagnien, nebst den freiwilligen Soldaten und Matrosen, die Bastion und drangen bis in die Stadt, welche sie jedoch nicht verließen. Hierdurch bestürzt, gab der Feind allen weiteren Widerstand auf und Jussuf Pascha kam selbst ins russ. Lager, um zu unterhandeln. Nur der Kapudan Pascha zog sich in die Citadelle. Darauf besetzten die Russen — nach dreimonatlicher Belagerung — am 11. Oct. alle Bastionen der Festung, ohne Ausnahme von Seiten der Einw. Der Kapudan Pascha erhielt mit 300 M. einen Abzug. „Jussuf Pascha von Serez ging mit mehreren türkischen Truppen

*) Der Serezier Hussein Pascha ist zu Erzerum geboren. Bei der Revolution 1826 war er Janitscharenaga und überlieferte, in Folge geheimer Versprechungen, den Arsenal von Tophana, welches unter seinen Befehlen stand, den Topdji des Sultans. Dies entschied den Untergang der Janitscharen.

**) Die Türken hätten die wichtigen Punkte Schiumla, Varna, Burgas u. a. nach den Plänen von Tott, Campbell, Montalembert, Aubert-Dubayet und Sebastiani verfestigen können und nach den von franz. Ingenieuren 1795 entworfenen Plänen längst unangreifbar machen können; allein sie überließen Alles der Natur, und das übrige ist die nahe Gefahr 1828.

zu den Russen über" *) und begab sich nach Odeffa. Der Artillerie-General Dietrichs wurde zum Commandanten von Varna ernannt. Nach dieser E rung zogen sich die Russen am 15. Oct. von Schumla zurück. — Die Belagerung von Silistria konnte, da das schwere Geschütz zu spät eingetroffen war, erst am 1. des Sept. ihren Anfang nehmen; da nun der Winter ungewöhnlich früh ein und Krankheiten einrissen, auch Mangel an Futter und Lebensmitteln herrschte, so ward die Belagerung von dem Gen.-Adjut. Fürsten Schtscherbatoff, den der Gen. Roth abgelöst hatte, am 10. Nov. aufgehoben, wobei in dem ungesunden, überschwemmten Lande, da es auch an Pferden fehlte, einiges Gefährliches den Morästen liegen blieb.

Der Feldzug in Asien war siegreich. Der Gen.-Adjut. Fürst Menschikoff eroberte mit Truppen, die der Viceadmiral Greigh gelandet hatte, am 22. Juni die Festung Anapa am schwarzen Meere, welche den transkaukasischen Provinzen Rußlands gefährlich war. Hierauf unterwarfen sich dem russ. Heere die räuberischen Bergvölker der Umgegend. Nun brang das russ. Heer unter Grafen Paskewitsch von Erivan, vom Kaukasus und Ararat kommend, am 26. Juni (n. St.) in die asiatische Türkei ein, und eroberte im türkischen Gebiet die starke Festung Kars, den Mittelpunkt der türkischen Grenzmacht, und sein feindliches Lager, mit Sturm am 5. Juli. Während jetzt die russ. Flotte am schwarzen Meere eine türkische Flottille am 8. Aug. vernichtete, die Batterien bei Inaba (in der Nähe von Konstantinopel) zerstörte und den Angriff auf Varna unterstützte, bemächtigte sich Paskewitsch durch raschen Angriff den Ort Achalkalaki, Gertwiß und am 26. Juli Poti, das, an der Mündung der Phasis gelegen, den Besitz von Mingrelien und Imerete sicherte. Zwar wurden die Türken von Arsurum (Erzerum) aus vordringen und stellten deshalb bald ein Heer von 30,000 M. auf; allein Paskewitsch zog über ein unwegsames Gebirge und schlug den Feind an der Kura (16. Aug. fg.) und am 21. den Rest desselben gänzlich, worauf er am 25. Achalschich mit Sturm nahm. Die Festung capitulirte. Bald fielen auch die Festungen Aylbur, Ardaghan, und mehrere feste Schlösser bis zum 21. Sept. in russ. Gewalt, sodaß das ganze Gebiet von Bagdad bis zu den Ufern des Euphrat erobert war.

Der Feldzug in Europa entsprach minder der allgemeinen Erwartung. Die Armee war nämlich nicht so vollzählig, wie man berechnet hatte, und es fehlte an Verpflegungsmitteln. **) Der Verlust an Pferden konnte nicht festgestellt werden; die eingerissenen Krankheiten aber schwächten das Heer so sehr, daß die Garde zur Erstürmung einer Festung mit verwendet werden mußte. Am 1. trat früh ein strenger Winter ein, welcher dem doppelten Feldzuge ein Ende machte. Dennoch sind die Ergebnisse desselben bedeutend. In Europa und Asien erobert. Das Heer hält fortwährend (Jan. 1829) die Linie von Kalak bis zum neubefestigten Varna, den Fluß Kemschik, Prawobi, Kosludsch, den Fluß des Trajan, Basardschick und 4 Übergangspunkte über die Donau (bei Matschin, Tsaktschi und Tultscha), sowie die Linie von Brailow bis zum Uferlande, besetzt. General Roth führt gegenwärtig den Oberbefehl.

*) Dies sagt ein Tagesbefehl des Grafen Woronzoff vom 13. Oct. Der adjutant Graf Woronzoff hatte nämlich, als der die Belagerung commandirte Menschikoff schwer verwundet worden war, den Oberbefehl über das Belagerte übernommen. Der Kaiser selbst war bei der Belagerung zugegen und hatte seinen Aufenthalt auf dem Schiffe Paris.

**) Die hierbei stattgefundenen Betrügereien oder Nachlässigkeiten von Beamten haben eine strenge Untersuchung veranlaßt.

auf dem rechten Donauufer bis in die Bulgarei hinein aufgestellten Heer-
stellungen.

Der russische Kaiser hatte inzwischen, wie vor dem Feldzuge, so auch während
den und nach demselben, dem in seinem Hauptquartiere eingetroffenen außer-
ordentlichen britischen Gesandten, Lord Heitesbury, wiederholt seine Neigung zu
Frieden mit der Pforte erklärt, der ihm Entschädigung für die Kriegskosten
Bürgschaften gegen künftige Verletzung der russischen, auf Verträge gestützten
Interessen gewähren könnte. Die Pforte aber hat jede Vermittelung auf
Basis des londoner Vertrags vorsichgewiesen, und zur Unterhandlung mit den
Mächten der 3 Mächte und den Abgeordneten der Hellenen, welche anfangs in
Konstantinopel, später in Poros dies erwarteten, Abgeordnete zu schicken sich geweigert.
Mehrer hat Mahmud, welcher seit dem 15. Sept. aus Konstantinopel unter
dem kriegerischen Gepränge gezogen war und seinen Aufenthalt in dem Lager bei
Tschiflik (eine Caserne an dem entferntesten Ende der Hauptstadt) genom-
men hatte, thätiger als je einen neuen Feldzug mit den Worten angekündigt: „Die
Unabhängigkeit und die Unabhängigkeit sind mehr werth als das Leben“.

Bisher wurden die Unterhandlungen in Konstantinopel mit dem Reis-Effenbi
dem niederländischen Gesandten, Herrn van Zuilen, geführt. Dieser hatte
dem Reis-Effenbi die Erklärung Frankreichs, Großbritanniens und Rußlands
vom 11. Aug. 1828 zugestellt, welche der Pforte den Beweggrund und den Zweck
der Expedition nach Morea zu erkennen gab. Der preuß. Gesandte, Hr.
v. Arnim, rieth ebenfalls der Pforte nachzugeben; allein bis jetzt (Jan. 1829)
kein Erfolg. So hartnäckig indeß der Sultan selbst die Vorstellungen der Frie-
denspartei unter den Ulema, von denen Mehre deshalb nach Asien verbannt wur-
den, zurückwies, so zeigte er dennoch bei mehreren Anlässen eine unerwartete völker-
freundliche Gesinnung. Er schloß z. B. den Bosphorus für den Handel der Neutra-
listen mit Rußland erst am 13. Sept. Er ließ die russ. Gefangenen gut behandeln
und schützte selbst die in Konstantinopel noch ansässigen Russen. Auch wurde der
so Vieles erhitzte Pöbel glücklicher als sonst im Zaum gehalten. Dagegen
hat Mahmud den Tussuf Pascha von Seres (Sohn des berühmten Ismail Bey),
der das nie eroberte Varna dem Feinde geöffnet habe, von dem Mufti in die
Gefängnisse werfen und sein Vermögen einziehen. Der Großwesir, Mehmed Selim,
der wegen seiner beim Entsatze jener Festung bewiesenen Langsamkeit abgesetzt
und nach Gallipoli verwiesen; sein ganzes Feldgeräth aber dem zu seinem Nachfol-
ger ernannten Kapudan Pascha, einem jungen Manne von 30 Jahren, Ismet Meh-
med, übergeben. Endlich rückte aus Asien ein starkes Reiterheer unter dem kühnen
Haji-Oglu in die Heerlinie ein, um den Feldzug 1829 zu eröffnen.

Unterdessen hatte das franz. Cabinet, mit dem londoner einverstanden, zur
Vervollziehung des londoner Vertrags beschlossen, ein Truppencorps nach Morea zu
senden, während der britische Admiral Codrington mit dem Vicekönige von Ägyp-
ten zu Alexandrien am 6. Aug. einen Vertrag abschloß, nach welchem Ibrahim
Pascha mit seinen ägyptischen Truppen Morea räumen und die gefangenen Grie-
chen freigegeben sollte. Auch die schon in Ägypten befindlichen griech. Sklaven
sollten freigelassen oder losgekauft werden. Es durften jedoch 1200 M. zur Be-
festigung der Festungen in Morea zurückbleiben. Um Ibrahim hierzu zu nöthigen,
schickte der franz. General Maison am 29. Aug. fg. mit 15,000 M. auf 154 Trans-
portschiffen in Morea in der Bucht von Koron, bei Petalibi, gelandet.

Nach einer gütlichen Unterhandlung räumte Ibrahim Navarin und schiffte
am 4. Oct. mit etwa 21,000 M. ein, welche er nebst den Trümmern der Flotte
nach Alexandrien führte; doch ließ er in den messenischen Festungen 2500 M. Tür-
ken und Ägyptier als Besatzung zurück. Nun besetzte Maison die Stadt Navarin
ohne Widerstand. Darauf griff er die türkischen Festungen in Messenien an. Die

Besatzungen leisteten weder Widerstand, noch wollten die Commandanten capituliren; also wurden am 6. Oct. die Citadelle von Navarin, am 7. Oct. Modon und am 9. Oct. Koron fast ohne Widerstand von den Franzosen besetzt. Die Besatzungen erhielten freien Abzug. Patras mit 3000 M. capitulirte am 5. Oct. ebenfalls ohne Widerstand, und die Fahnen der 3 Mächte des londoner Vertrags neben der hellenischen Nationalfahne auf den Wällen der befreiten Städte. Die Besatzung des Schlosses von Morea (an den kleinen Dardanellen, nordwärts von Patras, dem von Lepanto gegenüber) verwarf die Capitulation von Patras. Sie ermordete den Pascha, und der franz. General Schneider mußte förmlich die Stadt schießen, ehe die Türken am 30. Oct. auf Gnade und Ungnade sich ergaben. Sämmtliche Türken wurden jetzt von dem franz. Admiral Rigny (an dessen Stelle der Hr. v. Rosamel den Seebefehl übernehmen sollte) nach Smyrna geführt. Die Commandanten von Koron, Modon und Patras aber (Achmet Bey, Ibrahim und Jacobi) flüchteten sich nach Frankreich, um dem Zorne des Sultans zu entgehen. Hierauf wurde der Golf von Lepanto für neutral erklärt, jedoch die Schiffe von Lepanto (in Rumelien) nicht gehindert, die gewöhnlichen Zölle zu erheben.

Über Morea hinaus ward von den Franzosen nichts Feindliches gegen die Türken unternommen, weil der Sultan sonst den Krieg an Frankreich erklärt hätte. Dies suchten aber England und Frankreich möglichst zu vermeiden, weil sie in dem Kriege der Pforte mit Rußland ihre Vermittelung geltend machen wollten. Daher hat auch England einstweilen das Gebiet des hellenischen Staats in Morea und die Cykladen beschränkt; doch sollen sich, nach einer andern Note, die Botschafter in Poros über die Grenzen der wiedergeborenen Nation von Lepanto an bis zum Golf von Arta, mit Einschluß des Isthmus, vereinigt haben. Weil die Pforte aber an ihren Verhandlungen daselbst unmittelbar nicht Theil nehmen wollte, sondern vielmehr die Rückkehr des französischen und des britischen Gesandten nach Konstantinopel verlangte, so verließen sie Poros und begaben sich im Jan. 1829 nach Neapel. Um jedoch Morea vor neuen Einfällen der Türken zu schützen, vereinigten sich die 3 Höfe zu London (durch ihre Minister: Armand Polignac und Lieven) zu einer gemeinschaftlichen Erklärung an die Pforte (Nov. 1828), in welcher sie ihr anzeigten: „daß sie, da ihre verbündeten Kräfte sich anschickten, sich aus Morea zurückzuziehen, nachdem sie ihre Sendung daselbst vollbracht hätten, bis zu der Zeit, wo eine definitive Entscheidung durch gemeinschaftliche Zustimmung mit ihnen das Schicksal der Inseln, welche die Allianz militairisch habe besetzen lassen, geordnet haben wird. Morea und die cykladischen Inseln unter ihre provisorische Garantie stellten, und aus diesem Grunde den Eintritt irgend einer andern Mairmacht in dieses Land als einen Angriff gegen sich selbst betrachten würden. Sie forderten daher die Pforte auf, sich mit ihnen über die endliche Pacification Griechenlands zu verständigen“. Diese Note überbrachte der französische Agent in Konstantinopel.

Die Griechen setzten unterdessen die Feindseligkeiten fort. Der belagerte Großadmiral Cochrane kam nach 8monatlicher Abwesenheit den 30. Sept. an Bord des neuen griech. Dampfschiffes, Hermes, in Poros an, und Damius Ipsilantis brang an der Spitze von 5000 M. (unter ihm dienten die Cheloni, Kolokotronis, Tsavellas, Dengel, Brathos u. A.) in das eigentliche Hellas ein, schlug die Türken bei Lomotico am 3. Nov., eroberte hierauf am 3. Dec. Salona, dann die Stadt Lepanto, Livadien und Bonizza. Reschid Pascha wurde nach Konstantinopel berufen worden. — Auch auf Kandia war der Aufstand der Griechen wieder ausgebrochen, was die Ermordung vieler Griechen in Kanea (14. Aug.) zur Folge hatte. Ein Moreote, Hadschi Michalis, welcher später im Kampfe um Kanea war der Urheber dieses in seinen Folgen so traurigen Krieges. Mustapha P.

her die ägyptischen Truppen auf Kandia befehligte, hatte Mühe, der Erbitterung der Türken gegen die hellenischen Bewohner der Städte Einhalt zu thun. Die Missethaten veranlaßte die Engländer, den Kriegshafen von Kanea zu sperren. Die Griechen bemächtigten sich jedoch fast des ganzen offenen Landes von Kandia. Nun zugleich der russ. Contreadmiral Ricord mit einem Linienschiffe und 3 Fregatten bei Tenedos die Dardanellen seit dem 14. Nov. 1828 blockirte, um alle Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen nach Konstantinopel zu verhindern, so rüsteten die Griechen eine Menge Kaperschiffe aus. Der Sultan ward dadurch so wenig zum Nachgeben genöthigt, daß er vielmehr alle nicht aus Konstantinopel gebürtige und daselbst nicht ansässige Griechen und Armenier (etwa 100 Köpfe) aus der Hauptstadt verwies, und am 29. Nov. in allen Moscheen durch einen Ferman den Moslim ankündigte, daß sie auch während des Winters bei den Waffen und im Felde bleiben sollten; — was bisher nie der Fall gewesen war. Zugleich rief er das ganze Volk von 17 — 60 Jahren zu den Waffen.

Unterdessen machten sich die Franzosen zur Rückkehr nach Toulon bereit. Ein Theil der Expedition verließ Morea, wo Seuchen und Entbehrungen viele Menschen hingerafft hatten, im Jan. 1829. Dagegen ward vom franz. Minister des Innern eine wissenschaftliche Expedition von 17 Franzosen in 3 Sectionen, der die königl. Akademie Verhaltensregeln gab, nach Morea veranstaltet. Auch die franz. Regierung mehrte hundert Hellenen in Ägypten aus der Sklaverei zu kaufen, und der König von Frankreich übernahm die Erziehung der verwaisten Kinder.

So hat sich nach 7jährigem Todeskampfe das hellenische Volk unter den Augen der 3 ersten europäischen Mächte gestellt. Nur Mahmud weigert sich noch, sein Vernichtungsurtheil zu widerrufen, das er aussprach, als er vor wenig Jahren dem Dram: Ali befahl, ihm die Asche des Peloponnesos zu bringen! Die Dürftigkeit hat freilich Ibrahim, soweit seine Araber streiften, niedergebrannt, und das hellenische Volk ist im Elend, wie in der Verwilderung, tief versunken: doch hat es von Capodistrias nach zahllosen Schwierigkeiten — er hat selbst mit Verrath und Dank zu kämpfen — die größten Hindernisse einer geordneten Verwaltung überwunden zum Theil besiegt worden. Er theilte für diesen Zweck am 25. April 1828 den hellenischen Staat in 13 Departements. 7 davon bilden den Peloponnes (403 □ M., 600,000 E.); das 8. die Nordsporaden (5 □ M., 6200 E.); das 9. die Ostsporaden (15 □ M., 58,800 E.); das 10. die Westsporaden (8 □ M., 10,000 E.); das 11., 12. und 13. die Nord-, die Central- und die Südspitzen (1 □ M., 91,500 E.). Das Ganze also: 487 □ M., 796,500 E. — Der diplomatische Agent bei der hellenischen Regierung, der Bevollmächtigte der brit. Regierung, Dawkins, übergab dem Präsidenten (am 19. Nov. 1828) sein Auktorisationsschreiben, und der französl. Oberst Fabvier kehrte aus Frankreich nach Morea zurück, um das hellenische Nationalheer zu organisiren.

Zu den in den Art. Osmanisches Reich und Griechenaufstand citirten Schriften setzen wir noch folgende hinzu: „The establishment of the Turks in Europe“ (London [Murray] 1828, man sagt, vom Lord Russell); „Les turcs au dix-neuvième siècle“, von Gregor Paladologus, geb. zu Konstantinopel (Paris 1827). Von v. Hammer's „Geschichte des osmanischen Reichs“ sind der 2. und 3. Bd. (bis 1574) 1828 erschienen. J. Emerson's „The state of Greece in 1825“ (London 1826, 2 Bde.). Über den innern Zustand der griech. Verwaltung gaben die Briefe des Hrn. Jam. Emerson, Agenten des brit. Vereins in London, an Hrn. Jos. Hume, den Vorstand desselben (London, 3. Nov. 1825), und das Sendschreiben des Hrn. Lytton Bulwer (der im J. 1825 nebst Hrn. Hamilton Browne, als Commissaire wegen der griech. Anleihe in Konstantinopel, nach Griechenland sich begab) an die provisorische griech. Regierung vom

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

W.

	Seite		Seite		Seite
Wadland	1	Wagner (Ernst)	16	Waldburg (Friedrich	
Wald, f. Rhein	—	Wagram (Schlacht		Ludwig), Graf	
Warenversicherung,		bei)	17	Truchseß von W.	39
Assicuranz	—	Wahabi	20	Waldeck (Fürstenth.)	—
Wald (Wilhelm Karl)	—	Wahlcapitulation, f.		Waldbenser	40
Wald, Macht	2	Capitulation	24	Walbgötter, f. Faunen	
Walden, f. Schlaf und		Wahlenberg (Georg)	—	und Satyre	42
Waldtag	3	Wahlformen	—	Waldborn, f. Horn	—
Waldler (Joh. Friedr.		Wahlreich	27	Waldis (Burkard), f.	
Waldrich Ludwig)	—	Wahlspruch, f. Sym-		Burkard	—
Waldrich	4	bol	—	Walbmenschen	—
Waldfen, Wachsthum	5	Wahlstatt, Wahlplatz,		Walbnymphen, f.	
Waldfiguren, Wachst-		Wahlstadt (Dorf)	—	Nymphen	—
Waldbnereien	9	Wahlverwandtschaft,		Waldbstein, Wartem-	
Waldbmalereien, f.		f. Verwandtschaft		berg (Grafen von)	—
Waldbkaufstil	10	(chemische)	—	Wales, f. Wallis	43
Waldbteln	—	Wahnsinn	—	Walhalla, Walhalla,	
Waldbter (Georg Phi-		Wahrhaftigkeit, f.		f. Nordische My-	
pp Ludwig Leon-		Lüge	29	thologie	—
Waldbard)	11	Wahrheit	—	Walken, Walkererde	—
Waldbtschiff	—	Wahrsagen, Wahr-		Waltpren, f. Nordi-	
Waldbthürme	—	sager, Wahrsager-		sche Mythologie	—
Waldbroder (Wil-		künste	—	Wall	—
lm Heinrich)	—	Wahrscheinlichkeit	31	Wall (Anton — Fried-	
Waldbarth (August		Waid	—	rich Adolf Heyne)	44
Waldbseph Ludwig,		Waisenhäuser	32	Wallace (William)	45
Waldbaf von)	12	Walefield (Gilbert —		Wallenstein (Albrecht,	
Waldben, Waffenlehre,		Priscilla — Edward		Graf von)	46
Waldbfengattung	13	— Daniel)	34	Wallerstein'sche Kunst-	
Waldbgebalken	14	Walachei	35	sammlungen	51
Waldbn	—	Walcheren	37	Wallfahrten, f. Pro-	
Waldbnaar (Johann)	15	Walckenaer (Charles		cession	52
Waldbbauer (Mar		Athanasie, Baron)	—	Wallfischfang, Wall-	
Waldbeph)	—	Walb, f. Böhmischer		fisch	—
Waldbburg	16	und bairischer Walb	38	Wallis (Fürstenthum	
Waldbrecht	—	Waldbbau	—	— Prinz = Wales-	
		Waldburg (das Haus)	—	Insel)	53

	Seite		Seite		Seite
Wallis (Canton) . . .	54	Wasa (Gustav), f.		Weber (Zeit), f.	
Wallis (Johann) . . .	55	Gustav I.	85	Wächter	118
Wallonen, Wallonische		Wasa-Orden, f. Schwe-		Wechabiten, f. Wabab-	
Garde	56	ben	—	Wechsel, Wechselpro-	
Wallraf (Ferdinand		Waser (Johann Hein-		test, Wechselkurs,	
Franz)	—	rich)	—	Wechselreiterei . . .	
Wallrath	58	Wasgau, f. Vogesen	—	Wechselbegriffe . . .	12
Walmoden (Ludwig,		Washington (George)	—	Wechselnoten	
Graf v. — Hans		Washington (Stadt)	87	Wechselrecht, Wechsel-	
Ludwig, Graf v.)	—	Washingtons-Inseln	88	ordnungen, Wechsel-	
Walpole (Robert)	—	Wassanah	—	selproceß	
Walpole (Horatio,		Wasser	89	Wechselfeitiger Unte-	
Lord)	59	Wasserblei	92	richt	124
Walpurga	60	Wasserbruch, f. Bruch	—	Wechselwinkel	125
Walther von der Vo-		Wasserdampf, f.		Wechselwirkung . . .	
gelweide)	61	Dampf	—	Weckerlin (Eug	
Walzer	62	Wasserfall	—	Rudolf)	
Walzwerk	63	Wassergalle	—	Weckerlin (Wider	
Wandelstern, f. Planet	—	Wasserhose	—	Ludwig)	127
Wandern, Wander-		Wasserkopf	94	Wedekind (Georg	
ordnungen	—	Wasserleitung, f. Aquä-		stian Gottlieb, von	
Wanken der Erdaxe	64	duct	—	herr von)	
Wanken des Mondes	65	Wasserprobe, f. Orda-		Wedgewood (Wed-	
Wanker (Ferdinand		lien	—	wood, Josiah)	
Geminian)	—	Wasserscheu	—	Weening (Joh. Ber-	
Wappen —	66	Wasserschraube	96	tist — Johann)	
Wappenkönig, Wap-		Wasserstoffgas, f. Gas	—	Weg (nasser und tro-	
penherold	67	Wasserstraßen	—	ckener)	129
Wappenkunde, f. He-		Wassersucht	—	Wegelagerung	
raldik	—	Wasseruhr, f. Uhr . . .	99	Wegemesser	
Wara, f. Nordische		Wasservogel, f. Vogel	—	Wegscheider (Joh	
Mythologie	—	Wasserwage	—	August Ludwig)	
Warburton (William)	—	Wasserweihe	—	Wehrgeld	
Wardein	68	Wasserziehen	—	Weib, f. Frauen	
Warendorf	—	Watelet (Claude		Geschlecht	
Warmbrunn	—	Henry)	—	Weichbild	
Wärme	—	Waterländer, f. Tauf-		Weichsel	
Wärmemesser	76	gesinnte	100	Weichselkopf	
Wärmevertheilung	—	Waterloo (Schlacht		Weigel (Karl)	
Warnberger (Simon)	78	bei)	—	Weigel (Johann Aug	
Warschau	—	Waterloo (Anton)	103	ust Gottlob)	
Wartburg	79	Watt (James)	—	Weigelianer, Weigel-	
Wartburg (Krieg auf)	—	Watten	105	(Valentin)	
Wartburgfest	80	Waverley-Novellen	—	Weigl (Joseph —	
Warte	83	Wavre	111	Thaddä)	
Wartegeld	—	Weben	112	Weihbischof	
Wartenburg (Treffen		Weber (Bernhard An-		Weibe, f. Ordination	
bei)	—	selm)	113	Weihkessel, f. Weih-	
Warze	84	Weber (Karl Maria		wasser	
Wasa (Stadt —		von)	114	Weihnachten, We-	
Schloß)	—	Weber (Gottfried)	117	nachtsopfer	

Seite	Seite	Seite
Wasser . . . 141	Welfer (Familie) . 171	Wesseling (Peter) . 225
Werd (Melchior am) . . . —	Welt 172	Wessenberg (Ignaz Heinrich von) . . . —
Werd (Peter) . 142	Weltachse, f. Weltaxe —	West (Benjamin) 227
Werr (Kajetan v.) 143	Weltalter —	Westenrieder (Lorenz von) 230
Werra (Großherzog- thum) 144	Weltauge, f. Dpal 173	Westermarb . . . 231
Werra (Karl August, Herzog v. Sach- sen = Eisenach), marische Land- be 145	Weltaxe —	Westfalen (Herzog- thum — Kreis — Königreich — Pro- vinz) —
Werra (Fürsten- thum) 148	Weltbürger —	Westfälische Domai- nenkäufer, f. Do- mainenkaufl und Schreiber (Philipp Wilhelm) . . . 234
Werra (Stadt) . . . —	Weltgebäude, Weltall, Universum . . . —	Westfälischer Friede —
Werra 149	Weltgegenben . . 174	Westgothen . . . 237
Werra (Fried- rich) 153	Weltgeistliche, Welt- priester —	Westindien . . . 240
Werra, f. Brannt- wein und Alkohol —	Weltgeschichte, f. Ge- schichte —	Westminster, W. = Ab- tei, W. = Hall . 243
Werra —	Welthandel —	Westphalen, f. West- falen 245
Werra 154	Weltkenntniß . . 196	Westphalen (Engel- Christian) —
Werra, Weinstei- n —	Weltkugel, f. Globus —	Westpreußen . . . —
Werra (Adam) —	Weltmeer —	Westpunkt, f. Abend- punkt 246
Werra 155	Weltpol, f. Pol . 197	Westreenen van Ziel- landt (Wilh. Hein- rich Jakob, Baron) —
Werra —	WELTSYSTEM . . . —	Wetstein (Johann Heinrich — Jo- hann Jakob) . . . —
Werra (Christian Sa- verin) 156	Weltumsegler . . . —	Wette (Wilhelm Mar- tin Leberecht de) 247
Werra (Christian Ge- org) 157	Weltweisheit . . 198	Wetter, Wetterglas 250
Werra (Johan- Franz von) 158	Wenceslaus (deutscher Kaiser) —	Wetterau —
Werra & Meer . . 159	Wendekreis, f. Tro- picus 200	Wetterleuchten . . . —
Werra —	Wendeltreppe . . . —	Wetterlichter . . . —
Werra (Johannes) —	Wenden —	Wetterscheide . . 251
Werra (Friedr. Gott- lob) 162	Wendler (Johann) 203	Wetterstrahl, f. Blitz —
Werra 163	Wenzel (Joseph — Karl) —	Wettin (Grafen von) —
Werra, f. Meer . 164	Werder 204	Wettrennen der Pfer- de 252
Werra (Richard von, Marquis von) —	Werf (Adrian van der — Peter van der) —	Wetzel (Friedr. Gott- lob) 253
Werra-Pole (Wil- helm) 165	Werft, Schiffswerft —	Wetzstein 254
Werra (Henry — Hard — Wales von) —	Werner (Abraham Gottlob) —	Weyde (Roger von der) —
Werra (Arthur Lesley, Herzog von) 166	Werner (Friedr. Lud- wig Zacharias) 207	Weyzel (Joh. Karl) —
	Wernigerode, f. Stol- berg 210	Weylar 255
	Wernike (Christian) —	
	Werst —	
	Werth —	
	Wesel 211	
	Wesen —	
	Weser —	
	Weserschiffahrt und = Handel 212	
	Wesley (John), Wes- leyaner 225	

	Seite		Seite		Seite
Waaab, f. Bahabi	255	Wilbbab	289	Winkel (Georg Jan)	323
Whigs	—	Wilbbahn	290	Dietrich aus dem	323
Whisky	256	Wilbbann	—	Winkelmann (Johann	324
Whiston (William)	—	Wildfangsrecht, Wild-	—	Joachim)	324
Whistpiel	—	fang, Wildfänge	—	Wind	325
Whitbread (Samuel,	—	Wildgrafen	291	Windbüchse	325
Vater u. Sohn)	—	Wildungen (Karl Lud-	—	Windharfe, f. Aol-	—
Whiteboys	258	wig Eberhard Hein-	—	harfe	—
Whitefield (George)	260	rich Friedrich von)	—	Windischgrätz	—
Wiclef (Johann)	261	Wilhelm I. (Prinz von	293	Windkugel	—
Widdin und Paswan	—	Oranien)	293	Windmesser, Wind-	—
Dglu	263	Wilhelm III. (Erbstatt-	—	ne, f. Anemometer	—
Widerlegung	265	halter v. Holland)	297	Windrose	—
Widerspruch	—	Wilhelm I. (König der	300	Windror	300
Widerstand	—	Niederlande)	300	Winfried, f. Benig	—
Widerstand der Mittel	—	Wilhelm Friedrich	—	der Heilige	301
Widmer (Samuel)	266	Georg Ludwig	—	Wingolf, f. Nordische	—
Wiedeking (Karl Fried-	—	(Kronprinz der	302	Mythologie	—
rich von)	—	Niederlande)	302	Winkel	—
Wibel (Johann Wil-	—	Wilhelm der Eroberer	303	Winkelmesser, f. An-	—
helm von)	267	Wilhelm (König von	304	labium	—
Wied (Grafschaft)	268	Württemberg)	304	Winkler (Joh. Hen-	—
Wiedereinsetzung in den	—	Wilhelm I. (Kurfürst	308	rich)	—
vorigen Stand, f.	—	von Hessen)	308	Winkler (Karl Gott-	333
Restitutio in inte-	—	Wilhelm Ludwig Au-	—	fried Theodor)	333
grum	269	gust (Markgraf von	311	Winspeare (David)	334
Wiedererzeugung, f.	—	Baden)	311	Winter (Peter von)	335
Reproduction	—	Wilhelm Friedr. Ernst	—	Winter (Johann Ch-	337
Wiedergeburt, f. Pa-	—	(Fürst zu Lippe-Bü-	313	stian Friedrich)	337
lingenesie	—	ckeburg), f. Lippe	313	Winter	338
Wiederholungskreis	—	Wilhelmsbad	—	Wintersfeldt (Hans	—
Wiederschall, f. Schall	—	Wilhelmshöhe	—	Karl von)	—
und Echo	—	Wilhelmsstein, f. Stein-	—	Winterpunkt	338
Wiederschein, Refle-	—	huder Meer	315	Winterschlaf der	—
xion, f. Zurück-	—	Wilken (Friedrich)	—	Thiere	—
strahlung	—	Wilkes (John)	316	Wingingerode (Fa-	—
Wiedersehen nach dem	—	Williamov (Johann	—	milie)	341
Tode	—	Gottlieb)	317	Wipperthal	342
Wiedertaucher, f. Tauch-	—	Wille	318	Wibel (Cartesiani-	—
gesinnte	—	Wille (Johann Georg	—	sche), f. Descartes	—
Wieland (Christoph	—	— Peter Alexander)	—	Wirbelwind, f. Wind	—
Martin)	—	Williams (Helena	319	Wirklichkeit	—
Wieliczka (Salzwerk	—	Maria)	319	Wirkung	—
— Stadt)	277	Wiskur	—	Wissbaden	344
Wien	278	Wilna	320	Wischnu, f. Indische	—
Wiener Congress	285	Wilson (Sir Robert	—	Mythologie	344
Wiener Friede	288	Thomas — Ben-	—	Wismar	—
Wiese	—	jamin)	—	Wismuth	—
Wight	—	Wimpfen	322	Wissen	—
Wilberforce (Wil-	—	Winkel (Therese Emi-	—	Wissenschaft	—
liam)	289	lie Henr. aus dem)	—	Wissenschaftskunde	345

Seite	Seite	Seite
Engenstein, f. Sayn 345	Wolzogen (Just. Adolf	Württemberg . . . 402
tt (Johann de —	Ludwig, Freih. v.) 380	Württembergische Land-
ornelius de) . . . —	Wood (Matthew) 381	stände . . . 409
tte (Karl) . . . 346	Woodlett (William) 383	Württembergische Ver-
ttekind . . . 347	Woolston (Thomas),	fassung . . . 415
ttelsbach, f. Otto	Wollaston (Wil-	Würzburg (Großher-
on Wittelsbach 348	liam) . . . —	zogthum — Bis-
ttenberg . . . —	Wordsworth (Wil-	thum — Stadt) 422
ttterung, f. Wetter 349	helm) . . . 384	Würzburg (Univer-
ttterungskunde . . . —	Wörlich . . . 385	sität) . . . 423
thum . . . 354	Worms . . . —	Wurzel, f. Pflanzen-
twencassen . . . —	Woronzoff (Familie) 386	anatomie . . . 426
g, Wigbold . . . 355	Wörterbuch, f. Lexi-	Wurzel . . . —
abimir . . . 357	kon . . . 387	Wurzen (Stadt —
che . . . —	Wortfuß, f. Rhyth-	Collegiatstift) . . . —
ban . . . —	mus . . . —	Wuth, f. Tollheit und
hlfahrtsauschuß —	Wortspiel . . . —	Hundswuth . . . —
hlgemuth (Mich.) 359	Wouvermann (Phi-	Wüthendes Heer . . . —
hnung . . . —	lipp — Peter) . . . —	Wytttenbach (Daniel,
iwoda, Woivob,	Woywoden, f. Wo-	Wäter und Sohn
Woivobschaften 360	woba . . . 388	— Johanna) . . . —
Wcott (John) . . . —	Wrad, Wradrecht . . . —	
le . . . 361	Wrangel (Hermann,	
lf (Christian, Frei-	Graf von — Karl	
err von) . . . —	Gustav, Graf von) —	
lf (Friedrich Au-	Wrbna = Freudenthal	
ust) . . . 362	(Rudolf, Graf) 389	
lf (Arnoldine) . . . 366	Wrede (Karl Philipp,	
fdietrich, f. Hel-	Fürst von) . . . 390	
nbuch . . . —	Wren (Sir Christo-	
fe (James) . . . —	pher) . . . 392	
ff (Pius Alexan-	Wright (Sir Tho-	
er — Frau) . . . 367	mas) . . . 393	
fenbüttel (Fürsten-	Wucher . . . 394	
um — Stadt) 369	Wundarzneikunst, f.	
fgang (Fürst zu	Chirurgie . . . 395	
nhalt) . . . —	Wunder . . . —	
l (Joseph) . . . 370	Wunder der Welt (die	
ga . . . —	sieben) . . . 396	
e (Christian Hein-	Wunderbar in ästhet-	
h) . . . 372	scher Hinsicht . . . —	
en . . . 373	Wünschelruthe . . . 398	
. . . 375	Würbe . . . —	
en . . . 377	Wurf, f. Ballistik . . . —	
neffer . . . —	Würfel . . . —	
ner (Joh. Chri-	Wurfrad . . . 399	
n von) . . . —	Wurm (Albert Aloy-	
st . . . 378	sius Ferdinand) . . . —	
y (Thomas) . . . —	Würmer . . . 400	
mann (Karl Lub-	Wurmser (Dagobert	
g von) . . . 379	Sigmund, Graf v.) —	

X.

X 427
Xanten —
Xanthippe —
Xanthos, f. Skaman-
der —
Xantippus —
Xenien 428
Xenokrates (der Philo-
soph — der Arzt) . . . —
Xenophanes 429
Xenophon (der Ge-
schichtschreiber —
der Dichter) . . . —
Xerxes I. (König von
Persien) 430
Ximenes (Francisco) 431
Ximenes (Augustin
Louis, Marq. de) 432
Ximenes (Leonardo) 433
Xuthus —
Xylographie, f. Holz-
schneidekunst . . . —

Y.

Y —
Y (das) —

	Seite		Seite		Seite
Yang = the = Kian	433	Zahl	448	Zeal = Bermudez (Don Francisco de)	449
Yarmouth	—	Zahl (goldene), f. Eas- lender	—	Zeche, Zechregister, Zechbruder	450
Yeoman	434	Zahlensystem	—	Zechin	—
Yermaß	—	Zähler, f. Renner	449	Zehen	450
Yermoloff, f. Termoloff (Alexei Petrowitsch)	—	Zähne	—	Zehnt	—
Yorik, f. Sterne (Lo- renz)	—	Zahnschmerz	450	Zeichen, f. Charakter	451
York und Albanien (Friedrich, Herzog von)	—	Zähringen	451	Zeichenlehre, f. E- miotik	—
York (Graf von War- tenburg)	436	Zaims	—	Zeichnende Kunst	—
York (Grafschaft — Stadt)	437	Zaire	—	Zeichnungskunst	—
Young (Arthur)	438	Zajonczeß (Joseph, Fürst)	452	Zeichnungslehre	451
Young (Edward)	—	Zakrzewski (....)	—	Zeit	—
Ypern	439	Zaleucus	453	Zeitalter	—
Ypsilantis (Familie — Konstantin — Alex- ander — Demetrius — Georg — Ni- kolaus — Gregor Theodat — Katha- rina — Maria)	—	Zaluski (Andreas Chry- sostomus — Andreas Stanislaus — Mar- tin — Joseph An- dreas — Joseph, Graf)	—	Zeiten	450
Yriarte (Juan de — Tomas de)	443	Zambeccari (Francesco, Graf)	—	Zeitgeist	—
Ysenburg, f. Isen- burg	444	Zamoiski (Johann — Andrezej — Con- stantia)	454	Zeitgleichung	—
Yverdon	—	Zamolxis	—	Zeitmaß, f. Temp- ometer	—
Yvernois (Sir Fran- cis d')	—	Zamora (Antonio de)	—	Zeitrechnung, f. Chro- nologie	451
Z.		Zamosc	—	Zeitrenten, f. Rente und Annuitäten	—
Z	445	Zampieri (Domenico)	455	Zeitschriften	—
Zaar, Zaare	—	Zanetti (Anton Maria, Graf — Anton Ma- ria 3. d. 3.)	—	Zeitungen	—
Zabiello (Michael, Graf — Joseph, Graf)	—	Zanguebar	—	Zeig (Stadt — Bis- thum)	451
Zabier, f. Gabier	446	Zanotti (Francesco Ma- ria — Giampietro Cavazzoni — Eu- stachio)	456	Zellgewebe	—
Zabira (Georg)	—	Zanni, f. Harlekin	—	Zeloten	—
Zach (Franz, Freih. v. — Anton, Baron von)	—	Zante (Insel — Stadt)	—	Zelter (Karl Friedrich)	451
Zacharia	447	Zappi (Giovanni Bat- tista Felice — Fau- stina)	457	Zelter	—
Zacharia (Just Fried- rich Wilhelm)	—	Zarlino (Giuseppe)	—	Zend, f. Persische Sprache	—
Zadoc, f. Sabucder	—	Zarskoje Seló	458	Zend-Avesta	451
Zaftleeven (Hermann — Cornelius)	—	Zauberei, f. Magie	—	Zenith	451
Zähigkeit	448	Zauberlaterne	—	Zeno (der Eleuther- der Stoiker)	—
		Zauner (Franz, Edler von)	—	Zeno (Apostolo)	451
		Zeal	459	Zenobia (Septimia)	—
		Zeal (Don Francisco Antonio)	—	Zentgericht, f. Cent- gericht	—
				Zentner (Georg Fried- rich, Freih. von)	451
				Zeolith	—
				Zephyr, Zephyren	—
				Zerbini di Spofetti	451
				Zerbst	—
				Zerbuscht, f. Zoro- ster	451

Seite	Seite	Seite
iederung, f. Analp-	Bingg (Adrian) . . . 520	Borndorf (Schlacht
; Bergliederungs-	Bint, Bintblumen, Bint-	bei) 549
nst, f. Anatomie 490	stuhl 521	Boroaster —
irfschung —	Bindgref (Julius Wil-	Brinni (Niklas, Graf
gung —	helm) 522	von) 551
gung der Kräfte	Binke 523	Bschokke (Joh. Hein-
nd Bewegungen —	Binn, Binnstein . . . —	rich Daniel) . . . 553
enner (Karl Chri-	Binnober, f. Quecksil-	Buchthäuser . . . 557
oph Gottlieb) . . . 491	ber 524	Zucker, Zuckerstoff . . 559
ane Altherene 492	Bins —	Zufall 561
au (Heinrich Wil-	Binszahl, Römerzins-	Zufrieden 562
elm von) —	zahl, f. Periode 525	Zug —
n (Philipp von) 493	Bingenborn (Nikolaus	Zug (Canton —
gescheit, f. Todes-	Ludwig, Graf v.) —	Stadt) —
rafen 494	Birbelbaum, f. Pinien-	Zugvögel, f. Vögel . . 563
us, f. Amphion —	baum 527	Zuidersee —
elbank —	Birbelbrüse —	Züllichau —
ge —	Birkel, f. Cirkel und	Zumsteeg (Johann
ghaus, Zeugmeister,	Kreis —	Rudolf) —
Zeugwärter, Gene-	Bisla, f. Bizla . . . —	Zunftwesen 564
alfeldzeugmeister,	Bither —	Zunge, Zungenbänd-
rongroßfeldzeug-	Bittau —	chen, Zungenwärtz-
meister 495	Bitterfische 528	chen 568
gung —	Bizla —	Zungen —
s, f. Jupiter . . . 500	Bnaim 530	Zurechnung —
ris —	Bobel —	Zürich (Canton —
st 501	Bobtenberg 531	Stadt) 569
gel, Ziegelofen . . . —	Bodiacallicht 532	Zürichersee 571
gler (Friedr. Wil-	Bodiacus —	Zurla (Placidus, Car-
helm) 502	Boega (Georg) . . . —	dinal) 572
be, Zierlichkeit, Zier-	Boilus 534	Zurlo (Giuseppe,
athen 503	Boll, f. Fuß —	Graf) —
rpflanzen —	Boll, Landzölle, Was-	Zurückprallung . . . 573
then (Hans Joachim	serzölle, Binnen-	Zurückstrahlung . . . —
von — dessen Sohn	zölle, Rückzoll . . . —	Zurzach 574
— der Generallieu-	Boll- und Mauthwe-	Zusammenkunft, f.
enant Graf von) 512	sen 535	Aspecte —
ern 514	Bollvereine, Bollver-	Zusammensetzung der
ernmethode —	bande 544	Kräfte und Bewe-
reuner —	Bolltarif 545	gungen —
mer (Patricius Be-	Bollkofer (Georg Joa-	Zuydersee, f. Zuidersee —
nedict) 517	chim) 546	Zwang —
amermann (Johann	Bone, f. Erbstrich . . 547	Zwanzigguldenfuß, f.
Georg, Ritter v.) 518	Boogenon —	Münzfuß —
amermann (Eber-	Boolithen —	Zweck —
hard August Wil-	Boologie, f. Thier . . 548	Zweibrücken (Fürsten-
helm von) —	Boophyten —	thum — Stadt) . . 575
amt, Zimmetblü-	Bootomie, f. Anato-	Zweideutigkeit, f. Am-
he 519	mie —	phibolie —
garelli (Nicolo) 520	Born —	Zweifel —
onv.-lex. Siebente Aufl.	Bt. XII.	39

	Seite		Seite	
Zweifampf .	576	Zwingli (Ulrich) .	578	Zwitter
Zweischattige	577	Zwischenact . .	580	Zwölffingerdarm
Zweistimmig .	—	Zwischenhandel .	581	Zwölftafelgesetze .
Zwerge, Zwergbaum	—	Zwischenmittel .	—	
Zwickau	578	Zwischenräume der		A n h a n g.
Zwietracht, f. Eris	—	Körper, f. Poren	—	Türkei und Griechen-
Zwilling, Zwillinge	—	Zwischenspiel . .	—	land

